Stimmen aus Maria-Laach

Digitized by Google

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

gle

Stimmen aus Maria-Laach.

Sechzigster Band.

Digitized by Google

Stimmen aus Maria-Laach.

Sechzigster Band.

Digitized by Google

Stimmen aus Maria-Laach.

Sechzigster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Sechzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1901.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Sechzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1901.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

0902
.882
Bd.60-61

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.
Printed in Germany

Inhalt des sechzigsten Bandes.

Seite

Jesus Christus der Erlöser. Ein Papstwort am Schlusse des heiligen Jahres. (A. Baumgartner S. J.) 1

Die Pflicht im Wirtschaftsleben. (H. Pesch S. J.) 16

Monistische Entwicklungslehre — entwicklungsleere Entwicklungsmäre. Vorwort zu einem Versuch über die „Entwicklung" des Katholizismus. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) 30

Das Wesen des Christentums eine Schale ohne Kern. (Chr. Pesch S. J.) . 48

Die Renaissance des Altertums in China und ihr Einfluß auf das Staatsleben. (J. Dahlmann S. J.) 62

Die Weltkirche. Ein Versuch über die „Entwicklung" des Katholizismus. I. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) 121

Die Pfalzkapelle Karls des Großen zu Aachen und ihre Mosaiken. (St. Beissel S. J.) 136, 284

Das ganze Evangelium und der ganze Christus. (Chr. Pesch S. J.) . . 154

Zur mechanischen Instinkttheorie. (E. Wasmann S. J.) 169, 274

Leo Lucian v. Roten, der Dichter des Oberwallis. (N. Scheid S. J.) . . 180

Moses und Petrus. (C. A. Kneller S. J.) 237

Die Kirche Christi und Harnacksche Curiosa. (Chr. Pesch S. J.) . . . 257

Der Deutschen „Schlachtlied" zu St. Michael. (G. M. Dreves S. J.) . . 297

Zur Frage des börsenmäßigen Terminhandels mit landwirtschaftlichen Produkten. (H. Pesch S. J.) 349

Die Vaticana und ihr Gründer. (J. Hilgers S. J.) 368

Das Apostolat. Ein Versuch über die „Entwicklung" des Katholizismus. II. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) 381

Die englische Frühgotik. (J. Braun S. J.) 394, 506

Tendenziöse Phantastereien als Grundlagen moderner Kultur. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) 409

Zur Beurteilung des börsenmäßigen Terminhandels. (H. Pesch S. J.) . . 473

Wichtige Fortschritte in der Funkentelegraphie. (L. Dressel S. J.) . . . 492

Ein neuer Stern erster Größe. (Ad. Müller S. J.) 524

Zur Pekinger Volkskunde. (J. Dahlmann S. J.) 539

507285

Digitized by Google

Miscellen.

	Seite
Das Ideal einer Freimaurer-Schule	106
Über den Bestand der russisch-schismatischen Kirche	116
Paramente mit Darstellungen des Totentanzes	118
Altkatholiken, Anglikaner und Orthodoxe	228
Der „geborene Verbrecher“ 1877 und 1900	230
Baers Stellung zur Frage nach der Abstammung des Menschen . .	231
Eine Urahne als Dichterin	338
Huxley einst und jetzt	342
Neues vom Nachtigallenberge bei Ephesus	344
Das Experiment in der Psychologie der menschlichen Geistesthätigkeit .	461
Bürgers „Lenore“	468
Dreifach gefangen und dreifach befreit	469
Von Gänsefüßen und Fuchsfährten. Ein drittes Wort der Abwehr wider Professor Paulsen	592

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

Seite

Andachtsbilder, Classische. Herausgegeben von der österreichischen Leo-Gesellschaft. II. Emission . 317

Archiv für Literatur und Kirchengeschichte, s. Denifle-Ehrle.

v. Arenberg, Prinzessin Ernst, Gedichte 338

Arens (B.), s. Longhaye.

— (Fr.), Der Liber ordinarius der Essener Stiftskirche. (Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. 21. Heft) . 590

Aus fernen Landen, s. Spillmann.

Bachem (Jul.), Staatslexikon. 2. Aufl. 1.—7. Heft 106

Bachems illustrierte Erzählungen für Mädchen, s. Dransfeld, v. Follenius.

— Jugenderzählungen, s. Braun, Heizer, Ris, Wehrmeister.

Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur. III. Bd. . . . 86

Beiträge, Bonner, zur Anglistik. Herausg. von Prof. Dr. M. Trautmann:

Heft II: Colley Cibbers Bühnenbearbeitung von Shakespeares Richard III. Von R. Dohse. — Untersuchungen über das Altenglische Exoduslied. Von G. Mürkens. — Zu Cynewulfs Runenstellen. Von M. Trautmann. — Berichtigungen, Vermutungen und Erklärungen z. Beowulf (1. Hälfte). Von M. Trautmann.

Heft III: Cynewulfs Wortschatz. Von R. Simons.

Seite

Heft IV: Old English Musical Terms. By Fred. Morgan Padelford.

Heft V: Untersuchungen zur Altenglischen Genesisdichtung. Von H. Jovy. — Versbau und Sprache in Huchowns Morte Arthure. Von F. Mennicken. — The Author of Ratis Raving. By J. T. T. Brown. — Zur Berichtigung und Erklärung der Waldhere-Bruchstücke. Von M. Trautmann.

Heft VI: The Wallace and The Bruce restudied. By J. T. T. Brown 331

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters, s. Wittmann, Worms.

— zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. 20., 21. Heft 218, 590

Benziger, Zwölf neue Kommunion-Andenken 460

Bertram, Die beiden Radleuchter im Dome zu Hildesheim . 221

Böhm, Die „Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen". (Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. I. 1.) 453

von Bolanden, Die Sünde wider den Heiligen Geist . . 225

Boudinhon, La nouvelle législation de l'Index 308

v. Brandis-Zelion, Die Violinspielerin. 3. Aufl. . . 337

Braun (Isab.), Das Fleißzeichen. Das rosenfarbene Kleid.

Seite

Nepomuk. (Bachems Jugenderzählungen. 12.) 227
Braunsberger, Beati Petri Canisii, Societatis Iesu, epistulae et acta. Vol. III . . 585
de Broglie-Öttingen-Spielberg, Religion und Kritik . 447
Brown, s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.
Brück, Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. IV. Bd. 564
— Die Culturkampfbewegung in Deutschland (1871–1900). 1. Lfg. 564
Bruneau, Synopse évangélique 583
Brynych-Schelbicky, Der Schild des Glaubens 584
Canisii, Beati Petri, epistulae et acta, s. Braunsberger.
Cardon, s. Ward.
Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts . 409
de Chérancé-M. Paula (Schwester), Leben des heiligen Antonius von Padua . . . 587
Christ, Haus Hasmonai . . . 336
Coleman, s. Stuart.
Coudenhove, Roter Mohn u. andere Erzählungen in Versen . 333
Cremann, Geschichte der katholischen Kirche zu Ibbenbüren . 218
Damaschke, Vom Gemeinde-Sozialismus 219
Denifle, La Désolation des églises, monastères et hôpitaux en France pendant la guerre de cent ans. Tome I. II. . . 196
Denifle-Ehrle, Archiv für Literatur und Kirchengeschichte des Mittelalters. VII. 3. u. 4. 105
Desjardins, Authenticité et Date des livres du Nouveau Testament 582
Diefenbach, Der Zauberglaube des sechzehnten Jahrhunderts nach den Katechismen Dr. Martin Luthers und des P. Canisius 329

Seite

Dohse, s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.
Domanig, Opus S^t Lucae. 1. bis 4. Liefg. 317
Dorangeon, s. Zanecchia.
Dransfeld, Die Geschwister. (Bachems illustrierte Erzählungen für Mädchen. 13.) . . . 459
Dressel, Elementares Lehrbuch der Physik. 2. Aufl. 311
Egremont, L'Année de l'Église 1899 222
Ehrhard, Die altchristliche Litteratur und ihre Erforschung von 1884–1900. I. Abteil. (I. Supplementband der Straßburger theologischen Studien.) . 212
Ehrle, s. Denifle.
Einig, Institutiones theologiae dogmaticae. Tractatus de Sacramentis. Pars I 324
Ernst, Die Notwendigkeit der guten Meinung 98
Eschelbach, Sommersänge . . 458
Favier, Péking 449
Felten, Forschungen zur Geschichte Ludwigs des Bayern 100
Feret, La Faculté de Théologie de Paris et ses Docteurs les plus célèbres. T. II. XVI^e siècle 452
Ficker (R.), Weihbischof Dr. Herm. Jos. Schmitz 219
Fohringer, s. Wirken, Das sociale, der katholischen Kirche in Oesterreich.
v. Follenius, Das Burggeheimnis. (Bachems illustrierte Erzählungen für Mädchen. 12.) . 459
Forschungen zur christlichen Litteratur- und Dogmengeschichte, s. Koch (Hugo).
Fournelle, Die katholische Charitas in Berlin 452
St. François de Sales, Oeuvres. T. XI. Lettres: I. vol. . . . 97
Frantz, Handbuch der Kunstgeschichte 438

Seite

Freese, Das konstitutionelle System im Fabrikbetriebe . . . 327
Fritsch, Unter dem Zeichen der Los-von-Rom-Bewegung. I. Thl. 448
Gardner, Dante's Ten Heavens 78
Gasquet, The Eve of the Reformation. New edit. . . . 456
Gesellschaft, Deutsche, für christliche Kunst. VIII. Jahresmappe f. 1900 317
Giehrl, Die Verlobte. 3. Aufl. 224
v. Gillern, s. Montgomery.
Giordano, Das eucharistische Leben und das ewige Königtum Jesu Christi. 2. Aufl. . . . 322
Gommel, Altäre, Kanzeln und Chorgestühl. Liefg. 1 u. 2 . 221
Grätz, Kurzer Abriß der Elektrizität. 2. Aufl. 328
Grau, Das Lob des Kreuzes . 576
Greving, Steuerlisten des Kirchspiels S. Kolumba in Köln vom 13.—16. Jahrhundert . . . 588
Grimm-Zahn, Geschichte der öffentlichen Thätigkeit Jesu. IV. Bd. 2. Aufl. 321
Grisar, Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. I. Bd. 568
Grotemeyer, Studien zu den Visionen der gottseligen Augustinernonne Anna Kath. Emmerich. I. Heft 99
Grube, Zur Pekinger Volkskunde 539
Gruber, Mazzini, Freimaurerei und Weltrevolution 455
Guggenberger, A General History of the Christian Era. Vol. I 450
Haeckel, Die Welträthsel . . 428
Hammer, Die Erziehung der weiblichen Jugend 457
v. Hammerstein, Geistliche Lesungen für Priester 456
Harnack, Das Wesen des Christentums 48, 154, 257
Heizer, Der Räuber vom Eichenhofe. (Bachems Jugend-Erzählungen. 13.) 227

Seite

Hettinger (Franz). Der kleine Kempis. 2. Aufl. 223
Höhler, Matteo Bonelli . . 226
Hoischen, Veronika. (Katholische Volksbibliothek. VII.) . . . 337
Jahrbuch, Siebentes, des kathol. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches. Vereinsjahr 1898/99 . 103
Jamin, Ueber die Gewissenszweifel 457
Jovy, s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.
Jüngst, Roma aeterna . . . 220
Keller (Ad.), St. Alphons von Liguori oder Robert Graßmann? 448
— (Jos. Ant.), Hundertdreißig Beweise von den Segnungen des heiligen Bußsakramentes u. Märtyrer des Beichtsiegels. 2. Aufl. 324
Kellner, Heortologie . . . 446
Kempis, Der kleine, s. Hettinger.
Kerner, Der Stadtschreiber von Köln. 2. Aufl. 224
Kirsch, Die heilige Cäcilia, Jungfrau und Martyrin . . 587
Kleiser, s. Eisenring.
Kneib, Die Unsterblichkeit der Seele bewiesen aus dem höheren Erkennen und Wollen. (Apologetische Studien. I. Bd. 4. Heft.) 216
Knieb, Geschichte der Reformation und Gegen-Reformation auf dem Eichsfelde 98
Koch (Hugo), Pseudo-Dionysius Areopagita in seinen Beziehungen zum Neuplatonismus und Mysterienwesen. (Forschungen zur christlichen Literatur- und Dogmengeschichte. I. Bd. 2. u. 3. Heft.) 202
Kohout, Flavius Josephus' Jüdischer Krieg 449
Kraus, Geschichte der christlichen Kunst. Bd. I; Bd. II, Abth. I. II, 1. 438
v. Kuefstein, Die Entwicklung zur Weltwirtschaft und der österreichisch-ungarische Ausgleich . 327

Seite

Kuhn, Allgemeine Kunstgeschichte 438
Kümmel, An Gottes Hand. V. Bdchn.: Muttergottes-Erzählungen 224
Künstle, Zwei Dokumente zur altchristlichen Militärseelsorge . 452
Kurz, Die katholische Lehre vom Ablaß vor und nach dem Auftreten Luthers 88
Lacouture, Esthétique fondamentale 102
Lahousse, Tractatus de virtutibus theologicis 447
— Tractatus de sacramentis in genere, de baptismo, de confirmatione, de eucharistia . . 448
Langhans, Politisch-militärische Karte von Ost-Asien 325
van der Lans-v. Prim, Der Zug nach Damiette 226
Lauterer, Australien und Tasmanien 326
Lehmen, Lehrbuch d. Philosophie. II. Bd., 1. Abteil. 586
Lepidi-Vignon, Noël et ses Beautés 99
Leroy, En Chine. Au Tché-ly Sud-Est 325
Lichtle, Die barmherzige Liebe 586
Lingg, Kultur-Geschichte der Diöcese und Erzdiöcese Bamberg. I. Bd. 454
Loeb, Einleitung in die vergleichende Gehirnphysiologie und vergleichende Psychologie . 171, 274
Longhaye-Arens, Johann von La Valette. (Schul- und Vereinsbühne. I.) 336
Lueg-Mairhofer, Biblische Realkonkordanz. 5. Aufl. . . 216
Maher, Psychology: empirical and rational. 4. edit. . . . 573
Mairhofer, s. Lueg.
de Margerie, La Divine Comédie de Dante Alighieri . . 78
Marholm, Die Frauen in der sozialen Bewegung 106

Seite

v. Mayr, Die Pflicht im Wirtschaftsleben 17
Menghin, Fürst und Vaterland! 2. Aufl. 451
Mennicken, s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.
Michel, Vie de Saint Stanislas Kostka 102
Michelitsch, Haeckelismus und Darwinismus 428
Mommert, Golgotha und das heilige Grab zu Jerusalem . . 100
Montgomery-v. Gillern, Tony, die kleine Kinderfrau . 337
Müller, s. Reise.
Mürkens, s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.
Mury-Sommervogel, Jacques Balde 334
Nachschlagewerk, Geschichtliches, sozialpolitisches und apologetisches. II. Theil: Politisch-soziales Abc-Buch. Bearbeitet von Paul Siebertz. (I. u. II. Bd.) 219
Reise-Müller, Die Perikopen in der Schule. 2. Aufl. . . . 447
Nervegna, De Iure practico Regularium 325
Niederhofer, Beim goldenen Abendsonnenschein 337
Nikel, Die Wiederherstellung des jüdischen Gemeinwesens nach dem babylonischen Exil. (Biblische Studien. V. 2 u. 3.) . . . 322
Noldin, De sacramentis . . 583
Nübling, Das Lied von der Glückseligkeit 333
Nürnberger, Neue Dokumente zur Geschichte des P. Andreas Faulhaber 330
— Papsttum und Kirchenstaat. 3. Der Kirchenstaat und Piemont 101
Opus S^t Lucae, s. Domanig.
v. Oertzen, Aus einsamen Thälern 460

Seite

Otten, Das Reich des Geistes und des Stoffes. (Apologetische Studien I. 3.) 104
Öttingen-Spielberg, s. de Broglie.

Padelford, s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.
Paula, M. (Schwester), s. de Chérancé.
Pfülf, Der Verfasser der „Gedanken und Ratschläge" P. Adolf von Doß als Freund der Jugend geschildert. 2. Aufl. . . 103
Piolet, La France hors de France 434
Pottier, De iure et iustitia dissertationes. De notione generali iuris et iustitiae et de iustitia legali 209
v. Prim, s. van der Lans.

Quentin, Jean-Dominique Mansi et les grandes collections conciliaires 329

Redlich, Cardinal Albrecht von Brandenburg und das Neue Stift zu Halle 1520 bis 1541 . . 329
Reinhard, Madame, s. de Wimpffen, Baronne.
Ris, Detlev und Geira. (Bachems Jugend-Erzählungen. 10.) . . 227
v. Roques, Urkundenbuch des Klosters Kaufungen in Hessen. I. Bd. 105
Roure, Doctrines et problèmes 215
Rousseau, Kléber et Menou en Égypte depuis le départ de Bonaparte 591
Ruland, Die Geschichte der kirchlichen Leichenfeier . . . 455
Ruppert, Die katholischen Arbeitervereine Süddeutschlands . 327

Sachs, Die ewige Dauer der Höllenstrafen 217
de Salaberry, Souvenirs politiques sur la Restauration 1821—1830 589
Salembier, Le Grand Schisme d'Occident 328

Seite

van de Sande Bakhuyzen, Der Dialog des Adamantius περὶ τῆς εἰς θεὸν ὀρθῆς πίστεως 425
Sauter, Kolloquien über die heilige Regel 458
Scartazzini, La Divina Commedia di Dante Alighieri. Vol. I 78
Schelbicky, s. Brynych.
Schlecht, ΔΙΔΑΧΗ ΤΩΝ ΔΩΔΕΚΑ ΑΠΟΣΤΟΛΩΝ. Doctrina XII Apostolorum 446
Schlumberger, L'épopée Byzantine à la fin du dixième siècle. II^e partie 92
v. Schmid, Apologetik als spekulative Grundlegung d. Theologie 96
Schmid (U.), St. Ulrich, Graf von Kyburg-Dillingen, Bischof von Augsburg 586
Schmitz (Ludw.), Die Fürsorgeerziehung Minderjähriger. Gesetz vom 2. Juli 1900 217
Schneider (G. A.), Der hl. Theodor von Studion 104
Schouppe, Le plan divin de l'Univers 323
Schul- und Vereinsbühne, s. Longhaye-Arens.
Schupp, Die Mucker 223
v. Schwarz, Turkestan . . . 326
Seibl, Der hl. Alphons und sein Gegner R. Graßmann . . 448
Siebertz, s. Nachschlagewerk.
Simons, s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.
Sommervogel, s. Mury.
Spillmann, Die Blutzeugen aus den Tagen der Titus Oates-Verschwörung 590
— „Selig sind die Barmherzigen." (Aus fernen Landen. XVI.) . 223
— Um das Leben einer Königin 94
Staatslexikon, s. Bachem (Jul.).
Steigenberger, Das Haus Tempo 225
Stieve, Zabern im Elsaß oder Elsaß-Zabern 218

Seite

Stuart-Coleman, Historical Memoirs of the City of Armagh 314
Studien, Apologetische, s. Kneib, Otten.
— Biblische, s. Nikel.
— Straßburger theologische, s. Ehrhard.
Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte, s. Böhm.
Studienbuch, Katholisches . . . 330

Terrabugio, La giovinetta cattolica. Consigli pratici . . 217
Terrien, La mère de Dieu et la mère des hommes. Ire Partie 457
Traber, Das Cassianeum in Donauwörth. 2. Aufl. . . . 451
Trautmann, s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.

Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München, s. Weis.
Vignon, s. Lepidi.
Volksbibliothek, Katholische, s. Hoischen.

Ward-Cardon, Le Cardinal Wiseman 453
Watrigant, Deux méthodes de spiritualité 324
Weber (Val.), Die Abfassung des Galaterbriefes vor dem Apostelkonzil 303
Wegener, Das wunderbare innere und äußere Leben der Dienerin Gottes Anna Katharina Emmerich. 3. Aufl. 450

Seite

Wehrmeister, Das Geheimnis des Sonnenpriesters. (Bachems Jugend-Erzählungen. 11.) . . 227
Weis (J. E.), Julian von Speier († 1285). (Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München. 3.) 335
Welter, Aus alten Tagen . . 220
Wetzel, Die Planke im Schiffbruch 456
— Das Denkmal der Liebe . . 457
Wienstein, Lexikon der katholischen deutschen Dichter . . . 331
de Wimpffen, Baronne, Une Femme de Diplomate. Lettres de Madame Reinhard à sa mère, 1708—1815 . . . 588
Wirken, Das sociale, der kathol. Kirche in Oesterreich. VII. Bd.: Diöcese St. Pölten. Von Carl Fohringer 100
Wittmann, Die Stellung des hl. Thomas von Aquin zu Avencebrol (Ibn Gebirol). (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. III. 3.) 323
Worms, Die Lehre von der Anfangslosigkeit der Welt bei den mittelalterlichen arabischen Philosophen des Orients und ihre Bekämpfung durch die arabischen Theologen. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. III. 4.) 584

Zahn, s. Grimm.
Zanecchia-Dorangeon, La Palestine d'aujourd'hui . . . 211

Jesus Christus der Erlöser.

Ein Papstwort am Schlusse des heiligen Jahres.

Wie bei der feierlichen Ankündigung des heiligen Jahres, so lenkt unser Heiliger Vater Papst Leo XIII. auch am Schlusse desselben die Blicke der katholischen Welt abermals auf den „Anfang und Vollender unseres Heiles", den ewigen Grundstein und das göttliche Haupt der Kirche, den eigentlichen Urheber der christlichen Civilisation, den höchsten Lehrer, Hohenpriester und König der Menschheit, auf den Erlöser Jesus Christus hin, zu dessen Glauben sich nicht nur die Angehörigen der katholischen Kirche, sondern noch viele Millionen Angehörige anderer christlicher Religionsgemeinschaften bekennen.

Nicht ohne Trost schaut Leo XIII. auf das seinem Ende zueilende Jubeljahr zurück. Pilgerscharen aus allen Ländern der Welt haben sich dem Getümmel der Alltagssorgen und dem betäubenden Gewirr irdischen Strebens entrafft und sind, gleich den eifrigsten Christen früherer Jahrhunderte, zu den heiligen Gräbern der Apostel gezogen, um von ihrem Glauben offenes und freies Zeugnis abzulegen und sich der Gnadenschätze teilhaftig zu machen, welche an die Feier des heiligen Jahres geknüpft sind. Unter allen Völkern hat sich ein edler Wetteifer gezeigt, dem Wunsche des Papstes gemäß offen und ohne Menschenfurcht, in innigster Andacht, in herzlichen Erweisen der Liebe dem Erlöser der Menschheit ihre Huldigung darzubringen. „Der besten Zeiten des Christentums würdig erscheinen mag diese Inbrunst Tausender und aber Tausender, die eines Sinnes und Herzens vom Aufgang bis zum Niedergang den Namen Jesu Christi preisen und verkündigen."

Was der Papst nun wünscht und ersehnt, das ist, daß die Glut dieser heiligen Begeisterung für den Erlöser sich in noch viel weitere Kreise verbreiten, daß sie das neue Jahrhundert beherrschen und gleichsam dessen

Signatur werden möchte. Denn nicht alle sind dem an sie ergangenen Rufe gefolgt. Vorab hat sich das öffentliche Leben der Staaten vielfach den religiösen Anschauungen entzogen, unter deren Einfluß sie einst zu so hoher innerer und äußerer Blüte gelangt, wie den sittlichen Forderungen, welche das Christentum an sie stellt. Sitten und öffentliche Einrichtungen haben darunter schwer gelitten. Besonders bedauert der höchste Oberhirt diejenigen, die noch den Christennamen beibehalten haben, aber ein Leben ohne den Glauben und ohne die Liebe Jesu Christi führen. Diese wünscht er vor allem durch Lehre, Überredung und Mahnung wieder zur Kenntnis und Liebe des Erlösers zurückzuführen. Denn er schreibt die vielfache Entfremdung der modernen Welt von Christus, ihr Abgehen von den christlichen Grundlagen des Geistes- und Gesellschaftslebens nicht so sehr bösem Willen zu als dem Mangel an Erkenntnis, einer ungenügenden Schätzung dessen, was uns Christus ist und bietet, Vorurteilen und Irrtümern aller Art, welche in buntem Gemisch die Ideen verwirrt und umdunkelt haben. Alle fordert er darum auf, die Hirten der Kirche wie die schlichten Gläubigen, nach ihrem Stand und Vermögen, durch Gebet, Wort und That die Erkenntnis und Liebe des Erlösers unter ihren Mitmenschen auszubreiten. Auch wir dürfen es deshalb nicht unterlassen, unsere Leser auf diesen Herzenswunsch des allgemeinen Vaters der Christenheit hinzulenken.

1.

Eine ernste Betrachtung läßt uns Christus unschwer, schon von rein natürlichem Standpunkt aus als den wichtigsten Kern- und Angelpunkt der gesamten Welt- und Menschengeschichte erkennen. Es ist kein bloßer Zufall, daß alle civilisierten Völker die Jahre und Jahrhunderte nach seiner Geburt zählen. Sein Erscheinen auf Erden hat tiefer in die Geschicke der Menschheit eingegriffen als die Thätigkeit irgend eines andern Menschen, ja man darf kühn sagen, als irgend eines Volkes.

China ist in seiner jahrtausendealten, vorwiegend materiellen und mechanischen Kultur erstarrt, ohne gewisse Züge der Barbarei je ganz zu überwinden und ohne die Länder des Westens je mit einer wirklich neuen, triebkräftigen Idee zu befruchten. Versumpft in wollüstigen Mythen, spitzfindigen Träumereien und beschaulichem Nihilismus kennt Indien weder seine eigene frühere Geschichte, noch hat es sich an dem Einfluß fremder Kulturen zu einer selbständigen, stetigen Geistesentwicklung zu erheben vermocht. Ägypten gleicht einer riesigen Mumie, deren Überreste uns durch ihre kolossalen Verhält-

nisse in Staunen setzen, aus der aber schon seit mehr als zwei Jahrtausenden jeder fruchtbare Lebenshauch entschwunden ist. Die Weltmonarchien der Babylonier, Assyrier und Perser haben uns nur Trümmer stolzer Pracht und ehrgeiziger Eroberungssucht, keine bleibenden Geistesschätze hinterlassen. Wie ein glänzendes Meteor ist Alexander der Große von Hellas aus gen Indien gezogen, als der größte Eroberer angestaunt; aber Bleibendes hat er nicht geschaffen; er hat nur die hellenische Kultur weiter in den Orient getragen und durch Erschließung neuer Verkehrspfade Morgenland und Abendland einander genähert. Großartig und andauernd haben auf die Weltkultur nur die Hellenen, die Römer und die Juden eingewirkt. Die ersteren durch ihre litterarische, künstlerische und philosophische Bildung, die zweiten durch ihre politische und kriegerische Organisation, die dritten durch die Überlieferung des Monotheismus inmitten der allgemeinen Vielgötterei und des Erlösungsgedankens inmitten einer allgemeinen Verkommenheit und Entartung. Die Hellenen wurden indes durch ihre einseitig künstlerische und philosophische Überbildung erst dem sittlichen, dann auch dem politischen Bankrott entgegengeführt. Die Kraft der Römer erlag mitten in ihrer Siegeslaufbahn den Einflüssen hellenischer und orientalischer Weichlichkeit, ehe noch die Barbaren des Nordens ihr waffenstarrendes Reich in Trümmer schlugen. Der Hellenismus verdarb auch einen Teil des jüdischen Volkes; der politischen Herrschaft über dasselbe bemächtigten sich die Römer; ihr Tempel und ihre heilige Stadt fielen den Flammen zum Raub, und nur ein kleiner Rest des Volkes trug die alten Messiashoffnungen in die weite Welt hinaus.

Nur wenige Jahrzehnte aber vor der beispiellosen Katastrophe zu Jerusalem ward daselbst ein Mann ans Kreuz geschlagen, dessen Name von da ab die ganze Weltgeschichte beherrscht. Einem armen Städtchen Galiläas entsproßt, hatte er die ersten dreißig Jahre seines Lebens in der Dunkelheit eines alltäglichen Arbeiterlebens zugebracht. Dann war er drei Jahre in den engen Grenzen von Palästina umhergezogen, hatte eine neue Lehre verkündet, welche den Messiashoffnungen des Volkes entgegenkam, aber nicht in der Weise, in welcher die meisten deren Erfüllung erwarteten. Der Einfluß, den er vorzugsweise über die ärmeren und niederen Volksklassen gewann, erregte den Neid der Schriftgelehrten und Pharisäer; sie ruhten nicht, bis sie ihn unter der Anklage der Gotteslästerung und des Aufruhrs ans Kreuz gebracht hatten. Verlassen von allen starb er des schmählichsten und schmerzlichsten Todes, den je ein Mensch gelitten. Seine

Feinde glaubten ihn für immer vernichtet; aber in wenigen Wochen zählten seine Anhänger schon nach Tausenden, in wenigen Jahrzehnten drang seine Lehre nach Alexandrien, Athen und Rom, nach Gallien und Afrika; nach drei Jahrhunderten war sie die größte moralische Weltmacht, die es je gegeben. Das siegreiche Kreuz überstrahlte die herrlichsten Kunstwerke Roms und Konstantinopels, es schmückte seitdem die Kronen der Kaiser und Könige. Konstantin der Große und Karl der Große haben vor dem gekreuzigten Nazaräer das Knie gebeugt. Die germanischen Völker haben ihm als dem mächtigsten aller Könige Heerfolge geschworen. Germanen und Romanen sind vereint in den Orient gezogen, um sein Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Seine Ideen haben die ganze antike Welt aus den Angeln gehoben und umgestaltet. Die gesamte Civilisation des Mittelalters und der Neuzeit beruht auf den Grundlagen seiner Lehre. Die von ihm gestiftete Kirche umspannt die gesamte Erdoberfläche. Ungezählte Millionen haben ihn als Gott und Heiland angebetet, haben in ihm Licht und Leben, Trost und Heil, Gnade im Leben, Hoffnung der Unsterblichkeit im Tode gefunden. Kein Eroberer hat je so weite Länderstrecken sich unterworfen, kein Philosoph so viele und so unbesieglich treue Anhänger gezählt, kein Künstler so viele Herzen erfreut, kein Philanthrop so viele Menschen selbst im Unglück und in verzweifeltster Lage beseligt, kein Religionsstifter Gotteserkenntnis und Sittlichkeit in so erhabener, allgemeiner und dauernder Weise gehoben wie Jesus Christus von seinem Kreuze aus.

Das sind Thatsachen, welche keine rationalistische Geschichtsbaumeisterei und Tüftelei zu erschüttern vermocht hat. Man mag vor denselben fliehen und sich in brahmanische und buddhistische Spekulationen, in den Talmud und Koran, in altgriechische Naturphilosophie oder in Schopenhauer und Nietzsche vergraben: das ändert an den Dingen nichts. Die eigentliche Geistessonne der letzten neunzehn Jahrhunderte bleibt Christus. Napoleon I. hat sich auf St. Helena staunend vor seiner überwältigenden Persönlichkeit gebeugt, und Goethe hat offen eingestanden:

„Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur, wie sie in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.“

2.

Mit einer bloß naturalistischen Auffassung Christi ist aber ein tieferes Verständnis seiner Person wie seines Werkes, des Christentums, nicht zu erreichen. Sie stellt uns vor eine ganze Welt von Rätseln, und vermag keines derselben zu lösen. Denn was sollen hier Vermutungen über seine arische Abkunft, über hellenische und gar indische Einflüsse? Das alles sind leere, ja geradezu lächerliche Hirngespinste. Alle geschichtlichen Zeugnisse und Anhaltspunkte sprechen laut und deutlich dagegen. Ein doppeltes Geschlechtsregister führt seinen Stammbaum ununterbrochen auf David und Abraham zurück; an seiner semitischen Abkunft ist nicht zu zweifeln. Ebenso klar und schlicht ist bezeugt, daß er zwar als Kind für kurze Zeit nach Ägypten geflüchtet wurde, daß er aber seine Jugend- und ersten Mannesjahre in der armen Werkstätte zu Nazareth zugebracht hat. Wie soll der „Zimmermannssohn" mitten in rauher Arbeit, in dem verachtetsten Landstädtchen Galiläas mit griechischer und indischer Philosophie bekannt geworden sein? Und wäre das der Fall, wie sollte er aus den schmutzigen Mythologien der Brahmanen die reine und erhabenste Lehre der Menschwerdung, aus dem dumpfen Pessimismus Buddhas die thätige Opferfreude der christlichen Liebe herausgearbeitet haben? Wie wäre er darauf verfallen, der strengen Sittenlehre der Stoiker gerade ihre Härte, ihren egoistischen Stolz und die Hochschätzung des Selbstmordes abzustreifen, den dunkeln, sich widersprechenden Ansichten der griechischen Philosophen die lauterste und würdigste Gottesidee abzugewinnen? Wie ist er auf seine Lehre von der Demut, vom Gehorsam aus Liebe, vom Kreuze gekommen? Wie hat er, bei seiner sonstigen Treue gegen das mosaische Gesetz, die nationalen Schranken desselben durchbrochen und die allgemeine Gotteskindschaft und Brüderschaft aller Menschen proklamiert? Wie hat er den leeren Buchstabendienst so streng verurteilt und sich doch dem Geiste des alten Gesetzes so bereitwillig unterworfen? Leicht ist es, über all das zu phantasieren; aber die Einheit, Reinheit, Selbständigkeit und Wirksamkeit seiner Lehre aus bloßer innerer Genialität und äußeren, rein natürlichen Einflüssen befriedigend zu erklären, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Noch schwieriger und rätselhafter wird die Erklärung durch die Vorbilder und Prophezeiungen des Alten Bundes, auf die er sich während seines Lebens vielfach, öffentlich und vor vielen Zeugen berufen hat. Sein Kommen war schon dem ersten Stammvater der Menschheit verheißen. Die Umstände desselben, seine Abkunft, seine Zeit, seine Aufgabe, sein

Charakter, die verschiedensten Einzelheiten seines Lebens und Todes wurden dann von Jahrhundert zu Jahrhundert immer deutlicher vorhergesagt, sein Charakterbild und sein Leben in immer festeren Umrissen gezeichnet, seine Geschichte gewissermaßen schon geschrieben, bevor er auf Erden erschien, und zwar so, daß es nicht in seiner Wahl als Mensch stand, die einzelnen Umstände herbeizuführen. Dieses prophetische Bild des Messias war in den heiligen Büchern so sorgfältig entworfen und aufbewahrt, daß er, bei wahrhaft frommer Erfassung, jedem gläubigen Israeliten erkennbar war, als er auf Erden erschien. Nur die fleischliche Gesinnung des Volkes hatte das Bild in der mündlichen Überlieferung umdunkelt und einseitig jene Züge hervorgehoben, welche dem nationalen Stolze und irdischen Streben schmeichelten. Auf dieses Zeugnis der Propheten hat sich Christus nun während seiner Lehrthätigkeit immer und immer berufen. Er hat sich laut und deutlich als den erwarteten Messias bekannt. Man muß ihn als Messias anerkennen, wenn man nicht durch die schrankenloseste, willkürlichste negative Kritik alle Autorität der Heiligen Schriften des Alten Bundes über den Haufen werfen will.

Ein solches Unterfangen wäre aber um so bedenklicher, als man dadurch konsequent genötigt würde, auch die Heiligen Schriften des Neuen Bundes gegen alle Forderungen einer maßvollen und gesunden Kritik völlig preiszugeben. Denn hier begegnet uns nicht nur auf Schritt und Tritt der ausdrückliche Hinweis auf die Messiaswürde des Erlösers, er wird uns gleichzeitig als der größte Wunderthäter geschildert, den jemals die Welt gesehen; er selbst bezeichnete diese Wunder als Unterpfand seiner göttlichen Sendung, als Bürgschaft für den göttlichen Ursprung seiner Lehre, für die Gewalt, Sünden nachzulassen, für die Göttlichkeit seiner Person. Er verwandelt Wasser in Wein, er speist mit wenigen Broten Tausende von Menschen, er giebt den Blinden das Gesicht, den Tauben das Gehör, den Stummen die Sprache wieder, er heilt Krankheiten und Gebrechen jeder Art mit einem bloßen Wink, er wandelt trockenen Fußes auf dem See einher, er gebietet Sturm und Wogen. Die ganze Natur steht zu seinem Befehle. Er weckt Tote auf; selbst das Grab giebt auf seinen Ruf Lazarus lebend zurück. Er ist der Herr des Lebens und des Todes. Er liest in den Herzen; er zieht mit unwiderstehlicher Gewalt die Sünder an sich; er erhebt rohe Fischer zur erhabensten Kenntnis göttlicher Dinge und bekleidet sie mit Vollmachten, von welchen bis dahin kein Mensch geträumt. Er ist der Herr der höchsten Erkenntnis und der wunder-

samsten Gnade. Diese ganze Wunderwelt hat aber nichts von jenem Gepräge eitler, ehrgeiziger oder großsprecherischer Schaustellung, wie sie der Heide Lucian in seinen Dialogen verspottete. Christus will nicht als Wundermann verehrt und gefeiert werden; er flieht vielmehr, da sie ihn zum Könige machen wollen. Seine Wundermacht steht ganz im Dienste der zärtlichsten, innigsten Liebe, die je ein Mensch gegen seine Mitmenschen an den Tag gelegt, im Dienste seines erhabenen Auftrages, das Reich der Sünde zu zerstören und die Menschen zur Erkenntnis und zur Liebe Gottes heranzuziehen. Eine übermenschliche, von göttlicher Liebe geleitete Macht soll den vollen Ausweis leisten, daß er im Namen Gottes seine neue Offenbarung verkündige.

Wo es aber gilt, den andern Teil seiner erhabenen Mission zu erfüllen, als Mittler zwischen Gott und die sündige Menschheit zu treten, die Sünden der Menschen auf sich zu nehmen und durch sein Leiden und seinen Tod volle, ja überfließende Genugthuung für sie zu leisten, da hält er die ihm verliehene wunderbare Gewalt auf nicht minder wunderbare Weise zurück, giebt sich allen Leiden, Mühsalen und Nöten des sterblichen Lebens preis, leidet Hunger und Durst, Kälte und Hitze, Entbehrung und Armut, Ermüdung und Kummer, Verachtung, Undank, Beleidigung, Haß, jahrelange Verfolgung, ja er liefert sich freiwillig seinen Feinden aus, läßt alle Schmach und allen Schmerz über sich ergehen und stirbt als Mann der Schmerzen, als Auswürfling seines Volkes, von allen verlassen, verraten und im letzten Kampfe noch verhöhnt, des schmachvollsten und schrecklichsten Todes am Kreuze. Auf dem blutigen Opferaltar aber giebt er noch, wie in seinem bisherigen Leben, die schönsten Beispiele der Geduld, der Demut, der Armut, der vollständigsten Selbstentäußerung, der Vereinigung mit dem göttlichen Willen, der hingebendsten Opferliebe, des glühendsten Eifers für das Heil der Welt. Sein Tod besiegelt in heroischer Weise seine Lehre. Das Kreuz wird zu ihrem Inbegriff, zum Lehrstuhl der erhabensten Offenbarung wie zum Altar des höchsten, alle erlösenden Opfers. Es wird aber auch zugleich zum Banner des ewigen Sieges über Tod, Sünde und Hölle. Denn Christus ist nicht bloß am Kreuze gestorben, er ist auch kraft eigener Macht vom Grabe auferstanden.

Sein Tod wie seine Auferstehung sind so fest beglaubigt wie nur irgend eine Thatsache der Geschichte. Ihre Leugnung untergräbt nicht nur jede historische Gewißheit, sondern verwickelt in ein Netz von Widersprüchen, das uns an der ganzen Menschheit irre machen müßte. Denn der

ungeheuerlichste Betrug wäre dann zugleich die Quelle der reinsten und erhabensten Religion und aller Segnungen, womit sie seit fast zwei Jahrtausenden die Menschheit beglückte.

Dem abgründlichen Chaos von Widerspruch und Widersinn, welches die Leugnung der Auferstehung in sich schließt, steht das Zeugnis der Grabeswächter und der Hohenpriester, der frommen Frauen und der Apostel als unabweisbare Thatsache gegenüber, besiegelt mit dem Blute der Apostel und zahlloser Märtyrer, bestätigt durch den Inhalt und Charakter der Lehre Jesu Christi, ihre sittlichen Wirkungen, den unermeßlichen Segen, welchen sie der Menschheit gebracht, den siegreichen Fortbestand des Christentums gegenüber allen Feinden, welche es zu untergraben und zu vernichten suchten. Mit der Lehre von der Auferstehung Christi steht oder fällt die Gottheit Christi, mit dieser das Christentum. So sicher das Christentum noch jetzt lebt und blüht, so sicher ist Christus von den Toten auferstanden; ebenso gewiß ist es aber, daß er zugleich Mensch und Gott war, daß er jetzt noch am Throne des Ewigen für uns lebt und fleht, daß er im hochheiligsten Sakramente des Altars unter uns weilt und waltet, daß er einst am Ende der Zeiten über uns alle richten wird, als Richter der Lebendigen und der Toten, daß er in alle Ewigkeit diejenigen beseligen wird, die hienieden treu an ihn geglaubt und ihm ähnlich zu werden gestrebt haben.

3.

Das menschliche Charakterbild des Erlösers, wie es uns die Evangelisten entworfen haben, ist das erhabenste und zugleich das liebenswürdigste Idealbild, das je von einem Menschen gezeichnet worden ist, so schlicht und einfach, daß das ärmste Kind sich daran zum Gotteskinde schulen kann, so tief und erhaben, daß die größten Geister, die edelsten Seelen aller Zeiten darin unerschöpflichen Stoff der Bildung gefunden haben.

Ein strahlender Lichtglanz des höchsten Berufes, des hehrsten Strebens, der seltensten Auserwählung und ein tiefer Schatten schmerzlicher Erniedrigung, steten Leidens und empfindlichster Mißkennung begleiten ihn durch sein ganzes Leben.

Schon seine Kindheit ist mit den wunderbarsten Ereignissen umwoben. Engel kündigen seine Ankunft an und rufen die Hirten zu dem Stalle von Bethlehem. Ein wunderbarer Stern führt die Könige des Morgenlandes zu seiner Krippe. Von himmlischen Scharen wird er mit dem

Jubelliede begrüßt: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind! Aber zugleich erfährt er schon als Kind alles Ungemach einer aus königlichem Glanz in Armut und Verachtung geratenen Familie. Von den Bewohnern seiner Vaterstadt herzlos verstoßen, wird er in einem Stalle geboren, auf einer Krippe gebettet, allen Leiden und Entbehrungen äußerster Armut preisgegeben, ja schon als Kind verfolgt, zum Tode gesucht, in die Verbannung hinausgetrieben. Den größten Teil seines Lebens bringt er dann in der Werkstätte seines Pflegevaters zu, im verborgenen Dunkel der gewöhnlichsten Arbeit, kaum beachtet als einer der zahllosen Sterblichen, die im Schweiße des Angesichtes ihr Brot verdienen. Nur für wenige Jahre will er aus diesem Dunkel heraus, um zu lehren und zu wirken.

Aber welch ein Lehrer! Alle, die ihn früher gekannt, werden von Staunen dahingerissen. Volksscharen sammeln sich um ihn. Wie ein Prophet wählt er sich Jünger aus und zieht von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, lehrend und Wunder wirkend, Wohlthaten spendend und Sünder bekehrend.

Aus seinen Reden und Gesprächen spricht ein durchdringender, genialer Verstand, der tief ins Göttliche geschaut, dem die Herzen offen liegen, der Welt und Menschheit mit höchster Sicherheit und Klarheit beurteilt. Doch er redet nicht wie ein Weiser, der sich in seiner Weisheit gefällt und Bewunderung sucht, sondern wie ein Gottgesandter, der gekommen, die Menschen aus Unwissenheit und Sünde zu erlösen, ihnen Botschaft über Gott zu bringen und sie zu ihm, zu ihrem letzten Ziel, zurückzuführen. In all seinen Reden offenbart sich zugleich das liebreichste, wohlwollendste Herz, das an Freude und Leid der andern den innigsten, uneigennützigsten Anteil nimmt, frei von unmännlicher Weichheit und Süßelei, voll der thatkräftigsten, opferfreudigsten Teilnahme. In den schlichtesten Parabeln ist er zum Verständnis der Menge herabgestiegen und hat ihr die frohe Botschaft vom Reiche Gottes verkündigt: „Kommet zu mir, ihr alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen!"

Die Triebkraft dieses edeln Gemütslebens ist ein starker, männlicher, thatkräftiger Wille, heldenhaft im Handeln wie im Dulden. Gleich dem Verstand ist auch dieser Wille unwandelbar auf das höchste, auf Gott selbst gerichtet. Gott ist sein Ziel, seine einzige Liebe. Mit unnachsichtlicher Energie stößt er deshalb die Sünde von sich und bekämpft jenes System

der Sünde, durch welches die Menschheit, ihrem Schöpfer entfremdet, sich selbst und die Geschöpfe an Gottes Stelle setzt, um sich in flüchtigem, unbefriedigendem Genuß ewig unglücklich zu machen.

Kein Schatten einer Sünde oder Unvollkommenheit trübt den reinen Spiegel seiner Seele. In ihm ist die ursprüngliche Gerechtigkeit wiederhergestellt, in welcher einst der erste Mensch aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen. Stellvertretend nimmt er aber die Flut von Sünde und Schuld auf sich, welche im Gefolge der ersten Sünde über die Menschheit hereingebrochen, und stellt in seinem Leben ein Vorbild auf, wie der Mensch, den inneren Keim und die äußere Anreizung der Sünde niederkämpfend, die ihm bestimmte Gotteskindschaft und deren selige Erbschaft wieder gewinnen kann.

Von den typischen Idealen des Heidentums ist sein Charakterbild deshalb grundverschieden: wir finden in ihm weder die Kalokagathie der Hellenen, die im Zauber des Schönen, in der höchsten Verfeinerung des sinnlich-geistigen Lebens die höchste individuelle Vervollkommnung und den höchsten egoistischen Genuß sucht, noch die starre virtus romana, die sich mit dem Staatsgedanken identifizierend, rücksichtslos alles vor sich niederwirft, um im Besitz von Macht und Ruhm zu schwelgen. Es lebt auch nichts von jener Goldgier in ihm, welche die mächtigen Handelsvölker des Altertums beherrschte und über die Hälfte der Menschen in Sklavenfesseln schlug. Er kam vielmehr, um diese Fesseln zu brechen; aber nicht als stolzer Übermensch und Eroberer, sondern als das hehre Vorbild der Armut und Demut, der Entsagung, des Gehorsams, der Geduld, der uneigennützigsten Gottes- und Menschenliebe.

Die magna charta seiner Freiheit lautet drum so grundverschieden von allem, was die jüdischen Gesetzeskundigen geträumt, was die Philosophen und Staatsmänner des Altertums angestrebt. Das Joch äußerer Tyrannei kann nie gebrochen werden, es kann nur Namen und Formen wechseln, wenn nicht im Innern des Menschen das Joch der Sünde gebrochen wird.

Selig preist er deshalb die Armen im Geiste und die Sanftmütigen, die nach Gerechtigkeit Hungernden, die über ihre Sünden Trauernden, die Barmherzigen, die Herzensreinen, die Friedfertigen, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgten. Er leitet die Menschen nicht zu stolzem Philosophieren, zu nimmersattem Erwerb, zu ehrgeizigem Streben an, sondern zum Wachen und Beten, zur Buße und Selbstüberwindung, zur Los-

schälung vom Irdischen und zu freudiger Hingabe an Gott. Alle Werke der Liebe und Barmherzigkeit hat er im weitesten Umfange geübt und zu deren Übung aufgefordert. Er hat dem tyrannischen Joch der Sünde und der menschlichen Leidenschaften einen unversöhnlichen Krieg erklärt, aber die reuigen Sünder mit unendlicher Güte aufgenommen, verteidigt und mit Wohlthaten überschüttet. Das Kreuz, ohne welches es kein Heil giebt, hat er selbst zuerst und freiwillig auf sich genommen und hat es für uns getragen und hat an demselben unsere Schuld getilgt. Es giebt keine wahre Freiheit, und es giebt kein Heil, als seinem Rufe zu folgen und mit ihm das Kreuz zu tragen.

4.

Das Christentum würde indes zum flachen Humanismus herabsinken, wenn wir in Christus nur eine rein menschliche Idealgestalt erblicken wollten. Er ist Mensch und Gott. In der gnadenreichen Vereinigung von Gottheit und Menschheit in der Person Jesu Christi beruht unsere Erlösung, beruht das innerste Wesen des Christentums. Mögen uns daher auch apologetische Untersuchungen zuweilen nötigen, den göttlichen Stifter des Christentums mit den Urhebern anderer Religionen zu vergleichen, so dürfen wir nie vergessen, daß ein solcher Vergleich seiner eigentlich unwürdig ist und immer nur den Sinn haben kann, ihn so weit als möglich von ihm abzuwehren. Schon als Mensch steht er unvergleichlich hoch über ihnen; als Gott ist er ihr Herr, Schöpfer und Richter. Dem Wahn und Irrtum, an denen ihre Systeme so reich sind, steht er als die ewige Wahrheit gegenüber, zu der wir nur mit tiefer Ehrfurcht aufblicken dürfen.

„Wie es unselig und unheilvoll ist, vom Wege abzuirren, so nicht minder, die Wahrheit zu verlassen. Die erste, absolute und wesenhafte Wahrheit aber ist Christus, als das Wort Gottes, wesensgleich und gleich ewig mit dem Vater, eins mit dem Vater: ‚Ich bin der Weg und die Wahrheit.‘ Sucht also die menschliche Vernunft die Wahrheit, so gehorche sie vor allem Jesu Christo und ruhe sicher in seiner Unterweisung, weil durch Christi Stimme die Wahrheit selbst spricht. — Es giebt unzählige Wissensobjekte, in deren Erforschung und Behandlung die Fähigkeiten des menschlichen Geistes wie auf ihrem eigensten Gebiete sich frei bewegen mögen, und zwar nicht nur unter Zustimmung, sondern gemäß einer Forderung der Natur. Aber Frevel ist es und wider die Natur, den Geist nicht innerhalb seiner Schranken halten zu wollen und mit Außeracht-

lassung der gebührenden Bescheidenheit die Lehrautorität Christi zurückzuweisen. Die Lehre, von der unser aller Heil abhängt, handelt durchweg von Gott und göttlichen Dingen, und keine menschliche Weisheit hat sie hervorgebracht, sondern Gottes Sohn hat sie ganz und gar vom Vater selbst geschöpft und empfangen: ‚Die Worte, die du mir gegeben, habe ich ihnen gegeben‘ (Joh. 17, 8)“.

Aus diesem unmittelbar göttlichen Ursprung der christlichen Offenbarung folgert die Encyklika das Vorhandensein von Geheimnissen, deren Höhe der menschliche Geist ebensowenig zu erreichen vermag, als er das Wesen Gottes selbst begreifen kann, und die Notwendigkeit, den begrenzten menschlichen Verstand der göttlichen Lehrautorität Christi zu unterwerfen, eine Unterwerfung, welche nichts Knechtisches und Unwürdiges in sich schließt, weil sie freiwillig nicht der Herrschaft eines andern Menschen, sondern Gott, unserem Schöpfer und Herrn, der ewigen und unabänderlichen Wahrheit selbst, geleistet wird und den menschlichen Geist über die natürlichen Schranken seiner Erkenntnis hinaus zu höherer Freiheit führt. Die Wissenschaft braucht deshalb von seiten des Glaubens nicht um ihre Freiheit besorgt zu sein; vielmehr sollten ihre Vertreter es scheuen, die Herrschaft Christi abzulehnen und sich halsstarrig gegen Gott zu empören.

„Der göttlichen Gewalt entledigt, werden sie darob nicht freier; sie fallen in irgend eine menschliche Gewalt; denn sie werden, wie dies thatsächlich der Fall ist, irgend jemand sich wählen, den sie hören, dem sie anhängen, dessen Lehre sie folgen. Zudem zwängen sie ihren von der Teilnahme an den göttlichen Dingen ausgeschlossenen Geist in die engere Sphäre der Wissenschaft ein, und auch an das, was sie mit der Vernunft erkennen, treten sie minder befähigt zum Fortschritt heran. Denn es giebt in der Natur der Dinge nicht wenige Punkte, zu deren Erfassung und Aufhellung die göttliche Lehre sehr viel beiträgt. Und nicht selten straft Gott solchen Hochmut dadurch, daß solche Leute das Wahre nicht finden, damit sie eben darin ihre Strafe erhalten, worin sie sündigen. Aus beiden Ursachen kann man sehen, wie sehr viele hochbegabte und kenntnisreiche Gelehrte bei der Erforschung der Natur Ungereimtheiten zu Tage fördern, die schlimmer sind als der schlimmste Irrtum.

„So steht denn fest, daß im christlichen Leben der Verstand ganz und voll sich der göttlichen Autorität überlassen muß. Wenn bei der Unterordnung der Vernunft unter die Autorität jener Vernunftstolz, der so mächtig in uns wirkt, sich zurückgedrängt und verletzt fühlt, so ist das

nur ein Beweis mehr, daß der Christ nicht nur einer großen Willensbeherrschung, sondern einer ebensolchen Verstandeszucht bedarf. Das mögen diejenigen bedenken, die in der christlichen Religion eine Norm des Denkens und Handelns aufstellen und zur Geltung bringen wollen, deren Vorschriften möglichst dehnbar und gegen die menschliche Natur nachsichtiger sein und von uns keine oder nur eine mäßige Anstrengung fordern sollten. Diese Leute verstehen nicht zur Genüge das Wesen des christlichen Glaubens und seiner Einrichtungen; sie merken nicht, daß uns überall das Kreuz vor Augen tritt als Vorbild des Lebens und immerwährendes Banner für alle jene, die Christo nicht bloß dem Namen nach, sondern wirklich und thatsächlich nachfolgen wollen."

5.

In ihrem letzten Teile entwickelt die päpstliche Encyklika, wie Christus nicht bloß „der Weg und die Wahrheit", sondern auch für den Einzelnen und die gesamte menschliche Gesellschaft das „Leben" ist. Von aller Ewigkeit her und seiner Natur nach ist Christus das „Leben", weil er Gott von Gott ist. Von ihm als dem letzten und erhabensten Prinzip ist alles Leben über die Welt ausgeströmt und wird immer ausströmen; was immer ist, ist durch ihn; was immer lebt, lebt durch ihn; weil durch das Wort „alles gemacht ist, und ohne dasselbe nichts gemacht worden ist, was gemacht ist". Wie das Leben der Natur, so geht aber auch das Leben der Gnade und dessen selige Vollendung im Leben der Glorie von Christus aus. Er ist der Urheber, Vater und Nährer des Glaubens, auf welchem alle übernatürliche Tugend, Heiligkeit und Gerechtigkeit beruht, ohne welchen es unmöglich ist, Gott zu gefallen. Eingehender wird hierauf der Irrtum derjenigen zurückgewiesen, welche die Sittlichkeit von dem göttlichen Glauben trennen, die bloße Vernunft zur Lehrmeisterin der Sittlichkeit machen wollen und so den Menschen seiner höchsten Würde berauben und ihn zu seinem größten Verderben aus dem übernatürlichen Leben in das bloß natürliche zurückdrängen. Es werden dabei nicht nur die deutlichen Aussprüche der Offenbarung hierüber geltend gemacht, sondern auch ausführlich die verhängnisvollen Folgen besprochen, welche die Lostrennung der Moral vom Glauben für das gesamte moderne Gesellschaftsleben nach sich gezogen hat.

„Wie kommt es, daß trotz all der Bemühungen, die öffentliche Wohlfahrt zu begründen und zu heben, die Staaten dennoch in so vielen und so wichtigen Beziehungen mehr und mehr leidend und krank sind? Man

sagt freilich, daß die bürgerliche Gesellschaft sich selbst genüge, ohne den Schutz der christlichen Einrichtungen sich wohl befinde und ihr Ziel durch eigene Anstrengung erreiche. Darum zieht man die rein weltliche Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten vor, so daß im Staatswesen und öffentlichen Leben der Völker die Spuren der Religion der Väter immer weniger werden. Doch man beachtet nicht genügend, was man thut. Denn ist die göttliche Sanktion des Guten und Bösen hinweggeräumt, so müssen die Gesetze ihrer vorzüglichsten Autorität entbehren und die Gerechtigkeit verfallen, welche die beiden stärksten und notwendigsten Bande des bürgerlichen Zusammenlebens sind. Ebenso, ist einmal die Hoffnung und Erwartung der unvergänglichen Güter genommen, so liegt die Gier nach den vergänglichen nahe, und jedermann wird deren so viele an sich zu reißen suchen, als er kann. Daher Eifersucht, Neid und Haß; dann ruchlose Anschläge, gewaltthätige Abschaffung jeder Regierungsgewalt, wahnsinnige Umsturzbestrebungen. Kein Friede von außen, keine Sicherheit im Innern, ein von Verbrechen besudeltes Gemeinwesen. Bei diesem Widerstreit der Leidenschaften und so gefahrvoller Lage muß entweder das äußerste Verderben befürchtet oder rechtzeitig ein taugliches Heilmittel gesucht werden. Die Übelthäter im Zaum halten und durch gesetzliche Fürsorge auf die sittliche Besserung des Volkes hinarbeiten und auf jede Weise von Verbrechen abschrecken ist recht und notwendig, doch ist damit nicht alles geschehen. Von einem höheren Standpunkt aus muß die Heilung der Völker in Angriff genommen werden; eine höhere Kraft als die menschliche muß zu Hilfe genommen werden, die die Gemüter im Innersten trifft, sie zum Pflichtbewußtsein zurückruft und so besser macht: nämlich eben dieselbe Kraft, die schon einmal die Welt, da sie von weit ärgeren Übeln heimgesucht war, vom Untergange gerettet hat. Man entferne die Hindernisse und lasse den christlichen Geist im Staate aufleben und erstarken, und der Staat wird gesunden. Der Streit der niederen Klassen mit den höheren wird bald zur Ruhe kommen, und die beiderseitigen Rechte werden durch wechselseitige Achtung festen Bestand haben. Wenn sie Christus Gehör schenken, werden die mit Glücksgütern Gesegneten ebenso pflichtmäßig sich verhalten wie die Armen; sie werden begreifen, daß, wenn sie unversehrt bleiben wollen, sie gegen die andern Gerechtigkeit, Liebe und Mäßigung müssen walten lassen. Dann wird die häusliche Gesellschaft sich in bester Lage befinden unter dem Schutze der heilsamen Furcht Gottes, der da seine Gebote und Verbote giebt, und aus demselben Grunde wird die schon

von der Natur gebotene Achtung vor der rechtmäßigen Gewalt und der Gehorsam gegen die Gesetze bei den Völkern zur Geltung kommen und die Unerlaubtheit jeder Empörung und Verschwörung einleuchten. Wo das christliche Gesetz alles ordnet und nichts dessen Wirksamkeit hindert, wird von selbst die von der göttlichen Vorsehung aufgestellte Ordnung erhalten, und aus ihr erblühen allseitiges Gedeihen und Wohlstand. Das gemeinsame Wohl erheischt also die Rückkehr zu demjenigen, von dem man sich nie hätte entfernen sollen, da er der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, und zwar nicht nur für die Einzelnen, sondern für die gesamte menschliche Gesellschaft. In diese muß Christus der Herr als in sein Eigentum wieder eingesetzt werden, und das von ihm gespendete Leben müssen alle Glieder und Teile des Staates, die gesetzlichen Gebote und Verbote, die öffentlichen Einrichtungen, die Lehranstalten, das Ehe- und Familienrecht, die Häuser der Reichen und die Werkstätten der Arbeiter in sich aufnehmen. Und man übersehe nicht, daß hiervon großenteils die so sehr begehrte Civilisation der Völker abhängt, da diese nicht so sehr in leiblichen Gütern und Genüssen als in löblicher Sitte und in der Pflege der Tugenden ihren Nährboden hat."

Wohl liegt es in keines Sterblichen Macht, auf einen Schlag all die religiösen, politischen, nationalen Gegensätze zu beseitigen, welche seit vier Jahrhunderten die christlichen Völker trennen und zerklüften, den zersetzenden Einflüssen Halt zu gebieten, welche infolge jener Trennung Sitte und Recht, Erziehung und Unterricht, Wissenschaft und Litteratur, alle Gebiete des Lebens mehr oder weniger ergriffen und der vollen Lebenskraft des christlichen Glaubens entzogen haben. Doch Millionen beten noch heute Christus als ihren Gott und Erlöser an, rufen zu ihm um Rat und Hilfe, erblicken in seinem Namen und in seiner Lehre ihr einziges Heil. Das Vaterwort des greisen Papstes wird darum nicht ungehört verhallen. Auch unter jenen, die seine kirchliche Würde und Gewalt nicht anerkennen, wird es Widerhall finden. „Zurück zu Christus!" wird das entscheidende Losungswort des neuen Jahrhunderts sein.

A. Baumgartner S. J.

Die Pflicht im Wirtschaftsleben.

Wenn man als Ziel der sozialen Reform die wirtschaftliche und soziale Hebung der breiten Volksmassen bezeichnet hat und zugleich betont, daß jenes Ziel nur durch eine allmählich voranschreitende, überall an das Bestehende anknüpfende Kleinarbeit erreicht werden könne, so ist damit eine wohl begründete und nicht minder bedeutsame Warnung ausgesprochen allen jenen Bestrebungen gegenüber, die mit wenigen großen Mitteln in kürzester Zeit alles Elend aus der Welt schaffen möchten. Verfehlt aber wäre es, wollte man in einseitiger Wertung der praktischen Thätigkeit prinzipiellen Erörterungen keine oder nur geringe Bedeutung zumessen. Es hieße das nicht bloß, sich das richtige und tiefere Verständnis der unsere Zeit bewegenden Kämpfe völlig verschließen, sondern auch die praktische Kleinarbeit selbst der sicheren Leitung, des unentbehrlichen Schutzes vor Verirrung berauben.

Die eigene vernünftige Natur nötigt nun einmal den Menschen, daß er sich von Ideen leiten lasse. Das beweist die Geschichte aller Zeiten, das giebt sich kund in jeder großen Bewegung. Wann wurde mehr die Kleinarbeit, die als solche in der That so fruchtbare Detailforschung, gerühmt als zur Zeit, wo die Aufklärung den Kampf gegen das überlieferte positive Christentum, die traditionelle Philosophie, die herkömmlichen Staats- und Gesellschaftsformen eröffnete? Und doch stand diese ganze Strömung unter der Herrschaft einer alles dominierenden Idee, eines falschen, verheerenden Freiheitsgedankens, der mit mancher morschen, des Unterganges würdigen Schranke sehr vieles, was der Menschheit Segen gebracht, dem Verderben weihte, der die feste Wahrheit den wechselnden Systemen, die politische und soziale Ordnung der Revolution und dem Libertinismus opferte, der das Massenelend schuf, die sozialen Bande zerriß, die Gesellschaft in schroffe Gegensätze auflöste.

Auch die heutige soziale Reform wird beherrscht von einer Idee, der sie ihre Kraft, ihre Richtung und Leitung entnimmt. Sie verwirft prinzipiell jenen Individualismus, welcher die Freiheit nur als Mittel und Bedingung für die Zwecke eines rücksichtslosen Egoismus, der freie Bahn forderte für alle diejenigen, welche die Macht haben, sie zum eigenen Vorteil auszunutzen und in klingende Münze umzusetzen, der jede Schutz-

maßregel zu Gunsten der Mittelstände als freiheitswidrig bekämpfte, aber zugleich jeden Augenblick bereit war, die Freiheit anderer zu opfern, wenn es z. B. galt, die Abhängigkeit der Arbeit vom Besitze zu mehren, die große Masse des Volkes zu nötigen, im Dienste einiger weniger ihre Kräfte zu verbrauchen, diese reicher und reicher zu machen und dabei selbst in äußerst beschränktem Maße an den Gütern aufsteigender Kultur teilzunehmen. Jenem egoistischen Libertinismus gegenüber hat die soziale Reform die wahre Freiheit auf ihre Fahne geschrieben, die Freiheit, die mit der Gerechtigkeit in Einklang steht, die Freiheit für alle, welche die Rechte der Schwachen nicht weniger schützt als die Rechte der Starken, welche die individuellen Interessen mit dem Glück und Wohl der nationalen Gesamtheit vereinbart, jene Freiheit, die über sich die sittliche Pflicht im Wirtschaftsleben anerkennt, das auf sittlicher Grundlage ruhende Recht und Gesetz, und welche nicht bloß soweit vom „Gesetze“ etwas weiß, als es sich darum handelt, die selbstsüchtigen Gelüste mit den angeblichen Naturgesetzen der ökonomischen Ordnung zu verdecken. Kurz, Freiheit und Pflicht in der rechten Verbindung nach Gottes Gesetz zum allgemeinen und umfassenden irdischen Wohle der Völker, das ist der Grundgedanke, die große, leitende und höchste Idee der sozialen Reformbewegung im neuen Jahrhundert. Von hier müssen letztlich die Goldbarren entlehnt werden, die in einer klugen, stufenweise voranschreitenden, stets an die gegebenen Verhältnisse anknüpfenden staatlichen, kommunalen, korporativen, privaten Kleinarbeit ihre Ausprägung erhalten. Hier ist aber zugleich der sichere und feste Stützpunkt gefunden, von dem aus die nationalökonomische Wissenschaft die ihr noch immer fehlende Vollendung erreichen kann. Man wird es daher lebhaft begrüßen müssen, wenn neuerdings die Bedeutung der Pflicht für das Wirtschaftsleben von einem als Staatsmann wie als Gelehrter hervorragenden Nationalökonomen, dem gegenwärtig bedeutendsten Vertreter der wissenschaftlichen Statistik, Georg v. Mayr, mit allem Nachdruck hervorgehoben wurde[1]. Es handelt sich in dieser Frage keineswegs um spekulative Liebhabereien, sondern geradezu um eine Weichenstellung für die nationalökonomische Forschung. Diese wird offenbar in ganz andern Geleisen voranschreiten, sobald sie neben den wirtschaftlichen in der rechten Weise auch ethischen Erwägungen Beachtung schenkt.

[1] Die Pflicht im Wirtschaftsleben. Von Dr. Georg v. Mayr, o. Professor der Statistik, Finanzwissenschaft und Nationalökonomie an der Universität München, kaiserl. Unterstaatssekretär z. D. Tübingen 1900.

Daß im Kulturleben der Gesellschaft die sozialen Wechselbeziehungen dem Gebiet bloß thatsächlicher Machtwirkung entrückt seien, fordert, soweit wenigstens der Schutz der Person und des Eigentums in Frage steht, selbst der extremste Individualismus und Libertinismus. Man wird auch darüber hinaus heutzutage eine gesetzliche Eindämmung des gewaltthätigen oder doch in seiner brutalen Rücksichtslosigkeit gehässigen Egoismus sich gefallen lassen, ja selbst dort den Konflikt mit der staatlichen Zwangsgewalt zu vermeiden suchen, wo man nur unwillig die durch das Gesetz geschaffenen Schranken erträgt, die durch dasselbe geforderten Opfer bringt. Die Frage bleibt aber: Giebt es im Wirtschaftsleben außer und über den gesetzlichen Pflichten noch sittliche Pflichten? „Die Frage scheint vielleicht thöricht", sagt v. Mayr[1]. „Denn es ist nicht abzusehen, warum gerade dieses wichtige Stück des Gesellschaftslebens, das wir Wirtschaftsleben nennen, den Geboten der Sitte nicht unterliegen sollte. Und doch ist die Frage nicht überflüssig. Wir sehen, wie die Anhänger materialistischer Auffassung und die Bewunderer namentlich der neuzeitlichen wirtschaftlichen Entwicklungstendenzen in rücksichtslosem Bestreben, jedes Hindernis einer möglichsten Beschleunigung dieser Entwicklung beiseite zu schieben, nicht davor zurückschrecken, den Erwägungen der Sittlichkeit im Rahmen des Wirtschaftslebens keinen Raum zuzugestehen. Nach Zeitungsnachrichten hat ein Breslauer Kollege, Werner Sombart, gelegentlich der Versammlung des Vereins für Sozialpolitik in Breslau den Satz formuliert, Sittlichkeit auf Kosten des ökonomischen Fortschrittes sei seines Erachtens der Anfang vom Ende. Hier ist meines Erachtens der Punkt, wo es für den Kollegen eines solchen Nationalökonomen Pflicht werden kann, entschiedenen Widerspruch zu erheben."

Die Anerkennung der Sitte als eines das Wirtschaftsleben regelnden Prinzips ist übrigens Gemeingut der ganzen neueren historisch-ethischen Richtung in der Nationalökonomie. Dabei wird insbesondere zugestanden, daß auch die positive Rechtsbildung sich dem Einfluß der Sitte beuge, d. i. jener Summe von traditionellen Vorstellungen, Urteilen, Überzeugungen und Strebensrichtungen, in welchen das sozial als recht und geboten Erachtete mehr oder minder deutlich zum Ausdruck gelangt. Freilich können diese, durch religiöse Momente und als Erbschatz vorausgegangener Kulturbestrebungen geheiligten, sittlichen Anschauungen und Postulate auf jeder

---

[1] A. a. O. S. 8 f.

Stufe nur teilweise eine positiv gesetzliche Formulierung finden. Nicht als ob der staatlichen Gesetzgebung für jede Unterlassung ein begründeter Vorwurf erwüchse; die volle Verwirklichung aller sittlichen Auffassungen und Forderungen geht eben über die Aufgaben und Möglichkeiten des positiven Rechts hinaus. Gerade das ist ein besonderer Vorzug der Sitte, daß sie weiter greift als der staatliche Zwang, und daß sie auch dort die Ordnung des sozialen Lebens mit kräftigen Motiven wahrt, wohin das positive Recht und die staatliche Handhabung der Rechtspflege nicht zu dringen vermag. Die Bedeutung der Sitte für das Wirtschaftsleben wird anderseits keineswegs durch den Umstand verkürzt, daß die ethische Beurteilung gewisser sozialer und ökonomischer Verhältnisse nicht selten nach dem Stande, nach der Klasse der Beurteiler wechselt. Handelt es sich dabei nicht etwa um ein durch das Eigeninteresse irre geleitetes Bewußtsein, sondern um wirklich objektiv sittliche Forderungen, so werden dieselben sich durchweg kaum lange auf die zunächst interessierte Klasse beschränken, vielmehr nach und nach auch in der Grundstimmung und allgemeinen Überzeugung der normalen gesellschaftlichen Gesamtheit zu klarem Ausdruck gelangen, wie dies z. B. in unserer Zeit in den dringendsten Fragen des Arbeiterschutzes sich bekundet hat.

Ist nun die Beachtung des sittlichen Momentes in der neueren Nationalökonomie als ein bedeutender Fortschritt anzuerkennen, so haftete gleichwohl der historisch-ethischen Richtung bisher ein bedenklicher Mangel an, der die auf positiv christlichem Standpunkte stehenden Nationalökonomen und Sozialpolitiker abhalten konnte, der neuen Schule sich rückhaltslos anzuschließen. Es zeigte sich nämlich immer mehr, wie die Historiker vermöge ihrer durchaus berechtigten Absage an die naturgesetzliche Auffassung im Sinne der klassischen Nationalökonomie sich nachgerade zu einer unklaren, relativistischen und positivistischen Auffassung von Sitte und Recht verleiten ließen — nicht bis zu dem Extrem des biologischen Evolutionismus; aber immerhin fehlte es bislang an jener festen, unwandelbaren Grundlage, in welcher eine ethisch gerichtete Nationalökonomie die dem Charakter der Wissenschaft entsprechende Stütze finden muß. So konnte es geschehen, daß Gustav Schmoller in seinen bekannten „Grundfragen des Rechts in der Volkswirtschaft" Recht, Gerechtigkeit, Sitte nicht als absolute Größen anerkennen wollte und anderseits doch wieder von dem „ewigen Grundprinzip alles staatlichen und gesellschaftlichen Lebens" sprach [1].

[1] Vgl. unsere diesbezüglichen Ausführungen in „Philosophische Grundlagen des ökonomischen Liberalismus" (1. u. 2. Aufl. Freiburg 1899) S. 385. 388 ff.

In seinem neuerdings erschienenen wertvollen „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre“ [1] unterscheidet Schmoller zwischen Moral und Sitte, indem er von einer Entstehung der Moral neben und über Sitte und Recht spricht:

„Indem man begann, die in Spruch und Lied, in gereimter und ungereimter Form überlieferten sozialen Normen zu sammeln, zu vergleichen, zu interpretieren, ergab sich das Bedürfnis, sie gewissen obersten Vorstellungen von der Welt, von den Göttern, vom Menschenschicksal unterzuordnen; die Regeln erschienen nun als Gebote der Gottheit, verbunden durch kosmogonische Vorstellungen, die man erklärte, ausdeutete. Es ergaben sich so einheitliche religiöse Lehrsysteme, die die ersten Versuche rationaler Erklärung alles Seienden ebenso enthalten, wie sie die Lenkung alles Handelns zum Guten bezwecken; es handelt sich um einen Glauben, der die Zweifel beruhigt, das Gemüt beherrscht, der das Gute finden lehrt, der ein klares und deutliches Sollen vorschreibt. Alle ältere Moral wird so als das logische Resultat eines religiösen Glaubenssystems erfaßt; sie fällt mit Sitte und Recht noch ganz oder teilweise zusammen. Man ist sich . . . lange über den Gegensatz von Sünde, Ritualvorschrift, Sitte und Recht nicht klar. Aber immer zielt die priesterliche Moral schon auf etwas anderes als Sitte und Recht. Die äußeren Satzungen der Priester mögen noch auf Befestigung der gesellschaftlichen Verfassung gerichtet sein; die Spekulation über den Willen der Gottheit führt zur Erörterung des inneren Seelenlebens der Menschen. Zumal die höheren Religionssysteme erkennen mehr und mehr die Bedeutung der sittlichen Gesinnungen für das Leben und die Handlungen. Das zusammenhängende einheitliche Nachdenken über die Ursachen, warum wir gut handeln sollen, über die sittlichen Gefühle, Urteile, Handlungen erzeugt die Moral, d. h. einheitliche Lehrgebäude, welche das Gute begreifen, darstellen und lehren wollen, welche aus einheitlichen Grundgedanken und Prinzipien die sittlichen Pflichten, Tugenden und Güter ableiten wollen. Die Moral, das Moralsystem ist so stets im Gegensatz zu Sitte und Recht ein theoretisches und praktisches Ganzes; sie will Regeln und Gebote für alles Leben geben, aber sie formuliert sie nicht fest und klar, wie Sitte und Recht. Und sie will nicht bloß das äußere Leben regulieren, sondern auch das innere in die rechte Verfassung setzen. Sie will das Gute an sich lehren, sie will überreden, überzeugen, sie will die sittlichen Kräfte schaffen, aus denen Sitte und Recht selbst als abgeleitete Erscheinungen hervorsprießen. . . . Sitte und Recht sind Regeln des äußeren Lebens, die Moral umfaßt äußeres und inneres Leben, alles menschliche Handeln und alle Gesinnung. Sitte und Recht sind in bestimmten Geboten und Verboten fixiert; die Moral wendet sich ohne feste Formeln und Sätze an die Wurzel des Handelns, sie will die Seele zum richtigen Handeln fähig machen, das Gewissen schärfen. Ihr Höhepunkt ist die freie Sittlichkeit, die ohne Bindung an schablonenhafte Regeln sicher ist, aus sich heraus überall das Gute und Edle zu thun. Die Moral leuchtet als führende

---

[1] Erster Teil (1.—3. Aufl. 1900) S. 55 ff.

Fackel der Sitte und dem Recht, die ihr gar oft nur zögernd folgen, voran; sie fordert Gesinnungen und Thaten, denen oftmals nur die Sitte der Besten entspricht, die zu einem großen Teil vom Recht nicht verlangt werden können. Die Sitte hat in der öffentlichen Meinung, in der Ehre, im Klatsch der Nachbarn, das Recht in der Staatsgewalt, die Moral hauptsächlich im Gewissen ihren Exekutor. Die Moral ist ein unendlich feineres, verzweigteres Gewebe als Sitte und Recht; aber sie hat keine andern Mittel, zur Geltung zu kommen, als Überredung und Überzeugung."

Wenn Schmoller anerkennt, daß die Begriffe des Moralischen und der Sitte in ihrer herkömmlichen Bedeutung sich nicht völlig decken, so pflichten wir ihm darin vollkommen bei. Doch wird die Art und Weise, wie Schmoller die Differenzierung der Moral von Sitte und Recht sich vollziehen läßt, kaum als eine wissenschaftlich hinreichend begründete anerkannt werden können. Die Moral ist eben nicht das wechselnde, historische, menschliche Gebilde, als welches sie hier wiederum erscheint. Es giebt vielmehr feste, allgemeine, objektive, von Zeit und Raum unabhängige und darum unwandelbare moralische Postulate, die, soweit sie die Gesellschaft in ihren wesentlichen Formen und Gestaltungen ordnen, in der That, um Schmollers eigenes Wort zu gebrauchen, das „ewige Grundprinzip alles staatlichen und gesellschaftlichen Lebens" darstellen. Wer diese dauernden Postulate verletzt, der handelt nicht bloß den traditionellen und befestigten Anschauungen und Forderungen der Kulturgesellschaft entgegen, er widersetzt sich auch dem Willen desjenigen, in dem allein „ewige Grundprinzipien" ihre Stütze, unwandelbare Normen ihren Quell haben können, der sein die soziale Ordnung, das Gedeihen und die kulturelle Entwicklung der Menschheit forderndes und garantierendes Gesetz, als solches erkennbar, der menschlichen Vernunft unauslöschlich eingeschrieben hat. Der Begriff der bloßen Sitte, die sich auf ein soziales Gesamtempfinden zurückführt und die von der Kulturgesellschaft stets neu erzeugt wird als ein Inbegriff von Urteilen, Überzeugungen, Strebensrichtungen, ist weiter als der Begriff der Moral, soweit diese das äußere Leben zum Gegenstande hat! Dort aber, wo die historische Sitte mit der ewigen Moral sich deckt, z. B. im Hinblick auf die Anerkennung des natürlichen Endzweckes der staatlichen Gesellschaft, auf die Autorität der Staatsgewalt, auf Treue und Gerechtigkeit im Verkehr u. s. w., erscheint die Sitte lediglich als geschichtliche Manifestation und Verkörperung des Moralgesetzes der menschlichen Vernunft. So gefaßt, bedarf die Sitte in ihren wichtigsten Anforderungen jedoch offenbar noch einer Ergänzung, um der vollen Idee der Sittlichkeit als einer ver-

pflichtenden Norm des menschlichen und darum auch des wirtschaftlichen Handelns zu genügen. Wo von Verpflichtung die Rede ist — und hier wird ja die Kulturgesellschaft selbst als verpflichtet vorausgesetzt —, da muß es eine höhere Autorität geben, die sich auch über die Kulturgesellschaft erhebt, ihr als Herr und Gesetzgeber gegenübertreten kann. Ohne diesen höchsten Gesetzgeber wäre ihr Gesamtempfinden durch keine wahre Autorität gestützt, etwas mehr oder minder Unfaßbares, und was als Pflicht gefordert wird, nicht bloß ganz und gar relativ und wandelbar, sondern überhaupt ohne jeden festen Halt — man müßte denn mit Schmoller an die „öffentliche Meinung, die Ehre, den Klatsch der Nachbarn" appellieren und darin einen ausreichenden Halt für die Pflicht im Wirtschaftsleben suchen wollen oder mit dem bloß individuellen Gewissensspruch des Einzelnen sich begnügen.

Es handelt sich in unserer Frage keineswegs um die Geltendmachung des spezifisch katholischen Standpunktes, sondern um eine ähnliche Fortbildung der historischen Auffassung, wie sie bereits Trendelenburg und Stahl mit Rücksicht auf die historische Rechtsschule als notwendig erkannt hatten. „Es verschmäht," sagt Trendelenburg[1], „die rationale Ansicht nicht selten die historische, und die historische umgekehrt die rationale; doch herrscht zwischen beiden nur aus Einseitigkeit Feindschaft, denn der Mensch ist ein historisches Wesen und dadurch Bürger der Geschichte. Darin liegt sein Eigentümliches, und darum ist nach allen Seiten hin die geschichtliche Betrachtung richtig. Indessen macht die rein historische Ansicht allenthalben und auch im Recht nur das Daseiende als ein Vergangenes geltend und will das Daseiende mit dem Anspruch der Vergangenheit nur physisch fortsetzen. Die nackt rationale Ansicht will umgekehrt nur das Recht der Idee, ohne nach dem Daseienden zu fragen. Jene wird starr, diese luftig; die tiefere philosophische besteht darin, auf jeder historischen Stufe je nach dem Stande der Entwicklung das Rationale aufzufassen und auf der letzten durch die innewohnende Idee auf die weitere Ausbildung hinzuweisen. In diesem Sinne muß die historische Ansicht in die rationale, und die rationale in die historische aufgenommen werden."

Stahl aber bestreitet überhaupt, daß wenigstens die führenden Geister innerhalb der historischen Rechtsschule den außerzeitlichen Hintergrund alles Geschehens aus den Augen verloren hätten. „Die geschichtliche Schule",

[1] Naturrecht auf dem Grunde der Ethik (2. Aufl. 1868) S. 45.

sagt er[1], „beseitigt nicht den absoluten sittlichen Maßstab, sie bekämpft nur das, was man damals als Inhalt desselben ansah, und macht noch den relativen oder vielmehr den individuellen Maßstab geltend, den man bis dahin übersah. Es ist gerade eine tiefere philosophische Wahrheit, auf welcher sie unausgesprochen, ja den meisten vielleicht unbewußt, in ihrem letzten Grunde steht, das ist die Anerkennung des lebendigen göttlichen Waltens in der Geschichte. Aus ihr kommt die Ehrfurcht vor dem Bestehenden, die menschliche Bescheidung in der Änderung desselben, das Hinsehen auf eine höhere Macht, von der man das Wesentlichste und Beste dabei erwarten muß.“

Nur zu lange ist in der That der Name Gottes in der Wissenschaft entweder gar nicht mehr oder nur mit einer gewissen Zurückhaltung und Schüchternheit genannt worden. Man sollte endlich diesen heiligsten Namen nennen und vor aller Welt offen bekennen, daß allein dort, wo das göttliche Sittengesetz gebührend beachtet wird, das wahre Gemeinwohl der Völker sicheren Schutz und kräftige Förderung finden kann. Die Anerkennung eines in seinen Normen unwandelbaren göttlichen Sittengesetzes entzieht der Sitte, so wie die heutige Wissenschaft sie versteht, keineswegs den Boden, im Gegenteil stärkt sie die Achtung vor dem Hergebrachten, die Ehrfurcht vor dem Bestehenden; sie gewährt dazu den obersten sozialen Normen eine Festigkeit, Beständigkeit, Allgemeingültigkeit, wie sie eine bloß geschichtliche und menschliche Herkunft nicht zu verleihen vermag.

Gerade nach dieser Richtung hin hat nun Georg v. Mayr die Fortbildung der historisch-ethischen Auffassung eingeleitet. Wie er von einem festen Kern von Rechtsnormen redet[2], ohne deren Gewährleistung die Weiterentfaltung unseres Kulturlebens undenkbar erscheint, so giebt es ihm zufolge nicht minder auf dem weiteren Gebiete der Sitte ebenfalls einen festen Kern normalen Gesamtempfindens, ein festgeschlossenes Programm für das in der Kulturgesellschaft unerläßlicherweise als sittlich Gebotene[3]. Mögen immerhin die historischen Einzelgestaltungen wechseln, in jeder geschichtlich bedingten, sei es durch dauernde, traditionelle Überzeugungen getragenen, sei es lediglich von praktischen Erwägungen mit Rücksicht auf vorübergehende Bedürfnisse geforderten, Ausprägung muß dieser feste Kern rechtlicher und sittlicher Normen (z. B. die Solidarität im

---

[1] Geschichte der Rechtsphilosophie (3. Aufl. 1854) S. 586 f.
[2] A. a. O. S. 5. [3] A. a. O. S. 4.

Gesellschaftsleben, der soziale Charakter der Arbeit, der natürliche Staatszweck, die Gerechtigkeit im Tauschverkehr u. s. w.) zur thatsächlichen Geltung gelangen, wo überhaupt von einer Kulturgesellschaft die Rede sein kann. —

Eine derartige ganz allgemeine Hindeutung auf Recht und Sitte genügt freilich nicht. Es wird vielmehr näher darzulegen sein, in wie ausgedehnter und mannigfaltiger Weise das Wirtschaftsleben unter der Kontrolle jener absoluten Normen steht, und wie daraus — mit Berücksichtigung der gegebenen konkreten Gesellschafts- und Wirtschaftsverhältnisse — für die verschiedenen Gruppen der am Wirtschaftsleben Beteiligten gegenwärtig eine Fülle sittlicher Pflichten erwächst. Wir müssen uns natürlich an dieser Stelle lediglich auf einige Beispiele und kurze Andeutungen beschränken, indem wir mit v. Mayr der Reihe nach den Güterverbrauch, die Erzeugung und Verteilung der Güter ins Auge fassen [1].

Es liegt auf der Hand, daß die Art und Weise, wie sich der Verbrauch der Güter vollzieht, von den wichtigsten Folgen wirtschaftlicher Art für den Einzelnen wie für die gesellschaftliche Gesamtheit begleitet ist. Man kann nun freilich von dem Nationalökonomen nicht fordern, daß er sich als Lehrer der christlichen Askese geriere um der besondern Zwecke willen, welche diese verfolgt. Was er von seinem Standpunkte wünschen muß, das ist jedoch: bei angemessener Differenzierung der körperlichen und geistigen Genüsse Vermeidung der Exzesse nach einer Richtung und gebührende Rücksichtnahme auf die Gestaltung der Leistungsfähigkeit in Gegenwart und Zukunft, wobei kluge Zurückhaltung im Augenblicksgenuß die Möglichkeit künftigen Aufsteigens zu einer höheren wirtschaftlichen und sozialen Stufe nicht selten gewährleistet. Der Nationalökonom ist ex officio Lobredner vernunftgemäßer Sparsamkeit. Er verurteilt die Verschwendung. Indem er anderseits von einem jeden den seinem Stande und seinen Verhältnissen entsprechenden Güterverbrauch in der Regel fordern muß, da der Verbrauch die soziale Voraussetzung erfolgreicher Gütererzeugung darstellt, so erwartet er doch insbesondere von dem Reichen, daß er die überfließenden Mittel dem Gemeinwohle, der Unterstützung der Armen, der Förderung von Kunst und Wissenschaft zu Diensten stelle, anstatt nur auf Accumulation seiner Spekulations- und Rentengewinne zu sinnen.

Um eine solche nationalökonomisch wünschenswerte Ausbildung des Güterverbrauchs zu erreichen, können Rechtsformulierungen nur wenig

---

[1] Vgl. v. Mayr a. a. O. S. 9. 11 ff.

nutzen, wie die alten Kleiderordnungen, die Versuche einer staatlichen Bekämpfung des Alkoholgenusses u. s. w. beweisen, ganz abgesehen davon, daß der Eingriff der Gesetzgebung in das Gebiet der privaten Konsumtion allzu leicht zu einer durchaus ungebührlichen Beschränkung der persönlichen Freiheit führen müßte. Hier hilft nur jene Mäßigung und Regelung der Begierden, jene Selbstbeherrschung, Nüchternheit und Klugheit, wie sie, in einer für den Gesamtzustand des Volkes entscheidenden Ausdehnung, lediglich die praktisch lebendige Geltung der Idee sittlicher Pflicht zu gewähren im stande ist. In der gewissen Erkenntnis, daß bei der Regelung der Güterverwendung, mag es sich um die Lebenshaltung eines Millionärs oder um Führung und Überwachung des schlichten Haushaltes einer Arbeiterfamilie handeln, die sittliche Pflicht für die weitesten Kreise das eigentlich entscheidende Wort spricht, wird daher jeder verständige Nationalökonom von seinem eigensten Standpunkte aus nicht umhin können, die hohe Bedeutung sittlichen Pflichtgefühls allgemeiner praktischer Geltung der sittlichen Normen für das Gedeihen der Volkswirtschaft offen anzuerkennen.

Der Blick auf das Gebiet der Gütererzeugung kann uns in dieser Auffassung nur noch mehr bestärken. Die Hervorbringung oder Beschaffung einer genügenden Menge von Sachgütern in gebührender Ausgliederung und Verschiedenheit ist für die Erhaltung unseres Geschlechts und im Hinblick auf den kulturellen Fortschritt unerläßlich. Triebe und Pflichten, Selbsterhaltung, Selbstvervollkommnung, Eigeninteresse, die pflichtmäßige Sorge für die Zukunft, für das Glück der Familie, die Arbeitspflicht u. s. w. gewähren die Garantie, daß es an Sachgütern innerhalb einer Volkswirtschaft regelmäßig nicht fehlen wird. Unter Umständen können die gesetzgebenden und administrativen Instanzen zum Eingreifen verpflichtet sein, z. B. mit Rücksicht auf einen vernachlässigten Bergbau oder Bodenanbau u. dgl. Notwendiger jedoch als der nur selten berechtigte Betriebszwang wird es sein, daß die Staatslenker ihrerseits pflichtgemäß alles Erforderliche thun, um durch eine angemessene Zoll- und Handelspolitik das Interesse der Unternehmer an der heimischen Produktion zu erhalten und zu steigern. Bei aller Verschiedenheit in der vielfach verzweigten Berufsschichtung lassen sich ferner auch für den Unternehmer schlechthin und überhaupt eine Anzahl allgemeiner ethisch-sozialer Pflichten sowohl im Hinblick auf die Ausgestaltung der Produktion feststellen, wie besondere Pflichten der Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Liebe gegenüber den in seinem Betriebe beschäftigten Personen. Handelt es sich

um eine durch wirkliche Fortschritte der Technik bedingte Großentwicklung von Unternehmungen, die sich unter möglichster Schonung anderer selbständiger ökonomischer Existenzen vollzieht, so wird man dabei von einer Verletzung sittlicher Normen an und für sich nicht reden können. Die Betriebsformen sind eben in ihrer Eigenart nicht für ewige Zeiten festgelegt. Sie unterliegen dem Gesetze historischer Wandelbarkeit nach den wechselnden Bedürfnissen und Möglichkeiten fortschreitender Kultur. Mag dann auch eine solche Umwandlung manche Opfer fordern, größer und verhängnisvoller ist jedenfalls die künstlich erzeugte Not, welche gewissenlose Monopolisten in habsüchtiger Geldgier schaffen, jene rücksichtslose Ausdehnung einer ins Ungemessene gehenden Produktions- und Handelsthätigkeit, so zwar, daß der Groß- oder Kolossalbetrieb zugleich zielbewußt die Vernichtung zahlreicher Mittel- und Kleinbetriebe erstrebt, jenes brutale Niedertreten alles dessen, was hindernd im Wege steht, die skrupellose Geltendmachung der Übermacht im Konkurrenzkampfe, die zur Aushungerung der Arbeiter anderer Unternehmungen und schließlich zu deren Ruin führt. Das Gesetz mag in solchen Anlässen viel leisten können zum Schutze der Schwächeren, einem gewissenlosen Großunternehmertum gegenüber erreicht es doch niemals vollständig sein Ziel.

Und bedarf es ferner noch besonderer Erwähnung, daß der sittliche Pflichtenkreis des Unternehmers mit Rücksicht auf die in seinem Betriebe thätigen Arbeiter in den Anforderungen auch der besten Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetzgebung keineswegs seine Grenze findet? Die vom sittlichen Standpunkte ausgehende Beurteilung der Lohnarbeit kann insbesondere mit einer Gleichstellung zwischen menschlicher Arbeit oder Arbeitskraft und einer „Ware" sich nie und nimmer versöhnen. Sie sieht in dem Arbeiter immer den Menschen, in dem Arbeitsverhältnis stets eine Relation vom Menschen zum Menschen, fordert darum eine menschenfreundliche, rücksichtsvolle Behandlung und nicht zum wenigsten, daß bei der Entlohnung zugleich mit der jeweiligen spezifischen oder individuellen ökonomischen Bedeutung der Arbeitsleistung alle jene natürlichen Lebenszwecke Beachtung finden, zu deren Erreichung und Befriedigung der Lohn die Möglichkeit gewähren muß, wenn nicht der Arbeiterstand und mit ihm die Gesellschaft dem Verderben anheimfallen soll. Wie sehr sie sodann jede ungebührliche Beschränkung der Freiheit des Arbeiters, speziell mit Bezug auf die Eingehung des Lohnverhältnisses, auf die Festsetzung der Arbeitsbedingungen und deren Verbesserung durch den Einfluß der Koalitionen zurückweist, so

kann sie anderseits die Arbeiter nicht zu Unternehmern stempeln, muß vielmehr unbedingt die für den gedeihlichen Verlauf des Produktionsprozesses notwendige Unterordnung des Arbeiters unter die Leitung des Unternehmers, gewissenhaften Fleiß, wie eine ausdauernde, das Interesse des Unternehmers wahrende Treue fordern. Was speziell die Arbeiterorganisationen betrifft, so verdient hier das von ethischen Erwägungen ausgehende, ernste Mahnwort eines aufrichtigen Freundes des Arbeiterstandes, des Kardinals James Gibbons, beachtet zu werden: Diese Organisationen haben unzweifelhaft Rechte, die ihnen gewährleistet werden müssen, sie führen Klagen, die beherzigenswert sind, aber sie haben auf der andern Seite auch heilige Pflichten zu erfüllen. Sie sollen und müssen sich hüten, leichtfertigen Demagogen Gehör zu schenken, sie dürfen sich nicht zu politischen Wahlmaschinen herabwürdigen lassen. Sie sollen ihre eigene Reputation, das Ansehen, die Ehre, die Rechte ihres Standes auf das nachdrücklichste wahren. Aber sie dürfen nicht den Kampf suchen um des Kampfes willen, nicht durch ein ungerechtes, gewaltthätiges Verhalten gegen Unternehmer, andere Arbeiter oder deren Verbände, durch staatsstürzende, revolutionäre Theorien und Agitationen ihre Verbindung in den Augen der Öffentlichkeit herabsetzen, das Mißtrauen der Gesellschaft wachrufen und staatliche Zwangsmaßregeln geradezu herausfordern. Die gewaltsame Repression dürfte übrigens, wenn auch hier als äußerstes Mittel erlaubt, einem in seiner breiten Masse entsittlichten Volke gegenüber nur von höchst prekärem Erfolge sein. Darum wird jede einsichtsvolle Regierung um so mehr alles daran setzen, daß alle für die sittliche Hebung des Volkes bedeutsamen Kräfte in Kirche und Schule zur vollen Geltung kommen können[1]. Daneben dürfte es sich empfehlen, wenn staatlicherseits die bislang auf Privatinitiative beruhenden Organisationen in ruhige, geordnete, öffentlich-rechtliche Bahnen gelenkt würden, nicht minder auch

[1] Das ist ebenfalls die Ansicht Georg v. Mayrs: „Bedeutungsvoller noch als das, was die Staatsgewalt in Gestalt der Strafsetzung leisten kann und aus Rücksichten der Selbstachtung leisten muß, ist das, was hier die Massenerziehung zu leisten berufen ist. Gegenüber dem vergiftenden Einfluß der Agitatoren, welche mittels Aushöhlung alles sittlichen Inhalts des Arbeitslebens den Arbeiter zur wirtschaftlichen Maschine im Massenkampf gegen die bestehende Gesellschaftsordnung umzugestalten bemüht sind, erwächst allen Instanzen, die unsere Kulturerrungenschaften wahren wollen, eine gewaltige Aufgabe der Belehrung und Erziehung. Staat und Kirche stehen hier auf dem gemeinsamen Boden der Wahrung sittlicher Normen gegenüber dem Anprall materialistischer Sturmflut“ (a. a. O. S. 55).

die zur Beseitigung einer anarchischen Produktion in Dienst zu stellenden Organisationen der Unternehmer. —

Gesetzgebung und Verwaltung schaffen nicht den allgemeinen, höchsten Zweck der staatlichen Gesellschaft. Er ist von der Natur gegeben, für die Staatsleitung ein pflichtmäßig zu verwirklichendes Ziel, der Art, daß alle speziellen Rechte und Pflichten der Staatsgewalt von jener fundamentalen Pflicht sich herleiten. Ebenso wird auch die Pflicht der Individuen und Einzelwirtschaften, sich der staatlichen Rechtsordnung zu unterwerfen und dem gesellschaftlichen Ganzen harmonisch sich einzufügen, von der Natur, nicht vom Staat diktiert. Der natürliche Zweck der staatlichen Gesellschaft, die öffentliche Wohlfahrt und durch diese im Verein mit der Selbstbethätigung der Bürger vermittelt, der Wohlstand des Volkes, steht nun in wesentlicher Abhängigkeit von der Art und Weise, wie die Güter sich unter die Volksgenossen verteilen, man mag die fortlaufende Austeilung der Produktionserfolge unter die Gesamtheit der an der Produktion Beteiligten, oder die relativ dauernde, konsolidierte Besitzschichtung ins Auge fassen. Wir wollen nicht zurückkommen auf die sittliche Forderung nach Wahrung der ausgleichenden Gerechtigkeit im Tauschverkehre, besonders in der Lohnzumessung, nicht noch einmal der Pflicht der Reichen gedenken, von ihrem Überflusse den Armen mitzuteilen, oder der staatlichen Pflicht, das Armenwesen im Sinne der Vorbeugung und der Pflege ergänzend zu regeln, nicht reden vom Schutze der wirtschaftlich Schwachen, des Mittelstandes, durch entsprechende Staatsaktionen und Förderung der korporativen Organisation, nicht von der Hintanhaltung der bekannten Mißbräuche: durch Großunternehmerverbände, Monopolisierungen, künstliche Preissteigerungen u. dgl. Nur möge uns noch ein kurzes Wort gestattet sein im Hinblick auf den Geld- und Kreditverkehr. Das Selbstinteresse treibt den Kapitalisten durchweg genügend dazu, sein Geld der Produktion dienstbar zu machen; aber es kommt darauf an, daß dies in der rechten Art und am rechten Platze geschieht. Mögen die alten Maximal-Zinssätze für ihre Zeit viel genutzt haben und auch die heutigen Wuchergesetze immerhin manche Erfolge erzielen, ein ausreichender Schutz des privaten und öffentlichen Wohles wird dadurch nicht gewährt. Lediglich das sittliche Pflichtbewußtsein, das weit über die Grenzen gesetzlicher Verpflichtung hinausreicht und auch in die dunkelste Verborgenheit seine Wirksamkeit erstreckt, kann es zuwege bringen, daß die Kapitalwidmung für produktive oder sonstige Zwecke in den Bahnen verbleibe, wie Gerechtigkeit, Billigkeit, Ge-

meinsinn, Liebe sie erheischen, daß nicht dem Feinde Geld und Waffen gegeben werden zum Kampf gegen das eigene Vaterland, zur Vernichtung der einheimischen Industrie u. s. w. Nur das Pflichtgefühl kann bewirken, daß, was seiner Natur nach Hilfe sein soll, in der That Rettung und Förderung sei, nicht aber zur Erdrosselung diene, zur verderbenbringenden Belastung eines Ertrinkenden werde.

Es war ein fruchtbarer Gedanke, wenn Adolf Wagner und neuerdings wieder Eugen Jäger eine sozialpolitische Ausgestaltung der staatlichen Steuerpolitik forderten. Die Besteuerung nach Maßgabe der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und unter Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse, so wie die distributive Gerechtigkeit es verlangt, die stärkere Belastung des fundierten Einkommens, die steuerpolitische Zurückhaltung einer für das Gesamtwohl belanglosen, für viele mittlere und kleinere Betriebe aber verderblichen Ausdehnung gewisser Großunternehmungen, die verstärkte Heranziehung von Spiel- und Spekulationsgewinnen neben der direkten Vereitlung von Vermögensanhäufungen sittlich bedenklicher Art durch legislatorische Maßnahmen u. s. w., das sind nur wenige Momente, deren Wichtigkeit für die Erhaltung der nationalen Wohlfahrt auf den ersten Blick sich ergiebt.

Wiederholt aber betonen wir, daß auch von derartigen legislatorischen Maßnahmen nur ein Teilerfolg zu erhoffen steht. Lediglich dort, wo ein sittlich hoch entwickeltes, in seiner breiten Masse pflichtbewußtes Volk in treuer Hingabe an die Arbeit und den Beruf, um des Gewissens willen auf jedes unruhige Hasten nach maß- und mühelosem oder gar ungerechtem Gewinn verzichtet, wo man Rücksicht nimmt auf der andern Bürger Wohl, das Gedeihen des Ganzen, da und da allein besitzt die allgemeine Wohlfahrt sichere, ja die besten Garantien.

Das muß der Nationalökonom anerkennen. Mehr verlangen wir von ihm nicht. Er braucht also nicht den Moralisten oder Sittenprediger zu machen, nicht das Gute als Gutes zu fordern, nicht die ethischen Prinzipien und Gesetze aufzusuchen oder zu entwickeln. Sie sind ihm gegeben. Es genügt, daß er sie kennt und beachtet. Aber es bleibt für den Kulturfortschritt von höchster Bedeutung, daß heute gerade von nationalökonomischer Seite klar und unumwunden eingestanden und nachgewiesen wird, wie auch die materielle Wohlfahrt der Nationen wesentlich bedingt ist durch die lebensvolle Herrschaft des ewigen, göttlichen Sittengesetzes. Eine Nationalökonomie, die nur mit dem positiven Recht und

mit der historisch wandelbaren Sitte operiert, bleibt außer stande, das Gemeinwohl gegen den libertinistischen Egoismus und die Eigentumsinstitution gegen den Andrang des Sozialismus auf die Dauer wirksam zu schützen.

Es gereicht uns zur besondern Genugthuung, daß ein Mann von der wissenschaftlichen Bedeutung Georg von Mayrs nach dieser Seite hin die Klärung des Standpunktes unserer historisch-ethischen Nationalökonomie in Angriff genommen hat.

Heinrich Pesch S. J.

Monistische Entwicklungslehre — entwicklungsleere Entwicklungsmäre.

Vorwort zu einem Versuch über die „Entwicklung" des Katholizismus.

Aus dem vorstehenden Untertitel erhellt, daß wir eine historisch-theologische Frage zu erörtern beabsichtigen, welche fernab von allen naturwissenschaftlichen Angelegenheiten liegt. Da man aber mit gefälschten Begriffen ebensowenig eine Untersuchung führen, wie mit unechten Geldstücken eine Rechnung zahlen kann, erscheinen einige vorläufige Bemerkungen über den Begriff der Entwicklung unerläßlich. Und unvermeidlich ist, daß sie polemisch beginnen. Sobald nämlich dieses Wort ausgesprochen wird, denken die meisten Bildungsmenschen der Gegenwart an eine bestimmte Weltanschauung oder an etwas, was sich für eine solche ausgiebt, die angeblich „monistische", thatsächlich materialistische „Entwicklungslehre". Den Inbegriff von deren Dogmen hat E. Häckel in dem jüngsten Gericht dargeboten, das er zugleich den Liebhabern solcher Genüsse als sein letztes vorsetzt[1]. Und kaum stand es auf der litterarischen Speisekarte, als es auch schon in „zehntausend" Portionen verlangt und der Verlagshandlung zufolge „verschlungen" wurde. Daß aber dabei der Ruf der monistischen Küche gewonnen hätte, wird man nicht unbedingt behaupten dürfen.

[1] E. Häckel, Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. Bonn, E. Strauß, 1900.

Ist sehr viel darüber und vieles dafür, so ist auch Scharfes und Schärfstes dawider geschrieben worden. Paulsen hat das Buch „mit brennender Scham gelesen, mit Scham über den Stand der allgemeinen und der philosophischen Bildung unseres Volkes“ [1]. Er setzte sich vor, darzuthun, „daß Häckel als Philosoph nicht ernst zu nehmen ist“ [2]. Ein hervorragender protestantischer Kirchenhistoriker, Professor Loofs, hat sich der peinlichen Aufgabe unterzogen, mit Häckel über Christus und Christentum zu rechten [3]. Häckel berief sich auf das „ausgezeichnete Werk“ „Jehovas gesammelte Werke“ von „Saladin“ und erklärte, daß er „selbst“ sich „großenteils auf diese Quelle stützte“ [4]; beiläufig bemerkt, eine Stellung, die man nicht einnehmen kann, ohne umzufallen und naß zu werden. Des „ausgezeichneten Werkes“ deutsche Übersetzung, die Häckel citierte, fand sich weder auf den Universitätsbibliotheken von Halle, Göttingen, Jena und Leipzig, noch auf der königlichen Bibliothek in Berlin. Nachdem es Loofs gelungen war, es in einem genugsam unterirdischen Verlag ausfindig zu machen, lag ihm ein Machwerk vor, das nur mit der Zange anzufassen ist; nach den mitgeteilten Auszügen zu urteilen — nichts als Voltairesche Pamphletistik [5], dem Fortschritt zu Ehren ins Unbeschreibliche verpöbelt. Wie Loofs darüber quittierte, davon mag die Anmerkung eine Probe geben [6]; Entrüstung ist begreiflich, wenn „ein Fanatiker des Atheismus, dessen Herzenswunsch écrasez l'infame ist“ — so nennt Paulsen a. a. O. den Verfasser der „Welträtsel“ [7] —, wenn ein „Fanatiker des Atheismus“ verpöbelten Voltaire für theologische Weisheit ausgiebt.

---

[1] Preuß. Jahrb. CI (Juli 1900), 72. [2] Ebd. S. 31.

[3] „Anti-Häckel. Eine Replik nebst Beilagen.“ 1900. Ich zitiere nach der 3. Auflage.

[4] Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik und Antikritik I (1900), 50, in Loofs' „Beilagen“ S. 72.

[5] Voltaires Examen important etc. nebst vielen ähnlichen Streitschriften aus den letzten 20 Jahren seiner schriftstellerischen Thätigkeit werden meines Erachtens in dieser Art Litteratur bis auf den heutigen Tag unaufhörlich direkt und indirekt benutzt; vgl. z. B. „Welträtsel“ S. 376 ff. mit Voltaires Oeuvres compl. XXVI (éd. Moland), 222 s.

[6] „Einem verwahrlosten Hund das Ungeziefer abzusuchen würde leichter sein, als die wissenschaftlichen Thorheiten zu sammeln, die dies Buch (Saladins) enthält; und gegenüber einem Manne, der den Tertullian, weil er ‚ein Afrikaner war‘, als einen ‚schwarzen Knecht‘ Gottes bezeichnet, wird kein Gelehrter, der Rüben und Birnen zu unterscheiden weiß, mir solch ekelhafte Arbeit zumuten“ (Anti-Häckel S. 9).

[7] Preuß. Jahrb. CI, 63. Häckels Quelle nennt Paulsen a. a. O. S. 60 eine „schmutzige Quelle“.

Anderseits hat ein Gönner occultistischer Bestrebungen von diesem Standpunkte aus Häckel eine „fast schimpfliche Unwissenheit“ auch auf diesem Gebiete vorgeworfen[1]. Überdies veröffentlicht der Präsident der Cogitanten-Allianz Dr. Eduard Löwenthal eine Einleitung zum „revidierten Statut“ dieser neuen „Weltreligion“ (§ 3) unter dem Titel: „Der Bankrott der Darwin-Häckelschen Entwicklungstheorie“ (Berlin, Ebering, 1900). Die stolze Zuversicht dieses Titels erklärt sich daraus, daß Löwenthals „System und Geschichte des Naturalismus“ in sechster Auflage vorliegt und schon in der ersten das Welträtsel des Lebensursprungs nebst allen umliegenden Welträtseln gelöst worden ist, zudem ebendaselbst „überhaupt ganz neue Ein- und Ausblicke in das wahre Wesen der Welt an sich und des ewigen Werdeprozesses der Einzelwelten“ sich finden (S. 10). Herab vom „Lehrstuhl“ der „Kultushalle“ (S. 16) erklärt der Religionsstifter Löwenthal: „die Frage nach der Weltschöpfung erledigt sich dahin, daß es eine solche gar nicht giebt“ (S. 8); aber ebensowenig vollzieht sich die Lebensentwicklung nach der bankbrüchigen Entwicklungslehre, „sondern in der Form eines blitzartigen, den ganzen betr.[2] Weltkörperkomplex erschütternden Involutions- oder Impansionsaktes, der mit dem Gestaltungs-, Belebungs- und Besinnungsakt als mikrokosmischer Reflexgebilde zusammenfällt“ (S. 9). Wer aber auf diese makrokosmische Weltreligion hineinfällt, bekommt zu der Offenbarung über Involutions-, Impansions- und Inversionsakte auch noch „involutive, inversive, impansive und intensive Phänomene“ (S. 10) gratis dazugeliefert, und sein Name „wird am schwarzen Brett in der Kultushalle bekannt gemacht“ (S. 16). Verständlicher als diese hohe Mystik ist das Schlußwort: „Einsendungen sind Berlin, Gneisenaustraße 107, zu adressieren.“

Vom Standpunkt Kantscher Orthodoxie hat Richard Hönigswald eine „Kritische Antwort“ auf Häckels Welträtsel in Leipzig bei Eduard Avenarius abgeschossen. Weitaus das klarste an dieser Schrift ist das Motto, das nicht ohne ominösen Beigeschmack ist: „Sucht nur die Menschen zu verwirren, — sie zu befriedigen ist schwer. Goethe.“ Verwirrt, um es schlankweg zu gestehen, verwirrt war ich nach den 161 Seiten reichlich, befriedigt nicht im geringsten. Verstanden habe ich nur das eine: Kant hat doch

---

[1] Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ 1900, Nr. 58, S. 4.

[2] So im Text. Wir wagen nicht, zu entscheiden, ob der betreffende oder betriebene, betreibende oder betroffene, betrübende oder betretene, betrauerte, betrogene, betrunkene Weltkörperkomplex zu lesen ist.

bewiesen, wir wüßten ein für allemal nichts; wie kann Häckel dann anständigerweise behaupten: was ihn betrifft, so wisse er alles? Ist das nicht der Sinn der beregten Ausführungen, so geben wir nachdrücklich zu, falsch verstanden zu haben; aber behufs tieferen Eindringens die 161 Seiten nochmals lesen — dafür danken wir.

Bebel hat bekanntlich der Hoffnung Ausdruck gegeben, Häckels Buch werde in nicht allzu ferner Zeit die Ideen der Arbeiterwelt beherrschen. Er hat aber versäumt, zu sagen, was ein Leben voll erdrückender Arbeit und vielfacher Entbehrung, eventuell voll Elend und Not, damit anfangen soll, wenn ihm ein Haufe anmutiger Worte in den Schoß fällt, wie Pyknose und Gonimatik, Plasmophagen und Blastosphären; primärer, sekundärer Thanatismus und erotischer Chemotropismus; anthropistische, anthropozentrische, anthropolatrische, anthropomorphische Religionswahngebilde u. s. w. Mag man in diesen und vielen andern sprachlichen Prachtstücken eine wunderbare Bereicherung des Geisteslebens sehen, oder mit Paulsen eine „ans Kindische" grenzende „Sucht, mit neuen Wortbildungen die Armut der Gedanken zu verhüllen" [1], unerfindlich bleibt in jedem Falle, was Fabrikarbeiter davon haben und damit anfangen sollen. Was Bebel an Häckel so schätzbar findet, ist ohne Zweifel das nämliche, wodurch Häckel der Abgott vorab der italienischen Freimaurerei geworden [2], „der Vorsteher des Reiches des Lichts und der Aufklärung", „der neue Adam", . . . mit dem „die zweite Hälfte der Geschichte beginnt", wie Paulsen sagt [3]. Es ist einmal das beharrliche Bemühen, den „ungeheuren Kulturkampf" [4] zu schüren, das Christentum in Grund und Boden zu schelten, insbesondere Katholizismus und Papsttum aus der Welt hinaus zu verwünschen. Denn, wir geben hier abermals Paulsen das Wort, „Katholizismus und Papsttum wirkt auf unsern Philosophen überhaupt wie auf ein anderes Geschöpf das rote Tuch: wenn er auf diese Dinge kommt, erfolgt regelmäßig ein kleiner Anfall von Tobsucht; die Päpste sind ihm in der großen Mehrzahl schamlose Gaukler und Betrüger, viele von ihnen nichtswürdige Verbrecher" (Welträtsel S. 374), „die Klöster die Höhlen aller Laster, das Cölibat die Quelle schamloser Greuel u. s. w." [5]. Während der

---

[1] A. a. O. S. 41.
[2] Vgl. H. Gruber, Mazzini, Freimaurerei und Weltrevolution (1901) S. 67 f.
[3] A. a. O. S. 66. 67.
[4] „Welträtsel" S. 385 u. a. Vgl. Paulsen a. a. O. S. 64.
[5] A. a. O. S. 64.

„fanatische Atheist“ für andere Religionen Wohlwollen hegt [1], ja eine neue Religion selbst zu gründen ihn zu gelüsten scheint [2], möchte er den Katholizismus und das Papsttum mit Pech und Schwefel vertilgen, d. i. mit seiner „Quelle“ und seinem Zorn, ohne zu bedenken, daß eine Religion, die der Atheismus gründet, doch wohl nur ein Possenspiel sein kann, und solche Religionen, denen der Atheismus freundlich zublinzelt, eben dadurch tödlich kompromittiert werden, diejenige aber, welche er haßt, er zweifellos auch fürchtet. Übrigens sind Häckels Ausführungen in ihrem widerchristlichen und atheistischen Kern oft genug in populären Schriftwerken breitgetreten worden, welche der Bildungslage und Fassungskraft der Arbeiterwelt weit besser angepaßt sind als Häckels Abracadabra. Weshalb ward also an Häckel appelliert? Unseres Erachtens aus zwei Gründen. Erstens um wieder einmal die Solidarität des sozialdemokratischen Atheismus mit dem Bourgeois-Atheismus festzulegen, welch letzterer aus zwei Quellen gespeist wird, aus dem Journalisten-Atheismus [3] und dem universitären Atheismus [4]. Zweitens weil man in Freidenkerkreisen aus tiefster Seele nach stärkenden Autoritäten verlangt, nach Päpsten der Aufklärung, und sie nimmt, wo man sie findet, um ihnen blind alles zu glauben, was ungläubig ist, mag es noch so unglaublich sein.

Neben den vielerlei Äußerungen, die durch Zustimmung oder Widerspruch sich direkt auf Häckels Buch beziehen, wären manche interessante Symptome zu beachten, welche darthun, daß Häckels Monismus anfängt, im Zeichen des Krebses zu stehen. Beispielsweise erwähnen wir, daß die „Deutsche Rundschau“, die Häckel schon öfters mit Beiträgen verziert hat, bald nach dem Erscheinen der „Welträtsel“ eine Abhandlung Reinkes ge-

---

[1] Für den Buddhismus („Welträtsel“ S. 410), für den Islam (ebd. S. 330).

[2] „Welträtsel“ S. 462 f.: „Unterhalb der Kirchenfenster“ werden in der „monistischen Kirche“ „Aquarien“ mit „reizenden Siphonophoren“ angebracht, „an die Stelle des Hochaltars wird eine Urania treten“, „zwischen den hohen Säulen der gotischen Dome, welche von Lianen umschlungen sind, werden . . . zierliche Bananen und Bambusen an die Schöpfungskraft der Tropen erinnern“. Welche Affenarten in der monistischen Kirche die ersten Kirchenstühle bekommen, wird nicht gesagt.

[3] „Nach unserer Kenntnis der Dinge ist es eine relativ niedrige Schätzung, wenn man nur neunzig Prozent der liberalen Berliner Journalisten als Atheisten bezeichnet“ („Köln. Volksztg.“ vom 18. Juni 1900, Nr. 554).

[4] Ähnliches hat bekanntlich (vgl. diese Zeitschrift Bd. LVI, S. 131) Professor Kaufmann von den Universitätsprofessoren bei akademisch-offizieller Gelegenheit behauptet.

bracht hat, welche aus einer fachwissenschaftlichen Zeitschrift, wie es das „Biologische Zentralblatt“ ist, einen Ausspruch herübernahm, dessen Urheber, ein „jüngerer Zoologe“ von „angesehenem Namen“, H. Driesch, wenn wir nicht irren, aus Häckels Schule hervorging. Seine Worte lauten: „Der Darwinismus gehört der Geschichte an, wie das andere Kuriosum unseres Jahrhunderts, die Hegelsche Philosophie; beide sind Variationen über das Thema: ‚Wie man eine ganze Generation an der Nase führt‘, und nicht gerade geeignet, unser scheidendes Säkulum in den Augen späterer Geschlechter besonders zu heben.“ [1] Reinke seinerseits möchte dieses Urteil „höchstens den Übertreibungen des Darwinismus gegenüber für gerechtfertigt halten“ [2]. Es dürfte aber notorisch sein, daß es keine Übertreibung des Darwinismus giebt, wenn der Häckelismus keine solche darstellt. In einem schönen und lehrreichen Buch: „Die Welt als That“ [3], hat Reinke zwar jede direkte Polemik wider Häckel vermieden, der letztere aber hat sich in den „Welträtseln“ über das erwähnte Werk wenig gnädig geäußert. Und das läßt sich leicht begreifen, wenn man bei Reinke etwa liest: „Der Atheismus ... scheint mir auf einer inneren Abneigung gegen die Annahme einer Gottheit zu beruhen, auf der Flucht vor einer unerwünschten Lösung des Welträtsels, auf einer bis ins Pathologische gesteigerten menschlichen Überhebung. Der Atheismus will unter keinen Umständen das Walten einer Gottheit annehmen, folglich darf es auch nicht aus der Natur erschlossen werden. Das ist seine Logik.“ [4]

Es war weder unsere Absicht, ein Bild des Streites um die „Welträtsel“ zu entwerfen, noch die Zahl der Entgegnungen zu vermehren. Es deucht uns dieses um so weniger geboten oder auch nur erforderlich, als eine treffliche „Antwort auf Häckels Welträtsel“ vorliegt, die uns als schönes Dokument katholischer Apologetik erscheint, Professor Michelitschs „Häckelismus und Darwinismus“ (Graz, Styria, 1900). Wir meinen, daß diese Schrift von ihrem Wert nichts dadurch einbüßt, daß Superintendent A. H. Braasch in Jena sie mit der Zensur abfertigen zu dürfen glaubt, sie sei „ganz im Geist des Ultramontanismus geschrieben“ [5]. Durch

[1] Aus dem „Biol. Zentralblatt“ 1896, S. 355 Anm., in „Deutsche Rundschau“ CII, 249. [2] A. a. O.

[3] 1899. Von Professor Mausbach geistvoll und sympathisch gewürdigt in „Die Kultur“ I (1900), 591 ff.

[4] Die Welt als That S. 460.

[5] „Über E. Haeckels Welträtsel. Hefte zur christlichen Welt“ 1900, Nr. 46 S. 49 Anm.

derlei stereotype Bemerkungen wird die Wissenschaft nicht sonderlich gefördert; sie fordern die Frage heraus, welches philosophische System der „Geist des Protestantismus" wider Häckel zu verteidigen erstens geneigt und zweitens im stande wäre.

Uns handelt es sich hier bloß um den Begriff der Entwicklung, der durch die „Entwicklungslehre" vollkommen verdreht, ja gefälscht und zudem mißbraucht wird. Das geschieht erstens dadurch, daß man, dem Zwange der Logik folgend, den Begriff der Entwicklung seines gesamten Inhaltes entleert und mit dem Wort „Entwicklung" Vorgänge bezeichnet, welche mit Entwicklung gar nichts gemein haben, als daß irgend etwas vor sich geht. Der Mißbrauch aber besteht darin, daß man die „Entwicklungslehre" für eine Weltanschauung ausgiebt und als einen vollgültigen Ersatz für Gott den Schöpfer zu preisen nicht müde wird. Diese extrem-darwinistische, wir würden lieber sagen pseudo-darwinistische, materalistisch-atheistische Entwicklungslehre, die nach dem Wort eines Kenners ganze Generationen „an der Nase führte" und nunmehr im heiligen Buch der „Welträtsel" niedergelegt ward, diese Entwicklungslehre dünkt uns entwicklungsleere Entwicklungsmäre.

Der materialistische Atheismus ist ein Todfeind aller Zweckmäßigkeit und Zielstrebigkeit; er muß durchaus ateleologisch sein. Wie lauten doch die prachtvollen Sätze Trendelenburgs, welche mit so vollendeter Meisterschaft den Grund dafür angeben, daß alle Gottesleugnung absolute Zweckleugnung sein muß und jede Zweckmäßigkeit in der Weltordnung eine Gottesspur ist? Sie lauten: „So weit der Zweck herrscht, so weit herrscht der Gedanke." [1] „Der verwirklichte Zweck ist nur durch das Prius des Gedankens zu begreifen, dem die Macht über das Sein in die Hand gegeben ist. Daher verbürgt die zweckbeherrschte Welt den unbedingten, allmächtigen Gedanken: Deus cogitat; ergo est." [2] Wie ist es nun möglich, daß der materialistische Atheismus nicht bloß beständig Entwicklung im Munde führt, sondern sie gewissermaßen für sich allein in Anspruch nimmt, da doch Entwicklung so voll ist von Zweckmäßigkeit und Zielstrebigkeit, daß man diese aus dem Entwicklungsvorgang gar nicht eliminieren kann, ohne daß alle Entwicklung mitverschwindet!

Entwicklung ist mehr als Entstehung; alles, was sich entwickelt, muß erst entstanden sein, vor aller Entwicklung liegt eine Erstentstehung. Aber

---

[1] Logische Untersuchungen II (2. Aufl. 1862), 433. [2] Ebd. S. 434.

nicht alles, was entsteht, hat, entstanden, Entwicklungsfähigkeiten; allen Lebewesen und nur den Lebewesen eignen solche. Gesteinsschichten und Krystalle, chemische Verbindungen und Resultanten mechanischer Kräfte entstehen, aber weder wachsen noch blühen noch eröffnen sie die Abfolge von Generationen. Die Voraussetzung jeder Entwicklung ist ein Keim und dessen Triebkraft; Keimentfaltung, d. i. vorherbestimmte Selbstvervollkommnung, das Wesen jeder Entwicklung. Der gelehrte Pflanzenphysiolog, dessen oben gedacht ward, schreibt: „Das Ei des Apfelbaumes ist vom Ei des Birnbaumes so gut spezifisch verschieden, wie der blühende Apfelbaum vom blühenden Birnbaum, wie das Blatt oder die Frucht beider Arten.“ [1] Absolut neutrale Keime für beides und alles, das wären die eigentlichen missing-links der „Entwicklungslehre“. Aber derlei neutrale Keime giebt es eben nicht: Keime, aus denen ebensowohl eine Rose wie eine Distel werden könnte. Jeder Keim ist das, was er ist, durch das, was aus ihm werden soll, ist durch und durch Plan und Gesetz; als Plan ideelle Vorwegnahme des Zieles, als Gesetz reelle Kraft zu dessen Verwirklichung, in Bezug auf die Zukunft eine realisierte Idee, innerhalb der Gegenwart eine zukunftsschwere Realität. Die Welt keimenden Lebens enthält ein Etwas, das jenseits aller rein stofflichen Zeit- und Raumverhältnisse entstanden ist, das uns unmittelbar vor einen geistreichen Erfinder hinstellt.

Im Keime ist gewissermaßen eine Umstülpung der Raum- und Zeitverhältnisse. Nicht bloß wird ein gegenwärtiger Keim nach seiner eigenen Zukunft von andern unterschieden, nach ihr bestimmt und benannt; nicht bloß sind Zukunft und Gegenwart im Keime gleichzeitig und das zukünftige Ganze in den Teilen enthalten: die Zukunft ist sogar vor der Gegenwart, das Ganze vor den Teilen; denn der künftige Entwicklungsgang und die künftige Figur des Ganzen sind die Ursache, wegen welcher und welcher gemäß der gegenwärtige Keim so ist und nicht anders. Irgendwo ist also die Zukunft des Keimes vor seiner Gegenwart, die künftige Figur vor dessen gegenwärtiger Beschaffenheit: „Der verwirklichte Zweck ist nur durch das Prius des Gedankens zu begreifen“; soweit Entwicklung herrscht, herrscht Plan, Gesetz und Gedanke. Bei der Erstentstehung von Lebenskeimen muß ein Erfinder und Bildner die Zukunft vor der Gegenwart, das Ganze vor den Teilen erfaßt haben, um die

[1] Die Welt als That S. 350.

Gegenwart auf die Zukunft zu veranlagen, die Teile nach dem Ganzen zu gestalten, weshalb diese Erstentstehung jenseits von Stoff und Kraft liegt. Jeder Keim ist zugleich Inhaber unendlicher Entwicklungsfähigkeiten, schon deshalb, weil er, über sich hinausweisend, auf unbeschränkte Fortdauer der Gattung gerichtet erscheint. Die Erstentstehung der keimenden Lebewelt verlangt deshalb einen Bildner, der unbegrenzte Macht hat über Stoff und Kraft.

Gewiß ist kein einziges Lebewesen dieser Welt unbedingt, d. h. von Bedingungen unabhängig, bedingt vielmehr und abhängig von inneren und auch von äußeren Faktoren, von seiner Herkunft, von Boden und Klima, allgemein gesagt, von seiner Vorwelt und seiner Umwelt. Es ist aber diesen Einflüssen gegenüber nicht passiv wie weicher Lehm, der widerstandslos die Fährte in sich ausprägen läßt. Eine Eigenschaft aller Triebkraft ist die aktive Anpassungsfähigkeit, welche die Einflüsse der Außenwelt in Aneignungen umsetzt. Wie der Keim, so ist auch die Triebkraft und Anpassungsfähigkeit durchaus zielstrebig, ihre Bethätigungen nichts als das sich auswirkende Ziel.

Alle diese Elemente jeder Entwicklung muß die „Entwicklungslehre" als nicht vorhanden betrachten. Zwar spricht sie zahllosemal von Keimen, von Keimgeschichte, Keimentwicklung u. s. w. Sind diese Keime aber Keime, Kunstwerke, in denen Plan und Kraft verschmolzen ward, so ist fertig und abgethan die „Lehre". Für diese giebt es nur neutrale, passive, indifferente Keime, wie weiche Lehmklümpchen wider alles Gestoßen- und Gedrückt-, Modelliert- und Geknetetwerden indifferent sich verhalten, passiv sind. Die Lehre spricht auch zahllosemal von Triebkraft und Anpassung; jene aber darf nichts Vorherbestimmtes auswirken, muß neutral sein zwischen Rose und Distel und allem, was es giebt, ist ein triebloser Trieb; die Anpassungen aber sind nicht von ferne, wie Reinke sie bezeichnet, „der Höhepunkt organischer Zweckmäßigkeit"[1], sondern reine Passivität; sie entwickeln, wie eine Quetschung „entwickelt", wie der Thon sich zum Topf „entwickelt", wenn er geknetet wird.

Hat das nicht auch Wigand gesagt? Gewiß, und zwar fast mit den nämlichen Worten und rund vor einem Vierteljahrhundert. Er wies nach, daß die einzige Eigenschaft, welche der Darwinismus dem einzelnen sich entwickelnden Wesen beläßt, die Variabilität ist, passive Empfänglich-

[1] Die Welt als That S. 439.

keit für alles und Abgang jeglicher Bestimmung zu einem; daß die einzigen Ursachen, welche modellieren, welche dem Unbestimmten zu einem bestimmten Typus verhelfen, Zufall und Bearbeitung von außen sind; daß dieser Thatbestand durch Worte wie Anpassung, Zuchtwahl u. a. nur verhüllt werden soll und in alledem eine Fälschung des Entwicklungsbegriffes liegt: „die Fortbildung des organischen Reiches vermittelst der natürlichen Zuchtwahl ist so wenig ein Entwicklungsprozeß, als man das Entstehen eines Topfes unter der bildenden Hand des Töpfers ‚Entwicklung‘ nennen kann“. „Mit welchem Recht nimmt also die Selektionstheorie den stolzen Namen einer oder vielmehr ‚der Entwicklungstheorie‘ in Anspruch, da ihre Auffassungsweise doch in Wahrheit nach jeder Seite hin das gerade Gegenteil von dem ist, was man allgemein unter Entwicklungsprinzip versteht? Es scheint, als ob durch die Usurpation einer Bezeichnung wie lucus a non lucendo gerade die schwächste Seite des Darwinismus maskiert werden sollte.“ [1]

Wigands Kritik übertönte damals freilich der Korybantenlärm der öffentlichen Meinung, die völlig trunken war. Auch ein Riesenrausch, wie dieser, ist schließlich von kurzer Dauer; „nach einiger Zeit verflog“ er, sagte 1894 Du Bois-Reymond in einer akademischen Rede, in welcher er Wigands Werk als verfrüht bezeichnete, weil es zur Zeit des gedachten Rausches erschien und deshalb geringem Verstand begegnete. Seitdem griff die Ernüchterung öfters auf Wigand zurück; v. Baers und Wigands Andenken widmete schon im gleichen Jahre (1894) H. Driesch seine „analytische Theorie der organischen Entwicklung“, den gegenwärtigen Stand der Frage hat Reinke in seinem mehrfach angezogenen Werk dargelegt, darin auch das wahrhaft erlösende Wort sich findet: ich vermag „einen Gegensatz zwischen Schöpfung und Entwicklung nicht anzuerkennen, denn die Entwicklung selbst kann niemals die Erzeugerin von Organismen sein, sie ist nur die Form der Erzeugung“ [2].

Denn das ist der Achilles der Entwicklungsmäre, der beregte Gegensatz zwischen Schöpfung und Entwicklung, wie ihn die berühmte Alternative ausspricht: „Schöpfung oder Entwicklungslehre“. Wer am Schöpfer festhält, soll wissen, daß er wissenschaftlich anathematisiert ist, und wer Kulturmensch sein will, soll wissen, daß er erst den Schöpfer verleugnen muß.

---

[1] Der Darwinismus u. s. w. II (1876), 375.
[2] Die Welt als That S. 440.

Es gewährt ein eigentümlich schmackhaftes Vergnügen, diese zwei Thatsachen zu würdigen, die erste, daß die erwähnte Alternative eine unermeßliche Zugkraft ausübt, die zweite, daß sie gar keinen Sinn hat, so gar keinen, daß man dieses noch mit dem letzten Hauch des Mundes bezeugen müßte, auch wenn alle übrigen Menschen um das Idol tanzend sängen: „Schöpfung oder Entwicklungslehre".

Wenn es der freien, ganz freien „Wissenschaft" und ihren Hilfskräften, welche öffentliche Meinung machen, einmal gelänge — mit den Mitteln, über die sie verfügen, ließe es sich versuchen, und Gläubige finden sie stets —, dem Publiko die Alternativen aufzuzwingen: Schöpfung oder Radfahren, Schöpfung oder Seifegebrauchen, so wäre das vielleicht ein geschickter polemischer Zug gegen den „Gottesglauben", weil zahllosen „Bildungsmenschen" es unmöglich scheinen würde, auf die zwei Dinge zu verzichten, welche mit der Annahme des Schöpfers ausgeschlossen sein sollen. Ein ausbündiger Unsinn wären diese Alternativen aber lediglich aus diesen zwei Gründen: In beiden Alternativen schließen die beiden Glieder einander nicht aus, in beiden ist je das zweite Glied keine Weltanschauung, keine Antwort auf die Frage nach dem ersten Woher aller Dinge.

Die Lieblingsalternative des „Monismus" verfällt unrettbar dem nämlichen Schicksal. So einleuchtend ihr polemischer Zweck, so unmöglich ist ein vernünftiger Sinn. Da für ausgemacht gilt, daß die Entwicklungslehre das Licht selbst ist, erübrigt für die Gegenseite nur absolute Finsternis; das soll wohl zugkräftig sein. Was aber den Sinn angeht, so ist diese Alternative mit den gleichen Gebresten behaftet wie die obenbemeldeten.

In unserem Falle handelt es sich um die Schöpfung von Lebewesen, also um die Erstentstehung von Wesen, welche als entwicklungsfähige Wesen entstehen. Schöpfung und Entwicklung verhalten sich demnach zu einander wie Grundlegung und Ausführung, wie Zeugung und Wachstum. Sie stehen ebensowenig in unvereinbarem Gegensatz wie Quelle und Bach, wie Sonnenlicht und Blumenblüte, wie Elektrotechniker und elektrischer Betrieb, wie Reichsgericht und Instanzenzug, wie Violinvirtuose und Violinkonzert. Es müßte heißen: Schöpfung nebst Entwicklung der Weltwesen und der Weltordnung oder Zufall nebst Quetschungen; zieht man eine Formel vor: Null plus Fragezeichen. Denn als Ursprung der Entwicklung giebt der Atheismus null an, und was Entwicklung ist, weiß er nicht.

Zweitens: Wie das Radfahren Benutzung eines modernen Verkehrsmittels, der Gebrauch von Seife private Kulturthätigkeit ist, so soll die „Entwicklungslehre" eine Hypothese oder Theorie auf dem begrenzten Gebiet der Biologie sein und bleiben, aber nicht mehr oder anderes. Für sich allein, oder gar im Gegensatz zur Schöpfung, ist sie kein bißchen Weltanschauung.

Weltanschauung ist doch nur das, was die ewigen Fragen nach dem Woher und Wozu der Weltdinge und der Weltordnung beantwortet, restlos auflöst. Das kann nur durch eine Antwort geschehen, die jedes weitere Woher offensichtlich gegenstandslos macht; kann also nur dadurch geschehen, daß man als erste Ursache ein Wesen angiebt, welches in keinerlei Rücksicht über sich hinausweist, durch keine Bedingung, keine Abhängigkeit, keine Herkunft von irgendwo, keinen Trieb nach irgend etwas, sonst wäre dieses Wesen ja nicht von ferne das definitive Daher und Dazu, sondern nur ein neues Woher. Ebensowenig wie es auch nur die Spur einer Antwort auf die Frage nach dem Namen des Vaters eines Kindes enthält, wenn man mir sagt, es wachse, mir angiebt, um wieviel Kilo es zunahm und um wieviel Millimeter es sich verlängert hat, ebensowenig ist die „Entwicklungslehre" eine Weltanschauung.

Jedermann weiß, daß „Gott der Schöpfer" in der That eine Lösung jener ewigen Fragen bietet, welche den Anforderungen, die wir eben namhaft gemacht, durchaus entspricht und allein entspricht. Wird aber ein und das nämliche unendliche Daher und Dazu als Ursprung und Endziel der Welt hingestellt, so bleibt zwischen beiden für unendliche Entwicklungsvorgänge unendlicher Spielraum, weshalb wir denn vorhin sagten: Schöpfung nebst Entwicklung. Der Begriff der Entwicklung für sich allein beantwortet die Fragen nach dem ersten Woher und dem letzten Wozu überhaupt gar nicht, sondern stellt diese Fragen. Jedwede Entwicklung ist ja zwischen ihnen wie eingeklemmt. Wenden wir uns nach der einen Seite, so springt ein Woher in die Augen, wenden wir uns nach der andern Seite, so setzt sich uns ein Wozu in den Nacken. Jede Entwicklung schreit unaufhörlich: Ich bin durchweg abhängig und bedingt, ich weise immerfort über mich hinaus. Vom Anfang her bin ich bedingt durch den Keim, aus dem ich werde; vom Ende her durch das Ziel, dem ich gehöre; von innen durch das Maß meiner Triebkraft, von außen durch Umstände, an denen sich meine Anpassungsfähigkeit erproben muß.

Diesen einstimmigen Ruf aller Entwicklungsvorgänge in der Natur hat der hl. Augustinus in den bekannten Worten wiedergegeben: „non sumus Deus tuus“, „quaere supra nos“. Keime und Triebkräfte, Bedingtheiten und Anpassungen, Werden und Wachsen, kurz das durch Welten und Zeiten flutende Leben sagen: wir sind nicht das absolute Leben, sondern das Leben von Gottes Gnaden.

Wenn nun die Entwicklungslehre weder von eigentlichen Keimen etwas weiß, noch von Triebkräften, noch von aktiver Anpassungsfähigkeit, sondern lediglich passive Anpassung kennt und diese Fähigkeit, geknetet zu werden, „Entwicklung“ nennt, so läßt sich weiter fragen, wer die passive Anpassung bearbeitet, wer knetet? Sind es planmäßig, gesetzmäßig waltende Kräfte, so sind sie zugleich Diener und Herolde einer Intelligenz — weg mit ihnen; der monistische Materialismus kann nur einen Weltbildner kennen, den Zufall. Ein blinder Blödsinniger, der in Lehm wühlend ein tadelloses Modell des Kölner Domes oder einer Dynamomaschine herstellte, wäre dann gar nichts Merkwürdiges; denn er hat doch Hände. Der absolute Zufall aber, blind und blöd wie er ist, hat nicht einmal diese. Die Alternative nimmt demnach endlich und letztlich diese Gestalt an: Schöpfung nebst Entwicklung der Weltwesen und der Weltordnung, oder Zurechtknetung der Weltwesen und der Weltordnung durch den Zufall[1], d. h. durch einen blöden Blinden, der nicht einmal Hände hat. Wie er knetet, ist das stille Geheimnis entwicklungsleerer Entwicklungsmäre.

Der Begriff der Entwicklung darf durch den Monismus nicht kompromittiert werden; er kann nichts dafür, daß man ihn als Deckmantel des Atheismus verwendet. Ganz und gar teleologisch, gehört er den Idealisten zu eigen und ist Bestandteil einer religiösen Weltanschauung. Besonders energisch müssen alle Soziologen und Kulturhistoriker sich dagegen verwahren, daß einer ihrer Grundbegriffe gefälscht und mit irreligiösem Stempel versehen werde.

Die Elemente jeder Entwicklung sind: Keim und Triebkraft, als innere Entwicklungsfaktoren; die äußeren Bedingungen der Entwicklung lassen sich auf die Vorwelt und Umwelt zurückführen. Die Verbindung zwischen den inneren und den äußeren Faktoren wird durch die aktive und passive Anpassungsfähigkeit, die der Triebkraft eignet,

[1] „Die Zwecke in der belebten Natur lassen sich durch keine Sophistik hinwegdisputieren. Darwins Versuch, sie zu leugnen, indem er in seiner Theorie den Zufall zum Weltprinzip erhob, ist mißlungen“ (Die Welt als That S. 439).

hergestellt; die aktive vermag auch Einflüsse von außen in Aneignungen umzusetzen, während die passive sich vorwiegend rezeptiv verhält.

Sonach wäre „Entwicklung" die eigenste Art organischen Lebens. Es versteht sich, daß der Begriff übertragen werden kann, und daß das Wort Anteil hat an der wunderbaren Schmiegsamkeit des Sprachgebrauchs. Wenn man auf dem Gebiet mechanischer Kräfte die Laplacesche Theorie, die eine Theorie der Weltentstehung oder Weltbildung ist; wenn man die sogen. „historische" Geologie, welche im gleichen die Entstehung der Erdrinde erklärt, mit dem Ausdruck Entwicklung in Verbindung bringt, die erstere als Weltentwicklungstheorie, die zweite als Entwicklungsgeschichte der Erdrinde bezeichnet: so geschieht das nicht ohne Unebenheit im Begriff und im Wort, was aber gleichgültig ist, weil derlei Wendungen als Metaphern anzusehen sind. Allein neben der organischen Entwicklung giebt es noch eine andere, welche den Begriff der Entwicklung auf das deutlichste ausprägt: die soziale Entwicklung. Einige Bemerkungen über diese mögen hier noch Platz finden; durch den Hinweis auf den Untertitel der Überschrift erscheint das genugsam begründet.

Die zwei Gebiete, auf denen dem Begriff der Entwicklung so große Bedeutung eignet, wo er geborener Führer ist, sind das des organischen und das des sozialen Lebens; die Dinge, welche sich in eigentlichem Sinne entwickeln, sind Organismen und soziale Verbände. Freilich ist auch auf kulturgeschichtlichem Gebiet häufig von Entwicklungen die Rede, ohne daß da korporativer Betrieb Unternehmer wäre. Man spricht von der Entwicklung der Wissenschaft und Kunst, des wirtschaftlichen Lebens, der Technik, von der Entwicklung des Rechts, philosophischer Systeme u. s. w. Allein alle derlei historische oder logische Entwicklungen stehen mit dem Begriff der sozialen Entwicklung in naher Beziehung, sind als Erweiterungen dieses Begriffes anzusehen. Denn wenn sie auch nicht in sozialem, genossenschaftlichem Betrieb stehen, so kommen sie doch durch das Doppelprinzip aller sozialen Arbeitsorganisation zustande, durch die geteilte Arbeit und die vereinten Kräfte. Deshalb wird der Arbeitsertrag solcher Entwicklungen auch stets irgendwie in Allgemeinbesitz übergeleitet gedacht und einem Kollektivum wie einem Besitzer zugeschrieben, einem Volk oder mehreren Völkern, die eine Kulturgemeinschaft bilden, einem Stande oder einer „Zeit".

Die wesentliche Übereinstimmung zwischen einem Organismus und einem sozialen Verband liegt einmal darin, daß beide aus Teilen

(Organen) bestehen, welche zwar eine eigene Funktion ausüben, aber doch nur im Dienste und zu Gunsten des Ganzen; sodann darin, daß beide durch Selbstbehauptung und Selbstvervollkommnung thätig sind, was das Wesen jeder eigentlichen Entwicklung ausmacht. Jeder Verein ist ein Keim voll Triebkraft, alles Vereinsleben Keimentfaltung[1]. Wie ferner organische Lebewesen von äußeren Bedingungen abhangen, vorab von Boden und Klima, so wird jedes soziale Lebewesen von der Vorwelt und Umwelt beeinflußt; ihnen gegenüber muß die organische wie die soziale Triebkraft sich als aktive Anpassungsfähigkeit bewähren.

Wichtiger als diese und andere Übereinstimmungen dünkt uns aber der wesentliche Unterschied zwischen organischer und sozialer Entwicklung. Er läßt sich in verschiedener Weise erfassen und darstellen, dürfte aber der Hauptsache nach daraus abzuleiten sein, daß zwar alle sozialen Verbände auf Grund der Solidarität menschlicher Interessen entstehen, die menschlichen Individuen aber mit ihrer persönlichen Eigenart und Freiheit Träger auch alles korporativen Lebens sind. Aus dieser Synthese von individueller Initiative und sozialer Bindung ergeben sich weitere Zusammenfügungen, die aller sozialen Entwicklung eigentümlich sind, die von Milieueinflüssen mit persönlichsten Rückwirkungen auf die Umwelt, die von Autorität und Freiheit, von Kontinuität und Fortschritt, von Aufschwung und Stillstand, von Niedergang und neuem Aufschwung.

Allen Menschen sind einige, zahllosen vielerlei Interessen gemeinsam. Daß jeder diese allein für sich selbst besorge, übersteigt die Einzelkraft, zwingt zu sozialer Organisation der Arbeit, zwingt dazu, daß man die Arbeit teile und die Kräfte vereine: in diesem Sinne entstehen soziale Verbände auf Grund der Solidarität menschlicher Interessen. Ein so entstandener Keim ist aber in mancher Beziehung weit komplizierter als organische Keime und manche soziale Entwicklung bringt eine Verwicklung über die andere. Die Zellen des sozialen Keimes sind samt und sonders eigenständige Individuen, welche nichts anderes thun können, als die Triebkraft ihrer eigenen Einsicht und ihres freien Willens einzusetzen und zu

[1] Obgleich die Wortverbindungen „organische", „soziale" Entwicklung im Grunde doppelsinnig sind, enthalten sie doch keine begriffliche Schiefheit. Jede Entwicklung ist aktive Veränderung; der Beisatz „organisch", „sozial" kann nun sowohl deren Produkt wie deren Prinzip bedeuten. Aber gerade dadurch wird die Eigenart der Entwicklung näher bestimmt als solche, die darin besteht, daß Ursache und Wirkung dieser aktiven Veränderung im nämlichen Einzelwesen befindlich sind (Selbstvervollkommnung).

gebrauchen. Nur das gemeinsame Ziel bringt Einheit in das Vielerlei dieser Bemühungen. Bliebe aber das Urteil darüber, welche Handlungen und Thätigkeiten das Ziel fördern, welche nicht, welche mehr, welche weniger, durchaus und definitiv den Einzelnen überlassen, so könnte nie eine soziale Einheit auch nur über Nacht bestehen bleiben. Daher die Notwendigkeit von Normen, von Statuten. Aber diese können nicht von ferne genügen. Erstens müssen sie sehr allgemein gehalten sein, zweitens erhebt sich abermals die Frage, wer über ihren Sinn zu befinden und über ihre Anwendung zu wachen hat. Deshalb bedarf auch der freieste Verein einer Vereinsleitung, welche allein die einheitliche soziale Entwicklung verbürgt und herstellt. Diese Vereinsleitung besteht aber nun wiederum aus Individuen, die zur gedachten Aufgabe lediglich ihren individuellen Verstand und ihre Freiheit mitbringen, als Vereinsleitung aber dann eine neue, vom Vereinsleben des gesamten Verbandes geschiedene Thätigkeit ausüben, durch welche auch die Vereinsleitung als solche sich selbst vervollkommnet. So lösen sich aus jeder sozialen Entwicklung drei Entwicklungsvorgänge aus, die des Gesamtverbandes, die der Zentralgewalt und die des Zusammenhanges und Zusammenwirkens beider.

Zur komplizierten Eigenart sozialer Entwicklung gehört zweitens, daß sie zwar in ganz anderer Weise auf freien Fortschritt gerichtet ist als die organische Entwicklung, die sich nach notwendigen Gesetzen vollzieht, daß es aber anderseits der sozialen Entwicklung an der Ruhe und Stetigkeit gebricht, welche dem organischen Wachstum eignet.

Die vier großen Motoren alles freien Fortschrittes arbeiten in jeder sozialen Entwicklung zusammen: der erfindungsreiche Menschenverstand und der ruhelos vorwärts drängende Menschenwille der Einzelnen und die Steigerung freier Einzelkräfte durch das Doppelprinzip der sozialen Arbeit: die geteilte Arbeit und die vereinten Kräfte. Aber wo die Individuen und darum die Freiheit der Meinungen, der Entschlüsse, der Ausführung selbst und der Ausführungsweise eine so wichtige, beherrschende, entscheidende Stellung einnehmen, dort haben wir mit einem wandelbaren und unberechenbaren, launenhaften und unzuverlässigen Faktor zu rechnen. Deshalb deckt sich soziale Entwicklung durchaus nicht mit kontinuierlichem Fortschritt; deshalb wächst soziale Entwicklung nicht ruhig wie ein Baum, sondern wogt auf und ab wie das Meer.

Jeder soziale Verband ist ein feiner Apparat, funktionellen Störungen sehr ausgesetzt. Die nützlichsten Impulse, aber ausgehend von unberufener

Seite, können sehr leicht Gleichgewichtsschwankungen veranlassen. Eine allzu plötzliche oder einseitige Entfaltung von Arbeitskraft ruft Reibungswiderstände hervor oder endet mit großer Erschöpfung. Ein allzu geniales Subjekt kann alles durcheinander bringen. Die Überwindung solcher Störungen und Schwankungen, Widerstände und Verwirrungen ist an sich schon ein Moment sozialer Entwicklung.

Wegen der Freiheit der Meinungen, der Entschlüsse, der Ausführung und der Ausführungsweise, die multipliziert werden muß mit der Zahl der Verbandsmitglieder, ist es wohl möglich, daß die soziale Entwicklung jeweils sich wie ein Chaos widerstreitender Kräfte, unvereinbarer Ideen, entgegengesetzter Bestrebungen ansieht. Und doch ist es gleichwohl möglich, daß darin keine Verfallssymptome liegen, sondern reiches soziales Leben zur Entfaltung kommt, aus dem so oder anders sozialer Fortschritt sich emporringen wird. Und ob er gleich ausbleiben kann, ist wiederum die Überwindung der Hindernisse, der Ausgleich der Gegensätze an sich schon ein Moment sozialer Entwicklung.

In dem Maße endlich, als das soziale Ziel hoch, der Verband umfassend ist, in dem Maße wird eine allseitig gleichmäßig günstige und anhaltend ansteigende Entwicklung, der eigentliche Fortschritt also, zu einer ungemessen großen Aufgabe, zu einer Aufgabe für Generationen.

Wenngleich also jede soziale Entwicklung auf Fortschritt gerichtet und jeder positive soziale Ertrag in irgend einer Weise ein Fortschritt ist, so enthält doch weder jede Phase einer sozialen Entwicklung noch jede ersprießliche Bethätigung sozialen Lebens überhaupt oder gar sichtbarlich und nachweisbar einen Fortschritt. Soziale Entwicklung finden wir zudem nicht bloß in Überwindung von äußeren oder inneren Hindernissen oder Widerständen, sondern auch in dem ungestörten Fortbestand eines sozialen Verbandes auf längere Dauer hin. Denn er setzt eine Verjüngung und Erneuerung des Verbandes und der Verbandsleitung durch die heranwachsenden Geschlechter voraus; daß diese aber so in den Verband hineinwachsen, das allein ist schon soziales Leben und soziale Entwicklung.

Die Eigenart der sozialen Entwicklung besteht drittens darin, daß sie nicht bloß, im Gegensatz zur organischen Entwicklung, Objekt der Geschichte, sondern daß sie zugleich einer der wichtigsten Oberbegriffe historischer Betrachtung ist. Wenn das gesamte Leben und Streben eines Vereines durch den Begriff der sozialen Entwicklung erschöpfend er-

faßt wird, so muß er auch den Gesamtinhalt der Geschichte jedes Verbandes zum Ausdruck bringen. Und wenn das Bild einer sozialen Entwicklung aus Licht und Schatten sich zusammensetzt, die Entwicklung selbst gelegentlich darin bestehen mag, daß gegensätzliche Kräfte sich aufheben, wenn das Schlußurteil über den gegenwärtigen Stand eines Verbandes nur eine Bilanz sein kann, welche Günstiges und Ungünstiges wider einander abwägt, so muß die historische Erforschung vergangener Entwicklungen damit rechnen, daß partielle Stillstände, zeitweilige Rückschritte, innere Störungen mit dem Wesen der sozialen Entwicklung verknüpft sind; sie muß für diese wie für andere Mängel, Mißstände, Irrungen und Verwirrungen ein offenes Auge haben. Wie endlich schon ein genauer Rechenschaftsbericht über die Jahresthätigkeit eines Vereines nicht bloß die thatsächlichen Veränderungen statistisch feststellt, sondern diese Veränderungen auf die Vereinsthätigkeit zurückführt, dabei doch den Individuen gerecht wird und hierdurch einen Einblick in die Vereinsentwicklung gewährt, so muß erst recht ein historischer Rechenschaftsbericht nicht bloß Veränderungen nachweisen, sondern weiterhin sie auch als Entwicklungsvorgänge würdigen, indem er sie sowohl aus individueller wie aus sozialer Arbeitsleistung ableitet und aus der Synthese beider.

Diese merkwürdige Vereinigung von Individuellem und Sozialem, welche die Seele aller sozialen Entwicklung bildet, ist nun in ganz besonderer Weise die Seele des historischen Christentums.

Zunächst ist Christus die größte individuelle, seine Kirche die größte soziale Erscheinung, von der die Weltgeschichte Kunde giebt. Nicht bloß seiner inneren und persönlichen Würde wegen sehen wir im Herrn den Höhepunkt der Geschichte der Menschheit, sondern ebensowohl, weil er der Lehrer der Menschheit ist, ihr Erlöser und der Stifter, der Herr seiner Kirche. Die drei Beziehungen besagen Fernwirkungen und Massenwirkungen, besagen individuelle und soziale Einwirkungen ohnegleichen. Die Geschichte der Christenheit läßt sich unter dem Gesichtspunkt eines individuellen und sozialen Fortwirkens Christi zusammenfassen. Aber ingleichem läßt sie sich unter dem Gesichtspunkt eines individuellen und sozialen Mitwirkens der Menschheit betrachten. Im Einklang beider liegt die Entwicklung des Katholizismus.

Ideen, welche die Gegenwart mächtig bewegen, nötigen die Frage förmlich auf, ob der größte historische Vorgang, das Werden eines, historisch gesprochen, einzigen sozialen Gebildes auch dadurch beleuchtet werden könne,

daß man darauf den Begriff der sozialen Entwicklung anwende. Eine objektiv ausreichende, subjektiv befriedigende theologisch-historische Beantwortung dieser Frage wird wohl auch das Ergebnis von Arbeitsteilung sein müssen und in diesem Sinne der Ertrag sozialer, intellektueller Entwicklung. Deshalb will es uns nicht allzu vermessen erscheinen, wenn wir, mit vorstehendem Vorwort beginnend, in folgenden Abhandlungen einen Beitrag zu liefern versuchen.

R. von Nostitz-Rieneck S. J.

Das Wesen des Christentums eine Schale ohne Kern.

1. Wer trägt das reine, unverfälschte Evangelium Christi vor? Die Katholiken? die Russen? die Lutheraner? die Calvinisten? Oder welche von den vielen religiösen Gemeinschaften, die sich den Namen Christen beilegen?

Keine von allen. Unverfälscht, befreit von allen menschlichen Zuthaten und Verderbnissen hat nur Professor Adolf Harnack in 16 Vorlesungen, gehalten an der Universität Berlin, „das Wesen des Christentums" zum Besten der religionsbedürftigen Menschheit dargelegt [1].

Drei große Irrtümer beherrschen nach dieser Darlegung alle, oder doch fast alle, die bisher Christen sein wollten. Erster Irrtum, daß man, um ein Christ zu sein, bestimmte Glaubenssätze als geoffenbarte Wahrheiten annehmen muß. Zweiter Irrtum, daß man nach Jesu Vorschrift gewisse Sakramente empfangen muß. Dritter Irrtum, daß man sich der von Christus gestifteten Kirche anschließen muß.

Dem gegenüber ist nach Harnack festzuhalten: Erstens, das Evangelium enthält keine dogmatischen Lehren. Zweitens, Christus hat keinerlei äußere Zeremonien zum Zwecke der Gnadenmitteilung eingesetzt. Drittens, von der Gründung einer Kirche durch Christus kann keine Rede sein. Was nach Beseitigung jener drei Irrtümer als Wesen des Christentums übrig bleibt, ist etwas so Einfaches, daß für niemand mehr ein ernstes Bedenken besteht, sich dem Christentum anzuschließen.

---

[1] A. Harnack, Das Wesen des Christentums. Leipzig 1900.

Dieses Christentum ist wesentlich germanisch im Gegensatz zu dem griechischen Christentum, in welchem althellenische Lehren und Mysterien das Evangelium überwuchert haben, und im Gegensatz zum römischen Christentum, in welchem an Stelle des Reiches Christi das Reich der Cäsaren fortlebt (S. 177).

Bequem ist dieses Christentum auch. Man braucht keine theoretischen Glaubensartikel anzunehmen. Man braucht nicht im Schatten einer Kirche zu leben, sondern genießt, unbekümmert um jede religiöse Autorität, die vollste Freiheit des Denkens und Handelns. Nur etwas allgemeine Gottes- und Menschenliebe ist erforderlich, dagegen keine Weltentsagung, kein Fasten, keine Buße; denn „die Askese ist den Deutschen niemals ein so durchschlagendes Ideal gewesen wie den andern Völkern" (S. 177). Dieser herzhafte Widerspruch gegen Askese und religiöse Autorität dürfte wohl das Allergermanischste an dem neuentdeckten Wesen des Christentums sein.

Indessen auch die übrigen Erleichterungen des christlichen Gewissens sind nicht zu verachten.

„Wir werden sehen, daß das Evangelium im Evangelium etwas so Einfaches und kraftvoll zu uns Sprechendes ist, daß man es nicht leicht verfehlen kann. Es sind nicht weitschichtige, methodische Anweisungen und breite Einleitungen nötig, um den Weg zu ihm zu finden" (S. 9). „Was Ihnen hier [im Evangelium] unverständlich ist, das schieben Sie ruhig beiseite. Vielleicht müssen Sie es für immer unbeachtet lassen, vielleicht geht es Ihnen später in einer ungeahnten Bedeutung auf" (S. 19).

Größere Freiheit kann doch kein Christenmensch verlangen: Was uns im Evangelium unverständlich ist, schieben wir beiseite.

Fällt die Annahme bestimmter Lehrsätze schwer? Nur beiseite damit!

„Das Evangelium ist keine theoretische Lehre, keine Weltweisheit; Lehre ist es nur insofern, als es die Wirklichkeit Gottes des Vaters lehrt. . . . Es giebt die Zusage, daß trotz alles Kampfes Friede, Gewißheit und innere Unzerstörbarkeit die rechte Lebensführung krönen werden. Was kann unter solchen Umständen ‚Bekennen' anders heißen, als den Willen Gottes thun in der Gewißheit, daß er der Vater und der Vergelter ist? Von keinem andern ‚Bekenntnis' hat Jesus jemals gesprochen. . . . Wie weit entfernt man sich also von seinen Gedanken und von seiner Anweisung, wenn man ein christologisches Bekenntnis dem Evangelium voranstellt und lehrt, erst müsse man über Christus richtig denken, dann erst könne man an das Evangelium herantreten! Das ist eine Verkehrung. . . . Kein Vorbau vor seiner [Christi] Predigt, den man erst zu durchschreiten, kein Joch, das man allem zuvor auf sich zu nehmen hätte" (S. 92 f.).

Gewiß, schon die Urkirche hatte ihre Lehre, schon der Hebräerbrief (Kap. 6) bezeichnet gewisse Lehrstücke als grundlegend, schon in den sogen.

Pastoralbriefen und in den Johannesbriefen wird die Leugnung bestimmter Lehren als verbrecherisches Unterfangen gebrandmarkt. Indessen „alle Hinweise auf die Bedeutung, welche die Lehre schon im apostolischen Zeitalter besessen hat, und auf die Ansätze, sie in spekulative Form zu bringen, genügen hier nicht“ (S. 141). Auch das Urchristentum mußte vergehen, damit das Wesen des Evangeliums bleibe. Die ersten Christen, ja Christus selbst, waren so gut wie wir Kinder ihrer Zeit und in Anschauungen befangen, die für uns jeden Wert verloren haben.

Schon bei den ältesten Kirchenschriftstellern finden wir Tauf- und Glaubensbekenntnisse, deren Annahme allen zur Pflicht gemacht wird. Aber Professor Harnack hat bereits vor mehreren Jahren nachgewiesen, daß das apostolische Glaubensbekenntnis durchaus kein wesentliches Stück des Christentums ist, ja daß jedes Gebundensein an dasselbe der Freiheit des Evangeliums widerstreitet.

Alle Kirchen des Morgen- und Abendlandes und an ihrer Spitze jene großen Männer, die wir Kirchenväter nennen, haben sich zu dogmatischen Lehren bekannt und für die Verteidigung derselben ihre ganze Geisteskraft eingesetzt, weil sie sich zum Festhalten und Verteidigen dieser Lehren durch göttliches Gebot für verpflichtet erachteten. Tausende von Märtyrern sind für das Bekenntnis dieser Lehren freudig in den Tod gegangen.

Trotzdem war das eitel Täuschung, eine Verwechslung des menschlichen, wandelbaren Elementes mit dem ewigen, göttlichen.

„Das Evangelium ist nicht als statutarische Religion in die Welt getreten, und es kann daher in keiner Form seiner intellektuellen und gesellschaftlichen Ausprägung, auch nicht in der ersten, seine klassische und bleibende Erscheinung haben“ (S. 119). Mit der Lehre kam „die Gefährdung der Freiheit und Selbständigkeit in der Religion. Keiner soll sich als Christ, d. h. als Gotteskind, fühlen und beurteilen dürfen, der nicht zuvor seine religiöse Erfahrung und Erkenntnis der Kontrolle des kirchlichen Bekenntnisses unterworfen hat. . . . Die christliche Religion hat schon damals [am Anfange des 3. Jahrhunderts] jene Richtung auf den Intellektualismus erhalten, die ihr in der Folgezeit geblieben ist. Wenn sie sich aber als ein ‚lang, breit ausgereckt Ding‘ darstellt, als eine schwierige und weitschichtige Lehre, so ist sie nicht nur belastet, sondern ihr Ernst droht auch zu schwinden. . . . Die Religion leidet Schaden. Dieser Schade ist bereits am Anfang des 3. Jahrhunderts unverkennbar“ (S. 131 f.).

An uns ist es, den Schaden auszubessern. Darum fort mit jeder statutarischen Lehre!

Mit jeder Lehre? Auch mit der Lehre von dem dreieinigen Gott und dem Gottmenschen Jesus Christus? Ei natürlich, mit

dieser zuallermeist; denn sie steht zum modernen Denken in unlösbarem Widerspruch. Diese Lehre ist nach Harnacks Behauptung dadurch entstanden, daß die griechischen Kirchenväter meinten, der Übergang von der Sünde zum unsterblichen Leben lasse sich nur bewerkstelligen durch Einsenkung der Gottheit in die Menschheit. Diese Einsenkung fand statt in Jesus Christus. Er ist zugleich Gott und Mensch. Durch ihn werden die übrigen Menschen wieder mit der Gottheit verbunden und der Unsterblichkeit teilhaftig. Da Jesus aber ein anderer ist als der himmlische Vater, so kam man zu einer Mehrheit von göttlichen Personen, und zwar wegen der Aussagen über den Heiligen Geist, zu einer Dreiheit. Die griechischen Kirchenväter haben die Dogmen von der objektiven Erlösung, von der Gottheit Christi und von der Dreieinigkeit gemacht (S. 143 ff.).

Gegen diese Lehre nun legt Harnack Verwahrung ein.

„In ihrer Ausführung muß sie jeden, der von den Evangelien her an sie herantritt, ganz fremd anmuten" (S. 144)[1]. „Es ist zu sagen: 1. die Vorstellung von der Erlösung als Vergottung der menschlichen Natur ist unchristlich, weil ihr sittliche Momente im besten Falle nur angefügt werden können; 2. die ganze Lehre ist unannehmbar, weil sie mit dem Jesus Christus des Evangeliums kaum zusammenhängt und ihre Formeln auf ihn nicht passen; sie entspricht also nicht dem Wirklichen; 3. sie führt, weil sie nur durch unsichere Fäden mit dem wirklichen Christus zusammenhängt, von ihm ab: sie erhält nicht sein Bild lebendig, sondern sie verlangt, daß man dieses Bild lediglich in angeblichen Voraussetzungen erkenne, die in theoretischen Sätzen zum Ausdruck gebracht sind. . . . Man mag zugestehen, daß die Vorstellung von dem menschgewordenen Gott nicht überall nur wie ein berauschendes Mysterium wirkt, sondern zu der bestimmten und reinen Überzeugung: Gott war in Christus, überleiten kann. Man mag endlich einräumen, daß der egoistische Wunsch nach unsterblicher Dauer innerhalb der christlichen Sphäre eine sittliche Reinigung erfahren wird durch die Sehnsucht, mit und in Gott zu leben und untrennbar mit seiner Liebe verbunden zu bleiben. Aber all diese Zugeständnisse können die Einsicht nicht wegschaffen, daß in der griechischen Dogmatik die verhängnisvollste Verbindung geschlossen ist zwischen dem antiken Wunsche nach unsterblichem Leben und der christlichen Verkündigung. Auch kann niemand leugnen, daß diese Verbindung, eingestellt in die griechische Religionsphilosophie und ihren Intellektualismus, zu Formeln geführt hat, die unrichtig sind, einen erdachten Christus an Stelle des wirklichen setzen und außerdem der Selbsttäuschung Raum geben, daß man die Sache habe, wenn man nur die richtige Formel besitze. Selbst wenn die christologische Formel die theologisch zutreffende wäre — wie weit hat sich die Kirche vom Evangelium entfernt, die da behauptet,

---

[1] Der Protestant Tischendorf bemerkt in seiner kritischen Ausgabe des Neuen Testamentes zu 1 Joh. 5, 7, die Lehre von der allerheiligsten Dreieinigkeit werde im Neuen Testamente so klar und so häufig vorgetragen, daß es auf die Echtheit eines Textes mehr oder weniger gar nicht ankomme.

man könne zu Jesus Christus kein Verhältnis gewinnen, ja man versündige sich an ihm und werde hinausgestoßen, wenn man nicht allem zuvor anerkenne, daß er eine Person mit zwei Naturen und zwei Willensenergien, je einer göttlichen und einer menschlichen, gewesen sei? Bis zu solcher Forderung hat sich der Intellektualismus ausgebildet! Darf da noch das Evangelium vom kananäischen Weibe oder vom Hauptmann zu Kapernaum gelesen werden?" (S. 146.)

Also fort mit dem Intellektualismus! fort mit der Lehre von dem dreieinigen Gott und von dem Gottmenschen Jesus Christus! Wer wird als Christ noch wagen, dem egoistischen Unsterblichkeitsverlangen zu huldigen, nachdem er gehört hat, daß das antik heidnisch ist?

Wie frei muß in dieser gereinigten Luft jeder aufatmen, dem die christlichen Dogmen wie eine schwere, beklemmende Atmosphäre vorkommen! Drum nur ohne Zagen dem mutigen Führer nach, der uns zu kritischen Höhen hinanführen wird, wo die Glaubensluft so dünn und fein wird, daß man schwer begreift, wie die Religion darin ihr Leben überhaupt noch fristen kann.

Das Übernatürliche im weitesten Sinne des Wortes ist gewissermaßen das Lebensprinzip aller Religionen, die je auf Erden bestanden haben und noch bestehen. Ganz vorzüglich gilt dies von der christlichen Religion. Wir mögen die Evangelien, die Briefe der Apostel oder der späteren kirchlichen Schriftsteller lesen, alles ist von dem Glauben an das Übernatürliche getragen und beseelt.

Dem modernen Menschen jedoch ist das Übernatürliche etwas durchaus Widerstrebendes, und deshalb muß es beiseite geschoben werden. Es ist gar nicht nötig, von dem streng Übernatürlichen, von der heiligmachenden Gnade, der Gnade des Beistandes und den Gnadenmitteln zu reden. Harnack hat schon wiederholt erklärt, die „dingliche Gnade", d. h. der von Gott der Seele eingegossene Gnadenzustand und die äußeren Gnadenmittel (Sakramente) gehörten zu den ärgsten und betrübendsten Verirrungen der katholischen Kirche. Die Sache ist abgethan.

Wunder und Weissagungen begegnen uns im neuen Testamente sozusagen auf Schritt und Tritt. Christus sagt sogar den Juden, wenn er keine Zeichen und Wunder gethan hätte, brauchten sie nicht zu glauben; wenn sie aber seinen Worten nicht glaubten, dann sollten sie seinen Wunderwerken glauben.

Harnack dagegen kann mit Wundern als mit sichern geschichtlichen Ereignissen nicht rechnen, noch viel weniger kann er seinen Glauben darauf bauen.

„Gewiß, es geschehen keine Wunder, aber des Wunderbaren und Unerklärlichen giebt es genug.“ Jesus hat über die Wunder „wesentlich anders gedacht als seine Evangelisten. . . . Die Wunderfrage ist etwas relativ Gleichgültiges gegenüber allem andern, was in den Evangelien steht“ (S. 18 f.).

Gefallen uns die Wunderberichte in den Evangelien nicht, so schieben wir sie beiseite.

Ein Wunder indessen scheint nicht so einfach weggerückt werden zu können: das Wunder der Auferstehung Jesu von den Toten. Paulus schreibt: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, so ist unsere Predigt eitel, eitel auch euer Glaube“ (1 Kor. 15, 14). Auf die Thatsache der Auferstehung gründen die Apostel ihre Aufforderung an Juden und Heiden, den Glauben Jesu Christi anzunehmen. Dieses große, durchschlagende Wunder scheint also doch wesentlich zum Christentum zu gehören, wie ja auch die Christen von der ältesten bis zur jüngsten Zeit bekannt haben: Ich glaube an Jesus Christus, der gekreuzigt, gestorben, begraben und am dritten Tage von den Toten auferstanden ist.

Verzagen wir nicht, auch das Joch dieses Glaubensartikels wird Harnack von uns nehmen durch eine äußerst feinsinnige Unterscheidung: Der Osterglaube ist notwendig, die Osterbotschaft von der körperlichen Auferstehung Christi mag beiseite gesetzt werden.

„Wenn diese Auferweckung nichts anderes besagte, als daß ein erstorbener Leib von Fleisch und Blut wieder lebendig gemacht worden sei, so würden wir alsbald mit dieser Überlieferung fertig sein. Aber so steht es nicht. Das Neue Testament selbst unterscheidet zwischen der Osterbotschaft von dem leeren Grabe einerseits und dem Osterglauben anderseits. Obschon es den höchsten Wert auf jene Botschaft legt, verlangt es den Osterglauben auch ohne sie. . . . Der Herr ist der Geist, sagt Paulus, und in diese Gewißheit war seine Auferweckung mit eingeschlossen. Die Osterbotschaft berichtet von dem wunderbaren Ereignis im Garten des Joseph von Arimathia, das doch kein Auge gesehen hat. . . . Der Osterglaube aber ist die Überzeugung von dem Siege des Gekreuzigten über den Tod, von der Kraft und der Gerechtigkeit Gottes und von dem Leben dessen, der der Erstgeborene ist unter vielen Brüdern. . . . Wer von uns kann behaupten, daß er sich nach den Erzählungen des Paulus und der Evangelien ein deutliches Bild von diesen Erscheinungen [des Auferstandenen] machen könne, und wenn das unmöglich und keine Überlieferung einzelner Vorgänge absolut sicher ist, wie will man den Osterglauben auf sie gründen? Entweder muß man sich entschließen, auf Schwankendes, auf etwas, was immer neuen Zweifeln ausgesetzt ist, seinen Glauben zu stellen, oder man muß diese Grundlage aufgeben, mit ihr aber auch das sinnliche Wunder“ (S. 101 f.).

Fort mit dem sinnlichen Wunder der Auferstehung! Behalten wir nur den Osterglauben, d. h. die Überzeugung und das Vertrauen, daß

die Sache Christi in irgend einer nicht näher bestimmbaren Weise gesiegt hat und siegen wird.

So sind wir also alle Wunder glücklich los. Auf die übrigen Irrtümer der gesamten Christenheit einzugehen, lohnt sich kaum der Mühe. Sakramente, Kultus?

„Nichts ist trauriger zu sehen als diese Umwandlung der christlichen Religion aus einem Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit zu einem Gottesdienst der Zeichen, Formeln und Idole! ... Wo ist in der Verkündigung Jesu auch nur eine Spur davon zu finden, daß man religiöse Weihen als geheimnisvolle Applikationen über sich ergehen lassen soll, daß man ein Ritual pünktlich befolgen, Bilder aufstellen und Sprüche und Formeln in vorgeschriebener Weise murmeln soll? Um diese Art von Religion aufzulösen, hat sich Jesus Christus ans Kreuz schlagen lassen[1]; nun ist sie unter seinem Namen und unter seiner Autorität wieder aufgerichtet. ... Damit ist der Rückfall in die antike Form der Religion niederster Ordnung bezeichnet" (S. 148).

Wohl steht im Evangelium, Christus habe den Aposteln gesagt: Gehet hin und taufet alle Völker. Die Überlieferung des Textes ist durchaus gesichert. Aber „das ist kein Herrenwort". Harnack hat's gesagt, und das muß uns genügen. Mit derselben Leichtigkeit lassen sich die übrigen „Ceremonien" abthun.

An einer andern Stelle (Matth. 16, 18) lesen wir, Christus habe zu Petrus gesprochen: „Du bist der Fels, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen." Ebenfalls „kein Herrenwort".

„Der römische Katholizismus als äußere Kirche, als ein Staat des Rechts und der Gewalt, hat mit dem Evangelium nichts zu thun, ja widerspricht ihm grundsätzlich. Daß dieser Staat sich vom Evangelium einen Schimmer borgt, und daß dieser Schimmer ihm außerordentlich nützlich ist, kann das Urteil nicht umstoßen. Die Vermischung des Göttlichen mit dem Weltlichen, des Innerlichsten mit dem Politischen ist der tiefste Schade, weil die Gewissen geknechtet werden und die Religion um ihren Ernst gebracht wird" (S. 165).

Nunmehr sind wir völlig befreit von der Kirche, von den Sakramenten, von dem Glauben an die Auferstehung, an die Wunder, an den

---

[1] Jedenfalls eine ganz neue und originelle Idee. Paulus meint, Christus habe sich ans Kreuz schlagen lassen um unserer Sünden willen und sei auferstanden um unserer Rechtfertigung willen (Röm. 4, 25). Harnack muß das besser wissen. Auch finden sich in der Apostelgeschichte und den Apostelbriefen allerlei Ceremonien und „geheimnisvolle Applikationen" erwähnt. Das ist eben das Bedauerliche, daß mit dem Evangelium vom ersten Tage an zugleich die Verderbnis des Evangeliums aufgewachsen ist.

Gottmenschen Jesus Christus, an den dreieinigen Gott. Wir glauben weder wie das christliche Altertum, noch wie die folgenden Zeiten. Das ist in der That eine ganz neu erfundene, eine echte fin de siècle-Religion.

Freilich Luther hat den Prozeß zu dieser vollständigen Auflösung des Christentums, zu dieser Religion des Unglaubens eingeleitet; aber er war viel zu wenig folgerichtig, das meiste, was er hat stehen lassen, muß entschieden abgethan werden.

„Die Reformation ist zurückgegangen nicht nur hinter das elfte Jahrhundert, auch nicht nur hinter das vierte oder zweite, sondern bis auf die Anfänge der Religion selbst. Ja sie hat, ohne es zu ahnen, sogar Formen modifiziert oder beseitigt, die schon im apostolischen Zeitalter bestanden haben" (S. 178). Aber sie war doch nicht gründlich genug. „Sie hat nicht vermocht, ihre neuen Erkenntnisse in allen Konsequenzen zu überschauen und rein durchzuführen" (S. 181). Dazu brauchte es Herrn Harnack.

„Man muß noch mehr sagen auf die Gefahr hin, zu den Verkleinerern Luthers gezählt zu werden; dieser Genius ... hat nicht auf der Höhe der Erkenntnisse, wie sie schon in seiner Zeit zugänglich waren, gestanden.... Er nahm nicht nur die alten Dogmen von der Trinität und den zwei Naturen [Christi] in das Evangelium hinein — er war auch außer stande, sie geschichtlich zu prüfen — und bildete sogar neue, sondern er vermochte überhaupt nicht sicher zwischen ‚Lehre' und Evangelium zu unterscheiden.... Er forderte in Fällen, wo ihm ein Buchstabe wichtig geworden war, Unterwerfung unter das: ‚Es steht geschrieben'; er forderte sie peremptorisch, ohne sich zu erinnern, daß er selbst andern Sprüchen der Heiligen Schrift gegenüber jenes ‚Es steht geschrieben' für unverbindlich erklärt hatte. ... Er hat sich in die peinlichsten Streitigkeiten verwickeln lassen über das Abendmahl und die Kindertaufe, in Kämpfe, in denen er in Gefahr stand, sowohl seinen hohen Begriff von Gnade wieder gegen den katholischen einzutauschen, als die grundlegende Einsicht einzubüßen, daß es sich um etwas rein Geistiges handelt, und daß neben Wort und Glaube alles andere gleichgültig ist. Die Hinterlassenschaft, die er seiner Kirche zurückgelassen hat, ist ein verhängnisvolles Erbe geworden" (S. 178 ff.).

Also weder Katholiken noch Griechen, weder Lutheraner noch Calvinisten haben die rechte Kenntnis des reinen, ungetrübten Christentums besessen. Diese Kenntnis ist erst unserer Zeit durch die Ritschlsche Schule aufgegangen. Die klare und unverblümte Darlegung der wahren Sachlage ist das eigenste Verdienst des Herrn Harnack, eine neue Entdeckung, die er ganz für sich in Anspruch nehmen darf.

„Indem man die ganze Verkündigung Jesu auf diese beiden Stücke zurückführen kann — Gott als der Vater, und die menschliche Seele so geadelt, daß sie sich mit ihm zusammenzuschließen vermag und zusammenschließt —, zeigt es sich, daß das Evangelium überhaupt keine positive Religion ist wie die andern, daß es nichts Statutarisches und Partikularistisches hat, daß es also die Religion selbst ist" (S. 41).

Der Glaube an „Gott“, hoffentlich ohne eine Vorhalle von Beweisen oder sonstigen intellektualistischen Voraussetzungen. Der Gott der Ritschlschen Schule kann nicht bewiesen oder durch Schlußfolgerungen erkannt werden, er wird geahnt, gewünscht, gefühlt, er ist ein Postulat. Das menschliche Herz verlangt einen über der Welt stehenden Liebeswillen, durch welchen dem Menschen die Herrschaft über die blinden Naturkräfte und eine sittliche Gemeinschaft in und mit dem höchsten Gute sichergestellt wird.

Näher ist jene höhere Macht nicht definierbar, die wir nicht intellektualistisch erfassen, sondern nur fühlend erleben können. Das Ineinsleben mit dem höchsten postulierten Liebeswillen, das und gar nichts anderes ist das „Wesen des Christentums“. In der That ebenso neu als einfach, so luftig, daß sich niemand dadurch gedrückt fühlen kann, so unbestimmt, daß sich jeder dabei denken mag, was er will; aber nie und nimmer jenes kraftvolle Christentum, welches das Antlitz der Erde erneuert hat, nie und nimmer das Christentum Christi, sondern eine Schale ohne Kern, Worte ohne Gehalt, eine Religion ohne Kraft und Saft.

2. Zu Beginn seiner Vorlesungen bittet Prof. Harnack seine Zuhörer, es doch nicht zu machen wie jenes Kind, „welches nach dem Kerne suchend, einen Wurzelstock so lange entblätterte, bis es nichts mehr in der Hand hatte und einsehen mußte, daß eben die Blätter der Kern selbst waren“ (S. 9).

Eine treffliche Charakteristik der eigenen Theorie: Das Harnacksche „Wesen des Christentums“ ist wie eine Zwiebelknolle, lauter Schale ohne Kern.

Es ist, wie wir früher sahen, ein Christentum ohne den dreieinigen Gott, ohne den Gottmenschen Jesus Christus, ohne Auferstehung von den Toten, ohne Wunder, ohne Glaubensbekenntnis, ohne Sakramente, ohne Kirche, nur bestehend aus einem sehr vagen Gottesgefühl und einigen ganz allgemein gehaltenen Moralvorschriften.

Da ist freilich der Kern gründlich ausgenommen, und man muß sich mit der Schale begnügen, einer Schale, die fad genug wäre, wenn sie nicht pikant gemacht würde durch geistreiche Theorien und Hypothesen, durch eine ganz einzigartige Ausnutzung von Texten des Neuen Testamentes und geradezu wunderbare Blicke in die Entwicklungsgeschichte der christlichen Dogmen und der kirchlichen Einrichtungen. Diese Hypothesen und Erklärungen haben zwar ihre Wurzel nicht in dem objektiven Thatbestande, legen aber dafür um so glänzenderes Zeugnis ab von dem schöpferischen

Genie ihres Urhebers. Schaffen heißt aus nichts etwas machen, und das versteht Harnack meisterhaft, wenn seine Schöpfungen auch nur Schalen ohne Kern sind.

So viele hundert Jahre lang haben die Christen geglaubt, das Wesen des Christentums zu besitzen, und sich redlich Mühe gegeben, in dieses Wesen immer tiefer einzudringen. Es war täuschender Glaube, vergebliche Mühe. Jetzt erst ist uns das wahre Licht aufgegangen, gerade noch an der Grenzscheide vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert.

Zwar läßt sich nicht leugnen, daß David Friedrich Strauß und vor ihm viele andere das wahre Wesen des Christentums schon aufgedeckt haben wollen, und daß sie damit zu Schanden geworden sind. Allein das waren nur kindliche Versuche, angestellt von Männern, die nicht auf der Höhe der Wissenschaft standen, und denen besonders jener historisch sichere Blick fehlte, vermittels dessen man sofort erkennt, was geschehen ist und was nicht, weil es so geschehen mußte und nicht anders geschehen konnte.

Erst heutzutage ist man so weit gekommen, wahrhaft klassische Theorien und Hypothesen aufzustellen, denen sich die Quellen absolut unterzuordnen haben, und die sich von selbst unter der Hand in geschichtliche Thatsachen umwandeln, an denen niemand zweifeln kann, ohne dem Verdikt geistiger Rückständigkeit zu verfallen.

Überdies ging man früher viel zu plump voran. Im Eifer, die mythische Kruste abzuschälen und zum Wesen der Sache vorzudringen, warf man alles weg. Die neutestamentlichen Schriften sollten zum großen Teil nichts als ein Lügengewebe, das Christentum, wie es sich in seinen geschichtlichen Formen darstellt, ein Gebilde der ärgsten menschlichen Verkommenheit sein.

Das war recht ungeschickt, mit solch saurem Wein fängt man keine Fliegen. Das christliche Bewußtsein empörte sich gegen eine derartige Behandlung der Heiligen Schrift und der Kirche.

Harnack ist in der Beziehung vorsichtiger.

„Die Behauptung von Strauß, die Evangelien enthielten sehr viel ‚Mythisches‘, hat sich nicht bewahrheitet, selbst wenn man den sehr unbestimmten und fehlerhaften Begriff des Mythischen, den Strauß in Anwendung bringt, gelten läßt. Fast nur in der Kindheitsgeschichte, und auch da nur spärlich, läßt es sich nachweisen. Alle diese Trübungen reichen nicht bis in das Innerste der Berichte hinein; nicht wenige von ihnen korrigieren sich für den Betrachtenden leicht, teils durch Vergleichung der Evangelien untereinander, teils durch das gesunde, an geschichtlichem Studium gereifte Urteil“ (S. 19).

Gerade weil dieses historisch reife Urteil immer als Korrektiv bei der Hand ist, braucht Harnack gar nicht ängstlich zu sein im Zugeständnis der Echtheit eines Textes; denn diesem Urteil muß auch der echteste Text sich fügen.

Von diesem Standpunkte aus lassen sich die Sprüche des Neuen Testamentes sogar recht trefflich zur Erhärtung der eigenen Theorie verwerten. Die Evangelisten legen z. B. großes Gewicht auf die Wunder; „sehr beachtenswert ist es aber, daß Jesus selbst auf seine Wunderthaten nicht das entscheidende Gewicht gelegt hat. Hat er doch klagend und anklagend ausgerufen: ‚Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht.‘ Wer diese Worte gesprochen hat, kann nicht der Meinung gewesen sein, der Glaube an seine Wunder sei die rechte oder gar die einzige Brücke zur Anerkennung seiner Person und seiner Mission“ (S. 19).

Die Evangelien heben die Thatsache der leiblichen Auferstehung Jesu von den Toten aufs nachdrücklichste hervor; „aber die Geschichte des Thomas wird ausschließlich zu dem Zwecke erzählt, um einzuschärfen, daß man den Osterglauben haben solle, auch ohne die Osterbotschaft: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“ (S. 101).

Die Evangelien tragen außer den Moralvorschriften auch eine große Anzahl anderer Lehren vor, aber weil Jesus gesagt hat: „Nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! werden in das Himmelreich eingehen, sondern die den Willen meines Vaters thun“, d. h. weil das Bekenntnis ohne die entsprechenden Werke nicht genügt, so folgt, daß ein Glaubensbekenntnis gar nicht notwendig ist, sondern nur gute Werke (S. 80).

Auf diese Weise braucht Harnack sich vor keinem Texte des Neuen Testamentes zu scheuen; sein frischer Blick läßt ihn stets mit Sicherheit das Richtige unter der täuschenden Hülle erkennen.

Ähnlich verhält er sich der katholischen Kirche gegenüber. Das katholische Christentum steht nun einmal als eine imponierende Thatsache in der Weltgeschichte. Es ist noch keineswegs zu einem verschwindenden Grenzwerte zusammengeschrumpft, über den man mit dem Schwamm fährt, und nach dessen Eliminierung die Rechnung ruhig weiter geführt werden kann. Darum ist Harnack gerne bereit, mit volltönenden Worten das Großartige am Katholizismus hervorzuheben. So rückt er seine Unparteilichkeit ins rechte Licht und kann nachher mit desto größerem Erfolge erklären, daß die Kirche dem Evangelium widerspricht, und wenn auch vielleicht passend für vergangene Zeiten, doch heute ein Anachronismus ist.

Ja, viele schönklingende Worte über das Evangelium und Christus und die Kirche finden sich in den Vorlesungen Harnacks, so schönklingend,

daß selbst einige Katholiken geistreich genug sind, sich locken zu lassen[1]. Aber die Worte allein thun's nicht; sagen zwei dasselbe, so ist es noch lange nicht immer dasselbe.

Wenn jemand das Neue Testament auch über alle Sterne preist, dann aber erklärt, was daran haltbar sei und was nicht, das müsse der Leser mit klarem Blick selbst herausfinden, so büßt in dieser Auffassung das Neue Testament seinen eigentümlichen Charakter ein; der Anspruch, mit dem es auftritt, nichts als die reine Wahrheit zu lehren, ist eine Anmaßung, es wird zur Schale ohne Kern.

Man mag von Christus so begeistert sprechen, als man will: wenn man ihn seiner Gottheit entkleidet und zu einem irrtumsfähigen und irrenden Menschen herabwürdigt, so ist Christus nicht das, als was die Evangelien und die Apostelbriefe ihn schildern, er wird zu einer Schale ohne Kern.

In der Geschichte des Christentums unendlich viel Schönes und Bewundernswertes finden und es dabei doch nur eine Geschichte menschlicher Irrungen sein lassen, heißt dem Christentum gerade das nehmen, wodurch es sich von allen andern Religionsformen unterscheidet, und es zu einer Schale ohne Kern machen.

Es ist wahr: An letzter Stelle kommt alles auf die werkthätige Gottes- und Nächstenliebe an; aber nach der Lehre der Heiligen Schrift muß die Wurzel dieser Liebe der Glaube an die von Gott geoffenbarten Wahrheiten sein. Bei einem Baume sind freilich die Früchte das Beste, aber es wäre thöricht, darum die Wurzeln absägen zu wollen. Harnack sägt die Wurzel der rechtfertigenden Liebe ab, indem er den Glauben an die Offenbarung zerstört, und will dann, daß der so verstümmelte Baum noch jene Früchte

[1] Vgl. Natur und Offenbarung XLVI (Münster 1900), 504 f. — Es ist schwer verständlich, daß ein Katholik nicht zu unterscheiden vermag zwischen dem Evangelium und dem Christus Harnacks und dem Evangelium und dem Christus der katholischen Kirche. Weit entfernt, daß die Vorlesungen Harnacks über das Wesen des Christentums einem Katholiken als Leitstern dienen können, fallen dieselben vielmehr unter die §§ 2 und 3 der Constitutio Leos XIII. Officiorum ac munerum und sind ein für Katholiken verbotenes Buch. — Über die Absicht Harnacks können wir nicht urteilen. Wir müssen annehmen, daß er seine Überzeugung ehrlich ausspricht und Gutes stiften will. Trotzdem bleibt die Sache, die er vorträgt, verderblich und verwerflich. Indem er der Religion jeden objektiven Gehalt entzieht und alles in das Subjektive verlegt, kann er jenen nicht unrecht geben, die sich mit Berufung auf ihre subjektiven Anlagen dem Atheismus und Anarchismus in die Arme werfen. Ist die Darstellung Harnacks zutreffend, so ist das Christentum in seiner geschichtlichen Erscheinung eine großartige Täuschung, und seine Gegner waren und sind in vollem Recht.

der Gottes- und Nächstenliebe hervorbringe, denen das ewige Leben verheißen ist. Das heißt etwas Unmögliches versuchen: Gott lieben und sich doch seiner Offenbarungsautorität nicht unterwerfen wollen. Es ist ein Spiel mit Worten, eine Schale ohne Kern.

Das Christentum ist wesentlich die Religion des Übernatürlichen. Es verspricht uns ein ewiges seliges Leben in dem Besitze Gottes, d. h. in einer Erkenntnis und Liebe Gottes, die durchaus über unsere natürlichen Kräfte hinausliegt und nur durch einen besondern Beistand Gottes möglich ist. Zu diesem Besitze Gottes wird der Mensch hienieden durch die rechtfertigende Gnade vorbereitet, indem Gott (die entsprechende Mitwirkung des Menschen vorausgesetzt) der Seele eine übernatürliche Schönheit mitteilt, die ihr das Bürgerrecht des Himmels und den Erbanspruch auf die ewige Seligkeit verleiht. Die Eingießung der rechtfertigenden Gnade ist an den Gebrauch der von Gott verordneten Gnadenmittel geknüpft. Das ist in kurzen Zügen das Übernatürliche am Christentum. Alles dies fällt nach Harnacks Darlegung weg. Seine Lehre ist pelagianischer Naturalismus, eine Schale ohne Kern.

Dieser Naturalismus, die Verwerfung jedes übernatürlichen Einwirkens Gottes ist ein Grundzug der Ritschlschen Schule, ebenso wie die Verwerfung des „Intellektualismus“ und der „Metaphysik“. Weil nach diesem System die Religion nur ein persönliches Erleben sein kann, dem alles „Dingliche“ fremd ist, darum muß die christliche Religion nach ihrer objektiven Seite als Menschenwerk erklärt werden. Wie sehr Harnack sich auch bemüht, seine Theorie als das Ergebnis geschichtlichen Studiums darzustellen, so war doch die Theorie zuerst da, und das geschichtliche Material wurde nach der Theorie zurechtgelegt. Daß das Dogma nicht von Gott geoffenbart und die Kirche nicht von Gott eingesetzt ist, stand aus aprioristischen Gründen fest; Aufgabe der Dogmengeschichte konnte nur sein, das Wie der Entstehung nachzuweisen.

Aus der Darstellung Harnacks selbst geht klar hervor, daß die Christen aller Zeiten eine objektive Offenbarung, eine objektive Erlösung, eine objektive Gnade und objektive Gnadenmittel als den Kern des Christentums aufgefaßt haben. Es gab niemals ein Christentum ohne Glaubensartikel, ohne Taufe, ohne Kirche. Sollen wirklich alle Jahrhunderte mit ihrer Überzeugung unrecht, dagegen Harnack mit seinem rein subjektiven Christentum recht haben? Oder ist nicht vielmehr diese rein „persönliche“ Religion das gerade Gegenteil vom Christentum?

Harnack hebt wiederholt hervor: Wenn die alten Christen die Zustände in dieser oder jener Kirchengemeinschaft sähen, so würden sie entschieden dagegen protestieren, daß das die Religion Christi sei. Nun was würden sie zur Leugnung der Trinität und der Gottheit Christi und alles dessen sagen, was ihnen als heilig und göttlich galt? Sie würden nichts anderes in dieser Lehre erblicken als nackten Unglauben. Auch die sogen. Reformatoren würden nicht anders urteilen. Selbst jene, die von Luther als „verteufelte, eingeteufelte und durchteufelte" Ketzer und Schwarmgeister gescholten wurden, hatten lange nicht so gründlich aufgeräumt wie Harnack.

Was er uns bietet, ist lediglich ein Gemisch von Gefühls- und Biedermanns-Religion ohne „intellektualistische" Grundlage, ohne „statutarische" Offenbarung und Gesetzgebung Gottes, ohne alles Übernatürliche hier oder im Jenseits, nur bestehend in subjektiven Annahmen und Erlebnissen von etwas Göttlichem, das wir als guten Papa über uns waltend denken, und in etwas spießbürgerlicher Moral. Das soll die Religion Christi sein? Nimmermehr, das ist Harnackscher Rationalismus. Das Christliche daran sind fast nur einige mißverstandene oder mißdeutete Bibelstellen, die als Arabesken um die flache Theorie geschlungen sind.

Hätte Harnack die Zeugen genommen, wie sie sind, und nicht bloß jene ausgewählt, die ihm behagen, hätte er ihnen nicht das Wort am Mund abgeschnitten, sobald sie anders zeugen als ihm lieb ist, hätte er das Übriggebliebene nicht so lange gedreht und gedrückt, bis vielfach das Gegenteil des ursprünglich Gesagten zum Vorschein kommt, dann könnte er sich unmöglich in die Illusion einwiegen, als ob er uns wirklich das Wesen des Christentums vorgeführt habe, dann müßte es ihm deutlich werden, daß er das Christentum entgeistigt oder vielmehr nur seine eigenen Theorien mit christlichen Worten überkleidet hat.

Es war nicht ein solch abgeklärtes Christentum, das die heidnische Welt überwunden, eine neue Gesittung heraufgeführt und der Menschheit jene geistigen Reichtümer geschenkt hat, an denen Gläubige und Ungläubige, bewußt oder unbewußt, auch heute noch zehren. Eine solche Schale ohne Kern ist nicht das Heilmittel für die Nöten und Gefahren unserer Zeit. Wir brauchen, wie unsere Vorvordern, das ganze Evangelium, den ganzen Christus, seine ganze Lehre, die ganze von ihm gestiftete Kirche, mag Harnack diese Forderung auch noch so oft für „schlimme und täuschende Schlagworte" erklären.

Wir wollen einmal abwarten, ob das neue „Wesen des Christentums" einen solchen Siegeszug durch die Völker und Zeit feiern wird, wie ihn die katholische Kirche gefeiert hat und auch, nach menschlichem Ermessen, in Zukunft feiern wird. Ein Zweifel daran scheint Herrn Harnack selbst aufzudämmern. „Ich meine, nach einigen Jahrhunderten wird man auch in den Gedankengebilden, die wir zurückgelassen haben, viel Widerspruchsvolles entdecken und wird sich wundern, daß wir uns dabei beruhigt haben" (S. 35).

Nach einigen Jahrhunderten? Könnte das nicht auch etwas früher eintreten? Hat nicht Harnack selbst schon an seinen Theorien sehr viel gemodelt und geändert? Sind nicht viele von seinen so zuversichtlich aufgestellten Sätzen sogar von seinen eigenen Gesinnungsgenossen stark zerzaust worden? Giebt es unter den Protestanten keine andere Theologie mehr als nur die Ritschlsche? Oder ist diese vor jeder übrigen zukunftskräftig? Ist es nicht naiv, wenn jemand das alte geschichtliche Christentum in mitgebrachte Formen umgießt und dann diesen Neuguß uns als das echte Wesen des Christentums darbietet?

Wir Katholiken sind überzeugt, daß die katholische Kirche noch leben und blühen wird, wenn das Christentum des Herrn Harnack längst zu so vielen früheren verunglückten Versuchen ähnlicher Art ad acta gelegt sein wird. Die Kirche hat ganz andern Anstürmen standgehalten, vor diesem inhaltlosen Berliner Christentum wird sie nicht zusammenbrechen.

Christian Pesch S. J.

Die Renaissance des Altertums in China
und ihr Einfluß auf das Staatsleben.

In der alles beherrschenden Stellung des litterarischen Altertums liegt unstreitig der Schlüssel zu dem kulturgeschichtlichen Charakterbilde der chinesischen Gesellschaft. Es ist daher vom anziehendsten Interesse, den Faktoren nachzugehen, auf denen die litterarische Bildung zu jener umfassenden sozialen und politischen Macht emporwuchs, daß sie dem Staats- und Gesellschaftsleben in China den einzigartigen Charakter aufdrücken konnte. Die Frage führt uns in die wichtigste Epoche des chinesischen Staatslebens. Denn das Emporsteigen der Gelehrten zur

tonangebenden Macht ist an den Namen eines der größten Herrscher aus der Epoche der Restauration geknüpft, welche von der Han-Dynastie eingeleitet wurde [1].

Unter allen Herrschern dieser Dynastie hat der hochbegabte Kaiser Wu-ti (140—86 v. Chr.) den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt durch die Stellung, welche er der litterarischen Vergangenheit im politischen und sozialen Leben einräumte. Wenn Hoang-ti der Schöpfer der militärisch-politischen Einheit Chinas wurde, so ist Wu-ti der Schöpfer der geistigen und sozialen Einheit des chinesischen Volkes, nicht als hätte sich Wu-ti weniger durch kriegerische Erfolge ausgezeichnet. Die militärischen Erfolge Wu-tis haben im Gegenteil dem Reiche einen bedeutenden Gebietszuwachs sowohl im Süden wie im Westen und Norden gebracht. Siegreiche Kämpfe erfüllen die ganze lange Regierungszeit von 140—86 v. Chr., Kämpfe, welche das Reich in enge Berührung mit den Nachbarvölkern brachten und den politischen wie wissenschaftlichen Horizont der Chinesen erweiterten. Um der kriegerischen Erfolge willen, welche seine Herrschaft auszeichnen, ist denn auch dem Kaiser der posthume Ehrentitel „Krieger-Kaiser“ zuerkannt worden. Aber den höchsten Ruhmestitel erwarb sich Wu-ti in der Pflege des wirtschaftlichen und geistigen Lebens der Nation. „Das Jahrhundert des Kaisers Wu-ti“, schreibt Chavannes, „erglänzt in der Geschichte Chinas nicht bloß durch die Feldherren, deren Heereszüge diesem Zeitalter einen glorreichen Namen gaben, sondern ist ebenso berühmt durch die seltene Fülle von schöpferischen Talenten, die es entfesselte. In diesem Zeitpunkt erreichte das chinesische Geistesleben eine jener Epochen, die in der Entwicklung des Volks- und Gesellschaftslebens das bedeuten, was die Meisterwerke in der Laufbahn eines Künstlers darstellen. Die ringende Arbeit eines Säkulums zeitigt ihre Früchte; man erfreut sich des Erbes, das sich durch Generation und Generation angehäuft hat.“ [2]

Kaiser Wu-ti führte das Scepter während 54 Jahren. Dieser Umstand war von überaus glücklicher Einwirkung. Im Augenblick, da Wu-ti den Thron bestieg, bedurfte es einer energischen und unbeugsamen Politik, um die Dynastie in ihrer Macht zu festigen, die erst seit dem kurzen Zeitraum von 60 Jahren herrschte. Che-Hoang-ti hatte zwar der Autonomie der Einzelstaaten ein Ende gemacht und alle Gewalt in seinen Händen vereinigt. Aber es war ihm nicht beschieden gewesen, einen ebenso fähigen Nachfolger zu erhalten, der die Riesenaufgabe weiter führte. Die ersten Kaiser der Han-Dynastie nahmen das Werk der Zentralisation entschlossener in die Hand. Die partikularistischen Tendenzen jedoch wirkten trotz aller vorbeugenden Maßnahmen fort, und aus den Provinzen schienen sich wiederum autonome Fürstentümer herauszubilden. Wu-ti trat nun der Gefahr mit Entschlossenheit entgegen. Der Einfluß des alten Adels wurde systematisch zurückgedrängt, zunächst durch Aufhebung der Majoratsherrschaften.

---

[1] Peking Oriental Society 1888, vol. II. Programme d'histoire de Chine p. 383.

[2] *Chavannes*, Les Mémoires historiques de Se-Ma-Tsien I (Paris 1895), LXXVIII.

Bislang hatte in den Familien des grundherrlichen Adels, mochten sie dem Fürsten-, Grafen- oder freiherrlichen Range angehören, das Hausgesetz gegolten, daß der Älteste in den Besitz der ganzen und ungeteilten Grundherrschaft mit allen ihren Erträgen eintrat. Die jüngeren Söhne empfingen so gut wie nichts. In dieser Konzentration gewaltiger Güterkomplexe lag eine andauernde Gefahr für den Zentralismus der kaiserlichen Macht. Denn aus dem Eigentum des ausgedehnten Grund und Bodens entwickelte sich ein Territorialbesitz mit fürstlichen Rechten. Wu-ti hob nun den Majorat auf. Unter dem Vorwande, den jüngeren Söhnen des Adels eine bessere wirtschaftliche und soziale Stellung zu sichern, beseitigte er die Unteilbarkeit des Grundeigentums und bestimmte, daß den jüngeren Familiengliedern ein angemessener Anteil am Grundbesitz zufallen müsse. Die Wirkung zeigte sich sofort. Der gewaltige, in verhältnismäßig wenigen Händen ruhende Latifundienbesitz wurde zerstückelt, und mit der Zerstückelung des Grundeigentums löste sich die in ihm wurzelnde autonome Macht des Adels auf.

Seit dieser Zeit schwindet der Geburtsadel, der in den begüterten und altgesessenen Geschlechtern eine große geschlossene und selbstbewußte Macht durch Jahrhunderte gebildet hatte. Es ersteht ein neuer Adel, nicht der Geburt, sondern der Intelligenz. Die neuen Herrscher berufen zu den öffentlichen Ämtern die geistig fähigsten Männer, mögen sie auch noch so niedriger Abkunft sein, und es sind nicht selten gerade die letzteren, welche jetzt im politischen Leben die erste Rolle zu spielen beginnen. So stellten die Han die Nation, wie sie heute vor uns steht, auf ihre definitive Grundlage, indem sie der Bildung das Vorrecht der Teilnahme an der Regierung einräumten. Che-Hoang-ti, der rücksichtslose Zerstörer der feudalen Burgen, hatte die alten Adelsgeschlechter in den Staub geworfen. Die Han errichteten auf den Trümmern ihrer Macht eine neue Zivilisation, innerhalb welcher Macht und Einfluß nicht dem feudalen Repräsentanten des Altertums, sondern der mit den Schätzen des Altertums vertrauten Bildung zufiel.

„Mit den Han", so bemerkt treffend Chavannes, „begann sich jene Richtung des chinesischen Wesens bemerkbar zu machen, die den Urgrund aller Weisheit in den klassischen Werken des Altertums suchte. Indem diese Tendenz sich durch zwei Jahrtausende immer wachsend fortpflanzte, brachte sie jenes Resultat hervor, daß heute nahezu die Hälfte der Litteratur in Neuausgaben und Kommentaren der alten klassischen Werke besteht." [1] Hatten zwar bereits die Vorgänger Wu-tis der Wiederbelebung der litterarischen Vergangenheit ihre Aufmerksamkeit zugewandt, so hängt das Emporsteigen der Wissenschaft des Altertums zur politischen Macht doch in erster Linie mit den Verfügungen zusammen, in denen Wu-ti nach und nach das Programm seiner neuen Politik ganz systematisch entwickelte und ausbaute. Überall schaute er einzig auf die Tüchtigkeit und die Kenntnisse des Mannes, dem er sein Vertrauen schenkte. Trotz des Widerstandes, der sich aus dem Geburtsadel gegen diese Zurückdrängung des privilegierten Standes erhob,

[1] *Chavannes* l. c. I, 106.

beharrte er auf seiner Politik „und gründete seine Macht auf jene Basis, welche die des chinesischen Staatswesens bis auf den heutigen Tag geblieben ist“ [1]. Die anerkannt Tüchtigsten in Wissenschaft und Litteratur sollten die Schicht bilden, aus denen die Beamten bis hinauf zu den höchsten Würdenträgern hervorgingen. Heutzutage ist es das System der Staatsprüfungen, auf dem die Beamtenhierarchie ruht. In jener abschließenden Gestalt, wie sie heute besteht, war diese Institution unter den Han noch nicht organisiert. Aber es waren bezüglich der Tüchtigkeit und des Wissens bereits von Wu-ti Verfügungen getroffen, die zu den Staatsprüfungen den Weg ebneten.

Im Jahre 134 schrieb der Kaiser einen Wettbewerb aus für das beste Werk über die Kunst zu regieren. Im gleichen Jahre erließ er eine Verordnung, durch welche die einzelnen Provinzen aufgefordert wurden, ihm die besten und kenntnisreichsten Männer innerhalb ihres Verwaltungsbezirkes namhaft zu machen. So umgab sich der Kaiser mit einem Kreise der fähigsten, aus allen Teilen des Landes auserwählten Männer.

Wie ernst es der Kaiser mit der Auswahl tüchtiger Männer nahm, geht aus den empfindlichen Strafen hervor, die er im Jahre 128 jenen Provinzialchefs androhte, welche es versäumten, ein wachsames Auge auf begabte und kenntnisreiche Männer ihres Distriktes zu haben und sie ihm namhaft zu machen. Zu einem vollständigen System endlich wurde die, durch jene Dekrete eingeleitete Neuorganisation des Beamtenstandes ausgebaut im Jahre 124 v. Chr. Seit dem Jahre 136 hatte der Kaiser die höchste Aufmerksamkeit den litterarischen Denkmälern des Altertums gewidmet, welche der vernichtenden Katastrophe unter Che-Hoang-ti im Jahre 213 entgangen waren. Der letztere war im Jahre 210 gestorben. Während der sieben Jahre des Aufruhrs, die seinem Tode folgten, war es allerdings nicht möglich gewesen, das so schwer betroffene litterarische Studium wiederum zu beleben. Inter arma silent musae, bewahrheitete sich auch auf chinesischem Boden. Aber es war zum wenigsten kein Tyrann mehr zu fürchten, der jene, die sich zum Studium des Altertums hingezogen fühlten, daran gehindert hätte.

Mit der Dynastie Han trat nun auch hier ein durchgreifender Umschwung zu Gunsten der alten Litteratur ein. Das Proskriptionsedikt der Thsin wurde widerrufen. Alles wurde aufgeboten, um die Trümmer des litterarischen Altertums zu retten. Wo es sich um berühmte Werke handelte, die in vielen Kopien durch das Reich verbreitet waren, wurde die Nachforschung schnell mit Erfolg gekrönt. So sind denn vor allem die beiden klassischen Werke „Das Buch der Geschichte“ (Schu-King) und „Das Buch der Lieder“ (Schi-King) gerettet worden und mit ihnen eine nicht unbedeutende Anzahl der wichtigsten Schriften der confucianischen Schule und anderer philosophischen Systeme, genug der litterarischen Schätze, um das Studium des Altertums zu neuem Leben zu entfachen. Bereits im Jahre 136 hatte Wu-ti dem Studium der Litteratur einen amtlichen

[1] *Chavannes* l. c. I, 92.

Charakter gegeben, indem er die Rangstufe der „Gelehrten der fünf Klassiker" schuf. Ihnen lag das offizielle Studium und die Interpretation der großen Denkmäler des Altertums ob. Mit der Schaffung dieser Rangstufe war die Wissenschaft der Vergangenheit in den Vordergrund des geistigen Lebens der geeinten Nation gestellt. Die litterarische Vergangenheit wurde die Quelle der nationalen Bildung und Erziehung.

Aber erst im Jahre 124 erließ Wu-ti das entscheidende Dekret, durch welches dem Studium des Altertums eine dauernde Grundlage gegeben wurde. Das kaiserliche Dekret schuf „die Akademie des großen Studiums". An der Spitze dieser kaiserlichen Akademie der Wissenschaften standen „die Gelehrten des großen Wissens der fünf Klassiker". Als Glieder sollten der Akademie immer fünfzig der begabtesten Jünglinge des Reiches angehören, welche den offiziellen Titel führten „Schüler der Gelehrten des großen Wissens" [1]. Wer den Titel empfing, mußte bereits hervorragende Proben seines Wissens abgelegt haben. So sammelte sich in der „Akademie des großen Studiums" die Blüte der jungen Gelehrtenwelt. Die Akademie war die hohe Schule der künftigen Staatswürdenträger. Durch eine umfangreiche Bibliothek wurde den auserlesenen Akademikern Gelegenheit geboten, sich die ausgedehntesten Kenntnisse zu erwerben.

So hatte die Neuorganisation des alten Staatswesens einen noch viel tiefer gehenden Umschwung im inneren Leben Chinas zur Folge durch den Einfluß, den die gelehrte Bildung auf das politische Leben gewann. Mit der erstarkenden Macht des zentralistischen Staates geht der Zentralismus des Geisteslebens jetzt Hand in Hand. Es beginnt eine Epoche der Renaissance, welche die Schätze des Altertums sammelt und zum erstenmal einen Gesamtüberblick über die zurückliegende Zeit des religiösen und sozialen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens giebt. Die anbrechende „Neue Zeit" der chinesischen Gesellschaft geht auf das Altertum zurück, um in ihm die maßgebende Norm, das Ideal des Lebens und Strebens zu finden. Von jetzt an wird die Vergangenheit mit ihren Ideen und Institutionen der Mittelpunkt, um den sich das geistige Leben der Nation bewegt. Als die Restauration des Altertums im Zeitalter der Han begann, konnte China bereits auf einen herrlichen Schatz litterarischen Schaffens zurückblicken. Das glänzendste Zeugnis für den umfassenden Charakter dieser Litteratur liegt in dem von Wu-ti begonnenen, aber erst unter seinem vierten Nachfolger vollendeten Katalog aller Bücher, die allmählich in der Bibliothek der kaiserlichen Akademie vereinigt worden waren. Der im Jahre 5 v. Chr. dem Kaiser Ai vorgelegte Katalog zählte in sieben Abteilungen 13 000 Bände größeren und kleineren Umfangs auf, das Werk von annähernd 600 Schriftstellern, die namhaft gemacht werden. Den Mittelpunkt des Katalogs bilden die klassischen und kanonischen Werke. Es gab unter anderem bereits damals 294 Sammlungen des Buches der Wandlungen, 412 Sammlungen des Buches der Geschichte, 416 Sammlungen (besser Ausgaben) des Buches der Lieder. Der Löwenanteil fällt der Ge-

[1] von Fries, Abriß der Geschichte Chinas seit seiner Entstehung (Wien 1884) S. 85.

schichte mit 948 Sammlungen und der Philosophie des Lao-tse mit 993 Bänden zu; das Studium der Riten ist durch 555 Bände, die Musik durch 165 Bände vertreten [1].

Unvergleichlich steht der Bücherschatz der Chinesen da unter allen asiatischen Völkern; der arabische mag ihn an Vielseitigkeit, der indische an Selbständigkeit erreichen; an Zahl und Umfang der Werke kommt ihm kein anderer nahe. Das größte Kulturvolk Asiens ist zugleich von alters her eines der schreib- und leselustigsten gewesen. Seine Sprache wurde früher als die meisten andern Trägerin der mannigfaltigsten Geisteserzeugnisse, und sie zählt, durch Jahrtausende geschult, zu den höchstentwickelten Sprachen unserer Erde [2].

Aus der reichen Litteratur ragen zwei Gruppen, wie man deutlich erkennt, hervor, die Gruppe der „Geschichte" und die Gruppe der „Philosophie". Geschichte und Philosophie bilden denn auch die Angelpunkte, innerhalb deren sich jenes litterarische Schaffen vornehmlich bewegt, das von entscheidendem Einfluß auf die nationale Bildung und Erziehung geworden ist, die in ihrem eigenartigen Charakter jedem andern umbildenden Einfluß bis jetzt widerstanden hat. Geschichte und Philosophie sind die Nationalwissenschaften Chinas seit mehr als 2000 Jahren. Die Denkmäler der Geschichte und der Spekulation hatten bereits einen weiten Umfang angenommen, als das Kaisertum begründet wurde. Aus ihnen ging daher auch in erster Linie die Renaissance der litterarischen Vergangenheit, der Humanismus der nationalen Bildung hervor.

Die Pietät für das Altertum war schon in weit zurückliegender Zeit eine treibende Kraft des litterarischen Schaffens gewesen. Sie tritt am bezeichnendsten in dem früh und lebhaft erwachten historischen Sinn hervor. Durch den Sinn für Geschichte unterscheidet sich das chinesische Volk vielleicht am schärfsten von dem ihm fast gleichalterigen indo-arischen Volke. Indien besitzt eine glänzende epische Litteratur. Dagegen fehlt uns jede ältere Spur einer wahrhaft geschichtlichen Auffassung der Ereignisse. Umgekehrt giebt sich der historische Geist des chinesischen Volkes in einem geradezu unerschöpflichen Reichtum von Chroniken, Annalen, Denkwürdigkeiten kund. Es ist aber bemerkenswert, daß diesem litterarisch hochveranlagten Volk, dem eine so große Vergangenheit vor Augen stand, jeder Sinn für Epik abzugehen scheint. Eine Epopöe, welche das Heldenalter dichterisch verklärt hätte, hat sich nie bei ihm entwickelt. Und doch zeigen so manche tiefempfundenen Lieder des Schi-King, welche poetische Kraft in den Adern dieses Volkes floß, eine Kraft, die ein unvergleichliches Denkmal epischer Kunst hätte schaffen können, wenn nicht das Volks- und Stammesleben so früh im Organismus eines festgegliederten Staatswesens aufgegangen wäre, daß der dichterische Zauber, welcher über der Jugend des Volkes ruhte, vor der nüchternen Realität des politischen Lebens ganz zurücktrat. Solange es große Volks- und Stammes-

[1] *Legge*, The Chinese Classics I, 11.

[2] von der Gabelentz, Chinesische Grammatik (Leipzig 1881) S. 5. Vgl. die treffliche Übersicht bei Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur (1897) S. 459 ff.

interessen sind, die in den Kämpfen ausgefochten werden, da ist das ganze Volk, wie es leibt und lebt, mit den Ereignissen der Vergangenheit verflochten. In dem Wechsel von Kampf und Sieg, in dem Ringen und Schaffen pulsiert sein eigenstes Leben, und es bildet sich ein echt nationaler Stoff, der den Sänger zur Verherrlichung der Vergangenheit entflammt, zu einem Gesange, der so ganz des Volkes eigenste Geschichte, sein innerstes Leben, seine Freude und sein Leid wiederspiegelt. Es entsteht die Epopöe als Bild der volkstümlichen Vergangenheit. Vergebens suchen wir in China nach solchen Sängern. Die Stelle des epischen Dichters nimmt der Chronist ein, der die Verordnungen und Erlasse des Herrschers niederschreibt, dann der Historiograph, der die Ereignisse des Reiches aneinanderreiht, wie sie sich folgen. Und so liegt uns als älteste litterarische Urkunde unter dem Namen Schu-King eine Sammlung von Erlassen, Reden, Proklamationen der alten Könige vor. Diese Sammlung bildet den Ausgangspunkt für die Historiographie des chinesischen Staatslebens. Man verehrte in ihr die weisen Entscheidungen der alten Herrscher und die tugendhaften Ratschläge und Normen, die sie zum Besten des Volkes verkünden[1]. Die Idee des Staates beherrscht das Ganze und durchdringt die Sammlung bereits mit jenem ethisch-politischen Geiste, der im 6. Jahrhundert v. Chr. seine höchste Verkörperung in Confucius findet. An diese Sammlung schließen sich die historischen Annalen[2]. Daß es Staatsarchive und Annalen, die einen amtlichen Charakter trugen, schon vor Kung-fu-tse gegeben hat, steht außer Zweifel. Denn die unter dem Namen „Frühling und Herbst“ bekannte Geschichte der Staaten Tsi und Lu ruht bereits auf den amtlichen Jahrbüchern und den Staatsurkunden dieser beiden Feudalstaaten. Um das Jahr 481 v. Chr. sammelte Confucius die Dokumente, welche sich auf jene Staaten bezogen. Aus dieser Sammlung ging das den klassischen Büchern einverleibte berühmte Tchoen-tsieou hervor, das die Geschicke des kleinen Staates Lu vom Jahre 481 bis zum Jahre 742 v. Chr. zurückverfolgt.

Der merkwürdige Titel des Werkes „Frühling und Herbst“ ist keineswegs eine Erfindung des Confucius. Unter dem Namen Tchoen-tsieou gab es bereits in vorconfucianischer Zeit historische Sammelwerke der einzelnen Feudalstaaten, und schon Confucius konnte sich der Che-ki, d. h. „Historischer Denkwürdigkeiten“, bedienen. „Es muß“, wie Chavannes einleitend bemerkt, „eine ganz enorme Masse von Dokumenten in den Archiven der Vasallenhöfe gegeben haben. Man unterhielt offizielle Historiographen, denen die Aufgabe zugewiesen war, Jahrbücher der einzelnen Feudalstaaten anzufertigen.“[3] Im gleichen Sinne äußert sich Legge[4]. Letzterer entwirft uns ein höchst anziehendes Bild der älteren chinesischen Chronisten im Zusammenhang mit der Geschichte des Tchoen-tsieou. Es wurde Sorge getragen, daß alle Verordnungen, Gesetze der Fürsten schriftlich abgefaßt und in

[1] *Chavannes* l. c. I, 151.

[2] Cf. *A. Martin*, The Study of Chinese History, a discourse addressed to the Peking Oriental Society (Journal of the Peking Oriental Society 1887, p. 122).

[3] *Chavannes* l. c. I, 152.

[4] *Legge* l. c. V, 10; cf. IV, 24—26.

die Reichsarchive niedergelegt wurden. Zu diesem Zwecke bildete sich nach und nach eine ganze Rangordnung von Schreibern, Chronisten, Historiographen, Unter- und Oberarchivaren aus. Wir lesen z. B.: „Er hat die Aufgabe, die Geschichte der Vasallentümer innerhalb des ganzen Reiches niederzuschreiben.“ „Er ist mit der Sammlung der Erlasse für die auswärtigen Besitzungen betraut.“ „Seines Amtes ist es, alle Verordnungen der Kaiser niederzuschreiben, und zwar in doppelter Abschrift.“ [1] Diese und ähnliche Stellen beweisen bestimmt, daß bereits in vorconfucianischer Zeit die Herrscher mit großer Umsicht für die Sammlung und Aufbewahrung der kaiserlichen und königlichen Edikte, für die chronologische Darstellung aller in Betracht kommenden Ereignisse des Reiches, für die zuverlässige Übermittlung der politischen und militärischen Aktionen sorgten. Die Chroniken sind in dem nüchternsten Stile abgefaßt. Thatsache reiht sich an Thatsache. Wenn aber ihre Nüchternheit uns auch oft ermüdet, so müssen wir doch anerkennen, daß die Chroniken von ihrem ersten Erscheinen an bereits alle jene Eigenschaften der Genauigkeit und Klarheit besitzen, die einen Vorzug der chinesischen Historiographie gegenüber den verwandten Schriften anderer morgenländischer Völker bilden. Schon die dem confucianischen Werke Tschoen-tsieou vorausgehenden tragen diesen Charakter.

So stand im Zeitalter der litterarischen Renaissance das Altertum monumental im geschichtlichen Bewußtsein des Volkes.

Parallel zur Geschichte läuft die Entwicklung der philosophischen Litteratur. Wenn auch von dieser Litteratur viel verloren gegangen ist, so bezeugt uns doch die philosophische Sprache eines Confucius, Lao-tse oder Men-se in der Vollendung des Ausdrucks, daß es sich um eine weit zurückreichende Entwicklung handelt. Im Gegensatz zur indischen Philosophie trägt die chinesische weniger einen spekulativen als einen praktischen, auf das staatliche und soziale Leben gerichteten Charakter. Überall tritt die Entwicklung der Staats- und Gesellschaftsordnung beherrschend in den Vordergrund. Daß die Philosophie einen so ausgesprochenen staats- und rechtsphilosophischen Grundzug erhielt, hatte vornehmlich seinen Grund in dem lebhaften Interesse, welches die begabtesten und fähigsten Männer des Landes an dem politischen Leben nahmen. Sie sahen den zunehmenden Verfall der kaiserlichen Macht und der Reichseinheit. Die Fehdepolitik der Einzelstaaten, der Raub und die Verwüstung, welche die Kriegszüge der rivalisierenden Vasallen begleiteten, hatten namenloses Elend ins Land gebracht. Wohlstand und öffentliche Sittlichkeit waren gesunken. Und gerade die Besten der Nation empfanden es am tiefsten. Die Klage um den Niedergang des Reiches gab sich in Liedern kund, und unter den Liedern des Schi-King gehören die politischen zu den ergreifendsten. Vor allem aber lenkte das politische Elend das philosophische Denken in die Bahn einer Spekulation, welche sich mit dem Problem beschäftigte, wie dem zunehmenden Verfall der Gesittung durch Rückkehr und Einheit vorgebeugt werden könne. „Und nun muß man“, schreibt von der Gabe-

[1] *Legge* l. c. III, 11.

lentz [1], „bewundern, wie vielgestaltige Früchte dieses Denken trug. Sehe ich von jenen ältesten, halb mythologischen Spekulationen des chinesischen Geistes und von jener früh entstandenen Litteratur gereimter Lehrsprüche moralischen, metaphysischen, oft mystisch-paradoxen Inhalts ab, deren Spuren wir in Schriften der klassischen Periode zu erkennen meinen, von jenen jugendlich sinnigen Spekulationen eines hochbegabten Volkes: so muß ich die Zeit vom 7. bis zum 3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zugleich die erste und die fruchtbarste der chinesischen Philosophie nennen." Da begegnet uns bereits im 7. Jahrhundert der berühmte Kuan-tse (gest. 645 v. Chr.) als Staats- und Rechtsphilosoph. Kuan-I-Wu, „ein kühler, klarer Kopf, war als theoretischer Staatsmann nicht minder bedeutend denn als praktischer. Seine Lehren sind in einem großen Werke von 24 Büchern enthalten." [2] Die berühmtesten Vertreter dieser staatsphilosophischen Richtung der Spekulation sind Lao-tse und Confucius. Lao-tse war bis in sein Alter Reichsarchivar am Hofe der Tcheou-Dynastie und als solcher ein genauer Kenner der vaterländischen Geschichte und Einrichtungen. Den wachsenden Verfall des Reiches konnte niemand besser beobachten als er. Aber ihn lockte es nicht, als praktischer Staatsmann am politischen Leben sich zu beteiligen. Das beschauliche Leben zwischen seinen Büchern und Akten sagte ihm um so mehr zu, als es ihm Zeit ließ zur Ausgestaltung seiner Philosophie. In späteren Tagen verzichtete er auch auf sein Amt als Reichsarchivar und begab sich auf die Wanderschaft. Unterwegs schrieb er jenes kleine tiefsinnige Buch über „Vernunft und Tugend" (tao-te-king), in welchem er die Summe seiner philosophischen Anschauungen niederlegte. Als Gelehrter und Denker genoß Lao-tse hohes Ansehen. Das Lehrwesen im damaligen China war das denkbar freieste. Und so konnte es auch Lao-tse wagen, mit Anschauungen hervorzutreten, welche erheblich von den älteren Schulen und Lehrern abwichen. Unter allen Philosophen des alten China nimmt er als Staatshistoriker neben Confucius die einflußreichste Stellung ein. Übertroffen wird sein Einfluß durch den etwas jüngeren Confucius. Schon in frühen Jahren wandte sich Confucius dem Staatsdienste zu, „erfüllt von einem mächtigen Trieb, etwas Großes zu leisten, und getragen von einer unbegrenzten Wissensbegierde" [3]. Mit 20 Jahren wird er Lehrer und erwirbt sich die Achtung der angesehensten Männer, die ihn zu Rate ziehen. Aber sein Ziel stand höher. Es leuchtete ihm in der Regeneration von Staat und Gesellschaft Chinas. Gleich vielen seiner Landsleute wandte er sich der Erforschung der alten litterarischen Denkmäler zu. „Er wurde", wie von der Gabelentz sagt, „Historiker, um Staatsmann zu werden." In der Vergangenheit seines Vaterlandes fand er die Ideale und Institutionen, zu denen er das zerrüttete Land zurückführen wollte. In dem Axiom: „Ich schaffe nichts Neues; ich nehme, was das Altertum enthält, und

---

[1] von der Gabelentz, Über den chinesischen Philosophen Mek Tik (Sitzungsbericht der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1888, Historisch-philolog. Abteilung S. 63).

[2] von der Gabelentz a. a. O. S. 63.

[3] *von der Gabelentz*, Confucius and his Teaching (China Review 1891, p. 65).

überliefere es den künftigen Geschlechtern", kommt die Richtschnur zum Ausdruck, welche sein ganzes Schaffen beherrscht. Was ihn bei den historischen Arbeiten leitete, war nicht das theoretische Interesse des Historikers, sondern das praktische des Staatsmannes. Sein Ziel war der soziale und wirtschaftliche Aufschwung seines Vaterlandes. Die Mittel und Wege, welche diesem Ziele zuführten, suchte er in der Vergangenheit seines Volkes. Vor den Augen des historisch forschenden Staatsmannes erhob sich über dem Elend der Gegenwart das leuchtende Bild einer glorreichen Vergangenheit, die Gestalten weiser Friedensfürsten, Blüteepochen der materiellen Wohlfahrt und des sittlichen Fortschrittes, Herrscher, die sich in Zeiten des Verfalls erhoben hatten, um mit der Macht des Schwertes alles, was in Unordnung und Zerfall daniederlag, hinwegzufegen und auf der Basis des geistigen Schaffens eine neue Epoche des Aufschwungs zu begründen [1]. Am fernen Horizont der Vergangenheit stieg für ihn ein neuer Stern zukunftsvoll und hoffnungverheißend empor. „Ich bin ein Herold der alten und kein Schöpfer neuer Ideale und Konstitutionen." [2] In diesen Worten liegt der Schlüssel für den Charakter der machtvollen Persönlichkeit und für das Geheimnis seines allumspannenden Einflusses. Aber es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, daß des Confucius Einfluß, der das innerste Leben der Nation heute durchdringt, bereits in den nächsten Jahrhunderten, die seinem Tode folgten, so bahnbrechend sich über das chinesische Kulturgebiet ausgebreitet hätte. Wohl hatte sich Confucius schon bei Lebzeiten mit einem Kreise hervorragender Schüler umgeben, und die beiden nächsten Jahrhunderte führten zahlreiche Männer auf den Weg der historisch-politischen Forschung, welchen Confucius eingeschlagen hatte. Die confucianische Staats- und Sittenlehre wurde weiter ausgebildet. Aber in gleichem Maße schritt auch die Schule des Lao-tse voran. Und gerade der Taoismus gab der Zeit zwischen 400 und 200 v. Chr. eine Reihe der hervorragendsten philosophischen Prosaschriftsteller. Die Sprache eines Cuang-tse, Lie-tse, Han-fei-tse wird immer mustergültig bleiben. Nicht weniger bedeutsam ist der staats- und rechtsphilosophische Gehalt ihrer Schriften.

Aber es traten neben den Schulen des Confucius und des Lao-tse noch ganz andere Richtungen hervor, Schulen, die hier frech und frei die Lehre vom cynischen Egoismus und der genußfrohen Sinnlichkeit predigten, dort das Ideal der „allgemeinen Menschenliebe" verkündeten und Staat und Gesellschaft von unten herauf umbilden und auf eine neue Basis stellen wollten. Confucius und Lao-tse hatten sich bemüht, die Reform von oben nach unten zu leiten, indem sie in ihren Schriften ein Herrscherideal vorführten, das vorbildend für das ganze Volk wirken sollte. Den umgekehrten und einen geradezu demagogischen, auf die Erregung der Massen berechneten Weg schlugen die Philosophen Yang-Tschu und Mei-ti ein, der erstere Begründer des chinesischen Epikuräismus [3], der andere Schöpfer einer sozialistischen Staatslehre. Beide lebten vor Mencius (372—298).

---

[1] *von der Gabelentz* l. c. p. 67. [2] *Legge* l. c. I, 94.

[3] Vgl. den lehrreichen Aufsatz von A. Forke, Yang-Chu, The Epicurean in his relation to Lieh-Tse, the Pantheist (Peking Oriental Society IV, 204).

Ihnen nun fehlte es erst recht nicht an Jüngern. Mencius klagt: „Jetzt erfüllen des Yang und des Mei Worte das Reich.“ [1] Gegen ihr Treiben kämpften die Taoisten und Confucianer mit gleichem Eifer an. Von ganz besonderem Interesse ist die Lehre des Mei-ti, weil sie zum Teil der späteren Epoche des Zentralismus die Wege ebnete durch Bekämpfung der grundherrlichen und einzig privilegierten Stände, anderseits aber auch jenen entgegentrat, die alles Heil für das zerklüftete Reich in der absoluten Zentralgewalt eines geeinten Staatswesens suchten. Die Einzelstaaten, die Standesunterschiede, den hohen und niedern Adel will der Prophet der allgemeinen Menschenliebe zwar nicht aufheben; nur die Auswüchse will er beseitigen; und deren findet er allerdings sehr viele. „Besonders heftig bekämpft er die Üppigkeit der Großen seiner Zeit, bei der das arme Volk darbe. Hier wie öfter zeigt er Rousseausche Züge, malt das Bild einer harmlos einfachen Urzeit vor und mahnt zu deren Sitten zurückzukehren. Für die bildende Macht des Luxus hat er keinen Sinn, die Pracht in Wohnungen, Kleidungen, Fahrzeugen ist ihm ein Greuel; selbst die Konzertmusik, wie sie an den Höfen gepflegt wurde, verwirft er. Er stellt sich dabei auf den Standpunkt der plattesten, rohesten Nützlichkeit: die Musik macht den Hungernden nicht satt, die Frierenden nicht warm, die Leidenden nicht heil, aber sie entzieht so und so viele Menschen der nützlichen Feld- und Hausarbeit. So wenig trägt er dem Frohsinne seiner musiklustigen Landsleute Rechnung. Es ist dies nicht das einzige Mal, daß er die chinesische Sinnesart mißachtet. Auch dem Prunke bei Begräbnissen, doch eigentlich einer Äußerung schöner Pietät, ist er nicht minder abhold. Kein Wunder, daß ihn die Confucianer darum schelten.“ [2]

In seinem Unwillen gegen das aus der herrschenden Zersplitterung hervorgehende Elend stimmte zwar Mei-ti mit Confucius überein; aber während Confucius der Kleinstaaterei ein Ende gemacht wissen will durch den Zentralismus einer kaiserlichen Macht, beschränkt sich Mei-ti auf Empfehlung einer tüchtigen Verteidigungsmacht mit starken Grenzposten und Festungen, damit die einzelnen Staaten sich gegenseitig in Schach halten.

In einem Punkte griff er aber der Zeit weit voraus. Wenngleich er den grundherrlichen Adel nicht aufheben wollte, so meinte er doch, es müsse der Geburtsaristokratie ein Gegengewicht in einer Aristokratie der Bildung gegeben werden; durch seine besten und fähigsten Männer sollte das Volk an der Verwaltung des Landes teilnehmen. Die Idee wurde von Kaiser Wu-ti verwirklicht.

So fehlte es auch innerhalb der Staats- und Rechtsphilosophie keineswegs an packenden Gegensätzen der Anschauungen über die großen Probleme der Staats- und Gesellschaftsordnung. Rückkehr zum Altertum: das war die Parole, welche Confucius ausgegeben hatte. Aber obschon die confucianische Schule zum lebhaften Studium der litterarischen Vergangenheit anregte, so trug dieses Studium seine Früchte doch erst in einem viel späteren Zeitraum, als Mei-tis Gedanke eines Adels der Bildung, der an die Stelle des Geburtsadels trat, durch den

---

[1] von der Gabelentz a. a. O. S. 64. Cf. *Legge* l. c. II, 95.

[2] von der Gabelentz a. a. O. S. 67.

Reorganisator des Reiches, Wu-ti, zur Thatsache wurde. Erst von diesem Zeitpunkt tritt Confucius als Herold der litterarischen Vergangenheit in den Vordergrund des geistigen Lebens. Erst jetzt beginnt der Chinese in ihm den Hüter der Schätze des Altertums und den Dolmetsch der Ideale des goldenen Zeitalters in China zu verehren. Durch den Anschluß an Confucius wird die in den Schätzen des Altertums wurzelnde Bildung nunmehr eine streng einheitliche. Überall wird Confucius gelehrt [1].

Das einheitliche, auf Confucius gegründete Studium der alten Litteratur schuf eine geschlossene Bildung in einem Beamtenstand, der an den Werken des Altertums sich zur Übernahme der Staatsämter heranbildete. Bildung und Beamtentum durchdringen sich und verwachsen zu einer sozialen und politischen Macht, die ihre granitne Grundlage in jenem Altertum des chinesischen Kultur- und Kultuslebens hat, das sich in den litterarischen Denkmälern der Vergangenheit widerspiegelt. Dadurch nimmt das litterarische Altertum eine ausnehmende und einzigartige Stellung im sozialen und politischen Leben Chinas ein. Dieses Altertum ist bis auf den heutigen Tag das Fundament der Staatsform und Gesellschaftsordnung geblieben.

Was der Litteratur dieses Übergewicht verleiht, ist das nationale Element, welches mit dem litterarischen enge verbunden ist. Diese Litteratur bildet darum die Basis alles höheren, zu den Staatsämtern befähigenden Unterrichtes, weil sie ganz auf dem klassischen Altertume Chinas beruht. In dem litterarischen Studium wird die Kenntnis des Altertums überliefert. Und als Kenner des Altertums sind die Litteraten befähigt, zu den höchsten Würden emporzusteigen. Aus den Schätzen der Litteratur erfüllt sich das gebildete China mit dem religiösen und sittlichen Geiste seiner nationalen Entwicklung. Durch die Eigenart dieser litterarischen Bildung, die ihm in den Denkmälern der Vergangenheit vermittelt wird, bewahrt sich daher das chinesische Volk nicht bloß in Kontinuität mit dem Altertum, sondern giebt sich auch jene Einheit der höheren Bildung, die das ganze gewaltige Reich durchdringt.

Es ist zwar ein Irrtum, daß China nur *eine* Sprache redet. So ungleich die Volksstämme sind, aus denen es sich im Süden und Norden, im Osten und Westen zusammensetzt, so verschieden sind auch die Dialekte [2]. Aber über dieser Verschiedenheit steht die *eine* klassische Sprache der Litteratur als Trägerin der Schätze des Altertums.

„Neben all ihren andern Vorzügen hat die *chinesische Schriftsprache* vor allem *das* vor der Umgangssprache voraus, daß sie sich wirklich ein dem ganzen China und allen Chinesen im Lande und außerhalb desselben gemeinsames, einheitliches Verständigungsmittel zu sein rühmen kann. Eine Dialektlitteratur in unserem Sinne giebt es in China fast gar nicht; was auf chinesisch *geschrieben* oder gedruckt ist, ist daher mit ganz geringfügigen Ausnahmen jedem gebildeten

---

[1] *Legge* l. c. I, 93.

[2] *Karl Arendt*, Handbuch der nordchinesischen Umgangssprache, 1. Teil (Berlin 1891), S. 211 ff.

Chinesen verständlich. . . . Mit mehr Leichtigkeit als uns ist dem Chinesen gegönnt, sich in seiner alten Litteratur heimisch zu machen, und seine Schriftwerke aus Notkers Zeit oder gar aus unserer mittelhochdeutschen Periode sind ihm, sobald er seiner Schriftsprache überhaupt kundig ist, ohne weiteres verständlich. Ja diese Allgemein- und relative Leichtverständlichkeit reicht noch viel weiter, bis mehrere Jahrhunderte, sagen wir etwa 550 vor unserer Zeitrechnung zurück. Denn mit Ausnahme der archaistischen Sprache im Schu-King und Schi-King und einigen wenigen andern Werken der altklassischen Litteratur, ist es eben im wesentlichen nicht eine Verschiedenheit der Sprache, sondern nur des Stils, um die es sich für den Chinesen handelt. . . . Kein Riß hat die ruhige Weiterentwicklung des chinesischen Schriftentums unterbrochen und als ein einheitliches Ganzes repräsentiert sich die chinesische Schriftsprache im Wechsel der Zeit, wie mitten im Gewirr der lebenden Dialekte."[1] Sie bildet und formt das litterarische Studium zu jener geschlossenen Einheit, welche die Riesenbevölkerung in lebendigem Kontakt mit der Vergangenheit des nationalen Geisteslebens hält.

Vornehmstes Ziel des Studiums ist das Verständnis und die Nachahmung der alten Muster klassisch schöner Darstellung. Daß es solche Muster sprachlichen Ausdrucks gab, beweisen uns Chinas alte Prosaschriftsteller. Es sind elegante Stilisten, wahrhaft Meister des sprachlichen Ausdrucks. Es sei nur an die Sprache eines Cuang-tse oder Lie-tse, jener beiden Philosophen des 4. Jahrhunderts v. Chr., erinnert. Wenn die Sprache eine solche Vollendung des Ausdrucks zeigt, so hat dies seinen Grund in der frühen, die mannigfachsten Gebiete umfassenden Entwicklung des litterarischen Lebens. Man könnte in dieser Beziehung Chinas Litteratur mit einer einzigen großartigen Encyklopädie vergleichen.

Gerade über dieser Sprache ruht ein eigener Zauber. In ihrer scheinbaren Sprödigkeit ist sie so reich und bildsam wie keine zweite Sprache der Erde. Sie bewegt sich ebenso leicht und spielend in der ungebundenen Form des Romans wie in dem gemessenen Ausdruck des Historikers. Sie entwickelt die knappe, dem Lapidarstil vergleichbare Form des Chronisten und die buntfarbige Sprache anregender Unterhaltung. An Klarheit und Schärfe steht sie nicht hinter der Sprache Latiums, an Harmonie und Schönheit nicht hinter der Sprache von Hellas zurück. Sie ist fähig, die feinsten Nuancen des Gedankens auszudrücken. So fremd uns daher auch der Organismus dieser Sprache scheinen mag, so kündet sich doch gerade in der klassischen Vollendung der Sprache und in der Fülle ihrer Erzeugnisse die Fruchtbarkeit des litterarischen Schaffens an.

So begreift es sich, warum die Pflege dieser Sprache zu den vornehmsten Erfordernissen der höheren Bildung zählt. In ihrer Frische und Vielfarbigkeit wird sie der Ausdruck eines regen geistigen Schaffens. Mag das Volk selbst äußerlich noch so sehr ein seniles Gepräge tragen, so läßt sich dies keineswegs von der geistigen Schaffenskraft desselben behaupten. Bei scheinbarem äußeren

[1] Karl Arendt a. a. O. S. 208 ff.

Stillstand zeigt sich doch ein wachsender Fortschritt des litterarischen Lebens in dem mit rastloser Energie betriebenen Studium des Altertums.

„Jene Art des ‚Fortschrittes‘, die in Umwälzungen und Revolutionen besteht,“ sagt von der Gabelentz [1], „haben die Chinesen mehr denn einmal bethätigt im Laufe ihrer langen Geschichte. Aber diese Sorte von ‚Fortschritt‘ fiel nur zu ihrem Nachteil aus, und sie verzichteten bald wiederum darauf [2]. Auch an einflußreichen revolutionären Denkern, an Männern, die alles in Frage stellten, hat es ihnen nicht gefehlt. Es gab vor allem glänzende Schriftsteller und Lehrmeister der Nation, die große Scharen von Schülern um sich einten, Staatsmänner, die durch die Gunst ihrer Herrscher zu allgewaltigem Einfluß im Staate emporstiegen. Die Geschichte der chinesischen Philosophie erzählt uns von Naturalisten und Sensitivisten, von Pessimisten und Epikuräern, von Sozialisten und Mystikern; sie berichtet von gewaltigen Stürmen im Reiche der Geister, die vorübergehend eine weit und tief sich ausbreitende Bewegung hervorriefen, um zuletzt die geistige Atmosphäre zu klären und zu neuen Fortschritten zu führen.“ Wie im politischen Leben, so kehrten im litterarischen Wirken und Schaffen die Chinesen aber immer wiederum zu den Idealen der Vergangenheit zurück, welche ihnen in den Schätzen des Altertums entgegentraten. Wenn der moderne Chinese an den Institutionen seiner großen Vergangenheit so zäh festhält, so wurzelt diese Zähigkeit in dem lebendigen Bewußtsein, daß die auf den Schätzen des Altertums ruhende Bildung und Erziehung bis auf den heutigen Tag das eherne Bollwerk seines nationalen Lebens und Schaffens gewesen ist. Der politische Zentralismus hat auf diese Weise seine festeste Basis in dem von Confucius erstrebten, aber erst von den großen Herrschern der Han-Dynastie begründeten Zentralismus der Bildung und Erziehung gewonnen.

„Es gehört“, sagt Legge [3], „zu den hervorstechendsten Zügen Chinas, daß der Unterricht von den ältesten Zeiten an hoch in Ehren stand.“ So war es in der Zeit vor Confucius. So ist es immer geblieben. Zu den charakteristischen Äußerungen des Staatsmannes und Philosophen gehört auch das Wort: „Ein schlecht unterrichtetes Volk in den Krieg führen heißt es ins Verderben führen.“ „Als Confucius diese Äußerung that, dachte er nicht an militärische Zucht, sondern an die Erziehung überhaupt, wie sie ihm im Unterricht über die sozialen und sittlichen Pflichten als Ideal seines ‚Staatsbürgers‘ vorschwebte.“ Als Mencius dem Herrscher von Thang Vorträge über die Kunst zu regieren hielt, sagte er [4]: „Daß Festungen unvollkommen, Waffen nicht reichlich vorhanden sind, ist nicht das Unglück des Staates; auch daß die Länder nicht ausgedehnt, große Finanz-

[1] Confucius and his Teaching (China Review l. c. p. 62).

[2] Huc schreibt sogar: „Die Annalen dieses merkwürdigen Volkes beweisen uns, daß China das revolutionärste Land der Welt ist“ (Das chinesische Reich, 2. Teil [deutsche Ausgabe, Leipzig 1856], S. 160).

[3] *Legge* l. c. I, 92.

[4] Faber, Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage oder Lehrbegriff des chinesischen Philosophen Mencius (Elberfeld 1877) S. 232.

schätze nicht vorhanden sind, ist noch kein Unglück des Staates. Wenn aber die Obrigkeit keine Gerechtigkeit, der Unterthan keine Bildung besitzt, so erhebt sich rebellisches Volk, und der Zusammensturz ist nicht fern."

Noch bezeichnender aber ist der folgende Satz[1], in dem die Errichtung verschiedener Kategorien von Schulen empfohlen wird. „Man errichte Gemeinde- und Bezirksschulen, Elementar- und Hochschulen zum Unterricht fürs Volk." Dazu bemerkt der Kommentar: „25 Familien vereinigten sich zur Gemeindeschule und 5 Ortschaften zur Bezirksschule." Die Residenzen der Fürsten hatten Hochschulen, welche in den Provinzen nachgeahmt wurden. Der Erfolg dieser uralten Bestimmungen zeigt sich bis auf den heutigen Tag in der weiten Verbreitung des Unterrichts. „In wenigen Ländern", sagt Legge, „ist der Schulmeister so zu Haus wie in China"[2], und Huc[3], der trefflichste Schilderer des heutigen China, bemerkt: „China ist gewiß das Land der Welt, wo der Elementarunterricht am meisten verbreitet ist. Es giebt kein Dorf, ja keine größere Pächterei, in denen man nicht einen Lehrer träfe. . . . Mit wenigen Ausnahmen können alle Chinesen lesen und schreiben, wenigstens soviel sie zum gewöhnlichen Leben brauchen. Daher sind die Handwerker, selbst die Landleute im stande, über ihre täglichen Arbeiten Bemerkungen in ein kleines Heft einzutragen, ihre Korrespondenz selbst zu führen, den Kalender, die Bekanntmachungen der Mandarine und oft selbst die Erzeugnisse der Tageslitteratur zu lesen. Elementarunterricht wird selbst in den schwimmenden Häusern gelehrt, die man zu Tausenden auf den Flüssen, Seen und Kanälen des Himmlischen Reiches sieht. Stets findet man auf diesen kleinen Barken Schreibzeug, Pinsel, Rechentafel, Kalender und einige Broschüren, mit deren Entzifferung die armen Schiffer sich ihre Mußezeit vertreiben."

Und nun vergleiche man mit dieser, dem modernen China entlehnten Schilderung das, was Confucius im 6., Mencius im 4. Jahrhundert v. Chr. von der Pflege des Unterrichts sagen. Man wird alsdann erkennen, wie tief Bildung und Erziehung diesem Volke eingewurzelt sind. Und überall, von der untersten Dorfschule bis hinauf zur kaiserlichen Akademie der „Gelehrten des großen Studiums", herrscht Confucius als Lehrer des Altertums und Lehrmeister des Volkes. Aus den klassischen Textbüchern schöpft der Kandidat der Staatslaufbahn das Wissen, das ihn befähigt, die großen Staatsprüfungen mit Erfolg zu bestehen. Das ganze Beamtentum ist aufs engste mit der Litteratur vertraut, die Confucius aus dem Altertum gerettet. Des Confucius Ideenwelt beherrscht die Regierungsorgane von der untersten Rangstufe bis hinauf zur höchsten. Dazu kommen alle jene, welche den Bildungsgang durchgemacht, aber keine Verwendung im Staatsdienste finden. Sie alle sind des Confucius Schüler. Nach mehr denn 2000 Jahren steht das sittliche, soziale, politische Leben Chinas noch ganz unter dem Scepter jener idealen Vergangenheit, welche einst dem Confucius vorschwebte, als er die Schätze des Altertums zu sammeln begann. Und so lebt die Renaissance der

---

[1] Faber a. a. O. S. 234.

[2] *Legge* l. c. I, 93. Cf. *Wells Williams*, The Mittle Kingdom I, 642 ff.

[3] Huc, Das chinesische Reich I (deutsche Ausgabe, Leipzig 1856), 66.

litterarischen Vergangenheit, welche von einem der größten Herrscher Chinas eingeleitet wurde, in der machtvollen Einheit fort, welche das geistige Leben der Nation durch das unausgesetzte Studium des Altertums empfangen hat. Aus der Wiederbelebung der Antike ging ein Adel der Bildung hervor, „eine wissenschaftliche Oligarchie“ [1], unter deren unmittelbarem Einfluß das mächtige und ausgedehnte Zentralisationssystem des Staatslebens steht. Diese einzige, heute in China anerkannte „Aristokratie“ ist nicht mit Unrecht „die Kraft und der Nerv des Reiches“ genannt worden. Um so höhere Aufmerksamkeit verdient daher das hier pulsierende geistige Leben der Nation. „China zeigt uns in der That“, so schreibt der feinsinnige Kenner Chinas, „ein großes Schauspiel; es liegt etwas tief Geheimnisvolles in dieser so alten Zivilisation, welche bis auf den heutigen Tag der Ebbe und Flut der Revolutionen hat widerstehen und sich dem vollständigen Sturze hat entziehen können, trotz seiner unsichern Grundlagen, seiner schlechten Grundsätze und der geringen Moralität seiner Bewohner.“ [2] Nur wenn die abendländische Kultur im Bereiche dieses geistigen Lebens erobernd vordringt, wird das neue Jahrhundert seine weltgeschichtliche Mission gegenüber einem Volke erfüllen, das sich im vollen Sinne einer Jahrtausende alten Staats- und Gesellschaftsordnung erfreut. Von der christlichen Kultur allein kann wahrhaft neue Kraft dem Osten belebend und verjüngend zuströmen, und es wäre der vornehmste Ruhm des neuen Jahrhunderts, wenn der unermeßliche Kulturboden des fernen Ostens den Idealen christlicher Gesittung endlich erschlossen würde. Der Heiland des Evangeliums wird sich auch hier als der Heiland der Welt offenbaren, als die lebenspendende Sonne der Kultur und Gesittung, das wahre „Licht zur Erleuchtung der Völker“.

[1] Huc a. a. O. I, 52.

[2] Huc a. a. O. II, 160. — Nicht ohne Interesse mag in diesem Augenblicke sein, was dieser ausgezeichnete Kenner Chinas vor 50 Jahren von der Möglichkeit einer Wiedergeburt Chinas schrieb. „Wenn man China, dieses Reich von 300 Millionen Einwohnern, genau kennt, wenn man weiß, wie viel Hilfsquellen es in der Bevölkerung und dem Boden dieser reichen und fruchtbaren Gegenden hat, so fragt man sich, was denn noch nötig wäre für dieses Volk, um die Welt zu erregen und gewaltigen Einfluß auf die Geschicke der Menschheit auszuüben. Es fehlt ihm aber der rechte Mann, und da fehlt freilich alles; aber es müßte ein Mann von umfassendem Geiste sein, ein wahrhaft großer Mann, um alles sich anzueignen, was noch an Kraft und Leben in dieser Nation vorhanden ist, welche Europa an Menge übertrifft und seit mehr als 30 Jahrhunderten zivilisiert ist. Wenn ein Kaiser mit weitgehenden Plänen und eisernem Willen aufstände, ein reformatorischer Geist, der es wagte, mit den alten Traditionen zu brechen, um sein Volk in die Fortschritte des Westens einzuweihen, so glauben wir, daß dieses Werk der Umgestaltung mit Riesenschritten vor sich gehen und vielleicht der Zeitpunkt kommen würde, in welchem die Chinesen, die man heutigestags für so lächerlich hält, allen Ernstes selbst peinliche Unruhe denen erregen könnten, welche den Sturz aller alten Nationen Asiens sehnlich herbeiwünschen“ (I, 238).

Joseph Dahlmann S. J.

Rezensionen.

1. **La Divina Commedia di Dante Alighieri.** Riveduta nel testo e commentata da ***G. A. Scartazzini.*** Vol. I. L'Inferno. Seconda edizione intieramente rifatta ed accresciuta di una Concordanza della Divina Commedia. 8°. (XX, 624 e 168 p.) Leipzig, Brockhaus, 1900. Preis *M.* 12; geb. *M.* 13.
2. **La Divine Comédie de Dante Alighieri.** Traduction en vers français, accompagnée du texte italien, d'une introduction historique et de notices explicatives en tête de chaque chant par ***Amédée de Margerie,*** ancien professeur de philosophie à la faculté des lettres de Nancy, doyen de la faculté libre des lettres à Lille. 2 Tomes. 8°. (LXXXVIII, 384 et 508 p.) Paris, Retaux, 1900. Preis *Fr.* 15.
3. **Dante's Ten Heavens.** A study of the Paradiso by ***Edmund G. Gardner,*** M. A. Gonville and Caius College, Cambridge. 8°. (XVI and 352 p.) Westminster, Constable, and New York, Scribner's Sons, 1900. Preis *sh.* 12.

1. Um den Aufschwung, welchen die Dantestudien während der letzten Jahrzehnte in Deutschland genommen, hat wohl kein anderer Forscher sich so umfassende und tiefgehende Verdienste erworben wie Dr. Joh. Andreas Scartazzini. Schon sein erstes 1869 veröffentlichtes Werk über den großen florentinischen Dichter stellte eine tüchtige Leistung dar, welche auf gründlichen Vorarbeiten beruhte. Seither hat er aber diesen ersten Grundstock seiner Dantestudien durch mehr als dreißig Jahre unermüdlicher Forschung erweitert und vertieft und nicht aufgehört, dieselben durch Schriften von ebenso solid wissenschaftlichem Gehalt als praktischer Anlage zum Gemeingut werden zu lassen. Sein „Dante-Handbuch" (Leipzig 1892) ist der gediegenste und zuverlässigste Führer, um sich über Dante und die Dante-Litteratur zu orientieren und sich praktisch zum Studium des Dichters vorzubereiten. Seine zweibändige Enciclopedia Dantesca (Dizionario critico e ragionato di quanto concerne la vita e le opere di Dante Alighieri. Milano 1896—1899) bietet das reichhaltigste, sorgfältigste und übersichtlichste Repertorium zu all den Ergebnissen, welche die ältere und neuere

Dante-Litteratur in zahllosen Monographien, Schriften und Aufsätzen aufgespeichert hat. Sein Dante in Germania (Milano 1880. 1882) und seine meisterhaften Berichte über neuere Dante-Litteratur (in den Beilagen zur „Allgem. Ztg.") erweiterten und ergänzten die bereits vorhandenen bibliographischen und kritischen Dantewerke. Seine kritische Ausgabe der Divina Commedia, deren ersten Band er 1874 erscheinen ließ und die 1890 zum Abschluß gelangte, ist den besten und handlichsten neueren Ausgaben beizuzählen, der sie begleitende Kommentar ebenso reichhaltig als gründlich durchgearbeitet. Wir begrüßen es darum mit hoher Freude, daß der verdienstvolle Gelehrte in der Lage ist, dieselbe in zweiter Auflage herauszugeben, vollständig neu umgearbeitet und mit der riesigen Detailkenntnis bereichert, welche ein lebenslanges Studium ihm zur Verfügung stellte.

Der Text selbst bietet die reife Frucht der eingehendsten Textkritik, welche der Verfasser mit umsichtiger Verwertung aller früheren Vorarbeiten auf diesem Gebiete vorgenommen. Die Anmerkungen, welche nicht selten mehr als zwei Drittel der Seite, mitunter die ganze Seite füllen, sind allerdings für schwächere Augen bedenklich klein gedruckt und machen das Lesen sehr anstrengend; allein größerer Druck hätte größeres Format erheischt, das Werk verteuert, die Übersichtlichkeit vermindert und noch andere Nachteile mit sich gebracht. Sachlich stellen diese Anmerkungen einen wahren Musterkommentar dar, wie wir ihn in solcher Fülle und Präzision wohl nur für wenige Autoren besitzen. Zunächst ist immer der Sinn der einzelnen schwierigen Worte oder Namen mit größter kritischer Genauigkeit festgestellt und erklärt, dann der Sinn ganzer Versglieder, Verse und Stellen, endlich der Zusammenhang mit dem übrigen. Mit derselben Sorgfalt sind die Parallelstellen aus andern Cantos der Dichtung oder aus andern Werken des Dichters (Vita Nuova, Convito, De Monarchia, De vulgari eloquio etc.) vermerkt, welche Wort- oder Satzsinn im Geiste des Dichters genauer zu bestimmen geeignet sind, ebenso einschlägige Verse der Heiligen Schriften, Stellen der Kirchenväter, der Scholastiker und Mystiker, der alten Klassiker, der zeitgenössischen Historiker, Chronisten und Dichter, die irgendwie zum besseren Verständnis beitragen können. Bei schwierigeren, disputabeln Stellen ist jeweils die ganze ältere und neuere Dante-Litteratur herangezogen, in einer Fülle, wie kein anderer Kommentar sie bietet, dabei mit bewundernswerter Knappheit, übersichtlicher Gruppierung, sicherem Urteil und einer unbefangenen Objektivität, welche die verschiedensten Erklärungen und Meinungen zu Worte kommen läßt und sich nicht scheut, in dem betäubenden Gewirr der sich bekämpfenden Ansichten die sehr oft einzig vernünftige und wissenschaftliche Entscheidung, das non liquet, auszusprechen, anstatt a priori wissen zu wollen, was der Dichter nun einmal in Wolken gehüllt hat, und anstatt alle niederzukämpfen, welche die subjektive Deutung nicht als magistralia verba anzunehmen gewillt sind.

Aus Anmerkungen, wie Scartazzini sie beispielsweise zu lonza (p. 8—10), Virgilio (p. 14. 15), Veltro (p. 21), Feltro (p. 22. 23), la seconda morte (p. 24. 25), Beatrice (p. 36. 37), Lucia (p. 40, 41) giebt, lernt man mehr, als aus langen Abhandlungen, welche uns Hypothesen und Konjekturen als allein gültige Normen für das Verständnis aufdringen wollen. Um die Dichtung im

Sinne und Geist des Mittelalters auffassen zu lernen, trägt es nicht wenig bei, daß die alten Kommentatoren, Jacopo della Lana, Benvenuto da Imola, Pietro und Jacopo Dante, der Ottimo Commento, der Anonimo Fiorentino, Boccaccio, Graziolo de' Bambaglioli, Bargigi, Buti, Serravalle, Landino, fast auf Schritt und Tritt zu Worte kommen und gleichsam immer in erster Linie befragt werden. Aber auch was spätere Erklärer wie Lombardi, Tommaseo, Fraticelli, Witte, Philalethes, Lord Vernon, Longfellow, Graul, Kopisch, L. G. Blanc, Francke, Gildemeister, Fr. Xav. Kraus zur Aufklärung dunkler Stellen beigetragen, ist mit größter Umsicht verwertet. Ohne sich von den Hirngespinsten eines Gioberti, Balbi und Gabriel Rossetti bestechen zu lassen, hat der Verfasser auch ihren Schriften manche nützliche Glosse entnommen. Auch neuere katholische Erklärer wie Ozanam, Hettinger, Cornoldi und Gietmann begegnen uns öfter; nur der neueste Kommentar P. Palmieris zum Inferno (Commento alla Divina Commedia. Prato, Giachetti, 1898) scheint ihm entgangen zu sein. Dabei tritt sichtlich das Bestreben zu Tage, in theologischen Dingen eine gediegene fachmännische Erklärung zu geben. So sind z. B. bei dem Ausdruck la seconda morte (p. 24. 25) neben den klassischen Schrifttexten (Offb. 20, 14; 21, 8) Thomas von Aquin (Summa theol. 3, qu. 98, a. 3), Bambaglioli, Benvenuto da Imola (mit einer Stelle aus Augustin), Buti, der Anonimo Fiorentino, Serravalle, Bargigi, Jacopo della Lana und von den Neueren P. Giov. Maria Cornoldi als Erklärer herangezogen. Wären dem Verfasser die trefflichen Bemerkungen Palmieris über die Klassifikation der Sünden in Inferno XI (Commento p. 111—125) zu Gesicht gekommen, so hätte er gewiß nicht ermangelt, auf dieselben hinzuweisen, da diese Stelle sonst nirgends so gründlich beleuchtet worden ist.

Da der Verfasser weder Katholik noch ein geschulter scholastischer Theologe ist, so verdient sein Streben nach der unbefangensten Objektivität gewiß die höchste Anerkennung. In der That finden sich auch nur einige wenige Stellen, wo er dieselbe nicht auch thatsächlich erreicht hat, und wo, allerdings nur sehr indirekt und ohne ein verletzendes Wort für uns Katholiken, sein persönlicher Standpunkt durchblickt. Es sind die bekannten Stellen, in welchen Dante, um es kurz und derb zu sagen, über einige Päpste schimpft und besonders den ihm verhaßten Bonifaz VIII. geradezu mißhandelt.

Wie wenig Voreingenommenheit indes bei dem Verfasser waltet, zeigt schon der Umstand, daß er von einer dieser Stellen (Inf. III, 60) geradezu alles Gehässige eliminiert hat, indem er in demjenigen, che fece per viltate il gran rifiuto, gegen die opinio communis nicht den Papst Cölestin V. sieht, sondern, nach Angabe der verschiedenen Meinungen, die seinige dahin abgiebt: „Da Dante den Namen der Person verschwiegen hat, so werden wir eingestehen müssen, daß wir ihn nicht kennen" (p. 53).

Auch bei den andern zwei Stellen trifft die Schuld im Grunde mehr Dante selbst als seinen Kommentator. In der einen versetzt Dante Nikolaus III., Klemens V., Bonifaz VIII. und noch andere nicht genannte Päpste als Simonisten in die Hölle. Wie sehr er hierdurch in seinem blinden Parteihaß diesen Päpsten

unrecht gethan hat, findet sich trefflich nachgewiesen bei Palmieri (Commento I, 377—382). Auch unser Kommentator hätte sich nicht begnügen sollen, sich bloß bei Villani Rat zu holen, sondern wenigstens darauf hinweisen müssen, daß der leidenschaftliche Richterspruch des Dichters keineswegs einstimmig von den Kirchenhistorikern angenommen ist.

Ähnlich ist es mit den noch gehässigeren Invektiven, welche Dante (Inf. 27, 58—152) auf den ihm besonders verhaßten Bonifaz VIII. schleudert. Hier hat sich Scartazzini noch mehr von den Anschauungen Dantes gefangen nehmen lassen. Er teilt (p. 473. 474) nicht nur Belegstellen aus Villani und Franz Pipin (bei Muratori) mit, welche einen erdrückenden Schuldbeweis darzustellen scheinen, sondern zieht noch durchaus willkürlich eine Stelle aus Macchiavelli (Princ. c. 18) herbei, welche zu Bonifaz VIII. in gar keiner inneren Beziehung steht, als daß sie ihm allenfalls macchiavellistische Grundsätze unterschiebt, und schließt dann mit den Worten: „Einige bezweifeln die geschichtliche Wahrheit dessen, was hier der Dichter erzählt; doch dieser Zweifel entbehrt jeder Grundlage. Thatsache ist, daß Bonifaz dem trügerischen Ratschlage folgte" (p. 475). So einfach liegen die Dinge denn doch nicht. Die Gerechtigkeit hätte erfordert, die Alcuni zu nennen und ihre Gründe wenigstens summarisch anzuführen. Es giebt auch Alcuni, welche die Klagepunkte Dantes gegen den Papst nicht bloß bezweifeln (wie z. B. Philalethes [2. Aufl. 1871] S. 210 Anm.), sondern dieselben für „offenbar märchenhaft" halten, wie Hefele (Konziliengeschichte VI [2. Aufl. 1890], 308), und als unhaltbar nachgewiesen haben, wie Kardinal Wiseman (Papst Bonifaz VIII. in den „Abhandlungen" III, 177 ff.), Don Luigi Tosti (Storia di Bonifazio VIII, II [1846], 48. 268—281) und Konst. Höfler (Protokoll eines mehrtägigen Verhörs der Colonna im Jahre 1311, Abhandl. der k. bayr. Akademie der Wissensch., Histor. Kl., 1843, Bd. III, 3, S. 30 ff.). Mit Recht nennt Palmieri (Commento I, 473) die Behauptung Dantes, Bonifaz VIII. habe Guido di Montefeltro zum voraus Absolution von künftigen Sünden versprochen, eine goffa menzogna und eine grossa corbelleria. Ebenso weist Amédée de Margerie in dem gleich zu besprechenden Werke (I, 219. 220) die Klagepunkte Dantes gegen Bonifaz als ein audacieux mensonge des Colonna zurück, gleichwertig mit den 29 Punkten der Klageschrift, welche Philipp der Schöne am 13. Juni 1309 gegen den Papst aufstellen und beschwören ließ (vgl. Hefele, Konziliengeschichte VI, 355—357). Beachtung verdienen endlich die Artikel Bonifacio VIII ed un celebre commentatore di Dante in der Civiltà Cattolica, Ser. 17ª, Vol. VI (Roma 1899), 45—59. 301—318. 687—700, in welchen Dantes Verhalten gegen diesen Papst, mit Bezug auf Scartazzinis Enciclopedia Dantesca (I, 244), eingehend beleuchtet ist.

Papst Bonifaz VIII. gehört wegen seines streng kirchlichen Geistes wie wegen seiner unbeugsamen Thatkraft zu den historischen Persönlichkeiten, die anerkanntermaßen geradezu in unglaublichster Weise geschmäht und verleumdet worden sind. Im Interesse der historischen Wahrheit glauben wir darum einen doppelten Wunsch aussprechen zu müssen: einen an unsere Leser, daß sie zu

diesen Stellen auch katholische Dante-Erklärer und Historiker nachsehen mögen, den andern an den in allem übrigen sonst so trefflichen Kommentator, daß er bei ähnlichen Stellen im Purgatorio (z. B. 32, 130 ff.) und im Paradiso (27, 40 ff.; 30, 148) die leidenschaftliche ghibellinische Auffassung des Dichters nicht zum ausschließlichen Maßstab der Beurteilung nehmen, sondern auch auf das hinweisen möge, was von angesehenen Kommentatoren und Historikern gegen dieselbe vorgebracht worden ist. Denn niemand wird von einem Dante-Kommentator ebensowenig wie von Dante selbst erwarten, daß er über ein so viel umstrittenes Pontifikat wie dasjenige Bonifaz VIII. das letzte, entscheidende Wort spricht.

Wir werden, wenn dieser gewiß billige und bescheidene Wunsch erfüllt ist, den im übrigen ausgezeichneten Kommentar ohne jeglichen Vorbehalt unsern Lesern anempfehlen können. Auch jetzt soll der Vorbehalt, den uns die erwähnten Stellen abnötigen, den herzlichen Dank nicht verkürzen, welchen wir dem hochverdienten Gelehrten für seine ausgezeichnete Leistung zollen, noch das Interesse, mit welchem wir den übrigen Bänden entgegensehen.

2. Die französischen Romantiker, besonders Chateaubriand, Montalembert und Ozanam, haben nicht wenig dazu beigetragen, daß das Mittelalter und sein größter Dichter Dante nach langer Mißkennung und Zurücksetzung im Laufe des 19. Jahrhunderts im ganzen civilisierten Europa wieder so hoch zu Ehren gekommen sind. In Bezug auf Dante hat aber Frankreich mit Deutschland und England nicht gleichen Schritt gehalten. Wo ein Schmutzmaler wie Zola der gelesenste Tagesschriftsteller werden konnte, da war eben wenig Raum für das „Paradies", und neben Nana konnte eine Beatrice nicht viel bedeuten. In den besseren akademischen Kreisen interessierte man sich mehr für Montaigne, Voltaire, Diderot, Renan, Taine, Victor Hugo, Musset, Shakespeare, Goethe, englische und amerikanische Romannovitäten, Ibsen und Tolstoi als um den mittelalterlichen Sänger der Divina Commedia. Um so erfreulicher ist es, daß in dem vortrefflichen Werk des Herrn Amédée de Margerie sich wieder einmal ein Lebenszeichen in dieser romantischen Richtung zeigt. Wie weit seine Übersetzung den Forderungen der Akademie und dem heutigen Geschmack der Pariser entspricht, wie weit sie einen anregenden und fruchtbaren Einfluß auf die litterarischen Kreise gewinnen mag, müssen wir natürlich unsern Grenznachbarn mit gebührendem Respekt überlassen. Es will uns aber bedünken, daß dieselbe auch in Deutschland Leser finden und Nutzen stiften könnte.

Nicht jeder hat Talent und Zeit, um sich eine solche Kenntnis des Italienischen zu verschaffen, daß er Dante und seine italienischen Kommentatoren im Urtext lesen kann; nicht jeder hat auch den Ernst und die Geduld, einen so tief gehenden philosophisch-theologischen Kommentar wie etwa denjenigen Hettingers zu studieren oder andere Kommentare, welche mit ihren zahllosen Anmerkungen ein eigentlich schulmäßiges Studium erheischen. Nicht als ob das vorliegende Werk auf bloß oberflächlichen Vorarbeiten beruhte. Im Gegenteil; Canto für Canto verrät eine sehr ausgebreitete Kenntnis und teilweise eine sehr gründliche Beherrschung der älteren wie neueren Dante-Litteratur. Aber bei allem Fleiß und

bei aller Belesenheit lieben es die Franzosen, das mühsam Erworbene in leichterer, anmutigerer und freierer Weise mitzuteilen als in einem gelehrten Apparat, in welchem der Text beinahe vor den Anmerkungen entschwindet. Herr de Margerie hat demgemäß auf alle und jede Anmerkungen verzichtet. Sein Buch präsentiert sich als ein schön gruppiertes Ganze, das man in angenehmster Behaglichkeit voranlesen kann, ohne bei jedem dritten Wort unter den Strich zu schauen. Die Unsumme von Details, welche man mit zur Lektüre bringen muß, wenn die wohlklingenden Verse nicht zum größten Teil hieroglyphisch bleiben sollen, hat er auf eine größere allgemeine Einleitung verteilt, welche der gesamten Dichtung voransteht, und auf kleinere Resumés, welche jeden Gesang einleiten. Darauf folgt die französische Übersetzung, die jeweilen zwei Drittel der Seite einnimmt; unter dem Strich befinden sich dieselben Terzinen des Urtextes in noch sehr angenehm leserlichem Petitdruck. Diese Ökonomie scheint mir für eine erste Bekanntschaft mit dem schwierigen Gedichte vortrefflich. Wenn so auch manche Stellen dunkel bleiben müssen, gewinnt man doch einen wertvollen, fruchtbaren Einblick in das Ganze, die notwendige Grundlage für ein späteres, eingehendes Studium. Viele Leute haben mir geklagt, sie seien nie über die Hölle hinausgekommen, und ich muß gestehen, daß es mir, mit mehreren grundgelehrten Kommentaren, ebenso ergangen wäre, wenn mich nicht die wohlklingende Reimübersetzung von Kopisch mit dem gegenüberstehenden italienischen Text zu raschem, kursorischem Lesen angelockt hätte. Dann erst bekam ich Lust und Mut, auch die zahllosen Anmerkungen anderer Kommentare durchzuarbeiten. Diesen Dienst kann die Ausgabe de Margeries in noch viel vorzüglicherer Weise leisten.

Die allgemeine Einleitung ist wirklich trefflich darauf angelegt, in den gesamten Ideenkreis der Dichtung einzuführen. In großen Umrissen, fest und klar, konkret und lebendig, zeichnet sie uns zuerst die Geschichte von Florenz mit weiteren Ausblicken in die Geschichte Italiens. Dann wendet sie sich nicht etwa den metaphysischen und theologischen Quästionen des hl. Thomas zu, sondern der Geschichte des christlichen Kaisertums in seinen Beziehungen zum Papsttum, erzählt uns kurz die gewaltigen Kämpfe der beiden höchsten Gewalten, welche einen so großen Teil der mittelalterlichen Geschichte beherrschen, und giebt uns so alles an die Hand, um den kirchenpolitischen Standpunkt Dantes geschichtlich verstehen und unparteiisch würdigen zu können. Dann skizziert uns der Erklärer die erregten Parteikämpfe der kleinen italienischen Gemeinwesen, die Verfassung, Verwaltung, die sozialen und politischen Verhältnisse von Florenz, die Kämpfe der Weißen und Schwarzen, die Hauptereignisse der allgemeinen Zeitgeschichte, welche unmittelbar Dante vorangingen und in dessen Leben hineinspielten. Auf diesem wohlgruppierten Hintergrund zeigt er uns dann die Persönlichkeit und die Geschicke des Dichters, indem er fast nur die sicheren Hauptmomente berührt, alles Disputable und Unsichere beiseite läßt. Darauf folgt eine knappe Charakteristik der kleineren Werke des Dichters und zuletzt die Divina Commedia. Überall ist das Bestreben darauf gerichtet, aus dem Gewirr zahlloser Einzelfragen das Sichere oder wenigstens das Wahrscheinlichste zu gewinnen und dieses wieder möglichst klar zu verbinden. Alle übrigen Erklärungen sind auf die Ein-

leitungen zu den einzelnen Cantos verschoben, so daß man nicht ermüdet, sondern mit frischem Interesse und im ganzen wohlvorbereitet an die Dichtung herantritt. In den kleineren Einleitungen herrscht eine ähnliche Methode. Dieselben fassen erzählend den Inhalt eines jeden Canto kurz zusammen und flechten in diesen Abriß die etwa nötigen historischen, philosophischen, theologischen, mythologischen Erklärungen ein, so daß dunkle Stellen, Ausdrücke und Wendungen schon zum voraus einige Beleuchtung erhalten.

Auch die Übersetzung kommt diesem Streben nach Klarheit, so weit möglich, entgegen. Sie ist nicht immer wörtlich, aber gerade deshalb um so treuer, weil sie den Sinn sehr genau im Geiste der französischen Sprache, zugleich schön, poetisch und melodisch wiedergiebt. Die eigentliche Terzine mit ihrem dreifachen Kreuzreim hat Herr de Margerie nicht nachzubilden gewagt, und wie ich glaube, zum entschiedenen Vorteil. Das Französische verträgt diese Art von Kranzgewinde nicht, in welchem ein Zweig immer in die folgenden hineingreift, sie halb verdeckt, für Aug' und Ohr nie einen klaren Abschluß bietet bis am Schlusse des Gesanges. Selbst im Deutschen hat die Nachbildung der Terzine etwas Mißliches, und die Übersetzer, welchen es um Deutlichkeit und engsten Anschluß an den Wortsinn zu thun war, haben darauf verzichtet. Als Vers ist natürlich der Alexandriner verwandt; aber wenn auch je drei Verse gleich Terzinen zusammengedruckt sind, reimen sich doch stets zwei Verse paarweise und bieten so sehr häufig eine angenehme Pause, die harmonisch dem Sinne entspricht. Die volle Kraft und Harmonie des Urtextes vermögen diese gleichmäßig dahinfließenden Verspaare freilich nicht wiederzugeben, aber ihr sorgfältiger Bau setzt doch keine geringe Mühewaltung voraus; sie lesen sich leicht und wirklich fließend, bei weitem besser als zahlreiche deutsche Übersetzungen, welche am Wortsinn haften und in ihrer mysteriösen Dunkelheit und Härte mehr zum Lesen der Anmerkungen als zu eigentlich poetischem Genusse anregen. Möge der wackere Übersetzer bei seinen Landsleuten die Anerkennung finden, welche seine tüchtige Arbeit verdient, und möge sie in Frankreich jenen Idealismus neu beleben, als dessen Bannerträger der gewaltige Dichter von Jahrhundert zu Jahrhundert erschütternd und weckend, erfrischend und ermutigend gewirkt hat!

3. Auch das dritte Werk, das uns noch zu besprechen bleibt, ist in weiterem Sinne den Dante-Kommentaren zuzuzählen. Es kündigt sich zwar nur als eine „Studie zum Paradiso“ an und teilt den Stoff in sieben freiere Gruppen: I. Dantes Paradies. II. Innerhalb des Schattens der Erde. III. Klugheit und Stärke. IV. Weltreich und Kloster. V. Über den himmlischen Stufenpfaden. VI. Der oberste Himmel. VII. Dantes Briefe. Schon nach dem ersten Abschnitt des ersten Kapitels, worin uns Bedeutung und Topographie des Danteschen Paradieses erläutert werden, kann indes dem Leser kein Zweifel mehr darüber sein, daß der Verfasser uns an Dantes Hand, d. h. genau der Dichtung folgend, von Stern zu Stern, von Himmel zu Himmel führt und uns als Dolmetsch des Dichters dessen Berichte bald kurz zusammenfaßt, bald in breiteren Exkursen erweitert, bald einläßlicher die scholastischen Fragen erläutert, an welchen bekanntlich das Paradies von den drei Teilen der Dichtung am reichsten ist, bald uns

wieder auf den Hauptgehalt der Dichtung zurücklenkt, bald uns seine eigenen Eindrücke mitteilt, bald uns den Text durch ausgewählte Stellen älterer und neuerer Kommentatoren beleuchtet. Anstatt uns aber den vollständigen Text vor Augen zu führen und seine Erklärungen in ununterbrochener Reihenfolge an denselben zu knüpfen, teilt er uns nur dann und wann eine besonders schöne oder wichtige Stelle in der ursprünglichen Sprache und zugleich in der meisterhaften, echt poetischen Übersetzung Longfellows mit, während er das übrige teils in Prosa verkürzt, teils auch ganz übergeht. Sein hauptsächliches Interesse gilt den religiösen, philosophischen und theologischen Elementen der Dichtung, nicht den historischen, politischen und individuellen, obwohl auch diese gelegentlich zur Sprache kommen. Demgemäß lehnt sich die Erklärung mit Vorliebe an den Ottimo Commento und an Benvenuto da Imola, an Hettinger-Bowden, Cornoldi, an die einschlägigen Quästionen des hl. Thomas (mit Benutzung von Rickabys Aquinas Ethicus) und an das von Lupton herausgegebene Werk Colets über Pseudo-Dionysius. Auch die übrige Dante-Litteratur (die deutsche wenigstens, soweit sie in englischen und italienischen Übersetzungen zugänglich war) ist in reichem Umfang herangezogen und verständig benutzt. Der Wert der Studien liegt indes nicht in neueren Forschungsergebnissen, sondern darin, daß der Verfasser aus der unabsehbaren Erklärungslitteratur eine Fülle von wertvollen Bemerkungen unter wirklich bedeutsamen Gesichtspunkten vereint, viele Goldkörner aus dem Flugsande der Anmerkungen hervorholt und in den Text versetzt, den religiösen und theologischen Kern der Dichtung zur Geltung bringt und mit warmer Begeisterung erfaßt. Da es gerade die scholastischen Fragen sind, welche den Lesern des Paradiso die größten Schwierigkeiten zu bereiten und manche sogar von weiterem Studium abzuschrecken pflegen, so können wir das Unternehmen des Verfassers nur als ein sehr verdienstliches bezeichnen. Die Ausführung aber ist eine durchaus glückliche. Der Verfasser hat den Stoff in kurze, übersichtliche, leicht zu bewältigende Gruppen geteilt, die Erklärung in eine anziehende, oft fesselnde Form gekleidet, die Schwierigkeiten soweit geebnet, als sie sich ebnen ließen. So dürfte es ihm gelingen, Dante manche Leser zuzuführen, während sich auch der Kenner der Dichtung an der schönen Gruppierung und an manchen sonst weniger beachteten Gesichtspunkten erfreuen wird.

Der skeptischen Auffassung, mit welcher die neuere Forschung die Briefe Dantes behandelt, steht der Verfasser mit vorsichtigem Konservatismus, aber doch etwas ablehnend gegenüber. Er sucht daran zu retten, was zu retten ist. Dabei fällt für das Verständnis und die Würdigung des Dichters immerhin manche nützliche Bemerkung ab. Doch wäre es uns erwünschter gewesen, wenn er die Politik Dantes, welche auf die dunkelsten und anfechtbarsten Stellen der Dichtung so großen Einfluß ausübte, einläßlicher und im Zusammenhang erörtert hätte. Besonders verdient Dantes Verhältnis zu Bonifaz VIII. und den übrigen Päpsten eine gründlichere Behandlung, die nicht den Dichter auf Kosten der Päpste zu entschuldigen sucht, oder über seine furchtbaren Anklagen gegen dieselben scheu und kleinlaut dahingleitet.

A. Baumgartner S. J.

Geschichte der Weltliteratur. Von **Alexander Baumgartner** S. J. III. Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums. gr. 8°. (XII u. 596 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 8.40; geb. *M.* 10.80.

Haben die beiden ersten Bände dieses rasch fortschreitenden Werkes eine freundliche Aufnahme gefunden, so wird dieser dritte Band auf einen noch weiteren Leserkreis rechnen dürfen. Noch gilt ja Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache und Litteratur als wesentlicher Bestandteil unserer humanistischen Bildung. Wer unser deutsches Gymnasium durchgemacht hat, wird hier manchem begegnen, was Erinnerungen an seine Jugendstudien in ihm wachruft, anderseits aber auch einer Fülle von Neuem, was seine Auffassung der alten Klassiker zu vertiefen und den Kreis seines Wissens nach verschiedenen Richtungen hin zu erweitern geeignet ist.

Der vorliegende Band behandelt die ganze altklassische heidnische Litteratur von Homer bis auf den Neuplatoniker Proklus um das Jahr 500 n. Chr. Im ganzen wie im einzelnen hält der Verfasser durchgehends die geschichtliche Ordnung ein; denn es gilt ihm, die Geschichte der litterären Geisteserzeugnisse im lebendigen Zusammenhange mit der Entwicklung des allgemein-kulturellen, staatlichen und gesellschaftlichen Lebens darzustellen. Dementsprechend nimmt die altgriechische Litteratur vor Christus den ersten Platz, die größere Hälfte des Ganzen, 333 Seiten, ein; an diese schließt sich, 208 Seiten füllend, die lateinische von Livius Andronicus bis auf die Zeit Konstantins; ist ja die lateinische klassische Litteratur „für die gesamte Weltlitteratur hauptsächlich dadurch bedeutsam geworden, daß sie die griechische fortgesetzt und hellenisch-römische Bildung über das ganze Abendland verbreitet hat". Den Abschluß bildet die heidnische griechische Litteratur der Kaiserzeit auf 43 Seiten.

Im Rahmen der altgriechischen Litteratur werden der geschichtlichen Folge entsprechend zuerst die Dichter behandelt: Epiker, Elegiker, Lyriker, Tragiker, und als Repräsentant der alten Komödie Aristophanes — dann Geschichtschreiber, Redner, Philosophen, die Prosaiker der alexandrinischen Zeit und in einem eigenen Kapitel die Vertreter der hellenisch-jüdischen Litteratur — und schließlich die Dichter der alexandrinischen Zeit, die mittlere und neue Komödie. Der entsprechende historische Gang wird eingehalten bei Besprechung der lateinischen Litteratur. Um die Dichter der augusteischen Zeit mit Livius gruppieren sich hier auf der einen Seite die Dramatiker mit Ennius und die Geschichtschreiber, Redner und Philosophen des goldenen Zeitalters, auf der andern Seite die Dichter und Prosaverfasser der Kaiserzeit.

Von dem hohen Standpunkte eines Weltlitteratur-Historikers aus überschaut der Verfasser nicht allein die Geisteserzeugnisse von Alt-Griechenland und Alt-Rom; sein Blick schweift gelegentlich über die Grenzen dieses Gebietes räumlich und zeitlich hinaus, nach dem Orient hinüber und herein in die Zeit der Herrschaft des Christentums. Diese Weite seines Blickes ermöglicht es ihm, aus der Überfülle des Stoffes mit sicherer Hand die richtige Auswahl zu treffen und als

Maßstab für die ungleiche, mehr oder minder eingehende Behandlung der verschiedenen Gruppen und Individuen deren größere oder geringere Bedeutung für die Gesamtlitteratur zu nehmen. Diese Rücksicht, nicht subjektive Vorliebe allein, dürfte ihn bestimmt haben, seine Hauptaufmerksamkeit den Dichtern zuzuwenden, und unter diesen den Epikern und Dramatikern. Die aus der Blütezeit des griechischen Dramas zu uns herüber geretteten Stücke „gehören zum wertvollsten Bestande der Weltlitteratur". Je ein ganzes Kapitel widmet er der Ilias, der Odyssee, Hesiod, Pindar, Äschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Plautus, Terenz, Vergil, Horaz, Ovid und Lukian, letzterem als dem „Totengräber und sarkastischen Leichenbeschauer des alten Götterglaubens". Und damit dem Leser ein Vergleich mit der durchschnittlichen Behandlung der Prosaiker ermöglicht und ein bestimmteres Maß als der selbstverständlich schwankende Umfang eines Kapitels geboten werde, mögen auch folgende Zahlen hier Platz finden: Homer sind 45 Seiten gewidmet, Sophokles 15, Thukydides 3, Demosthenes 4, Plato 7, Aristoteles 8, Plautus 22, Terenz 7, Vergil 22, Horaz und Ovid je 20, Lukian 8, Seneca 15, Tacitus 7, Cicero, der „wie kein anderer Repräsentant des heidnischen Altertums aus den vor ihm aufgespeicherten sittlichen Ideen und Grundsätzen der Griechen wie der Römer das Beste und Menschenwürdigste ausgehoben und gesammelt", 12 Seiten.

Was die Weise der Behandlung angeht, so begegnet der Leser nie und nirgends bloßen Namen, auch da nicht, wo mehrere minder bedeutende Schriftsteller nur wie im Vorübergehen gestreift werden; jeder Einzelname und jeder Gruppenname erscheint vielmehr als Glied eines lebendigen Organismus, von dem Vorausgehenden beeinflußt, das Folgende beeinflussend; dabei bilden, wie schon angedeutet, den mit wenigen, kräftigen Strichen skizzierten Hintergrund des litterären Geisteslebens die jeweiligen politischen Begebenheiten und sozialen Verhältnisse. Biographische und bibliographische Details werden bei Besprechung irgendwie hervortretender Schriftsteller zwar nicht übergangen, das Hauptgewicht aber legt der Verfasser selbstverständlich auf gerechte Beurteilung der Personen nach Charakter, Leben und Wirken und auf vorurteilslose Würdigung ihrer Schriften nach Inhalt, Gehalt und Form, also vom ethischen wie vom ästhetischen Standpunkte aus. Diese Wertung, welche den Hauptvorzug des Werkes ausmacht, legt selbstverständlich an den Inhalt den Maßstab des natürlichen Sittengesetzes, ohne sich von dessen Forderungen etwas abmarkten zu lassen, bewährt dabei aber strenge Unparteilichkeit und maßvolle Ruhe, ist weder voreingenommen, noch einseitig, noch unklar oder verschwommen, hat ein offenes Auge ebensowohl für Vorzüge wie für Fehler und Mängel, tadelt unumwunden das Tadelnswerte, anerkennt aber ebenso unumwunden, was Anerkennung verdient. Von Ovids Liebesgedichten z. B. meint der Verfasser, „sie hätten im alten Rom und später in der weiten Welt unberechenbares Unheil angerichtet und könnten vom sittlichen Standpunkte aus wohl kaum zu scharf beurteilt werden"; dann aber heißt es weiter: „Kann darum gerade die Jugend nicht genug vor diesen verführerischen Dichtungen gewarnt werden, so bleibt dabei doch die litteraturgeschichtliche Thatsache bestehen, daß hier die staunenswerteste Formgewandtheit, die spielende Leichtigkeit und das

Schönheitsgefühl eines wahrhaft genialen Dichters an den unwürdigsten Stoff verschwendet worden ist. Tiefe des Gefühls zeigt sich bei Ovid allerdings selten, Tiefe des Gedankens noch seltener. Aber mag er Sagen, Anekdoten, poetische Einzelzüge aus griechischen Dichtern entlehnen, oder selbständige Bilder aus dem Leben der römischen Gegenwart oder Vergangenheit entwerfen, oder eigene Erlebnisse und Erfindungen zum besten geben, nie ist in seiner Dichtung ein mühsames Gestalten zu erkennen, alles blitzt und sprudelt von lebendiger Natürlichkeit, jugendlicher Frische und scherzender Schalkhaftigkeit."

Gern giebt der Verfasser fremden Kunstrichtern das Wort. Sogar diametral entgegengesetzte Urteile über ein und dieselbe Persönlichkeit werden registriert: F. v. Schlegel, der Pindar „hohe Schönheit, musikalische Weichheit der Sprache und die Neigung, alles in einem verschönernden Lichte zu betrachten", nachrühmt, und daneben als seltsamer Kontrast J. Hart, der findet, „in Pindars Adern rolle das schwere Blut der Böotier, und so stampfe der Dichter denn dahin durch die Haine der hellenischen Dichtung, schwer und wuchtig wie ein Mastodon". Vor Baumgartners eignem Auge steht „Pindaros da in selbständiger Eigenart und unerreichter Größe, als Höhepunkt und Schlußstein der gesamten hellenischen Lyrik, eine der hervorragendsten Gestalten der gesamten Weltlitteratur" — wie der Leser denn überhaupt niemals im unklaren gelassen wird über das eigene Urteil des Verfassers.

Man vertraut sich dessen bewährter Führung auf dem Gebiete litterärer Kritik um so lieber an, als man bald die Überzeugung gewinnt, daß er auch für diesen Band ein überaus reiches und weitschichtiges Material einschlägiger Forschungen und Entdeckungen verarbeitet und auch die jüngsten (S. 109 u. 115) in den Kreis seiner Vorstudien einbezogen hat. Beispielsweise sei hier hingewiesen auf seine in die Tiefe wie in die Weite gehenden Erörterungen über die Versmaße, Melodien und musikalischen Instrumente der Griechen (S. 92 ff.) und über das griechische Drama, speziell die Tragödie, deren Geist und Zweck, Einheit und Ausbau, Schauplatz und Aufführung mit Ausblick auf das moderne Theater und dessen Aufführungen.

Zahlreiche Fußnoten verweisen den Leser zwecks eingehenderer Studien nicht bloß auf verschiedene Ausgaben und deutsche Übersetzungen der alten Schriftsteller, sondern auch auf einschlägige wissenschaftliche Aufsätze und größere Werke. Der Verfasser wünscht und hofft also wohl diesen Band seiner Weltlitteraturgeschichte auch in den Händen von Fachmännern zu sehen. Referent teilt Wunsch und Hoffnung. Es dürfte nicht zweifelhaft sein, daß auch spezielle Freunde und Kenner des klassischen Altertums das vorliegende Werk mit hoher Befriedigung und nicht ohne Vertiefung, ja auch nicht ohne Erweiterung ihrer Kenntnisse lesen werden.

Aug. Perger S. J.

Die katholische Lehre vom Ablaß vor und nach dem Auftreten Luthers. Von Dr. **Anton Kurz**, Universitäts-Professor zu Prag. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. 8°. (IV u. 308 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1900. Preis *M.* 6.

„Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt ... zu zeigen, daß die von den katholischen Predigern am Ende des 15. und bei Beginn des 16. Jahr-

hunderts vorgetragene Ablaßlehre mit der Lehre der katholischen Kirche über den Ablaß in der Gegenwart vollkommen übereinstimme" (Vorrede S. III). Es ist das immerhin auch heute noch ein löbliches Unternehmen. Andere deutsche Publikationen aus jüngster Zeit, die unser Verfasser mit keinem Worte erwähnt, haben denselben Zweck verfolgt und, obgleich sie in bescheidener Form auftraten, vollauf erreicht. Wer, der in Deutschland sich mit dem Studium der Ablässe beschäftigt, kennt nicht die gediegenen Artikel des Münchener Gelehrten Dr. N. Paulus über diesen Gegenstand?

Das vorliegende Buch will aber gründlicher oder wenigstens ausführlicher die Sache behandeln. Auf 308 Seiten wird denn auch in 24 Paragraphen die ganze Ablaßlehre in der Weise vorgeführt, daß der einzelne Paragraph zuerst die gegenwärtige Lehre der katholischen Theologen bringt und daneben auszüglich die Doktrin der Gottesgelehrten aus dem 15. bezw. 16. Jahrhundert hinstellt. Ausführlicher geben alsdann die Noten den ganzen Text jener älteren Quellen. Wenn dabei das Verfahren auch etwas zu summarisch erscheint und dasselbe der kritischen Exegese ermangelt, so läßt sich die These des Buches doch, was die wesentlichen Punkte der katholischen Ablaßlehre angeht, aus den angeführten Quellen als erwiesen ansehen. In nebensächlichen Punkten, in denen auch heute noch die Theologen geteilter Ansicht sind, kann nicht und braucht nicht von einer Übereinstimmung die Rede zu sein. Es giebt sogar einzelne derartige Punkte, in welchen die Theologen der Gegenwart abweichend von den früheren Quellen und Gelehrten einig sind, wobei also ein gewisser Fortschritt der Ablaßlehre nicht zu verkennen ist. Dem wissenschaftlichen Werte des Buches hätte es keinen Eintrag gethan, wenn eben dies an den richtigen Stellen jedesmal vermerkt worden wäre, zumal da der Verfasser so ausführlich die Quellen beibringt auch über manche nebensächliche strittige Punkte. Indem bloß Lehre neben Lehre gestellt und dabei kurzerhand vermerkt wird, daß dieselben übereinstimmen, wird man nicht ganz befriedigt. Die exegetisch-kritische Feile dürfte noch angelegt werden. Wenn dies in einer Neubearbeitung des Buches geschieht, wird der Verfasser von selbst mit der ungenauen, unhistorischen Einleitung auch eine ganze Reihe unliebsamer Wiederholungen und viel überflüssiges Beiwerk ausscheiden.

Die Fassung der Doktrin ist im Werke nicht immer ganz korrekt oder wenigstens nicht genau und klar gegeben. Beispielshalber seien Sätze angeführt wie S. 15: „Die Kirche kann, als Stellvertreterin Gottes, im Bußsakramente nicht mit der ewigen Strafe auch alle zeitlichen Strafen erlassen"; S. 19, letzter Satz, § 2; S. 23: „Die ewige Strafe ist in Rücksicht auf die Reue in die zeitliche verwandelt"; die Übersetzung S. 23 (vgl. Note 1, S. 23—24) ist nicht die beste: „Außer der ewigen hat der Sünder auch eine zeitliche Strafe verwirkt. . . . Die ewige Strafe ist in Rücksicht auf die Reue in die zeitliche verwandelt." Zwischen diesen beiden Sätzen ist ein kleiner Widerspruch, der sich aber nicht in der Coelifodina findet. S. 33 f.: „. . . Kommt der Ausdruck (remissio *poenae* et *culpae*) wirklich vor, dann ist es eine Textfälschung (?) [abusio vocabuli]." Eine aufklärende Anmerkung über das a culpa et poena nach den Forschungen Paulus' im „Katholik" 1898, in der „Innsbrucker Zeit-

schrift“ 1899, in seinem „Johann Tetzel“ (Mainz 1899) wäre hier ganz am Platze gewesen.

S. 37 (§ 5: Giebt es Ablässe?) sagt der Verfasser: „Christus der Herr hat der Ehebrecherin im Evangelium nicht bloß die Sünde, sondern auch die dafür verwirkte Strafe erlassen; gleicherweise hat er der sündigen Magdalena Schuld und Strafe verziehen.“ Selbst wenn man das beweisen könnte, sieht man noch nicht ein, daß damit etwas für die Existenz der Ablässe bewiesen ist. Es heißt auf S. 48: „Würde die Schuld bleiben und doch die Strafe erlassen, so wäre die Schande der Schuld vorhanden ohne die Zierde der Gerechtigkeit, was man von der göttlichen Weisheit nicht voraussetzen darf.“ Der Satz ist unverständlich und findet sich jedenfalls nicht in der Quelle. Die Verdienstlichkeit der guten Werke wird S. 54 definiert in den Worten: „Es kann ein und dasselbe Werk verdienstlich sein, insofern es einem andern zu Ehren gereicht, und genugthuend ...“ Dann wäre die Strafe der Verdammten in der Hölle auch verdienstlich, und noch manches andere könnte man aus solcher Definition folgern. In den Satz S. 134: „Niemand kann zur selben Zeit einen zweiten vollkommenen Ablaß gewinnen ...“, sollte eingefügt werden: „für sich“; denn sonst ist das dort Gesagte an sich falsch und das Folgende auf S. 134 schwer verständlich. In dem Dekret vom 14. Februar 1842 bedeutet das non oportere doch wahrlich nicht: „dürfen nicht“ (S. 135). Der Satz, wie er auf S. 135 steht, hätte ja auch kaum einen Sinn. Die Frage S. 157, ob auch Kapitelsvikare bei Erledigung des bischöflichen Sitzes die Gewalt haben, Ablässe zu erteilen, scheint nun doch ausgemacht. Kraft ihres Amtes haben dieselben jene Gewalt nicht. Was zu halten ist von den Citaten, welche der Verfasser S. 169 nach der Coelifodina bringt, kann man in den Dekreten der heiligen Ablaßkongregation vom 12. Januar 1878 und vom 26. Mai 1898 lesen. Ebenso finden sich noch auf S. 137 und 172 Unklarheiten.

Unrichtige Angaben dagegen macht das Werk auf S. 133: „... Hat der Ablaßtag eine Vigilie ...“ Entweder ist hier idem per idem gesagt, oder es ist unrichtig. S. 137: „Kranke Mitglieder einer Bruderschaft ...“ brauchen nicht statt des Kirchenbesuches andere gute Werke im Bußgeiste zu verrichten (vgl. Decr. Clem. XIII., 2. Aug. 1760), sie müssen nur die andern Opera pia, welche schon so wie so zur Gewinnung des Ablasses iniuncta sind, nach besten Kräften ausführen.

Der Verfasser schreibt über das privilegium altaris und sagt S. 199: „Dieses Privilegium ist an einen bestimmten Altar gebunden.“ Hier sowie in der voraufgehenden Definition des Altarprivilegs wird nicht unterschieden zwischen privilegium locale und personale. In dieser Allgemeinheit sind die Sätze nicht richtig. Ebenso ist es unrichtig, wenn es auf der folgenden Seite heißt: „Meßopfer und Ablaß können getrennt werden, wenn es im Indulte nicht heißt: ‚pro defunctis‘.“ Außer dem Dekrete, das der Verfasser anführt, existieren darüber verschiedene andere päpstliche Entscheidungen; die letzte vom 25. August 1897 sagt ausdrücklich, daß die heilige Messe immer für diejenige Seele gelesen werden muß, welcher man den Ablaß des privilegierten Altares zuwenden will

(vgl. Acta S. Sedis XXX, 278). In gleicher Weise enthalten die beiden folgenden Sätze (S. 201) Unrichtigkeiten in der Form und Allgemeinheit, wie der Verfasser sie aufstellt.

Wenn der Herr Verfasser nun einmal h... und anderswo (S. 135 ff. 157 ff.) all die einzelnen Bestimmungen geben wollte, warum konsultiert er nicht Bücher und Autoren, bei denen er dies alles richtig und mundgerecht vorfindet? Oder fragen wir besser, warum bringt er überhaupt all dieses Beiwerk? Wenn diese genauen einzelnen Verfügungen und Bestimmungen in der Hauptthese des Verfassers überhaupt Sinn und Zweck haben sollen, so beweisen sie doch genau das Gegenteil von dem, was der Verfasser zeigen will. Denn obgleich es S. 201 weiter heißt: „Derselben Lehre nun von der Zuwendung der Ablässe an die armen Seelen im Fegfeuer begegnen wir in den Schriften katholischer Theologen unmittelbar vor dem Auftreten Luthers", so will der Verfasser doch wohl keinen glauben machen, diese Gleichheit der Lehre erstrecke sich sogar auf alle diese einzelnen Bestimmungen.

Über die Ablässe, welche den Verstorbenen zugewendet werden, behauptet unser Verfasser noch immer: „Die ersten Ablässe per modum suffragii datieren aus dem 9. Jahrhundert; Paschalis I. und Johannes VIII. erteilten den im Kriege für die Verteidigung der Kirche Gefallenen Ablässe." S. 197 und weiter unten S. 266: „Ein altes Beispiel (hier ist die Rede von Ablässen für die Verstorbenen) war Johannes VIII. und ein noch älteres Julius III. . . ." „Den Vätern des Konzils (von Trient) war außerdem bekannt, daß der Erzbischof von Toledo die entgegengesetzte Lehre des Petrus von Osma als häretisch verurteilte und Sixtus IV. diese Verurteilung bestätigte." Diese Behauptungen werden leider mit keinem einzigen Worte bewiesen. Hätte der Verfasser das gethan, viele würden ihm dafür dankbar sein, und sein Werk wäre dadurch allein eine empfehlenswerte Arbeit. Vorläufig aber sieht man sich genötigt, den Ergebnissen der Forschungen des Dr. N. Paulus (vgl. „Der Katholik" 1898, II, 92 ff.; „Innsbrucker Zeitschrift" 1900, S. 1 ff. 249 ff.) beizupflichten.

Das Eigentümliche des vorliegenden Werkes und sein Hauptvorzug soll nach der Vorrede darin bestehen, daß der Verfasser beim Beweise seiner These sich zumal oder einzig auf alte deutsche Drucke und Handschriften bezieht. Nachdem er nämlich den Zweck seiner Schrift klar angegeben (s. oben), fährt er fort: „Freilich war es schwer, deutsche Bücher zu diesem Zwecke zu erhalten, da ja die meisten Bücher der damaligen Zeit in lateinischer Sprache herausgegeben wurden. . . . Der Verfasser hat in der Bibliothek des verewigten Pfarrers und rühmlichst bekannten Altertumsforschers Vincenz Hasak in Weißkirchlitz bei Teplitz in Böhmen zahlreiche alte deutsche Drucke aus jener Zeit, auch ungedruckte Handschriften eingesehen und den Inhalt derselben in vollster Übereinstimmung mit der gegenwärtigen Kirchenlehre gefunden. Er hat sich ausdrücklich nur auf diese alten Drucke und Handschriften bezogen, um dem Vorwurfe vorzubeugen, als habe er nur aus neueren Auflagen dieser alten Schriften geschöpft, die der jetzigen Kirchenlehre angepaßt wurden." Nach solchen Worten der Vorrede erwartet der Leser im Buche selbst nun mit den zahlreichen alten deutschen Drucken

aus jener Zeit und auch mit ungedruckten Handschriften bekannt zu werden. Er wird aber in etwa enttäuscht, sobald er merkt, daß gleich die ersten diesbezüglichen Citate lateinischen Werken entnommen sind. Und schließlich — sofern man die Mühe des Nachzählens nicht scheut — wird man gewahr, daß das Buch seine Citate über die Ablaßlehre jener alten Zeit schöpft aus 14 Druckwerken, die an 121 Stellen beigebracht werden. Unter diesen 14 sind nur 5 deutsche, welche zusammen nur 20 Citate hergeben, darunter 2 Schriften Geilers von Kaisersberg mit 8 Stellen. Die übrigen 9 Werke, aus denen 101 Citate entnommen werden sind lateinisch und ihrer Mehrzahl nach außerhalb Deutschlands gedruckt. Ja es beschränken sich die deutschen Citate eigentlich auf 5 aus der „Christlichen Pilgerfahrt“ und 3 aus dem „Schiff der Buße“, sowie 8 aus der Summa Ioannis (die jedoch auch in ihrer deutschen Übersetzung oder Bearbeitung durch den Dominikaner Berthold aus älterer Zeit stammt, als „Augsburg 1480“; vgl. Quétif-Echard I, 532 u. 722), während aus der einen lateinischen Coelifodina des Johannes von Paltz, die allerdings in Deutschland gedruckt wurde, mehr Stellen (und zumeist sehr lange, im ganzen 62) genommen sind als aus den 13 andern Werken zusammen, und aus dem zweiten lateinischen Werk Tabiena, Summa Summarum (Bononiae 1517) deren 17, also beinahe so viele als alle deutschen Citate zusammen. Zudem hatte Dr. N. Paulus uns mit der Coelifodina genugsam bekannt gemacht, und unser Verfasser hätte gut daran gethan, die frühere, kürzere deutsche Ausgabe zu seinem Zwecke zu benutzen: „Die himelische funtgrube.“

Das klassische Werk über die Ablässe, historisch und dogmatisch vollkommen, muß noch kommen, ja es müssen demselben noch manche Untersuchungen und Forschungen vorausgehen. Den Nutzen hat das oben besprochene Buch, daß es zu solchen Forschungen einen neuen Anstoß giebt.

Joseph Hilgers S. J.

L'épopée Byzantine à la fin du dixième siècle. Par ***Gustave Schlumberger,*** membre de l'Institut. Seconde partie. Basile II, le tueur des Bulgares. 8⁰. (654 p., 262 gravures et 10 planches.) Paris, Hachette et C^{ie}, 1900. Preis *Fr.* 30; geb. *Fr.* 40.

Vor etwa zehn Jahren veröffentlichte Schlumberger die Geschichte des Nikephorus Phokas, 1896 im ersten Bande seiner Épopée die Geschichte des Lebens des Mörders und Nachfolgers dieses Kaisers, des Johannes I. Tzimisces, und des Anfanges der Regierung des Basilius II., eines der großartigsten Helden, der länger als ein halbes Jahrhundert auf dem Throne von Konstantinopel saß. Dieser zweite Band bietet die Beschreibung des thatenreichen Lebens des „Töters der Bulgaren“ bis zu dessen Hinscheiden am 15. Dezember 1025. Er zeigt, wie „die byzantinischen Adler von Sieg zu Sieg flogen, von den Ufern der Donau bis zu denen des Euphrats, von den wilden Bergen Armeniens bis in die lachenden Gefilde Italiens“. Der Staatsschatz blieb trotz der unablässigen Kriege gefüllt mit Reichtümern, selbst die kühnsten, stärksten Feinde wurden ge-

demütigt, die Grenzen des großen Reiches nach allen Seiten hin gesichert und erweitert. Wie Basilius II. Krieg führte, zeigte einer seiner ersten Feldzüge. Aleppo war durch eine harte Belagerung dem Falle nahe. Der Kaiser weilte in Byzanz. Um 40 000 Mann zum Entsatz hinzuführen, hätte er mehr als dreier Monate bedurft, und das war zu viel. Er beschaffte 40 000 Reittiere und eilte mit seiner Armee in 16 Tagen durch ganz Asien. 23 000 blieben zurück, mit 17 000 erschien er unerwartet in der Nähe des Feindes, der von Staunen ergriffen eilends floh. Der Verfasser erzählt über die Entstehung seines Werkes: „Ich habe Hunderte von Bänden und Schriften durchgearbeitet, um oft nur eine Nachricht, die drei Linien füllte, zu finden, öfters aber auch gar nichts. Aufs genaueste habe ich alle Quellen, sowohl die griechischen, lateinischen, arabischen, armenischen, georgischen und slavonischen durchforscht, kein Mittel zur Belehrung vernachlässigt, keine Art der Denkmäler, weder Handschriften oder Miniaturen, weder Inschriften, Münzen, Siegel oder Ruinen. Die mühsame Mosaikarbeit (wodurch ich die weit zerstreuten Nachrichten sammelte) kostete eine unendliche Anstrengung, Tausende Arbeitsstunden."

Daß in einer so weitschichtigen Leistung auf einem verhältnismäßig wenig bekannten Boden hie und da Lücken sich einstellen, ist unvermeidlich. Beispielsweise ist die Nachricht, der hl. Bernward von Hildesheim sei als Brautwerber für Otto III. nach Konstantinopel gesandt worden und in Achaia gestorben, unrichtig. Die Ausführungen über die Behandlung des Gegenpapstes durch Gregor V. und die Anwesenheit des hl. Nilus zu Rom, um für den Unglücklichen einzutreten, bedürfen einer Nachprüfung. Theophanus Einfluß auf die Einführung griechischer Kultur in Deutschland ist nach Labarte behandelt, dessen Ausführungen veraltet sind und zu weit gehen. Der aus Caumonts Bulletin (XLVIII, 515) entnommene Beweis für eine griechische Kolonie zu Köln im 10. Jahrhundert wird sich nicht halten lassen. Doch verschwinden solche kleine Versehen in der Masse des gebotenen Stoffes.

Zahlreiche, nach Handschriften, Siegeln und landschaftlichen Aufnahmen großenteils zum erstenmal veröffentlichte Bilder zieren den Text. Stehen sie auch zu ihm nicht unmittelbar in Beziehung, so stellen sie doch nur Kunstwerke der im Buche behandelten Zeit oder Gegend dar. Im dritten Bande werden sie bei Behandlung der griechischen Litteratur und Kunst des 10. und 11. Jahrhunderts ihre volle Erklärung finden. Auch jetzt beweisen sie, wie verkehrt die Ansicht ist, die byzantinische Kunst sei bereits damals verknöchert und schablonenartig gewesen. Sie tritt uns in diesen Denkmälern in feierlicher Ruhe und geistiger Größe entgegen, wenn auch etwas zu gebunden und beeinflußt durch die steife Hofetikette. Die Bilder geben Ruhepunkte, während der Text den Leser voranzieht, so daß er dem Heldenkönig von Schlacht zu Schlacht folgt, aus Gefahren und Bedrängnissen zu Siegen und Triumphen. Einige Jahre nach Antritt seiner Regierung machte Basilius sich plötzlich frei vom Einflusse eines verdienten und allmächtigen Reichsverwesers; am Ende des Lebens finden wir ihn fern an den äußersten Grenzen des Reiches einem mächtigen Feinde gegenüber, während in seinem Rücken eine Militärrevolution ausbricht. Er war verloren, wenn nicht unter den Em-

pörern Zwiespalt ausgebrochen wäre, der ihre Anschläge ebenso rasch vernichtete, als sie hervorgetreten waren. In Unteritalien kämpften seine Feldherren gegen Deutsche und Sarazenen. Theophanu, Ottos II. Gemahlin, war seine Schwester, die Braut Ottos III., welche bei ihrer Ankunft in Italien die Nachricht von dem Tode ihres Bräutigams vernahm und trauernd heimkehrte, eine nahe Verwandte. Der Inhalt des Buches ist also wichtig und wechselvoll, die Darstellung fesselnd, die Ausstattung glänzend. Das prächtig gedruckte Buch ehrt ebenso die große Verlagsanstalt Hachette als den Verfasser, Herrn Schlumberger, indem es französische Eleganz mit deutscher Gründlichkeit vereint.

Steph. Beissel S. J.

Um das Leben einer Königin. Historischer Roman in zwei Bänden aus der französischen Schreckenszeit. (Fortsetzung von „Tapfer und Treu".) Von **Joseph Spillmann** S. J. 12⁰. (XII u. 728 S. u. 2 Pläne.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 5.50; geb. *M.* 7.50.

Wie schon der Titel besagt, führt P. Spillmann in diesem seinem neuesten Roman die persönlichen Schicksale seines Helden Damian Muos oder vielmehr die allgemeine Geschichte der französischen Revolution bis zu einer entscheidenden Wendung weiter: Muos und Vreneli werden endlich trotz der Entlobung wieder ein Paar, die Geschicke Frankreichs überschreiten mit dem 9. Thermidor den Höhepunkt des Entsetzens. — Auch der neue Roman erzählt uns seine Geschichten in Form von „Memoiren" des Helden, die er diesmal zu Papier bringt, um den mit Recht empörten Schwiegervater zu versöhnlicheren Gefühlen zu stimmen. Nach der feierlichen Verlobung ist Muos eine Zeitlang Schreiber auf der Zuger Stadtkanzlei, wo er sich zu einem nützlichen Beamten und soliden Ehestandskandidaten ausbilden soll. Allein die Langeweile und der Widerwillen gegen die geisttötende Arbeit halfen den Anlockungen von anderer Seite, den Kanzlisten wieder auf neue Abenteuer nach Frankreich zu treiben. Es gilt diesmal, den Plan einiger Adeligen ausführen zu helfen, der auf nichts Geringeres ausgeht, als die königliche Familie aus der Gefangenschaft und überhaupt aus dem Machtbereich ihrer Feinde zu bringen. Die verschiedenen Versuche, zuerst die ganze Familie und dann nach des Königs Hinrichtung das Leben der Königin und des Dauphins zu retten, bilden den Inhalt des Romans. Wir haben es also, wenn man will, mit einem Abenteuer- oder Intriguenroman ausgesprochenster Art zu thun. Daß Spillmann für solche Art ein besonderes Talent hat, beweisen ganze Partien seiner früheren Erzählungen auf das unwidersprechlichste. Er feiert denn auch nach dieser Richtung in dem vorliegenden Roman wieder wahre Triumphe in Erfindung neuer oder Benutzung historischer Intriguen, seine Helden zu dem ersehnten Ziele zu führen. Der Leser weiß ja zum vornherein, daß alle Versuche der Verschworenen mißlingen müssen, da die Geschichte uns den Tod des Königs, der Königin und des Dauphins meldet. Trotz dieses Wissens über das Fehlschlagen geht der Leser aber immer wieder mit neuem Interesse an das neue Wagnis, bangt und hofft mit seinem Helden bis zum Schluß. Diese bisweilen fieberhafte Spannung allein würde indes nicht hin-

reichen, die neue Erzählung auf die Höhe eines Kunstwert beanspruchenden Werkes zu erheben. Dieser Anspruch gründet sich auf anderes. Da ist erstens die äußerst geschickte Weise, die wirkliche Geschichte in ihren charakteristischen Personen und Thaten dem Leser vorzuführen, ihn in die Stimmung jener Tage zu versetzen, ohne ihn durch pragmatische Schilderung der Thatsachen zu behelligen. Alles Wissenswerte wird ihm in eine persönliche Perspektive gerückt und dem Verstand durch das Gemüt zugeführt. Ein noch besserer Grund, die Erzählung weit über den Sensationsroman zu stellen, ist das sichtliche Bestreben Spillmanns, so viel wie möglich den Schwerpunkt von dem materiellen Geschehnis auf den Charakter des Handelnden zu übertragen. So begegnen denn auch dem Leser außer den aus dem ersten Roman „Tapfer und Treu" bekannten Charakteren des Helden und seines treuen Brunnerli, des Geschwisterpaars Martha und Isabella &c. — eine ganze Reihe neuer ebenso verschiedener wie gut geschilderter Persönlichkeiten. Zu diesen gehört in erster Reihe die geschichtliche Figur Michonis', der aus einem rabiaten Jakobiner ein eifriger, überzeugungstreuer Royalist geworden war und nun die Seele der Rettungsversuche bildete und unser lebhaftestes Interesse beansprucht. Der Charakter seiner Mutter ist ein milder Lichtpunkt in dem düstern Gemälde; derjenige seiner Schwester und der beiden Chénier tragen ungemein zur Belebung der Geschichte bei, indem sie uns, echt künstlerisch, den Einfluß der Geschehnisse auf die verschiedenen Gemüter schildern. Wir können hier unmöglich alle die Abstufungen der alten Aristokratie anführen, die Spillmann mit vielem Geschick nach ihren Vorzügen und Schwächen in seiner Geschichte zum Ausdruck bringt. Noch einmal: gerade in der sichtlichen Mühe, welche auf Darstellung und Ausgestaltung der Charaktere verwendet wurde, zeigt sich unserer Ansicht nach am besten das Bestreben des Verfassers, mehr zu bieten als eine spannende Erzählung. Er hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Schon in „Tapfer und Treu" brachte der schwache Charakter des Helden ein gewisses, bei aller Kunst nicht immer zu hebendes Unbehagen. Uns scheint, der neue Roman entgeht noch weniger diesem Übelstande. Es ist gewiß dem Künstler unbenommen, auch einen nicht gerade heroischen Charakter als Gegenstand seiner Studien zu wählen. Dann muß aber notwendig nach altem Muster eine gewisse Reinigung und Erstarkung des Helden das Ergebnis der Geschichte sein, wenn nicht nach neuerem Rezept eine realistisch packende Darstellung gerade des Abstoßenden in dem Zwitter die künstlerische Tendenz ist. Jedenfalls würde auch dann ein solcher Charakter sich eher für eine Novelle als für einen Roman eignen. Wie in „Tapfer und Treu" zeigt sich auch diesmal das Schwanken Damians wieder am unangenehmsten der Gräfin Isabella gegenüber. Spillmann hat ja mit wahrem Raffinement alle Fäden so zu schlagen gewußt, daß der Held darin anscheinend gefangen werden mußte — aber unserem persönlichen Gefühl bleibt trotz aller Anerkennung der technischen Vorzüge das ganze Unbehagen der Situation, daß ein gesunder Mann aus Mitleid ein dem Irrsinn nahes Mädchen heiraten will, während er zwar äußerlich frei, aber innerlich noch immer an seine frühere Braut gebunden ist. Die ganze Erfindung der jungen Gräfin halten wir überhaupt für nicht glücklich. Die Verwicklungen, welche sie herbeiführt, hätte man gerne entbehrt, da auch ohne

sie noch hinreichend Aufregendes vorhanden ist. Und damit kommen wir auf ein zweites Bedenken gegen die Erzählung. Es ist gewiß nur subjektives Empfinden unserseits, aber wir können uns des Eindrucks nicht entschlagen, daß über dem ganzen Roman echt terroristische Atmosphäre lagert, die sich beengend auf das Gemüt des Lesers legt und kein freies Aufatmen, kein genußreiches Ruhen gestattet. Das Brodeln des Hexenkessels, das Geschrei der Blutcarmagnole hört man auf allen Blättern der Erzählung; das allgemeine Gefühl der Unsicherheit, des Ausgelauertwerdens bemächtigt sich allmählich wie eine Art Krampf auch des Lesers; wie von einem Alp befreit, atmet er schließlich in der Freiheit der Berge wieder auf. Das ist ja einerseits ein großes Lob für den Erzähler, zumal der einsichtsvolle Leser auf Schritt und Tritt das Bestreben gewahrt, durch moralische und sachliche Ruhepunkte dem gepreßten Gemüt Gelegenheit zum Ausschnaufen zu gewähren. Das Mißliche lag eben in der Geschichte selbst, und keine Kunst konnte, ohne der Wahrheit zu vergeben, den Eindruck ändern, den die historischen Thatsachen üben müssen. Wir glauben, daß Spillmann selbst die Schwierigkeiten seines Themas voll begriffen hat, als er an die Ausführung ging. Wir schließen dies aus den sichtbaren, zum Teil mit Erfolg gekrönten Versuchen, die Gefahren des Stoffes zu umgehen. So erwarten wir denn mit Zuversicht demnächst einen ganz neuen Stoff, der dem reichen Talent des Erzählers eine noch freiere Entfaltung gestattet als dieses furchtbare Geschichtsdrama in Paris mit den einmal gegebenen Personen. Wenn wir zum Schluß noch den streng geschichtlichen, auf eingehenden Studien beruhenden Charakter der vorliegenden Erzählung ausdrücklich betonen, so soll damit zwar kein neuer litterarischer, aber ein sachlicher Vorzug hervorgehoben sein, der das Werk doppelt zu einer empfehlenswerten Lesung für alle macht, die ein Bild jener traurigen Tage gewinnen wollen. Wo das bereits in zweiter Auflage erschienene „Tapfer und Treu" sich in den Bibliotheken findet, wird „Um das Leben einer Königin" bald seine verdiente Stelle neben ihm einnehmen.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Apologetik als spekulative Grundlegung der Theologie. Von Dr. Al. von Schmid, o. ö. Professor der Apologetik an der Universität München. gr. 8°. (VIII u. 354 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 4.

Nach einer recht gedankenreichen, nur selten zum Widerspruch herausfordernden Einleitung über den Begriff, die Geschichte, das Prinzip, die Methode und die Gliederung der Apologetik behandelt dieser Band in zwei Abschnitten die Möglichkeit, Notwendigkeit und Erkennbarkeit der übernatürlichen Offenbarung. Überall wird die geschichtliche Entwicklung sowohl der gegnerischen Behauptungen als auch

der katholischen Anschauungen ausführlich dargelegt. Neue Beweise bringt der Herr Verfasser nicht vor, ist aber meist sehr vorsichtig in der Wahl der Ansichten, denen er sich anschließt, und sorgt für eine gute Begründung. Allerdings scheint uns, daß ein positiver Beweis a priori für die Möglichkeit einer übernatürlichen Ordnung nicht erbracht werden kann, weil unser Verstand allein bei bloßer Anschauung der Begriffe nicht positiv einsieht, daß Subjekt und Prädikat keinen Widerspruch enthalten. Weiterhin wird aus den Gründen des Herrn Verfassers nicht klar, warum ein natürlich-aktuelles Verlangen nach den übernatürlichen Gütern ohne ein zu Grunde liegendes angeborenes Verlangen undenkbar sein sollte. Dieser appetitus elicitus ist in der bedingten Form, in welcher er einzig auftreten kann — wenn die übernatürlichen Güter möglich sind —, nur eine singuläre Bethätigung des angeborenen Verlangens unserer Natur nach allem, was sie befriedigt und vervollkommnet. Zu unserer Freude sehen wir, daß der Herr Verfasser auf diesen Band einen weiteren über die Apologetik als positive Grundlegung der Theologie folgen lassen will.

Oeuvres de Saint François de Sales, Évêque et Prince de Genève et Docteur de l'Église. Édition complète d'après les autographes et les éditions originales enrichie de nombreuses pièces inédites ... publiée ... par les soins des Religieuses de la Visitation du I[er] Monastère d'Annecy. Tome XI. Lettres: I. volume. 8°. (XXXII et 486 p.) Genève, Trembley (Freiburg, Herder), 1900. Preis à Band *Fr.* 8.

Mit Band XI dieser brillanten Neu-Ausgabe, auf deren Wert in dieser Zeitschrift wiederholt hingewiesen wurde (vgl. Bd. LII, S. 563; Bd. LVI, S. 232), hat die Edition der Briefe ihren Anfang genommen, welche für sich allein leicht sechs Bände beanspruchen dürfte. Die schweren Mängel, welche der ersten gedruckten Sammlung von Briefen des heiligen Kirchenlehrers anhafteten, sind bis jetzt 200 Jahre lang durch alle Neu-Abdrücke hindurch weitergeschleppt und selbst durch neue Mißgriffe noch verschlimmert worden. Hier zum erstenmal wird gründlich aufgeräumt. Die wirklichen Briefe des Heiligen werden gegeben, mit den richtigen Adressaten, nach chronologischer Folge geordnet. Was an ungedruckten Stücken während der letzten Jahrzehnte, in Dutzenden verschiedener Organe zerstreut, ans Tageslicht gebracht wurde, findet sich hier vereint, und überdies liegen 500 neue, gänzlich unbekannte Stücke zur Veröffentlichung bereit. Gleich dieser erste Band bringt unter 120 Briefen des Heiligen 52 neue, unter 59 an ihn gerichteten Schreiben 25 bisher unbekannte. In der Veranstaltung der Ausgabe, in Maß und Art der Erläuterungen u. s. w. ist an Sorgfalt und gutem Geschmack das Höchste geleistet, was von einer Briefsammlung erwartet werden kann. Dieselbe wird die schönste und wahrste Lebensbeschreibung des liebenswürdigen heiligen Kirchenlehrers darstellen, aber sie wird nun auch eine wahre und höchst wertvolle Geschichtsquelle abgeben für das Savoyerland wie für die ganze religiöse Bewegung jener hocherregten und hochinteressanten Zeit. Man darf wohl sagen, daß gerade die Briefsammlung von dem ganzen schönen Werke den praktisch allerwertvollsten Teil bildet. Um so mehr ist die Anordnung zu loben, daß die Bände dieser Sammlung, gerade wie die der Predigten, für sich ein abgeschlossenes Ganzes bilden werden.

Geschichte der Reformation und Gegen-Reformation auf dem Eichsfelde. Nach archivalischen und andern Quellen bearbeitet von Philipp Knieb, Pfarrer zu Breitenworbis. 8°. (XXIV u. 364 S.) Heiligenstadt, Cordier, 1900. Preis *M.* 5.

Die providentielle Aufgabe, welche für den Norden Deutschlands dem katholischen Eichsfeld zugefallen ist, erscheint zu offenkundig und bedeutsam, um gegen die Kämpfe und Leiden, durch welche diesem merkwürdigen Landstrich das Gut des Glaubens einst gewahrt wurde, gleichgültig zu lassen. Dabei sind diese Schicksale zu lehrreich und charakteristisch, um nicht einer aktenmäßigen Darstellung auch ein allgemeineres Interesse zu verleihen. Eine solche Darstellung liegt hier vor, aus reichen Archivbeständen mit ebenso glücklicher wie fleißiger Hand sorgfältig zusammengetragen und mit mehreren gegnerischen Bearbeitungen desselben Stoffes aus neuerer Zeit gewissenhaft und vorsichtig abgemessen. Zahllose irrtümliche Aufstellungen sind richtig gestellt; eine Fülle von neuem Material ist beigebracht. Fast möchte es scheinen, als ob den gegnerischen Schriften zu viel der Ehre angethan und der Polemik gegen völlig unwissenschaftliche Produkte zu viel Raum verstattet worden wäre. Hiervon abgesehen, wird man den etwas wärmeren und lebhafteren katholischen Ton, der aus manchen Seiten spricht, dem Priester, der über solche das Gemüt im Innersten ergreifende Vorgänge zu schreiben hat, gewiß nicht verargen. Gewaltthätigkeit und niedriger Eigennutz bilden wie anderswo auch hier die Signatur der fortschreitenden Glaubensneuerung, aber hier tritt noch ein anderer Charakterzug besonders klar vor Augen: der Mut der bewußten Unwahrheit. Dem entgegen steht als warnendes Schreckbild die Haltlosigkeit eines bloß halben Katholizismus, der ganze Fluch der Halbheit, der ganze Unsegen der Feigheit, wo es sich um die Kirche Gottes handelt. Zum Glück sah aber jene schwere Zeit auch noch ganze und echte Katholiken; ihnen war der Sieg. Der katholische Eichsfelder, in dem für seine schöne Heimat noch eine Ader schlägt, wird in dieser Erzählung ihrer Leidenszeit tausend Züge entdecken, die teils anheimelnd, teils belehrend sein Interesse in Anspruch nehmen. Auch im übrigen Deutschland verdient die gediegene Arbeit Beachtung und Nachahmung. Jedenfalls hat der hochwürdige Verfasser durch diese seine mühevolle und inhaltreiche Studie sich einen Ehrenplatz errungen unter den tüchtigen Lokalforschern des geistlichen Standes, an welchen das Eichsfeld so reich ist.

Die Notwendigkeit der guten Meinung. Von Dr. Joh. Ernst. 8°. (30 S.) Kempten, Kösel, 1900. Preis 50 *Pf.*

Das Schriftchen versucht eine neue Lösung in der in neuerer Zeit vielumstrittenen Frage, ob zur Verdienstlichkeit der Handlungen außer dem Gnadenstande das Handeln aus einem besondern übernatürlichen Beweggrunde erforderlich sei oder nicht. Die Lösung, welche der Herr Verfasser giebt, verneint die Notwendigkeit eines besondern Motivs, behauptet aber, bei jeder irgendwie guten Handlung des Gerechten fließe das aus dem Glauben geschöpfte Motiv der Gottesliebe thätig aus: „In jeder sittlich guten Handlung des Gerechten ist die übernatürliche Liebe Gottes und die übernatürliche Erkenntnis Gottes, wenn auch nicht immer ausdrücklich und bewußt, wirksam." Wenn das der Fall ist, dann ist freilich die Frage gelöst, und es stehen die Aussprüche, welche aus dem hl. Thomas von Aquin citiert zu werden pflegen, daß einesteils zur Verdienstlichkeit einer Handlung der Beweggrund oder der Befehl der Gottesliebe gehöre, daß anderseits

die Handlungen des Gerechten nur entweder sündhaft oder aber verdienstlich seien, in bestem Einklang. Ein endgültiges Urteil können und wollen wir über die Frage nicht abgeben, möchten aber auf die eine oder andere Schwierigkeit aufmerksam machen: 1. Damit die Gottesliebe irgendwie auf die moralische Güte eines Aktes Einfluß übe, genügt es zweifellos nicht, daß der Gegenstand des Aktes objektiv eine Beziehung zu Gott habe, ja nicht einmal, daß diese Beziehung zu Gott erkannt werde, sondern diese Beziehung muß ganz gewiß vom Willen des Handelnden irgendwie erfaßt und gewollt sein, und zwar subjektiv als Gottesliebe gewollt sein; die Güte muß eben ganz anders erfaßt und gewollt sein, als es genügt, die Schlechtigkeit zu wollen, um eine Handlung schlecht zu machen. Wird die Erklärung des Herrn Verfassers diesem unzweifelhaft feststehenden Grundsatze gerecht? 2. Wenn jeder irgendwie sittlich gute Akt in irgend einer Weise ein Akt der Gottesliebe und jeder sittlich gute Akt des Gerechtfertigten darum ein Akt der übernatürlichen Gottesliebe ist, weil der Gerechtfertigte Gott nur in der übernatürlichen Beziehung zum Menschen auffaßt: dann liegt es nahe, auch alle sittlich guten Akte des gefallenen, aber gläubig gebliebenen Christen als Akte der übernatürlichen Gottesliebe aufzufassen. Das würde aber zu ganz unhaltbaren Konsequenzen führen. Diese Schwierigkeiten wollen nicht den Wert der angezogenen Schrift berühren, sondern den Herrn Verfasser und die Leser der Schrift veranlassen, sich in die angeregte Frage noch mehr zu vertiefen.

Noël et ses Beautés. Par le T. R. P. Lepidi des Frères Prêcheurs, maitre des Sacrés-Palais apostoliques. Traduit de l'italien par E. Vignon, docteur en théologie. 18°. (116 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 1.

Nachdem in fünfzehn Abschnitten kurz und klar dargelegt ist, was Jesus ist in sich, vor Gott und für uns, wie er Gottes Ehre und unsern Frieden fördert, wird daraus dargethan, ein wie schönes Fest der Christtag sei, an dem wir die Geburt des Mensch gewordenen Wortes Gottes feiern. Das kleine, äußerlich und innerlich trefflich ausgestattete Büchlein eignet sich recht, um als fromme Weihnachtsgabe das Herz zu erfreuen und zu erbauen.

Studien zu den Visionen der gottseligen Augustinernonne Anna Kath. Emmerich. Von Prof. Dr. theol. et phil. Herm. Grotemeyer. Erstes Heft. 8°. (IV u. 80 S.) Münster, Aschendorff, 1900. Preis *M.* 1.

Durch den vom hochwürdigsten Ordinariat in Münster geführten bischöflichen Informationsprozeß und die von Rom angeordnete Prüfung der Schriften A. K. Emmerichs ist die Aufmerksamkeit weiter Kreise wieder besonders auf die Seherin von Dülmen gelenkt worden. Von Gegnern ihrer Visionen wurde mehr als einmal Widerspruch gegen dieselben erhoben; aber auch an Stimmen zu ihren Gunsten hat es nicht gefehlt. Der Gegenstand dieser „Studien“ wird daher sicherlich für viele Leser von großem Interesse sein, und der Name des gelehrten Verfassers bietet auch die Gewähr für eine ruhige und gediegene Behandlung des Stoffes. Das erste Heft bringt zwei Abhandlungen: über das Buch Judith und über den feierlichen Einzug Jesu in Jerusalem. Manche Frage, die für die Erklärung der Heiligen Schrift von Belang ist, wird in vielfach ganz neuer Beleuchtung erörtert. Sicherlich bieten die Ausführungen allen mannigfache Anregung und sind sehr geeignet, manche Vorurteile zu zerstreuen. Ohne von vornherein Versehen, Fehler

und Irrtümer in den Visionen, so wie sie jetzt vorliegen, in Abrede zu stellen, zeigt der Verfasser in seinen Erörterungen, wie diese Gesichte doch in vielen Punkten zur besseren Erkenntnis der Wahrheit förderlich sein können.

Golgotha und das heilige Grab zu Jerusalem. Von Dr. theol. Carl Mommert, Ritter des heiligen Grabes und Pfarrer zu Schweinitz (Preuß. Schlesien). 8°. (VIII u. 280 S.) Leipzig, Haberland, 1900. Preis *M.* 5.50.

Die heilige Grabeskirche zu Jerusalem in ihrem ursprünglichen Zustande war der Gegenstand der ersten Schrift des hochwürdigen Herrn Verfassers (vgl. diese Zeitschrift Bd. LVIII [1900], S. 101). Mit gleicher Ortskenntnis und großer Belesenheit behandelt derselbe in diesem zweiten Werke, das er als „das Schmerzenskind seiner wissenschaftlichen Thätigkeit" einführt, die beiden vorzüglichsten heiligen Stätten jenes ehrwürdigen Heiligtums. Sehr ausführlich und nicht ohne einige Wiederholungen werden Golgathas und des heiligen Grabes Lage, Gestalt und Geschichte erörtert und manche unrichtige Angaben, besonders auch Toblers, richtig gestellt. Die Echtheit der heiligen Stätten gegen die Angriffe dieses und anderer Gelehrten zu verteidigen, hat der Verfasser einer besondern Schrift vorbehalten. In einzelnen Punkten wird man nicht selten den Ausführungen des Verfassers kaum zustimmen können; durch sorgfältigere Überarbeitung hätten dieselben auch sicher noch erheblich gewonnen. Doch bietet auch so diese Schrift viel Gutes und wird den Freunden des heiligen Landes treffliche Dienste leisten.

Forschungen zur Geschichte Ludwigs des Bayern. Von W. Felten, Gymnasial-Oberlehrer. 4°. (64 S.) Neuß, Schwann, 1900.

Die unseligen Wirren Ludwigs des Bayern mit dem Papst sind häufig Gegenstand der Untersuchung gewesen; hervorragende Historiker haben für Klarstellung derselben ihren Sammelfleiß wie ihren Scharfsinn aufgeboten. Es hat dies den Verfasser nicht abgehalten, den unentwirrbar scheinenden Knäuel der Verwicklung neuerdings zum Gegenstand eindringender Forschung zu machen. Er thut es nicht nur mit Beherrschung der gedruckten Litteratur, sondern auch mit Heranziehung von Handschriftenmaterial, mit freiem Blick, aber sorgfältig abwägendem Urteil. Seine Resultate z. B. über die Natur der Nürnberger Appellation, die richtige Datierung der Sachsenhäuser Appellation u. dgl. sind von Bedeutung. Auch die Würdigung der Appellation von Sachsenhausen nach ihrem politischen Inhalte (54—59) ist recht wertvoll. Überhaupt handelt es sich um ernst wissenschaftliche Forschungen, die Beachtung verdienen. Hoffentlich bilden sie nur den Ausgangspunkt zu weiter ausgreifenden Werken.

Das sociale Wirken der katholischen Kirche in Oesterreich. Im Auftrage der Leo-Gesellschaft und mit Unterstützung von Mitarbeitern herausgegeben von Prof. Dr. Franz M. Schindler, General-Sekretär der Leo-Gesellschaft. VII. Band: Diöcese St. Pölten (Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns). Von Carl Fohringer, Religionsprofessor am n.-ö. Landes-Real- und Obergymnasium in St. Pölten. 8°. (XVI u. 422 S.) Wien, Commissionsverlag Mayer u. Co., 1900. Preis *M.* 7.

Es ist zum viertenmal seit vier Jahren, daß diese Zeitschrift auf neue Lieferungen dieses so lehrreichen wie für die Kirche Österreichs trostvollen Werkes

zurückzukommen Veranlassung hat, eines Werkes, das unter den vielen Unternehmungen der Leo-Gesellschaft wahrhaft die Perle bildet. Den Diözesen Gurk, Seckau und Salzburg steht die von St. Pölten an innerer Triebkraft im seelsorglichen und charitativen Wirken kaum um etwas nach. Vielmehr weckt es Bewunderung, in einer Diözese, die erst seit 100 Jahren besteht, Veranstaltungen zu finden, um welche die besteingerichteten alten Kirchensprengel sie beneiden könnten. Es sei hingewiesen auf die herrlich blühende bischöfliche Taubstummenanstalt, ausschließlich ein Werk der Kirche, auf den Priester-Krankenverein und auf die wohlorganisierte und rührige katholische Preßthätigkeit. Besonderes Interesse verleihen dem vorliegenden Bande die vielen hochbedeutenden und altehrwürdigen Ordenshäuser (Melk, Göttweih, Seitenstetten, Geras, Herzogenburg 2c.), welche der Diözese angehören, und deren reiche Geschichte kurz, aber verläßlich skizziert worden ist. Der katholische Gesellenverein zeigt sich seit dem letzten Jahrzehnt in mächtigem Aufschwunge; die Vincenzvereine scheinen hingegen nur wenig Wurzel zu finden. Für kirchliche Armenpflege ist sonst wohl vorgesehen. Große Anerkennung verdienen die Pfarr-Armeninstitute, von mutigen Priestern seit 1872 ins Leben gerufen, nachdem die liberale Gesetzgebung der Kirche die Verwaltung der von ihr selbst geschaffenen Armenfonds aus den Händen gerissen hatte. Um das inhaltreiche Buch trotz der vielen, unendlich fleißigen statistischen Tabellen auch für einen weiteren Leserkreis genießbar zu machen, glaubte der Herr Verfasser eine blütenreiche Darstellung wählen zu sollen. Der kirchliche Sozialpolitiker wird in der Sache selbst Überfülle finden. Jedenfalls enthält auch dieser Band wieder ein unwiderlegliches Zeugnis für die unzerstörbare Kraft, die der Kirche Österreichs innewohnt. Von einem Lande, wo noch so viel Glaube und Liebe lebt, kann Gottes Segen und Hilfe nicht ganz gewichen sein.

Papsttum und Kirchenstaat. 3. Der Kirchenstaat und Piemont. (1850 bis 1870.) Von Dr. Aug. Jos. Nürnberger, a. o. Professor an der Universität Breslau. [Zur Kirchengeschichte des XIX. Jahrhunderts. I. 3.] 8°. (XX u. 560 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 7.

Kurz bevor die grause That von Monza der Geschichte des Königtums von Italien ein ernsteres Nachdenken wieder zugewendet hat, war vorliegende Darstellung dieser Geschichte mit ihrer dritten Abteilung zur Vollendung gediehen und an die Öffentlichkeit getreten. Wie bei den früheren Teilen (vgl. diese Zeitschrift Bd. LIV, S. 215 und Bd. LV, S. 341) beschränkt sich die Darstellung auf das fleißige und vorsichtige Ineinanderverflechten von Thatsachen und amtlichen Aktenstücken, in welchen die Geschicke des Kirchenstaates bis zum großen Sakrileg des 20. September 1870 sich abgespielt haben. Sie giebt aber dabei das ziemlich vollständige Bild eines politischen Dramas, welches an Erbärmlichkeit, Gewaltthätigkeit und Heuchelei in der ganzen Weltgeschichte kaum seinesgleichen hat. Es war ein Verdienst, aktenmäßig und im Zusammenhang noch einmal dies alles festzustellen; es würde sonst kaum Glauben zu finden vermögen. Je gewisser es ist, daß die „römische Frage" auch für das 20. Jahrhundert eine brennende Frage sein und noch lange bleiben wird, um so dankenswerter erscheint eine solche Zusammenstellung des Thatsächlichen, das derselben zu Grunde liegt. Manches wird ja die Zukunft noch zu ergänzen oder neu zu beleuchten haben. Aber die Grundzüge sind festgelegt, und nicht leicht wird man anderswo so vollständig und so bequem wie hier alles zusammengeordnet finden. In dem Bestreben, persönliche Anschauungen hinter

der Reihe der Thatsachen ganz zurücktreten zu lassen, hat der Verfasser einer Beurteilung der Vorgänge wie einer moralischen Wertung der Hauptakteure sich enthalten. Doch war es sicherlich nicht dies allein, was ihn davor bewahrt hat, die auch heute noch übliche Gepflogenheit gegenüber der untergegangenen Sonne mitzumachen. Gegen den großen Kreuzträger Pius IX. ist der Herr Verfasser nicht ungerecht gewesen. Das ist aller Achtung wert.

Esthétique fondamentale. Par le R. P. Ch. Lacouture S. J. Précédée d'une lettre de M. Eug. Guillaume, de l'Institut, Professeur d'Esthétique au collège de France. 8°. (422 p.) Paris, Retaux, 1900. Preis *Fr.* 7.50.

Fünf frische, klare und anziehende Bücher behandeln Begriff, Einteilung, Stufen, Wirkung und Gesetze des Schönen, d. h. des Glanzes der Ordnung. Materielle oder physische Schönheit fesselt Auge und Ohr, die intellektuelle oder logische ist der Glanz des Wahren, die moralische der Glanz des Guten. Auf der niedrigsten Stufe stehen die leblosen Dinge und die Tiere, dann folgen die Menschen, die Christen und die Heiligen, an deren Spitze Maria und Jesus stehen. Gott besitzt die absolute Schönheit. Im vierten Buche wird der Eindruck des Schönen auf Phantasie und Gedächtnis, auf Verstand, Willen und Herz untersucht und gezeigt, wie und warum der ästhetische Sinn zu pflegen sei. Das fünfte Buch stellt sieben Gesetze auf für die Beurteilung und Schätzung des Schönen. Die beiden letzten sagen: „Was die Freude des Beschauers mindert, ist ein Mangel des schönen Gegenstandes"; und: „Wer über Schönes urteilt, muß sich frei machen von Subjektivismus und Mode." Der Streit über Begriff und Umfang der Schönheit wird auch durch dies Buch nicht geendet werden. Aber es schließt sich so gut an den herrschenden Sprachgebrauch an, seine Sätze lassen sich so leicht auf die Werke der Kunst anwenden und haben so viel inneres und äußeres Gewicht, daß es hohes Lob und ernste Beachtung verdient.

Vie de Saint Stanislas Kostka, Novice de la Compagnie de Jésus, d'après les procès de canonisation, les meilleurs biographes et des documents inédits. Par le P. L. Michel S. J. Lex.-8°. (304 p.) Bruges, Société de Saint-Augustin, Desclée, de Brouwer et Cie., 1900. Preis *Fr.* 5.

Der hochw. Verfasser, welchem wir bereits illustrierte Prachtwerke über den hl. Ignatius und den sel. Canisius verdanken, hat seine ganze Liebe daran gesetzt, in diesem Stanislaus-Buche alles zu vereinigen, was zum Andenken und zum Ehrenpreis des jugendlichsten der Heiligen gesagt werden kann. Er hat sich nicht damit begnügt, aus den zahlreichen bereits vorhandenen Biographien zu schöpfen, sondern ist den Quellen nachgegangen. Er hat in Bezug auf den Heiligen wie auf dessen Familie manches Neue gefunden, namentlich aber den Akten des Kanonisationsprozesses noch vieles Anziehende abzugewinnen gewußt. Bei aller Schonung für überlieferte Erzählungen hat er gegebenen Ortes sich auch nicht gescheut, die Kritik anzurufen. Manches wurde ausgeschieden, was noch in neuerer Zeit von manchen festgehalten war. Das Hauptaugenmerk stand indes dahin, ein fesselndes und gehaltvolles Erbauungsbuch zu schreiben. Dies ist gelungen, und zwar so, daß der Knabe wie der Erwachsene es gerne und mit Frucht lesen werden. Wissenschaftliches Beiwerk und interessante Angaben verschiedener Art sind in dem reich-

haltigen Anhange am Schluß untergebracht. Die Illustrationen sind weit karger als in den früheren Bänden, aber noch immer recht dankenswert. Die Nichtaufnahme des alten in Dillingen noch vorhandenen Cyklus von Bildern aus dem Leben des Heiligen wird jeder Kenner schmerzlich bedauern.

Siebentes Jahrbuch des kathol. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches. Vereinsjahr 1898/99. 8°. (IV u. 160 S.) Köln, Kommissionsverlag von Theissing, 1900. Preis *M.* 2.

Als dieses Jahrbuch 1891 zum erstenmal in der Öffentlichkeit erschien (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLII, S. 230), trat es auf als Organ einer eben mühsam emporgekommenen, mit Schwierigkeiten von außen ringenden, mit Gefahren von innen bedrohten, dabei aber überaus preiswürdigen und notwendigen katholischen Vereinigung. Die 53 Seiten, welche dieses neue Jahrbuch der Weiterentwicklung des Verbandes widmen kann, zeigen glänzend, wie festen Bestand und mächtige Ausdehnung das Werk innerhalb zehn Jahren gewonnen hat. Namentlich lassen dieselben den erfreulichen Umschwung hervortreten, daß das ungerechtfertigte Mißtrauen von seiten der Staatsbehörden in den Hintergrund getreten und mancherorts einer wohlwollenden Haltung Platz gemacht hat. Noch wichtiger und erfreulicher aber ist, daß das ganze Jahrbuch vom Anfang bis zum Ende dafür Zeugnis giebt, daß der katholische Lehrerverband innerhalb seiner idealen Aufgaben und innerhalb der katholischen Grundsätze sich zu bewahren gewußt hat. Ein Verband, der ein solches Programm an die Spitze seines Organes stellt, wie es hier auf den ersten zehn Seiten in wahrhaft herrlichen Worten eines katholischen Lehrers niedergelegt ist, bedarf keiner andern Legitimation noch Empfehlung. Es versteht sich, daß man über einzelne Ansichten oder Vorschläge von dieser oder jener Seite, welche in den Blättern des Jahrbuches berichtet werden, geteilter Meinung sein kann, wie ja auch die Mitglieder des Verbandes über manches geteilter Meinung sind. Jedenfalls zeigt auch das Jahrbuch an sich, trotz seines verminderten Umfanges, einen gesunden Fortschritt insofern, als es sich ausschließlich auf Gebieten bewegt, welche mit der Schule und der Interessensphäre der Lehrer in einem natürlichen Zusammenhang stehen und denselben förderlich sein können. Wer die Verhältnisse und vorherrschenden Anschauungen innerhalb unserer katholischen Lehrerwelt kennen lernen will, braucht nur Leser dieses Jahrbuches zu sein.

Der Verfasser der „Gedanken und Ratschläge" **P. Adolf von Doß** als Freund der Jugend geschildert von Otto Pfülf S. J. Zweite, vermehrte Auflage. Mit dem Bildnis des P. von Doß. 8°. (VIII u. 382 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 2.40; geb. *M.* 3.50.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXIV, S. 121) ist der Name des P. v. Doß durch seine in elf Auflagen erschienenen, ins Französische, Englische, Holländische, Italienische und Spanische übersetzten „Gedanken und Ratschläge" weithin bekannt geworden. Seine Lebensbeschreibung wird darum jetzt nicht nur für dessen persönliche Bekannte, sondern auch für deren Leser Wert haben. Sie ist ebenso anziehend für diejenigen, denen jene „Gedanken" gewidmet sind, als belehrend für deren Leiter. Die Worte des „Freundes der Jugend" erhalten durch sein Wirken, das vom Verfasser der Leben v. Mallinckrodts, v. Geissels und v. Kettelers mit gewohnter Meisterschaft geschildert ist, doppelte Kraft. Möge es auch nach seinem Hinscheiden durch die Erinnerung teilhaftig werden des Segens, den es vorher gestiftet hat.

Der hl. Theodor von Studion. Sein Leben und Wirken. Ein Beitrag zur byzantinischen Mönchsgeschichte. Von Dr. theol. G. A. Schneider, Religionslehrer an der kgl. Lateinschule in Haßfurt a. M. 8°. (112 S.) Münster i. W., Heinr. Schöningh, 1900. Preis *M.* 2.60; Subskriptionspreis *M.* 2.

Eine ausführliche Monographie hätte der hervorragende Geistesmann und Reformator des byzantinischen Mönchtums, der starkmütige Bekenner und Vorkämpfer gegen Byzantinismus und Bilderfeinde, vor vielen andern schon längst verdient. Der Herr Verfasser hat sich also einen glücklichen Gegenstand gewählt und auch die Art, in welcher er denselben behandelt hat, verdient Anerkennung. Eine ausführliche Arbeit, welche z. B. Theodors Beziehung zu seinen Vorgängern unter den Studiten und zum zeitgenössischen Mönchtum, die Zustände in letzterem zu Theodors Zeit, einzelne litteraturhistorische Fragen rc. eingehend behandelte, wird freilich durch das vorliegende Schriftchen nicht überflüssig gemacht. Der Verfasser wollte eben auf derartiges sich nicht einlassen, sondern nur an der Hand der Quellen ein allseitiges und übersichtliches Lebensbild seines Helden bieten, und es ist ihm das auch gelungen, so daß man die Schrift als eine recht ansprechende bezeichnen muß. Auf S. 94 rechnet der Verfasser eine theologische Frage zu den „schwierigsten der Dogmatik", von der wir mit Heinrich (III, 606) nur sagen können, daß sie keine Schwierigkeit bietet, und daß keine Meinungsverschiedenheit der Theologen darüber besteht. Die vom Verfasser S. 94 getadelte Lehre Theodors über die Restriction ist die Lehre des hl. Alfons und hat mit den von Innocenz XI. verworfenen Sätzen nichts zu thun. Eines der drei Ordensgelübde pflegt der Verfasser als Gelübde der „Jungfräulichkeit" zu bezeichnen. Warum den Worten nicht ihre Bedeutung lassen?

Das Reich des Geistes und des Stoffes. Von Dr. Alois Otten, Professor der Apologetik und Geschichte der Philosophie in Paderborn. (Apologetische Studien, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. I. Bd., 3. Heft.) 8°. (II u. 100 S.) Wien, Mayer u. Co., 1899. Preis *M.* 2.

Unter dem Reich des Geistes versteht der Verfasser dasjenige, was man sonst das Psychische zu nennen pflegt, und er wählte diesen Namen, weil im Gebiet des Psychischen die eigentlich geistigen Thätigkeiten die höchsten und ausgeprägtesten sind. Somit ist der Titel der Schrift dahin zu erklären, daß der Unterschied des Psychischen und Materiellen dargelegt werden soll. Physisches und Psychisches werden demgemäß an und für sich und in ihrer Bethätigung betrachtet und zum Vergleich nebeneinander gestellt. Von den Behandlungen desselben Gegenstandes in den gewöhnlichen philosophischen Handbüchern unterscheidet sich die des Verfassers dadurch, daß er mehr ins einzelne geht und überall an die Thatsachen der empirischen Psychologie, wie sie von den gegnerischen Psychologen, namentlich Jodl und Wundt, dargelegt und anerkannt werden, anknüpft. Dem Inhalt nach verdient die Schrift alles Lob, nur ist zu bedauern, daß sie für ein weiteres Publikum zu hoch und zu schwer geschrieben ist. Durch eine weitere Studie den Nachweis eines eigentlich geistigen Prinzips im Menschen zu erbringen, ist dem Verfasser (gest. 9. Mai 1900) leider nicht mehr vergönnt gewesen.

Urkundenbuch des Klosters Kaufungen in Hessen. Im Auftrage des Historischen Vereins der Diöcese Fulda bearbeitet und herausgegeben von Hermann von Roques, Major a. D. I. Bd. 8°. (XLII u. 540 S. und 4 Tafeln.) Cassel, Drewſs u. Schönhoven, 1900. Preis *M.* 15.

Man kann dem Historiker kaum eine willkommenere Gabe bieten als die Sammlung der Urkunden irgend eines in alter Zeit bedeutenderen Gemeinwesens. Doppelt wertvoll wird die Gabe, wenn das Urkundenbuch mit Verständnis und Sorgfalt gearbeitet ist und zum größeren Teile unediertes Material bringt, wie dies alles bei dem vorliegenden in vorzüglichem Maße der Fall ist. Einstweilen liegt die erste Hälfte des Werkes vor (bis 1440), durch das beigegebene treffliche Register jedoch bereits dem vollen Gebrauche erschlossen; auch der Schlußband steht innerhalb eines Jahres zu erhoffen. Einen Hauptwert der Publikation in den vielen Beiträgen zur Genealogie der mitteldeutschen Adelsgeschlechter erkennend, hat der Herausgeber diesem Punkte eine besondere Sorgfalt zugewendet, wie sie namentlich bei Beschreibung der Siegel und Wappen hervortritt. Eine Reihe von Stücken geben indes auch gute Aufschlüsse über das innere Leben der Genossenschaft, andere über religiöse Gebräuche und Andachten, wieder andere über politische Verhältnisse, wie z. B. Bestrafung des Isenburger Geschlechtes infolge der Mordthat an Engelbert von Köln, die Verbrüderung der Klöster zur Abwehr gegenüber der öffentlichen Unsicherheit 1339 und 1386, die Klage über die Verwüstungen der vielfachen Fehden unter Landgraf Hermann 1422. Besondere Aufmerksamkeit verdient die Anlegung eines liber mortuorum 1382 (Nr. 259), die Feier des Allerseelentages und die Arme-Seelen-Bruderschaft um 1400 (Nr. 296). Hübsche Momente bieten mehrere Urkunden hinsichtlich der Andacht zur Gottesmutter. Bei aller Liebe zu den Heiligen war indes der Hauptaltar dem heiligen Kreuze geweiht, und der einzige neue Altar, der während des 15. Jahrhunderts hinzukam, wurde aufgerichtet zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit und der heiligen fünf Wunden. Vermißt wird bei der sonst musterhaften Edierung ein kurzer Überblick über die Geschichte des Klosters. Den Regimen et Statuta Konfungensium (Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden 1890 S. 18) hat der Herausgeber mit Recht einen solchen Umriß vorausgeschickt. Es ist schade, daß nicht die ganze dortige Publikation dem Urkundenbuch einverleibt wurde, zu dem sie notwendig gehört.

Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters. Herausgegeben von P. Heinrich Denifle O. Pr. und Franz Ehrle S. J. VII. Bd., 3. u. 4. Heft. 8°. (284 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 12.

Für Fachmänner, welche die in diesem „Archiv“ aufgespeicherten Schätze für sich auszubeuten jemals in der Lage waren, genügt die Mitteilung, daß nach langer Unterbrechung das gelehrte Unternehmen neuerdings seinen Fortgang zu haben begonnen hat. An Wert und Neuheit des Gebotenen steht der vorliegende Halbband gegen keinen der früheren Bände zurück. Die große Gestalt des Kardinals Peter von Foix des Älteren, der geistig hochbegabte Peter von Luna (Benedikt XIII.) als Schriftsteller und das Afterkonzil von Perpignan (1408) mit dem vollständigen Verzeichnis seiner Teilnehmer bilden die Hauptpunkte, um die her der sorgfältigste Gelehrtenfleiß einen kaum übersehbaren Reichtum der wertvollsten litterarischen, bibliothekarischen und archivalischen Notizen nach allen Richtungen hin auszustreuen gewußt hat.

Die Frauen in der sozialen Bewegung. Von Laura Marholm. kl. 8°. (186 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 1.80.

Die Verfasserin bekennt sich nicht zu den falschen, der Aufklärung entlehnten Ideen von der Freiheit und Gleichheit, die in ihrer Anwendung auf das Weib zu den bedenklichsten Folgerungen führen müssen. Sie will die rechte Freiheit, wie die Kirche sie dem Weibe gebracht hat, aber nicht jene unnatürliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit, die der Zielpunkt einer sich verirrenden Frauenbewegung geworden, kein „drittes Geschlecht", das weder Mann noch Weib ist. Mehr noch als materielle Versorgung thut heute dem Weibe die seiner Eigenart entsprechende wahre Charakter- und Geistesbildung not. Das Buch ist anziehend, frisch, geistreich geschrieben; maßvoll im Urteil, gediegen in den Grundsätzen, enthält es manch kostbares Mahnwort für das weibliche Geschlecht.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem, Rechtsanwalt in Köln. 1.—7. Heft. Freiburg, Herder, 1900. (Die zweite Auflage des Staatslexikons erscheint in 5 Bänden von je 9—10 Heften zu 5 Bogen. Lex.-8°. Preis pro Heft *M.* 1.50.)

Die bewährten Händen anvertraute Neuauflage des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft schreitet rüstig voran. Ohne Änderung der für die erste Auflage maßgebenden Grundsätze und unter strenger Wahrung des katholischen Standpunktes in der Beurteilung der staatswissenschaftlichen Materien, zeichnet diese zweite Auflage sachgemäße Beschränkung des Stoffes bei gleichzeitiger Vertiefung einzelner Abhandlungen aus. Anzuerkennen ist, daß der biographische Teil eine Erweiterung erfahren soll. Die eingehende Besprechung müssen wir uns für die Zeit der Vollendung des Werkes vorbehalten.

Miscellen.

Das Ideal einer Freimaurer-Schule. Ein 1875 verstorbener Franzose, J. G. Prévost, vermachte dem Département de la Seine sein ansehnliches Vermögen zur Gründung eines Waisenhauses für Kinder aller Konfessionen. Bedingung war, daß nur Laienerzieher zugelassen werden dürften. Der an das Vermächtnis sich anknüpfende Erbschaftsprozeß war eben erledigt und die ersten schwierigen Anfänge des Hauses waren gemacht, als 1880 der richtige Laienerzieher gefunden wurde. Es war Paul Robin, erst seit einem Jahre aus der Verbannung in England zurückgekehrt und seitdem als Inspektor einer Primärschule im Dienste des Staates.

Dieser Mann, geboren zu Toulon 1837, hatte nach vorausgegangenen Studien an verschiedenen Gymnasien erst als Apothekerlehrling, dann als Fach-

lehrer in Nebenfächern des Gymnasialschulplanes sich versucht und war endlich, nachdem er den dreijährigen Kurs einer „höheren Normalschule" absolviert hatte, 1861 zum Lehrer der Naturwissenschaften an einem Gymnasium (Lycée) ernannt worden. Infolge dauernder Schwierigkeiten mit der vorgesetzten Behörde sah er nach vier Jahren sich genötigt, den Abschied zu nehmen. Der „I. internationale Studenten-Kongreß" 1865, so kläglich und bedeutungslos auch sein Verlauf war, hatte für Robin, der zu demselben nach Lüttich gekommen war, den Wert, ihn mit den radikalsten Geistern Jung-Belgiens in nähere Beziehung zu bringen. Er verblieb in Brüssel, lebte von Privatstunden und Zeitungsschreiben, deklamierte auf dem II. internationalen Studenten-Kongreß zu Brüssel 1868 über seine Ideen von „integraler Erziehung" und wurde schließlich nach den in Charleroi und Umkreis im März 1869 ausgebrochenen blutigen Arbeiter-Aufständen zugleich mit andern verdächtigen Ausländern aus Belgien ausgewiesen. In Brüssel hatte er sich 1868 mit der Tochter eines radikalen Parteimannes in sogen. Civilehe verbunden. Er rühmte sich später, daß keines seiner Kinder getauft sei, daß auch seine Tochter in bloßer Civilehe lebe und ihr Kind nicht taufen lasse, und daß sein ältester Sohn sterbend den priesterlichen Beistand zurückgewiesen habe.

Die Verweisung aus Belgien führte Robin nach Genf, wo er sich dem anarchistischen Kreise Bakounins anschloß. Im Dienste der neuen Sache nahm er teil an dem IV. internationalen Arbeiter-Kongreß zu Basel 1869 und versah seit Beginn 1870 die Stelle eines Sekretärs des Conseil fédéral der internationalen Arbeiterverbindung in Paris. Er selbst brüstet sich 1894 damit, er sei „Mitglied der Internationalen und fast einer ihrer Mitbegründer" gewesen. Allein die bald ausbrechenden Arbeiterunruhen luden den Häuptern der Internationalen einen Prozeß auf den Hals. Am 22. Juni 1870 stand Robin mit 37 Genossen (unter ihnen der Deutsche Leo Fränkel als Begründer der deutschen Sektion) vor dem Pariser Zuchtpolizeigericht wegen „Teilnahme an einer geheimen (1868 ausdrücklich verbotenen) Gesellschaft, welche unter dem Vorwande ökonomischer Interessen lediglich revolutionäre Zwecke verfolge". Robin gehörte nicht zu den sieben Hauptbestraften, aber auch nicht zu den vier, welche freigesprochen wurden. Mit 26 andern wurde er zu zwei Monaten Gefängnis und einer Geldstrafe verurteilt. Die Proklamierung der Republik (5. September 1870) verschaffte ihm vor der Zeit die Freilassung. In Brüssel, wohin er sich wendete, wurde er sofort wieder in Haft genommen und nach längeren Reklamationen über die Grenze abgeschoben. Er suchte nun eine Anstellung im Unterrichtsfache in London, die er durch Vermittlung von Karl Marx auch erlangte. Zum Dank stellte er sich in dem zwischen diesem und Bakounin ausbrechenden Zwiste mit Eifer auf die Seite der Bakounisten, was ihn mit Marx völlig entzweite. Der Abwechslung halber versuchte er sein Glück für einige Zeit auch auf Neu-Seeland. In London war es, daß Robin durch die Schriften Garniers zu eingehender Beschäftigung mit jener verhängnisvollen Abirrung geführt wurde, die man als Neo-Malthusianismus zu bezeichnen pflegt. Er hat über diese schmutzige Sache eine maßlos cynische Broschüre verfaßt, in welcher der Mensch nur noch in der Bedeutung eines Zuchtviehes erscheint. Diese Broschüre stand später als Manu-

ſkript ſeinen Freunden und Mitpädagogen in Cempuis zur Verfügung; dieſe Sache ſcheint des öfteren einen Gegenſtand ſeiner Unterhaltungen gebildet zu haben, in ſpäteren Jahren ſogar ſeiner öffentlichen Vorträge. Im übrigen huldigte Robin der Philoſophie des Poſitivismus und ſchrieb wohl auch in die von Littré geleitete Philosophie positiviste.

Die Mitarbeit an der pädagogiſchen Encyklopädie von F. Buiſſon wurde für Robin 1879 die Veranlaſſung zur Rückkehr nach Frankreich. Buiſſon in ſeiner einflußreichen Stellung als Secrétaire général de l'instruction primaire gab ihm Zuſicherungen und verſchaffte dem anarchiſtiſchen Pädagogen den Poſten eines inspecteur primaire zu Blois. Schon nach einem Jahre ſah ſich indes der unruhige Mann in neuen Zerwürfniſſen mit ſeiner vorgeſetzten Behörde, ſo daß er ſelbſt um eine andere Stelle ſich bewarb. Da öffnete ſich zur rechten Zeit der Platz eines Direktors des Orphélinat Prévost zu Cempuis. Derſelbe verſprach die größte Unabhängigkeit. Nahezu die einzige Obrigkeit, von welcher das Waiſenhaus abhing, war ein vom Provinzialrat des Seinedepartements geſetzter Verwaltungsausſchuß. Die große Mehrheit bildeten hier Robins Geſinnungsgenoſſen, und, pädagogiſchen Verſtändniſſes bar, ließen ſie ihm gerne freie Hand. Anderſeits war dem neuen Direktor auch von der Regierungsſeite ausdrücklich bedeutet worden, man wiſſe wohl, daß er mit neuen Ideen ſich trage; er habe carte blanche für ſeine pädagogiſchen Experimente. Im Oktober 1880 fanden die Vorbeſprechungen ſtatt, am 20. Dezember trat Robin ſeine Stelle an.

Kaum 14 Jahre ſollten ſeine Experimentierungen zu Cempuis währen. Bei ſeiner Ankunft fand er nur einige 40 Kinder vor und die Anſtalt in langer Verwahrloſung. Es brauchte Zeit, bis alles im Gang war, und erſt vom Beginn 1883 konnte man mit feſten Zuſtänden rechnen. Dies hindert nicht, daß jetzt auf die „langjährigen Erfahrungen“ von Cempuis mit hochtönenden Reden hingewieſen wird; ſie ſind jetzt eine pädagogiſche Großthat, ein Triumph, der erſt mit Paul Robin zur Welt geborenen véritable pédagogie. In der Bibliothèque internationale des sciences sociologiques iſt von einem Jünger Robins, G. Giroud, ein dickes Buch erſchienen: Cempuis. Éducation intégrale — Coéducation des Sexes (Paris 1900), ganz im Stil moderner Reklame. Es ſoll Reklame machen für Robins pädagogiſche Ideen. Alles, was unter dieſem zu Cempuis geſchehen, iſt vollkommen und bewunderungswürdig; alles hat ſich glänzend bewährt; jeder Verſuch war auch ein Triumph (abgeſehen vielleicht von den Verſuchen mit dem Vegetarianismus). Nie hat ſich ein Übelſtand herausgeſtellt, nie hat man die geringſte üble Erfahrung gemacht, ſo vollendet war dieſe Art der Erziehung. Sie wird daher als das zu erſtrebende Muſterbild allen pädagogiſchen Kreiſen vorgehalten. Durch ſie wird die Schule nicht nur die wahre Erziehungsanſtalt für die Jugend, ſie wird der Mittelpunkt des geſamten Geſellſchaftslebens und erſetzt der Menſchheit Kirche und Wirtshaus zugleich (p. 250). Ja, im Sinne Robins ſollte ſeine Anſtalt in weiterer Ausgeſtaltung zur Pflanz- und Brutſtätte werden für eine neue Menſchenraſſe und ſo das Werkzeug abgeben, nicht nur zur intellektuellen und moraliſchen, ſondern auch zur phyſiſchen Regeneration der entarteten Menſchheit.

Die Aufnahme eines Kindes in das Orphélinat Prévost bedeutete dessen vollständige, völlig kostenlose Versorgung vom 4. bis zum 16. Jahre; dieselbe war auf Doppelwaisen keineswegs beschränkt. Eltern oder Vormünder mußten um die Aufnahme einkommen; eine besondere Kommission war zur Prüfung der Gesuche eingesetzt. Ärztliche Untersuchung und persönliche Vorführung des Kindes waren unerläßlich. Nur die talentvollsten und nur ganz gesunde Kinder des Departements sollten zugelassen werden, im Alter zwischen 4 bis 10 Jahren, oder, wie Robin lieber wollte, zwischen 4 bis 6. Die erste Zulassung war stets nur eine probeweise auf 3 bis 6 Monate. Traten schlimme Gewohnheiten oder Charaktereigenschaften störend hervor, so konnte der Neuling in dieser Zeit sofort entlassen werden. Nach Ablauf der Probefrist erstattete der Direktor über jedes einzelne Kind genauen Bericht. War derselbe günstig, so erfolgte endgültig die Aufnahme. Die Angehörigen mußten sich schriftlich verpflichten, das Kind bis zum vollendeten 16. Lebensjahr in der Anstalt zu belassen, im andern Falle bis zum Zeitpunkt der Zurückziehung des Kindes die Kosten des Unterhaltes zu ersetzen. Ferien oder Besuche in der Familie blieben ausgeschlossen. Alle zwei Monate hatte das Kind an die Angehörigen zu schreiben; zugleich mit dem Briefe erhielt die Familie Nachrichten über Führung, Fortschritte und Gesundheit des Zöglings und das gedruckte Bulletin der Anstalt portofrei zugesendet. Besuche im Waisenhause waren gestattet; an Wochentagen waren die Besucher ausschließlich auf das Sprechzimmer angewiesen; nur innerhalb der Anstalt durften die Fremden mit den Kindern speisen gegen eine bestimmte, mäßig bemessene Entschädigung. Zweimal im Jahre konnte der Direktor den Verwandten der Kinder zum Zweck eines Besuches ermäßigte Eisenbahnfahrt verschaffen; die besten Verbindungen und Züge wurden stets zuvorkommend angegeben. Nur war untersagt, den Kindern Drucksachen, Eßwaren oder Spielzeug zuzustecken. Was geschenkt wurde, war für die ganze Anstalt. Keines der Kinder durfte je einen Pfennig Taschengeld bei sich haben. Geld lernten sie erst in späteren Jahren kennen, wenn sie während der Ferien mit Erwachsenen zum Einkauf auf den Markt geschickt wurden. Über Wert und Preis der Haushaltungsgegenstände erhielten die größeren Mädchen besondern Unterricht. Allein kein Kind konnte, solange es Zögling der Anstalt war, für sich das Geringste kaufen. In Bezug auf Bücher, Zeitungen und Drucksachen jeder Art wurde die genaueste Kontrolle geführt, damit nichts, was gegen die Grundsätze der Leiter der Anstalt war, bei den Kindern Eingang finden könnte.

Auf diese Weise hatte Robin zu seinen Experimenten ein auserlesen gutes und hinreichend abgesondertes Material. Die Zahl der Kinder war auf 180 und darüber erhöht. Wie von seiten der Behörde, so war auch nach der Seite der Verwandtschaft hin ziemlich freie Bahn geschafft. Einspruch, ja selbst genauere Einsichtnahme war kaum zu fürchten; der Pädagog war frei.

Zwei Grundideen beherrschten den ganzen Erziehungsplan. Vorab sollte die „Laienerziehung" in ihrer ganzen Vollendung durchgeführt werden, d. h. die Erziehung ohne Gott. Die Kapelle, die bei der Anstalt bestand, wurde 1882 als „unnütz" abgethan und in Handwerksstätten umgewandelt. Nicht der Atheis-

mus, so gaben Robin und seine Miterzieher 1894 zu Protokoll, bilde den Ausgangspunkt seines Unterrichtes, sondern lediglich die „Neutralität“, die „Ignorierung Gottes“, da die Wissenschaft von Gott nichts wisse. In der That aber wurden die Kinder vom zarten Alter an nicht dem Religionsbekenntnis gegenüber neutral, sondern mit ausgesprochenem Haß gegen jede Religion und mit Verachtung gegen die Offenbarungslehre großgezogen. „Für Herrn Robin“, schreibt sein Schüler (p. 179), „ist Gott lediglich das Produkt von Phantasie und Gefühl. Die Gottesidee hat nach ihm keinerlei wissenschaftliche Grundlage, ist ohne jeden praktischen Nutzen, ja sie ist sogar ein Übel.“ Es handelte sich darum, „das Buch der Mystik, über welchem die entschwundenen Generationen erbleicht sind, zu schließen und es zu ersetzen durch das große, stets geöffnete Buch der Natur, um wenigstens von den schönsten Seiten desselben einige zu durchblättern“. Was die Kinder über Religion zu lernen hatten, hörten sie im Geschichtsunterricht als histoire des mythologies, de *toutes* les mythologies (p. 130), wo das Glaubensgeheimnis von der heiligsten Dreifaltigkeit als gleichwertig neben die heidnische Göttersage gestellt wurde. Durch besondere Vorträge wußte man dem kindlichen Geiste noch nachzuhelfen; der Inhalt ist schon in der Ankündigung (p. 214) genügend angedeutet:

„Vertrauliche Unterhaltungen über die Absurdität gewisser Glaubenssätze, Vorurteile und Superstitionen. — Erklärung und Nachweisung natürlicher Vorgänge sowie der Leistungen außergewöhnlicher Handfertigkeit oder Täuschungskunst, welche infolge von Unwissenheit, Gedankenlosigkeit und Leichtgläubigkeit . . . nur zu leicht für phantastische Wunder gehalten werden, zumal Gaukler und Charlatane sorglich darauf ausgehen, zu eigenem Vorteile solche Täuschung zu unterhalten.“

Die zweite Hauptidee war, daß Knaben und Mädchen, die in dem Orphélinat anfangs getrennt erzogen worden waren, nach amerikanischem Vorbild in völliger Gemeinsamkeit aufwachsen sollten. Abgesehen von den Schlafstätten, die in verschiedenen Gebäuden untergebracht waren, verkehrten Knaben und Mädchen von 4—16 Jahren ohne jede Rücksicht auf Verschiedenheit des Alters oder Geschlechtes den ganzen Tag über aufs freieste und hatten den Unterricht wie alle Übungen gemeinsam. Man sah die Mädchen mit den Knaben nicht nur auf der Schulbank und dem Spielplatz, sondern auch um die Wette auf dem Velociped und auf den Stelzen, mit der Trompete oder der Trommel, beim Turnen wie beim Baden, in der Schmiede- und Schreinerwerkstätte, wie in der Küche, beim Schneider und bei der Näherin. Nur von wenigen Übungen, wie dem Boxen oder der schweren Schmiedearbeit, waren die Mädchen gesundheitshalber ausgenommen. Jedem älteren Knaben war ein jüngerer zur Versorgung und Anleitung übergeben, jedem größeren Mädchen ein kleines. Sie hatten für die Reinlichkeit, die Kleidung, das Essen bei Tisch, das Benehmen u. s. w. dieser Kleinen Aufsicht zu führen und trugen die Verantwortung; man nannte sie die „Papas“ und „Mamas“.

Auf Grund dieser Vorbedingungen sollten die 180 Kinder und die etwa 50 Köpfe des Lehr- und Aufsichtspersonals wie eine große Familie zusammenleben in völliger Gleichheit und Unabhängigkeit. Die Erziehung zielte darauf hin,

jeden nationalen, gesellschaftlichen oder autoritativen Unterschied völlig zu beseitigen. Die Freiheit des einzelnen Kindes sollte nur Schranken finden an den Rücksichten auf seine Gesundheit wie auf die Freiheit und das Wohlbefinden seinesgleichen. Befehle oder Strafen waren ausgeschlossen; jeder Akt der Autorität verpönt.

„Ich betrachte es als einen Punkt von entscheidender Wichtigkeit," hatte Robin schon 1870 geschrieben, „daß alle Erwachsenen die Freiheit des Kindes auf das vollendetste respektieren und ehrlich darauf verzichten, ihm gegenüber eine Autorität geltend zu machen, die keine andere Grundlage für sich hat als das Recht des Stärkeren.... Ich bin der Meinung, daß insbesondere die an Allgewalt grenzende Autorität des Vaters einer der verderblichsten Überreste der ehemaligen theologischen Weltanschauung ist....

„Die Freiheit des Kindes ist schon genug eingeengt durch Schranken jeder Art, welche die natürlichen Faktoren ihm entgegenstellen, und unter diese rechne ich zunächst den Widerstand, den es bei der Gruppe derjenigen finden wird, deren Freiheiten beeinträchtigen zu wollen ihm in den Sinn kommen könnte....

„Bei der gegenwärtigen Ordnung der Dinge wird das Kind wohl den Namen Obrigkeit (maître) aussprechen hören. Möge es beizeiten dieses Wort verabscheuen lernen! Möge es mit Haß erfüllt sein gegen jede Autorität, unter welcher Gestalt sie ihm auch entgegentreten mag, und möge in unserer gegenwärtigen Übergangsperiode der Geist der Auflehnung die erste seiner Tugenden werden!" (p. 189—191.)

Statt der Achtung eines höheren Ansehens soll das Kind nur durch Vertrauen zu überlegener physischer oder intellektueller Kraft geleitet werden.

„Ist es nicht ein Gewinn, daß dieses von selbst erwachende Vertrauen ganz und gar jenen leidenden Gehorsam verdränge, den eine (in ihrem Begriff) absurde Autorität verlangt und den die auf unserem westlichen Kontinent am meisten verbreitete religiöse Sekte (d. h. die katholische Kirche) als die höchste aller Tugenden ansieht?"

Bei der großen Zahl pädagogischer Grundsätze, Mittel und Experimente, welche zu Cempuis unter Robin im einzelnen eine Rolle spielten, ist nicht zu leugnen, daß auch manches an sich Treffliche sich findet. Sieht man einmal ab von dem sittlich Umstürzenden der Tendenz und Grundlage, so ist es überaus anregend für den Freund der Jugenderziehung, zumal die Leiter ähnlicher Anstalten, all diese Versuche und Anschauungen prüfend an sich vorüberziehen zu lassen.

Einen großen Teil der „moralischen Erziehung" setzt Robin bei seiner realistischen Lebensauffassung in die Erzielung möglichst starker Nerven. Ausdrücklich adoptierte er den Erziehungsgrundsatz der alten Jesuiten: mens sana in corpore sano. Was zur Pflege der Gesundheit und Reinlichkeit, der Abhärtung und Kraftübung, zur Gewöhnung an Mäßigkeit und einfache Nahrung zu Cempuis alles geschah, war zwar nicht frei von Übertreibung und Pedanterie, in der Hauptsache aber vortrefflich. Wie hier, so erinnert die Sorgfalt für ersprießliche Ausnutzung der Erholungszeit, für Mannigfaltigkeit der Spiele und Körperübungen auf jeden Schritt an die Jesuitenschule. Nicht anders das durchwegs väterliche Regiment des Lehrers und Erziehers im Gegensatz zur herkömmlichen Unnahbarkeit des Professors, die Betonung der Deklamierübungen und

Schulkomödien, die öffentliche Ausstellung der besseren schriftlichen Arbeiten, die allwöchentliche feierliche Notenverlesung, die Pflege des Gesanges, die bevorzugte Stellung der großen Blechmusikbande, die kürzeren und längeren Ausflüge unter Begleitung der Lehrer u. s. w. Gar oft, wo Robin sich einreden möchte, etwas ganz Neues erfunden zu haben, bewegt er sich völlig in altbekannten Bahnen. Was er z. B. als „eurhythmisches Turnen" bezeichnet, rhythmische Reihenbewegungen oder Tänze, ist in den alten Jesuitenkollegien unter dem Namen Ballet oder Tanz bei den Schulfesten fleißig geübt worden. Auch die Anleitung zur Handarbeit neben dem sprachlichen und grammatischen Unterricht war keineswegs, wie Robin behaupten möchte, der alten Pädagogik unbekannt. Ludwig XIII. übte als Knabe das Maurer- und Schreinerhandwerk und die Bildhauerkunst und zeichnete und malte recht fleißig; die Schlosserkünste des jugendlichen Ludwig XVI. sind bekannt. Die bayrischen Prinzen aus der katholischen Linie Wittelsbach lernten neben dem Unterricht in den klassischen Sprachen nicht nur Zeichnen und Musik, sondern auch das Drechslergewerke, Edelstein- und Glasschleifen, Goldschmiedekunst, Elfenbeinschnitzen, Wachsmodellieren u. dgl. An öffentlichen Kollegien ließen sich solche Übungen freilich nicht einführen, allein die Pädagogik jener Zeit hatte den relativen Wert solcher Beschäftigungen keineswegs übersehen.

Vortrefflich ist es, wenn Robin in der verfrühten und übertriebenen Spezialisierung des Erlernens und der Bethätigung (la spécialisation à outrance, étroite et commencée trop tôt, sans base d'instruction générale) ein großes Übel erkennt, nicht nur für den einzelnen, sondern auch für den Bestand der ganzen menschlichen Gesellschaft. Er verlangt einen gewissen Grad von allgemeiner Ausbildung, sowohl der Geisteskräfte wie der körperlichen Fertigkeiten vor jeder Spezialisierung. Unter dieser allgemeinen Ausbildung versteht er jedoch keineswegs jenen Grad feiner Gesittung, veredelten Geschmackes und allseitiger Empfänglichkeit für höhere geistige Interessen wie die alte Schule — von alledem hat er selbst nicht die leiseste Ahnung —, sondern eine „allgemeine Ausbildung" sieht er nur darin, daß das Kind „von allem etwas" weiß und kann, daß es eine wirklich encyklopädische Geistesfütterung und Dressierung, eine wenigstens inchoative Schulung aller Fertigkeiten und Fähigkeiten, die nur in ihm sind, erhalten habe: De toute science et de tout art, non pas de vagues lueurs, mais de solides notions, précises, quelque élémentaires qu'elles soient.

Man versteht Robins Abneigung gegen theoretischen Unterricht, gegen Schulbücher, Grammatiken, überhaupt gegen jede einseitige Überbürdung oder nicht unabweisbar notwendige Ermüdung des kindlichen Geistes. Es ist nur zu loben, wenn den Kindern der Unterricht anziehend und angenehm gemacht wird, wenn auf Wechsel, Bewegung und Vergnügen bei allen Beschäftigungen des Tages Wert gelegt wird. Es geht aber zu weit, wenn das Kind keinerlei ernste Anstrengung und keinerlei Überwindung seiner selbst kennen lernen soll und alles Lernen zu bloßem Spiel und Zeitvertreib wird.

Wann immer die Jahreszeit es erlaubte, wurden zu Cempuis die Schulen im Freien gehalten. Jedes Kind stand oder saß während des Unterrichtes, wie ihm beliebte. Da war nichts vom Stillesitzen, vom Geradehalten oder vom An-

schauen des Lehrers. Es durfte laut und selbst lärmend zugehen in den Schulen. Sache des Lehrers war es, die Kinder immer unter Atem, immer beschäftigt und interessiert zu erhalten. Auch während des Essens war niemals Silentium. Überall die möglichst uneingeschränkte Freiheit.

Eine Besonderheit in der leiblichen Ausbildung auf Cempuis bestand in der Sorgfalt, die auf planmäßige Stärkung der Organe und Verschärfung der Sinne verwendet wurde, Schärfe und Sicherheit des Auges und Ohres, Geschicklichkeit der Hand u. s. w. Über den Wert der verschiedenen Übungen, die dafür angewendet wurden, kann man geteilter Meinung sein; einiges war ganz gut. Eine Übung der Knaben während der Erholungszeit im Schießen mit Bogen oder Armbrust nach einem bestimmten Ziel läßt man sich gefallen. Aber daß alle Knaben vom 14. bis 16. Jahre im Schießen mit Pistole und Flinte geübt wurden, so daß sie bei öffentlichen Preisschießen mit Erfolg Erwachsenen an die Seite treten konnten, hat doch sehr große Bedenken. Überhaupt erinnert die militärische Einschulung zu Cempuis, die sich nicht auf das Exerzieren in Reih und Glied beschränkte, sondern auch auf das Schwärmen und Plänkeln sich ausdehnte, nur allzu ernst an die Einschulung für einen Volkskrieg. Pädagogischer erscheint die Abrichtung der Kinder für den Feuerwehrdienst; in der richtigen Weise geleitet, vermag sie Spiel und Turnübung in einer die Knaben höchst ansprechenden Weise zu ersetzen und bringt thatsächlich wertvolle Fertigkeiten und Erfahrungen für manche kritische Augenblicke im späteren Leben. Die allwöchentlichen komplizierten Körpermessungen und selbst die tägliche Reinlichkeitsinspektion in der dem Soldatenleben entnommenen Weise, wie sie thatsächlich geübt wurden, hatten neben dem berechtigten Grundgedanken manches Übertriebene und waren selbst nicht frei von Bedenken.

Eine größere Betonung der Handarbeit war für Kinder, welche nicht zu höheren Studien berufen, sondern durch ihre häuslichen Verhältnisse schon auf die Kreise der arbeitenden Klassen sich angewiesen sahen, gewiß ganz am Platze. Auch hier ging Robin von dem Grundsatz aus, daß es für Erlernung einer mechanischen Fertigkeit irgend welcher Art, und somit auch des Handwerks, von größter Wichtigkeit sei, daß der Knabe schon vor Antritt der Lehrzeit gelernt habe, alles prüfend zu beobachten, und daß er für Blick und Hand Sicherheit und Gewandtheit sich bereits erworben habe. Vielleicht daß hier allzuviel der theoretisierende Schulmeister sich verrät, der dabei die wirkliche Natur des Kindes aus dem Auge verliert. Bisher lehrte die Erfahrung, die man wohl als eine allgemein bewährte bezeichnen darf: „Lasset den Jungen e i n Handwerk gründlich und bis zur Vollendung lernen, und er wird Geschick und Verständnis haben für jede andere Handfertigkeit." Robin aber sagt: „Lasset den Jungen in a l l e m sich versuchen, von allem etwas erlernen, so erwirbt er Geschicklichkeit. Ist er aber einmal geschickt, so ist die Erlernung jedes Handwerks für ihn eine Kleinigkeit." Diesem Grundsatz entsprechend mußten zu Cempuis alle Kinder, soweit nur Alter und Kraft es gestattete, bei häuslichen Arbeiten jeder Art mit Hand anlegen. Überdies bestanden für 15 verschiedene Gewerbe eigene Werkstätten mit eigenen Vorarbeitern oder Lehrern (ouvrier-professeur). Alle Kinder, die Mädchen nicht ausgenommen,

mußten in jeder dieser Werkstätten für einen bestimmten Zeitraum tägliche Dienste leisten und mitarbeiten, neben den eigentlichen Lehrlingen. Bis die Klassen der Elementarschule durchgemacht waren, hatte demgemäß jedes der Kinder in wenigstens 15 Arten mechanischer Erwerbsarbeit sich versucht und Erfahrungen gesammelt, und konnte mit einiger Sicherheit dasjenige auswählen, was ihm besonders zusagte und für was es besondere Anlagen zu besitzen glaubte. Allein mit diesen 15 verschiedenen Erwerbsarten hatte es sein Bewenden noch keineswegs. Nebenbei wurde unter Anleitung der Erwachsenen noch allerlei getrieben. Mauerwerk wurde aufgeführt, tote Tiere wurden kunstgemäß zerlegt, meteorologische Messungen und Beobachtungen wurden angestellt und aufgezeichnet u. s. w. Meistens erfolgte die Wahl eines bestimmten Gewerbes schon mit dem vollendeten zwölften Jahre. Von da an war das Kind im eigentlichen Sinne Lehrling und hatte unter fachmännischer Leitung durchschnittlich fünf Stunden des Tages sich in seiner Kunst zu üben. Der Rest der Zeit blieb für Fortbildung und für die Freuden des Lebens. Robin war der Ansicht, daß ein Knabe, der scharfe Beobachtung und geschickte Hand schon mitbringe, unter einer verständigen Anleitung, die mit den praktischen Handgriffen auch die theoretische Erklärung verbinde, zur Erlernung eines Handwerks außerordentlich wenig Zeit brauche.

Am meisten Erfolge hatte Cempuis in der Musik und im Zeichnen. Frühzeitig mußten alle Kinder die Noten lesen lernen. Es wurde vom Blatt gesungen und gespielt; auch das Repertorium der Gesangstücke, welche die Kinder auswendig wußten, war bald sehr groß. Abgesehen von der gutgeschulten Blechmusik, für welche Knaben und Mädchen ohne Unterschied eingestellt wurden, erhielten musikalisch beanlagtere Kinder Unterricht auf dem Klavier, dem Harmonium oder der Violine. Auch ein neu erfundenes Streichinstrument, das „Cécilium", wurde auf Cempuis fleißig gespielt. Das Zeichnen geschah nicht nach Vorlagen, die höchstens der Probe halber zuweilen einmal gezeigt wurden, sondern nach der Natur; meist begann man mit Blättern und Blumen. Besonders gelungene Zeichnungen durften mit Farben bemalt werden. Modellieren in Lehm und Wachs, sei es nach der Phantasie, sei es nach gegebenen Vorbildern, wurde von allen geübt. Übungen wurden auch angestellt im Versmachen. Die Stenographie mußte von allen erlernt werden und wurde mit größtem Nachdruck betrieben. Fremde Sprachen wurden von manchen erlernt, aber ohne Grammatik, lediglich durch Übung. Schulfeste mit Theatervorstellung, Konzert, Deklamation oder freien Vorträgen waren häufig, bald nur im häuslichen Kreise, bald vor zahlreichen fremden Zuhörern. Es wurde jedoch dabei nicht immer Neues aufgeführt, sondern mit Vorliebe wurde zur öffentlichen Schaustellung das wiederholt, was in der Schule oder Übung besonders gut gelungen war. Durch Tanz, Gesang, Turnen, Orchester u. dgl. wußte man solchen Vorstellungen große Mannigfaltigkeit zu verleihen, wie diese Feste selbst wieder dem ganzen Leben in Cempuis einen immer festlichen Ton, den Schimmer des ununterbrochenen Vergnügens verliehen.

Wie angeblich jede Bestrafung der Kinder, zumal jede körperliche Züchtigung, so war auch die Belohnung, die Anweisung von Plätzen, Graden, Rangstufen, Preiskarten u. dgl. verpönt. Auf Umwegen und unter anderem Namen kam

man aber doch auf manches dieser Aneiferungsmittel zurück. So teilte man z. B. die einzelnen Klassen in verschiedene Gruppen, die der sehr guten, der guten, der genügenden, der ungenügenden Schüler. Zwischen diesen Gruppen fanden dann wohl Versetzungen statt, im günstigen wie im ungünstigen Sinne; die Gruppe der dauernd Ungenügenden wurde selbstverständlich an die nächst untere Klasse abgeschoben. Merkwürdig ist das Surrogat, das an Stelle der Strafe zu Hilfe genommen werden mußte, der envoi à la réflexion. Er entspricht ganz jener Verkennung des wirklich kindlichen Charakters und jener Heranzüchtung der Frühreife und Altklugheit, wie sie auch sonst bei der Erziehungsmethode zu Cempuis zu beobachten ist. Diese Kinder, die vom Alter der Unmündigkeit an über alle Probleme der Wissenschaft wie des Menschenlebens schwatzen hörten und schon bald angeleitet wurden, auch selbst über alles mitzureden, sollen z. B. in den Stunden des sogen. „Freistudiums" ein „Tagebuch" führen, ihre Eindrücke von einer Woche oder einem Monat für sich niederschreiben: excellente habitude à contracter dès l'enfance! Entsprechend ist nun das Strafmittel:

„Zöglinge, die einen schwereren Fehltritt begangen haben gegen die Ehrenhaftigkeit, die gute Erziehung u. dgl., werden während der Stunden des Schulunterrichtes oder der Erholung unter Aufsicht eines der Professoren in ein Zimmer geschickt, um über den begangenen Fehler nachzudenken und einen Bericht darüber zu Papier zu bringen, kurz, aber nach Stil, Rechtschreibung und Schönschreibung so sorgfältig als möglich. Dieser Bericht kann das einfache Geständnis der Schuld enthalten unter Beifügung der guten Vorsätze für die Zukunft, oder Erklärungen, welche den begangenen Fehler in milderem Lichte erscheinen lassen, oder selbst eine vollständige Rechtfertigung. Dies ist auch die Gelegenheit, bei der eine Übung, eine Aufgabe oder eine Arbeit irgend welcher Art, die entweder gar nicht oder nicht gut gemacht war, gemacht oder vervollständigt oder wiederholt werden muß."

Man will mit dieser Art der Bestrafung auf Cempuis besonders gute Erfahrung gemacht haben. Allein der zumeist gerühmte Nutzen lag auf anderem Gebiete als dem der Besserung oder heilsamen Warnung des Zöglings.

„Die Lehrer, trotz all ihrer Vortrefflichkeit, konnten von der Ungeduld zu einem zu strengen Urteile sich hinreißen lassen. Die wenigen Minuten der réflexion, während welcher der Zögling den Bericht über seinen Fehler niederschreiben oder seine Rechtfertigung erbringen mußte, genügten, um den Erzieher sich wieder abkühlen zu lassen, wenn er in großem Zorn gewesen war, und nun unter günstigeren Bedingungen sich ein Urteil zu bilden."

So findet sich in den tausend Einzelheiten der Erziehungsweise von Cempuis überall Abgeschmacktes mit Gutem vermischt. Kein Zweifel, daß auch manches Gute sich fand und daß man von den dort gemachten Experimenten positiv oder negativ manches lernen kann. Wäre indes des wirklich Guten auch weit mehr, als es thatsächlich ist, und wäre wirklich alles dies von Robin ganz neu erfunden, was es thatsächlich nicht ist, so würde es doch das furchtbare Attentat niemals gut zu machen im stande sein, das in diesem Waisenhaus an den unsterblichen Seelen von Hunderten von Kindern begangen worden ist.

Seit Robins Eintreffen in Cempuis hatten noch nicht 14 Jahre sich erfüllt, als er am 31. August 1894 summarisch seiner Stellung enthoben werden mußte,

Die Regierung hatte sich veranlaßt gesehen, durch eine außerordentliche Kommission von Sachverständigen die Verhältnisse des Waisenhauses eingehender untersuchen zu lassen. Als Ergebnis dieser Untersuchung wurde amtlich mitgeteilt:

„In Bezug auf die Überwachung, die innere Verwaltung, die moralische Richtung des Unterrichtes, die Auswahl der Lehrkräfte und internationalistischen Theorien hat die Untersuchung Thatsachen solcher Beschaffenheit ergeben, daß das Minister-Conseil sich außer stande sah, Robin länger an der Spitze dieser Anstalt zu lassen, und auf Antrag zweier Minister dessen sofortige Abberufung beschloß."

Über das Nachspiel, das die Angelegenheit im Parlamente erlebte, schrieb man am 11. November 1894 von Paris aus an die „Allgemeine Zeitung" (Nr. 314):

„In der gestrigen Sitzung der Deputiertenkammer wurde die vielbesprochene Cempuis-Affaire — die vom Ministerrate verfügte Absetzung des Direktors Robin, welcher die Zöglinge des seiner Obhut unterstellt gewesenen Waisenhauses zum Gegenstande der gewagtesten pädagogischen Experimente gemacht hatte — von sozialistischer Seite durch eine Interpellation zur Sprache gebracht. Es konnte dem Unterrichtsminister Leygues nicht schwer fallen, unter Hinweis auf das Aktenmaterial die Kammer davon zu überzeugen, daß die Regierung pflichtwidrig gehandelt haben würde, wenn sie nach Konstatierung gewisser Thatsachen Herrn Robin auch nur eine Stunde länger auf seinem Posten hätte belassen wollen. ‚Wäre derselbe nicht sofort beseitigt worden,' erklärte der Minister, ‚so hätte ich mein Portefeuille keinen Augenblick mehr behalten.' . . . Mit der erdrückenden Mehrheit von 466 gegen 40 Stimmen wurde das Verhalten der Regierung ausdrücklich gutgeheißen."

Wohl suchte die Kommunalbehörde, die durch den Skandal auch ihrerseits sich bloßgestellt sah, des bisherigen Untergebenen sich anzunehmen und warf ihm eine Pension aus. Robin und seine Helfershelfer führten alles auf Lüge und Verleumdung zurück. Allein den Experimenten in Cempuis war ein Ende gemacht, und Robin hat trotz seiner Geschäftigkeit im Dienste der Loge eine Verwendung im Staatsdienste nicht mehr gefunden.

Es giebt überspannte Apostel der Mildherzigkeit, die sich aufs höchste erregen, wenn einmal zur Förderung der Wissenschaft an lebenden Tieren schmerzverursachende Versuche vorgenommen werden. Hier sind unter ausdrücklicher Konnivenz einer Staatsregierung und einer Provinzial-Verwaltung zur Erprobung wahnwitziger und selbst umstürzender Ideen ungleich grausamere, für immer vielleicht unheilbare Experimente unternommen worden an den unsterblichen Seelen von Hunderten der best veranlagten Kinder! Möge Gott es Frankreich verzeihen!

Über den Bestand der russisch-schismatischen Kirche finden sich in den Echos d'Orient III (Constantinople-Paris 1900), 312—316 einige Mitteilungen, welche dem letzten offiziellen Bericht des heiligen Synod an Kaiser Nikolaus II. entnommen sind. Danach waren die 78 849 817 Angehörigen der russischen Kirche (39 265 493 Männer und 39 584 324 Frauen) verteilt auf 65 Bistümer oder Eparchien, davon 64 in Rußland, eines in Amerika, und besaßen an Bauten zu gottesdienstlichen Zwecken 36 361 Pfarrkirchen, 18 000 Kapellen, 10 000 Kirchhofs- und Privatkapellen. Der Klerus setzte sich zusammen aus 3 Metro-

politen, 14 Erzbischöfen, 48 Bischöfen, 38 Titelbischöfen, 2035 Protopopen, 42 005 Priestern, 14 062 Diakonen, 43 950 niederen Klerikern.

In 495 Männerklöstern zählte man 8076 Mönche und 6978 Brüder, in 268 Nonnenklöstern 8942 Nonnen und 27 166 Schwestern.

Neben der gewöhnlichen Seelsorge hat der Klerus sich auch der Missionsarbeit zur Bekehrung von Heiden und Andersgläubigen gewidmet. Auf dem Boden des europäischen und asiatischen Rußland giebt es nach dem offiziellen Bericht des heiligen Synod 23 Missionen, für deren Unterhalt die 14 243 Mitglieder der „Gesellschaft der orthodoxen Missionen" 384 509 Rubel für das Jahr 1896, 396 961 Rubel für 1897 zusammenbrachten. Die Hauptpunkte, an welchen die Missionsarbeit ihre Thätigkeit entfaltet, sind Finnland, Georgien und — Polen, wenn man für die Bekehrungen in letzterem Land den Namen „Missionen" gebrauchen darf.

Die Erfolge der Bekehrungsarbeit werden durch folgende Zahlen veranschaulicht:

Konvertiten aus den	im Jahre 1896	im Jahre 1897
Lutheranern	1 874	1 754
Katholiken	1 500	2 081
Unierten	312	185
Reformierten	21	32
Armeniern	26	47
Protestanten	70	41
Raskolniken	7 800	8 196
Juden	901	873
Mohammedanern	451	485
Heiden	2 226	2 667
	15 181	16 361

Außerhalb des russischen Reiches besitzt die orthodoxe Kirche Missionen in Japan und Amerika. In dem erstgenannten Lande zählte man, laut dem offiziellen Bericht, im Jahre 1897 23 856 orthodoxe Christen in 225 Gemeinden, die von einem Bischof, einem Archimandriten, 27 Priestern und 5 Diakonen geleitet wurden. Davon sind 26 Priester und 4 Diakonen japanischer Abstammung. Die Mission besitzt 3 Zeitungen, eine Katechismusschule zu Tokio, ein Seminar, eine Schule für (liturgischen?) Gesang, eine Kinderschule, die mit einer Werkstatt für religiöse Malerei in Verbindung steht. Die Zahl der Taufen betrug 937 im Jahre 1896, 993 im folgenden Jahre.

Auf Amerika kommen 29 russische Missionen mit 30 Kirchen und 70 Kapellen. Sie unterstehen einem Bischof, der in San Francisco seinen Sitz hat. Man schätzt die Zahl der russisch-orthodoxen Christen auf 50 000, darunter auch bekehrte Eskimos, Bewohner der Aleuten, Chinesen, Japaner. Im Jahre 1897 soll die Zahl der Konvertiten 700 gewesen sein. Seit 1896 besteht eine Zeitung für die schismatischen Gemeinden, sie besitzen aber erst 3 Schulen.

Eine Mission in Korea ist geplant, war aber zu Beginn 1898 noch nicht ins Dasein getreten.

Seine Ausbildung erhält der russische Klerus in Proseminarien, Seminarien und Akademien, über deren Verhältnisse folgende Zahlen Aufschluß geben. Man zählte 1897

185 Proseminarien	mit 1818 Lehrern	und 31 038	Schülern,
58 Seminarien	„ 1017 „	„ 19 151	„
4 Akademien	„ 125 „	„ 938	„

Die 4 Akademien sind ungefähr das, was wir theologische Fakultäten nennen. Sie befinden sich in Petersburg, Moskau, Kiew und Kasan. An dem letztgenannten Ort findet sich auch eine besondere Vorbildungsschule für Missionäre.

Dem Elementarunterricht von 1 338 598 Knaben und Mädchen widmeten sich 31 821 Lehrer an 38 475 Kirchenschulen. Zum Unterhalt der Schulen wurden mehr als 8 Millionen Rubel aufgewandt, von welchen $1\frac{1}{2}$ Millionen Staatszuschuß ist.

Im übrigen war das Kultusbudget wie folgt. Es wurden ausgegeben für

das Personal der Schulen	3 150 766	Rubel,
Stipendien	1 361 981	„
Miete, Heizung	600 527	„
Neubauten von Schulen	372 000	„
Personal der Synodaldruckereien zu Petersburg und Moskau	536 576	„
Bau von Pfarrhäusern ꝛc.	515 456	„
Unterhalt des heiligen Synod	265 514	„
Unterhalt der Kathedralen, Bischofswohnungen ꝛc.	845 000	„
Konsistorien	724 672	„
Unterhalt von Klöstern	416 744	„
Unterhalt des Klerus in Stadt, Land, Missionen	8 773 010	„
Verschiedene Bauten	564 955	„
Unterhaltung des Synodalpalastes	10 541	„
Verbesserungen im Schulwesen	7 263 601	„
Verschiedene Ausgaben	542 187	„
Für das orthodoxe Kirchenwesen im Ausland	156 634	„

Natürlich sind diese Zahlen zum Teil mit Vorsicht aufzunehmen. Unter die 78 Millionen Orthodoxgläubige sind z. B. auch mit Gewalt bekehrte Unierte aufgenommen, welche gegen ihre Zugehörigkeit zum Schisma stets Verwahrung einlegten. Ebenso sind dazu die Millionen von Raskolniken gerechnet, obschon sie den Czar ungefähr auf gleiche Stufe mit dem Antichrist stellen. Auch über die russischen Heidenbekehrungen wurden Stimmen laut, welche sie als bloße Scheinbekehrungen bezeichneten (The Tablet, 4. febr. 1899, p. 183).

Paramente mit Darstellungen des Totentanzes. Von Darstellungen des Totentanzes in Kirchen und Friedhofshallen ist eine erhebliche Anzahl bekannt; dagegen sind liturgische Gewänder, welche mit solchen verziert sind, äußerst selten und deshalb natürlich von besonderem Interesse. Bis jetzt haben wir deren nur im Dom zu Osnabrück und in St-Nicolas-en-Havré zu Mons gefunden. Zu Osnabrück sind die Besätze eines Pluviale, zu Mons diejenigen einer Kasel

und eines Pluviale mit Totentanzszenen bestickt. Ehedem waren das auch die Stäbe der zu den beiden letztgenannten Gewändern gehörenden und noch vorhandenen Dalmatiken, doch wurden von denselben leider in späterer Zeit die Darstellungen entfernt.

Auf dem einen der beiden Längsstreifen des Osnabrücker Pluviale, von denen jeder aus drei von einer Borte umsäumten und in ihrem oberen Teile mit einer Arabeske gefüllten Feldern besteht, holt der Tod die geistlichen Würdenträger zu seinem grausigen Tanz. Im obersten Felde führt er den mit der Tiara gekrönten Papst, im mittleren einen Kardinal, im unteren einen Bischof von dannen. Auf dem andern Stabe ladet der Knochenmann die weltlichen Großen zu seinem Reigen ein, den Kaiser mit der Erdkugel, einen König mit dem Scepter und einen Edelmann mit einem Falken.

Mit einer eigenartigen Szene ist der Schild des Pluviale versehen. In der Mitte erhebt sich ein Kreuz, rechts davon gewahren wir drei Edelleute hoch zu Roß. Sie sind, wie der Falke auf der Hand eines der Reiter bekundet, ausgezogen, um die Lust der Jagd zu genießen. Mit Schrecken schauen sie auf drei gespenstische Gestalten, die auf der andern Seite des Kreuzes ihnen in den Weg getreten sind. Es sind drei Gerippe, von denen eines eine Sense trägt, das zweite die Hände nach den Reitern ausstreckt, das dritte eine Lanze auf die Gesellen schleudert. Das Bild ist eine Illustration des mittelalterlichen, in Frankreich sehr verbreiteten Liedes von den drei Lebendigen und den drei Toten.

Vollständiger als auf dem Osnabrücker Pluvialbesatz ist die Reihe der Darstellungen auf der Kasel und dem Pluviale von St-Nicolas zu Mons. Die Kasel hat auf dem Rücken ein Kreuz, auf der Vorderseite einen bloßen Stab. Bedauerlicherweise ist ersteres in seinem unteren Teile erheblich verstümmelt. Auch die Stäbe und der Schild des Pluviale sind nicht unversehrt geblieben. Jene wurden — wie es scheint, bei einer Restauration des Gewandes — verkürzt, dieser hat sich einen Ausschnitt gefallen lassen müssen, wie man ihn in neuerer Zeit in Frankreich und Belgien um den Hals herum an der Chorkappe gewöhnlich anzubringen beliebt, damit dieselbe besser sitze.

Was die Darstellungen der Kaselbesätze anlangt, so enthält das Kreuz in den Querbalken und in dem oberen Teile des Längenbalkens den Weltenrichter, der die Toten aus den Gräbern ruft. Rechts und links knien fürbittend Maria und Johannes. Zu den Füßen des auf dem Erdball thronenden Gottmenschen steigen zwei Tote aus ihrer Gruft. Den Rest des Längenbalkens nehmen zwei Totentanzszenen ein, Tod und Papst und Tod und Kardinal. Auf dem Stabe der Brustseite des Gewandes befinden sich zwei weitere, oben Tod und Erzbischof, darunter Tod und Bischof. Zu beachten ist, daß auf dem Meßgewand nur solche Szenen des Totentanzes angebracht sind, in denen geistliche Personen zum Todesreigen abgeholt werden.

Die Darstellung auf dem Schilde des Pluviale entspricht dem Bilde im oberen Teile des Meßgewandkreuzes. Sehen wir dort die Auferweckung der Toten zum Gericht, so gewahren wir hier als Gegenstück dazu die Wiedererweckung des Lazarus.

Die Stäbe des Pluviale bestehen gerade wie beim Osnabrücker Chorkappenbesatz aus je drei übereinander angebrachten Feldern. Es haben auf ihnen die weltlichen Herren ihren Platz erhalten. Die Reihenfolge der Szenen beginnt an der linken Seite mit Tod und Kaiser; darunter folgt Tod und König, weiter Tod und Herzog. Rechts eröffnen den Reigen Tod und Graf; ihnen schließen sich an Tod und Ritter und als die letzten Tod und Edelmann. Die dargestellten Personen sind dieselben, die auch sonst in den Totentänzen aufzutreten pflegen. Welche Szenen einst auf den Dalmatiken dargestellt waren, läßt sich nicht mehr feststellen.

Hinzugefügt sei, daß die Besätze aller drei Gewänder nach Ausweis der Technik und des Stiles der Stickereien flandrische Arbeit aus dem Ende des 16. Jahrhunderts sind, und zwar müssen sie aus ein und derselben Hand oder doch derselben Werkstätte hervorgegangen sein. Das bekundet der Charakter der Borten, welche die einzelnen Felder umrahmen, die Behandlung des Fußbodens, die Form der Arabesken, welche auf allen drei Gewändern den oberen Teil der Felder füllen und sich voneinander nur in minimaler, mehr zufälliger als beabsichtigter Weise unterscheiden. Namentlich erhellt das aber daraus, daß drei Szenen der Osnabrücker Pluvialstäbe: Tod und Papst, Tod und Kardinal, Tod und Bischof, wenn wir uns des Ausdruckes bedienen dürfen, wörtlich auf der Kasel von St-Nicolas wiederkehren.

Totentänze auf Friedhöfen und an geeigneter Stelle in Kirchen waren gewiß ein ergreifendes Memento mori und eine ernste Predigt. Die Angemessenheit ihrer Anbringung auf liturgischen Gewändern wird man indessen mit Recht bezweifeln dürfen. Die gute mittelalterliche Kunst würde bei all ihrer Naivetät und ihrem kindlich frommen Sinn schwerlich einen solchen Gegenstand zur Ausschmückung der Paramente verwandt haben. Eine würdige Dekoration sind die drastischen Totentanzszenen für die heiligen Gewänder gewiß nicht. Die Vergänglichkeit des Menschen und den Ernst des Todes zu predigen, ist nicht Zweck und Aufgabe der liturgischen Kleidung.

Es kam erst im Verlauf des 16. Jahrhunderts unter dem Einfluß der antiken Ideen dazu, daß man die Paramente mit Emblemen des Todes und ähnlichen an den Tod erinnernden Dingen auszustatten anfing. Wohin das zuletzt geführt hat, ist bekannt; es sei nur an die Monumente, Grabhügel, Urnen, Todesgenien, die umgestürzten Fackeln und Cypressen erinnert, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein so beliebtes Motiv für die Ausschmückung schwarzer Kaseln u. s. w. waren. Von seiten Roms hat man sich übrigens schon früh gegen derartige Geschmacklosigkeiten gewandt. Das 1600, also zur Zeit, da die oben beschriebenen Gewänder mit der Totentanzdarstellung entstanden, herausgegebene Ceremoniale der Bischöfe wendet sich unter ausdrücklichem Verbote gegen eine solche Unsitte. Freilich geholfen hat's nicht. Die Strömung der Zeit war zu mächtig.

Die Weltkirche.

Ein Versuch über die „Entwicklung“ des Katholizismus. I.

In einer vorläufigen Abhandlung haben wir uns bemüht, für einen Versuch über die Entwicklung des Katholizismus freie Bahn zu schaffen. Es geschah dieses durch eine Erörterung über den Begriff der Entwicklung. Wir bitten, an die Hauptsätze erinnern zu dürfen.

Organische und soziale Gebilde entstehen; sind sie entstanden, so beginnen sie sich zu entwickeln. Voraussetzung und Ursache der organischen Entwicklung sind der Keim und seine Triebkraft; die der sozialen Entwicklung ein Verband und seine soziale Arbeitskraft. Die Entwicklung ist Selbstvervollkommnung, die eigentliche Eigenart des Lebens. In der organischen Entwicklung vervollkommnet sich ein Lebewesen durch Nahrungsaufnahme und Wachstum, durch Widerstandskraft wider ungünstige, durch aktive Anpassung an günstige Lebensbedingungen; die Triebkraft des pflanzlichen Lebens trägt Blüten und Früchte, eröffnet mit diesen den Ausblick in die endlosen Fernen sich stets erneuernden Lebens.

In einer sozialen Entwicklung vervollkommnet sich ein soziales Gebilde durch das Vereinsleben und dessen sozialen Ertrag; Subjekt, Wesen und Ergebnis sozialer Entwicklung sind durch diesen Satz bestimmt. Das Vereinsleben ist die Summe aller geordneten Vereinsthätigkeit; der Verein selbst behauptet sich durch diese; wächst; nach außen widersteht er Widrigem und paßt sich Günstigem an. Der Vereinszweck wird hierin und durchweg gefördert, die bleibenden Fortschritte in dessen Verwirklichung sind der Kollektivbesitz des Vereins an Ergebnissen, sein sozialer Ertrag.

Wenn wir nun daran gehen, den Begriff der Entwicklung auf den Katholizismus anzuwenden, so ist zuvörderst festzuhalten, daß wir unter „Katholizismus“ die Kirche und ihr Bekenntnis verstehen, von einer sozialen Entwicklung demnach reden wollen, deren Subjekt die römisch-

katholische Kirche ist. Damit sind vielleicht schon manche Bedenken behoben. Wenn soziale Entwicklung nichts ist als Vereinsleben und was dabei herauskommt, so wird Entwicklung des Katholizismus nicht viel anderes bedeuten als das Leben der Kirche und dessen religiös-sozialen Ertrag, wogegen sich nichts einwenden läßt.

Allein es gebricht nicht an andern Bedenken. Sie heften sich an die Definition der Entwicklung und den Genetiv „des Katholizismus". Einige stehen am Ausgangspunkt der Entwicklung, andere mitteninne im Verlauf, andere am Ziel. Sie fragen: „Selbstvervollkommnung des Katholizismus", was soll denn das heißen? Nicht etwa nichts? Ist der Katholizismus Produkt einer historischen Entwicklung? Wie kann man von Entwicklung reden, wenn das Höchste und Größte, Unerreichbare und Unübertreffliche am Anfang steht? Kann die Offenbarung und Erlösung vervollkommnet werden? Öffnet diese „Entwicklung" nicht Thür und Thor äußeren, menschlichen, natürlichen Einflüssen und trübt sie nicht mindestens den übernatürlichen Charakter der Kirchengeschichte? Man würde dahin gebracht, den Katholizismus als beständig im Flusse, in Umformung befindlich zu denken. Wer wird behaupten wollen, daß die späteren Phasen der Kirchengeschichte immer und durchweg höhere Entwicklungsstufen darstellen? Wer wird das heute behaupten wollen! Fürwahr, es dürfte geratener sein, damit nicht anzufangen und den Rest Schweigen sein zu lassen.

Wir wollen zunächst diese und andere Bedenken zurückstellen und sogleich sagen, weshalb sich historischer Betrachtung der Begriff der sozialen Entwicklung des Katholizismus *aufnötigt*. Das geschieht vorab aus zwei Gründen. *Erstens*, weil es in der Weltgeschichte keine soziale Entwicklung giebt, die so *durchsichtig* wäre wie die des Katholizismus; *zweitens*, weil es keine giebt, ja kaum eine geben kann, die sich *in so unermeßlichen Dimensionen* vollzöge wie der Aufbau der Weltkirche.

Durchsichtig ist eine historische Entwicklung jedenfalls dann, wenn sie sich *auf Grund eines nachweisbaren Planes* und *aus einem nachweisbaren Keim* vollzieht. Sonst muß man die treibenden Kräfte, ihr Verhältnis zu einander, das zu erreichende Ziel aus der Geschichte der Entwicklung allein, vermutungsweise, irgendwie abnehmen, wobei es an Fehlerquellen und Dunkelheiten nicht gebricht. Die sogen. Philosophie der Geschichte zeigt dieses auf das allerdeutlichste. Man wird sich keiner Verleumdung schuldig machen, wenn man ihr nachsagt, sie sei bis auf den heutigen Tag aus den Dunkelheiten nicht recht herausgekommen.

Den Plan und den Keim des noch künftigen Katholizismus kennen wir aber nicht bloß in ihrer Existenz, sondern auch in ihrem Inhalt. Wir können den Grundriß und Aufriß des Baues aus einer Zeit historisch nachweisen, da der Bau selbst noch Zukunft war, wir vermögen die Entwicklungsfähigkeit des Keimes zu bestimmen.

Die Evangelien, wenn man sie auch nur als historische Urkunden liest, zeigen die scharfen Umrisse des Planes, geben Aufschluß über die Beschaffenheit und Triebkraft des Samenkornes voll unendlicher Zukunft, das aus der Hand, man möchte sagen aus dem Herzen des Herrn hervorging. Die kirchengeschichtlichen Denkmäler von der Apostelgeschichte angefangen enthüllen dann die historische Verwirklichung des Planes, die Entwicklungsgeschichte des Keimes: wie das Senfkorn, die Kirche selbst, gedeiht und wachsend sich entwickelt, wie das Christentum „einem Sauerteig gleich" die sozialen und kulturellen Zustände in säkularer Wirksamkeit allgemach durchdringt.

Gegenseitig beleuchten sie einander, der Plan und der Keim die Entwicklung, diese den Plan und den Keim. Im Einklang des Früheren und des Späteren liegt, um ein Wort des Apostels zu gebrauchen, „ein Beweis des Geistes und der Kraft". Ein Beweis des Geistes; denn der Plan und der Keim sind Weissagungen in Worten und Thaten, deren Erfüllung in einer neunzehnhundertjährigen Entwicklung vorliegt; ein Beweis der Kraft; denn Plan und Keim sind zugleich Machtgebote, denen die Geschichte des Katholizismus gehorchen sollte, gehorcht hat und heute noch gehorcht. Beide, die Weissagungen wie die Machtgebote, beziehen sich zudem nicht bloß auf eine dunkle, endlose Zukunft, sondern auch auf ein tausend- und abertausendfaches Mitwirken menschlicher Freiheit, das nie ausbleiben darf. Und wenn die Weissagungen es bloß vorherverkünden, so wird man sagen können, daß die Machtgebote es geradezu befehlen.

So durchleuchtet die siegreiche Weisheit und Allmacht des Erlösers die gesamte Kirchengeschichte, und diese erscheint, so weit sie Lichtbild ist, als eine Ausstrahlung des Lichtes der Welt, so weit sie voll Hoheit ist und voll Segnungen, als ein persönliches Werk unseres Herrn und als sein eigenster Sieg. Wir gedenken ein andermal hierauf zurückzukommen, um darzulegen, daß der freudige Ruf Christus vincit in der That Inbegriff der Kirchengeschichte ist und deren Formel.

Tritt die Entwicklung des Katholizismus um ihrer durchsichtigen Klarheit wegen uns als etwas historisch Erkennbares und Eigenartiges

entgegen, so ist dieses nicht minder der Fall, weil es Katholizismus ist, der sich entwickeln soll und entwickelt. Eine soziale Entwicklung, die grundsätzlich und vom ersten Anfang an auf solchen Umfang veranlagt und gerichtet wurde, ist so umfassend, daß es sich wohl begreifen läßt, wenn in der Geschichte es nie ihresgleichen gab, weil ein größerer Umfang gar nicht denkbar ist.

Vom Ausgangspunkt der künftigen Entwicklung des Katholizismus aus gewahrt man den Keim, aus dem sie ward, und sieht dem Plane gemäß in der Ferne kommender Zeiten die Umrisse der Weltkirche sich immer deutlicher abzeichnen. Im augenblicklichen Endpunkt der Entwicklung aber bedarf es nicht historischer Perspektiven, die Weltkirche der Gegenwart ist ebenso sichtbar wie der Dom von St. Peter. Und, ob man ihr angehört oder nicht, unleugbar steht die Thatsache da, daß der Katholizismus nicht bloß eine Summe von Ideen und Ansprüchen darstellt, sondern eine Summe von verwirklichten Ansprüchen, daß er ein geschlossenes soziales Gefüge ganz eigener und einziger Art ist. Diese Eigenart wollen wir genauer bestimmen. Zu diesem Behufe möchten wir an einige freilich elementare Sätze der Soziologie erinnern. Im übrigen nehmen wir den Katholizismus so, wie er sich selbst versteht.

Jeder Verein hat seine ideelle Eigenart vom Zweck, den seine Vereinsthätigkeit anstrebt, und von den Statuten, welche deren Norm bilden; er hat seine reelle Eigenart durch die Mitglieder und durch die Vereinsleitung.

Unter diesen vier Bestandteilen, welche das Wesen jedes sozialen Gefüges bilden: Zweck und Verfassung, Umfang und Autorität, gebührt der Vorrang dem Zweck, im übrigen sind es korrelate Begriffe, zumal die zwei letztgenannten. Alle Mitglieder müssen gewillt sein, die Vereinsleitung anzuerkennen, wenn anders sie nicht in bedenkliche Nähe der Anarchisten geraten wollen, und die soziale Vorstandschaft, wie sie nur das, aber auch alles das darf und soll, wozu sie nach dem Zweck und den Statuten befugt ist, vermag auch lediglich über die Mitglieder ihre Befugnisse auszuüben, aber über alle.

Unter dem Umfang eines Verbandes versteht man zunächst die Zahl seiner Mitglieder. Wo immer diese Zahl nicht als numerus clausus bestimmt ward, ist der Verein einer Vergrößerung fähig oder auf eine solche veranlagt. Es fragt sich weiter, wie er sich vergrößert, erweitert.

Wo immer dieses nicht allein durch Naturnotwendigkeit geschieht, wie durch bloße Abstammung, muß darauf gesehen werden, auf welchen Grund hin zum Beitritt eingeladen wird und von welchen Bedingungen der Beitritt abhängt.

Daher giebt es zwei Rücksichten, welche den Umfang eines Verbandes zu erweitern geeignet sind. In dem Maße erweitert sich der Verbandsumfang, als erstens der Beitrittsgrund allgemeiner Art ist, d. h. einerseits und negativ in dem Maße, als er unabhängig ist von allem, was die Menschen nach Wohlstand und Bildung, nach Politik und Volkstum differenziert, anderseits und positiv in dem Maße, als er ein Interesse berührt, das möglichst vielen Menschen gemein und notwendig ist. In zweiter Linie würde der Umfang eines Verbandes in dem Maße erweitert, als die Bedingungen des Beitritts von möglichst vielen und mühelos erfüllt werden könnten.

Danach ist zu beurteilen, wann ein Verband auf den denkbar größten Umfang veranlagt wäre. Erginge die Einladung beizutreten nicht deshalb an die Einzelnen, weil diese einem Stande oder Lande, einem Staat oder Volk, bestimmten Bildungskreisen, Geld- oder Berufsklassen angehören, erfolgte die Berufung, aus welcher sich das Beitrittsrecht oder gar die Beitrittspflicht ergäbe, aus gar keinem andern Grunde an jeden als deshalb, weil er das ist, was alle sind, nämlich ein Mensch; wenn die einzige Bedingung die wäre, daß er ja sagt, aus Überzeugung einwilligt, so besäße dieser Verband der Anlage nach den denkbar größten Umfang. Er wäre nicht bloß international. Denn dieses Wort leugnet zunächst lediglich, daß die Zugehörigkeit zu einem Staat oder einem Volk als Bedingung gestellt ist; der gedachte Verband wäre übernational, er ruhte, was seinen Umfang betrifft, auf der Idee der Humanität als seiner ideellen, auf der Gleichheit und Zusammengehörigkeit aller Menschen als seiner reellen Grundlage. Einen volleren Ausdruck vermöchte die Solidarität der Menschen nicht zu finden, als es in einem solchen Verbande geschähe.

Freilich könnte eine solche Vereinsanlage nur denkbar sein, wenn der Zweck danach wäre, wie ja vorhin bemerkt wurde, daß dieser immer ausschlaggebend ist. Der Zweck eines solchen Verbandes müßte von allem absehen, was Menschen voneinander unterscheidet und trennt, sich nur darauf richten, was allen Menschen gemein ist und was alle vereint; er müßte ganz absehen von Politik und Nationalität, von Reichtums- und Bildungsdifferenzen. Auf welchem Gebiet des menschlichen Lebens könnte

ein solcher Verein entstehen und bestehen? Uns dünkt, es bleibt keines übrig als das religiös-ethische Gebiet.

Wir erinnerten daran, daß Umfang und Autorität einander entsprechen, das Machtgebiet der Autorität und der Umfang des Verbandes sich decken müssen. Ein weltweiter Verband heischt eine weltweite Autorität.

Von einem Merkmal der römischen Kirche, von ihrer Katholizität, ist der Ausdruck genommen, der die Kirche und ihr Bekenntnis Katholizismus nennt, und von diesem Merkmal geht deshalb die nachstehende Untersuchung aus. Jedermann weiß, daß es sich auf den Verbandsumfang bezieht. Es zeigt uns, auf welche Dimensionen der soziale Bau nach dem Grundriß angelegt ist.

Die Katholizität der Kirche bezeichnet nicht bloß ein von Christus dem Apostolat verliehenes, ökumenisches Recht und eine ebensolche Pflicht, die Sendung zu allen Völkern; nicht bloß die historische Folge hiervon, die thatsächliche Ausbreitung unter allen Völkern, wie sie die kirchliche Statistik nachzuweisen hat. Zu der ursprünglichen und immerwährenden Katholizität der Kirche gehört vorab der Grundsatz und die Thatsache, daß im Reich Christi alle Völker gleichberechtigt sind und zusammengehören.

Wir sagen, das sei ursprüngliche Katholizität. Denn schon in den Anfängen des apostolischen Zeitalters wurde sie im angegebenen Sinne vollendete Thatsache, als es hieß, „auch die Heiden haben das Wort Gottes angenommen“ (Apg. 11, 1). Um des vorchristlichen Dualismus willen, Judentum und Heidentum, waren die Heiden Inbegriff der gesamten nichtjüdischen Menschheit. Der Kampf der Urkirche wider das Judenchristentum war darum der siegreiche Kampf um die religiöse Gleichberechtigung aller Völker, um den durch die Heidenchristen vertretenen und durch den hl. Paulus so machtvoll verfochtenen Katholizismus. Wie Frühlingsahnung fliegt die Erkenntnis anhebender Völkerverbrüderung durch die Blätter der Apostelgeschichte und die Briefe des Völkerlehrers. In den verschiedensten Wendungen dringt dieser darauf, daß der Umfang des Reiches Christi jenseits aller völkertrennenden Schranken liegt. Dieses „jenseits“ ist nicht eigentlich so zu verstehen, daß die Grenze nur darüber hinausreiche, sondern so, daß Umfang und Grenze sich in einer übernationalen Welt befinden, in einer Welt, in der es überhaupt keine völkertrennenden Schranken giebt, weil die Menschheit allein in Betracht kommt.

Denn Christus ist der Religionslehrer, der erlösende Hohepriester, das neue Haupt der Menschheit. Seine Wahrheit und seine Gnade gebührt zwar nicht, aber gehört nun doch dem Menschen als solchem an, und der Mensch, wie er als solcher Ebenbild Gottes ist und Sohn Adams, gehört als Erlöster Christo zu eigen. Der Rechtstitel, auf den hin der Einzelne zum Beitritt in die Kirche berufen, berechtigt, verpflichtet ist, liegt auf seiten dieses Einzelnen in der Zugehörigkeit zur Menschheit. Ohne den übernatürlichen Charakter des Katholizismus im geringsten zu gefährden, kann man sagen, zu den konstitutiven Bestandteilen des Katholizismus gehöre die Idee der Humanität. Sie bezeichnet den Grund des Rechtes auf die Berufung und den Umfang des Verbandes. So erweitert sich der Katholizismus im Anschluß an die Weltstellung des Erlösers zu dem Begriff Weltreligion und Weltkirche. Und wenn ferner die Idee der Humanität sowohl die Gleichheit der Menschen unter sich umfaßt wie deren Zusammengehörigkeit zu einem Ganzen, so ist im Katholizismus als Weltreligion vorab die Gleichheit der Menschen enthalten und im Katholizismus als Weltkirche deren Zusammengehörigkeit und Solidarität verkörpert.

Versteht man unter Katholizität der Kirche das Recht und die Pflicht, das Evangelium zu predigen, die Gesamtkirche zu leiten, so ist das Apostolat dieses Rechtes Subjekt. Versteht man darunter das Recht und die Pflicht, das Christentum anzunehmen, so ist die Menschheit Rechtssubjekt und Träger der Pflicht.

Aber Rechte und Pflichten sind ideelle Mächte; durch Ausübung wird das Recht, durch Befolgung die Pflicht in die Welt der Thatsachen eingeführt, wird sichtbar, gegenwärtig und durch Überlieferung historisch. Auch die Katholizität der Kirche trat in die Welt der Thatsachen ein und wird dann allgemach ein Objekt historischer Erkenntnis.

Diese thatsächliche und historische Katholizität hat nun dem Gesagten zufolge immer zwei Seiten und immer zwei Ursachen. Auf welches Moment ihrer Entwicklung man blicken möge, die jeweilige Größe ist zugleich Summe und Bruch, eine Summe von Erfolgen und ein Bruchteil der Aufgabe; plus ultra ist durchaus katholisch. Die zweifache Ursachenreihe aber, die im nämlichen Ergebnis zusammentrifft, ist die Predigt und die Annahme des Evangeliums. Weil aber nun die Predigt deshalb an den Einzelnen ergeht, und die Annahme von seiten des Einzelnen deshalb erfolgt, weil er als Mensch ein von Christus durch die

Offenbarung Belehrter, durch die Erlösung Erlöster ist, so eignet allem thatsächlich bestehenden Katholizismus die soziale Verbindung von Ausübung und von Anerkennung einer weltweiten Autorität, die darum weltweit ist, weil sie nach ihrem Ursprung als Stellvertretung des Welterlösers und nach ihrem Ziel als Vermittlerin der Welterlösung angesehen wird: Tibi dabo claves regni caelorum.

Wir haben hervorgehoben, daß Umfang und Autorität einander entsprechen: weltweitem Umfang weltweite Autorität. Wie man nur aus dem Grundriß und Aufriß die Dimensionen zu beurteilen vermag, in welchen ein Bauwerk aufgeführt wird, so ergeben sich nur aus Umfang und Autorität, Mitgliedschaft und Vereinsleitung die Dimensionen eines sozialen Baues. Die Katholizität des Umfanges und die der Autorität zusammengenommen zeigen den Katholizismus als des Welterlösers welterlösende Kirche, die Kirche der Menschheit. Sie treffen in der Verbreitung des Katholizismus zusammen. Vertreter der übernationalen Autorität ist die Predigt, die an das Gewissen des Menschen appelliert, Vertreter des Umfanges, wenn man so sagen mag, ist die Annahme des Glaubens und der Gnade, zu der das Gewissen den Einzelnen bestimmt. Und so läßt sich vielleicht sagen, daß die Verbreitung des Katholizismus, auch abgesehen von der Verbreitung „unter allen Völkern", abgesehen von ethnographischen und statistischen Angaben und Vergleichen, sichtbarlich die Kirche der Menschheit darstellt. Ein Verein wäre doch wohl offensichtlich ein städtischer, wenn die Einladung zum Beitritt und der Beitritt selbst auf Grund der Ansässigkeit erfolgten. Gewiß, die internationale Ausbreitung des Katholizismus ist der deutlichste und imposanteste Beweis für die Katholizität; gewiß soll die kirchliche Geographie mit Sorgfalt die jeweiligen Grenzen in die Weltkarte einzeichnen, die kirchliche Statistik sich um zuverlässige Zahlenangaben bemühen; mögen aber Grenzen und Zahlen einem günstigen oder ungünstigen Wandel einstmals unterlegen sein oder inskünftig unterliegen, mag unsere Kenntnis der Verbreitung des Katholizismus nahezu in allen Epochen der Kirchengeschichte kritischem Blick auch mangelhaft und lückenreich scheinen, mag niemand mit Sicherheit sagen können, wie, vom Ausgang der Zeiten zu geschweigen, die Grenzen- und Zahlenverhältnisse schon der kommenden Jahrhunderte sich gestalten werden — es bleibt dennoch der römische Katholizismus nicht bloß in seinen theoretischen Ansprüchen, sondern in deren faktischer Durchführung die Weltkirche.

Das ist inmitten aller universalen Kulturgeschichte seine universalhistorische Eigenart. Seines Grundrisses Umfang ist durch die Weite der Menschheit bestimmt; seines Aufrisses Höhe reicht bis zur Stellvertretung des Welterlösers hinan, und jeder Baustein hat davon sein Gepräge. Römischer Katholizismus ist ein Konstruktionsprinzip, danach nur die Weltkirche gebaut werden kann, und die Weltkirche ein Bauwerk nach jenem Plane, den der Herr enthüllt hat, als er davon sprach, wie und worauf er „seine Kirche" bauen werde.

Ein protestantischer Amerikaner, H. B. Sedgwick, schrieb vor etwa zwei Jahren im Atlantic Monthly wie folgt[1]: „Die römische Kirche war immer international. Es gab unter den Päpsten Engländer, Holländer, Deutsche, Spanier, Franzosen, Italiener. ... In der Universalität der römischen Kirche liegt ihre Stärke. England sieht in der Königin die höchste Autorität der anglikanischen Kirche, Rußland im Zar sein religiöses Oberhaupt. Die römische Kirche kennt in ihrem Gebiet keine politischen oder natürlichen Grenzen. Sie allein ist im stande, dem Abendland das Ideal einer Kirche zu bieten, *welche die ganze Menschheit umfängt. Dieses ist der erste Grund ihrer mächtigen Anziehungskraft*, und wenn im Verlauf des neuen Jahrhunderts die völkertrennenden Schranken zum großen Teil gefallen sein werden (?), kann es nicht ausbleiben, daß die Ansprüche der römischen Kirche auf allgemeinen Gehorsam sich stärker und wirksamer erweisen als je. Die Amerikaner können sich weder vor einem König von England niederknien, noch vor einem Zar demütigen, aber viele werden das eine wie das andere thun *vor dem Hohenpriester der Menschheit.*"

An den in diesem Citat von uns unterstrichenen Worten kann man abnehmen, daß der Autor das Wesen der Weltkirche so zu erfassen scheint, wie wir es thun, als ein religiöses Reich, zu dem jeder berufen wird, weil er ein Mensch ist, dessen Umfang *deshalb* mit den Grenzen der Menschheit zusammenfällt, ein Reich, das einer geistlichen Souveränität untersteht, welche nur als Stellvertretung des Welterlösers ein so weites Machtgebiet haben kann.

Ein soziales Gefüge von den denkbar größten Dimensionen, erscheint die Weltkirche als ein universalhistorisches Unikum. Der christlich-soziale

---

[1] Diese Angabe und das Citat entnehme ich, ohne verifizieren zu können, *Ch. Égremont,* L'année de l'Église 1899, II. année, p. 457.

Verband, den wir Katholizismus nennen, unterscheidet sich als Weltkirche von allen sozialen Verbänden, als Weltkirche von allen christlichen Bekenntnissen.

Die Weltkirche, das ist die einzige soziale Verkörperung der allgemein menschlichen Solidarität von nun schon säkularem Bestande, das Asyl für die Idee menschlicher Gleichheit und Zusammengehörigkeit im ewigen Widerstreit der Völker und Staaten und Klassen und Parteien. Stiftungsgemäß ist die Weltkirche Kirche der Menschheit, ihrem Ursprung und Wesen nach. In der sozialpolitischen Welt aber gab und giebt es nichts als Staaten, Völker und Stände, die ihre Sonderrechte wahren wollen und sollen. Ein Weltstaat, der nach Ursprung und Plan, Ausgangspunkt und Entwicklungsgang grundsätzlich, thatsächlich und immer übernationalen Charakter trüge, wäre doch wohl eine blanke Unmöglichkeit, weshalb nichts Merkwürdiges daran ist, daß es nie etwas dergleichen gab.

Die Weltkirche; von ihr haben sich christliche Bekenntnisse getrennt, welche sich in Staats- oder Landeskirchen und freie Gemeinden weiter geschieden haben. In jenen ist die Autorität weder in ihrem Wesen geistlich noch in ihrem Umfange weltweit; die Mitgliedschaft weder vom politischen Moment der Staatsbürgerschaft ganz unabhängig noch mit der menschlichen Natur selbst verknüpft. Diese aber, freie Gemeinden, könnten wohl von Haus aus international sein und sind es teilweise, aber es sind verbandlose Verbände, Bekenntnisse von heute auf morgen, ihre Ausdehnung ist Zersplitterung. Inmitten dieser Kirchen oder Gemeinden, in weiterer Ferne umgeben von nicht-christlichen Religionen, ist die römisch-katholische Weltkirche das einzige weltweite und doch geschlossene, übernationale und doch allen Völkern gerechte Reich, dessen Mitglieder alle in ihrem religiösen Bekenntnis jene weltweite, übernationale, geistliche Autorität als Stellvertretung Christi anerkennen, auf welche der Herr seine Weltkirche erbaut hat.

Nun läßt aber ein flüchtiger Blick auf die Geschichte dieser Weltkirche nichts so klar hervortreten, als daß sie aus kleinen Anfängen allgemach erwuchs und sich fortwährend entwickelt hat, daß dieser Vorgang eine ungeheure Summe sozialer Arbeitsleistung darstellt, eine soziale Entwicklung ist, wenn es je eine solche gab. Der flüchtigste Blick auf die Weltkirche, wie sie sichtbar in der Gegenwart steht, zeigt, daß schon der bloße Fortbestand eines solchen sozialen Gefüges und die Abwehr von Angriffen und der Ausgleich von Gegensätzen, daß die Leitung

und Regelung der gewissermaßen auswärtigen Beziehungen, welche die Weltkirche mit allen Völkern und Staaten wie mit einem großen Teil der profanen Kultur verbindet, daß endlich alle Bethätigungen des innerkirchlichen Lebens innerhalb des ganzen äußeren Umfanges der Weltkirche wiederum nichts sind als eine ungemein große Summe von Arbeitsleistung zu einem gemeinsamen Ziel, soziale Arbeit demnach, die nie ohne sozialen Ertrag ist, soziale Entwicklung.

Aus der Natur eines solchen sozialen Körpers ergiebt sich das nämliche. Je umfassender ein Verband seiner Anlage nach ist, um so mehr Einzelkräfte muß er in seinen Dienst nehmen; je höher das Ziel ist, um so größere Anspannung wird von diesen Kräften verlangt werden; je mannigfaltiger die Einzelaufgaben sind und je vielfältiger die Widerstände, um so mehr werden die Kräfte zersplittert; in je höherem Maße endlich dieses alles zutrifft, um so großartiger erscheint die soziale Entwicklung, wenn anders die unermeßlich schwierige Aufgabe gelingt, in solch unübersehbarer Arbeitsteilung die Arbeitsvereinigung, die Einheit des sozialen Arbeitsertrages zu wahren.

Aus diesen Gründen glauben wir sagen zu können: Die Entwicklung des Katholizismus ist im Vergleich mit andern historischen Entwicklungen ihrer Grundanlage nach so durchsichtig, daß man fragen möchte, wann überhaupt eine historische Entwicklung erforscht werden kann, wenn nicht in diesem Fall; die Entwicklung des Katholizismus ist eine soziale Entwicklung von so staunenswerter Größe, daß sich die Frage aufdrängt, welche historische Entwicklung das soziologische und kulturgeschichtliche Interesse mehr zu fesseln vermöchte. Aber zunächst ist das kirchenhistorische und apologetische Interesse beteiligt. Von diesem war schon oben die Rede, unser Schlußwort möchte jenes hervorheben.

Jede historische soziale Entwicklung erhält ihr Gepräge, die Eigenart ihres Verlaufs und ihrer Ergebnisse durch drei Faktoren, durch die intellektuelle und ethische Eigenart der Individuen, die sie betreiben, durch die kulturellen Leistungen der Vorwelt, die nachwirken oder benutzt werden können, durch die jeweilige Kulturlage der Umwelt, ihrer Bestrebungen und ihrer Bedürfnisse. Da die Kirchengeschichte nun die soziale Entwicklung des Katholizismus als ihr eigentliches Objekt ansehen kann, entbehrt sie in der kirchenhistorischen Detailarbeit weder der nötigen Freiheit, noch in der Synthese des Stoffes eines zusammenfassenden Prinzips. Die erwähnten drei Faktoren: Individuen, Vorwelt und Umwelt, sind die

eigentlich historischen Einflüsse und, wie uns dünkt, deren Inbegriff. Je mehr die kirchenhistorische Forschung die Entwicklung des Katholizismus aus diesen drei Ursachenreihen zu erklären vermag, um so tiefer und wissenschaftlicher erfaßt sie die soziale Entwicklung des Katholizismus. Dabei ist wahrlich nicht die geringste Gefahr, daß die Kirchengeschichte „profaniert“, noch daß der übernatürliche Charakter des kirchlichen Lebens irgend getrübt würde. Es ergiebt sich dieses schon genugsam daraus, daß der Herr selbst menschliche Kollektivarbeit zum Träger der Entwicklung des Katholizismus gemacht hat; daß die Einflüsse der Individuen, der Vorwelt und der Umwelt mit in seinen Plan einbezogen sind; daß unter allen übernatürlichen Gnaden und Gaben, von denen die Glaubenslehre handelt und durch die der soziale Körper der Weltkirche im biblischen Sinne der „Leib Christi“ wird, sich keine einzige findet, welche die Gesetze der sozialen Entwicklung entkräftete, die Individuen hinderte, ihre Eigenart einzusetzen; keine, welche die Schatzkammern der Vorwelt verschlösse, die Einwirkungen der Umwelt aufhöbe [1].

Übernatürliche Einflüsse auf das menschliche Geistesleben und insbesondere sogen. moralische Wunder [2] verhalten sich ja ganz anders zu den Naturgesetzen der individuellen und sozialen Moral, als die physischen Wunder sich zu den physischen Naturgesetzen verhalten; letztere pflegen den Gesetzen entgegen zu sein, erstere sind den Gesetzen gemäß. Ihren übernatürlichen oder übermenschlichen Charakter erhalten diese dadurch, daß in den Thatsachen und Vorgängen, aus denen sie bestehen, intellektuelle und ethische Kräfte in einer Weise und Vollendung bethätigt werden und Erfolge erzielen, welche über die gewöhnliche moralische Menschenkraft, die

---

[1] Vortrefflich sagte Professor Mausbach auf der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands 1900: „Der göttliche Faktor in der Geschichte, dem die Autorität der Kirche entstammt, drängt sich nicht so in den Vordergrund, daß er menschliches Denken, menschliche Tüchtigkeit überflüssig machte“ („Germania“ vom 6. September 1900, Nr. 204), und anderwärts: „Der ‚Organismus‘ des Reiches Gottes muß sich, nachdem der lebendige Same einmal durch Gott in die Menschheit hineingelegt ist, durch innere Triebkräfte selbst weiterhelfen; er ist auch in seinem Wachstum im großen und ganzen ebenso auf die Gesetze der historischen und sozialen Entwicklung hingewiesen, wie die organische Lebenskraft im Rahmen der physikalischen und chemischen Gesetze wirkt“ („Die Kultur“ I [1900], 598).

[2] Wir denken dabei an die Ausbreitung des Christentums und den Fortbestand der Kirche, an das Zeugnis der Märtyrer, die sittliche Hoheit der Heiligen u. s. w., nicht an eigentliche Charismen, wie die Inspiration u. a.

individuelle und die kollektive, hinauszuliegen scheinen. Wann aber ist das der Fall, wann kann ich sagen, daß Handlungen, die thatsächlich Menschen zu Urhebern haben und den Moralgesetzen, den sittlichen Idealen gemäß sind, die Menschenkraft, wie sie thatsächlich beschaffen ist, übersteigen? Unseres Erachtens zumal in diesen zwei Fällen: erstens wenn in ihnen sich moralische Kraft in beispielloser Vollendung bethätigt, zweitens wenn durch sie soziale Wirkungen von edelster Art hervorgerufen werden, die in keinem Verhältnisse zu den angewendeten Mitteln stehen, wenn beispiellose Erfolge durch sehr gewöhnliche Mittel erreicht werden. In beiden Fällen soll sich der übermenschliche Charakter aus der beispiellosen Eigenart der Vorgänge ergeben. Was kann man aber beispiellos nennen? Was außerhalb aller historischen Erfahrung liegt, was sonst in dieser Weise oder Vollendung niemals und nirgends vorkam, was als historisches, individuelles oder soziales Unikum erscheint. In beiden Fällen wäre das Problem demnach so zu fassen: Es geht oder ging hier zu, wie es sonst in der Geschichte zuzugehen pflegt, es wurden aber moralische Kräfte bethätigt, soziale Wirkungen erzielt wie sonst niemals. Um dieses sagen zu können, muß man erstens sehr genau wissen, wie es „sonst“ in der Geschichte zuzugehen pflegt und wie es „sonst“ mit den moralischen Kräften und sozialen Wirkungen steht; zweitens muß man genaue Einsicht darein haben, daß die nächsten und unmittelbaren Ursachen der beregten Vorgänge die nämlichen waren, welche sonst als geschichtliche Mächte wirksam sind. Wer also der Überzeugung ist, daß in der Entwicklung des Katholizismus übermenschliche Einflüsse auf das menschliche Geistesleben enthalten und mancherlei moralische Wunder anzuerkennen sind, der wird durch diese Überzeugung nicht abgehalten, sondern angetrieben, die nächsten und unmittelbaren Faktoren dieser Entwicklung auf das genaueste zu erforschen, die individuell-psychischen wie die kulturell-sozialen.

Man könnte nun sagen, als Endergebnis der vorstehenden Ausführungen sei die Binsenwahrheit anzusehen, daß die Entwicklung des Katholizismus ein brauchbarer Oberbegriff sei für zusammenfassende kirchengeschichtliche Ansichten, aber worin die Entwicklung des Katholizismus bestehe, sei durchaus nicht ersichtlich.

Wir greifen auf die Ideen zurück, die wir am Schlusse des Vorwortes vorgelegt haben.

Eine eigentlich soziale Entwicklung nennen wir nur diejenige, deren Subjekt ein eigentlicher Verband, ein geschlossenes soziales Gefüge ist. Nun

erhält der Entwicklungsbegriff auf kulturhistorischem Gebiet sehr erhebliche Ausdehnung und findet sehr oft Verwendung, wo keine „soziale", sondern eine allgemein „historische oder logische" Entwicklung vorliegt, z. B. Entwicklung des Kunstgewerbes, der Keramik, der französischen Porzellantechnik; oder Entwicklung des Neuplatonismus, des Kantianismus u. s. w. Dennoch dürften zwei wesentliche Eigentümlichkeiten aller Entwicklung sich überall wiederfinden. Einmal hält sie die Mitte zwischen Entstehung und Umgestaltung, zwischen dem Werden von etwas schlechthin Neuem und dem Werden von etwas schlechthin Anderem; alles dasjenige und nur dasjenige entwickelt sich, was erstens da ist und zweitens sich verändert ohne sich aufzugeben. Sodann bewahrheitet sich in allen diesen Entwicklungen, daß der nächste und unmittelbare Grund wie auch das Ziel der Veränderungen im Veränderten selbst liegt; alles das und nur das entwickelt sich, was sich selbst verändert. Spricht man z. B. von der Entwicklung des Zwinglianismus, des Kantianismus, so meint man, daß gewisse Ideen durch die Triebkraft der Logik in ihre Konsequenzen auswuchsen, sich so „entwickelt" haben.

Schon auf diesem Standpunkt ist ersichtlich, daß der Begriff „Entwicklung des Katholizismus" ein historisches Werden des Katholizismus in nachapostolischer Zeit oder eine das Wesen verändernde Umgestaltung, die sich im Verlauf der Kirchengeschichte vollzogen hätte, nicht einschließt oder auch nur zuläßt, sondern ausschließt. Denn der Entwicklungsbegriff besagt, daß vor den ersten Entwicklungsvorgängen der Katholizismus schon da war, daß in allen Entwicklungsvorgängen er in seiner wesentlichen Eigenart unverändert blieb, daß das Hauptprinzip aller Entwicklungsvorgänge er selbst ist.

Aber wir fassen ja die Entwicklung des Katholizismus nicht als eine bloß thatsächlich historische oder eine logische, sondern als eine soziale Entwicklung im strengen Wortsinn auf, als die Entwicklung eines religiös-sozialen Verbandes der von Christus gestifteten Weltkirche.

Jede soziale Entwicklung besteht darin, daß ein vorerst entstandenes soziales Gebilde sich behauptet, sich erweitert, sich erneuert, und daß es seinen sozialen Zweck nicht ohne alle Erfolge zu verwirklichen sucht. Darin wird denn auch die Entwicklung des Katholizismus bestehen, daß er sich als Weltkirche behauptet, erweitert, erneuert und seinen religiös-sozialen Zweck zunächst „nicht ohne alle Erfolge zu verwirklichen sucht". Sollen in dieser Entwicklung Züge übermenschlicher Größe zu

Tage treten, so ist die zuletzt genannte Forderung freilich dem Gesagten zufolge erheblich zu modifizieren.

Aus der Eigenart jedes sozialen Verbandes haben wir ferner abgeleitet, daß seine Entwicklung sich in drei Entwicklungsvorgänge scheidet: die Entwicklung der Verbands**leitung**, die des Zusammenhanges und des Zusammenwirkens zwischen dieser und dem Gesamtverbande, die des letzteren endlich. Diese Entwicklungen sind denn auch in der Entwicklung des Katholizismus beschlossen. In dem System der sozialen Triebkräfte, welche jede soziale Entwicklung betreiben, ist die soziale Autorität die Dominante. Der neuestens im naturphilosophischen Sinn[1] verwendete Ausdruck kann auch auf sozialem Gebiet gebraucht werden.

Da der Katholizismus als eine **Stiftung** des Herrn ins Dasein getreten zu sein behauptet, sind die wesentlichen Bestandteile der Weltkirche alle auf Christus zurückzuführen, insonderheit **die soziale Autorität, welche die Weltkirche erbaut, leitet und zusammenhält.** Dieses immerwährende Amt, ein mehrstelliges Oberamt mit monarchischer Verfassung, nennen wir **das Apostolat.** Der Ausdruck ist geeignet, ein juridisches Oberamt zu bezeichnen, wie viele Analogien darthun. Sachlich deckt er sich mit dem sonst üblichen „lehrende Kirche". Wenn wir jenen Ausdruck hier bevorzugen, so geschieht dieses aus mehreren Gründen; vorab weil er an die Anordnungen des Herrn wie an den Sprachgebrauch des Neuen Testamentes anknüpft, und weil er nebenher eine Ausdehnung auf **vielerlei abhängige Hilfskräfte** zuläßt, was einem tieferen Erfassen der Entwicklung des Katholizismus förderlich zu sein scheint.

Auch dieses immerwährende Apostolat ist auf die Synthese des Fortwirkens Christi mit menschlichem Mitwirken, wie auf die Synthese von individueller und korporativer Arbeit gestellt, auf die wir im Vorwort hinwiesen. Von diesem wunderbaren Werke unseres Herrn und von der eigenartigen Triebkraft, die er ihm gab, sollen die nächsten Versuche handeln.

---

[1] Von J. **Reincke** in „Die Welt als That".

R. v. Nostitz-Rieneck S. J.

Die Pfalzkapelle Karls des Großen zu Aachen und ihre Mosaiken.

Gregor von Tours, der Geschichtschreiber der Franken, bekennt, böswillige Gegner hätten ihm vorgeworfen, in seinen Schriften verwechsle er nicht nur das männliche Geschlecht der Wörter mit dem weiblichen, sondern verbinde auch verkehrte Kasusendungen mit den Präpositionen [1]. Daß sie ihm nicht unrecht thaten, beweisen seine Werke. Er erzählt auch, sein Zeitgenosse König Chilperich habe zwei Bücher mit Gedichten gefüllt, worin er statt langer Silben kurze gesetzt habe und umgekehrt. Die von diesem Herrscher verfaßten Hymnen aber habe man in den Kirchen nicht singen können [2].

Ganz anders steht Karl d. Gr. vor uns, der klagte, daß er aus einigen Klöstern fehlerhaft und unverständlich abgefaßte Briefe empfange, und auf gründliche Schulbildung drang [3]. Noch in den letzten Tagen seines Lebens vollendete er mit Hilfe griechischer und syrischer Bücher oder Geistlichen die Verbesserung einer Handschrift der vier Evangelien [4]. Die Ausgaben, deren er sich dazu bediente, stammten aus Italien. Bereits sein Vater hatte begonnen, durch engeren Anschluß an Rom die liturgischen Bücher und den Gesang zu verbessern. Er schritt auf der eingeschlagenen Bahn voran. Von Rom erhielt er Sänger, durch die er den Chor seiner Pfalzkapelle ausbilden ließ und von denen einige nach Trier und Metz gesandt wurden [5]. Aus solchen Maßregeln erkennt man seine wissenschaftliche und künstlerische Richtung. Er erstrebte Verbesserungen durch engeren Anschluß an gute alte Vorbilder, die am häufigsten und besten in Italien zu finden waren.

Seine Absicht, durch Nachahmung älterer Vorbilder den gesunkenen Grad der Bildung und Kunstthätigkeit zu heben, tritt am klarsten dadurch hervor, daß er zum Bau seiner Palastkapelle das beste Material Denk-

[1] De gloria confessorum. Praefatio.
[2] Historia Francorum VI, 46.
[3] Epistola de litteris colendis. Capitularia regum Francorum (Mon. Germ. Cap. I, 79).
[4] *Thegani* Vita Hludowici c. 7 (Mon. Germ. SS. II, 592).
[5] Monachi Sangallensis Gesta Karoli I, 10 (Mon. Germ. SS. II, 735).

mälern der Vorzeit entnahm. Hatte bereits Konstantin, geleitet vom Bewußtsein, daß das künstlerische Können seiner Zeit gesunken sei, zum Bau seines Triumphbogens Reliefs vom Bogen des Trajan verwendet, so ließ Karl sich von Papst Hadrian, dem Ravenna gehörte, die Erlaubnis erteilen, aus dem Palaste Theodorichs dessen Standbild aus Erz, Marmor und Mosaiken der Böden und Wände zu entnehmen und nach Aachen bringen zu lassen [1]. Auch aus Rom [2] und Trier [3] erhielt der Kaiser kostbare Säulen, Marmorplatten und Mosaikpasten. Die zerstörten Stadtmauern von Verdun aber lieferten ihm gut zugehauene Quadersteine [4]. Daß auch aus manchen andern Städten durch Bischöfe, Grafen und Herzoge einzelne kostbare Reste des Altertums zum Geschenk gesandt wurden, wird durch Karls Stellung wahrscheinlich.

Die Nachricht, aus Verdun seien Werksteine herbeigeschafft, wird freilich von manchen Kritikern als unglaublich angesehen; sie stimmt aber nicht nur gut zur Thatsache, daß viele der im Karolingischen Oktogon vermauerten Quadern in der Gegend von Verdun gebrochen sein müssen, weil sie dem Gestein der dortigen Berge entsprechen, sondern auch zur Überlieferung, einer der bedeutenderen Leiter des Baues sei Odo von Metz gewesen, der das Material seiner Gegend genau kennen mußte [5]. Eine in der Aachener Kirche angebrachte Inschrift bezeugte Odos Mitwirkung ausdrücklich [6]. Sie sagt:

> Insignem hanc dignitatis aulam Karolus Caesar magnus instituit.
> Egregius Odo magister explevit; Metensi fotus in urbe quiescit.
> „Diesen durch Würde erhabenen Bau hat Karl der Große errichtet.
> Der ausgezeichnete Meister Odo vollendete ihn. Er ruht in seiner Vaterstadt Metz."

Daß neben Odo noch andere Meister beim Bau der Pfalzkapelle thätig waren, erhellt aus dem Berichte des Mönches von St. Gallen, der erzählt,

---

[1] *Jaffé*, Bibl. rer. Germ. Mon. Carolina IV, 268, n. 89. Vgl. Abel-Simson, Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter Karl d. Gr. II, 253. 561.

[2] *Einhardi* Vita Karoli c. 26 (Mon. Germ. SS. II, 457); Poëta Saxo V, 429 sq. *Jaffé* l. c. IV, 619.

[3] Gesta Trevirorum (Mon. Germ. SS. VIII, 163). Die Nachricht ist innerlich so wahrscheinlich, daß ich nicht sehe, warum man sie als gefälscht erklären müsse.

[4] *Hugonis* Chronicon Virdun. lib. I (Mon. Germ. SS. VIII, 352). Simson, Jahrbücher II, 558 (vgl. I [2. Aufl.], 404).

[5] Aachener Geschichtsverein VIII, 34.

[6] Die Inschrift findet sich in einer Handschrift des 9. Jahrhunderts zu München (*Jaffé*, Mon. Carolina p. 536 Nota).

der Kaiser habe aus allen diesseits des Meeres gelegenen Gegenden kundige Meister und Arbeiter berufen und über sie einen Abt gesetzt, der in Ausführung solcher Unternehmen sehr erfahren gewesen sei. Derselbe habe jedoch den Kaiser betrogen durch Unterschlagung großer für die Löhnung der Arbeiter bestimmter Summen. Die göttliche Strafe habe den Dieb ereilt und ihn mit einem Teile seiner Schätze elendig umkommen lassen [1].

Auch Einhard, dem wohl Ansigisus zur Seite stand, wird auf die Bauführung Einfluß geübt haben. Da nun im späteren Mittelalter bei Errichtung großer Kathedralen für die Besorgung der Geldsachen ein Baumeister (magister operis) neben dem Werkmeister (magister lapicida) angestellt war, könnte auch in Aachen Einhard vielleicht mit Ansigisus die Oberleitung geführt und die Zahlungen geleistet, Odo die Besorgung aller technischen Dinge geleitet und überwacht haben. Der erstere war also nach unsern Begriffen Vertreter des Bauherrn und Rendant, der andere leitender Architekt [2]. Beide werden beim Entwerfen der Pläne dem Kaiser zur Seite gestanden haben.

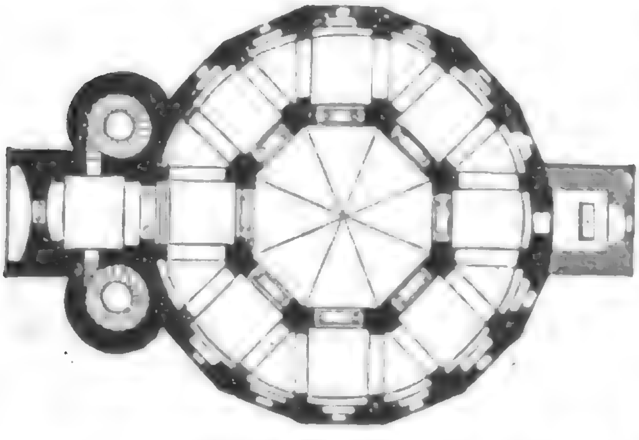


Fig. 1. Grundriß der Pfalzkapelle zu Aachen.

Im Grundriß der karolingischen Pfalzkapelle bildet ein auf acht Pfeilern ruhendes Achteck den Kern. Um dasselbe legt sich ein Umgang, ein Rundschiff, dessen Umfassungsmauern ein Sechzehneck bilden. Der Halbmesser jenes regelmäßigen Achteckes ist etwa 8 m, der des Sechzehneckes etwa 16 m lang [3].

„Die Verdoppelung der Seitenzahl an den Außenmauern des Umganges hat den Zweck, quadratische, mit regelmäßigen Kreuzgewölben

[1] Monachus Sangallensis l. c. I, 28. *Jaffé* l. c. p. 659.

[2] Aachener Geschichtsverein VIII, 95. Mon. Germ. SS. II, 427. Einhard war operum regalium exactor. Ihm folgte in diesem Amte Ansigisus nach 807 (Gesta abbatum Fontanellensium c. 17 l. c. p. 293). Über die Bauten des Ansigisus vgl. l. c. 296 sq.

[3] Die Maße des Baues stimmen, wie dies während des Mittelalters in den meisten Kirchen der Fall ist, bei analogen Teilen (Pfeilerabständen, Höhe der Gesimse, Bogen u. s. w.) nicht genau überein (Geschichtsverein VIII, 36 f.) Daselbst wird S. 16 der Durchmesser des Oktogons im Lichten zu 14,45 m, mit den Mauern und Pfeilern zu 16,16 m angegeben, die Höhe bis unter den Scheitelpunkt der Kuppel zu 31 m, die Breite des Umganges im Lichten zu 6,50 m, mit den Mauern zu 8,20 m.

zu überspannende Felder zu gewinnen. Freilich ergaben sich bei diesem Verfahren neben den (acht) quadratischen auch (ebensoviele) dreieckige Felder, welche indes ohne Mühe mit Tonnen oder mit grätigen Gewölben überdeckt werden konnten, während bei Annahme auch eines äußeren Achteckes der äußere Schildbogen entweder sehr gedrückt oder beträchtlich höher geworden wäre als der innere. Zudem wurde damit eine Verdoppelung der Widerlagsmasse erzielt, indem jedem inneren Pfeiler nun je zwei statt einer Strebemauer sich vorlegen." [1]

Über dem unteren Umgange erhebt sich ein oberer als Empore, dessen Außenmauern ungefähr 16 m hoch aufsteigen. Auch er hat acht quadratische und ebensoviele dreieckige Gewölbe. Seine quadratischen Gewölbe bilden steil ansteigende Tonnen, welche gegen die Obermauern des Mittelschiffes fast den Dienst von Strebebogen leisten. Sie beginnen ihren Anstieg an den Außenmauern und stützen sich dort auf flache Wandnischen und vortretende Pfeiler, welche wiederum bedeutend zur Verstärkung des Ganzen beitragen.

Wo die obere Kante jener acht ansteigenden Tonnen an das Oktogon der Mitte anstößt, vereint sie sich mit den acht großen Rundbogen, welche die Öffnungen des oberen Umganges nach dem Mittelschiff hin abschließend umrahmen. Vom Erdgeschoß aus sieht also das Auge einen viel größeren Teil dieser Tonnen und ihrer Dekoration, als es erblickt haben würde, wenn deren Scheitel horizontal gelegt worden wären.

Durch dies geistreiche Strebesystem ist die Kuppel des Oktogons, deren Scheitel im Lichten 31 m hoch liegt, gefestigt. Um sie noch mehr zu sichern, sind in die Mauern schwere eiserne Ankerketten gelegt [2].

Die nach Einhards Ausdrucksweise „in römischer Art" aufgeführten Mauern sind in meisterhafter Technik behandelt. Sie bestehen aus langen, wenig hohen Stücken Grauwacke und einigen Schichten blauer Kalksteine, welche in starke Mörtelfugen gebettet sind. An der äußeren Seite bestehen die Kanten des Sechzehneckes und des Oktogons mit seinen Wandpfeilern, dann die rechtwinkligen Laibungen und Bogen der Fenster, sowie die Kranzgesimse aus Hausteinblöcken.

Im Innern ist die Ausführung noch sorgfältiger. Die Fugen der zu den Pfeilern und Bogen verwandten Hausteine passen dort auf das

---

[1] Dehio und von Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes I (Stuttgart, Cotta, 1892), 153.

[2] Geschichtsverein VIII, 20. 28. 31 f.

genaueste zu einander; weiter gespannte Bogen haben in der Mitte größere Stärke und sind durch einen zweiten, über sie gewölbten Bogen entlastet.

Mit der peinlichsten Vorsicht ist die überhöhte Kuppel behandelt. Ihre untersten Schichten liegen noch horizontal und sind, der Wölbungslinie entsprechend, immer weiter vorgekragt. Dadurch wird nicht nur die Spannung des Gewölbes verringert, sondern auch eine Verstärkung der Widerlager erzielt. Über den vorgekragten, noch horizontal laufenden Schichten folgen dann solche, bei denen sowohl Lager- als Stoßfugen zentral gehen, d. h. in der Richtung liegen, welche die vom Mittelpunkt der Kuppel zu den verschiedenen Punkten ihrer äußeren Peripherie gezogenen Radien einhalten würden. Bis zur Hälfte ihrer Höhe sind die acht Felder des Gewölbes der Kuppel hintermauert. In ihrer oberen Hälfte behalten sie eine Stärke von 86 cm. Die aus Jura-Oolith bestehenden Gewölbesteine sind so genau zugehauen und versetzt, daß ihre Lager und Stoßfugen kaum 4 mm stark sind [1].

Der Mörtel besteht da, wo er reichlich verwendet ward, aus gut gebranntem und gelöschtem, mit Flußsand, Quarzstückchen und Ziegelbrocken vermischtem Kalk. Zwischen Hausteinen fehlen aber die Quarzstückchen, weil sie dichtes Anschließen der Lagerflächen der Steine verhindert hätten. Der Mörtel ist so fest geworden wie die stärksten Steine [2]. Die Meisterschaft der alten römischen Bauleute war also nicht in Vergessenheit geraten, sondern noch immer in Übung, man baute noch nach römischer Sitte (more romano).

Das Dach deckte der Baumeister mit bleiernen Platten, die er in Formen gießen und mit Nägeln auf die Bretter des Dachstuhles befestigen ließ. Der Spitze gab er als Krönung „einen goldenen Apfel“ [3]. Nur die beiden Gewölbe der im Westen und Osten liegenden Quadrate der Empore erhielten horizontal liegende Tonnen, weil sich im Westen ein Raum findet, in dem der Hofstaat Platz nahm, im Osten aber das viereckige Chor angebaut war (vgl. Fig. 2, S. 141). Mit diesen beiden Anbauten erreicht das Ganze eine Länge von etwa 40 m. Da, wie erwähnt wurde, sein Kern durch ein Achteck gebildet ist, um das sich ein Sechzehneck legt,

---

[1] Geschichtsverein VIII, 27 f.; vgl. 19 f.

[2] Ebd. VIII, 35.

[3] *Einhardi* Annales ad an. 829. *Ekkehardi* Chron. Mon. Germ. SS. I, 218; VI, 172. *Einhardi* Vita Karoli p. 32. *Jaffé* l. c. IV, 537.

und da der Halbmesser des Achtecks etwa 8 m lang ist, der des Sechzehnecks etwa 16 m, da weiterhin der obere Umgang etwa 8 m über dem Pflaster des Erdgeschosses liegt, der Kuppelanfang etwa 24 m hoch aufsteigt, der Schlußstein desselben bis zu etwa 32 m, so ist offenbar das Maß von etwa 8 m als Einheit gewählt. Sieht man von den Anbauten im Osten und Westen ab, indem also nur das Oktogon in Betracht gezogen wird, so ist dessen Länge sowohl gleich der Breite als der Höhe; sie beträgt an 4 × 8 = 32 m. Man wird dies als Anlehnung an den Text der

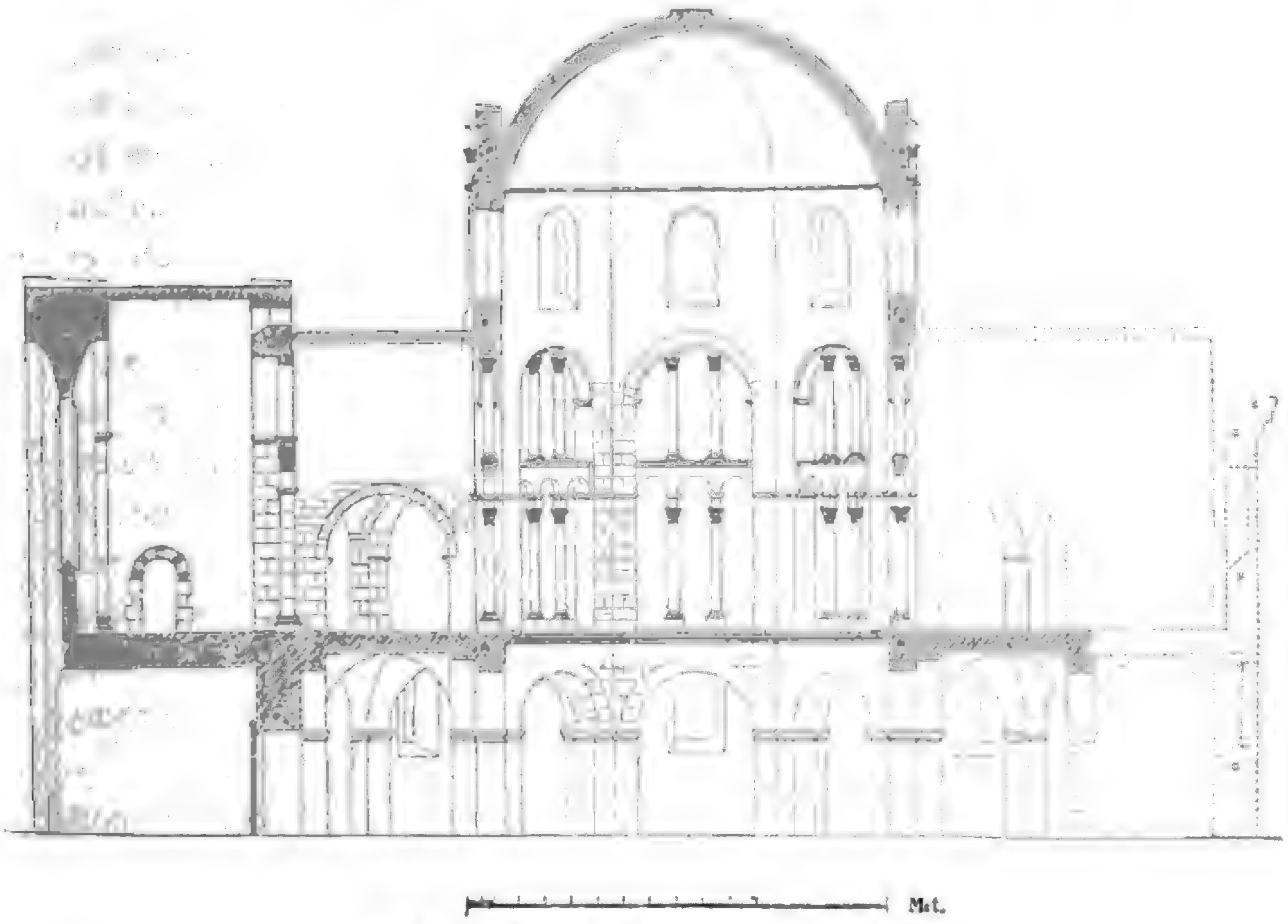


Fig. 2. Querschnitt der Pfalzkapelle zu Aachen.

Geheimen Offenbarung ansehen dürfen, worin gesagt wird (21, 16), die Stadt des himmlischen Jerusalem sei ebenso hoch als lang und breit, habe also die Form eines Würfels[1]. Daß der Durchmesser des Oktogons ebenso wie der Halbmesser des um dasselbe beschriebenen Sechzehneckes an 16 m beträgt, dürfte ebenfalls nicht zufällig sein, weil 16 = 4 × 4 nach der alten Symbolik auf das Weltall mit seinen vier Himmelsrichtungen und vier Elementen paßte. Auch die von Duemmler und de Rossi mitgeteilte

[1] Nach Ark wäre die Pfalzkapelle aus dem sogen. Achtort erbaut (Geschichtsverein VIII, 95).

Inschrift der Aachener Pfalzkapelle[1] ist für die Beurteilung der Maßverhältnisse nicht ohne Bedeutung. Wird doch in ihr die Wichtigkeit der gleichpaarigen Zahlen betont. Die oben angeführten entsprechen ihr; ist doch $8 = 2 \times 2 \times 2 = 2^3$; $2 \times 8 = 16$ und $2 \times 16 = 32$. Freilich bedienten sich die karolingischen Künstler nicht des Meters als Maßstab, doch muß ihre Maßeinheit zur Länge eines Meters in irgend einer Weise eine genauere Beziehung gehabt haben. Es könnte auch nach Offb. 21, 17 die Länge eines großen Mannes zu etwa 2 m die Einheit gegeben haben.

Der Westbau besteht im Grundriß aus einem fast quadratischen, im Lichten ungefähr 8 m langen Mauerkörper, an den rechts und links ein runder Treppenturm sich anlehnt. In ihm ist also ein System befolgt, das mehrere Jahrhunderte lang maßgebend blieb, wohl den meisten Fassaden romanischer Kirchen zu Grunde liegt und den Anstoß gab zu den prächtigen gotischen Fassaden, in denen der Haupteingang von hochaufstrebenden Türmen flankiert wird. An der Pfalzkapelle zu Aachen überragt freilich das mittlere Stück der Fassade die Treppentürme um das ganze dritte Stockwerk, worin wohl die Glocken aufgehängt waren. Im Erdgeschoß befand sich eine offene Halle, an deren östlichem Ende erst die großen Thürflügel aus Erz standen, welche den Eingang zum Innern der Kirche schlossen. Im mittleren Stockwerk folgte gleich hinter dem Throne des Kaisers jener viereckige Raum, worin wohl der Hof seinen Platz fand. Die Hauptaufgabe der Treppentürme war, den Zugang aus dem Erdgeschoß der Kapelle zu der Empore zu vermitteln.

Vor dem Westbau dehnte sich eine Anlage aus, deren Grundmauern durch den Architekten Buchkremer mit solchem Erfolge ausgegraben wurden, daß sich ihre ursprüngliche Gestalt mit Sicherheit erkennen läßt, welche als die eines Atrium zu bezeichnen ist[2]. Ihr Kern war ein langer, viereckiger Hof, in dessen Mitte wohl ein monumentaler Brunnen aufstieg und neben dem zur Rechten und Linken ein bedeckter Gang ein Obergeschoß trug. Jeder dieser parallelen Gänge öffnete sich nach dem Hofe hin durch vier große Thore, zwischen denen drei mal drei kleine Bogenstellungen sich befanden.

---

[1] Cum lapides vivi pacis compage ligantur,
Inque *pares numeros* omnia conveniunt,
Claret opus domini, totam qui construit aulam.
(Mon. Germ. Poëtae latini I, 432. *de Rossi*, Inscriptiones II, 276.)

[2] Geschichtsverein XX, 247 f.

Einen besondern Schmuck des Innern boten die kostbaren antiken Marmorsäulen. Zweiunddreißig (2 × 2 × 8) sind so in die acht großen Bogenöffnungen der Empore gestellt, daß in jeder dieser Öffnungen je zwei drei Bogen tragen, auf denen ein Gesimse ruht, worauf wiederum zwei Säulen sich erheben, deren Kapitäle an die Bogen jener Öffnungen anstoßen (vgl. Fig. 2). Manche, vielleicht alle Säulen der unteren Stellung bargen wahrscheinlich zwischen Schaft und Kapitäl Reliquien [1]. Für die Festigkeit des Aufbaues haben jene Säulen keine Bedeutung; sie ahmen nur das in der alten römischen und auch in der byzantinischen Architektur oft vorkommende Motiv nach, worin Säulen einen Architrav oder Bogen tragen, worauf eine zweite Säulenreihe Platz findet. Ihr Zweck ist ein dekorativer, den sie gut erreichen, indem ohne sie jene Bogenöffnungen der Empore doch gar zu leer erscheinen würden.

Eine ähnliche Säulenstellung mit längeren, rötlichen Schäften trennte den oberen Teil des Westbaues von der Empore [2]. Sowohl im unteren als im oberen Raume des kleinen, viereckigen karolingischen Chorbaues stand ein Altar, über den sich auf vier antiken Säulen ein kostbarer Baldachin erhob. Vor jedem Altar war eine Ikonostase erbaut, d. h. auf je vier Säulen ein Balken gelegt, welcher das eigentliche Chor, den Altarraum nach Westen hin abschloß. Die Ikonostase im oberen Chorraum, welche dem kaiserlichen Stuhle gegenüberstand, war besonders reich ausgestattet. Ein Paar ihrer kostbaren antiken Säulen war weiß, das andere grün [3]. Ihr Balken trug, wenigstens in späterer Zeit, ein Kreuz zwischen den Figuren der Gottesmutter und des Lieblingsjüngers.

Die von Karl d. Gr. mit so vielen Mühen und Kosten erlangten und im Oktogon aufgestellten antiken Marmorsäulen wurden, nachdem sie tausend Jahre ihren Platz behauptet hatten, 1794 in roher Art von den Franzosen ausgebrochen und nach Paris gebracht. Im Jahre 1815 kamen durch die Vermittelung der Verbündeten 30 nach Aachen zurück, 16, und zwar die wertvollsten, blieben in Paris. Vier derselben, „Prachtexemplare von rotem, orientalischem Granit (Porfido rosso) tragen jetzt im Louvre, in der ehemaligen Salle des empereurs romains, den Thronbaldachin. Acht andere aus edlem Granit sind in der Salle de la paix ou de Rome aufgestellt".

---

[1] Geschichtsverein IX, 40. [2] Ebd. XXI, 137 f.
[3] Ebd. VIII, 66 Anm.

„Von den nach Paris geschleppten Kapitälen dieser Säulen sind nur zehn wieder nach Aachen zurückgekommen.“ „Von den vormals unter den antiken Säulen des Münsters stehenden Vasen sind nur drei Stück mehr vorhanden; wo die übrigen verblieben sind, ist uns unbekannt.“ [1]

Erst in den Jahren 1843 bis 1847 wurden nach langen Verhandlungen 21 der alten Säulen auf ihren früheren Platz zurückgestellt und zwar mit einem Kostenaufwand von an 20 000 Thalern [2]. Leider wurden nicht nur alle 32 Basen und 11 Säulen aus Granit neu gehauen und mit 29 neuen Kapitälen eingesetzt, sondern auch die drei alten Kapitäle verändert. Die 24 Bogen mit ihren Gesimsen in der Mitte zwischen jenen Säulen sind leider ganz neu hergestellt, so gut man es damals verstand, freilich nicht so wie es zur Zeit Karls d. Gr. geschehen war [3].

„St. Vitale in Ravenna hat zweifellos auf die Gesamtkonzeption mitbestimmend eingewirkt. Die Raumbehandlung ist eine verwandte, der struktive Organismus aber ist (in Aachen) weit einfacher und klarer und steht der antiken Konstruktionsweise näher als das komplizierte Gewölbesystem jenes byzantinischen Zentralbaues, am nächsten gewissen Monumenten in der Lombardei“ (z. B. der Rotunde zu Brescia und S. Fedele zu Como).

„Ohne Frage enthielten damals (auch) noch die linksrheinischen Lande eine weit größere Zahl mehr oder minder wohlerhaltener Gewölbe- und Zentralbauten, als wir heute irgend zu bestimmen imstande sind, und die technischen Traditionen der römischen Baukunst, welche ja gerade am Niederrhein weit in das Mittelalter sich verfolgen lassen, flossen noch reichlich.“ [4]

Professor Kornel Peter Bock versuchte als Vorbild für das Aachener Oktogon die alte, durch Alkuin erbaute Kathedrale von York nachzuweisen [5]. Alkuin mag darauf hingewiesen haben. Entscheidend wird weder dieser Hinweis gewesen sein, noch die genauere Kenntnis des Ravennatischen Zentralbaues. .

---

[1] Geschichtsverein VIII, 66 f. Über zwei kostbare Säulen aus grünem Marmor, welche angeblich den Baldachin des Hochaltares stützten, VIII, 269 f.; vgl. XXI, 160 f.

[2] Jungbluth, Die Restauration des Aachener Münsters (Aachen 1862) S. 10 f.

[3] Bock, Das Liebfrauen-Münster zu Aachen (Aachen, Jakobi, 1866) S. 8. Cremer, Besprechung (Aachen, Meyer, 1866), S. 10 f. Geschichtsverein VIII, 71; XXI, 157 f.

[4] Dehio a. a. O. I, 152 f.

[5] Geschichtsverein V, 167. Bonner Jahrbücher XXVII, 106 Anm.

Sicherlich war die Wahl einer zentralen Anlage nicht, wie oft behauptet wird, durch den Umstand bedingt, „daß diese Kirche dereinst des Kaisers Grab aufnehmen sollte, für Grabkirchen aber auch im Abendlande die zentrale Anlage von jeher normal war“ [1].

Keine der vielen älteren Quellen, welche den Aachener Bau loben, deutet auch nur im entferntesten an, er sei ursprünglich zur Ruhestätte des Kaisers bestimmt gewesen. Im Anfange seiner Regierung hatte Karl den Wunsch kundgegeben, gleich seinem Vater Pippin in St. Denys bei Paris begraben zu werden. Einhard erzählt aber dann ausdrücklich, als der Kaiser gestorben sei, habe man sich nach langer Beratung endlich dahin geeinigt, ihn in dem Gotteshause zu beerdigen, das er zur Ehre des Erlösers und der Gottesmutter erbaut habe [2]. Er wurde jedoch, wie es scheint, nicht im Innern der Pfalzkapelle, sondern in einem neben derselben stehenden Raum bestattet.

Die Behauptung, vornehmere Grabkapellen in Deutschland und Frankreich seien damals immer oder auch nur meistens Zentralanlagen gewesen, wird sich nicht erweisen lassen.

Mit Recht lehnen Dehio und von Bezold auch „die irrige Lehre“ ab, die karolingische Baukunst sei von Byzanz inspiriert und zur Errichtung zahlreicher Zentralbauten veranlaßt worden. Dieser Lehre, welche lange allgemein geglaubt wurde, verdankt die Aachener Pfalzkapelle ja auch die Bezeichnung eines byzantinischen Baues, obwohl sie zu dem byzantinischen Stil keinerlei Beziehung hat.

In Wahrheit lag die eigentliche Veranlassung zur Wahl einer zentralen Anlage im „Wohlgefallen des Zeitgeistes am Zentralbau und in der Absicht, eine Pfalzkapelle zu bauen“. Zu letzterer eignete sich am besten eine Kirche mit einer Empore, worin unten das Volk und die Geistlichkeit, oben der König und dessen Gefolge Platz fanden. Der Herrscher konnte oben dem Gottesdienst leicht folgen, ohne sich unter die gewöhnlichen Leute zu mischen. Später ist „die königliche Kapelle von Aachen“ sehr häufig für die Gotteshäuser von Pfalzen und Schlössern als Vorbild verwertet worden. Vielleicht auch deshalb, weil ein solches Schema schon früher für die Hauskapellen der Großen nicht nur im Morgenlande, sondern auch im Abendlande sehr beliebt war.

---

[1] Dehio a. a. O. I, 152.
[2] Simson, Jahrbücher II, 535.

Von alten Quellen werden eine durch Ludwig den Frommen begonnene Kapelle zu Diedenhofen, ein von Bischof Theodulf von Orleans zu Germigny erbautes Gotteshaus, die von Karl dem Kahlen zu Compiègne errichtete Kirche und der sogen. „alte Turm" zu Mettlach als Nachahmungen der Aachener Pfalzkapelle ausdrücklich bezeichnet[1]. Ziemlich genaue Nachbildungen derselben sind die noch erhaltene Pfalzkapelle zu Nymwegen, die Kirche zu Ottmarsheim im Elsaß und das Westchor der Abteikirche von Essen; auch die untergegangenen Kirchen des hl. Johannes zu Lüttich und der hl. Walpurgis zu Gröningen glichen dem Aachener Zentralbau mit seiner Empore. Vielleicht war ihm ehedem auch die Kirche des hl. Gereon zu Köln ähnlich, bevor ihre Empore und ihr Oberbau im 13. Jahrhundert verändert wurden.

Die Ausstattung der kaiserlichen Kapelle zu Aachen entsprach der Macht und dem Reichtum ihres Stifters, der ihr vor allem eine große Anzahl der kostbarsten Erzgüsse, nämlich Bildwerke, Glocken, Thürflügel und Gitter verschaffte.

Über die Glocken erzählte im Dezember 883 ein Mönch von St. Gallen[2] dem Kaiser Karl III., dem Dicken, als er drei Tage im Kloster verweilte, folgende Geschichte:

„Zu Aachen befand sich ein Meister, der alle überragte in Bearbeitung von Erz oder Glas. Als nun Tancho, welcher Mönch von St. Gallen gewesen war, eine vortreffliche Glocke gegossen hatte, deren Ton vom Kaiser (Karl dem Großen) nicht wenig bewundert wurde, sprach jener sehr vortreffliche, aber auch sehr unglückliche Erzgießer: ‚Herr und Kaiser, befiehl, mir viel Kupfer zu liefern, damit ich es rein auskoche, und statt des Zinns laß mir nach Bedarf Silber geben, wenigstens hundert Pfund, dann gieße ich dir eine Glocke, in deren Vergleich die andere stumm erscheint.' Karl, der freigebigste der Könige, dem Reichtümer zuflossen, an die er aber sein Herz nicht hängte, befahl alsogleich, ihm alles, was er verlangte, herbeizuschaffen. Der Elende nahm es und ging von dannen. Das Erz schmolz und reinigte er; statt des Silbers nahm er jedoch das reinste Zinn, und so vollendete er aus dem unterschobenen Stoffe in kurzer Zeit eine viel bessere Glocke und zeigte sie dem Kaiser als vortreffliche

[1] Die Nachweise bei Simson, Jahrbücher II, 559 f., und Dehio, Baukunst II, 156; vgl. 551 f. Vgl. Annalista Saxo ad an. 945 und *Wilh. Malmesb.* Gesta IV, 164 (Mon. Germ. SS. IV, 605; XIII, 138).

[2] *Jaffé,* Monumenta Carolina IV, 660.

Leistung. Dieser bewunderte sie sehr wegen ihrer unvergleichlichen Form, ließ den Klöpfel einfügen und befahl, die Glocke in dem Glockenhaus (des Westbaues) aufzuhängen. Als dies unverzüglich geschehen war, bemühte sich der Küster der Kirche mit den übrigen Angestellten der königlichen Kapelle und deren Gehilfen sowie mit andern, die hinzukamen, die Glocke zum Läuten zu bringen. Sie brachten es aber nicht zu stande. Da wurde der Meister derselben, welcher einen so unerhörten Betrug begangen hatte, unwillig. Er ergriff den Strick und zog ihn an. Siehe, da fiel aus der Mitte der eiserne Klöpfel, gleichsam belastet mit dem Frevel, auf sein Haupt, tötete ihn, drang durch den Leichnam des Erschlagenen und fiel mit dessen Eingeweiden zu Boden. Als man jenes (unterschlagene) Silber fand, befahl Karl voll Gerechtigkeitsgefühl, es unter die Armen des Palastes zu verteilen."

Der Mönch von St. Gallen, dem wir diesen Bericht verdanken, steht nun freilich hinsichtlich seiner Glaubwürdigkeit nicht im besten Rufe. Jedenfalls darf man aber aus seiner Erzählung schließen, in karolingischer Zeit, also auch für die Aachener Palastkapelle seien bereits große Glocken verwendet worden. Daß man sie vor Beginn des feierlichen Gottesdienstes kräftig läuten ließ, erhellt aus Ermoldus [1], nach dessen Aussage „eine Glocke dem Gebrauche gemäß die Leute zur Kirche ruft". Den Namen Tancho dürfte der St. Gallener Mönch schwerlich erfunden haben. Es wird also ein Benediktiner dieses Namens in Aachen an der Spitze der dortigen Gießerei gestanden haben, die freilich nach dem Gebrauche des Mittelalters an diesem Orte nur so lange in Betrieb blieb, als nötig war, um den Bedarf zu decken; denn die Glockengießer wanderten damals von einer Kirche zur andern und gossen die Glocken immer an dem Orte, für den sie bestimmt waren. Tancho hat dann vielleicht auch die vier zweiflügeligen Metallthüren gegossen, welche noch heute, freilich an andern Stellen, das Münster Karls d. Gr. zieren. Die größere verschloß ursprünglich den Zugang aus der Vorhalle in das Oktogon, die drei kleineren waren in andern Pforten aufgehängt. Die äußere Seite ist an allen in viereckige Felder eingeteilt, deren Rahmen mit Palmetten, herzförmigem Blattwerk, Perl- und Eierstäben verziert sind. Jeder Flügel trägt in einem Felde einen Löwenkopf zur Aufnahme der Handhabe. Einteilung und Orna-

---

[1] *Ermoldi* Nigelli in honorem Hludowici liber IV, 400 (Mon. Germ. SS. II, 509). Ältere Zeugnisse bei Otte, Glockenkunde (2. Aufl., Leipzig, Weigel, 1884) S. 12.

mentierung sind der Antike entlehnt. Die Technik ist mangelhaft. Die Form war nicht sorgsam vorbereitet oder hat sich während des Gießens verzogen. „Die Ornamente und Feldereinteilungen sind nicht allein flüchtig, ungenau und ungleich gearbeitet, es fehlt nicht allein allen Linien an Sicherheit, an der rechtwinkeligen Aneinanderfügung, sondern man sieht in allen Ecken der Felder eine mangelhafte unorganische Verbindung der sich begegnenden Ornamente an den Rahmleisten.“ [1]

Wertvollere Leistungen der karolingischen Meister sind die weit besser modellierten und hohl gegossenen Gitter aus Erz, welche die acht Arkaden der Empore der Pfalzkapelle schließen. Je zwei gegenüberstehende sind sich gleich. Zwei Paare haben zwischen je fünf Pilastern in vier Feldern gitterförmige Füllungen, sind also architektonischer Natur; die beiden andern Paare erinnern an Teppichmuster [2].

Ob der große Pinienapfel aus Erz, welcher vor dem Münster aufgestellt ist und bei dessen Herstellung laut einer Inschrift ein Abt Udalrich (von Aachen?) sich Verdienst erwarb, karolingisch ist oder erst aus dem 10. Jahrhundert stammt, läßt sich schwer entscheiden. Wir besitzen viel zu wenig Werke aus jener frühen Zeit, um ein sicheres Urteil zu fällen. Daß in der Mitte des karolingischen Vorhofes, der vor dem Westbau lag, ein Brunnen stand, ist mit Sicherheit anzunehmen. Vielleicht ging dessen Ausstattung beim Einfall der Normannen verloren, wurde darum in ottonischer Zeit erneuert und mit diesem Pinienapfel geziert.

Zwei kostbare Erzfiguren brachte Karl aus Italien nach Aachen, eine Wölfin, die wohl den Gerichtsplatz bei der Pfalzkapelle schmückte [3], und ein großartiges aus Ravenna stammendes, leider untergegangenes Reiterbild Theodorichs [4].

Oben auf der Empore vor dem Westbau ließ Karl einen Thron errichten, der noch in unveränderter Gestalt seine Stelle behauptet. Er ruht

[1] Ernst aus'm Weerth, Kunstdenkmäler des christlichen Mittelalters in den Rheinlanden II (Leipzig, Weigel, 1857 f.), 71 f. Geschichtsverein VIII, 52 f. Bock, Karls d. Gr. Pfalzkapelle (Köln und Neuß, Schwann, 1865) S. 10 f.

[2] Aus'm Weerth a. a. O. S. 72 f. Geschichtsverein VIII, 52 f. suchte Rhoen zu beweisen, die Gitter stammten aus einem älteren Bau des 5. Jahrhunderts. Eine eingehende Widerlegung dieser Ansicht von Buchkremer a. a. O. XXI, 157 f. und 188 f. Vgl. Bock a. a. O. S. 17 f.

[3] Geschichtsverein XII, 317 f. Bonner Jahrbücher XII, 103; XXVII, 101 f.; LX, 150.

[4] Bonner Jahrbücher V, 1 f.; L, 1 f. Quellenschriften für Kunstgeschichte N. F. VII (Wien, Graeser, 1896), 134 f.

auf vier starken Pfosten und besteht aus fünf weißen, unverzierten Marmorplatten, die einen Sessel bilden, zu dem sechs Stufen hinaufführen[1]. Auf das hölzerne Sitzbrett wurde ein kostbares Kissen gelegt; die einfachen Platten erhielten eine Bedeckung durch Teppiche, welche je nach der Festlichkeit des Tages mehr oder weniger kostbar waren. Das vor dem Thron angebrachte Gitter aus Bronze in der westlichen Arkade des Oktogons ist reicher als die übrigen und hatte in der Mitte eine Thüre. Wenn der Kaiser dem Gottesdienst beiwohnte, wurde sie geöffnet, damit er nicht nur die unten im Oktogon versammelte Geistlichkeit leichter überschauen, sondern auch dem am unteren Altare des Chores gefeierten Gottesdienste folgen könne. Dieser sein Thron ist zum Wahrzeichen der Stadt Aachen geworden, die seinetwegen „des Reiches erster Sitz", „der Stuhl, Sitz und Thron des Reiches" genannt wurde[2]. Auf ihm nahmen vor und nach der Krönung die deutschen Könige Platz, um sich als Erben und Nachfolger des großen Karl zu erweisen. Selbst jene deutschen Herrscher, welche an andern Orten Weihe und Krönung empfangen hatten, bestiegen später in feierlicher Weise den Thron zu Aachen und hatten dann erst alle Vorbedingungen zur Wahrung ihrer königlichen Rechte erfüllt.

Auf den oberen oder unteren Altar des Chorbaues wurden vor der Krönung die Insignien gelegt: das Schwert mit dem Gürtel, der Mantel mit den Armspangen, Stab, Szepter und Diadem. Leider sind uns keine Nachrichten über die Art und Weise erhalten, wie Karl diese beiden Altäre ausstattete. Doch berechtigen Berichte über andere Altäre jener Zeit[3] zu ziemlich sichern Schlüssen.

Vor jedem Altare hingen beim Eingange zum Chore an dem reichverzierten Balken, der auf vier Säulen ruhte, kostbare Votivkronen, Kelche, Kreuze und Lampen, auf ihm standen vergoldete Bilder aus Silber. Da der untere Altar der seligsten Jungfrau gewidmet war, barg er wohl in einem einfachen Schrein das Kleid derselben, das Karl aus Konstantinopel erhalten hatte[4]. Vor dem Tische hingen an Festtagen kostbare

[1] Eine eingehende Darlegung mit trefflichen Zeichnungen von Buchkremer im Geschichtsverein XXI, 162 f.

[2] Geschichtsverein IX, 14 f.

[3] Über einen reichen Marienaltar in Fontanelle Gesta abb. Fontanell. Mon. Germ. SS. II, 295. Über ähnliche Altäre zu Tours und Köln Poëtae latini Mon. Germ. I, 309, n. 88. 333, n. 107, II et III.

[4] Floß, Geschichtliche Nachrichten über die Aachener Heiligtümer (Bonn, Marcus, 1855) S. 15 f. 253.

byzantinische und orientalische, mit Gold verzierte Gewebe[1], auf ihm standen neben einem goldenen Kreuze Leuchter. Die Rückwand wurde durch eine goldene Tafel gebildet, deren Basreliefs Szenen aus dem Leben der Gottesmutter zeigten. Über dem Altartisch war das Gewölbe mit Malereien oder Mosaiken geziert, eine Tafel mit einer kunstreich gereimten Inschrift gab den Titel des Altares an, die Namen der in ihm ruhenden Reliquien und den Tag der Weihe.

Dem im Erdgeschoß errichteten Hauptaltare entsprach auf der Empore, dem kaiserlichen Thron gegenüber, der zweite, ähnlich ausgestattete. Da einige Schriftsteller melden, Karl habe sein Münster dem Erlöser und der Gottesmutter gewidmet[2] und da später, als das gotische Chor erbaut war, an Stelle des abgebrochenen karolingischen eine Kapelle mit zwei Geschossen errichtet wurde, an deren oberem Altare man um Weihnachten die heilige Messe feierte, liegt die Annahme nahe, zu Karls Zeiten habe der Altar der Empore die Windeln Christi enthalten und den Namen des Heilandes getragen. Den sichersten Beweis, daß dieser Altar dem Erlöser gewidmet war, dürfte Thegan bieten, welcher erzählt, Karl habe seinen Sohn Ludwig zu dem Altare geführt, welcher auf der Empore dem Erlöser geweiht gewesen sei, und ihm dort befohlen, die auf den Altartisch gelegte Krone zu nehmen und sich selbst aufzusetzen[3].

Eine Orgel soll auf Karls Befehl nach dem Muster der vom griechischen Gesandten mitgeführten und gezeigten durch dessen Arbeiter

---

[1] Mon. Germ. SS. I, 307, ad an. 806. Vgl. über die Schätze aus Persien I, 353, ad an. 807; VI, 169. 566; XIII, 24. 231. In der Vita Karoli bei Rauschen, Die Legende Karls d. Gr. c. 16, p. 39 wird erzählt, Karl habe einen Teil der vom König von Persien gesandten Geschenke der Marienkirche überwiesen. Der Verfasser giebt wohl die in Aachen bestehende Überlieferung.

[2] Poëta Saxo V, 434: Basilica,

Quam pie Christe tibi sancteque tue genetrici
Ad laudem studuit perpetuam facere.

Jaffé, Mon. Carol. p. 619. Regino schreibt: Aquis in basilica sancti Salvatoris et sanctae Dei genitricis Mariae (Mon. Germ. SS. I, 566). *Einhardi* Vita Karoli c. 21: Omnium animis sedit, nusquam eum honestius tumulari posse, quam in ea basilica, quam ipse propter amorem Domini nostri Iesu Christi et ob honorem sanctae et aeternae Virginis, genitricis eius, proprio sumptu in eodem vico construxit.

[3] Vita Hludowici c. 6, Mon. Germ. SS. II, 591: Perrexit (Karolus) ad ecclesiam, quam ipse a fundamento construxerat, pervenit ante *altare, quod erat in eminentiori loco* constructum caeteris altaribus et consecratum in honore Domini nostri Iesu Christi.

nachgemacht und zu Aachen aufgestellt worden sein[1]. Die im Jahre 826 durch den Venetianer Georg in Aachen errichtete Orgel würde dann die ältere, welche zu Grunde gegangen war, ersetzt haben[2]. Daß auch die kostbare, durch Harun Arrischid, Kalifen von Bagdad, dem Kaiser gesandte Uhr in der Pfalzkapelle aufgestellt worden sei, erzählen spätere Legenden[3]. Sie war von Messing und gab die Stunden an durch Kugeln, welche mit lautem Schall in ein Becken fielen. Zwölf Reiter traten zur bestimmten Zeit aus ebensovielen Thoren heraus.

Großartige Festlichkeiten vollzogen sich in der spätestens 796 begonnenen Pfalzkapelle, als Papst Leo III. im Jahre 805 zu Aachen mit dem Kaiser das Dreikönigsfest beging. Nach einer glaubwürdigen, freilich nicht vor dem 13. Jahrhundert urkundlich nachweisbaren Überlieferung weihte der Papst bei dieser Gelegenheit das in seinen wesentlichen Teilen vollendete Gotteshaus[4]. Die ebenfalls erst im 13. Jahrhundert auftauchende Nachricht, 365 Bischöfe seien bei der Kirchweihe zugegen gewesen und jeder derselben habe einen Ablaß von 40 Tagen, der Papst aber einen solchen von einem Jahre und 40 Tagen bewilligt für alle Gläubigen, welche dem Jahrgedächtnis dieser Weihe beiwohnen würden, ist zweifelsohne unrichtig. Übertrieben ist auch die Erzählung einer späteren, Karl d. Gr. unterschobenen Urkunde, worin der Kaiser selbst darlegt, er habe zur Feier der Weihe Kardinäle aus Rom, Bischöfe nicht nur aus seinem Reiche, sondern auch aus Italien, viele Äbte und zahlreiche Geistliche eingeladen. Überdies seien viele Fürsten, Herzoge, Grafen und Beamte aus Italien, Sachsen, Bayern und Alemannien, sowie aus dem östlichen und westlichen Frankreich berufen worden[5]. Daß aber Karl, der damals auf dem Gipfel seiner Macht stand, die Anwesenheit des Papstes zur Entfaltung alles Glanzes seines Hofes benutzt habe, ist sicher[6]. Einhard[7] bezeugt, stets

---

[1] Monachus Sangallensis l. c. II, 7. *Jaffé* l. c. IV, 673.

[2] *Einhardi* (?) Annales ad an. 826. Mon. Germ. I, 215, cfr. 359; V, 103. *Einhardi* Historia translationis ss. Marcellini et Petri IV, 75, Acta SS. 2. Iun. Geschichtsverein XXI, 152. Aus'm Weerth a. a. O. II, 62 Anm. 47. Hagen, Geschichte Aachens S. 67.

[3] *Einhardi* Vita Karoli I, 16. Bei Rauschen a. a. O. S. 39. Vgl. Hagen a. a. O. S. 24.

[4] Simson, Jahrbücher II, 319 Anm. 5. Geschichtsverein VIII, 15 Anm. Rauschen a. a. O. S. 137 f. 181 f. Hagen a. a. O. S. 87 f.

[5] Rauschen a. a. O. S. 139, vgl. S. 41. [6] Jahrbücher II, 319.

[7] Vita Karoli c. 26. *Jaffé* l. c. p. 532.

habe sein Gönner gesorgt, daß der Gottesdienst seiner Pfalzkapelle möglichst geziemend abgehalten werde; er habe darum deren Beamte öfters und dringend ermahnt, nicht zu dulden, daß etwas Unpassendes darin gefunden werde. Alle Geistlichen und Kirchendiener, bis herab zu den Thürhütern, hätten kostbare, von der Hofverwaltung gestellte Gewänder getragen. Die heiligen Geräte seien von Gold und Silber gewesen.

Jedenfalls ward also bei Empfang des Papstes und der Feier des Epiphaniefestes zu Aachen eine glanzvolle Prozession veranstaltet. Der Kaiser schritt darin einher in Schuhen, auf denen Edelsteine befestigt waren. Er trug Strümpfe, über welche Bänder gewickelt waren, einen kurzen, fast bis an die Kniee reichenden, golddurchwirkten, mit Seide gesäumten Rock und einen langen, hellen, fast bis zu den Füßen herabfallenden, reichgesäumten, mit Edelsteinen versehenen Mantel, den eine kostbare Spange auf der rechten Schulter zusammenhielt. Am goldenen Griff und an der reich geschmückten Scheide seines Schwertes, das er stets trug, funkelten Edelsteine. Auf seinem Haupte glänzte eine goldene, mit Perlen und kostbaren Gemmen geschmückte Krone. Seine Hand hielt ein langes, in einem Knauf endendes Zepter. Neben den Thron stellten sich zwei Waffenträger mit des Kaisers Schild und Lanze. Um ihn herum sah man die stolze Schar seiner Herzoge und Grafen in kostbaren Mänteln und Kleidern, die denen des Herrschers glichen [1].

Der Papst trug als Amtskleider reiche Sandalen, leinene Strümpfe, ein Schultertuch, eine Albe mit ihrem Cingulum (Gürtel), eine Stola, zwei Tuniken, eine Kasel, ein Sudarium (Manipel) und das Pallium. Den Erzbischöfen fehlte von diesen Kleidungsstücken keines, den Bischöfen nur das Pallium [2]. Mitra und Pontifikalhandschuhe waren noch nicht im Gebrauch. Auch die Priester trugen über der Albe und unter ihrer Kasel eine Tunika; ihre Fußbekleidung war einfacher als die der

---

[1] *Einhardi* Vita Karoli c. 23. *Jaffé* l. c. IV, 530. *Thegani* Vita Hludowici c. 6. Mon. Germ. SS. II, 591. Clemen, Die Porträtdarstellung Karls d. Gr., Geschichtsverein XI, 185 f.; Bonner Jahrbücher XCII, 53 f. Vgl. die Bilder der Kaiser in den Karolingischen Prachthandschriften: Karls d. K. in dessen Bibel und in dessen Gebetbuche, Lothars in dessen Evangelienbuche (alle bei *Louandre*, Les arts somptuaires I), Karls des Kahlen im Codex aureus aus Regensburg (bei Kobell, Kunstvolle Miniaturen).

[2] *Amalarius*, De ecclesiasticis officiis II, c. 22. *Migne*, Patrol. lat. CV, 1098. Braun, Die pontifikalen Gewänder des Abendlandes (Ergänzungsheft 73 zu den „Stimmen aus Maria-Laach" S. 7 f. und 65 f.).

Bischöfe [1]. Die Diakone erschienen in einer Kasel oder in einer Dalmatik [2] und hielten wie die Priester ihre Manipel mit der rechten Hand. Die Farbe aller Gewänder war sehr verschieden und noch durch kein Gesetz bestimmt; auch der Stoff und die Musterung der Kaseln, der Dalmatiken und Tunicellen, der Stolen und der Schuhe war mehr oder weniger prächtig, je nach der Stellung und dem Reichtum der Prälaten. Manche trugen seidene Gewänder mit reicher Musterung, deren Stoffe aus dem Morgenlande stammten. Kostbare Borten und Längsstreifen aus Goldstoff und Seide dienten zur Verzierung besonders an den Säumen.

Die mit Handhabung der Ordnung betrauten Geistlichen bedienten sich langer Stäbe, um den Weg zu bahnen und die Menge zurückzuhalten [3]. Wie die liturgischen Bücher, die Zeremonien und die Tracht, so war auch der Gesang [4] römisch. Leo III. konnte demnach in der Aachener Pfalzkapelle pontifizieren, als sei er zu Rom in der Kirche des Lateran. Nach der Feier führte Karl ihn auf eine Altane, um ihm den Klerus, sein Heer und das Volk zu zeigen [5]. Es dürfte wohl der Gang gewesen sein, welcher von der Pfalz zur Hofkapelle führte, die, eben vollendet, in frischem Glanze erstrahlte. Zur Linken erhob sich auf einem Hügel der mächtige Bau des Palastes mit seinem gewaltigen, im Unterbau erhaltenen Festsaale und Wartturm, von dessen Zinne ein eherner Adler in fliegender Stellung herabschaute, weil Roms Macht von der Tiber nach Deutschland übertragen war [6].

---

[1] *Amalarius* l. c. cap. 22 et 25. Vgl. die Kleidung der Kanoniker von Tours in deren Bibel bei *Louandre* l. c.

[2] *Amalarius* l. c. c. 21.

[3] *Ermoldus*, Nigellus IV, 399 s. Mon. Germ. SS. II, 509.

[4] Hagen a. a. O. S. 75 f.

[5] Monachus Sangallensis l. c. II, 8. *Jaffé* l. c. IV, 674.

[6] Hagen a. a. O. S. 35.

(Schluß folgt.)

Steph. Beissel S. J.

Das ganze Evangelium und der ganze Christus[1].

3. Das ganze Evangelium. Hat Harnack etwa bisher unbekannte Quellen entdeckt, aus denen er in seinen Vorlesungen über das Wesen des Christentums schöpft? Wir haben gesehen, daß das nicht der Fall ist. Er besitzt kein positives Material, als was die katholische Kirche ihm überliefert hat; es sind dieselben Quellen, denen die Kirche die Beweismittel für ihre Lehre seit Jahrhunderten entnimmt.

Verschieden, grundverschieden ist die Art der Behandlung und Verwertung. Die Kirche läßt die Quellen wie sie sind, sie schöpft aus dem Vollen und nimmt unverkünstelt, was ihr geboten wird und wie es ihr geboten wird.

Harnack darf zu seinem Zweck die Quellen nicht in ihrer ursprünglichen Fülle sprudeln lassen, sonst würde sein ganzes Werk bald weggeschwemmt sein. Er muß sie in die engen Röhren seiner subjektiven Kritik fassen, um uns schließlich jenes dünne Wässerlein bieten zu können, welches er als das „Evangelium im Evangelium" bezeichnet, das Evangelium Harnacks anstatt des Evangeliums Jesu Christi[2].

Wir haben vier Evangelien, eines davon wird sofort beiseite geschoben.

„Unsere Quellen für die Verkündigung Jesu sind — einige wichtige Nachrichten bei dem Apostel Paulus abgerechnet — die drei ersten Evangelien. Alles übrige, was wir unabhängig von diesen Evangelien über die Geschichte und Predigt Jesu wissen, läßt sich bequem auf eine Quartseite schreiben, so gering an Umfang ist es. Insonderheit darf das vierte Evangelium, welches nicht von dem Apostel Johannes herrührt und herrühren will, als eine geschichtliche Quelle im gemeinen Sinne des Wortes nicht benutzt werden. Der Verfasser hat mit souveräner Freiheit gewaltet, Begebenheiten umgestellt und in ein fremdes Licht gerückt, die Reden selbstthätig komponiert und hohe Gedanken durch erdachte Situationen illustriert. Daher darf sein Werk, obgleich ihm eine wirkliche, wenn auch schwer erkennbare Überlieferung nicht ganz fehlt, als Quelle für die Geschichte Jesu kaum irgendwo in Anspruch genommen werden" (Das Wesen des Christentums S. 13).

---

[1] Vgl. unsere Kritik der Schrift: A. Harnack, Das Wesen des Christentums (Leipzig 1900) in dieser Zeitschrift Bd. LX (1901), S. 48 ff.

[2] Wir sehen ganz davon ab, daß Harnack die göttliche Eingebung (Inspiration) der Heiligen Schrift leugnet, und daß ihm die Bibel nur eine Sammlung rein menschlicher, mit vielen Irrtümern angefüllter Schriftwerke ist.

Solchen Kraftsprüchen vom hohen Katheder herab lassen sich natürlich mit der gleichen Leichtigkeit andere entgegensetzen. Jedenfalls kommen wir dem Charakter des vierten Evangeliums viel näher, wenn wir sagen: Dieses Evangelium zeigt aufs klarste, daß es von einem Augenzeugen herrührt und herrühren will (wenn derselbe sich auch so wenig nennt wie die andern Evangelisten); es ist von eminent geschichtlichem Werte, weil es vielfach genauer als die übrigen Evangelien die einzelnen Data aus dem Leben Jesu fixiert und in das rechte Licht rückt. Die Reden Jesu sind so vollständig den Umständen angepaßt und so sehr seiner ganz einzigen Persönlichkeit entsprungen, daß ein Späterer sie unmöglich komponieren und seinen Betrug ohne Widerspruch der ganzen Christenheit aufbürden konnte.

Satz wider Satz. Wir hätten nun dasselbe Recht wie Harnack, unsere Wege zu gehen und die Folgerungen aus dem Satze zu ziehen. Ist das Johannes-Evangelium echt, dann ist die Lehre Harnacks falsch. Das ist für ihn der durchschlagende Grund, weshalb dieses Evangelium nicht als geschichtliche Quelle gelten darf. Für uns ist das selbstverständlich kein Grund.

Daß die drei ersten Evangelien echt sind und von Matthäus, Markus und Lukas stammen, verbürgt uns das übereinstimmende Zeugnis des christlichen Altertums. Nun wohl, dieses Zeugnis verbürgt uns ebenso klar und entschieden die Echtheit des Johannes-Evangeliums. Irenäus, Hippolyt, Klemens von Alexandrien, Origenes, Tertullian, das Muratorische Fragment, Tatian, die ältesten Übersetzungen sprechen gerade so laut zu Gunsten des vierten wie der drei ersten Evangelien. Ihre Zeugnisse sind nicht der Ausdruck von Privatmeinungen, sondern die Überlieferung der morgen- und abendländischen Kirchen. Gilt das Zeugnis für Johannes nicht, dann gilt es auch für die Synoptiker nicht, und umgekehrt, gilt es für diese, dann gilt es auch für jenen. Die apostolischen Väter, Theophilus von Antiochien, Justin der Märtyrer, Claudius Apollinaris, von späteren Schriftstellern zu geschweigen, citieren aus dem vierten Evangelium. Kein einziges Werk eines alten Klassikers ist auch nur annähernd so gut bezeugt [1].

Aber, sagt man, die Wissenschaft hat doch aus inneren Gründen längst bewiesen, daß die Abfassung des vierten Evangeliums durch den Apostel Johannes unmöglich ist.

---

[1] Der Presbyter Johannes, auf den Harnack als den Verfasser des Evangeliums rät (Chronologie I, 677), ist eine aller Tradition bare, nebelhafte Persönlichkeit, die beim hellen Tageslicht in nichts zerfließt.

Die Wissenschaft? Erstens, wer ist die „Wissenschaft"? Die katholischen Theologen, die doch auch die Quellen zu lesen verstehen, treten einmütig für den Apostel Johannes als den Verfasser des vierten Evangeliums ein. Von den protestantischen Bibelgelehrten unserer Zeit verteidigen über sechzig die Autorschaft des hl. Johannes, darunter solche, die als Größen ersten Ranges auf dem Gebiete der Kritik oder Exegese gelten. Wer hat da das Recht, seine oder seiner Schule entgegengesetzte Ansicht als feststehendes Ergebnis der Wissenschaft uns aufzwingen zu wollen?

Zweitens, was ist nicht schon alles im Namen der Wissenschaft aus inneren Gründen für unmöglich erklärt worden? Es hat in unserem Jahrhundert an der Berliner Universität einen damals hochberühmten Professor gegeben, der es aus inneren Gründen für unmöglich erklärte, daß die Planeten die heilige Siebenzahl überschritten. Die Planeten haben sich um diese Unmöglichkeitserklärung nicht gekümmert und bestanden darauf, ihrer mehr als sieben zu sein. Als zum erstenmal die Frage nach der Verwendbarkeit der Dampfkraft für Eisenbahnen und überseeische Schiffahrt auftauchte, war sogleich eine Anzahl Gelehrter bei der Hand, die Sache aus inneren Gründen für unmöglich zu erklären. Diese Erklärung hat nicht verhindert, daß jetzt Eisenbahnzüge und Seeschiffe mit Dampf fahren.

Ein Beispiel, das unserem Gegenstand näher liegt: Als Meinhold seine „Bernsteinhexe" herausgab, erklärten sofort mehr als ein Gelehrter aus inneren Gründen, das Buch könne nicht von Meinhold verfaßt, sondern müsse eine echte Geschichte sein. Diese „Unmöglichkeit" war indessen amtlich als Wirklichkeit festgelegt worden. Meinhold schreibt darüber in der Vorrede zur zweiten Auflage: „Nicht bloß Doktoren und Professoren der Theologie und Philosophen ersten Ranges hielten die ganz und gar bis in ihre einzelnsten Teile hinab unechte Schrift für echt. . . . Gerade diejenigen, welche nicht die leiseste Ahnung einer Mystifikation gehabt hatten, schrieen am allerlautesten, ja wollten trotz meiner Erklärung des Gegenteils behaupten, die Bernsteinhexe sei dennoch echt."

Gewiß wollen wir auch der „höheren Kritik" ihr gutes Recht nicht verkürzen. Hut ab vor jeder wahrhaft wissenschaftlichen Kritik, die sich auf gediegene Gründe und nicht bloß auf subjektive Wünsche und Abneigungen stützt!

Es ist aber z. B. kein haltbarer Grund gegen das Johannes-Evangelium, daß Christus in demselben als der menschgewordene Gott geschildert wird, was nach gewissen Kritikern keinem Zeitgenossen hätte in den Sinn

kommen können. Wer so redet, setzt eben voraus, daß das Dogma von der Menschwerdung widersinnig und lange nach Christus durch unglückliche philosophische Spekulationen entstanden sei. Diese Voraussetzung ist aber nicht nur bis jetzt unbewiesen geblieben, sondern steht auch im Widerspruch mit der Lehre über Christus, wie wir sie bei den Synoptikern, bei Paulus und bei den ältesten christlichen Schriftstellern schon vorfinden.

Es ist ein elender Zirkelschluß, zu sagen: Das Evangelium Johannis kann nicht echt sein, weil es das Bekenntnis der Gottheit Christi so entschieden fordert; denn das Bekenntnis der Gottheit Christi hängt mit dem Christus der echten Evangelien kaum zusammen. Eine schöne Probe „höherer Kritik".

Ebensowenig verschlägt es, daß die Synoptiker Jesus hauptsächlich in Galiläa thätig sein lassen, während Johannes vorzüglich von der Wirksamkeit Jesu in Judäa berichtet. Hier läge nur in dem Falle ein Widerspruch vor, wenn jeder Evangelist behauptete, er erzähle das ganze Leben Jesu und lasse keine Thatsache von Bedeutung aus. Das Gegenteil ist der Fall, wie auch Harnack zugiebt. Die Evangelien sind keine Biographie Jesu, sondern eine kurze Zusammenfassung der hauptsächlichsten christlichen Lehren, angereiht an Begebnisse aus dem Leben des Heilandes.

Wie die Synoptiker Gründe hatten, für ihre Leser gerade die galiläischen Lehrstücke und Lehrweise auszuwählen, so hatte Johannes Gründe, uns Christus im Verkehr mit den Pharisäern und Schriftgelehrten vorzuführen und uns so eine Ergänzung der übrigen Evangelien zu bieten.

Daraus erklärt sich auch die Verschiedenheit der Reden Jesu bei Johannes und bei den Synoptikern. Es ist doch gewiß nichts Auffallendes, daß Jesus zu den Gelehrten unter den Juden anders redet als zu dem gewöhnlichen Volke. Wenn wir auch das Johannes-Evangelium nicht hätten, so würden wir dieselbe Verschiedenheit in den übrigen Evangelien finden und selbstverständlich finden müssen. Auch heutzutage wird sicherlich kein vernünftiger Theologe es sich beifallen lassen, auf einer Dorfkanzel geradeso zu reden wie auf dem Katheder, oder umgekehrt. Warum muß nun gerade Christus so einseitig gewesen sein, daß er nicht sowohl zu Bauern wie zu Gelehrten in ihrer Weise sprechen konnte?

Es wäre interessant, zu erfahren, woher Harnack weiß, daß der Verfasser des vierten Evangeliums die Reden Jesu frei komponiert habe. Dies einfach aus dem Umstande zu schließen, daß Jesus in den drei ersten Evangelien zu dem gewöhnlichen Volke ganz anders redet als im vierten Evan-

gelium zu den Gelehrten, ist um nichts gescheiter, als wenn über tausend Jahre ein Professor käme und aus inneren Gründen bewiese, derselbe Goethe könne unmöglich den Götz von Berlichingen und den Tasso, oder derselbe Schiller unmöglich die Räuber und die Braut von Messina geschrieben haben. Wie grundverschieden ist die Darstellungsweise des hl. Augustinus in seinen gelehrten Werken und in seinen Reden über die Psalmen! So steht von dieser Seite gar nichts im Wege, daß derselbe Jesus Christus sowohl bei den Synoptikern wie bei Johannes durchaus wahrheitsgetreu geschildert sei, freilich weder hier noch dort allseitig und abschließend [1].

Harnack aber beseitigt nicht nur das vierte Evangelium, sondern aus den andern drei erstens die Kindheitsgeschichte Jesu, zweitens alles, was ihm unverständlich erscheint, drittens auch alles das, was Jesus mit den übrigen Juden gemeinsam hatte, d. h. die Glaubenslehren, besonders vom Messias und dem messianischen Reiche, und die religiösen Anschauungen jener Zeit.

„Es gilt in allen ähnlichen Fällen für verkehrt, hervorragende, wahrhaft epochemachende Persönlichkeiten in erster Linie danach zu beurteilen, was sie mit ihren Zeitgenossen geteilt haben, dagegen das in den Hintergrund zu rücken, was eigentümlich und groß an ihnen war. . . . Darüber kann kein Zweifel sein; jene Vorstellung von den zwei Reichen, dem Gottes- und dem Teufelsreich, von ihren Kämpfen und von dem zukünftigen letzten Kampf, in welchem der Teufel, nachdem er längst aus dem Himmel ausgewiesen, nun auch auf der Erde besiegt wird — diese Vorstellung teilte Jesus einfach mit seinen Zeitgenossen. Er hat sie nicht heraufgeführt, sondern er ist in ihr groß geworden und hat sie beibehalten" (S. 35).

Darum wird diese Vorstellung und alles, was damit zusammenhängt, als für uns unverständlich einfach beiseite geschoben. Christus hat nach Harnack auch kein Gewicht darauf gelegt. Man solle, meint er, nur die Parabeln lesen. Da werde ausschließlich die sittliche Besserung des Einzelnen betont.

„Alles Dramatische im äußeren, weltgeschichtlichen Sinne ist hier verschwunden, versunken ist auch die ganze äußerliche Zukunftshoffnung" (S. 36).

Damit sind die Evangelien nun freilich um ein sehr gut Teil Lehrstücke erleichtert.

---

[1] Auf alle einzelnen Schwierigkeiten einzugehen, die gegen die Evangelien erhoben worden sind, ist hier nicht der Ort. Es sind in unsern Tagen genug Einleitungen ins Neue Testament und Kommentare zu den Evangelien erschienen, in denen alle Einwürfe berücksichtigt und als nichtig oder belanglos nachgewiesen werden.

Doch noch staunenswerter: Christus selbst, insofern er Gegenstand des Glaubens und Bekennens ist, gehört nicht in das Evangelium hinein.

„Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein" (S. 91).

Sonst hätten wir ja Christologie, und die können wir nicht gebrauchen.

Das nennt man mit historisch geschultem Blick die Quellen prüfen und das Gediegene von dem Wertlosen, das Brauchbare von dem Unbrauchbaren scheiden. Subjektivismus und immer wieder Subjektivismus!

Wir Katholiken können und wollen aber eine solche Mißhandlung der Quellen nicht dulden. Die Evangelien sind uns in allen ihren Teilen treue Berichte über das Leben und die Lehre Jesu, sie treten mit der Autorität geschichtlicher Wahrheit und nicht mit der Bitte um gütige philosophische Bearbeitung uns gegenüber. Wir haben uns dem geschichtlich Gegebenen zu fügen und nicht die Geschichte nach unsern Theorien zu modeln.

Auf den Evangelien, wie sie sind, hat sich das Christentum mit seinen Erfolgen und Wirkungen aufgebaut, und nicht auf den Evangelien allein, sondern auch auf den übrigen Schriften des Neuen Testamentes, und vor diesen auf dem lebendigen Wort der Apostel. Von den Tagen der Apostel an bis heute haben wir eine ununterbrochene Kette kirchlicher Überlieferung, die uns vollständig sicher stellt in betreff der Lehre Christi und der von ihm getroffenen Einrichtungen und Bestimmungen. Diese Tradition steht fest wie ein Urgebirge in der Geschichte, sie verbürgt uns auch die Echtheit aller Schriften des Neuen Testamentes im ganzen wie im einzelnen. Wir lassen uns weder von Harnack noch von sonst jemand vordemonstrieren, was wir von diesen Schriften annehmen und was wir beiseite schieben sollen.

Die ganzen Quellen wollen wir. Wenn diese Quellen stückweise unzuverlässig sind, dann büßen sie ihren ganzen Wert ein; denn kein Evangelium ist besser bezeugt als das andere und kein wesentlicher Bestandteil besser als der andere. Gerade über die Stücke, die Harnack ausscheiden will, hat niemals der geringste begründete Zweifel bestanden. Den menschgewordenen Sohn Gottes haben die ältesten Christen laut bekannt, für ihn haben die Märtyrer geblutet, ihn erwartet als den Richter über die Lebendigen und die Toten.

Wenn Jesus Christus Bestandteile der jüdischen Religion in seine Lehre aufnimmt, so steht es Harnack nicht zu, ihm zu erklären, daß

er ihm darin nicht folgen könne, sondern bloß das annehme, was er neues hinzugefügt habe. Himmel und Erde werden vergehen, aber kein einziges der Worte Jesu Christi wird vergehen, auch nicht vor der höheren Kritik.

Luther hat ein sehr böses Beispiel gegeben, als er anfing, die Bücher des Neuen Testamentes nach seiner subjektiven Willkür anzunehmen oder zu verwerfen. Käme er jetzt auf die Erde, so müßte er sehen, wie seine Geisteserben jenes Evangelium, welches er gerade als das köstlichste von allen bezeichnet hat, als geschichtlich wertlos beseitigen, und wie sie die andern Evangelien pietätlos zerfetzen. Die sogen. Reformatoren brüsteten sich der Kirche gegenüber, sie hätten die Bibel unter der Bank hervorgezogen und zu Ehren gebracht. Welch herrliche Ehre, wenn heutzutage protestantische Professoren der Theologie mit der Bibel in einer Weise umspringen, wie man es mit keinem profanen Buche wagen würde! Die katholische Kirche steht auch hier wie ein fester Damm diesem Ansturm gegenüber; sie läßt sich von der Heiligen Schrift nichts abmarkten. Für jedes Buch und jeden Satz derselben tritt sie mit ihrer ganzen Kraft und Entschiedenheit ein. Das heilige Gut des inspirierten Wortes bewahrt sie mit den andern ihr anvertrauten Gütern in unerschütterlicher Treue. Die Protestanten haben in der Kirche die gottgesetzte Hüterin der Schrift verloren, darum entgleitet jetzt die Bibel Blatt um Blatt ihren Händen, und mit der Bibel verlieren sie Christus, der nach Harnack gar nicht in die Predigt des Evangeliums hineingehört. Wir Katholiken aber lassen uns unser Heiligstes nicht rauben, sondern halten fest daran: das ganze Evangelium und der ganze Christus!

4. Der ganze Christus. Unsere Quellen für die Kenntnis Jesu und seiner Lehre sind zunächst die Evangelien, nicht bloß die drei ersten, sondern auch das vierte, nicht bloße Stücke aus den Evangelien, sondern die ganzen Evangelien, ohne willkürliche Auswahl, ohne Streichungen. Lesen wir die Evangelien, wie sie sich uns darbieten, und hören wir, was sie über Christus zu berichten haben.

„Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott . . . und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.“ So lautet der Prolog des hl. Johannes zu seinem Evangelium. Christus, der menschgewordene Gott!

Weil Christus wahrer Mensch war, hat er auch eine menschliche Abstammung. Daher wird uns der Stammbaum Jesu (der natürliche sowohl als der gesetzliche) mitgeteilt.

Damit aber niemand glaube, daß er einfacher Mensch und auf gewöhnliche Weise in diese Welt eingetreten sei, beeilen sich beide Evangelisten, die uns die menschliche Herkunft berichten, uns sofort auch über die Übernatürlichkeit der Menschwerdung zu belehren. „Siehe," spricht der Engel zu Maria, „du wirst in deinem Schoße empfangen und einen Sohn gebären und seinen Namen Jesus nennen. Dieser wird groß sein und der Sohn des Allerhöchsten genannt werden. Der Herr (Jahve) wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird im Hause Jakobs herrschen in Ewigkeit, und seines Reiches wird kein Ende sein." Einen Mann brauchst du nicht zu erkennen; denn „der Heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten dich überschatten. Deshalb wird auch das Heilige, das aus dir geboren werden soll, der Sohn Gottes genannt werden". Derselbe Engel wiederholt dem hl. Joseph, daß seine Braut vom Heiligen Geiste empfangen habe und denjenigen gebären solle, der sein Volk von seinen Sünden erlösen werde.

Kaum ist Jesus geboren, da erscheinen die Engel, um seine Herrlichkeit zu verkünden. „Siehe, der Heiland ist euch geboren, welcher ist Christus der Herr." Die Hirten und später die Weisen aus dem Morgenlande werden zur Anbetung herbeigerufen. Simeon preist im Tempel das Kind als das Heil, das der Herr bereitet hat vor dem Angesichte aller Völker, als das Licht zur Erleuchtung der Heiden, als die Herrlichkeit des Volkes Israel, als den, der gesetzt ist zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel, als das Zeichen, dem man widersprechen wird, damit die Gedanken vieler Herzen offenbar werden.

Vor der öffentlichen Wirksamkeit Jesu tritt Johannes der Täufer auf und ermahnt durch Wort und Beispiel alle zur Bekehrung, weil das messianische Reich nahe sei. Da aber viele auf den Gedanken kommen, er selber möchte wohl der Messias sein, erklärt er mit Entschiedenheit diese Vermutung für falsch und weist auf jenen hin, der bald erscheinen werde, dessen Schuhriemen aufzulösen er nicht würdig sei. Sehet, sprach er, als Jesus zum Jordan kam, dieser da ist das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt!

Bei der Taufe Jesu öffnete sich der Himmel, und der Heilige Geist schwebte in Gestalt einer Taube über dem Getauften, und eine Stimme

aus der Wolke sprach: „Du bist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe."

Das erste, was Jesus in seinem öffentlichen Leben that, war, daß er einen engeren Kreis von Jüngern um sich sammelte, den Johannes und Andreas, dann den Simon, dem er den Namen Kephas (Fels) beilegte, ferner den Philippus und Nathanael, und er versprach ihnen: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, ihr werdet über dem Menschensohne den Himmel offen und die Engel Gottes auf- und niedersteigen sehen." Durch das Wunder auf der Hochzeit in Kana offenbarte er ihnen seine Herrlichkeit und bewog sie zum festen Glauben an ihn.

Dann kam das erste Auftreten in Jerusalem zur Zeit des Osterfestes und die Unterredung mit Nikodemus: „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus Wasser und dem Heiligen Geiste, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen. . . . Wie Moses die Schlange in der Wüste erhöht hat, so muß der Menschensohn erhöht werden, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe." Ebenso offenbarte Jesus sich der Samariterin als der verheißene Messias.

Als aber die Johannesjünger unwillig wurden, weil Jesus taufte, schärfte ihnen Johannes noch einmal ein: Nicht ich bin der Messias, sondern jener. „Wer an den Sohn glaubt, hat das ewige Leben; wer aber dem Sohne die Treue verweigert, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm."

Aus der größeren Zahl Jünger, die Jesus durch Predigt und Wunder um sich gesammelt hatte, wählte er zwölf aus, „daß sie bei ihm wären, und daß er sie ausschickte, um zu predigen. Und er gab ihnen Gewalt, die Krankheiten zu heilen und die bösen Geister auszutreiben".

Vor diesen Zwölfen und einer großen Menge Volkes hielt er dann die Bergpredigt und verkündete das Sittengesetz des Neuen Bundes, nach welchem das Hauptgewicht auf die innere Gesinnung und nicht auf die rein äußere Beobachtung zu legen ist. Gesetz und Propheten, d. h. die Offenbarungen Gottes im Alten Bunde sollen nicht aufgehoben, sondern erfüllt werden.

Durch neue große Wunder bekräftigte Jesus seine Lehren, und auf diese Wunder verweist er die Johannesjünger, die ihn fragten: „Bist du es, der da kommen soll (d. h. der Messias), oder sollen wir auf einen andern warten?" Er antwortet: Was der Prophet Isaias vom Messias vorherverkündet hat, ist an mir in Erfüllung gegangen; „selig, wer sich an mir nicht ärgert!"

Die meisten ärgerten sich an ihm, weil er ihrer Idee vom Messias so ganz und gar nicht entsprach. Deshalb fing er an, sie in vielen Gleichnissen über die wahre Natur des Messiasreiches zu belehren, sowohl insofern es ein inneres Reich ist im Herzen der Menschen, wo der Same des göttlichen Wortes entweder nutzlos zu Grunde geht, oder dreißig-, sechzig-, hundertfältige Frucht bringt, als auch insofern es ein äußeres Reich hier auf Erden ist, in dem sich Weizen und Unkraut findet, die der Herr mitsammen wachsen läßt bis zur Zeit der Ernte. „Die Ernte ist das Ende der Welt. Die Schnitter sind die Engel. Gleichwie nun das Unkraut zusammengelesen und im Feuer verbrannt wird, so wird es auch am Ende der Welt gehen. Der Menschensohn wird seine Engel aussenden, und sie werden aus seinem Reiche alle Ärgernisse zusammenlesen und diejenigen, welche unrecht thun, und sie werden sie in den Feuerofen werfen. Dort wird Heulen und Zähneknirschen sein. Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne im Reiche ihres Vaters." [1]

Kurz vor das dritte Osterfest im öffentlichen Leben Jesu fällt die wunderbare Brotvermehrung, die von allen vier Evangelisten berichtet wird. Hingerissen von Staunen, wollte das Volk den Wunderthäter als König ausrufen. Jesus entzog sich ihrem Ungestüm, um ihnen am nächsten Tage begreiflich zu machen, daß er gekommen sei, nicht um ihnen leibliche, sondern geistliche Speise zu reichen. Die Vorbedingung sei, daß sie an ihn als an den Messias glaubten; „denn das ist der Wille meines Vaters, der mich gesandt hat, daß jeder, der den Sohn sieht und an ihn glaubt, ewiges Leben habe, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage". Er verspricht ihnen sein eigenes Fleisch und Blut zur Speise zu geben. „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, hat ewiges Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage."

Die Juden waren empört über seine Worte, selbst viele von seinen früheren Anhängern verließen ihn, der Widerspruch der Pharisäer wurde von Tag zu Tag schärfer. Jesus aber legte schonungslos ihre Heuchelei vor allem Volke offen und warnte seine Jünger vor ihrem Geiste.

Die Apostel hatten versprochen, treu bei ihm auszuhalten, da er allein Worte des ewigen Lebens habe. In dieser Gesinnung mußten sie gestärkt werden zu dem bevorstehenden Kampf. Es kam der Tag von Cäsarea

[1] Wie reimt es sich damit, wenn Harnack uns auffordert, die Gleichnisse zu lesen, um zu sehen, wie es sich nur um das Reich Gottes in der Seele handle, und wie alles Dramatische im äußeren weltgeschichtlichen Sinne verschwunden sei?

Philippi, wo Jesus sie zu einem offenen Bekenntnisse über ihn aufforderte. „Simon Petrus entgegnete: Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Daraufhin pries Jesus den Petrus selig und versprach, ihn zum Felsen zu machen, auf den er seine Kirche aufbauen werde.

Sofort aber folgte die Weissagung seines Leidens, „er müsse nach Jerusalem gehen, vieles leiden und von den Ältesten, Hohenpriestern und Schriftgelehrten verworfen und getötet werden, am dritten Tage aber auferstehen“; auch für seine Jünger gebe es keinen andern Weg als den Weg des Kreuzes in dem Bekenntnis und der Nachfolge Christi; „denn wer sich meiner und meiner Worte schämt vor diesem ehebrecherischen Geschlechte, dessen wird auch der Menschensohn sich schämen, wenn er in seiner und seines Vaters Herrlichkeit mit den heiligen Engeln kommen und einem jeden nach seinem Werke vergelten wird“.

Die drei Apostel, welche vorzüglich Zeugen des Leidens Jesu sein sollten, wurden auf diese schwere Aufgabe vorbereitet durch den Anblick der Verklärung auf Tabor, wo wiederum die Stimme vom Himmel erscholl: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe, ihn sollt ihr hören.“

Nun ging Jesus geradeswegs dem Entscheidungskampfe entgegen. Von da ab hielt er sich meistens in Judäa auf. Wiederholt offenbarte er sich im Tempel als den wahren Messias. „Abraham, euer Vater, hat frohlockt, daß er meinen Tag sehen werde; er sah ihn und freute sich. . . . Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ehe Abraham war, bin ich.“

Die Wut seiner Feinde wuchs ins Grenzenlose. Seine Lehre erklärten sie für Gotteslästerung, seine Wunder schrieben sie teuflischem Einflusse zu. Trotzdem verlangten sie von ihm, er solle ein Zeichen am Himmel thun; „aber es wird kein Zeichen gegeben werden als das Zeichen des Propheten Jonas; denn wie Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauche des Fisches war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Herzen der Erde sein“.

Noch einmal forderten die Juden ihn auf: „Wenn du der Messias bist, so sage es uns frei heraus. Jesus antwortete ihnen: Ich habe es euch gesagt, und ihr glaubet nicht. Die Werke, welche ich im Namen meines Vaters thue, diese geben Zeugnis von mir. . . . Ich und der Vater sind eins. . . . Thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht. Thue ich sie aber, und wollt ihr mir nicht glauben, so glaubet den Werken, damit ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in mir ist und ich in ihm.“

Für eine kurze Zeit entzog sich Jesus den Nachstellungen seiner Feinde, indem er nach Peräa ging und dort seine Lehrvorträge fortsetzte, in denen er die Juden ermahnte, ihren irdischen Sinn abzulegen, da dieser sie zum Eintritt in das messianische Reich unfähig mache und allein schuld sei an ihrem Unglauben.

Bald kam er nach Judäa zurück. Immer dringlicher wurden seine Aufforderungen an das Volk, sich dem Reiche Gottes anzuschließen, das schon in ihrer Mitte sei, immer ernster die Drohungen mit dem kommenden Gerichte. Er wußte aber wohl, daß seine Feinde verstockt blieben und seinen Untergang beschlossen hatten. Deshalb sagte er zu seinen Aposteln: „Siehe, wir ziehen hinauf nach Jerusalem, und alles wird in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden. Er wird den Hohenpriestern und Ältesten überantwortet werden, und sie werden ihn zum Tode verurteilen und ihn den Heiden ausliefern, und diese werden ihn verspotten und ihn anspeien und ihn geißeln und ihn kreuzigen, und am dritten Tage wird er auferstehen."

Das Wunder der Auferweckung des Lazarus hatte viele zum Glauben geführt. Diese Jünger bereiteten nun Jesus den glorreichen Einzug in Jerusalem und jubelten ihm zu: „Gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn, gebenedeit sei das Reich unseres Vaters David, gebenedeit sei der König Israels." Und als einige Pharisäer sagten: „Meister, wehre deinen Jüngern," antwortete er: „Wenn diese schweigen, werden die Steine rufen."

Der Tod Jesu wurde endgültig beschlossen, Judas bot sich zum Verräter an. Noch einmal zeigte Jesus den Juden die schreckliche Strafe, die wegen seiner Verwerfung über sie kommen werde, nicht bloß bei der Zerstörung Jerusalems, sondern auch beim jüngsten Gericht, wann „sie den Menschensohn kommen sehen werden mit großer Macht und Herrlichkeit". Mit dem Hinweis auf das jüngste Gericht beschloß Jesus seine öffentliche Thätigkeit.

Dann feierte er mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl, gab ihnen zum ewigen Gedächtnis an ihn unter den Gestalten des Brotes und Weines seinen Leib und sein Blut als Speise und Trank, offenbarte ihnen die Leiden und Kämpfe, die ihrer harrten, versprach ihnen aber, zu ihrem Beistande vom Vater den Tröster, den Heiligen Geist zu senden, der stets bei ihnen bleiben und sie alle Wahrheit lehren werde. Übrigens werde er selbst immerdar bei ihnen bleiben; er werde für sie sein, was der

Rebstock für die Zweige. „Gleichwie die Rebe von sich selbst nicht Frucht bringen kann, wenn sie nicht am Weinstocke bleibt, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibt. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts thun." Die Einschärfung des Gebotes der Liebe und das herrliche Gebet für die Apostel und alle Gläubigen bilden den Schluß der Abschiedsfeier.

Nach der Gefangennehmung im Ölgarten wurde Jesus zunächst vor das höchste jüdische Gericht gestellt. Die einzig belangreiche unter den Fragen, die er zu beantworten hatte, war die: „Bist du der Messias, der Sohn des hochgelobten Gottes?" Die Antwort lautete: „Ich bin es. Wahrlich ich sage euch: ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Kraft Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen." Daraufhin erfolgte das Urteil: „Er hat Gott gelästert, er ist des Todes schuldig." Auch vor dem heidnischen Richter wurde dies als letzter und durchschlagender Grund vorgebracht: „Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetze muß er sterben, weil er sich zum Sohne Gottes gemacht hat." Für dieses Selbstzeugnis ist Jesus in den Tod gegangen. Als darum bei seinem Hinscheiden die großen Zeichen am Himmel und auf der Erde erfolgten, rief der heidnische Hauptmann aus: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn", d. h. die Aussage, derentwegen man ihn getötet hat, beruht auf Wahrheit.

Da aber Jesus vorausgesagt hatte, er werde am dritten Tage von den Toten auferstehen, so suchten seine Feinde ihn als falschen Propheten hinzustellen, indem sie das Grab scharf bewachen ließen. Vergebliche Mühe. „In der Frühe am ersten Tage der Woche erstand Jesus aus dem Grabe." Engel erschienen und verkündeten der Maria Magdalena und einigen andern Frauen: „Er ist auferstanden, er ist nicht mehr hier. Erinnert euch daran, was er euch gesagt hat; gehet nun schnell und verkündet seinen Jüngern, daß er auferstanden ist."

Bald erschien Jesus selbst seinen Jüngern, einzelnen und vielen zusammen, wiederholte ihnen noch einmal, daß er als der verheißene Messias gemäß den Weissagungen der Propheten leiden, sterben und auferstehen mußte, und tadelte die Herzenshärte der Zweifler, „daß sie denen nicht geglaubt hätten, welche ihn gesehen hatten, nachdem er auferstanden war". Vierzig Tage weilte er noch bei seinen Jüngern, verkehrte häufig mit ihnen, aß mit ihnen, unterwies und tröstete sie, versprach ihnen nach seiner

Auffahrt die Sendung des Heiligen Geistes, in dessen Kraft sie hinausgehen sollten in alle Welt, um allen Menschen das Evangelium zu verkünden. „Wer glaubt und getauft wird, wird selig werden; wer nicht glaubt, wird verdammt werden."

Zuletzt führte er sie gen Bethanien, und dort „ward er vor ihren Augen emporgehoben und fuhr auf in den Himmel, wo er zur Rechten Gottes sitzt".

Das ist in kurzen Zügen der Christus der Evangelien, freilich sehr wesentlich verschieden von dem Christus, wie Harnack ihn darstellt.

Nach Harnack gehört Christus gar nicht in das Evangelium, nach den Evangelisten ist das Evangelium von Anfang bis zu Ende die frohe Botschaft von Jesus Christus, dem verheißenen Messias, unserem Erlöser, der für unser Heil gelebt hat, für uns gestorben und von den Toten auferstanden ist.

Nach Harnack ist Christus ein einfacher Mensch, der wie alle Menschen beschränkte geistige Anlagen besaß, ein Jude, der im engbegrenzten Horizonte seines Volkes und des damaligen jüdischen Zustandes gefühlt, erkannt, geurteilt und gekämpft hat und darum auch in jüdischen Anschauungen und Vorurteilen befangen war, der im Anfange selbst nicht wußte, ob er der verheißene Messias sei, sondern sich allmählich zu dieser Einsicht durchgerungen hat. Nach den Evangelisten ist Jesus freilich ein wahrer Mensch, aber zugleich der Eingeborene des Vaters, wie der Vater wahrer Gott, vom Himmel herabgestiegen, um das zu erfüllen, was er einst im Alten Testamente geweissagt hatte, der Richter über die Lebendigen und die Toten, der alle Macht hat im Himmel und auf Erden.

Nach Harnack ist die Osterbotschaft von der leiblichen Auferstehung Christi etwas Unglaubliches und religiös Wertloses. Nach den Evangelisten hat Christus festen Glauben an diese Botschaft verlangt und jene wegen ihres Unglaubens getadelt, die an derselben zweifelten.

Wenn Harnacks Lehre wahr wäre, dann hätten schon die Evangelisten den Heiland gründlich mißverstanden. Harnack ist ja allerdings dieser Ansicht, da er uns auffordert, wohl zu unterscheiden zwischen dem Evangelium, wie die Evangelisten es vorgetragen haben, und dem Evangelium, wie Jesus selbst es gelehrt hat. An dieses letztere sollen wir uns halten, selbstverständlich mit Ausmerzung all der Berichte, Reden und Sprüche, die Harnack nicht gefallen.

Das ist aber doch keine geschichtliche Betrachtungsweise, sondern im besten Falle eine Religionsphilosophie, die untersucht, was nach ihren

Grundsätzen an dem von den Evangelisten entworfenen Bilde des Lebens und der Lehre Jesu zu billigen, und was zu verwerfen ist.

Als Devise der Ritschlschen Schule könnte ganz füglich das Wort des Pilatus gewählt werden: „Was ist Wahrheit?“ Denn nach dieser Schule hat auf dem Gebiete der Religion das Erfassen der objektiven Wahrheit gar keine Bedeutung, falls es überhaupt möglich ist. Nur „Werturteile“ kommen in Betracht: Was ist dies oder jenes für mich, für mein religiöses Bedürfnis wert? Harnack findet nur zwei Elemente im Evangelium, die für ihn religiös wertvoll sind: Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott. Daher wird alles andere als unnötige Vorhalle abgerissen, als zweckwidrige Last beiseite geworfen. Die Bedeutung Jesu soll nur darin liegen, daß er diese beiden Ideen als das Wesen der Religion erfaßt, an sich selbst aufs vollkommenste erlebt und dieses sein Erlebnis als einzige Lehre dem Menschengeschlechte mit einem solchen Erfolge vorgetragen hat, daß die von ihm eingeleitete religiöse Bewegung trotz aller Entstellungen, die sie im Laufe der Zeiten erfahren hat, niemals zu Grunde gegangen ist und niemals zu Grunde gehen wird.

Daß dies nicht die Predigt der Evangelisten, nicht die Predigt der Apostel, nicht die Predigt der Kirche in irgend einem Zeitraume ihres Bestehens war, muß Harnack zugestehen; aber das verschlägt ihm nichts. Nach ihm ist die Menschheit auch in Bezug auf die Religion in beständigem Fortschritt begriffen, und darum durchschaut ein Berliner Professor am Ende des 19. Jahrhunderts das Wesen des Christentums besser als die Kirche, besser als die Evangelisten und Apostel, und sagen wir es nur gerade heraus, auch besser als Christus selber.

Wir aber, die wir in Christus unsern Gott anbeten, sind nicht dieser Meinung. Wir kennen keinen Christus, der sich mit den Zeiten und Anschauungen ändert; uns ist „Jesus Christus gestern und heute und in Ewigkeit derselbe“ (Hebr. 13, 8), „Gott über allem, hochgelobt in Ewigkeit“ (Röm. 9, 5), in dessen Name „jedes Knie sich beugt im Himmel, auf Erden und unter der Erde“ (Phil. 2, 10). Wir sind eingedenk der Worte des hl. Johannes: „Wer ist ein Lügner, wenn nicht der, welcher leugnet, daß Jesus der Messias ist? Dieser ist der Widerchrist, der da den Vater und den Sohn leugnet. Jeder, der den Sohn leugnet, hat auch den Vater nicht; wer aber den Sohn bekennt, hat auch den Vater. Was ihr von Anfang an gehört habt, das bleibe in euch. Wenn das in euch bleibt, was ihr von Anfang an gehört habt, werdet auch ihr in dem Sohne und

in dem Vater bleiben. Und das ist die Verheißung, die er selbst uns gegeben hat, das ewige Leben." (1 Joh. 2, 22 ff.)

Darauf gründet sich unsere Hoffnung des ewigen Lebens, daß Jesus Christus uns am Tage des Gerichtes vor seinem himmlischen Vater bekennen wird, wenn wir ihn vor den Menschen bekennen, so wie wir es von Anfang an gehört haben. Wer dagegen wird es wagen, dereinst vor Christi Richterstuhl hinzutreten mit den Worten: Ich habe mich vor den Menschen zu der Lehre Harnacks bekannt; nun bekenne du mich vor deinem himmlischen Vater?

Christian Pesch S. J.

Zur mechanischen Instinkttheorie.

Die sogenannte moderne Tierpsychologie, die sich dieses Titels mit Stolz rühmt gegenüber der „mittelalterlichen" Philosophie, welche das Tier für eine seelenlose Instinktmaschine erklärt haben soll, schreibt den Tieren psychische Eigenschaften zu, die mit denjenigen des Menschen wesentlich gleichartig und nur dem Grade nach von ihnen verschieden sind. Wir haben diese ungebührliche Vermenschlichung des Tierlebens bereits an anderer Stelle[1] einer Prüfung unterzogen und gezeigt, daß dasjenige, was dem tierischen Seelenleben mit dem menschlichen gemeinsam ist, auf das sinnliche Erkenntnis- und Strebevermögen mit seinen mannigfachen Äußerungen sich beschränkt; was darüber hinausgeht, nämlich die geistige Erkenntnisthätigkeit des Verstandes und die ihr entsprechende freie Willensäußerung, welche die Grundlage des moralischen Handelns bildet, kommt dem Menschen allein zu. Nur durch die Vernachlässigung einer klaren psychologischen Analyse war es der modernen Tierpsychologie möglich, von einer „In-

[1] Instinkt und Intelligenz im Tierreich. 2., vermehrte Aufl. Freiburg 1899; Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Tiere. 2., vermehrte Aufl. Freiburg 1900; Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen. Stuttgart 1899 (Zoologica. Originalabhandlungen aus dem Gesamtgebiete der Zoologie. Herausgegeben von Dr. Karl Chun in Leipzig. Heft 26. 134 S. Fol. mit 3 Tafeln).

telligenz" und einer „Moral" der Tiere zu reden und diese Lehre zu einem populär-wissenschaftlichen Dogma zu erheben. Gegenüber den landläufigen Vorurteilen, denen die scholastische Psychologie in diesen Kreisen begegnet, haben wir anderseits auch gezeigt, daß ein Thomas von Aquin und andere hervorragende Vertreter der mittelalterlichen Scholastik das Seelenleben der Tiere wenigstens in seinen Grundzügen richtig gewürdigt und ihm weder zu viel noch zu wenig zugeschrieben. Erst die cartesianische Philosophie, die in schroffem Gegensatze zur aristotelischen stand, hat es unternommen, die Tiere in seelenlose, von einem völlig blinden Instinktmechanismus getriebene organische Maschinen zu verwandeln. Es ist nun jedenfalls eine interessante Erscheinung, daß diese cartesianische Auffassung des Tierlebens unter den modernen Physiologen neuerdings einen starken Anhang findet. Allerdings verwahrt man sich nachdrücklich dagegen, daß ein „persönlicher Schöpfer" es sei, der den Mechanismus der tierischen Reflexe gebildet habe und leite; der Kampf ums Dasein muß, den darwinistischen Ideen entsprechend, auch hier meist die Schöpferstelle vertreten, indem er durch das bloße Überleben des Passendsten die Entwicklung des Nervensystems und seiner Reflexmechanismen verursacht haben soll. Abgesehen von diesem mehr metaphysischen Unterschiede, und vom rein psychologischen Standpunkt betrachtet, zeigt jedoch die mechanische Instinkttheorie jener modernen Physiologen eine unverkennbare Geistesverwandtschaft mit der cartesianischen Lehre von den Tiermaschinen. Von einer „Tierseele" ist in beiden keine Rede; sie erklären beide die psychischen Lebensäußerungen der Tierwelt durch einen erblichen organischen Mechanismus; das sinnliche Erkenntnisleben, welches den Tieren mit den Menschen gemeinsam ist, wird von beiden geleugnet. Während jedoch Cartesius alle Tiere, auch die höheren, in bloße organische Maschinen verwandeln wollte, lassen die modernen Instinktmechaniker irgendwo in der Reihe der höheren Tiere plötzlich ein „assoziatives Gedächtnis" und mit ihm den Anfang einer menschenähnlichen Intelligenz auftreten, welche ohne Vermittlung eines sinnlichen Erkenntnislebens dem Reflexmechanismus des Tierleibes aufgepfropft wird wie eine papierene Blume auf einen Zweig aus Draht. Hiermit hofft man dann die Entwicklung des menschlichen Geisteslebens aus dem tierischen Seelenleben glücklich erklärt und die zwischen Mensch und Tier bestehende psychische Kluft deszendenztheoretisch ausgefüllt zu haben.

Je einfacher die Erscheinungen des tierischen Seelenlebens sich erklären lassen, desto besser; denn wir dürfen keine höheren Ursachen ihnen zu Grunde

legen, als wirklich hierfür erforderlich sind. Dieses Grundprinzip der Naturforschung gilt auch für die vergleichende Psychologie; es wird mit Recht gegenüber jener vulgären modernen Tierpsychologie angewandt, welche den Tieren eine menschenähnliche Intelligenz und moralisches Handeln zuschreibt, während doch die Thatsachen viel einfacher und natürlicher durch das sinnliche Instinktleben der Tiere sich erklären lassen. Sollte es nun möglich sein, letzteres in bloße Reflexmechanismen aufzulösen, so wäre das selbstverständlich noch bedeutend einfacher; die rein mechanische Instinkttheorie würde dann entschieden den Vorzug verdienen vor der unsrigen, welche in den Instinktthätigkeiten der Tiere außer jenen Reflexmechanismen noch ein sinnliches Erkenntnis- und Strebevermögen zu finden vermeint. Wir wollen daher einen der bedeutendsten neueren Versuche, eine rein mechanische Instinkttheorie aufzustellen, hier einer vorurteilsfreien Prüfung unterziehen. Jener Versuch wurde von dem Direktor des physiologischen Instituts der Universität Chicago, Dr. Jacques Loeb, gemacht in seinem Buche „Einleitung in die vergleichende Gehirnphysiologie und vergleichende Psychologie mit besonderer Berücksichtigung der wirbellosen Tiere" (Leipzig 1899).

Wenn eine Verständigung in dieser Frage schwer fällt, so dürfte der Hauptgrund darin liegen, daß den modernen Physiologen ebenso wie den anthropomorphistischen Tierpsychologen der richtige Begriff des tierischen Sinnenlebens abhanden gekommen ist. Wie die letzteren die höheren Äußerungen des Sinnenlebens mit einem intelligenten Geistesleben verwechseln, so verwechseln die ersteren die niedern Äußerungen des Sinnenlebens mit bloßen Reflexmechanismen. Eine den Thatsachen allseitig gerecht werdende, kritisch sorgfältige Analyse der psychologischen Begriffe, die auf diesem Forschungsgebiete als unentbehrlich sich erweist, ist ohne gründliche philosophische Vorkenntnisse nicht möglich; und diese Vorkenntnisse fehlen leider den meisten modernen Physiologen ebensosehr wie den Brehmschen Tierpsychologen. Deshalb dürfen wir wohl von vornherein erwarten, daß die scholastische Auffassung des Tierinstinktes, welche auf solider philosophischer Grundlage beruht und einer größeren Klarheit und Schärfe der psychologischen Begriffe sich erfreut, die Thatsachen richtiger und allseitiger zu würdigen vermöge. Sie hält die goldene Mitte zwischen jenen beiden Extremen ein und hat daher auch größere Aussicht, der Wahrheit näher zu kommen.

Wir können in dem neuen Werke Loebs eine physiologische und eine vergleichend psychologische Seite unterscheiden. In ersterer Beziehung sucht

er die Segmentaltheorie des Nervensystems gegenüber der Zentrentheorie zur Geltung zu bringen; ja man kann wohl sagen, daß dies die ausgesprochene Tendenz des ganzen Buches ist. Nach Herrn Professor Loeb müssen nicht bloß die niedern, sondern auch die höheren Tiere angesehen werden als ein bloßes Aggregat von einzelnen Körpersegmenten, deren jedes als „einfaches Reflextier" thätig ist. Dem Zentralnervensystem wird dabei nur die Rolle eines Reizleiters und Reizhemmers zugeschrieben, während die zweckmäßigen psychischen Reaktionen des Organismus auf Rechnung der peripheren Ausläufer des Nervensystems und des mechanischen Baues der äußeren Organe gesetzt werden. Immer und immer wieder betont Loeb diese seine neue „rein segmentale" Auffassung der Physiologie des Nervensystems und wird nicht müde, zu beteuern, daß sie die einzig richtige physiologische Theorie sei. Wir können hier nicht näher auf die Kritik derselben eingehen, da sie uns von unsern vergleichend psychologischen Betrachtungen zu weit abführen würde. Es sei nur bemerkt, daß sie unter den deutschen Physiologen zum Teil auf entschiedenen Widerspruch gestoßen ist[1] und keineswegs einer allgemeinen Zustimmung sich erfreut. Dies kann auch nicht befremden, da sie den Charakter eines einseitigen Extrems an sich trägt. Die von Loeb für seine neue Auffassung angeführten Versuche beweisen bei näherer Prüfung nicht selten das Gegenteil seiner Segmentaltheorie. Es ist zwar ein Verdienst Loebs, auf die vielfache wichtige Bedeutung der segmentalen Nervenknoten und der peripheren Endorgane hingewiesen zu haben; daß es ihm jedoch gelungen wäre, eine „rein segmentale" Auffassung der Funktion des tierischen Nervensystems allgemeingültig zu beweisen, wird niemand zugeben können. Durch dasselbe Beweisverfahren, durch welches er zu zeigen sucht, daß das Gehirn der Tiere nichts weiter sei als ein nebensächliches Anhängsel des segmentalen Nervensystems, könnte man auch den Beweis führen, daß die telegraphischen Zentralstationen mit ihrem Beamtenpersonal nichts weiter seien als die nebensächlichen Anhängsel der Telegraphendrähte und der Telegraphenstangen.

Obwohl wir deshalb die Loebsche Segmentaltheorie als einseitiges Extrem ablehnen müssen, so gehören wir doch nicht zu den Verteidigern jener ebenso extremen Zentrentheorie, welche für jeden einzelnen Instinkt

---

[1] Vgl. z. B. Dr. Willibald A. Nagel in einer Besprechung des Loebschen Buches im Zoologischen Zentralblatt VI (1899), Nr. 18—19.

im Tiere einen besondern Nervenknoten oder einen besondern Hirnteil als ausschließliches Zentralorgan aufstellt. Eine derartige Lokalisation der Funktionen ist thatsächlich sehr zweifelhaft. Sie ist zudem für unsere Instinkttheorie ganz überflüssig. Wenn man den Instinkt als die zweckmäßige erbliche Anlage des sinnlichen Erkenntnis- und Strebevermögens im Tiere definiert, braucht man keine Legion von einzelnen Spezialzentren. Eine noch so geringe Zentralisation des tierischen Nervensystems genügt vollständig, um das Tier zu einem empfindenden Wesen zu machen, dessen zweckmäßige Bewegungen durch Empfindung ausgelöst werden und daher willkürliche Bewegungen sind. Daß die einzelnen Empfindungen und Bewegungen in hohem Grade von der Beschaffenheit der peripheren Nervenleitung und von dem mechanischen Bau der Endorgane abhängen, thut dieser unserer Auffassung des tierischen Seelenlebens gar keinen Eintrag, sondern steht mit ihr in völligem Einklang.

In psychologischer Beziehung haben wir uns nun mit der neuen mechanischen Instinkttheorie Loebs näher zu befassen. Er hat es versucht, die mannigfaltigen Instinkte der Tiere als bloße „segmentale Reflexe" zu erklären, die im wesentlichen ebensogut auch bei den Pflanzen sich finden sollen. Wir verkennen keineswegs, daß die Ausführungen Loebs manche recht zutreffende Bemerkung enthalten gegenüber der Vermenschlichung des Tierlebens durch die vulgäre Psychologie, welche infolge ihrer Unkenntnis der physiologischen Vorgänge den Tieren leichtfertig „Intelligenz" zuschreibt. Dies kann uns jedoch nicht davon abhalten, an jene neue mechanische Instinkttheorie mit allen ihren schönklingenden Stereotropismen, Geotropismen, Heliotropismen, Chemotropismen und andern Ismen den Maßstab einer strengen psychologischen Kritik zu legen.

Im 13. Kapitel seiner Schrift, welches den Titel trägt: „Zur Theorie der tierischen Instinkte", geht Loeb eine Reihe von Instinkthandlungen der Tiere durch, um dieselben nach seiner Theorie zu erklären. Er beginnt mit den Heliotropismen der Tiere.

Wenn eine Pflanze, die in der Nähe des Fensters gezogen wird, ihre Zweigspitzen dem Lichte zukehrt und ihre Triebenden langsam krümmt, bis sie zur Richtung der einfallenden Lichtstrahlen parallel stehen, so bezeichnet man diese Erscheinung als positiven Heliotropismus. Die Wurzelspitzen der Pflanze krümmen sich unter dem Einflusse des Lichtes ebenfalls so lange, bis ihre Richtung dieselbe ist wie jene der einfallenden Lichtstrahlen; aber sie wachsen nicht zum Lichte hin wie die Triebspitzen, sondern

umgekehrt vom Lichte fort; deshalb nennt man sie negativ heliotropisch. Beide Vorgänge, der positive wie der negative Heliotropismus, beruhen bloß auf den chemischen Einflüssen, welche das Licht auf das pflanzliche Protoplasma ausübt. Mit dem Begriffe „Instinkt“ haben sie daher nur in dichterischem Sinne zu thun; ebensogut wie den Heliotropismus der Pflanzen als „Lichtinstinkt“ könnte man auch die chemische Affinität der anorganischen Elemente als „Verwandtschaftsinstinkt“ poetisch bezeichnen; eine wesentliche Gleichheit jener Vorgänge mit den tierischen Instinkthandlungen behaupten zu wollen, wäre jedoch ein philosophischer Nonsens, weil das sensitive Element völlig fehlt.

Um nun vom pflanzlichen Heliotropismus zu den Heliotropismen der Tiere eine Brücke zu schlagen, führt uns Loeb zuerst einen Hydroidpolypen Namens Schönbaum (Eudendrium) vor Augen. Zu der Pflanzenähnlichkeit, welche die Polypen in ihrer Gestalt besitzen — sie wurden deshalb bekanntlich früher „Pflanzentiere“ genannt —, kommt auch ein ähnliches Verhalten gegenüber dem Lichte. Ein in der Nähe des Fensters gezüchteter Eudendriumstamm wächst ähnlich wie ein am Fenster gezüchteter Geraniumstock dem Lichte entgegen, bis seine Zweigspitzen in der Richtung der einfallenden Lichtstrahlen stehen. Zur Erklärung dieses Vorganges bemerkt Loeb (S. 120):

„Fällt das Licht von der Seite auf den Eudendriumstamm, so findet auf der Lichtseite desselben eine Kontraktion des Protoplasmas statt, und auf dieser Seite wird also dem Längenzuwachs ein größerer Widerstand geboten als auf der entgegengesetzten Seite. Die Folge davon ist, daß der Stamm sich krümmt, und zwar wird er konkav auf der Lichtseite. Sobald aber die Krümmung so weit fortgeschritten ist, daß der Stamm in die Richtung der Lichtstrahlen fällt, werden alle symmetrischen Elemente unter gleichem Winkel vom Lichte getroffen, und es ist kein Grund mehr vorhanden, daß der Stamm nach rechts oder nach links aus dieser Richtung abweicht. Er wächst demgemäß in der Richtung der Lichtstrahlen weiter.“

Dieser Erklärung können wir völlig beistimmen. Der Eudendriumstamm ist in der That ein schönes Beispiel von echtem positivem Heliotropismus in der Tierwelt, welches eine vollkommene Analogie mit dem Heliotropismus der Pflanzen bietet. Aber man darf nicht vergessen, daß das Wachstum des Polypenstammes eine rein vegetative Funktion ist, die mit dem sensitiven Leben gar nichts zu schaffen hat; sie beruht auf der chemischen Wirkung des Lichtes auf das Protoplasma, das den Tieren mit den Pflanzen gemeinsam ist. Daher wird durch jenen

Vergleich noch nicht im entferntesten bewiesen, daß auch die willkürlichen Bewegungen der Tiere, welche infolge einer Lichtempfindung der Lichtquelle sich nähern, ebenfalls nichts weiter seien als einfache heliotropische Reaktionen. Diesen Beweis muß uns Herr Loeb noch erbringen, und er versucht es mit folgenden Worten (S. 121):

„Es war nun lange bekannt, daß viele Tiere vom Lichte ‚angelockt‘ werden und in die Flamme fliegen. Das war eben ein besonderer Instinkt. Man sprach davon, daß diese Tiere ‚das Licht lieben‘, daß ‚Neugier sie zum Lichte treibe‘, daß hier eine ‚Anziehung‘ bestehe ꝛc. Ich habe in einer Reihe von Arbeiten, von denen die erste im Januar 1888 erschien, gezeigt, daß es sich in allen diesen Fällen um nichts anderes handle als um diejenigen Erscheinungen, die bei Pflanzen längst als Heliotropismus bekannt waren. Es ließ sich zeigen, daß der Heliotropismus der Tiere Punkt für Punkt übereinstimme mit dem Heliotropismus der Pflanzen.“

Wir sind nun gespannt darauf, zu erfahren, wie dieser vielversprechende Beweis für unsern Fall lautet. Loeb fährt fort: „Nehmen wir an, eine Motte werde seitlich vom Lichte getroffen, so besteht die einseitige Wirkung des Lichtes darin, daß diejenigen Muskeln, welche den Kopf des Tieres zur Lichtquelle führen, in stärkere Thätigkeit geraten, und daß dementsprechend der Kopf des Tieres gegen die Lichtquelle gerichtet wird. Sobald nun der Kopf des Tieres gegen die Lichtquelle gerichtet ist und seine Medianebene (Symmetrieebene) in die Richtung der Lichtstrahlen fällt, werden die symmetrischen Punkte seiner Oberfläche, besonders die Augen, von den Lichtstrahlen unter gleichem Winkel getroffen, und es ist kein Grund vorhanden, warum das Tier aus der Richtung der Lichtstrahlen nach rechts oder links abweichen sollte. Es wird so in die Lichtquelle geführt. Handelt es sich um Tiere mit rascher Progressivbewegung (wie bei der Motte), so werden sie in die Flamme geraten, ehe die Wärme Zeit hat, ihre Progressivbewegung zu hemmen. Handelt es sich um Tiere mit langsamer Progressivbewegung, bei denen die zunehmende Hitze bei der Annäherung an die Flamme in Wirksamkeit treten kann, ehe das Tier bis in die Flamme selbst gerät, so wird das Tier infolge seines positiven Heliotropismus bis nahe an die Flamme kommen; dann wird infolge der hohen Temperatur die Progressivbewegung gehemmt, das Tier entfernt sich von der Flamme, wird wieder orientiert u. s. f. . . . Es handelt sich also bei dem ‚Instinkt‘, der die Motte in das Licht treibt, um nichts anderes als um eine chemische und indirekt mechanische Wirkung des Lichtes.“

Wir fürchten fast, Herr Loeb habe durch diese Beweisführung allzuviel und daher gar nichts bewiesen. Daß der optische Reiz, welcher durch das Licht der Flamme auf das Auge der Motte ausgeübt wird, auch mit chemischen und indirekt mechanischen Vorgängen verbunden sei, durch welche die Annäherung des Tieres an die Lichtquelle veranlaßt wird, nehmen wir ebenfalls an. Aber daß dieselben derart seien, daß sie das Tier mit rein mechanischer Notwendigkeit in die Flamme treiben, können wir nicht zugeben; denn es widerspricht ganz offenbar den Thatsachen. Durch Herrn Loebs Beweisführung wäre jede Motte, weil sie ein Tier mit rascher Progressivbewegung ist, zum Tode in den Flammen verurteilt; aber in Wirklichkeit unterwerfen sich keineswegs alle Motten diesem drakonischen Urteilsspruch. Sie fliegen nicht selten um die Flamme herum, statt in dieselbe hinein, obwohl ihnen nach der gelehrten Beweisführung des Herrn Professors eine seitliche Orientierung gegenüber der Lichtquelle völlig unmöglich sein soll. Wir glauben in diesem Falle lieber der Motte als dem Herrn Professor.

Die richtige Erklärung für das thatsächliche Verhalten der Motte dürfte wohl die sein, daß die unangenehme Empfindung der von der Flamme ausstrahlenden Wärme sie häufig noch rechtzeitig davon abschreckt, mit der Lichtquelle in unmittelbare Berührung zu kommen. Diese Wärmeempfindung ist aber ebenso wie die Lichtempfindung, die sie zur Flamme hinlockt, ein psychisches Element, das von Loeb mit Unrecht ignoriert wurde. Seine Behauptung, das Verhalten der zum Lichte fliegenden Motte sei nichts weiter als Heliotropismus, ist daher ganz falsch. Durch so leichte Beweise ist es allerdings nicht schwer, den wesentlichen Unterschied zwischen tierischen und pflanzlichen Bewegungserscheinungen zu verwischen; aber es fehlt ihnen jede Beweiskraft.

Weiterhin versucht Loeb die Wanderungen der Nahrung suchenden jungen Raupen auf einfachen pflanzlichen Heliotropismus zurückzuführen (S. 126). Hören wir auch hier seine Beweisführung vorerst aufmerksam an:

„Die Larven des Goldafters (Porthesia chrysorrhoea) kriechen im Herbst aus dem Ei und überwintern in Kolonien in einem Nest auf Bäumen oder Sträuchern. Die warme Frühlingssonne treibt die Larven aus dem Nest, und sie kriechen alle an den Zweigen des Baumes in die Höhe bis zur Spitze, wo sie in den jungen Knospen ihr erstes Futter finden. Nachdem sie dieselben gefressen haben, kriechen sie regellos umher, bis sie neue Knospen oder Blätter finden, die inzwischen in großer Zahl hervorgesproßt sind. Es ist klar, daß der Instinkt der Raupen, in die

Höhe zu kriechen, sobald sie aus dem Winterschlaf erwachen, ihnen das Leben rettet. Würden sie nicht durch einen solchen Instinkt geleitet, so würden diejenigen, welche abwärts kriechen, an Nahrungsmangel sterben."

Soweit ist alles in Ordnung; nun aber kommt die wissenschaftliche Erklärung, welche Loeb von diesem rettenden Instinkte giebt.

„Ich habe gefunden, daß die jungen Raupen von Porthesia, so lange sie nüchtern sind, durch das Licht orientiert werden; sie sind positiv heliotropisch. Dieser positive Heliotropismus führt sie zu den Spitzen der Zweige, wo sie ihre Nahrung finden. Während des Winters sind sie starr und unbeweglich. Die höhere Temperatur des Frühlings bringt chemische Änderungen in ihrem Körper hervor, und diese chemischen Vorgänge veranlassen sie, sich zu bewegen. Die Richtung der Bewegung wird vom Lichte diktiert. Im Freien, wo das Himmelslicht von allen Seiten auf das Tier fällt, können wir jeden Lichtstrahl in eine horizontale und vertikale Komponente zerlegen. Die horizontalen Komponenten vernichten einander, und nur der Effekt der vertikalen Komponenten wird übrig bleiben. Die Tiere müssen also infolge ihres positiven Heliotropismus in die Höhe kriechen, bis sie die Spitze eines Zweiges erreichen. Hier werden sie durch das Licht festgehalten. Die chemischen Reize, welche den Tieren von den jungen Knospen gegeben werden, lösen maschinenmäßig die Freßbewegungen aus. Bei diesem Instinkt, der für die Erhaltung des Lebens nötig ist, handelt es sich also um einfachen positiven Heliotropismus, und hierbei spielt das Zentralnervensystem eben nur die Rolle einer protoplasmatischen Verbindung zwischen Haut und kontraktilem Gewebe. Diese Verbindung wird in Pflanzen mit demselben Erfolg von undifferenziertem Plasma hergestellt."

Loeb scheint jedoch selber zu ahnen, daß es mit dem heliotropischen Freßinstinkt noch einen kleinen Haken habe; deshalb fügt er bei:

„Aber wir sahen, daß dieselben Larven, sobald sie gefressen haben, die Spitzen der Zweige verlassen und herunter kriechen. Warum hält das Licht sie nicht dauernd am höchsten Punkte der Zweige fest? Meine Versuche ergaben, daß diese Raupen nur so lange positiv heliotropisch sind, als sie nüchtern sind. Sobald sie gefressen haben, verlieren sie ihren Heliotropismus."

Was sagen die Thatsachen zu diesem echt mechanischen Erklärungsversuch? Wenn er richtig wäre, gäbe es längst keine Porthesia-Raupen mehr. Dies ergiebt sich klar aus folgender Erwägung.

Die Raupen von Porthesia sollen nach Herrn Loeb durch die Nüchternheit positiv heliotropisch werden und so lange positiv heliotropisch bleiben, als sie nüchtern sind. Vollgefressene, satte Raupen wandern aber überhaupt nicht; erst das erneute Nahrungsbedürfnis treibt sie zum Aufsuchen neuer Zweige oder Bäume. Daß satte Raupen nicht wandern, sondern ruhig sitzen bleiben, es sei denn, daß sie zur Häutung oder Verpuppung einen andern Ort aufsuchen müssen, ist eine allgemein bekannte Thatsache, die aber leider Herrn Loeb unbekannt war; sonst würde er seinen heliotropischen Erklärungsversuch wohl nicht der Öffentlichkeit übergeben haben.

Wir sagen also: Wenn die Nüchternheit die Raupen positiv heliotropisch machen würde, so müßten sie schon auf dem ersten Baume elendiglich verhungern; denn sie können ja nach jener Theorie in nüchternem Zustande nur aufwärts, nicht abwärts kriechen. Haben sie also den ersten Baum leergefressen, so ist es mit ihnen aus; denn sie können nicht am Stamme herabkriechen, weil sie unglücklicherweise nüchtern sind! Ja sogar schon beim Abfressen des ersten Zweigleins auf dem ersten Baume geraten die Loebschen Raupen in ein unlösbares Dilemma. Sie haben, wie gewöhnlich, an den obersten Zweigen ihren Fraß begonnen. Dann ruhen sie aus, bis sie wieder nüchtern sind, und wollen dann weiterfressen. Aber wie? Das ist die heikle Frage. Vor sich und über sich haben sie nur die von ihren Gefährtinnen bereits leergefressenen Zweigenden, die wie kahle Besenreiser in die Luft ragen. Also voran können sie nicht; aber umkehren können sie auch nicht, denn sie sind nüchtern und deshalb positiv heliotropisch! Ergo bleibt ihnen nur der Hungertod übrig!

Die Thatsachen erlauben sich daher eine bittere Ironie auf die schöne neue Theorie. Es dürfte doch klar genug sein, daß nicht der Heliotropismus, sondern das Gefühl des Nahrungsbedürfnisses es ist, was die hungrigen Raupen veranlaßt, umherzukriechen. Daß sie hierbei vorzugsweise nach oben wandern, mag auf dem nebensächlichen Einflusse des Lichtes beruhen; aber sie können ebensogut auch abwärts kriechen, wenn sie oben nichts finden. Die heliotropischen Freßmaschinen des Herrn Loeb existieren daher nicht in freier Natur, sondern nur in der Phantasie ihres Entdeckers. Hieraus erhellt auch zur Genüge, was von seiner Behauptung zu halten ist, daß die Nahrungssuche der Raupen gar nichts zu thun habe mit ihrem Zentralnervensystem, sondern eine rein heliotropische Reaktion sei, wie sie ebensogut auch bei Pflanzen vorkomme. Loeb, der sich wiederholt

in geringschätzender Weise gegen die „Fachpsychologen“ wendet, denen er leere Spielereien mit Begriffen vorwirft, sollte doch erst seine eigenen neuen Begriffe etwas gründlicher prüfen, bevor er sie in Form einer anspruchsvollen Theorie seinen Fachgenossen mitteilt.

Mit ihren heliotropischen Erklärungsversuchen hat die mechanische Instinkttheorie kein Glück, mag sie nun zu positivem oder zu negativem Heliotropismus ihre Zuflucht nehmen. Negativer Heliotropismus soll es beispielsweise sein, wenn die Ameisen bei plötzlicher Erhellung ihres Nestes sofort in heftigen Aufruhr geraten und mit ihrer Brut in die dunkeln unterirdischen Nestgänge hinabflüchten. Aber das schöne Schlagwort „negativer Heliotropismus“ kann hier nur so weit wirkliche Anwendung finden, als es eine Umschreibung der Thatsache ist, daß die Ameisen in ihrem Nestinnern das Licht scheuen. Eine wissenschaftliche Erklärung wird durch jenes Wort nicht geboten; es liefert daher auch keine Spur eines Beweises, daß jene Reaktion der Ameisen gegenüber den Lichteindrücken wesentlich gleichartig sei mit dem negativen Heliotropismus bei Pflanzen. Wir müßten einen wissenschaftlichen Beobachter herzlich bedauern, wenn er glaubte, durch die klingende Phrase des Heliotropismus das Verhalten der Ameisen gegenüber dem Lichte erklären zu können. Die Ameisen fliehen nicht bloß im Nestinnern das Licht, sondern sie verkleben auch die Glaswand, durch welche das Licht in ihr Nest eindringt, mit Erde. Um dies thun zu können, müssen sie sich der belichteten Glaswand nähern, nicht sich von ihr entfernen: also würden sie nach der neuen heliotropischen Theorie in demselben Augenblick positiv heliotropisch, wo sie negativ heliotropisch werden sollten! Sieht man denn nicht ein, daß das leere Spielereien mit schönen Worten sind?

Wir haben bereits an einem andern Orte[1] eingehend gezeigt, daß das Benehmen der Ameisen gegenüber den Lichteindrücken durch bloße „Photoreflexe“, d. h. durch maschinenmäßige Nervenmechanismen des Sehapparates, absolut nicht erklärt werden könne, und verweisen daher des näheren auf jene Ausführungen.

[1] Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen S. 34—58.

(Schluß folgt.)

E. Wasmann S. J.

Leo Lucian v. Roten, der Dichter des Oberwallis.

„Drum hab' ich stets nur das besungen,
Was ich des Sanges würdig fand:
Des Minneglücks Erinnerungen,
Gott, Freiheit und das Vaterland."
(„Die letzten Ritter auf Gubing.")

Ein Dichter des Oberwallis! — Wer von all den Tausenden, die alljährlich die großartigen Naturschönheiten des Rhonethales aufsuchen, hat sich auch um die Menschen und ihre Geschicke und Geschichte in dieser Wunderwelt gekümmert, hat dem reichen Sagenschatze des stillernsten Volkes nachgefragt und von dem Sänger gehört, der die alten Erinnerungen seiner schönen Heimat im Liede preisend zu vereinigen wußte? Leider ist Leo Lucian v. Roten außerhalb seines Heimatthales, wo den Alt-Staatsrat jedes Schulkind kannte und noch seine Lieder singt, ein selten gehörter Name; und doch verdient es der edle Mann und begeisterte Vaterlandssänger, daß ihm mindestens in der deutschen Litteraturgeschichte ein zwar bescheidenes, aber ehrenvolles Gedenkblatt gewidmet werde.

Am 5. August 1900 waren es zwei Jahre, seit der Walliser Dichter als hochbetagter Greis in die Himmelsruhe heimgegangen ist. Ein treuer Nachruf aus beredtem Freundesmunde hat das Lebensbild des verdienten Staatmannes in den Hauptumrissen gezeichnet und auch den vaterländischen Dichter zu würdigen versucht [1]. Letzteres nach sorgfältiger Prüfung von Rotens Dichtungen weiter auszuführen, fordert die litterarische Erinnerung.

In dem anmutig gelegenen Dorfe Raron erblickte Leo Lucian v. Roten am 6. Januar 1824 das Licht der Welt. „Seine Eltern waren Hildbrand v. Roten, mit der derben Ehrlichkeit und der strammen Energie des letzten Jahrhunderts noch hinüberragend in die neue Zeit, und Eugenia v. Courten, eine geschäftige und edelgeformte Hausfrau nach dem guten alten Schnitt." 14 Jahre alt, wurde Leo mit seinem Bruder Anton an das Jesuitengymnasium nach Brig geschickt.

[1] Bei einem zweimonatigen Ferienaufenthalt in Wallis wurde ich fast zufällig auf den mir vordem ganz unbekannten Dichter L. v. Roten aufmerksam. Seine Werke sind alle im Buchhandel vergriffen, und ich konnte dieselben nur mühsam, aus freundlichem Privatbesitz sie mir ausbittend, zusammensuchen. Über das Leben vermochte ich weiter nichts Bestimmtes an Thatsachen zu erfahren, als was der gelehrte Herr Pfarrer J. Brindlen, vormals Professor am Kolleg zu Brig, vor zwei Jahren zur Gedächtnisfeier des Dichters in den „Monat-Rosen" veröffentlicht hat und was derselbe freundliche Herr mir noch mit einigen Zusätzen ergänzte. Die kurze Nachricht im „Raphael" enthält nichts Neues; ein paar genauere Angaben stehen in Fr. Brümmers „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts". Aus unsern Litteraturgeschichten läßt sich für eine eingehendere Würdigung des Dichters nichts gewinnen.

Die Studienjahre verwandelten sich für den begabten Schüler in ebensoviele „Triumphe“, da er immer der erste in seiner Klasse war und gewöhnlich auch zum Rektor der sogen. öffentlichen Akademie von seinen Mitschülern gewählt wurde. Daß aber der fleißige Student nicht ganz in lateinischer und griechischer Weisheit aufging, vielmehr als freier Schweizer auch am öffentlichen Leben bereits seinen Anteil nahm, beweist die Art und Weise, wie er der Begründer des „Schweizerischen Studentenvereins“ in Brig geworden ist und alle die Kämpfe einer solchen Gründung siegreich durchgefochten hat. Den Abschluß seiner Gymnasialbildung suchte er in Freiburg. Darauf bezog er mit seinem Bruder die Universität München zum Studium der Rechtswissenschaft. Hier trat er in nähere Verbindung mit dem Grafen Pocci, Guido Görres, Phillips, Oskar v. Redwitz, Ernst v. Lasaulx und der Familie Ringseis, so daß die Erinnerung an diesen glücklichen Aufenthalt ihn zeitlebens nicht verließ. Heimgekehrt, durfte sich der junge, streng konservative Rechtsgelehrte keine großen Hoffnungen auf rasche Beförderung bei der damaligen liberalen Verwaltung machen. 1850 wurde er in den Großen Rat gewählt, wo er anfangs mit einer kleinen Gruppe eine Gegenpartei bildete, später aber als Führer der konservativen Mehrheit eine lange Reihe von Jahren bis zu seinem Tode segensvoll wirkte. Von 1856—1858 war er Ständerat, kam später nach Sitten, wo er eine Professur der deutschen Litteratur übernahm. In den Staatsrat trat er 1875 und leitete das seinem Geschmacke zusagende Erziehungswesen seines Heimatkantons. Hier hatte der edle Mann seine Lebensaufgabe gefunden, der er 22 Jahre rastloser Arbeit in Sorgen und Mühen widmete. „Man hat den Lehrerkonferenzen beiwohnen müssen, um zu hören, mit welcher Wärme er sich dieser Lebensaufgabe angenommen hat. Es war in Leuk, im letzten Jahre seiner Amtsthätigkeit, da er den rührenden Abschied von seinen Lehrern genommen hat. Sein letztes Vermächtnis an die Lehrer war die Fortsetzung des großen, schönen Gedankens, für den er ein Vierteljahrhundert arbeitete und lebte. Es klang wie eine Siegesprophezeiung, als er schloß: ‚Es muß doch endlich einmal Frühling werden.‘ Und Frühling war es geworden. Der Kanton Wallis hatte sich eine immerhin für seine Verhältnisse entsprechende ehrenvolle Stellung in der schweizerischen Volksbildung erworben. Als man ihn kurz vor seinem Tode zu diesen Spätfrüchten zwanzigjähriger Arbeit beglückwünschte, da meinte er bescheiden: ‚Es freut mich doch, unter welcher bengalischer Beleuchtung abtreten zu können.‘“ So berichtet ein Augen- und Ohrenzeuge.

Neben diesen Hauptaufgaben des Staatslebens wirkte L. v. Roten auch in der militärischen Laufbahn. So machte er 1860 als Major die Grenzbesetzung in Genf, hernach als Kommandant die Truppenkonzentrierung in Oberaargau mit, und 1870 stand er beim Übergange Bourbakis im Felde.

Als Staatsmann, als Jurist, als glänzender Vertreter des Deutschtums in einem gemischtsprachigen Kanton hat der hochangesehene Sprosse der alten Patrizierfamilie seiner Heimat unvergängliche Dienste geleistet. Er war eben ein Edelmann im ganzen Umfange der Bezeichnung, eine ideal angelegte Natur. Dabei besaß er die Gabe des heitern und geistreichen Umganges im Kreise seiner zahlreichen Freunde. Besonders verstand er es, mit dem Volke freundlich zu verkehren.

Dafür hing ihm aber auch das Volk mit einer fast schwärmerischen Liebe an, wie es am glänzendsten beim Leichenzuge des allgeliebten Staatsrates zu Tage trat. Leo v. Roten genoß und genießt noch heute im Andenken seiner Landsleute eine aufrichtige Verehrung. Dazu mag nicht am wenigsten die überzeugungsvolle, männliche Frömmigkeit des Mannes beigetragen haben. Es mußte für das Volk ein erbauliches Schauspiel gewesen sein, die hochgewachsene, schöne Gestalt des Herrn Staatsrates mit gefalteten Händen zum Tische des Herrn treten oder demütig vor dem Beichtstuhle knien zu sehen. Seit er Staatsrat geworden war, hatte er sich bleibend in Sitten niedergelassen. Den Sonntag aber verbrachte er zu Raron im trauten Familienkreise seines Bruders, des ebenfalls sehr geachteten Nationalrates. Da sah man ihn denn beim vormittägigen Gottesdienst entweder als Chorsänger auf der Tribüne oder als frommen Beter in seiner Familienbank. Bei der Vesper sang er im Chor, abwechselnd mit dem Priester, die Psalmen mit und am Abend mußte immer der Rosenkranz gebetet werden. Auch an Werktagen wohnte der fromme Staatsrat der heiligen Messe bei, so oft es die Geschäfte erlaubten, und wenn er zum amtlichen Besuche der Schulen ging, sah man ihn in der Frühe auch schon in der Schulmesse gegenwärtig. Als bei seiner letzten Erkrankung auf die wahrscheinliche Todesgefahr aufmerksam gemacht und von dem Empfang der Sterbsakramente gesprochen wurde, war der sonst unerschrockene Mann zwar etwas überrascht, sagte aber bald gefaßt: „Ist es schon so weit? Wenn ja, dann je eher desto lieber!“ Drei Priester umstanden sein Sterbebett und segneten ihm die scheidende edle Seele; es war auf dem idyllischen Sommersitze Breitmatten, wo er die Ferien zu verleben pflegte.

So galt und gilt noch fort Leo v. Roten als treuer Vorkämpfer und leuchtendes Beispiel im öffentlichen und privaten Leben, und sein Andenken wird, insbesondere in seiner engeren Heimat Wallis, stets in Ehren bleiben.

Wenn des Altmeisters Spruch:

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen,

im allgemeinen wahr bleibt, so gilt er insbesondere im Falle der größten Eigenart; man muß in Wallis Land und Leute kennen gelernt haben, um Leo v. Rotens Poesien ganz würdigen zu können. Das Oberwallis mit seinen großartigen Naturschönheiten der Gletscherwelt überwältigt beim ersten Anblick durch seinen Zauber; doch auch ebenso furchtbar kann dieselbe Natur mit allem Schrecken wilder Kräfte werden, wenn sie im Zorne sich empört. Und diese Eigenart der Umgebung hat auch den Bewohnern des Landes einen besondern Zug aufgeprägt: die Oberwalliser gelten für „ernst, ruhig und entschlossen“. Dabei herrscht in der ganz katholischen Bevölkerung noch viel patriarchalische Sitteneinfalt und ein tief gläubiger, echt religiöser Sinn. Im Verkehr mit Fremden zeigt sich der gerade, biedere Charakter des Volkes in wohlthuendster Weise. Natürlich teilt der Walliser als ganzer Schweizer die Liebe zur Freiheit und die Begeisterung für das Vaterland mit den übrigen Eidgenossen, ja besitzt das Schweizer Nationalgefühl vielleicht noch lebhafter, weil er gleichsam Wache halten muß gegen das angrenzende Welschland.

Diese ganze Sonderart des Landes und seiner Bewohner hat noch niemand treffender geschildert als der Walliser Dichter Leo v. Roten selbst in seinem Liede: „Wallis, unser Heimatland", das als des Sängers schönstes Vermächtnis zum Eigentum seiner Landsleute geworden ist, indem es als Walliser Volkshymne im eigentlichsten Sinne des Wortes von jung und alt gesungen wird. Wer das kräftige Lied mit seiner festen Melodie nicht in Wallis selbst gehört hat, wird sich schwer den vollen Eindruck der begeisterten Dichtung verschaffen können.

1. Nennt mir das Land, so wunderschön,
Das Land, wo ich geboren bin,
Wo himmelhoch die Berge stehn
Und Mannskraft wohnt bei schlichtem Sinn:
Das ist das Land am Rhonestrand,
Ist Wallis, unser Heimatland!

2. Nennt mir das Land, das Heldenblut
Getränkt in mancher heißen Schlacht,
Wo freier Väter Asche ruht,
Von freien Söhnen treu bewacht:
Das ist das Land u. s. w.

3. Nennt mir das Land, so heimisch traut,
Wo auf den Höhn die Gemse schweift
Und in dem Thal, vom Fleiß bebaut,
Die süße Frucht des Südens reift:
Das ist das Land u. s. w.

4. Nennt mir das Land, von Gott gemacht,
Wo frisch die Alpenrosen blühn
Und in der Abendsonne Pracht
Die Gletscherfirnen hoch erglühn:
Das ist das Land u. s. w.

5. Nennt mir das Land, ob's kracht und blitzt,
Wo hoch der Freiheit Fahne weht,
Von starkem Mannesmut beschützt,
Der jedem Unrecht widersteht:
Das ist das Land u. s. w.

6. Nennt mir das Land, wo in dem Feld
Sich früh der junge Schütze übt,
Der treu am alten Glauben hält
Und schwärmerisch die Heimat liebt:
Das ist das Land u. s. w.

7. Nennt mir das Land, nach dem zurück
Es stets den Sohn der Berge zieht,
Wenn er mit thränumflortem Blick
Im Geist die ferne Heimat sieht:
Das ist das Land u. s. w.

Das Nationallied des Rhonethales, das in keinem Walliser Liederheft und in keinem Lesebuch für die Walliser Jugend fehlt, steht nicht in dem Erstlingswerk des Dichters, das er 1862 als „Wiederklänge aus dem Rhonethale" [1] veröffentlicht hat. Das ist ein Band lyrischer Gedichte, denen man die Scheu des Verfassers ansieht, seine Stimmungen und Gefühle auf dem offenen Markte preiszugeben. „Ein leises Echo der Erinnerungen — Aus seiner schwärmerischen Jugendzeit" sollen die „Wiederklänge" sein, dem Vaterlande und den Freunden geweiht; es sind Gelegenheitsgedichte, in denen der Staatsmann nach den Arbeiten des Tages seine Erholung fand.

Kurz bezeichnet in seiner Litteraturgeschichte (4,43 b) die „Vaterlandsgesänge" v. Rotens als das Beste der „Wiederklänge". Das Urteil wird richtig sein. Es sind ein Dutzend gelegentlich entstandener, zumeist auch genau datierter

[1] Augsburg. 12°. VIII u. 312 S.

Gedichte, in denen mit männlicher Begeisterung das Lob der freien Schweiz gesungen wird. „Helvetia sei 's Panier“, das erste Lied, aus dem Jahre 1848, feiert die Schweizer Trikolore, grün-rot-golden, in symbolischer Ausdeutung und legt recht sinnig das freundschaftliche Verhältnis der Schweiz zu Deutschland dar:

Der deutsche Aar mag mächtig schlagen
Nach Norden und nach Westen hin,
Ein schöner Morgen wird ihm tagen,
Im deutschen Land lebt Heldensinn.
Doch wie der stillen Alpenrose,
Die ungesehn auch freundlich blüht,
So fielen uns bescheidne Lose,
Ob auch die Brust voll Kampflust glüht.

Nicht so bescheiden dagegen, aber doch begreifbar, klingt es, wenn der Dichter seinen Sang in „Der Freiheit Heimatland“ kühn der Erde weite Sphären durchschweben läßt, aber nirgends mehr des Himmels edle Tochter, die Freiheit, findet außer in den Schweizerbergen, „wo Gletscherlüfte rein und kräftig wehn“:

Im Land voll Todesmut und schlichter Sitte,
Wo Eintracht wohnt in treuer Brüder Mitte,
Wo jedes Herz ein heil'ger Opferbrand, —
Da ist und bleibt der Freiheit Heimatland.

Ein unversöhnlicher Gedanke zieht sich durch diese kräftigen Vaterlandslieder — blutige Fehde gegen den „nimmersatten welschen Adler“, der „selbst an der Freiheit Zufluchtsstatt — Sich frevelhaft vergreifen will“.

Doch halt! — Hier steht vor seinem Gut
Ein freies Volk als Wache,
Und schützt mit ungebeugtem Mut
Europas heil'ge Sache.

So erstrahlt der welschen Raublust und Untreue gegenüber die starke Schweizertreue um so glänzender, die für die Freiheit Gut und Blut zu opfern weiß; das ist echter „Schweizersinn“:

Und wo ihr einen sterbend schaut,
Voran die tiefe Wunde,
Die Freiheit noch als letzten Laut
Auf seinem bleichen Munde,
Den Blick gebrochen himmelwärts:
Da liegt durchbohrt ein Schweizerherz.

Und die Freiheit war auch der letzte Laut auf des Dichters bleichem Munde, es war sein Schwanengesang. Einen Monat vor seinem Tode von dem historischen Verein von Oberwallis gebeten, eine Trauerrede auf die 1799 im Pfyn gefallenen Schweizer zu dichten, hat er sozusagen sterbend die toten Helden des Vaterlandes mit jugendlicher Begeisterung in dem „Walliser Freiheitslied“ be-

sungen. Das Gedicht wurde in Musik gesetzt und als Flugblatt im Rhonethal verteilt zum doppelten Erinnerungszeichen: an die gefallenen Verteidiger der Freiheit und an ihren entschlafenen Sänger; es gipfelt in dem Treuschwur, der in ein Gebet ausklingt:

O Vaterland, auf dieser Stätte,
Die unsrer Väter Blut geweiht,
Hier schwören wir der Knechtschaft Kette
Und frecher Willkür Haß und Streit;
Dir aber, wie Gefahr auch dräue,
Dir schwören Liebe wir und Treue,
Unwandelbar nach Väterbrauch,
Treu bis zum letzten Lebenshauch!

Was Leo v. Roten unter Freiheit versteht, wird aus diesen wenigen Proben schon erkennbar sein; und so löst sich der Widerspruch von selbst, den Kurz (a. a. O.) darin finden will, daß „der Dichter, der für die Freiheit so begeistert ist, Italiens Bestrebungen so wenig zu würdigen weiß und sogar auf Neapels König, der wahrlich nicht ‚königlich fiel‘, ein Loblied anstimmt“. Der Walliser Sänger denkt eben über die Freiheit und die Bestrebungen Viktor Emanuels anders als Kurz, ihm erscheint die Freiheit nur in der edelsten Gestalt.

Die zweite Gruppe der „Wiederklänge“ besingt „der Minne Lust und Schmerz“. Die erste Jugendliebe des Dichters scheint in den Münchener Aufenthalt zu fallen.

Ein Fremdling, irrte ich verlassen
Und einsam durch die regen Gassen,
Ach, alles war mir öde gar,
Weil's nicht die liebe Heimat war. . . .

Da fand ich dich! und alles lebte
Froh jubelnd auf, dein Bild umschwebte
Gleich einer Fee mir Herz und Blick
Und sang das Lied vom Minneglück.

Doch dieses erste Glück ward durch ein schmerzliches Scheiden auf immer zerstört:

Allein wer plötzlich kalt muß gehen
Mit einem stummen Druck der Hand
Und zitternd hört sein Liebchen flehen:
„Vergesse mein, die Hoffnung schwand!“
Wer so muß ziehn auf ewig Meiden —
O, der fühlt Scheiden!“

Spätere Minnelieder gelten einer Schweizerin; aber auch da blieb es, wie sich der Dichter selbst scherzend ausdrückt, bei seinem Satz: „romantisch bloß zu lieben“.

Zum Trinker und zum Ehemann
Hat Gott wohl schwerlich mich geschaffen.

Daher mag es auch kommen, daß in dieser Gattung von Liedern nicht selten der rechte Ausdruck vermißt wird, wie Kurz dem Dichter vorwirft. Nur darf dieser Tadel nicht verallgemeinert, insbesondere nicht auf die schönen Naturschilderungen ausgedehnt werden. Wohl baut auch hier der Dichter manchmal aus Felsblöcken sein Lied auf, ähnlich der Natur, die er besingt; aber „echte Musenkinder werfen bisweilen wahrhaft mit Steinen“, wie jüngst eine geistreiche Feder die oft ungelenke Sprache der Droste-Hülshoff verteidigt hat. (Deutsche Rundschau, September 1900, S. 331.) Der Dichter des weltabgeschlossenen Rhonethales will wie die Sängerin der roten Erde „schlicht und geradeaus“ bleiben, und der ideale Gedanke ist doch wirklich mehr wert als ein Schlag ins Gehör.

Daneben zeichnet sich v. Rotens Poesie durch eine ungezwungen christliche und speziell katholische Färbung aus. Das halten die biedern Landsleute für „selbstverständlich“, weil ja echte Poesie der treueste Spiegel des inneren Seelenlebens ist.

Gesang ist hehre Himmelsgabe,
Die darf kein sinnlich Wort entweihn;
Was zum Geschenk von Gott ich habe,
Will ich bewahren engelrein.

So läßt v. Roten den Dichter Gelter singen („Die letzten Ritter auf Gubing“, S. 15). Das war seine eigene Auffassung von der Dichtkunst, der Verkünderin des Wahren, Guten und Schönen im Sonntagskleide der Verklärung, darin sieht er „des Sängers Beruf“:

Fürs Schöne, das die Gottheit schuf,
Für Großes, Heil'ges treu zu streiten —
Das ist des Sängers Weltberuf,
Sein Pflichtgebot durch alle Zeiten;
Drum wird einst kühn
Durch Trümmer hin
Der letzte Sänger siegend schreiten!

Die wundervolle Natur seiner Heimat ist ihm nur groß und schön als Fußspur Gottes, als Zeichen seiner Allmacht. Wenn er in der großartig aufgefaßten Hymne „Die Abendfeier“ die ganze Natur miteinstimmen läßt in den ernsten Feierklang der Abendglocke, von der kleinen Blume im niedrigen Grase bis zu den Gletscherfirnen im Alpenglühen, so kann er das hehre Bild nur betend schließen:

Wie groß bist du, o Herr der Welten!
Vom zartgeschnitzten Laub
Bis zu des Donners Schreckenshalle
Weht deine Macht, o Herr; ich falle
Anbetend in den Staub
Und rufe: Heilig, heilig, heilig,
Durch deine Schöpfung hin,
Und danke, Vater, auf dem Pfade
Der Prüfung selbst für deine Gnade,
Daß ich — dein Kind auch bin.

Selbst in den Gedichten, die der rüstige Bergsteiger stammbuchartig zum Andenken rasch hingeschrieben hat und die nicht in die „Wiederklänge“ aufgenommen wurden, wie z. B. „Auf dem Ryffel“, verleugnet der Sänger seine fromme Sinnesart nicht:

Welch heil'ge Ruhe! Die Nacht wirft leise
Den Mantel über Flur und Wald,
Wie eines frommen Liedes Weise
Der Bäche fernes Rauschen hallt;
Der Mensch fühlt sich emporgehoben —
O Gott, wie schön ist's doch hier oben!

Noch zwei Gattungen von Gedichten müssen kurz erwähnt werden: die Erinnerungen an Deutschland und die Balladen.

O, das war eine schöne Zeit,
Die Zeit, als ich in München weilte,

singt der Sohn der Berge und spricht den Wunsch aus: „Nach München möcht' ich wieder ziehn!“ — Der Starnberger See, Schwaneck, das Straßburger Münster, Rheinfahrt, das alles bleiben dem Dichter liebe Erinnerungen, die er in einem schwungvollen Liede „An Deutschland“ gleichsam zusammenfaßt und worin er unter anderem seiner Begeisterung für deutsches Wesen den ehrendsten Ausdruck verleiht:

Dann lernt' ich seine Söhne kennen,
Ein Volk, stark, bieder, treu und gut;
Ich hörte gern mich „Bruder“ nennen
Vom Deutschen, der's so herzlich thut.
Fand frommer Väter schlichte Sitte
Selbst noch in üpp'ger Städte Mitte;
Und jeder Druck der deutschen Hand
War Gruß mir aus dem Heimatland.

Ich labte mich in vollen Zügen
An deutscher Wissenschaften Born,
Und „männlich brechen, eh' mich biegen“,
Hab' ich zum Wahlspruch mir erkor'n.
Ich sah in seinen Heldensagen
Des alten Deutschlands Größe ragen,
Sah darin, was der Enkel schafft,
Des jungen Deutschlands mut'ge Kraft.

Es müssen die deutschen Eindrücke auf das leicht empfängliche Dichtergemüt nicht oberflächlicher Art gewesen sein, weil sie noch den 70jährigen Greis zu einer eigenartigen dramatischen Dichtung anregen konnten.

Daß Leo v. Roten auch für diese höhere Poesiegattung Begabung hatte, beweisen schon die paar dramatisch gehaltenen Balladen, die in den „Wiederklängen“ Aufnahme gefunden haben.

Durch Nacht und Ungewitter
Sprengt eilig noch ein Ritter,
Im Herzen schweres Leid,
Zu seiner kranken Maid,

so beginnt „Der Ritt nach Ruhe". Sicherlich wird dem Besorgten der Tod der Geliebten gemeldet. — Die Totenglocke läutet um Mitternacht.

Und hastig über Felder
Durch Fluren und durch Wälder
Geht nun der wilde Ritt —
Der Schmerz doch reitet mit.

Das leitet den 2. Akt des kleinen Dramas im Balladenton ein. Alle Versuche, den Schmerz zu lindern, auch ein frevelmutiger Todesritt, bleiben vergebens — „der Schmerz doch reitet mit".

Da winkt ihm eine Zelle
Bei freundlicher Kapelle
Aus Waldesdunkel zu,
Dort hofft er endlich Ruh.

Die Andeutung der friedlichen Lösung bei dem stillen Frieden des Klausners verwirklicht sich bald:

„Der Ritter zieht zur Klause,
Und drin im stillen Hause
Bei strenger Klausnerpflicht —
Da folgt der Schmerz ihm nicht."

Es war ein Gnadenbild, das einst dem alten Klausner den schwersten Gram gestillt, das auch jetzt des neuen Ankömmlings Seelenschmerzen heilt.

Eine letzte Gruppe lyrischer Ergüsse, die Freundschaftslieder, können füglich hier übergangen werden, weil die feinen Anspielungen auf rein persönliche Verhältnisse für den Uneingeweihten doch unverständlich bleiben, und weil diese Gedichte nicht viel Neues zur Charakteristik des Sängers beibringen. Nur an eines, das v. Roten in seinem letzten Lebensjahre dem Hausgeistlichen der Familie zum fünfzigjährigen Priesterjubiläum gewidmet hat, sei kurz erinnert. Der Dichter gedenkt es seinem geistlichen Freunde ganz besonders, daß er die Heimat nicht vergessen konnte:

Die Heimat aber blieb dir teuer.
Dich rief dein wechselvoll Geschick,
Im Herzen stets das heil'ge Feuer,
Ins stille Rhonethal zurück,
Um dich in unsrer Priester Reihen
Dem Seelenheil des Volks zu weihen;
Und ob auch in bescheidnem Kreis —
Dir ist's genug, daß Gott es weiß.

„Was uns an den lyrischen Gedichten des Rhonethalsängers“, so urteilt in gerechter Würdigung ein Freund und Landsmann des Dichters, „besonders anspricht, ist der sittlich-ernste Inhalt, die ethische Gewalt, die darin liegt, die originellen, geistreichen Gedanken. Ist die Form mancher Gedichte etwas zu wenig abgerundet und gefeilt, wer wird ob der Schale den Kern verachten?“

Leo v. Roten hat sich auch in der dramatischen Poesie versucht und drei Stücke verfaßt. Das erste, „Peter von Raron“, ist leider niemals im Druck erschienen. Es sollte, wie erzählt wird, ins Französische übersetzt werden und sei dann bei dieser Gelegenheit verloren gegangen. Das andere Drama, „Der Polen Opfertod“, hat als Manuskript wiederholt auf Studentenbühnen, wofür es auch geschrieben war, große Erfolge gehabt. Erst 1896 ließ es ein Vetter des Verfassers, P. Sigismund von Courten O. S. B., in Einsiedeln (bei Eberle-Rickenbach) drucken zum Besten der Taubstummenanstalt in Gerunden. Die historischen Vorbemerkungen, mit D. S. unterzeichnet, führen in den Stoff des Stückes ein. Danach fällt die Handlung des Dramas in das Jahr 1863 und legt eine Episode aus dem polnischen Aufstand gegen die russische Herrschaft dar, beruht also in ihren Grundzügen auf geschichtlicher Wahrheit. Die Entwicklung des dreiaktigen Stückes geht, dem Zwecke der Dichtung entsprechend, sehr einfach von statten.

Der 1. Aufzug spielt auf dem Schlosse des Oberst v. Wolniewitz. Derselbe hat zwei Söhne, Wladimir und Sigismund. Der ältere, Wladimir, etwa 18jährig, der eigentliche Held des Dramas, verläßt in Abwesenheit des Vaters und gegen dessen Willen das väterliche Schloß, um sich den Aufständischen anzuschließen. Die Versuche des Hofmeisters, den jungen Herrn zurückzuhalten, sind vergebens, zumal der alte, treue Diener des Hauses, ein Kämpfer von Ostrolenka, auf die Seite Wladimirs tritt und der junge Sigismund auch schon für die Freiheit Polens schwärmt. Der Vater kehrt zurück, ist unglücklich über die That des Sohnes, zumal eine Kolonne Russen sich dem Schlosse nähert und somit strenge Untersuchung bevorsteht; der alte Diener soll dem Flüchtling nacheilen.

Im 2. Akt kommt Wladimir ins polnische Insurgentenlager, wo er viele Freunde findet und mit Begeisterung aufgenommen wird. Aber auch der treue Joseph, der Diener des gräflichen Hauses, hat die Spur seines jungen Herrn entdeckt und legt ihm nun die Gefahr dar, die im Falle einer Schloßdurchsuchung dem greisen Vater droht, wenn es sich herausstellt, daß der Sohn mit den Aufständischen gezogen ist. Es wird im Lager beschlossen, das Schloß von Wladimirs Vater durch eine kühne Waffenthat vor dem russischen Überfall entweder zu schützen oder es dem Feinde wieder zu entreißen.

Der 3. Aufzug bringt Schlag auf Schlag den Überfall der fliegenden Kosakenkolonne und den Entsatz durch die junge Polenschar. Wladimir fällt im Kampfe. Der Vater tritt jetzt, um die Lücke, die des Sohnes Tod gerissen hat, wieder zu füllen, zu den Freiheitskämpfern über, und mit dem begeisterten Rufe: Auf, auf, fürs Vaterland! schließt das Stück, das mit Wärme und jugendlicher Frische geschrieben ist.

Darin und in der Handlung selbst liegt das Geheimnis, daß „Der Polen Opfertod“ gerade bei der Schweizer Studentenwelt so „beliebt und zügig“ ge-

worden ist. Der Seelenkampf Wladimirs zwischen der Kindesliebe gegen den Vater und der Begeisterung für Freiheit und Vaterland wird für die Fassungskraft der Jugend sehr geschickt dargelegt, und so verstattet die kleine Episode ein richtiges Urteil über den ganzen Aufstand, der für Polen so unglücklich ausging.

Das letzte Drama, „Der Morgen im Kyffhäuser“ [1], behandelt die Wiederherstellung des Deutschen Reiches im Jahre 1870 bezw. 1871. Wie kam der Schweizer Leo v. Roten zu dieser ihm anscheinend ganz fremdartigen Idee? Eine besondere Vorliebe für Deutschland war dem Dichter seit dem mehrjährigen Münchener Aufenthalt eigen geworden; er hatte die alten deutschen Heldensagen kennen gelernt, und seine ideal angelegte Natur konnte sich wohl für die Größe des deutschen Kaisertums im Mittelalter begeistern. Ob daneben noch eine Beeinflussung von seiten seines ehemaligen Freundes O. v. Redwitz („Lied vom Deutschen Reich“) angenommen werden muß, mag dahingestellt bleiben. Was der Dichter mit seinem Werke gewollt hat, spricht er in den ersten Strophen des Prologs aus:

Mit sicherm Schritte geht die Weltgeschichte
Auf dunkeln Wegen oft nach ihrem Ziel,
Sitzt Fürsten und selbst Völkern zu Gerichte
Und schreibt den Urteilsspruch mit ehr'nem Kiel.

Ein solches Urteil, das der Richter droben
Von Zeit zu Zeit im Streit der Völker fällt,
Hab' aus dem Weltenbuch ich ausgehoben
Und auch in dieser Dichtung hingestellt.

Es ist nicht leicht, einen Aufbau des Dramas in kurzer Übersicht zu geben. Der leitende Gedanke des Ganzen mag wohl in der Pragmatik der deutschen Geschichte des letzten halben Jahrhunderts liegen, indem sich die Geschicke Deutschlands in folgerechter Entwicklung schließlich so gestalten, daß das neue Kaiserreich ersteht. Dazu müssen Gallia und Italia, wenn auch widerwillig, helfen; dies Ziel verfolgt Hohenzollern kühn und unentwegt; dafür muß Habsburg trotz Treue und Redlichkeit in den Hintergrund treten; darin stimmen endlich alle „Kinder“ der edlen Germania, Wittelsbach, Wettin, Welf u. s. w., überein. Und damit die Wirklichkeit in die Verklärung der Poesie gerückt werde, erscheinen der alte Barbarossa mit seinem Zwerg im Kyffhäuser und die rätselhafte Gestalt des grimmen Hagen, der mit seiner eisernen Thatkraft, nur auf den Erfolg bedacht, die treibende Macht in dem gewaltigen Ringen nach der deutschen Einheit bildet. Freilich nimmt diese geisterhafte Erscheinung aus der Nibelungensage oft so greifbare Gestalt an, daß sie unwillkürlich an den „eisernen Dienstmann“ erinnert, der seinem königlichen Dienstherrn in Wirklichkeit allein die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hat.

Als Beleg genügt es schon, auf das erste Auftreten Hagens hinzuweisen. Hohenzollern, dem die Erinnerung an die Hohenstaufen und die Sehnsucht nach

[1] Der Morgen im Kyffhäuser. Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen. Leipzig 1896.

der Kaiserkrone in der Seele sitzt, will sich trotzdem entschließen, dem einzigen Nebenbuhler Habsburg in Italien rettend Hilfe zu bringen; da erscheint geisterhaft der schreckliche Mann von Tornay und mahnt an höhere Pflichten, vom Geschicke bestimmt, an Deutschlands Kaiserkrone.

Jetzt, jetzt muß es geschehn, sonst ist's vorbei.
Im Staats- und Völker- wie im Menschenleben
Giebt das Geschick uns einen Augenblick,
Der über unsres Daseins Los entscheidet:
Wird er mit mut'gen Händen festgehalten,
So ist es uns geglückt für alle Zeiten;
Doch lassen wir unschlüssig ihn entfliehn,
So kehrt er niemals, niemals uns zurück!
Für dich ist dieser Augenblick nun da.
Das deutsche Vaterland bedarf der Einheit,
Wenn es nicht auf die Rolle will verzichten,
Die ihm die Weltgeschichte angewiesen. . . .
Der ew'ge Streit um Macht und Oberleitung,
Dies ew'ge Schwanken zwischen dir und Habsburg
Muß zu des Vaterlandes Wohl nun enden.
Seid offen: wer die Kraft dazu verspürt,
Der greife kühn nach Deutschlands Kaiserkrone
Und steige auf den Thron der Hohenstaufen. . . .

Am Schlusse der weiteren Unterredung erklärt sich Hohenzollern bereit:

Die Sendung, die ich vom Geschick erhielt,
Will ich gewissenhaft und treu erfüllen,

und damit sind die Würfel gefallen, und der Erfolg kann nicht zweifelhaft sein. Mit dem Vers:

Das Reich ersteht — sein Kaiser ist erwacht,

endet das Spiel unter dem feierlichen Geläute der Kaiserglocke.

Die dramatische Dichtung, man muß es gestehen, ist geistreich ausgedacht und fein durchgeführt. Auch in der Sprache entfaltet der Dichter allen Glanz im Vers und in den Bildern und Vergleichen; es kann nur wundernehmen, warum das Prunkstück von Allegorie zur Verherrlichung des neuen deutschen Kaisertums noch nirgends auf einer deutschen Hofbühne die Ehre des Rampenlichts erlangt hat.

Daß es dem Dichter nicht an dramatischer Gestaltungskraft gebricht, mag ihm auch die wirksame Bühnenkenntnis mangeln, das zeigt überzeugend „Der Morgen im Kyffhäuser".

„Rotens schönste Dichtung nach Form und Inhalt ist unstreitig das Epos ‚Die letzten Ritter auf Gubing' [1]. Es ist eine Mischung von historischer Wahr-

[1] Die letzten Ritter auf Gubing. Vaterländische Dichtung. 12°. 158 S. Frankfurt a. M. 1894.

heit und Dichtung, eine Aneinanderreihung verschiedener Sagen aus dem reichhaltigen Sagenschatze des Oberwallis. Wie wir aus dem Munde des Dichters selbst vernahmen, waren die Sagen für sich selbständig und abgeschlossen bearbeitet. Es traf sich nun, daß Herr Roten einen Beinbruch erlitt, und in diesen Tagen der Krankheit wagte er sich an die Herkulesarbeit, die einzelnen Sagen zu einem Ganzen zu verbinden und daraus das vorliegende Epos zu schaffen. Es ist wirklich das Geschick des Dichters zu bewundern, wie er nach Art des Nibelungenepos so künstlerisch und ohne auffallende Störung die Mosaikarbeit herstellen konnte." So berichtet der schon öfter erwähnte Freund v. Rotens, der hochw. Herr Brindlen, über die Entstehung der vaterländischen Dichtung. Mit dem kurz angedeuteten Urteil, daß das Epos als des Dichters beste Leistung zu gelten habe, wird die Wahrheit getroffen sein. Wohl bietet es dem Kenner der Walliser Geschichte und Sagenwelt einen eigenen Reiz, beides so glücklich in einer Dichtung vereinigt zu finden, allein auch als eigenständiges Werk verdienen „Die letzten Ritter auf Gubing" bei jedem Freunde echter Poesie Achtung und Anerkennung; und als Roten das schuf, war er ein Greis an Jahren.

Die Handlung spielt in der Zeit, in der das Wallisthal die Burgen seiner Zwingherren brach und sich die Freiheit erzwang. Doch dieser Sieg kostete schwere Opfer und ward nicht bloß in ungestümem Sturme mit den Waffen errungen, sondern forderte auch manches hoffnungsfrohe Lebensglück nach heißem Seelenkampf. Von den „letzten Rittern auf Gubing" steht der jüngste der drei Brüder, Wilhelm Henngart, mit seinem Freund und Vetter, dem Sänger Gelter, im Mittelpunkt des kunstreich und doch so einfach aufgebauten Epos.

Gelter, so beginnt die Erzählung, war bei seinen Wanderungen durch das Land, das er mit seinem Freiheitsgesang zum Kampfe gegen den Burgenadel aufreizte, einer wilden Räuberbande in die Hände gefallen. Aus der höchsten Lebensgefahr wird er von einem jungen Ritter befreit, der auf der Jagd den Wald durchstreift. Der gerettete Jüngling, voll Dank, erzählt dem Befreier die Geschicke seines Lebens, und Wilhelm Henngart erkennt in dem bürgerlichen Sänger des Vaters Schwestersohn. Die Muhme hatte nämlich einen schlichten Bauernsohn zum Manne gewählt und war deshalb von ihrem Bruder verstoßen worden. Wilhelm will nun des Vaters Sünde gegen die Schwester an dem zufällig gefundenen Vetter hundertfach vergüten

Und ladet ihn recht herzig ein,
Auf Gubing jetzt sein Gast zu sein.

Allein nicht so menschenfreundlich sind Wilhelms zwei ältere Brüder gesinnt.

Wir kennen diesen Jungen nicht,
Er ist ein bürgerliches Blut,

so empfangen sie den neuen Vetter und kehren ihm den Rücken. Desto inniger und herzlicher knüpft sich das Freundschaftsband zwischen Wilhelm und Gelter. Als Dank für die Treue weiht der Sänger seinen Beschützer zur Warnung in die Freiheitsbewegungen ein, die sich geheim und still im Volke vorbereiten „und

die er selbst zur Flamme anzufachen, das Land durchzieht". Wilhelm steht erschüttert bei der Kunde von dem nahenden Sturm, bleibt aber entschlossen, als Ritter gegen die ungestüme Volkskraft zu kämpfen — und ehrlich zu fallen. Er ist nicht bloß Vasall des mächtigen Ritters von Raron, dem der Hauptangriff droht, er hofft einst auch dessen Schwiegersohn zu werden, wird also durch doppelte Pflicht gebunden. „Doch soll der Kampf nicht ihre Freundschaft brechen"; nur eines muß Gelter dem Vetter geloben, „zu retten Bertha, seine Braut", wenn die Volkskraft siegen sollte. So nimmt Wilhelm von seinem Freunde einstweilen Abschied:

Leb wohl, es dämmert schon der Morgen.
Gott geb', daß ich dich wiederseh'!
Was wir vertraut gesprochen haben,
Bleibt tief in unsrer Brust begraben.
Vollend dein Werk drum ohne Sorgen,
Kein Henngart war Verräter je!

Noch schwerer wurde ein anderer vorläufiger Abschied für den jungen Ritter; er wollte seine Braut noch einmal sehen und darf ihr doch das drückende Geheimnis nicht verraten. Zu diesem „ernsten Gange" mußte er sich erst durch einen Besuch in der Zelle des greisen Pater Benno zu Gerunda Kraft und Stärke von oben holen.

Die heil'ge Handlung ist vorbei,
Die ew'ge Rechnung abgeschlossen,
Und für die Thräne heißer Reu'
Das Wort „Vergebung" ihm geflossen.

Dann steigt er mit festem Schritt ins Thal hinab; jetzt ist er zu allem gerüstet. Der Volksaufruhr bricht los; im ersten Sturm wird Rarons Stammburg gebrochen, dann braust die siegesberauschte Menge gegen Gubing. Ein langer, harter Kampf auf Leben und Tod beginnt. Zuletzt fällt, schwer verwundet, Wilhelm auf seiner Brüder Leichen. Gleichzeitig war ein anderer Volkshaufen nach Beauregard, dem stolzesten Bergschloß Rarons, gezogen, um auch dieses Felsennest zu schleifen. „Hier, wo es fast dem Kühnen graust", hatte der alte Raron der geliebten Tochter den sichern Wohnsitz angewiesen. Unter eigener Lebensgefahr unternimmt Gelter, der sich der Sturmkolonne gegen diese Burg angeschlossen hatte, die Rettung Berthas durch einen unterirdischen Gang.

Der folgende Gesang ist „Am Krankenlager" überschrieben: der todwunde Kranke ist Wilhelm, und seine Pflegerin heißt Bertha, und der Dritte im Bunde muß Gelter sein. Die Genesung geht langsam von statten; da erscheint eines Tages ein Bote aus Bern, wohin sich Raron mit seiner übrigen Familie geflüchtet hatte: er soll die Tochter aus dem fernen Lande zu den Ihrigen führen, zumal da der rachedürstende Vater mit all seinen Verbündeten nächstens in Wallis einbrechen werde, die erlittene Schmach zu sühnen. Da muß ein Abschied auf „Nimmerwiederkehr" genommen werden, der nur durch das gegenseitige Versprechen steter Treue gemildert wird. Die Reise nach Bern unter dem einzigen Geleite des alten Dieners war nicht gefahrlos. Einmal, als der Alte in einer

Herberge dem Weine zu viel zugesprochen hatte, wurde Bertha nur durch das rechtzeitige Erscheinen eines jungen Ritters von Blonay gegen rohe Zudringlichkeiten geschützt. Dieser Ritter kommt bald darauf nach Bern, um beim alten Raron die Hand der Tochter zu erbitten. Der Wunsch des Vaters, der in dem mächtigen Blonay einen tüchtigen Bundesgenossen gegen das verhaßte Wallis willkommen heißt, erregt in Bertha den schwersten Seelenkampf; sie hatte seit ihrer Ankunft im Kreise ihrer Familie jede Freude und Festlichkeit gemieden. — „Bleich saß sie in dem Frauenkreis, Wie eine Lilie unter Rosen" — und nun sollte sie nach des Vaters Willen ihrem Wilhelm die Treue brechen. Sie besteht die Probe auch dem gewaltigen Raron gegenüber:

Das Wort ist heilig auch dem Weib!
Dein Flammenblick kann mich versengen;
Doch nie vermag selbst dein Gebot
Zu einem Wortbruch mich zu drängen —
Ich bleib' die Seine bis zum Tod.

In dem Schlußgesange „Entscheidung" folgen sich die Ereignisse Schlag auf Schlag. Noch war kaum „der letzte Ritter von Gubing" völlig genesen, da brachen von Bern her die Mannen und Bundesgenossen Rarons in Wallis ein. Blutige Kämpfe werden ausgefochten; Wilhelm entschließt sich endlich, mit seinem Freunde Gelter gemeinschaftliche Sache zu machen, „und zieht mit aus fürs Vaterland". In dem letzten Entscheidungskampf bei „Zan Gräbern" im Lötschthal haut Henngart seinen gefährdeten Freund Gelter heraus.

Doch um den Ritter ist's gethan
Der Henngart Stolz und letztes Hoffen
Sinkt blutend hin zu Tod getroffen.

Gelter geht mit Wilhelms Schwert ins Bernerland, wo er Bertha zu treffen meint; allein sie war im Tode schon vorausgegangen.

Bald deckt auch mich der Rasen zu —
Dann geb' uns Gott die ew'ge Ruh!

schließt v. Roten in alter, frommer Weise sein schönes Lied „Die letzten Ritter auf Gubing".

Die scharfe Charakteristik, manchmal meisterhaft mit ein paar Zügen entworfen, gehört mit zu den größten Schönheiten der Dichtung. „Der Geist echter Romantik durchweht die ganze Erzählung", bemerkt mit Recht die Kritik (s. diese Zeitschrift Bd. XLVI (1894), S. 460). So gehört Wilhelms Abendgebet (S. 43) zu den zartesten Liedern der Spätromantik:

Mutter Gottes, Gnadenreiche,
Der Bedrängten Zuflucht du,
An dein Mutterherz, das weiche,
Leg' ich mich zur sichern Ruh;
Gieße mild aus deinen Händen
Über mich des Segens Spenden.

Auch fehlt es bei all dem heldenmütigen Opfersinn nicht an frischer, fröhlicher Stimmung. Natürlich bietet der Freiheitsgesang dem Walliser durch die Erinnerung an die glorreiche Heldenzeit seines Landes noch viele andere Vorzüge, die von dem Fernerstehenden nicht vollständig gewürdigt werden können, so daß man es begreiflich finden muß, wenn das Epos „Die letzten Ritter auf Gubing" als die höchste vaterländische Dichtung des Rhonethales gilt.

Auf die Novellen Rotens sei nur mit einem Worte hingewiesen. Sie sind in der weitverbreiteten Unterhaltungszeitschrift „Alte und Neue Welt" mitgeteilt [1] und haben dadurch schon ihre Empfehlung. Der Dichter verleugnet sich auch in der Prosa nicht; er sucht nicht durch blendende Sprache zu glänzen, es liegt ihm mehr an der Idee der Erzählung. In einfachem, edlem Tone gehalten, wirkt seine Darstellung auf Herz und Gemüt. Man gewinnt bei Rotens Novellen den Eindruck, seine Erzählungen seien nicht Dichtung, sondern man lese wirkliche Begebenheiten, die ein Dichter zur Erbauung und Belehrung berichtet hat.

Wollte man Leo Lucian v. Roten den Walliser Uhland nennen, so dürfte die Bezeichnung nicht eine allseitige Gleichstellung der beiden Dichter bezwecken wollen; im übrigen wäre sie in manchem Betracht gerechtfertigt. In der Charakteranlage und in den äußeren Lebensschicksalen besteht große Ähnlichkeit zwischen dem biedern Schwaben und dem geradsinnigen Walliser; auch der Grundton der Dichtung stimmt bei beiden Sängern überein: Freiheit, Freundschaft und Vaterland. So viel mag gesagt werden dürfen: worauf die Schwaben bei ihrem Uhland mit Recht stolz sind, das verehren mit ebensoviel Recht die Walliser in dem unvergeßlichen Alt-Staatsrat Leo v. Roten, dem Dichter des Rhonethales.

---

[1] „Liebe und Pflicht" und „Die Jähnderbesetzung" (1868).

N. Scheid S. J.

Rezensionen.

La Désolation des églises, monastères et hôpitaux en France pendant la guerre de cent ans. Par le P. ***Henri Denifle*** des Frères Prêcheurs, Correspondant de l'Institut. Tome I: Documents relatifs au XV^e siècle. Tome II: La guerre de cent ans jusqu'à la mort de Charles V (1. et 2. moitié). 8⁰. (XXVI et 608, XIV et 864 p.) Paris, Picard, 1897—1899. Preis *Fr.* 25.

Erst wenn einmal der verheißene dritte Band mit dem Verzeichnis der Klöster, Städte und Personen fertig vorliegt, wird sich im vollen Maße überschauen lassen, welch ein Reichtum in diesem Werke aufgespeichert ist und welchen Gewinn für die Kenntnis einer fern abliegenden, wildzerrissenen Zeit dasselbe uns gebracht hat. Viele Dutzende fleißiger Lokalforscher zusammen hätten in lebenslanger Arbeit nicht so viel Neues zu Tage zu fördern und über so viele dunkle Fragen Licht zu verbreiten vermocht, wie es der Verfasser, dank seiner ausnahmsweise günstigen Stellung, seiner persönlichen Ausrüstung und außergewöhnlichen Leistungsfähigkeit hier zu thun im stande war.

Ursprünglich ging die Absicht nur dahin, von der Verwüstung Frankreichs um die Mitte des 15. Jahrhunderts nach dem eben beendeten langen Kriege ein Bild zu geben. Es genügte dafür, wie der Verfasser gethan, die auf den Notstand der einzelnen Kirchen Frankreichs bezüglichen Suppliken aus den päpstlichen Archiven in der Hauptsache zusammenzustellen und sie etwa noch durch andere zeitgenössische Dokumente verwandten Inhaltes des weiteren zu beleuchten. Man wird zugeben, daß die 1063 Nummern des ersten Bandes an Mannigfaltigkeit der Schattierung wie an Grellheit der Farbe nichts vermissen lassen. Der Verfasser hat es verstanden, durch eine Fülle wichtiger Bemerkungen, Berichtigungen und Litteraturangaben, teils im Vorwort, teils in den die Texte begleitenden Anmerkungen, nicht nur den vielfältigen Wert der von ihm mitgeteilten Dokumente richtiger schätzen zu machen, sondern auch noch einen ganz unerwarteten Gewinn an kritischem und litterarhistorischem Wissen denselben mit auf den Weg zu geben.

Die Arbeit des Herausgebens selbst hatte ihn indes zu der Erkenntnis geführt, daß zur erschöpfenden Würdigung der kirchlichen Zustände Frankreichs bei Ende des großen Krieges ein Zurückgehen auf die Anfänge der Unglückszeit notwendig sei, und daß die Sammlung der Dokumente aus dem 15. Jahr-

hundert erst auf Grund von Studien über das vorhergehende 14. Jahrhundert richtig verstanden werde. Daher bildet denn der in zwei Abteilungen vorliegende zweite Band thatsächlich die Einleitung und Einführung, und in seinen späteren Abschnitten eine Vorstufe zu der im ersten Bande gegebenen Dokumentensammlung. Dieser zweite Band bringt nämlich eine zusammenhängende geschichtliche Darstellung des hundertjährigen Krieges von seinem ersten Beginn 1337 bis zum Tode Karls V. um 1380, also der ganzen ersten Hauptperiode. Schritt für Schritt folgt der Verfasser dem Gang der politischen Verwicklungen wie den Märschen der einzelnen Heereshaufen, zeigt, wie bald hier bald dort das Kriegsfeuer aufflackert und die Provinzen verwüstet, bis nach dem Waffenstillstand von Bretigny 1354 auf ein Jahrzehnt hinaus ganz Frankreich mit wildem Brande erfüllt ist. Wo endlich die Darstellung schließt, hat mit ungeahnter Kraft das Volk sich ermannt, der Feind ist vertrieben, und Frankreich, wenn auch mit Ruinen bedeckt, atmet wieder frei.

Der Waffenstillstand von Bretigny hat die furchtbare Folge gehabt, daß er die bisherigen Soldtruppen der kriegführenden Mächte als unbeschäftigte und unbesoldete Heereshaufen im Lande zurückließ, die nun als Mordbanden sengend und brennend das weite Land hin und her überfluteten. Die Verwüstung der Kirchen und Klöster, die bis zu diesem Zeitpunkte nur nebenbei Erwähnung fand, tritt daher von jetzt an naturgemäß in den Vordergrund. Nicht mehr politische Kombinationen, sondern Raublust und Freude am Brennen bestimmen ja von nun an die Ereignisse. Der letzte Abschnit des zweiten Bandes (S. 592—773) ist daher diesem Gegenstande ausschließlich gewidmet. Ein fünffacher Anhang, in welchem die Briefsammlung des tüchtigen Erzbischofs von Embrun Peter d'Ameilh das Bedeutendste ist, giebt dem Inhalte des Bandes lebhaftere Beleuchtung.

Der noch ausstehende dritte Band verspricht für die zweite Hauptperiode des hundertjährigen Krieges eine entsprechend eingehende Darstellung. Zwar liegt zu diesem Teile das Urkundenbuch mit dem ersten Bande des Werkes bereits fertig vor, und kann man schon jetzt den ganzen Krieg in seiner Ausdehnung wie in seinen Wirkungen ausreichend überblicken. Allein über die größte und anziehendste Erscheinung im ganzen Kriege und über diejenigen Fragen, die heute das Auge am meisten fesseln, muß man sich bis jetzt mit wenigen ausweichenden, fast scheuen Andeutungen der Zeitgenossen begnügen (vgl. I, 500, n. 2). Nicht nur für das gelehrte Frankreich, sondern für die ganze katholische (um nicht zu sagen, für die ganze gebildete) Welt wird es eine hohe Freude sein, an der Hand eines Führers wie P. Denifle jenen ewig denkwürdigen Ereignissen und Schicksalswegen noch einmal im einzelnen zu folgen. Möge die glückliche Vollendung dem rastlosen Forscher beschieden sein.

Bei den bis jetzt vorliegenden Bänden ist der erste Eindruck, den die genauere Durchsicht hervorruft, ein unsagbar trüber, Schauder erweckender und geradezu abstoßender. Endlos spinnt Krieg und Mord sich weiter mit spärlichen Schlachten und wenig Heldenthaten, dagegen unerschöpflich an Feuer, Brand, Raub und Plünderung. In seinem Gefolge ziehen die Pestseuchen und Mißernten, die Bauernaufstände und die Ausartungen wilden Faustrechtes, Mord-

brennerbanden und Wegelagerer, Entvölkerung und Verarmung, Lösung der Zucht und Verwilderung bis zu viehischer Roheit, und nach allem dem noch eine erbarmungslose Steuerschraube, die Vergewaltigung im Namen der Autorität und zuguterletzt die Wirren des großen Schismas. Ein solches Füllhorn von Fluch und Heimsuchung ist selten über ein Land ausgegossen worden, wie damals über das einst so blühende Erbe Philipps des Schönen.

Hat im ersten Bande der Verfasser nur Dokumente nebeneinander gestellt, so reiht er im zweiten Bande mit der gleichen steinernen Ruhe Thatsache an Thatsache. Es sind nicht mehr bloß ungedruckte Materialien, aus welchen er schöpft, sondern es ist nebenbei die ganze geschichtliche Litteratur, wie Frankreich, England und Deutschland von den Zeitgenossen Karls V. an bis heute sie zu Tage gefördert haben. Sie muß für die Darstellung abgeben, was sie nur an Kern und Mark in sich hat, aber alles muß erst Probe und Gegenprobe bestanden haben. Auf festem Grund wird gebaut und nur Sache wird dem Leser geboten. Es giebt eine Beredtsamkeit der Thatsachen, und diese eignet dem Werke in vorzüglichem Maße. Jedes Werk muß anziehend werden, bei dem man auf jeder Seite etwas lernt. Aber auch dem Gegenstande selbst fehlt es an lichteren Seiten nicht.

Mit den großen Ereignissen und Verwicklungen bieten auch große Persönlichkeiten sich zur Beurteilung dar. Wie auf englischer Seite der schwarze Prinz und mancher andere kühne Soldat, so tritt auf der Gegenseite ein Regent wie Karl V. und ein Nationalheld wie Bertrand du Guesclin imponierend hervor. Auch Karl der Schlechte von Navarra ist eine keineswegs unbedeutende, für den denkenden Forscher geradezu herausfordernde Erscheinung. Unter den mächtigen Bandenführern findet sich eine Reihe der merkwürdigsten Gestalten. Da steht neben dem kühnen Hackwood, vor dem später Italien so oft gezittert, der Kölner Frank Hennequin, neben dem englischen Raufbold Robert Knolles der französische Abenteurer Arnauld de Cervole, der berüchtigte „Archiprêtre de Velines“. Robert der Teufel wird (II, 476) in der Gestalt des priesterhassenden bailli, Robert de Martinpuits von Autun im Originale vorgeführt. Der Bischof von Troyes, Henri de Poitiers, war einer der tüchtigsten und entschlossensten Soldaten seiner Zeit. Er übte sein Hirtenamt, das Schwert in der Faust, und manche seiner Kleriker, selbst Priester nicht ausgenommen, wurden seinen Kämpferscharen eingereiht. Nicht alle Diener der Kirche, die wie er zur blutigen Waffe griffen, kämpften wie er für die Sache der Ordnung. Der Pfarrer von Mesvres Jacques d'Aigrefeuille steht als Bandit an der Spitze einer Räuberbande. Mehr als einmal schlossen auch Mönche einzeln oder in Haufen solchen Banden sich an. Andernorts aber sieht man sie mutig ihr Kloster und dessen Heiligtum verteidigen, oft mit ruhmreichem Erfolg, wie die Benediktiner von La Grasse und noch mehr die Heldenmönche von Mont-Saint-Michel. Vorab die Cluniacenser entfalteten eine ganz ungeahnte militärische Bravour. Als am 10. Januar 1359 um den sterbenden Bischof in der schwer bedrängten Stadt Auxerre der Klerus sich sammelte, um der Spendung der letzten Ölung an ihren Oberhirten beizuwohnen, erschien die Hälfte der hohen Geistlichkeit in Waffenrüstung. Der Anblick erpreßte dem Sterbenden die letzten Thränen.

Gar manches, was der späteren Geschichte Frankreichs als Merkmal aufgeprägt ist, läßt sich aus den hier mitgeteilten Dokumenten in der tiefsten Wurzel erfassen. Das Emporkommen und die wachsenden Privilegien der Städte, das Ansehen des Königtums, das Übermächtige des französischen Nationalgefühls, selbst die Vorzüge wie die Schwächen der nationalen Wehrkraft liegen schon hier klar vor Augen. Auch ungesunde Erscheinungen des kirchlichen Lebens, wie die Häufung von Pfründen, die Lockerung der Klosterzucht, das Verschwinden des gemeinsamen Lebens in den Kapiteln, finden hier ihre genetische Erklärung. Die Beurteilung wird dadurch wesentlich gemildert.

Wichtiges bieten diese Bände zur Kenntnis des avignonesischen Papsttums. Die Bemühungen der damaligen Päpste um den Weltfrieden, die zähe Verfolgung des Kreuzzugsplanes und die liebevolle Sorgfalt derselben für Frankreich als „die älteste Tochter der Kirche“ sind zwar bekannt. Allein die Bemühungen Innocenz' VI. und Urbans V. im einzelnen treten hier doch ungleich bedeutender hervor, als man bisher gewußt hat. Die Übersiedelung der Kurie von Avignon nach Rom mit all ihren Verzögerungen und Unsicherheiten erkennt und versteht sich in ganz anderem Lichte, wenn mit der allgemeinen Lage der Dinge in Frankreich gebührend in Zusammenhang gebracht.

Den Hauptgewinn indes aus der gehaltreichen Publikation hat jedenfalls die Lokalgeschichte zu ernten. Gerade aus einer Periode, die so vieles zerstört und so weniges erhalten hat, liegen hier über ungezählte Städte, Pfarreien, Klöster, Hospitäler u. s. w. genaue Angaben vor. Zeit und Veranlassung der Zerstörung oder Plünderung werden festgestellt, oft mehrere sich folgende Verwüstungen in kurzer Zeit; die Liste der Bischöfe, Äbte, Prioren wird ergänzt oder richtig gestellt. Oft wird über die Zahl der Mönche oder Nonnen, die Lebensweise, die Einrichtung, den ganzen früheren Zustand der einzelnen geistlichen Häuser Näheres mitgeteilt. Gerne hört man von den wechselnden Schicksalen berühmter Stätten in einer so wildbewegten Zeit. Wen muß es nicht interessieren, die Stadt Lourdes von den Franzosen selbst ausgeplündert und verwüstet zu sehen, und der festen Burg von Lourdes als wichtigem strategischen Punkte wiederholt aufs neue zu begegnen?

Eine Reihe der kostbarsten Angaben finden sich namentlich über die Spitäler, die Siechen- und Armenhäuser und die Pilgerherbergen. Das mittelalterliche Frankreich muß an den blühendsten Anstalten dieser Art überreich gewesen sein. Bei nicht wenigen werden in den Dokumenten über Einrichtung und Personal nähere Mitteilungen gemacht, die beweisen, daß hier nicht gekargt wurde. Es genügt, hinzuweisen auf die Blindenanstalt zu Bayeux (I, 78) und die große Blindenstiftung „der Dreihundert“ zu Paris (I, 477) oder gar auf das Hôtel Dieu der Hauptstadt, welches Hilfsbedürftigen jeder Art Obdach und Beistand gewährte. Hatte dieses Haus der Wohlthätigkeit doch einmal in einem einzigen Jahre 30 000 Tote zu beerdigen. Kaum minder bedeutungsvoll ist, was man über die Pilgerherbergen erfährt. Die großartigste dieser Anstalten war vielleicht das Hôtel mage (hospitale maius) zu Béziers, das vermöge seiner günstigen Lage Pilgern aus aller Herren Ländern, die zum hl. Jakobus von Compostella

oder nach Toulouse zum heiligen Grabtuch oder nach einem der vielen andern Wallfahrtsorte des Südens wanderten, täglich die Thore öffnen konnte.

Überhaupt erscheint schon das damalige Frankreich wie an Stätten christlicher Wohlthätigkeit, so an Orten besonderer Andacht reich gesegnet. Zum Teil sind es berühmte Muttergotteswallfahrten, wie zu dem Gnadenbild von Le Puy (I, 271), dessen Entstehung der Hand des Propheten Jeremias zugeschrieben wurde, zum Teil Begräbnisstätten heiliger Bischöfe oder die Schreine gefeierter Märtyrer-Reliquien.

Aus methodischen Rücksichten hat der Verfasser auf die Besprechung des Reliquienwesens in jener glaubensfreudigen Zeit sich nicht eingelassen. Gleichwohl erweist sich gerade nach dieser Seite hin das Werk als sehr ergiebig, und P. Denifle verschmäht es auch nicht, den im Texte vorkommenden Angaben des öftern sachlich ergänzende oder kritische Bemerkungen hinzuzufügen.

Das Augustinerkloster zu Blois weist eine künstliche Nachbildung des heiligen Grabes auf mit einem Dorn aus der Dornenkrone des Herrn (I, 45); ein Teil der heiligen Nägel ist verarbeitet zu einem Pferdegebiß, das Konstantin der Große im Kampfe seinem Streitroß anzulegen pflegte, ein Geschenk seiner frommen Mutter; zu Carpentras (I, 436) wird es als Reliquie verehrt. Zu Clermont (I, 292) verwahrt man andachtsvoll Überreste des heiligen Blutes. Das Kloster des hl. Samson zu Orleans rühmt sich des Abendmahlskelches des Herrn wie der Schüssel und eines Messers, welche bei der Verspeisung des letzten Osterlammes gedient haben. Hier glaubte man sich auch im Besitze des Hauptes des Joseph von Arimathäa; in Nogent-le-Rotrou war das des Täufers verehrt (II, 228). Andere Reliquien des Täufers und seiner Eltern Zacharias und Elisabeth bewahrte man in der Diözese Maillezais (I, 155). An mehreren Orten werden bedeutende Reliquien des Apostelfürsten Petrus aufgewiesen (zu Poitiers [I, 164]; in der Diözese Limoges [I, 305]; zu Bordeaux [I, 133]); in der Diözese Tours besaß man solche des hl. Hieronymus (I, 95). Vieles findet sich über die so sehr umstrittenen Überreste des hl. Lazarus (I, 337) und der hl. Magdalena (I, 335), über bekannte Märtyrer wie Venantius, Leodegar, Fronto u. s. w., vorab aber über die nationalen Heiligen Medardus, Nicetius, Ivo u. a. Zu Besançon verehrte man besonders den Leib des heiligen Bischofs Antides (II, 698), indem man diesem Heiligen, ähnlich wie dem hl. Fides zu Conches, eine besondere Macht zuschrieb, Gefangene zu befreien, in diesem Falle aber namentlich Kriegsgefangene aus den Händen der Engländer.

Über gottesdienstliche Gebräuche erhält man manchen näheren Aufschluß. An der Kathedrale von Toul waren zur Hebung des Chores außer den zum Chordienste Verpflichteten beständig noch vier sangestüchtige Subdiakone und ebensoviele Singknaben angestellt. In einer Benediktinerkirche der Diözese Bordeaux brannten 18 Lampen Tag und Nacht. In der Kirche des hl. Ämilian wurde vor dem Allerheiligsten wie vor dem Schrein des Kirchenpatrons ständig eine Wachskerze brennend erhalten. In der Kathedrale zu Bordeaux waren zwei Kleriker dazu angestellt, für die vielen Lampen und Kerzen zu sorgen, die unaufhörlich brennen mußten, und die Glocken zu läuten, die größten, wie man

sich rühmte, im „ganzen Vaterland“. In der Benediktinerkirche zu Vezelay brannten vor den Reliquien der hl. Magdalena gar 40 Lampen Tag und Nacht (I, 336) und dazu noch eine Wachskerze von außergewöhnlicher Größe und Schönheit. Autun galt vollends wegen der Pracht seiner Kirchen und des Glanzes seiner Gottesdienste allgemein als „das zweite Rom“.

Die Verfassung der frommen Bruderschaften in den Städten wie die Einrichtung der Bursen an den Universitäten werden gleichfalls in dem Werke vielfach gestreift. Paris, Orleans, Cahors, Toulouse, Montpellier liefern für die Bursen lehrreiche Beispiele. Interesse erweckt die von Urban V. gestiftete Bibliothek im Colleg des hl. Benedikt zu Montpellier. Das Collegium, heißt es (I, 246), sei nicht nur sonst in allem aufs reichste ausgestattet, sondern überdies für jede der einzelnen Fakultäten mit einem großen Vorrate von Büchern versehen. Zwei Bücherschränke (oder Wandgestelle?) seien mit wohlgeordneten Bücherreihen ganz vollgestellt, und außerdem liege in der Schatzkammer des Kollegiums noch eine große Zahl von Bänden aus dem Gebiet der verschiedenen Wissenszweige verwahrt.

Auch für die Geschichte der Kunst finden sich Andeutungen, die nicht zu verachten sind. P. Denifle selbst weist auf Beispiele hin, welche darthun, daß mitten in der allgemeinen Not und unter dem Lärm des Krieges das Schaffen an den Werken kirchlicher Baukunst nie ganz ins Stocken geriet (vgl. I, XXII). Wie oft rühmen die Bittgesuche an den Papst die außerordentliche Kunst und Schönheit einzelner Kirchen oder Türme, deren würdige Wiederherstellung erstrebt wird! Nahe bei La Rochelle stand eine hübsche Muttergotteskirche, deren Turm weit hinaus auf dem Meere sichtbar war, ein Wahrzeichen für die Seefahrer. Eben am Abschlusse hundertjähriger Verwüstung und Leiden, 1459, beschließt die Bevölkerung, dieser Kirche einen noch höheren und schöneren Turm zu geben und ihn mit dem Bild der Gottesmutter zu zieren. In der Diözese Brieux denkt man 1434 an die Wiederherstellung einer uralten Muttergotteskapelle. Dieselbe wird (I, 106) beschrieben als „andächtig, schön und geräumig, mit vielen Glasfenstern, Gemälden und Historien aus dem Alten wie dem Neuen Testament geschmückt“.

Der Verfasser selbst macht darauf aufmerksam, daß er angesichts der ungeheuern Masse bei weitem nicht aller vorhandenen Suppliken aus dieser Zeit ausdrücklich Erwähnung thun konnte, die auf den über Frankreich hereingebrochenen Notstand Bezug nehmen. Um so weniger wird man erwarten dürfen, die Schicksale aller einzelnen Klöster und Kirchen verzeichnet zu finden. Eine Probe, die anzustellen sich zufällig Gelegenheit bietet, ergiebt indes, daß die gemachten Mitteilungen doch verhältnismäßig recht vollständige, jedenfalls recht ausgiebige sind.

Der Orden von Val-des-Choux zählte in Frankreich und Burgund damals 20 Häuser, von denen zwei von andern wieder abhängig waren und eines dem Namen nach heute nicht mehr bekannt ist. Den Statuten gemäß zählte keines dieser Häuser über 20 Mitglieder, Grundbesitz hatten sie gar nicht oder nur in geringem Maße; mit Vorliebe verbargen sie sich an abgelegenen, einsamen Orten. Aber auch Armut und Einöde boten gegen die Kriegsfurie nicht ausreichenden Schutz. Von Pierre de Chateau-Vilain, der seit 1370 als General-Prior ge-

nannt wird, erzählt ein Klosterbericht, als einfacher Mönch zu Val-des-Choux habe er vormals gerne bei einer Quelle im Klostergarten sein Gebet gehalten. Hier in dieser Quelle habe er aber um 1359 oft die blutüberströmten Hände waschen müssen, nachdem er sie benäßt im Kampfe gegen Engländer und Navarresen. Zu dem Namen des achten General-Priors Lambert, der um 1322 zum erstenmal in Val-des-Choux genannt wird, ist, wahrscheinlich wohl in einer späteren Zeit, die Bemerkung beigefügt: ubi nunc horror et confusio. Im Jahre 1424 ist die Mutter-Priorei in großer Not, da seit Jahren von andern Klöstern und Herren die schuldigen Renten nicht mehr entrichtet wurden. Das Machtwort des Herzogs von Burgund als Landesherrn muß zu Hilfe kommen (*W. de Gray Birch*, Ordinale Conventus Vallis Caulium [London 1900] p. 159).

Von diesen 17 kleinen und abgelegenen Häusern, die in Frage kommen könnten, werden in den vorliegenden Bänden mit Bestimmtheit wenigstens drei genannt: Val-Croissant als verschuldet und verarmt, an zwei Stellen (II, 347 und 672, n. 4); Royal-Pré in der Normandie als von den Engländern eingenommen; die Priorei Vaux (Vaucia II, 52) als niedergebrannt. Noch auf andere Prioreien wie Val-de-Saint-Benoit und Vauclair scheint gelegentlich Bezug genommen zu werden, doch sind die Hindeutungen nicht ganz sicher.

Wenn nun schon von den unscheinbaren Niederlassungen eines fast unbekannten Ordens eine so beträchtliche Zahl genannt und so manches Neue mitgeteilt ist, wie viel mehr darf man sicher sein, daß in Bezug auf die großen Abteien der Benediktiner, Cistercienser, Augustiner, Prämonstratenser und auf die Häuser der Mendikanten ein sehr bedeutender Prozentsatz Berücksichtigung gefunden hat!

Unter allen Umständen erweist sich P. Denifles Werk, von seinem übrigen reichen Gehalte auch völlig abgesehen, für die Geschichte des Klosterwesens in Frankreich als eine so unschätzbare Hilfsquelle, daß jedem Benutzer von selbst schon der Wunsch aufsteigen wird, welchem der Verfasser I, XXIV Ausdruck verliehen hat, es möchte eine so überaus fruchtbare und lohnende Arbeit auch in Bezug auf andere Länder und vorab auf Deutschland unternommen werden.

Otto Pfülf S. J.

Pseudo-Dionysius Areopagita in seinen Beziehungen zum Neuplatonismus und Mysterienwesen. Eine literarhistorische Untersuchung von **Hugo Koch**, Doktor der Theologie und Philosophie, Repetent in Tübingen. (Forschungen zur christlichen Literatur- und Dogmengeschichte, herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Ehrhard in Wien und Univ.-Prof. Dr. Kirsch in Freiburg i. Schw. I. Bd. 2. u. 3. Heft.) gr. 8°. (XII u. 276 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis geh. *M.* 7.

Schon vor 250 Jahren sagte Petavius von Pseudo-Dionysius Areopagita, er folge den Platonikern, soweit es nur angehe, und bemühe sich, ihre Philosopheme mit der christlichen Dogmatik zu verschmelzen: Platonica quoad potuit decreta persecutus, christianis ea dogmatibus illigare contendit. Nach

längerer Untersuchung der beiderseitigen Ideenlehre, und nachdem er durch eine Stelle aus Proklus die Lehre des Pseudo-Dionysius erklärt hat, bestimmt er die Abhängigkeit des letzteren von den Platonikern dahin, daß sie in Wirklichkeit doch nur in der Ausdrucksweise bestehe: hunc ipsum dicimus reipsa catholice ac recte sentientem, solo genere loquendi, quod e schola Platonicorum arripuit, convenisse cum illis ac secus ac res habuit suspicandi occasionem dedisse (De Deo lib. 4, c. 10, n. 1. n. 15).

Das Problem, welches Petavius in den angeführten Sätzen sich löste, wird in der vorliegenden Arbeit von neuem aufgenommen und in sehr eingehender Weise behandelt. Schon früher hatte der Verfasser einen einzelnen Punkt der Lehre des Dionysius mit den betreffenden Aufstellungen des Proklus verglichen. Nunmehr hat er den Kreis der Untersuchung erweitert; nicht mehr eine einzelne Schrift, sondern alles, was uns von Proklus und den übrigen Neuplatonikern erhalten ist, wird herangezogen und auf seine Beziehung zu Pseudo-Dionysius durchforscht. Dabei geht die Untersuchung nicht in der Weise voran, daß das ganze System der Neuplatoniker entwickelt und in seinen Grundgedanken mit den Lehren des Pseudo-Dionysius verglichen würde, sondern der Verfasser greift Einzelheiten heraus und führt an diesen den Vergleich durch. Ein erster Teil, „Pseudo-Dionysius und der Neuplatonismus" überschrieben, zählt im ersten Kapitel Beziehungen formeller Art auf, z. B. Ähnlichkeiten in den Titeln der Schriften, in den Eingangs-, Übergangs-, Schlußformeln rc. Ein weiteres Kapitel sucht nachzuweisen, daß Dionysius gewisse Philosopheme der Neuplatoniker, z. B. über das Schöne, die Liebe, die Erkenntnis Gottes, verwertet habe. Der zweite Teil trägt die Überschrift „Pseudo-Dionysius und das Mysterienwesen". Da die Philosophie der Neuplatoniker an die heidnischen Mysterien anknüpft, Anspielungen auf dieselben oder diesen entlehnte Kunstausdrücke die ganze mystische Spekulation eines Plotin und seiner Anhänger durchziehen, so werden auch die Schriften des Areopagiten auf die fraglichen Kunstausdrücke und Anspielungen untersucht und überhaupt die ganze Mystik des Dionysius mit derjenigen der Neuplatoniker in Vergleich gestellt. Das Ergebnis der Untersuchung können wir in folgenden Sätzen ausdrücken: 1. Dionysius ist abhängig von den Neuplatonikern in seiner Ausdrucksweise, die christlichen Gedanken tragen bei ihm neuplatonisches Gewand; 2. auch sachlich hat er neuplatonische Philosopheme herübergenommen, die sich mitunter mit dem Christentume nicht recht vereinigen lassen.

Was nun den Wert der Schrift angeht, so wird jeder billige Beurteiler gern zugestehen, daß der Herr Verfasser auf ein reiches Lob vollen Anspruch hat. Wie kurzweilig zu lesen die Schriften eines Proklus sind, kann man am besten aus der Thatsache schließen, daß bis zum Jahre 1820 der größte Teil derselben im Staub der Bibliotheken ein ungestörtes Dasein führen durfte, und daß V. Cousin in der Vorrede zu seiner Ausgabe (p. XLIX) ihn mit Hegel vergleichen konnte: qui et ipse cum Proclo nostro tantam similitudinem refert. Um so mehr Anerkennung verdient der Fleiß und die Ausdauer, mit welcher der Verfasser durch so viele Bände, die zum Teil noch obendrein ohne Sachregister und Übersetzung geblieben sind, sich durchgearbeitet und ein reiches Material zum Be-

weise seiner Aufstellungen zusammengetragen hat. Was den ersten der oben bezeichneten Sätze angeht, so ist er denn auch sicherlich durch die vorliegende Arbeit mit neuen Beweisen gestützt und darf als hinlänglich gesichert gelten.

Freilich möchten wir nicht behaupten, daß alles und jedes, was der Verfasser als neuplatonischen Anklang bezeichnet, auch wirklich als solcher zu werten sei und einen wirklichen Beweisgrund abgebe. Es wird eben alles, was an ähnlich Lautendem bei Dionysius und den heidnischen Philosophen sich finden ließ, nach Kategorien geordnet uns vorgelegt, ohne daß jede einzelne Ähnlichkeit auf ihre Beweiskraft ängstlich geprüft würde. Wir wollen deshalb uns keinen Tadel erlauben. Dem eifrigen Forscher muß man es zu gute halten, wenn er von dem mühsam gesammelten Material nicht einen großen Teil unbenutzt und unerwähnt beiseite werfen wollte, und bei der großen Menge wirklich beweisender Stellen verschlägt es nicht so gar viel, wenn im Eifer des Sammelns auch mitunter als Diamant angesehen wurde, was dem kühlen Beurteiler als Glassplitter vorkommen mag. Im Interesse des Buches aber müssen wir es bedauern, daß gerade im Anfange desselben die wenig beweisenden Ähnlichkeiten sich häufen, so daß der erste Eindruck auf den Leser kaum ein günstiger sein kann. Gleich in der Einleitung z. B. (S. 2) will der Verfasser zeigen, daß bei manchen Übereinstimmungen bei Dionysius und den Neuplatonikern es schwer sich entscheiden lasse, wer der entlehnende und wer der gebende Teil sei. Zum Beweis dafür werden nun drei Stellen aus neuplatonischen Schriften vorgelegt, in welchen die Zusammenstellung von Glaube, Hoffnung und Liebe, der Ausdruck lumen ex lumine, die Kunstausdrücke der Definition des Konzils von Chalcedon sich finden. Allein w e n n hier überhaupt eine Entlehnung statt hatte, so kann es doch wohl nicht zweifelhaft sein, auf welcher Seite sie zu suchen ist. Die drei göttlichen Tugenden finden sich ja schon 1 Kor. 13, 13, lumen ex lumine schon bei Tertullian apol. 21, die Väter von Chalcedon haben sich schwerlich bei Proklus Erleuchtung gesucht. Zudem kann im zweiten und dritten Fall der Anklang ein zufälliger sein, und er ist höchst wahrscheinlich rein zufällig; es ist eben das eine Mal ein naheliegendes Bild, es sind das andere Mal die Ausdrücke angewandt, welche zur Bezeichnung der Sache die eigentlichsten waren.

Ähnlicher Beispiele von kaum überzeugenden Vergleichungen finden sich namentlich auf den ersten 73 Seiten des Buches noch recht viele. Denn was soll es beweisen, wenigstens für jemand, der nicht schon überzeugt ist, bevor er anfängt zu lesen, wenn Proklus oft den Ausdruck „tausendmal" braucht und Dionysius ebenfalls einigemal (S. 17), wenn Proklus seine Lehrer mit hohem Lob erhebt und Dionysius desgleichen (S. 50), wenn letzterer am Schluß einer Erzählung sagt: „So habe ich mir erzählen lassen und ich glaube, daß es wahr ist", und auch Proklus einmal eine ähnliche Wendung hat? Und was trägt es für den Ursprung der Vision des Karpos aus, wenn ein paar Ausdrücke in derselben auch in dem sonst ganz verschiedenen Mythos des Er bei Plato vorkommen? Oder wenn die Neuplatoniker den Merkur anrufen, Dionysius an Christus sich wendet, was soll dazu die Bemerkung: „In gnostischen Kreisen wurde Christus dem Hermes Logios gleichgestellt" (S. 90)? Auch sonst ist unseres Erachtens der Verfasser manchmal zu sehr geneigt, Ähnlichkeiten sofort als Entlehnungen zu betrachten. So sagt z. B. Gregor von Nyssa bei der Erklärung der Worte: „Werdet trunken" Cant. 5, 1, diese Trunkenheit sei jene „nüchterne Trunkenheit", welche den Geist fasse, wenn er in der Betrachtung Gottes außer sich komme, und ähnlich redet auch Philo. Also

wird (S. 141) geschlossen, Gregor habe die „nüchterne Trunkenheit" dem Philo entlehnt. Wir gestehen, daß dieser Schluß uns nicht so überzeugend vorkommt wie dem Verfasser. Derselbe Ausdruck findet sich schon bei Cyprian (Ep. 63, n. 11, *Hartel* p. 710), Ambrosius (De Cain et Abel I, 5. 19), ferner bei Augustinus (De agone christ. c. 9. 10), Gaudentius (serm. 9) und ungezähltemal in der christlichen Litteratur. Sollen wir nun annehmen, alle diese Väter hätten dem Philo Chorus gemacht, und hätte Philo nicht gesprochen, so wäre keiner von ihnen auf den so äußerst naheliegenden Gedanken gekommen, die ebrietas der Heiligen Schrift als Gottestrunkenheit (Eph. 5, 18) und diese ebrietas als sobria zu bezeichnen? Zu den Stellen des Dionysius, an welchen das Trishagion *θεολογία* genannt wird, werden wir (S. 47 Anm.) auf eine Jobakcheninschrift verwiesen, die etwas Ähnliches bietet. Gewiß beweist dieser Hinweis für die Belesenheit des Herrn Verfassers; allein schon bei Cyrill von Jerusalem (Catech. myst. 5, n. 6) findet sich der gleiche Sprachgebrauch.

Wie schon bemerkt, bedauern wir es, daß gerade am Anfang des Buches derartige wenig beweisende Anklänge gehäuft erscheinen, denn auf manchen Leser werden sie verstimmend wirken und vielleicht sogar von weiterer Lesung abschrecken, zumal da auch sonst manche Nebenbemerkungen einfließen, die nicht jedem gefallen werden, z. B. S. 6 der Scherz über Kapuzinerpredigten, den man unseres Erachtens besser den Protestanten überließe, S. 60 Anm. die uns völlig neue Behauptung, nach den heutigen Lehrern der Askese solle der Seelenführer vom Beichtvater verschieden sein, S. 49 die Bezeichnung des Pythagoras als einer „vielgefeierten Heiligengestalt".

Doch wenn wir auf eine nach unserer Ansicht schwächere Seite der vorliegenden Arbeit hinweisen mußten, so ist es nunmehr auch unsere Pflicht, anzuerkennen, daß von S. 75 an eine Reihe von Beweisen beginnt, welche den Anschluß des Areopagiten an den Neuplatonismus außer Zweifel stellen. Zum erstenmal wird a. a. O. ein Sätzchen beigebracht, das sich wörtlich bei Dionysius wie bei Proklus findet. Mag ein hartnäckiger Zweifler anfangs noch geneigt sein, eine dritte gemeinsame Quelle anzunehmen, da derselbe Gedanke in fast wörtlicher Übereinstimmung sich auch bei Augustinus findet (in Io. tr. 1, n. 19: non quia ipsa illi absens est, sed quia ipse ab illa absens est), so macht doch die große Zahl weiterer Anklänge vernünftigem Bedenken ein Ende. Sachlich sind zwar die Gedanken, in welchen Dionysius und Proklus übereinstimmen, meist Gemeingut der christlichen Philosophie oder Theologie. Die besondere Fassung derselben bei Dionysius läßt sich aber nur durch Anlehnung an Proklus erklären. Dies in helles Licht gestellt zu haben, ist das Verdienst des Verfassers, der dafür Anerkennung und Dank beanspruchen darf.

Fassen wir nun die zweite der obigen Thesen ins Auge, daß nämlich auch sachlich manches Neuplatonische in die Werke des Dionysius und durch ihn in die Mystik sich eingeschlichen habe. Hier können wir nun vor allem den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Verfasser seine Gedanken klarer möchte umschrieben haben. Was haben wir unter „Mystik" uns zu denken, diejenige der Hesychasten und des Palamas oder jene Mystik, welche unter der Kontrolle der Kirche steht, deren anerkannter Lehrer der hl. Franz von Sales ist? Und was ist unter „neuplatonisch" zu verstehen? In den Schriften der Neuplatoniker

können wir ja drei Bestandteile unterscheiden. Einiges in denselben beruht auf Wahrheit und ist deshalb nicht ausschließlich neuplatonisch, sondern Gemeingut der Wissenschaft. So z. B. manche Entwicklungen über das Wesen des Guten, der Schönheit, der Einheit, der göttlichen Natur u. s. w. Die christlichen Philosophen haben nie Bedenken getragen, derartiges als Beute Ägyptens zu benutzen. Ferner aber enthalten die neuplatonischen Spekulationen auch christliche Bestandteile. Im einzelnen mag es nicht immer leicht sein, sie als solche bestimmt nachzuweisen, daß aber der Neuplatonismus der Affe des Christentums sei in Einzelheiten wie in gewissen Grundzügen des Systems — der Hinwendung zum Übernatürlichen, Betonung der Überlieferung und Autorität im Religiösen, Gründung der Religion auf ein Dogma, Aufstellung persönlicher Mittler zu Gott —, wird im Ernst nicht bestritten werden. Diese christlichen Gedanken und die Entwicklungen, welche auf diese sich gründen, dürfen die christlichen Denker erst recht als ihr Eigentum zurückfordern. Somit wird man von eigentlich neuplatonischem Gut in den Schriften des Dionysius nur reden können, wenn neuplatonische Irrtümer sich in denselben nachweisen ließen, z. B. die Lehre von Plato als dem Weltheiland, die von der Selbstverursachung Gottes u. dgl.

An diesen Unterscheidungen werden wir festhalten müssen schon der Heiligen Schrift wegen. Auch im Buch der Weisheit z. B. findet sich eine gewisse Rücksichtnahme auf den Hellenismus, und zum Teil eine ganz ähnliche, wie sie bei Dionysius auftritt. Es werden Ausdrücke wie Hades, Ambrosia, Lethe verwandt, es findet sich Berücksichtigung der griechischen Philosopheme, soweit sie Wahrheit enthalten. Um eine Kleinigkeit herauszugreifen: Weish. 8, 7 finden sich zuerst in der Heiligen Schrift die vier Kardinaltugenden genannt, die früher als das Buch der Weisheit schon Plato aufstellte und die sich sonst noch oft in der heidnischen Litteratur finden. Dürfen wir nun den Schluß ziehen: Also ist in diesem Punkt Platonismus in die Heilige Schrift eingedrungen? Gewiß nicht. Jene Einteilung der Tugenden ist eine Erkenntnis der menschlichen Vernunft, beruht offenbar auf Wahrheit und stammt schließlich aus Gott als dem Quell aller Wahrheit. Wer sie zuerst eingesehen hat, ist schließlich gleichgültig, und noch viel gleichgültiger ist es, wo sie in der uns zufällig erhaltenen Litteratur zum erstenmal sich findet.

Wir meinen nun nicht, mit diesen Erörterungen etwas dem Verfasser Unbekanntes zu sagen, aber sicher scheint es uns nichtsdestoweniger, daß dieselben in seinem Buche nicht zu ihrem Recht gekommen sind. So macht es einen fast komischen Eindruck, wenn S. 66 der Gedanke, daß die Schönheit Liebe hervorrufe, ein neuplatonischer genannt wird. Das ist ein allen Menschen geläufiger Gedanke. Wenn die Unterscheidung der drei Wege: des Reinigungs-, Erleuchtungs-, Einigungsweges, sich wirklich zuerst bei Neuplatonikern fände, so wäre sie doch noch nicht neuplatonisch. Sie liegt eben in der Natur der Sache. Namentlich aber der christliche Ursprung von manchen Dingen, die der Verfasser bespricht, wird von ihm gar zu wenig berücksichtigt. So liest man z. B. S. 135, die Heimat der mystischen Gedanken seien die heidnischen Mysterien, aus ihnen seien sie zu Dionysius gekommen, von diesem in die christliche Mystik des Morgen- und Abendlandes eingedrungen. Dagegen möchten wir bemerken, daß Erscheinungen Gottes und der Engel — also doch auch Mystisches — sich schon in

der Geschichte der Patriarchen und Propheten finden, daß die Apostel Petrus und Paulus dergleichen kannten, Cyprian und Origenes davon reden — es ist irrig, was der Verfasser S. 190 sagt, Origenes kenne keine Gebetsstufen (vgl. c. Cels. I, 46; VIII, 34; Hom. in iud. V, n. 2), — daß bei den Einsiedlern der Wüste sich wiederum derartiges findet. Diese Dinge müssen doch wohl erwähnt werden, wenn man vom Ursprung der Mystik handeln will. Ähnliches gilt von andern Bemerkungen des Verfassers. Um noch eine Kleinigkeit herauszugreifen: S. 127 werden einige neuplatonische Sätze aus Pseudo-Jamblich über die „Unterscheidung der Geister" angeführt, die im wesentlichen besagen, daß die Dämonenerscheinungen Unruhe, die der guten Geister Frieden in der Seele zurücklassen. Nun ist aber schon der Ausdruck διάκρισις πνευμάτων dem hl. Paulus entlehnt (1 Kor. 12, 10), inhaltlich aber finden die Sätze des Jamblich sich schon in dem Leben des hl. Antonius (n. 35. 36. *Migne,* PP. gr. XXVI, 893 sq.) und sind in ihrer Ausdehnung auf die Verhältnisse des gewöhnlichen inneren Lebens von allen Geisteslehrern, wie Thomas von Aquin, Ignatius von Loyola, Franz von Sales &c., angenommen. Neuplatonisch ist also die fragliche Lehre nicht; auf welche Stellen der Evangelien sie sich gründet, kann man im Leben des hl. Antonius nachlesen. Einige andere christliche Anklänge in neuplatonischen Schriften sind z. B. S. 145 ἀρχηγὸς ζωῆς (Act. 3, 5), S. 50 ἀρχηγὸς τῆς σωτηρίας (Hebr. 2, 10).

Eben weil auf die hier angedeuteten Unterscheidungen nicht die volle Rücksicht genommen ist, haben uns des Verfassers Beweise für die neuplatonische Herkunft einzelner Entwicklungen und Vorstellungen bei Dionysius nicht überzeugt. Wir weisen die Möglichkeit einer solchen Herkunft nicht schon von vornherein ab und wollen gar nicht um jeden Preis den Pseudo-Dionysius von jedem Vorwurf reinwaschen. Es handelt sich für uns nur um die Beweise, die der Herr Verfasser vorlegt, und diese scheinen uns vorderhand nicht durchschlagend. Greifen wir denjenigen Punkt in der Lehre des Dionysius heraus, der dem Verfasser am meisten Bedenken zu erregen scheint.

„Das Endresultat des ganzen mystischen Entwicklungsprozesses", heißt es S. 90, „ist die ‚Vergottung'. Dies sind proklisch-dionysische Gedanken, welche durch Plato und Plotin vorbereitet waren." Allein schon auf der folgenden Seite wird in der Anmerkung gesagt, diese Lehre habe eine Grundlage in der Heiligen Schrift. In Wirklichkeit ist ja die heiligmachende Gnade eine Teilnahme an der göttlichen Natur (2 Petr. 1, 4), schon der hl. Irenäus spricht diesen Gedanken aus (Adv. haer. lib. V praef.), und bei den folgenden Vätern wird er weiter entwickelt. Somit ist an der „Vergottung" auf proklischen Einfluß höchstens die Ausdrucksweise und die Vorliebe zurückzuführen, mit welcher Dionysius diesem Stück des Christentums seine Aufmerksamkeit zuwendet. Die Sache selbst ist christlich und nicht unwahrscheinlich von den Neuplatonikern aus dem Christentum bezogen. Auch was auf S. 194 von „emanatistisch-pantheistischem Klang" einiger Sätze des Dionysius gesagt wird, ist nicht hinlänglich begründet. Es handelt sich zunächst um die Stelle de div. nom. 1, 6, wo es heißt: „Sie sagen, er (Gott) sei in den Geistern, in den Seelen, in den Körpern . . ., er sei Sonne, Gestirn, Feuer, Wasser, Wind, Tau, Wolke, Stein, Fels, alles Seiende und nichts vom Seienden". Auf den ersten Blick mag die Stelle befremden, schlägt man sie aber nach, so findet man, daß

Dionysius nur die Bilder zusammenstellen will, welche die Heilige Schrift auf Gott anwendet. Er sagt also nur, Gott sei im bildlichen Sinn eine Sonne zu nennen, keineswegs aber meint er, Gott sei die Sonne, die am Himmel brennt, und die ich mit dem Finger zeigen kann. Von Pantheismus also keine Spur. Ebensowenig vermögen wir „emanatistisch-pantheistische“ Klänge in der zweiten der angeführten Stellen zu entdecken. Es wird in derselben gesagt, alle Kräfte und Fähigkeiten in allen Geschöpfen stammten aus Gott. Wenn hier behauptet wäre, die göttliche Macht zerteile und zersplittere sich und jedes Geschöpf habe ein Teilchen der also zersplitterten göttlichen Macht in sich, so wäre das pantheistisch. Aber Dionysius sagt nur, was auch z. B. Thomas von Aquin sagt: primus actus est universale principium omnium actuum, quia est infinitum virtualiter in se omnia praehabens (1, q. 75, a. 5 ad 1). Alle Vollkommenheit in den Geschöpfen ist ein Abbild der Vollkommenheiten Gottes, dessen Wesen alles Gute in höchstem Maß in sich enthält. Wenn endlich Dionysius auch die niedrigsten Geschöpfe als Spur oder Widerhall der göttlichen Wesenheit und Kraft bezeichnet, so ist auch darin nichts Verdächtiges. Eine Spur, die Fußspur z. B., ermöglicht Schlüsse auf die Existenz und Beschaffenheit dessen, der da vorübergegangen ist; man kann daraus erkennen, ob es ein Kind war oder ein Erwachsener, ein derber Bauer oder ein feiner Stutzer u. s. w. Sie ermöglicht es aber nicht, sich ein eigentliches Bild von dem Vorübergegangenen zu machen. Daraus ist der Sinn des von Philosophen wie Theologen (s. z. B. *Greg. Magn.*, Mor. in Iob lib. XXVI, c. 12. *Migne*, PP. l. LXXVI, 358. *Augustinus*, De lib. arbit. II, 16, n. 43. *Thom. Aqu.* 1, q. 93, a. 6; q. 45, a. 7) oft angewandten Vergleiches klar. Nur die geistige Substanz ist ein Bild Gottes, alle andern Geschöpfe, mögen sie auch noch so schön sein, reden von ihm nur wie die Fußspur von dem Vorübergegangenen, wie der Rauch und das geschwärzte Holz vom Feuer u. dergl. Pantheistisch ist das nicht. Allerdings scheint der Herr Verfasser das Wort Spur so aufgefaßt zu haben, als bedeute es ein geringes Quantum, wie wenn man sagt: es finden sich irgendwo Blutspuren, oder es finden sich Spuren von Eisen im Blut. Das Wort ἀπόῤῥοια kommt in den S. 197 angeführten Stellen nicht vor, übrigens findet es sich bei Gregor von Nazianz von der Kreatur gebraucht (orat. 40, n. 5; cf. 43, n. 3. *Migne*, PP. g. XXXVI, 364. 609).

Um unsere Meinung kurz zusammenzufassen: Ehe wir über die Abhängigkeit des Dionysius von den Neuplatonikern und über seine Bedeutung ein endgültiges Urteil fällen, müssen noch manche ebenso fleißige Arbeiten wie die des Verfassers geschrieben werden. Wir müssen vorher klar darin sehen, was Dionysius von den neuplatonischen Spekulationen nicht aufgenommen, verworfen, verbessert hat. Wir müssen darüber unterrichtet sein, was in den neuplatonischen Philosophemen christlichen Ursprungs ist; wir müssen wissen, inwiefern die Aufstellungen des Areopagiten nur konsequente Entwicklung der Gedanken der Heiligen Schrift und der früheren Väter sind, wir müssen endlich sein ganzes System als Ganzes mit dem der Neuplatoniker vergleichen können. Daß der Verfasser das alles nicht in einer einzigen Schrift geleistet hat, versteht sich von selbst und kann keinen Tadel begründen. Einstweilen also freuen wir uns an den Ergebnissen, die sein Fleiß zeitigte, und wünschen ihm ähnlichen Erfolg für seine künftigen Untersuchungen. Die Befähigung zu solchen hat er vollauf bewiesen.

C. A. Kneller S. J.

De iure et iustitia dissertationes. De notione generali iuris et iustitiae et de iustitia legali. Auctore *A. Pottier*, Professore theologiae moralis in seminario Leodiensi. 8°. (276 p.) Leodii, Ancion, 1900. Preis *Fr.* 5.

Der Verfasser lehrt seit einer Reihe von Jahren Moraltheologie im Lütticher Seminar. Auf Wunsch seiner Schüler hat er die Abhandlungen De iure et iustitia herausgegeben. Die erste Abhandlung behandelt den Begriff und die Einteilung des Rechtes.

Wir heben aus diesem Abschnitt die Erklärung des ius gentium hervor. Heutzutage versteht man unter Völkerrecht jene Normen, welche den Verkehr zwischen den verschiedenen Staaten und deren Angehörigen regeln. Erst durch Setzung und Beobachtung des Völkerrechtes wird die Menschheit zur Völkerfamilie. Der Inhalt des Völkerrechtes besteht zum großen Teil aus Bestimmungen, welche sich unmittelbar aus dem Naturgesetze ableiten. Jedoch nicht alle finden in dem Naturgesetze allein ihre verpflichtende Kraft, erhalten diese vielmehr aus der Sitte, welche die Völker unter sich wahren, oder aus ausdrücklichem Übereinkommen. Das Völkerrecht im heutigen Sinne enthält somit nicht geringe Bestandteile positiven Rechts.

Anders war die Bedeutung des ius gentium der älteren Scholastik. Ihr war das Naturrecht der Inbegriff jener Verpflichtungen, welche mit der vernünftigen Natur des Menschen ohne weiteres gegeben sind und dem menschlichen Geiste sich so klar offenbaren, wie auf dem Gebiete der Erkenntnis die ersten Wahrheiten. Andere Verpflichtungen hingegen ergeben sich aus dem Naturrechte wie Folgerungen aus den Grundsätzen. Diese abgeleiteten Verpflichtungen nannte man das ius gentium. Das positive Recht unterscheidet sich von dem ius gentium dadurch, daß es nicht wie dieses sich aus dem Naturrecht als verpflichtend ergiebt, sondern erst unter verschiedenen möglichen Bestimmungen eine durch den Willen des Gesetzgebers als verpflichtend aufstellt (Pottier S. 9 f.). Diesen Unterschied der Auffassung des Naturrechtes und des ius gentium hat Pottier eingehend nachgewiesen, um einer falschen Deutung der älteren Lehre zu begegnen. Die Verteilung des Besitzes an die Einzelnen wird nämlich von älteren Schriftstellern dem ius gentium zugeschrieben. Daraus wollte man nun entnehmen, dieselben hätten den Privatbesitz für eine positiv rechtliche Anordnung gehalten, deren Beseitigung deshalb gestattet sein müsse. Demnach fänden sich in der älteren Doktrin die Keime der heutigen sozialistischen Lehre. Eine richtige Deutung des Wortgebrauches läßt jedoch die Berufung als hinfällig erscheinen. Das, was wir jetzt unter Naturrecht verstehen, umfaßt sowohl das ius gentium als auch das Naturrecht der Alten, und beides ergiebt sich aus der Natur der Dinge als verpflichtend. Mithin nennt Leo XIII. in Übereinstimmung mit der Scholastik den Satz von dem Gemeinbesitz, wie ihn der Sozialismus aufstellt, verwerflich, weil dadurch das natürliche Recht der Einzelnen verletzt wird (S. 14).

Nach diesen Erörterungen über den Begriff des ius gentium geht Pottier des näheren auf die Frage ein, welchen Unterschied der hl. Thomas zwischen

Naturrecht und ius gentium aufstellt; aus welchem Rechte nach ihm die Teilung des Besitzes hervorgegangen ist und in welchem Sinne der große Kirchenlehrer den naturrechtlichen Ursprung der Besitzesteilung leugnet und sie dem ius gentium zuschreibt. Diese scheinbar dem praktischen Interesse der Jetztzeit fernliegenden Untersuchungen gewinnen unter der Hand des Verfassers Leben und Gestalt. Die Lehren einer vergangenen Zeit zeigen sich lebensfähig, auch unserem Jahrhundert die Bahn zu weisen. Richtig weiterentwickelt, bieten sie eine Grundlage zur Beurteilung moderner Verhältnisse und zur Kenntnis noch nicht verwirklichter Ziele. Pottier steht nicht an, die Folgerungen seiner Lehren auszusprechen. So wird aus dem Verhältnis der Erdengüter zu der Aufgabe des Menschen die Verpflichtung der Staatsgewalt hergeleitet, durch Gesetze und öffentliche Einrichtungen die Verwirklichung des Verhältnisses zu ermöglichen. Den Unterthanen soll durch staatliche Fürsorge die Erhaltung ihrer selbst und ihrer Familien erleichtert werden. Vernachlässigung dieser Fürsorge hieße eine wesentliche Pflicht verletzen. Aber auch die Ausdehnung der Hilfe bis zur Beseitigung der Selbständigkeit der Einzelnen und der Familien wäre gegen das Naturrecht. Durch das Verdrängen der Einzelnen aus ihrem natürlichen Rechtsbereiche würde sich die Staatsgewalt zur Urheberin der Unordnung machen und das soziale Leben zerstören (S. 35). Aus demselben Grunde kann die öffentliche Gewalt die väterliche Autorität über die Kinder nicht beschlagnahmen (S. 36). Nur der freie Wille, nicht das Staatsgesetz vermag den Verzicht auf die Güter und Vorteile dieser Welt herbeizuführen (S. 42).

Die S. 46 Anm. bezeichnete Stelle aus Gratian hätte wegen ihres unsichern Ursprungs nicht ohne weiteres dem heiligen Papst Klemens zugeschrieben werden sollen.

Die zweite Abhandlung erklärt den Begriff der Gerechtigkeit. Die Aufstellung der iustitia naturalis und positiva als eigene Glieder scheint uns nicht zur Klarheit beizutragen, und der vereinzelt vorkommende Ausdruck iustitia naturalis findet auch ohne die besagte Einteilung seine Erklärung (S. 60).

Der größere Teil des Werkes gehört der dritten Dissertation, De iustitia legali seu sociali. Hier kommen eine ganze Reihe der schwierigsten Punkte des modernen sozialen Lebens zur Sprache. Auf einen derselben möchten wir die Aufmerksamkeit des Lesers lenken. S. 243 ff. wird der Familienlohn besprochen. Der Vater ist verpflichtet, seine Familie zu ernähren und muß darum im stande sein, durch seinen Lohn den Unterhalt zu bestreiten. Wäre nun etwa der Arbeitgeber genötigt, die Lohnhöhe für jeden Arbeiter nach der Kopfzahl der Familie zu bemessen, so daß er nach der größeren Zahl der Kinder dem Vater einen größeren Lohn zu geben hätte? Diese Folgerung, die offenbar auch für den Arbeiter nachteilig sein würde, findet bei Pottier ihre Widerlegung durch den Hinweis auf die Beschaffenheit des Familienlohnes. Derselbe wird nicht erst in den Jahren der größten Auslagen begonnen. Der erwachsene Arbeiter, welcher noch unter väterlicher Gewalt steht, kann aus seinem Verdienst schon einige Ersparnisse zurücklegen. Nach der Heirat sind in den ersten Jahren die Auslagen viel geringer als später. Sind die Kinder zahlreich und alle noch unter den Jahren,

selbst zu verdienen, dann steigen die Auslagen auf das höchste, aber in dieser Zeit steht auch der Vater in der Vollkraft seiner Jahre. Sind dann die Kinder erwachsen und zur Arbeit fähig, so helfen sie bis zur eigenen Verheiratung der Familie und ermöglichen bei sparsamer Hausführung einen gewissen Wohlstand, so daß der alternde Vater sein Auskommen findet (S. 251). Den Anteil der Frau an der Beschaffung des Unterhaltes läßt Pottier vielleicht zu gering erscheinen.

In seinen Erörterungen stützt sich Pottier auf die Lehre des hl. Thomas und namentlich auf die Encykliken des Heiligen Vaters Papst Leo XIII. über die sozialen Gegenstände. Eine wissenschaftliche, theoretische Bearbeitung dieser gesellschaftlichen Probleme, wie Pottier hier ausgeführt hat, ist ein dankenswertes Unternehmen. Das Buch soll zwar zunächst keinen praktischen Apparat bieten, doch sind den theoretischen Untersuchungen manche Hinweise auf das heutige Leben beigefügt, und diese dürften bei einer zweiten Auflage sogar vermehrt werden. Keiner wird das Buch lesen, ohne für die wichtigen Fragen der Zeit neue Gesichtspunkte zu gewinnen und zur Mitwirkung an ihrer Lösung sich bereitwilliger zu finden.

Jos. Laurentius S. J.

La Palestine d'aujourd'hui, ses Sanctuaires, ses Localités bibliques et historiques. Par le R. P. ***Dominique Zanecchia*** des Frères Prêcheurs. Traduit de l'italien sur la deuxième édition par l'abbé ***H. Dorangeon.*** 2 vols. 12°. (XVI, 536 et 770 p.) Paris, Lethielleux, 1899. Preis *Fr.* 12.

An guten katholischen Palästinabüchern ist sicherlich kein Überfluß. Es war daher ein verdienstliches Unternehmen, als der Dominikaner P. Zanecchia im Jahre 1896 in Rom einen italienischen Führer durch das Heilige Land herausgab. Derselbe liegt jetzt in guter französischer Übersetzung vor und wird gewiß vielen Pilgern recht willkommen sein. In bequemem Format, vom Pariser Verleger noch etwas besser ausgestattet, wird das Werk manchem ein lieber Begleiter sein.

Von seinem Inhalte wollen uns allerdings nicht wenige und zum Teil nicht unwesentliche Punkte nicht recht gefallen. Es ist zwar durchaus zu billigen, daß in solchen Fragen, bei denen eine neuere Tradition der übereinstimmenden älteren gegenübersteht, dieser älteren der Vorzug gegeben wird. Daß dabei die eine oder andere heilige Stätte, die heutzutage wohl den Pilgern als Schauplatz einer biblischen Begebenheit gezeigt wird, ihre Ansprüche darauf einbüßt, ist zu bedauern, jedoch im Interesse der Wahrheit nicht zu vermeiden. Man müßte aber, gerade weil es sich um ehrwürdige, Jahrhunderte lang von Tausenden frommer Pilger besuchte Heiligtümer handelt, in dieser Frage mit der größten Vorsicht und Umsicht zu Werke gehen und auch die Zeugnisse der älteren Pilger und Reisenden sorgfältig auf ihre Beweiskraft untersuchen. P. Zanecchia läßt darin vieles zu wünschen übrig. Schon der erste Grundsatz, den er in der Vorrede ausspricht, daß die lokale Tradition in Palästina bis zum 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung s'était constamment maintenue fidèle à elle-même, läßt sich

in manchen Punkten gar nicht aufrecht halten. Wenn ferner der Verfasser z. B. in der Frage über die Lage des Prätoriums des Pilatus, bei der es sich um die Echtheit oder Unechtheit des ganzen heutigen Kreuzweges in Jerusalem mit Ausnahme der letzten bei und in der Grabeskirche gelegenen Stationen handelt, sich mit einigen meist sehr schwachen Beweisen aus den ziemlich allgemein gehaltenen Aussagen des Pilgers von Bordeaux, des Breviarius, Theodosius und Antoninus begnügt, so wird er damit doch gar manchen noch nicht überzeugen können von der Unechtheit des Kreuzwegs und von der Richtigkeit seiner Bestimmung des Prätoriums am Orte des heutigen Mehkemeh oder Gerichtshauses. Wie sehr sodann die Beweisführung des Verfassers es hie und da an der nötigen Kritik mangeln läßt, zeigt z. B. die Thatsache, daß sowohl im italienischen Original (I, 290) als auch in der französischen Übersetzung (I, 410) die sogen. Predigt des hl. Hieronymus über die Himmelfahrt Mariä als sicheres Zeugnis für die Tradition des 4. Jahrhunderts verwendet und ausgenutzt wird, obwohl diese apokryphe Schrift sicher nicht vor dem 8. Jahrhundert entstanden ist.

Doch gegenüber diesen Schattenseiten hat das Werk auch manche Vorzüge, und es kann den Palästina-Freunden zu eifrigem Studium empfohlen werden.

L. Fonck S. J.

Die altchristliche Litteratur und ihre Erforschung von 1884—1900. Erste Abteilung: Die vornicänische Litteratur. Von **Albert Ehrhard.** (Erster Supplementband der Straßburger theologischen Studien.) 8°. (XII u. 644 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 15.

Mit großer Ausdauer und Geduld hat Ehrhard seinen Litteraturbericht, welchen er 1894 mit dem Jahre 1884 abgeschlossen hatte, fortgesetzt und dabei alle wünschenswerte Genauigkeit und Vollständigkeit erreicht. Jeder Freund der altchristlichen Litteratur mußte eine solche zusammenfassende Arbeit, welche zum unabweisbaren Bedürfnis geworden war, herbeiwünschen.

Den Herrn Verfasser selbst wird gewiß die Thatsache mächtig angeregt haben, die auch den Leser seines Werkes hebt und erfreut, daß ein stets lebhafteres Interesse an dem christlichen Schrifttum rege wird und daß sich so viele Gelehrte an seiner Durchforschung beteiligen.

Um den Wert der Leistung Ehrhards zu würdigen, mag man beispielshalber die Abschnitte über die Apokryphenlitteratur, über Origenes, Hippolytus von Rom, Cyprian, die ältesten Kirchenordnungen, die Märtyrerakten durchlesen; man wird finden, daß jedes bedeutendere Werk und fast alle wichtigeren Artikel besprochen oder wenigstens verzeichnet sind. Überall wird der Stand der Frage mit großer Präzision bestimmt und die Resultate von bleibendem Wert kurz und scharf angegeben.

Die im folgenden aufgezeichneten kleinen Nachträge dürften vielleicht nicht unwillkommen sein.

Im Anschluß an Papias und die alten Presbyter (S. 111—116) wäre wohl noch die scharfsinnige Arbeit Poggels über den zweiten und dritten Brief des Apostels Johannes (1896) zu nennen gewesen (insbesondere S. 21—57). Als

interessante pathologische Erscheinung könnte man unter der Ignatius-Litteratur das Buch von Manchot „Die Heiligen" (1887) einreihen. Diese Berücksichtigung dürfte um so berechtigter erscheinen als auch die Antiqua mater von Ehrhard (S. 93, 4) erwähnt wird. Zu den Radikalen in der Ignatiusfrage gehört auch V. Courdaveaux; man vergleiche den ersten Teil seines Aufsatzes: Le christianisme au commencement du III[e] siècle in der Revue internationale de l'enseignement XVII (1889), 561—579 (man lese S. 565, 4). Auch Steck, Der Galaterbrief S. 386 ff. und Anm. 2 wäre hierher zu rechnen. Die zwei Aufsätze J. Schmids, „Der hl. Ignatius, Bischof von Antiochien, und die Kirche seiner Zeit" (Katholische Schweizerblätter 1888 — nicht 87 — S. 40 ff. 656 ff.), welche Ehrhard bloß dem Titel nach kennt (S. 98 Anm. 1), sind als populäre Vorträge niedergeschrieben. Zwei kleine Schriften von Umberto Benigni sind, soviel ich sehe, bei Ehrhard übergangen; die eine ist betitelt Gnostici socialisti und bildet den ersten der drei Aufsätze im ersten Heft der Miscellanea di storia ecclesiastica e studii auxiliari (Roma, Pustet, 1898); die zweite, Didachè coptica, „Duarum viarum" recensio coptica monastica, Shenudii homiliis attributa, per arabicam versionem superstes, bildet Nr. II der Miscell. (1898). Von Bedeutung sind die beiden Publikationen allerdings nicht; die erste enthält Allbekanntes, die zweite hat insofern litterarhistorisches Interesse, als Benigni diesen Text der „beiden Wege" in Amélineaus Leben Schnudis von neuem entdeckte, ohne zu wissen, daß sein Fund schon seit 1895 von Iselin genau auf demselben Wege gemacht worden war (Texte und Untersuchungen 1895 S. 13, 1b). Über Origenes als Exegeten (Ehrhard S. 334) handeln noch drei Aufsätze von L. Méchineau: La critique biblique au troisième siècle (Études Religieuses etc. LIV [1891], 202—228; LV [1892], 424—453; LVII [1892], 216—284).

L. Lehanneur hat außer der von Ehrhard (S. 440) angegebenen Arbeit über Tertullians Schrift Adversus Valentinianos in den Annales de la faculté des lettres de Caën (1887) noch eine andere Abhandlung abgefaßt über die das Martyrium und die Verfolgungen behandelnden Schriften Tertullians; den Aufsatz habe ich nicht zu Gesicht bekommen. Recht interessant ist ein Bericht Bareilles über Tertullian im Bulletin théol., scientif. et littér. de l'institut catholique de Toulouse 1898/1899 p. 147 ss. 271 ss. Im neunten Band finden sich auch zwei Berichte desselben Professors über die Gnosis und die Trinität bei den Väter-Apologeten.

Bei der Litteratur über Minucius Felix ist eine schwedische Doktordissertation übergangen: M. Minucius Felix som apologet af Gustaf Norelius, Fil. Doktor S. M. Kand. Upsala 1893. Soweit ich urteilen kann, enthält sie nichts Bedeutendes. Nach einer kurzen Einleitung (S. 3—10) folgt eine genaue Inhaltsangabe des Octavius (S. 10—36), hierauf wird der Dialog sorgfältig analysiert (S. 36—46). Ein zweiter Teil erörtert die philosophischen und religiösen Anschauungen des Minucius Felix (S. 46—81). Norelius spricht sich für die Priorität des Dialogs vor Tertullian aus (S. 3 ff.) und neigt zur Ansicht, die Gottheit Christi sei darin deutlich genug bezeugt (S. 73 ff.).

Unter den Publikationen der Universität Upsala seit 1884 weiß ich nur eine, welche wegen einiger spärlichen Notizen über den alten Apologeten hierherzuziehen wäre, nämlich: Om apologetikens begrepp, af Claës Elis Johansson (Upsala universitets Årsskrift, 1884).

Aus der Dublin Review wären noch folgende zwei Artikel zu nennen: *E. Cuthbert Butler*, Harnack's Chronology of early Christian literature (CXXIV

[1899], 1—24) und *H. Hayman*, Further remarks on the Teaching of the twelve Apostles; third ser. XIII (1885), 91—106.

Bei der Besprechung von Kattenbuschs Werk über das apostolische Symbolum wäre mit Nutzen auf die Besprechung Chapmans in der Revue bénéd. XI (1894), 358—370 (Une nouvelle histoire du symbole des apôtres) verwiesen worden, zumal wegen der Bemerkungen auf den letzten zwei Seiten; es handelt sich um Anklänge an das Symbol in einem Citat der Kirchengeschichte des Eusebius (*Migne*, P. gr. t. XX [= Euseb. II] I, 55) und um die Kenntnis, welche der hl. Ephrem vom Symbol hatte.

Über den Prosarhythmus (Cursus) hat Léonce Couture einen interessanten Artikel veröffentlicht in der Revue des QQ. hist. (LI [1892], 253—261), welcher auch auf Cyprian Rücksicht nimmt, und den Kursus, der bei Minucius Felix und Lactantius zu fehlen scheint, für Cyprian nachweist und für Arnobius behauptet (p. 257 ss.).

Bei Beurteilung des Inhalts der altchristlichen Litteraturwerke hat sich der Verfasser mehrfach eine größere Reserve auferlegt, als sein großes Wissen und der Stand der Forschung selbst ihm zur Pflicht machten. Bei Behandlung der Didache, der Apologie des Aristides, der Ignatianen u. s. w. werden z. B. alle einschlägigen kritischen und litterarhistorischen Fragen besprochen, während der Inhalt in den Hintergrund tritt. Wir begreifen, daß eine ausführliche Auseinandersetzung unthunlich war, aber eine Klassifizierung der einschlägigen Arbeiten nach ihrem Wert wäre vielleicht doch möglich gewesen.

Mit wahrer Ängstlichkeit und peinlichster Gewissenhaftigkeit sucht Professor Ehrhard allen gerecht zu werden und zumal in seinen Urteilen über protestantische Forscher niemals die Grenzen strengster Objektivität zu überschreiten. Dieses Streben ist um so anerkennenswerter, als eine billige Beurteilung katholischer Arbeiten von seiten der protestantischen Kritik in Deutschland noch immer ein entlegener Wunsch bleibt. Indessen scheint es uns, daß diese vornehme Rücksichtnahme Professor Ehrhard zu einer Überschätzung mancher Arbeit drängt. So wird z. B. Krügers Geschichte der altchristlichen Litteratur zu stark gegen Bardenhewers Patrologie ausgespielt (S. 14. 15 ff.). Die Hilfe, welche Professor Schanz in seiner römischen Litteraturgeschichte in den Werken von Theologen wie Pfleiderer, Ritschl, Harnack, Weizsäcker, Hausrath, Hatch fand, ist doch von sehr zweifelhaftem Werte (vgl. S. 17). Das Buch von E. v. d. Goltz über Ignatius von Antiochien (Texte und Untersuchungen XII [1894], 3) bezeichnet Ehrhard (S. 99) als eine in ihrer Art ganz vorzügliche Arbeit, deren Methode richtig sei und deren Resultate meist die Kritik bestehen, — ein Urteil, das ganz gewiß übermäßig nachsichtig ist. Öfters giebt Ehrhard seine von Adolf Harnack abweichende Meinung zu erkennen; indes wäre neben den zahlreichen ehrenvollen Erwähnungen der Arbeiten Harnacks eine eindringlichere Betonung der Thatsache am Platze gewesen, daß Harnacks ganze Auffassung des christlichen Dogmas mit seinen historisch durch nichts gerechtfertigten, willkürlichen Kombinationen stehe und falle; wir denken an ähnliche Urteile, wie sie Ehrhard selbst z. B. auf S. 234 ff. 370. 599 ff. über Harnack gefällt hat.

Recht interessant und reich an fruchtbaren Gedanken ist der Schlußabschnitt bei Ehrhard, in welchem er über die Entwicklungsstadien der vornicänischen Litteratur handelt; es sind gleichsam Prolegomena zu einer künftigen altchristlichen Litteraturgeschichte mit besonnenen und streng wissenschaftlichen Vorschlägen. Wir wünschen dem Herrn Verfasser Mut und Kraft, damit er uns bald mit der zweiten Abteilung des Litteraturberichtes beschenke.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Doctrines et problèmes. Par le P. Lucien Roure S. J. 8°. (526 p.) Paris, Retaux, 1900. Preis *Fr.* 7.

Diese geistreichen Aufsätze über philosophische Berühmtheiten und Probleme waren zuerst in den Études religieuses erschienen. Das vorliegende Buch zerfällt in drei Teile: Der erste kritisiert einige grundlegende Lehren Descartes', Comtes, Spencers, Renouviers und Fouillées und schließt mit einer sehr hübschen und wohlwollenden Beurteilung Ollé-Laprunes. Der zweite Teil enthält Studien über moralphilosophische Probleme: Kants Tugendideal wird dem christlichen entgegengestellt; die Grundlagen der christlichen Ascese werden durch die Zugeständnisse ungläubiger Philosophen geistreich verteidigt. Ein weiteres Kapitel legt in klarer Weise die Rolle des Willens beim Glaubensakt dar; das letzte behandelt die Ursachen des Selbstmordes. An vorletzter Stelle ist ein kleiner Aufsatz über den Entwicklungsgang Maines de Biran eingeschoben, der sich zu einem echten Christentum durchgearbeitet hat. Die psychologischen Probleme des dritten Teiles behandeln vier der interessantesten Fragen: die Entwicklung der Spontaneität beim Kinde, den Blinden im Kampf ums Dasein, die sogen. wechselnde Persönlichkeit, die Rassen- und Nationalitätenfrage. Bei der Kritik philosophischer Systeme ist es das eigenartige und große Verdienst P. Roures, den jedesmaligen Grundgedanken scharf hervorgehoben und schlagend widerlegt zu haben. Im zweiten Teil ist die Darlegung der Grundlagen der Sittlichkeit und des Glaubens von sehr zeitgemäßer Bedeutung auch für die christlichen Philosophen. Der große Wert der Aufsätze im dritten Teil ist die feine philosophische und psychologische Deutung natürlicher und abnormer Seelenzustände. Der letzte Artikel, vom edelsten Patriotismus getragen, mit einigen politischen Anspielungen, deren Wegfall wir nicht bedauert hätten, sucht zu beweisen, daß die Nationalitäten weniger durch die materiellen Elemente als durch die idealen des Genies, der Religion, des Charakters konstituiert werden.

Biblische Realkonkordanz. Repertorium für katholische Prediger, Religionslehrer, Seelsorger und Theologen. Von Sev. Lueg, weiland Priester der Diöcese Passau. Fünfte, revidierte und verbesserte Auflage durch Bernhard Mairhofer, Pfarrer und Kgl. Distrikts-Schulinspektor in Zusmarshausen. gr. 8°. Band I (X u. 744 S.). Band II (736 S.). Regensburg, Manz, 1900. Preis *M.* 16.

Der bedeutende praktische Wert des Werkes liegt in der Zusammenstellung der Bibelstellen zu moralischen und dogmatischen Stoffen. Man braucht nur die Artikel Kinder, Eltern, Leiden, Arme, Gebet, Hoffnung, Gericht, Buße, Gesetz, Tod, Sünde, Lüge, sodann Gott, Allmacht, Christus, Kirche, Gnade, Erlöser, Priester, Heilige Schrift u. s. w. nachzusehen, um wahrzunehmen, welche Hilfe dem Prediger und Theologen hier geboten wird. Der Herausgeber der fünften Auflage hat fleißig revidiert und ergänzt und durch die Mühewaltung gewiß verdient, daß zu den alten Freunden des Werkes viele neue hinzukommen.

Die Unsterblichkeit der Seele bewiesen aus dem höheren Erkennen und Wollen. Ein Beitrag zur Apologetik und zur Würdigung der thomistischen Philosophie von Dr. Ph. Kneib. (Apologetische Studien, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. I—IV.) 8°. (136 S.) Wien, Mayer, 1900. Preis *M.* 2.20.

Da der Verfasser den Beweis für die Unsterblichkeit der Seele aus dem Zeugnis des Menschengeschlechtes nicht als streng wissenschaftlich gelten läßt und den aus dem Glückseligkeitstrieb einer späteren Schrift vorbehält, so bleiben nur die zwei aus der Natur des menschlichen Erkennens und Wollens übrig. Im Anschluß an Schell wird hauptsächlich die psychologische Seite dieser Beweismomente betont, also der innere Wert der von uns erkannten übersinnlichen Wahrheit und die selbständige Würde der von uns angestrebten und durch den Willen erworbenen sittlichen Güter. Gewiß sind die Beweise in dieser Form unserem heutigen Denken sympathischer als die physisch-metaphysischen aus der Art des Erkennens und Wollens — ob sie alle durchschlagend sind, wagen wir nicht zu entscheiden. Schell und Kneib sehen aber den Abstand zwischen ihrem Beweisgang und dem der Scholastik weit größer, als er in Wirklichkeit ist. Sie berücksichtigen nicht genug die historische Entwicklung der scholastischen Beweise; bei Späteren, so z. B. bei Suarez (De anima), und zumal bei Lessius (De numinis providentia), auch bei Storchenau (Psychologia), hätten sie die Grundzüge ihres Gedankens, besonders in Bezug auf den Willen, genau wiedergefunden, allerdings unter einer andern Terminologie verborgen. Anderseits müssen alle Argumente, auch die Schells und Kneibs, auf einen Grundgedanken des hl. Thomas zurückgreifen, nämlich auf die Thatsache, daß die wesentlichen Gegenstände unseres Denkens und Wollens über alles Materielle hinausragen. Die Schwierigkeiten, auf welche Dr. Kneib stößt, rühren zum Teil daher, daß er den thomistischen Beweis von der Unabhängigkeit des Intellektes von den Organen auf die Thätigkeit statt auf den Inhalt des Denkens bezieht, und daß er den scholastischen Begriff des Wesens der Dinge im Sinne Schells interpretiert, welcher in diesem Punkte die scholastische Lehre stark mißversteht. Sehr anzuerkennen ist, daß Dr. Kneib bei seiner ganzen Beweisführung stets in Fühlung bleibt mit der modernen Philosophie; nur giebt er hie und da die altbewährten Positionen zu leicht auf, so zumal bei Darlegung des Verhältnisses

zwischen Lohn und Sittlichkeit, wobei er sogar die philosophische Lehre von Lohn und Strafe als Sanktion des Sittengesetzes abweist.

Die Fürsorgeerziehung Minderjähriger. Gesetz vom 2. Juli 1900. Text-Ausgabe mit Einleitung und ausführlichen Erläuterungen von Ludwig Schmitz, Landgerichtsdirektor, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. 8°. (156 S.) Düsseldorf, Schwann, 1901. Preis *M.* 2.

Niemand dürfte günstigere Vorbedingungen aufweisen, um durch eine zuverlässige logische und historische Interpretation in das Verständnis des Gesetzes über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger einzuführen und für die praktische Anwendung Führer und Ratgeber zu sein, als der Verfasser dieser Schrift. Während neunzehn Jahren in der Stellung eines Vormundschaftsrichters beschäftigt, ferner als Mitglied der Kommission zur Beratung des Entwurfes hatte Landgerichtsdirektor Schmitz die beste Gelegenheit, sich reiche Erfahrungen zu sammeln und dieselben sowohl bei der Vorberatung wie bei der Beratung des Gesetzes im Plenum des Abgeordnetenhauses zu verwerten. Die gebotenen Erklärungen sind gemeinverständlich, praktisch, erschöpfend. Alle, die bei der Anordnung und Durchführung der Fürsorgeerziehung beteiligt sind, werden dem Verfasser dankbar sein für diese Gabe, die ihnen bei Erfüllung ihrer Aufgabe wesentliche Hilfe zu leisten im stande ist.

Die ewige Dauer der Höllenstrafen, neueren Aufstellungen gegenüber principiell erörtert von Dr. Joseph Sachs, k. Lycealprofessor in Regensburg. 16°. (56 S.) Paderborn, Schöningh, 1900. Preis 80 *Pf.*

Das Büchlein ist aus Artikeln hervorgegangen, welche in der Passauer Monatsschrift erschienen sind. Neu eingefügt ist ein leider sehr kurzer Abschnitt über die Todsünde. Die Schrift ist klar und gründlich abgefaßt, im Anschluß an gute Monographien. Die Beweise werden aus der Offenbarung, nicht aus Vernunftgründen abgeleitet. Da die Schrift auch Laien interessieren wird, wäre die Übersetzung einiger lateinischer Stellen erwünscht gewesen.

Amelia Terrabugio. La giovinetta cattolica. Consigli pratici. 16°. (XII e 234 p.) Milano, Casa Editrice Ditta Giacomo Agnelli, 1899. Preis *L.* 1.50.

Eine bessere Empfehlung kann man dem Buche nicht mit auf den Weg geben, als indem man sagt, daß sich Inhalt desselben und Titel wirklich decken. Die Verfasserin giebt den jungen Damen hier in der That „praktische Ratschläge" für ihr ganzes Leben von dem Verlassen der Erziehungsanstalt an. Es kann ja leicht vorkommen, daß eine „höhere Tochter" bei ihrem Austritte aus dem feinsten Pensionate, bei ihrem Eintreten in die Wirklichkeit des Alltagslebens die genossene Bildung und Erziehung nun doch nicht recht in die Praxis zu übersetzen versteht. Die Consigli pratici geben eine gute sichere Führung bei diesem Übergange und verlassen ihren Schützling nicht, bis sie denselben in einem passenden Lebensberufe untergebracht haben. Das Buch vergißt nichts: nicht den Ball und die jungen Herren, nicht die Stopfnadel und den Kochlöffel, nicht die Nervosität und die Laune, nicht die Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und Dienstboten, nicht Arbeit und Ordnung, nicht Freud und Leid, nicht die böse Zunge und affektiertes Benehmen, nicht den Sonntag und wahre echte Religiosität, nicht die Freiersfüße und nicht das gebrochene Herz, nicht die Mischehe und nicht die Mesalliance. Die Verfasserin schreibt aus dem Leben fürs Leben, immer praktisch vernünftig, dabei edel mit italienischem, feinem Geschmack.

Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. Herausgegeben von dem Historischen Verein für Stadt und Stift Essen. Zwanzigstes Heft. 8°. (194 S.) Essen 1900.

Es ist billig und recht, daß in einer deutschen Stadt, die zu so hoher materieller Bedeutung emporgestiegen ist, die Erinnerungen an eine reiche, ganz eigenartige Vergangenheit nicht begraben bleiben. Wie vieles für die Geschichte der Kunst, des deutschen Rechtes und Brauches wie der großen Adels- und Dynastenfamilien hier geschöpft werden kann, beweist neuerdings wieder dieses (bereits 20.) Heft der Beiträge. Alle vier Nummern, die es bringt, sind schätzenswerte Gaben. Insbesondere verdient die an erster Stelle stehende kunstgeschichtliche Studie und das von Dr. Ribbeck mit großem Fleiß edierte Nekrologium aus dem 14. und 15. Jahrhundert, ganz abgesehen von lokalgeschichtlichen Liebhabereien, die aufmerksamste Beachtung.

Zabern im Elsaß oder Elsaß-Zabern. Geschichte der Stadt seit Julius Cäsar bis zu Bismarck's Tod. Von Richard Stieve, Kaiserl. Landgerichtsrat a. D., Rechtsanwalt zu Zabern, Ehrenpräsident des Vogesenklub. 8°. (VIII u. 260 S.) Zabern i. E., Fuchs, 1900. Preis *M.* 5.

Große Liebe zur Sache und eine Beherrschung des Gegenstandes, wie man sie von einem so eifrigen Lokalforscher nicht anders erwarten kann, empfehlen diese Stadtgeschichte. Sie giebt Aufschluß über die wechselvollen Schicksale eines höchst merkwürdigen Stückes deutschen Bodens, über ein tüchtiges städtisches Gemeinwesen, über hervorragende Bischof-Regenten, namentlich aus den Häusern Wittelsbach und Rohan, endlich im einzelnen über alle jetzt noch vorhandenen wichtigeren Gebäude, Plätze, Straßen und gemeinnützigen Anstalten. Das vielfache Eingehen auf die Rechtseinrichtungen und Gebräuche nicht nur der Stadt, sondern des Elsaß überhaupt verleiht der Schrift einen weiterreichenden Wert. Nebenbei sind über die erste Niederlassung deutscher Beamten im wiedergewonnenen Zabern, über die Zeit der reichsländischen Verwaltung seit 1870, wie über die 1872 erfolgte Gründung des Vogesenklubs manche kleine Mitteilungen angehängt, die dem künftigen Geschichtschreiber nicht unlieb sein werden. Allerdings ist allgemeinen weltgeschichtlichen Betrachtungen und eigenwüchsigen Lebensauffassungen mehr Platz eingeräumt worden, als man es sonst bei lokalgeschichtlichen Darstellungen dieser Art erwartet. Die Gefahr, bei den Verhältnissen, wie sie im heutigen Elsaß einmal sind, Empfindlichkeiten unzart zu berühren, scheint eher herausgefordert als vermieden. Kurz, ein gut Stück Originalität tritt zu Tage. Man wird sie indes dem begeisterten Forscher zu gute halten, der sonst Wertvolles bietet und fruchtbare geistige Anregung zu geben versteht.

Geschichte der katholischen Kirche zu Ibbenbüren. Bearbeitet von B. Cremann, Pfarrer in Ibbenbüren. (Reinertrag für gute Zwecke.) 12°. (VIII u. 200 S.) Ibbenbüren, Vereinsdruckerei, 1900. Preis *M.* 1.50.

Es ist nicht gerade eine schöne Geschichte, die hier erzählt wird, aber eine außerordentlich lehrreiche. Der Katholik braucht sich derselben nicht zu schämen, und sie hat wenigstens einen trostreichen Abschluß: ein kirchliches Gemeindeleben in schönster Blüte bei ungetrübt nachbarlichem Verhältnis zu den Mitbürgern anderer Konfession. Das ganze Büchlein ist ein gar wertvoller Beitrag zur Geschichte der „Toleranz“ in Deutschland; auch in die preußische Kirchenpolitik ge-

währt es zuweilen einen tieferen Einblick. Doch bietet das gehaltvolle Werkchen noch nach vielen andern Seiten hin Interesse. Es ist recht tüchtig und mit vieler Einsicht gearbeitet, für Spezialgeschichten ähnlicher Art mustergültig und wäre wert, viele Nachahmung zu finden.

Weihbischof Dr. Herm. Jos. Schmitz. Das Leben und Wirken eines sozialen Bischofs. Von R. Ficker. 8°. (96 S.) Bonn, Hanstein, 1900. Preis *M.* 1.

Als frommes Gedenkblatt auf einen zu früh verlorenen und schmerzlich beklagten Toten schildert die Schrift in dem verblichenen Kölner Weihbischof den hervorragend begabten Mann, den frommen Priester und christlichen Dulder. Insbesondere wird auf sein mannigfaches Wirken für Abhilfe sozialer Nöten hingewiesen. Aus seinen schönen Ansprachen werden zahlreiche Stücke mitgeteilt. Der frische Eindruck eines so unerwarteten, für das katholische Deutschland so schweren Verlustes erklärt zur Genüge die Wärme und Gehobenheit des Tones.

Vom Gemeinde-Sozialismus. Von Adolf Damaschke, Vorsitzender des „Bundes der deutschen Bodenreformer". (8. Tausend. — Soziale Streitfragen. Beiträge zu den Kämpfen der Gegenwart. Heft I.) 8°. (158 S.) Berlin, Harrwitz Nachfolger, 1900. Preis *M.* 1.50.

Die Schrift enthält manchen wertvollen Beitrag zur Frage der kommunalen Sozialpolitik; zahlreiche Beispiele geben ein Bild von den Erfolgen bereits gemachter Versuche. Freilich wird die Stellungnahme des Verfassers zur Bodenfrage und die hieran sich anschließende Beurteilung mancher Verhältnisse auf ungeteilten Beifall nicht rechnen können.

Geschichtliches, sozialpolitisches und apologetisches Nachschlagewerk. Herausgegeben von Paul Siebertz, Matthias Erzberger, Alfons Schwarz. II. Theil: Politisch-soziales Abc-Buch. Ein Handbuch für die Mitglieder und Freunde der Zentrumspartei. Auf Grund authentischen Quellenmaterials bearbeitet von Paul Siebertz. (1. u. 2. Band.) 8°. (X u. 678 S.) Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (Ochs), 1900. Preis *M.* 2.25.

Hatte der erste Teil dieses praktischen Werkes sich zur Aufgabe gesetzt, kurz und bündig als „geschichtlicher Führer" den mannigfachen Geschichtsfälschungen gegenüber Kirche und kirchliches Leben zu verteidigen, so bietet der zweite Teil in zwei Bänden, für jeden leicht faßlich, die Entwicklung der im politischen und sozialen Ringen der Gegenwart immer wieder vorkommenden Begriffe, die Darlegung der wichtigsten legislatorischen Leistungen und Aufgaben, wobei auf die Verdienste und Auffassungen des Zentrums gebührende Rücksicht genommen wird. Auch fehlen die für Entscheidung wirtschaftspolitischer Fragen maßgebenden prinzipiellen Erörterungen nicht. Das Ganze ist nach Lexikonsart alphabetisch geordnet. Mag auch nicht jedes Stichwort eine gleich gute Behandlung gefunden haben, und zuweilen eine Ergänzung oder Korrektur des gebotenen Materials als wünschenswert erscheinen können, so wird doch anderseits in den zwei Bänden ein so reichhaltiger Stoff geboten, daß man dem Werke die weiteste Verbreitung wünschen muß.

Roma aeterna. Stimmungsbilder in Poesie und Prosa aus der ewigen Stadt. Von A. Jüngst. kl. 8°. (324 S.) Münster i. W., H. Schöningh, 1900. Preis *M.* 2.40; geb. *M.* 3.60.

Wir wüßten den vielen hundert deutschen Rompilgern des zu Ende gehenden Jubeljahres kein passenderes litterarisches Andenken zu empfehlen als das vorliegende Büchlein der bekannten westfälischen Dichterin. Die gebundene wie die ungebundene Sprache mit gleichem Geschick handhabend, entwirft uns die Dichterin in beiden scharf umrissene, klar gezeichnete, farben- und lichtfrohe Bilder, wie sie dieselben während eines wiederholten längeren Aufenthaltes in Rom in sich aufgenommen hat. Und es ist wohl das beste Zeugnis für ihre Kunst, daß sie durch die neue Form und die persönliche Färbung wieder Teilnahme zu wecken versteht für Stoffe, die eher alles andere als neu sind. Besonders haben uns persönlich die Prosaskizzen durch ihre edle Einfachheit, ihre treuherzige Wahrhaftigkeit und die aller Überspanntheit entbehrende Begeisterung gefesselt. Die poetischen Stücke sind formschön, gedankenvoll und oft genug großartig, verlangen aber schon eine größere Andacht und Versenkung von seiten des Lesers, um ihm die in ihnen schlummernde Stimmung mitzuteilen.

Aus alten Tagen. Balladen und Romanzen aus Luxemburgs Sage und Geschichte von Nikolaus Welter. 8°. (152 S.) Luxemburg, Huß, 1900.

Für „Balladen und Romanzen" sind einige dieser zehn Gedichte etwas lang ausgefallen, aber das hat nicht viel zu sagen. Auch diese längeren Gedichte sind gleich den andern aus dem echt poetischen Boden mittelalterlicher Sage hervorgewachsen, mit dem Geiste volksmäßiger Romantik, innigster Liebe zum Heimatlande erfaßt und mit einer Sprach- und Formgewandtheit ausgeführt, die wir geradezu meisterhaft nennen müßten, wenn nicht an einigen wenigen Stellen kleine Mängel oder allzugroße Breite die klassische Vollendung vermissen ließen. Das erste Stück „Der Geiger von Echternach" verknüpft in höchst origineller Weise die vielverbreitete Sage vom Zaubergeiger mit der Springprozession von Echternach. Echternachs Geiger, der lange Veit, hat auf einer Wallfahrt ins Gelobte Land seine Frau verloren; sie ist den Mühsalen der Pilgerschaft erlegen; er trägt nicht die geringste Schuld daran; aber geldgierige Verwandte klagen ihn des Gattenmordes an. Auf ihren Meineid hin wird er zum Galgen verurtheilt und erhält nur die Vergünstigung, noch einmal seine Geige zu spielen. Nachdem er Gott um Hilfe angerufen, spielt er aber so, daß das ganze Volk, alt und jung, geistlich und weltlich, selbst Richter und Henker ans Tanzen kommen. So ist er gerettet, zerschlägt seine Geige und zieht davon. Das Volk aber tanzt weiter, bis der hl. Willibrord erscheint und durch das Gelübde der Tanzprozession die Leute zum Stehen bringt. Der Schluß fällt etwas ab; aber die Sage vom Geiger selbst ist vorzüglich behandelt. Nicht weniger hat uns das siebente Gedicht gefallen, „Kaiser und Dichter". Heinrich VII. von Luxemburg kommt zu Pisa mit Dante zusammen, der ihm einige der ergreifendsten Züge aus dem Inferno, besonders die Geschichte vom Grafen Ugolino della Gherardesca liest; auf des Dichters Anregung befreit der Kaiser den unglücklichen Guelfo, einen Sprößling der Familie, der ohne Schuld von den erbarmungslosen Pisanern in dem entsetzlichen Hungerturm eingesperrt worden war. Die schönen Terzinen entsprechen würdig der Erinnerung an die großartige Dichtung, aus der hier eine Episode sehr glücklich verwandt ist; nur

hätten wir die längere Stelle über Franziska von Rimini weggewünscht, wenn der Dichter nun einmal sein Büchlein „der Jugend seines lieben Vaterlandes widmen wollte". Auch in dem letzten Stück „Melusine" dürften ein paar Stellen nicht ganz zu einer solchen Widmung passen, obwohl der patriotische Kern des Gedichtes prächtig gedacht und gedichtet ist. Die übrigen Stücke lassen die heimatliche Begeisterung in Stoffen, Gestalten und Bildern sich spiegeln, die alt und jung gleichermaßen erfreuen werden, nicht bloß am Ufer der Alzette, sondern auch in andern deutschen Gauen.

Altäre, Kanzeln und Chorgestühl. Vorlagen mittelalterlicher Holzarchitektur für Kirchenmöbel der Neuzeit. Zeichnungen und Grundrisse, ausgeführt zum Gebrauche für Kunsttischler und in Fachschulen von P. Gommel, Architekt. 32 Tafeln in 4 Lieferungen. gr. Folio. Lieferung 1 und 2. Berlin, Heßling, 1900. Preis per Lieferung *M.* 7.50.

Die bisher erschienenen Lieferungen vorstehenden Werkes enthalten acht Entwürfe zu einem Altare, zwei zu einem Beichtstuhle, zwei zu einer Kommunionbank, einen zu einer Kanzel, einen zu einem Chorgestühl und acht zum Rahmen von Kreuzwegstationen, im ganzen 22 Entwürfe. Die Mehrzahl derselben ist in gotischem Stile gehalten. Den romanischen weisen auf die Zeichnungen zweier Altäre, eines Beichtstuhles, einer Kommunionbank und vier Rahmen. Die Vorlagen bekunden eine vortreffliche theoretische wie praktische Schulung, ein gutes Verständnis für die Formen und Gesetze der mittelalterlichen Stile und eine flotte, sichere Hand. Daß alle Entwürfe gleichwertig seien, kann in einem Werke wie das vorliegende natürlich nicht erwartet werden. Doch bieten alle dem ausführenden Künstler treffliche Motive für seine Arbeiten. Am gelungensten sind die im Stile der späten Gotik gehaltenen Vorlagen. Den romanischen Entwürfen merkt man es ein wenig an, daß aus der Zeit des romanischen Stiles Vorbilder so gut wie gänzlich fehlen. Indessen wo sind die modernen romanischen Altäre und Beichtstühle, mit denen man völlig zufrieden sein kann? Es ist, wie die Erfahrung lehrt, eine sehr schwierige Sache, solche in einer Weise zu entwerfen, daß neben den berechtigten Ansprüchen der Gegenwart auch den Forderungen des Stiles durchaus Genüge geschehe. An Vorlagen für Flügelaltäre findet sich in den bisherigen Lieferungen nur eine vor. Es wäre zu wünschen, daß in den noch ausstehenden Heften einige weitere geboten würden. Es sind und bleiben nun einmal die Flügelaltäre, richtig ausgeführt, eine sehr geeignete Form für den Altaraufsatz, die es ermöglicht, ohne Mühe denselben den verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres anzupassen. Es ist auffällig, daß sie trotzdem bisher nur mäßige Verbreitung gefunden haben. Wir möchten noch auf eine Eigentümlichkeit in den Entwürfen aufmerksam machen, welche dieselben freilich wiederum mit der Mehrzahl der modernen Schöpfungen mittelalterlichen Stiles teilen, die bei verschiedenen Altären übermäßig starke Ausbildung des Nebenwerkes, des architektonischen Aufbaues. Er sollte immer in aller Entschiedenheit als Nebensache und die Seele des Ganzen, das Bildwerk, als die Hauptsache gekennzeichnet werden. Als lobenswert darf in dieser Beziehung der auf Tafel 12 gegebene Entwurf zu einem Hochaltar bezeichnet werden.

Die beiden Radleuchter im Dome zu Hildesheim. Von Dr. Adolf Bertram, Domkapitular. 8°. (32 S.) Hildesheim, Lax, 1900. Preis 80 *Pf.*

Im Mittelschiff des Domes zu Hildesheim hängt ein großer von Bischof Hezilo (gest. 1079) gestifteter Kronleuchter, dessen Reif 12 Türme, ebensoviele Thore

und 72 Leuchterhalter trägt. An jedem der geöffneten Thore liest man den Namen eines Apostels, auf jedem Thore aber stand ehedem ein silberner Engel als Wächter. Auf den Türmen grub der Meister die Namen von 24 Patriarchen oder Propheten und von ebensovielen Tugenden ein. Bischof Azelin (gest. 1054) hatte schon vorher die stark restaurierte kleinere Leuchterkrone des Domchores anfertigen lassen, in deren Türmen sich silberne Apostelbilder befanden, während silberne Engel wiederum als Wächter über den Thoren sich erhoben. Der Verfasser des oben angezeigten Schriftchens hat mit vieler Mühe durch Untersuchung der beiden Kronen und Auffindung wichtiger Nachrichten in Prozeßakten den ursprünglichen Zustand beider Kunstwerke festgestellt und für deren Restauration die Grundlagen festgelegt. Möchten stets da, wo ein altes Werk wieder hergestellt werden soll, so gründliche und zuverlässige Studien die Arbeit einleiten und dem Künstler die Wege weisen.

L'Année de l'Église, 1899. Par Ch. Egremont, avec le concours de MM. J. de Araujo Lima, baron d'Avril, Paul Baugas, Léon Clugnet, J. de Coussanges, Georges Goyau, E. Horn, baron de Montenach, C. de Morawski, R. P. Piolet S. J., RR. PP. Missionnaires etc. etc. Deuxième année. 12°. (660 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 3.50.

Ein derartiges statistisch-registrierendes Jahrbuch der Kirche, wie es hier französischer Unternehmungsgeist geschaffen, war ein längst gefühltes Bedürfnis. Es ist klar, daß wenn irgend etwas, dann solch eine Publikation nur allmählich die gewünschte Vollendung gewinnen kann. Thatsächlich bieten jetzt schon die zwei Jahrgänge eine reiche Fülle recht willkommener Belehrung über den Stand der katholischen Kirche in verschiedenen Ländern, über den Römischen Stuhl und sein weltumfassendes Wirken, über katholisches Vereins-, Schul-, Ordens-, Preß-, Missionswesen u. s. w. diesseits und jenseits des Ozeans. Einige Abschnitte sind wirklich vorzüglich gearbeitet. Ohne Zweifel bleiben noch viele Desiderata zu erfüllen. Wir vermissen unter anderem die rechte Übersichtlichkeit, die zum wenigsten durch ein genaues Sachregister ersetzt werden müßte. Sodann fehlt bei den verschiedenen Abschnitten ein klarer, einheitlicher Einteilungsgrund. Nach der technischen Seite könnte unser Kürschner nützliche Winke geben. Von ihm wäre das bei einem solchen Werke so wichtige Geheimnis zu lernen: auf wenig Raum, in knappster Form und übersichtlicher Gruppierung möglichst viel Stoff unterzubringen. In der Auswahl des Stoffes müßte viel mehr Wichtiges und Unwichtiges gesichtet und statt der oft subjektiv reflektierenden Exposés einfach die objektiven Thatsachen und statistischen Belege bezw. Dokumente gegeben werden. Um nicht Zusammengehöriges auseinanderzureißen (z. B. Österreich-Ungarn, Dänemark und Schweden-Norwegen), wäre statt der alphabetischen Reihenfolge der Länder die Einteilung Süd-, West-, Nord-, Ost-Europa sicher vorzuziehen. Die Länder sind allzu ungleich behandelt, z. B. Frankreich auf 59, Deutschland 30, Österreich 9, Ungarn 41, Belgien 18, Spanien 11, Schweiz 48 Seiten u. s. w. Die Ungleichmäßigkeit in Behandlung der Missionsländer ließe sich nur vermeiden, wenn die verschiedenen Berichte und Materialsendungen von einer sachkundigen Hand nach einem einheitlichen Schema redigiert würden. Das sind Einzelwünsche, unser Hauptwunsch ist, daß an die Seite der französischen Année recht bald auch ein „deutsches Jahrbuch der Kirche" oder „kirchlicher Geschichtskalender" treten möge.

Der kleine Kempis. Brosamen aus den meistens unbekannten Schriften des Thomas von Kempis. Herausgegeben von Dr. Franz Hettinger. 2. Aufl. Mit einem Titelbild. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 16°. (176 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis brosch. 75 *Pf.*; geb. *M.* 1.30.

Es sind wirklich köstliche Sprüche und Weisheitsregeln, die hier ein geistvoller Mann aus den Schriften eines großen Meisters gesammelt. Unwillkürlich sucht man in ihnen Anklänge an die Nachfolge Christi, und in der That, die Züge derselben Vaterschaft sind unverkennbar. So wertvoll und gediegen aber auch all diese Kempisschen Geistesworte sind, sie zeigen doch, daß der Meister uns in seinen vier Büchern der Nachfolge das Beste, Ausgereifteste geboten, was er hatte. Die Ausstattung ist sehr hübsch.

„Selig die Barmherzigen!“ Erzählung aus den Tagen des Negeraufstandes von Haïti. Von Joseph Spillmann S. J. (XVI. Bändchen der Sammlung: Aus fernen Landen. Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend. Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen“ gesammelt von Joseph Spillmann S. J.) Mit 4 Bildern. 12°. (VI u. 102 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis brosch. 80 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Der Aufstand der Neger in seinen Ursachen, seiner Entwicklung und in seinen blutigen Greueln bildet den wechselvollen malerischen Hintergrund, auf dem sich die Geschichte zweier typischen Pflanzerfamilien abspielt. Die grausame Härte des einen Gutsherrn entzündet den Brand und reißt auch die Unschuldigen mit ins Verhängnis. Aber der Segen einer edlen That der Barmherzigkeit tritt im letzten Augenblick als rettender Engel dazwischen. Die scharf gebrandmarkten Ausschreitungen der Grausamkeit finden durch die Gegenüberstellung christlicher Liebe mit ihrer Verurteilung zugleich ihre Sühnung; beides ergänzt sich zu nachhaltiger erziehlicher Einwirkung. Bedenken, die aus „pädagogischen“ Rücksichten gegen die Darstellung erhoben wurden, sind daher grundlos. Zwei trefflich gezeichnete Knabengestalten stehen auch hier im Vordergrund der Ereignisse und des Interesses und vermitteln der jungen Leserwelt in konkreter Anschaulichkeit die moralische Lehre der Geschichte: Selig die Barmherzigen!

Die Mucker. Eine Erzählung aus dem Leben der deutschen Kolonien Brasiliens in der Gegenwart. Von Ambros Schupp S. J. 8°. (VIII u. 368 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1900. Preis brosch. *M.* 2; geb. *M.* 2.40.

Eine neue, eigenartige, interessante Gabe des unermüdlichen Verfassers. Es ist die wahre Geschichte von dem fast rätselhaften Emporkommen, den blutigen Ausschreitungen und dem tragischen Untergang einer schwärmerischen Sekte, wie sie sich in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts unter den deutschen Kolonisten der Provinz Rio Grande abgespielt hat. Die Bühne des schauerlichen Dramas ist auf Grund eingehender Ortskenntnis aus eigener Anschauung gezeichnet. Die Angaben über die Ereignisse hat der Verfasser teils aus dem Munde von Mithandelnden und Augenzeugen, teils aus authentischen Aktenstücken und gleichzeitigen Berichten der Lokalpresse geschöpft. „So kann er dieser Erzählung, wie romanhaft, ja unglaublich sie in manchen ihrer Einzelheiten klingen mag, die ehrliche Versicherung mit auf den Weg geben, daß sie die lautere Wahrheit enthält, daß

sie ein Stück aus dem wirklichen Leben, authentische Geschichte ist." Die überaus spannende und ergreifende Erzählung bietet gleichzeitig einen höchst denkwürdigen Beitrag zur Sektengeschichte des 19. Jahrhunderts, ein Stück echter Wiedertäufer-Geschichte aus neuester Zeit.

An Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. Von Konrad Kümmel. V. Bändchen: **Muttergottes-Erzählungen.** 12°. (VI u. 322 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis brosch. *M.* 1.80; geb. *M.* 2.20.

Wer Kümmels Erzählungen kennt, dem brauchen wir sie nicht erst zu empfehlen. Er wird mit Freuden jedem weiteren Bändchen entgegensehen. Von dem vorliegenden duftigen Sträußchen von Muttergottes-Geschichten gilt, was wir von den früheren Gaben des gottbegnadigten Volksschriftstellers gesagt. Das ganze süße, holde Walten und Hineinleben der reinen Gottesmutter in das katholische Kirchen- und Volksleben, in seine Freuden und Leiden, sein Hoffen und Vertrauen, jenes unvergleichlich innige gegenseitige Verstehen, wie es eben nur zwischen Kind und Mutter sich findet und wie es Draußenstehenden so unverständlich bleibt, dies alles spiegelt sich in diesen schlichten und doch so kunstvollen Erzählungen rührend wahr und ergreifend schön wieder. Sie werden armen Kranken eine Linderung und allen Lesern, groß und klein, Trost und Freude bringen.

Die Verlobte. Jungen Mädchen, besonders den lieben Bräuten gewidmet von Emma Giehrl. 3. Aufl. 16°. (VIII u. 102 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis brosch. *M.* 1; geb. *M.* 1.80.

Ein wirklich herrliches Büchlein, dem wir noch recht viele Auflagen und in den bezeichneten Kreisen möglichst weite Verbreitung und aufmerksame Leserinnen wünschen. Die Lektüre wirkt wie das Wort einer lieben Mutter, so weich und zart, so edel und maßvoll, so herausgeboren aus eigener Erfahrung und dem warmen Wunsche, daß das, was das junge Mädchenherz träumt von reiner beglückender Liebe, auch wirklich ihm werde. Das Büchlein vermeidet mit Geschick einen Fehler, der so leicht analogen Schriften anhaftet: es übertreibt nicht und wird den berechtigten Forderungen der Welt und des für die Welt bestimmten Mädchens voll und ganz gerecht, ohne der höheren Forderungen und der notwendigen Warnungen zu vergessen. Wer so liebt und so in die Ehe tritt, wie dies goldene Mutterwort es lehrt, der wird hundert bittern Erfahrungen und Enttäuschungen entgehen.

Der Stadtschreiber von Köln. Geschichtliche Erzählung von Heinrich Kerner. 2. Aufl. 12°. (284 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis brosch. *M.* 2; geb. *M.* 3.20.

Die vorliegende Erzählung, die schon bei ihrer ersten Veröffentlichung im „Deutschen Hausschatz" sich warme Freunde erwarb, hat es wohl verdient, jetzt in Buchform ein zweites Mal zu erscheinen. Wir zählen sie unbedingt zu den besten Gaben der neueren deutschen erzählenden Kunst und sind überzeugt, daß sie die Effekthaschereien unserer „Modernen" lange überleben wird. Aus einem liebevollen und ernsten Studium der alten Chroniken von Köln, die im 14. Jahrhundert blutige Händel zwischen den Geschlechtern und Zünften zu berichten haben, wächst die Erzählung hervor und läßt den „Stadtschreiber", der mitten in diesem Ränkespiel steht, in schlichter Einfalt sein tieftragisches Geschick erzählen. Er will Rache nehmen an den Richtern seines Vaters, aber seine Rachethat trifft gerade seine

edelsten und besten Freunde, und schließlich führt die Sühne ihn selbst aufs Blutgerüst. Der Charakter des hochstrebenden, edel angelegten, aber durch Rachsucht verblendeten Mannes ist vorzüglich gezeichnet, namentlich der endliche Sieg über seine Leidenschaft. Nicht minder scharf umrissen sind alle andern mithandelnden Personen: die liebevolle Mutter, die Jüdin Hanna und ihre engelreine Tochter Maria, die Patrizier Hilger von der Stessen, Heinrich vom Stave und alle übrigen bis auf den dämonischen Ränkeschmied Overstolz. Der Gegenstand bringt es mit sich, daß das Zeitgemälde mit seinen ewigen Händeln der Bürger unter sich und ihren Fehden nach außen einen düstern Eindruck hinterläßt; auch kommen dabei die Juden fast besser weg als die Christen. Möge uns der verdiente Erzähler ein andermal auch von der Lichtseite des mittelalterlichen Städtelebens, von seiner Glaubenstreue und echten Frömmigkeit, von Fleiß und bürgerlichem Frohsinn ebenso vortreffliche Bilder entwerfen.

Das Haus Tempo. Ein Zeitgemälde aus modernen Tagen von Max Steigenberger. 12°. (232 S.) Augsburg, Seitz, 1900. Preis *M.* 1.80; geb. *M.* 3.

„Dieses Buch wird nicht allen gefallen", sagt der hochwürdige Verfasser in dem kurzen Vorwort, und er hat guten Grund zu dieser Prophezeiung. Nicht gefallen wird es den „Brüdern" der „blauen" Loge, deren unterwühlende und zersetzende Thätigkeit dem Christentum gegenüber grell beleuchtet wird; nicht gefallen wird es auch den lauen und indifferenten Katholiken, die alle dogmatischen Gegensätze zwischen den christlichen Konfessionen verwischen und Lüge und Wahrheit als gleich gut hinstellen möchten; nicht gefallen wird es endlich auch jenen modernen Kritikern, die von vornherein den Stab über alles brechen, was irgendwie nach katholischer Tendenz riecht, während sie sehr viel vertragen können, wenn die Tendenz nur gegen die katholische Kirche gerichtet ist. Uns aber hat Steigenbergers Buch mit seinen dem Leben entnommenen Gestalten und Gesprächen sehr gefallen, und wir wünschen ihm die größte Verbreitung. Das Haus Tempo zeigt in packenden Szenen und Bildern, wohin der moderne Geist des Indifferentismus führt, wie seine Opfer enden und daß nur im vollen Anschluß an die Kirche Heil und Rettung liegt. Wem es mit der Erhaltung der heiligsten Güter für Familie und Schule, Kirche und Vaterland ernst ist, wird dem hochverdienten Verfasser Dank wissen, der mit christlichem Freimut für das edelste, was der Mensch besitzt, in die Schranken tritt.

Die Sünde wider den Heiligen Geist. Zeitbild von Conrad von Bolanden. 8°. (350 S.) Mainz, Kirchheim, 1901. Preis *M.* 3.

Mit Freuden begrüßen wir immer ein neues Werk des hochverdienten Verfassers, der auch im Greisenalter nicht aufhört, seine Feder in den Dienst der Kirche und der Wahrheit zu stellen. Seeleneifer, die ausgesprochene Absicht, Wunden unserer Zeit aufzudecken und zu heilen, viel mehr als das Begehren nach dem Namen eines Erzählers, der nur ergötzen will, sind die edeln Triebfedern seiner litterarischen Thätigkeit. Sein diesbezügliches Glaubensbekenntnis spricht er S. 23 dieser Erzählung offen und ungescheut also aus: „Sogar unsere schöne Litteratur ist vergiftet, steht fast ausschließlich im Dienste grober Sinnlichkeit und Fleischeslust. Bis zum Ekel verbrauchte Liebesduselei, entnervende Sentimentalität ohne belehrenden, Geist und Gemüt erhebenden Gehalt — nicht selten freche Empfehlung des Lasters —, sind vielfach Tenor moderner Romane und Novellen. An dieser Pilzenkost vergiften sich

täglich Tausende unseres Volkes. Man braucht keinen Mut, prickelnde Saucen, vergoldete taube Nüsse, gepfefferte Fleischspeisen, russischen Caviar und französischen Ragout als ästhetisch berechtigte Gaben anzupreisen. Fällt nur ein Körnchen himmlischen Mannas auf den Büchertisch, so entsteht Geschrei und Protest zeitläufiger Kritiker über Beleidigung der Ästhetik durch ethische Tendenz. Dagegen ist es erlaubte Tendenz, die drei genannten Eigenschaften der bösen Welt elegant kostümiert und künstlerisch ausstaffiert zur Nachahmung zu empfehlen." „Inferiorität des Katholizismus in moderner Dichtung ist dessen Superiorität. Mangel an Verkehrtheit und schlechten Eigenschaften bedeutet nicht Rückständigkeit, sondern Vorzug und Überlegenheit", so urteilt Bolanden und faßt dann die Aufgabe des echten Dichters in die Worte zusammen: „Die Menschheit ideal beeinflussen, ethisch erheben, für Tugendgröße zu begeistern." Wir unterschreiben diese Worte von Herzen — natürlich unter dem Vorbehalte, daß dieses Ziel durch echt künstlerische Mittel angestrebt werde; aber auch wenn die Ausführung nicht immer den höchsten Anforderungen der Kunst entspricht, ist es uns noch immer lieber, als wenn unter vollendeter Form gefährlicher Inhalt geboten wird.... „Die Sünde gegen den Heiligen Geist", die Bolanden als ein trauriges Zeichen unserer Zeit enthüllt, ist der offene Unglaube, der Haß gegen die Offenbarung, das Widerstreben gegen die erkannte göttliche Wahrheit, und er giebt gegen die schlimmsten landläufigen Schwierigkeiten unserer modernen Ungläubigen recht gute Lösungen. Erwachsenen sei das Buch bestens empfohlen!

Matteo Bonelli. Historischer Roman aus den Jahren 1160—1166. Von Dr. Matthias Höhler. 2. Aufl. 12°. (396 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1900. Preis eleg. geb. *M.* 3.

Gerne bringen wir die zweite Auflage dieser lesenswerten historischen Erzählung zur empfehlenden Anzeige. Der hochwürdige Verfasser ist ein ernster, vielleicht etwas zu gründlicher Erzähler, doch sind darum die spannenden Ereignisse, die er uns an der Hand der Geschichte aus den blutigen sizilianischen Wirren des 12. Jahrhunderts erzählt, keineswegs langweilig. Die Charaktere sind durchweg gut gezeichnet, namentlich der des „Helden". Matteo Bonelli läßt sich, den Bitten seiner Mutter zum Trotze, die seinen gefährlichen Ehrgeiz und seinen Wankelmut kennt, in das Parteigetriebe hereinziehen, wird zum Verräter- und Mörder des königlichen Günstlings Majo, um dessen Tochter er doch freit. Dieselbe schwört an der Leiche des Vaters dem treulosen Geliebten blutige Rache. Die Erfüllung dieses Schwures bildet den tragischen Schluß, dessen Schrecken jedoch durch christliche Buße und Versöhnung gemildert werden. Trotz einiger Schwächen in der Art und Weise der Erzählung, die manchmal durch überflüssige Reflexionen aufgehalten wird, ist das Ganze doch inmitten unserer seichten Tageslitteratur eine willkommene Gabe.

Der Zug nach Damiette. Historischer Roman von J. R. van der Lans. Autorisierte Übersetzung von J. v. Prim. 12°. (288 S.) Dülmen, Horstmann, 1900. Preis brosch. *M.* 2.50; geb. *M.* 3.50.

Der junge friesische Edelmann Otto von Garvemo verläßt, einem Wunsche seines sterbenden Vaters entsprechend, seine Braut Mabelia und zieht als Kreuzfahrer mit der Flotte der Friesen und Holländer unter Graf Wilhelm von Holland nach dem Heiligen Lande. Die Abenteuer der Fahrt und die Kämpfe vor Damiette bilden den Hauptgegenstand der Erzählung. Als Ritter des heiligen Grabes kehrt

Otto glücklich in die Heimat, wo inzwischen seine Braut für ihre Treue schwere Kämpfe gegen den grausamen Vater glücklich bestand. Können wir der Schrift auch keinen höheren künstlerischen Wert zuerkennen, so wird sie doch jugendliche Leser befriedigen. Der Übersetzer hat nicht immer glücklich den Ton getroffen. Daß sich z. B. die Ritter mit „Sie" anreden, ist schon ungebräuchlich; ganz verwunderlich aber klingt es, wenn ein Schloßherr im 13. Jahrhundert zu seinem Diener sagt: „Sagen Sie meinem Sohn Otto, daß ich ihn einen Augenblick zu sprechen wünsche."

Bachems Jugend-Erzählungen für Kinder im Alter von 9 bis 15 Jahren. Jedes Bändchen mit 4 Bildern. 12°. Köln, Bachem, 1900. Preis à geb. Bändchen *M.* 1.20.

10. Bdchn.: **Detlev und Heira.** Historische Erzählung aus dem 12. Jahrhundert. Von E. Ris. (122 S.)

Im Vordergrunde der Handlung steht der hl. Otto von Bamberg mit seinen Glaubensboten und ihr mutiger Kampf gegen die Greuel des Heidentums unter den Wenden und Pommern. Geschickt verflochten in diese Kämpfe ist das Schicksal von zwei Kindern, die ohne Wissen des heidnischen Vaters die heilige Taufe empfangen, infolgedessen harte Prüfungen zu bestehen haben, schließlich aber den Vater selbst dem siegenden Christentum zuführen.

11. Bdchn.: **Das Geheimnis des Sonnenpriesters.** Eine Erzählung aus dem alten Ägypten. Von P. Cyrillus Wehrmeister O. S. B. (160 S.)

In der Zeit kurz nach dem Auszuge der Israeliten aus Ägypten spielt die hübsche Erzählung. Der Pharaonensohn Amenophis IV. wird zuerst den Priestern des Ammon in Theben und dann dem Oberpriester des Sonnengottes in Heliopolis zur Erziehung übergeben. Der außerordentlich scharfe Verstand des Knaben durchschaut den Betrug der Götzenpriester und ruht nicht, bis er zur Wahrheit vordringt, daß es nur einen einzigen allmächtigen Gott geben könne. Jetzt stellen aber die Ammonspriester dem gefährlichen Prinzen nach dem Leben, und er entflieht nach Babylon, von wo seine Mutter stammt. Unterwegs trifft er in der Wüste den greisen Moses, der ihn im Glauben an den einen Gott bestärkt und segnet, und ist Zeuge der Prophezeiung Balaams. Nach dem Tode seines Vaters macht der neue Pharao den Versuch, den Götzendienst in Ägypten abzuschaffen, wird aber durch die Götzenpriester vergiftet. Die schöne Erzählung ist reich an Belehrung.

12. Bdchn.: **Das Fleißzeichen. Das rosenfarbene Kleid. Nepomuk.** Erzählungen für die Jugend. Von Isabella Braun. (116 S.)

Der Name der vortrefflichen Erzählerin ist für sich schon eine mehr als ausreichende Empfehlung für dieses hübsche Bändchen.

13. Bdchn.: **Der Räuber vom Eichenhofe.** Erzählung aus dem Volksleben. Von Lorenz Heizer. (146 S.)

Der Ton einer Jugenderzählung ist nicht ganz so gut getroffen, wie in der eben empfohlenen Nummer; auch der Stoff eignet sich mehr für eine Dorfgeschichte, für eine Volkserzählung. Doch werden etwas reifere Knaben auch diese Verleumdungsgeschichte mit ihrer Sühne nicht ohne Nutzen lesen und sich an dem braven Gerhard ein Muster nehmen.

Miscellen.

Altkatholiken, Anglikaner und Orthodoxe. Wenn's mit einem Manne, dessen Stamm und Name nur noch auf zwei Augen ruhen, zu Ende geht, dann macht er wohl noch die letzten, krampfhaften Anstrengungen, den Trost eines Erben und Stammhalters zu erlangen. Der Altkatholizismus ist alt geworden, bedenklich alt, und trotz aller Staatskrücken muß er es schließlich doch glauben, es geht mit ihm bergab, dem Ende zu. Kein Wunder, daß auch er sich nach einem Stammhalter umsieht, dem er einen Teil seines Namens und seines Erbes hinterlassen könnte.

Zwar hat er mit seinem früheren Werben nicht gerade Glück gehabt. Doch weshalb sollte er sich in seinen edlen Bestrebungen durch einen Korb oder mehrere entmutigen lassen? Multa tulit fecitque puer ... Drum macht er in den letzten Jahren namentlich von Bern aus vielfache und immer neue Anstrengungen, die Huld der griechischen Orthodoxie zu erwerben. Ein Umstand kommt ihm dabei sehr zu statten: für Knixe und Komplimente und Lobeserhebungen sind die Orthodoxen, wie die Leute im Orient, von alters her sehr empfänglich, und wo immer auch nur ein Schein von Ansehen und Ehre und Einfluß zu hoffen ist, sind sie gerne mit dabei.

Wird es also wohl zu einem engen und innigen Bunde zwischen dem Altkatholizismus und der Orthodoxie kommen? Der russische General Kireief von Pawlowsk giebt sich zwar als eifriger Unterhändler alle Mühe, in hohen orthodoxen Kreisen Stimmung für den Bund zu machen. Aber schließlich wird das Ergebnis doch einzig und allein davon abhängen, ob bei den Orthodoxen die Erkenntnis standhält, daß sie bei dem Handel etwas zu gewinnen haben. Gar zu große Aussicht ist dafür nicht vorhanden, und deshalb kann es vielleicht wieder einen neuen Korb geben, wenn nicht etwa ein mächtiger Fürsprecher von jenseits des Kanals her sich ins Mittel legt.

Die Annäherungsversuche zwischen Anglikanismus und Orthodoxie datieren nicht erst von gestern. Sie sollten in ein neues Stadium treten durch den 36. Beschluß der Synode im Lambeth Palast zu London vom Jahre 1897, durch den die höchsten Würdenträger der anglikanischen Kirche mit der Beförderung der Unterhandlungen beauftragt wurden. Schon im Februar 1898 machte der Bischof von Salisbury einen Besuch beim griechisch-ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel, der natürlich nicht verfehlte einen sehr schmeichelhaften Eindruck zu machen. Der englische Bischof von Gibraltar, dessen Jurisdiktion das ganze Mittelmeergebiet untersteht, und der Erzbischof von Canterbury, das Haupt der anglikanischen Kirche, thaten ihr bestes, um ein eigentliches und wirkliches Bündnis zwischen der englischen und griechischen Kirche zu stande zu bringen.

Wenngleich es noch lange nicht zu einer solchen Verbrüderung gekommen ist, zeigt sich doch in einigen Punkten eine gewisse Annäherung. Es ist eine

Übereinkunft getroffen worden, daß im Fall der Not jedes orthodoxe Glied der orientalischen Kirche die Tröstungen der Religion von dem anglikanischen Minister in seiner Nachbarschaft erbitten darf, und umgekehrt. Für die Seelenruhe der in Transvaal gefallenen englischen Soldaten wurde in vielen griechischen Kirchen ein feierlicher Gottesdienst gehalten, wie für die eigenen Glaubensbrüder. Auch der griechische Patriarch von Konstantinopel zeigte sich sehr entgegenkommend gegenüber den anglikanischen Freundschaftswerbungen. Er sandte einen vertrauten Hierodiakonos seiner Kirche nach Oxford mit ganz besondern Empfehlungen und Aufträgen für die Vertreter der englischen Kirche.

Leider hat dieser vertraute Sendling den Absichten Seiner Allheiligkeit nicht so ganz entsprochen. Hierotheos Teknopulos hatte, wie C. Erepi in den Echos d'Orient erzählt (IV, 59—62), bis zum Herbst des Jahres 1898 in den griechischen Pfarreien von Kum-Kapu zu Konstantinopel als eifriger Hierodiakon unter den türkisch-redenden Karamanlis gewirkt, und insbesondere auf den Kanzeln von Agia Kyriaki und Panagia Elpidos das echte und wahre Wort Gottes mit hinreißender Beredsamkeit verkündet. Er scheint die besondere Zufriedenheit der obersten kirchlichen Behörde sich verdient zu haben. Denn am 19. Oktober 1898 reiste der Hierodiakon Hierotheos mit Briefen und Empfehlungsschreiben seines Patriarchen zu Studienzwecken nach Oxford, mit einem nagelneuen „Rasso“ angethan, die langen Haare wohl geborgen unter dem hohen griechischen „Kalimafki“, während die Zipfel seines Bartes lustig im Winde flatterten.

Noch war kein Jahr verstrichen, da konnte die „kirchliche Wahrheit“, das offizielle Organ des Patriarchates, zwei Schreiben veröffentlichen, das eine vom 7. August 1899 an den Patriarchen Konstantin V., unterzeichnet von „Friedrich, durch Gottes Vorsehung Erzbischof von Canterbury“, das zweite vom 15./27. September 1899, die Antwort auf dieses Schreiben, unterzeichnet „Konstantin von Konstantinopel“. Beide Schriftstücke enthielten sehr schmeichelhafte Lobsprüche für Hierotheos Teknopulos. Das Schreiben des Patriarchen schloß mit den Worten: „In seinen Briefen bekundet Uns der Hierodiakonos Hierotheos Teknopulos eine unbegrenzte Dankbarkeit für die Gastfreundschaft, die er genießt, und alle die Rücksichten, die man ihm beweist, dank dem Wohlwollen Ew. Ehrwürdigkeit und des gottgeliebten Bischofs von Salisbury. Wir sprechen Ihnen auch Unserseits dafür Unsern innigsten Dank aus, und Wir werden bald einen zweiten Kleriker Unserer Kirche Studien halber an die Universität Oxford senden.“

Der glückliche Teknopulos glaubte aber den Bund zwischen seiner Mutterkirche und dem Anglikanismus nicht besser fördern zu können, als dadurch, daß er sich diesen zum Vater erkor. Schon wenige Monate nach jenem Briefwechsel verließ er die britische Universitätsstadt als anglikanischer Clergyman gekleidet, die Haare kurz geschoren, von einem weichen Filzhut bedeckt, fein glatt rasiert bis auf zwei schmächtige Koteletts.

Heute ist Reverend Hierotheos Teknopulos der geistliche Vater aller im Reich des Halbmonds zerstreuten Anglikaner. Alexandria ist seine Residenz. Er bezieht ein monatliches Gehalt von 80 Pfund, d. h. 1600 Mark, wenn es englische, oder 128 Mark weniger, wenn es türkische Pfund sind. Jedenfalls hätte

er von seinem orthodoxen Patriarchen niemals auch nur annähernd so viel erwarten können.

Daß derartige Angebote die schnelle Erkenntnis der Wahrheit mächtig fördern, ist leicht begreiflich. Ob diese Erkenntnis, durch das Beispiel und den Einfluß des Ex-Hierodiakons unterstützt, sich schon weiter Bahn gebrochen hat, darüber schweigt die Geschichte. Ebenso konnten wir noch nicht in Erfahrung bringen, ob Seine Allheiligkeit Patriarch Konstantinos den angekündigten zweiten Kleriker seiner Kirche wirklich zu Studienzwecken nach Oxford gesandt hat. Leider ist durch die von den preußischen und englischen Universitäten heimkehrenden „Gelehrten" schon allzu viel Rationalismus und Unglaube unter den „heiligen Dienern" der orthodoxen Kirche verbreitet worden. Auch ein Dreibund von Altkatholizismus, Anglikanismus und Orthodoxie würde darin keine Besserung bringen, — im Gegenteil!

Nur eines wäre von einem solchen Bunde für die großen Alliierten zu hoffen: sie könnten sich gegenseitig trösten in ihrem Kummer und Leid über den gemeinsamen, nur allzu mächtigen und unbezwinglichen römischen Feind.

Der „geborene Verbrecher" 1877 und 1900. Auch außerhalb der Kreise der Irrenärzte und Anthropologen erinnert man sich noch an das Aufsehen, welches im Jahre 1877 Cesare Lombroso mit seiner Theorie vom geborenen Verbrecher erregte. Der Verbrecher ist nach Lombroso ein Verbrecher ungefähr in demselben Sinn und aus demselben Grund, wie ein geborener Irrsinniger irrsinnig ist. Wie letzterer nichts dafür kann, daß er nicht ist wie andere Menschen, so auch der Verbrecher nicht. Er ist eben zum Verbrecher geboren; die Neigung zu gewissen Dingen, welche das Strafgesetz verfolgt, ist in seiner körperlichen Beschaffenheit begründet, so daß es einen besondern Typus des Verbrechers giebt und der erfahrene Arzt ihn aus der Gestalt seines Schädels und seiner Behaarung, dem massigen Unterkiefer und der mißgestalteten Nase, den Henkelohren und der fliehenden Stirn von vornherein erkennen kann. Außer diesen körperlichen Merkmalen haften dem geborenen Verbrecher noch andere an, z. B. die Neigung, die Wände vollzukritzeln, Zeichnungen von einer gewissen wüsten Art zu entwerfen, die eigene Haut zu tättowieren; er ist ferner wenig empfindlich gegen Schmerz und oft linkshändig. In geistiger Beziehung zeigt er sich den moralisch Irren verwandt, d. h. denjenigen, bei welchen das Urteil über sittliche Dinge in Unordnung gekommen ist. Moralischer Irrsinn aber und Verbrechertum dürfen als Unterart der Epilepsie betrachtet werden; mit andern Worten, der Verbrecher ist krank, nicht aber, wie die Vorzeit meinte, moralisch bös.

Zur Zeit des ersten Erscheinens von Lombrosos Buch haben seine Ausführungen vielen Beifall gefunden. Wie heute die Fachgelehrten über dieselben urteilen, darüber belehrt uns ein Aufsatz in der Zeitschrift Globus vom 11. August 1900. Danach lautet das Urteil nicht günstig. „Daß es keinen Verbrechertypus giebt," heißt es S. 88, „haben die verschiedensten Forscher nachgewiesen", und als solche Forscher werden namhaft gemacht Baer, Kirn, Näcke, Féré, Koch. Moralischer Irrsinn zeige sich nicht bei den Verbrechern, sondern moralische Schwächen.

Epilepsie konstituiere nicht einen besondern anthropologischen Typus, sondern sei Krankheit.

Aus einer englischen Zeitschrift wird dann erzählt, wie ein Rechtsgelehrter, Samuel Smith, eine praktische Probe auf Lombrosos Theorie machte. Er bat einen ihm bekannten Gefängnisaufseher, einen „anerkannt tüchtigen Mann in seinem Fache", ihm etwa ein Dutzend Photographien von denjenigen aus den 500 Gefangenen zu besorgen, die am meisten den Verbrechertypus an sich trügen, und legte dann die Photographien einem Kollegium zur Beurteilung vor, das aus einem Rechtsgelehrten, einem Arzt, einem Eisenbahnpräsidenten, einem Richter und einem Hochschullehrer bestand. Zur Vorsicht aber war die Sache so eingerichtet, daß jeder von diesen Herren sein Urteil einzeln abzugeben hatte, ohne vom andern zu wissen. Der geschorene Kopf und die Gefangenenkleidung der Photographierten verriet nun allerdings den Beurteilern schon etwas und mußte sie vorsichtig im Urteil machen. Allein als sie aufgefordert wurden, die Art des Verbrechens anzugeben, „war die Meinung eines jeden verschieden von dem andern, und alle waren weit entfernt von der Wirklichkeit". Der Rechtsgelehrte zog sich aus der Sache, indem er von dem Gelegenheitsverbrecher meinte, er „möchte irgend etwas verübt haben". Der Professor, von dem man zuletzt noch meinte, etwas Besseres erfahren zu können, faßte über zwei der schlimmsten Fälle sein Urteil in den weisen Satz zusammen: „Diese Menschen sind Entartete." Während nun die Versammlung sich in die Photographien vertiefte, „beobachtete Dr. Smith die Gesellschaft selbst und fand mehr Anomalien an den Köpfen der hochgestellten Herren, als bei den Verbrechern vorhanden waren."

Der Berichterstatter, dem wir hier folgen, meint zum Schluß, ein „Kern der Wirklichkeit" möchte dennoch in Lombrosos Theorie liegen, und fordert zu weiteren Forschungen auf, als deren Ergebnis er erhofft, daß „die Zahl der geborenen anthropologischen Verbrecher bedeutend eingeengt" sich zeigen werde, und „zwar auf eine Zahl, die, nachweislich frei von psychischer Störung, moralisch Verderbte oder sonstwie zu benennen sein wird". Gegen den letzten Namen wird wohl niemand etwas einzuwenden haben.

Baers Stellung zur Frage nach der Abstammung des Menschen. Was Karl Ernst v. Baer über eine wissenschaftliche Frage geschrieben und gesagt hat, wird auch heute noch in naturwissenschaftlichen Kreisen für beachtenswert gehalten. Es ereignet sich allerdings nicht selten, daß man Baer für völlig entgegengesetzte Ansichten citiert findet. Diese Erscheinung beruht teilweise auf einer falschen oder einseitigen Auffassung der aus ihrem Zusammenhange gerissenen Äußerungen jenes großen Naturforschers; solche Mißdeutungen sind namentlich von Häckel und andern Darwinisten häufig begangen worden, um v. Baer aus einem Bekämpfer des Darwinismus zu einem Verteidiger desselben zu machen. Anderseits finden sich aber auch nicht wenige wirkliche Widersprüche in seinen Schriften. Professor Remigius Stölzle hat in der gründlichen Studie „Karl Ernst v. Baer und seine Weltanschauung" (1897, vgl. die Besprechung in dieser Zeitschr. LIII, 1897, S. 553) auf manche Schwankungen und Änderungen in den An-

schauungen v. Baers aufmerksam gemacht, die allerdings zum größten Teile in dem fast ein halbes Jahrhundert umfassenden geistigen Entwicklungsgange Baers ihre Erklärung finden. Um daher Baers wirkliche und endgültige Ansicht über eine wissenschaftliche Frage festzustellen, darf man sich, wie Stölzle mit Recht bemerkt, nicht bloß auf diese oder jene seiner gelegentlichen Äußerungen berufen, sondern man muß die sämtlichen auf jene Frage bezüglichen Aussprüche Baers einer sorgfältigen vergleichenden Prüfung unterwerfen.

Wie notwendig das ist, hat eine interessante Kontroverse gezeigt, die sich im Jahrgang 1900 des „Biologischen Zentralblattes" über die Stellung entspann, die v. Baer in der Frage über die tierische Abstammung des Menschen eingenommen. Stölzle hatte in jener Zeitschrift (1900, Nr. 2, S. 33 ff.) Baers Ansichten über die Zielstrebigkeit in der Natur zum Gegenstand einer Abhandlung gemacht, in welcher er zeigte, daß jener große Naturforscher ein entschiedener Gegner der rein mechanischen Naturerklärung war. Baer betrachtete den teleologischen Gesichtspunkt nicht bloß als gleichberechtigt mit dem mechanischen, sondern wies ihm auch eine höhere, dominierende Stellung dem letzteren gegenüber an. Die Existenz von Zweckursachen in der Natur leitete er von einem „geistigen Weltgrunde" ab, den er sich allerdings während einer großen Zeit seines Lebens in pantheistischer Form dachte; wie am Anfange seines geistigen Entwicklungsganges, so bekannte er sich jedoch auch am Ende desselben wieder zur theistischen Weltauffassung.

Diese Abhandlung Stölzles im „Biologischen Zentralblatt" veranlaßte nun Herrn Professor G. v. Bunge in Basel, in einem späteren Artikel derselben Zeitschrift (1900, Nr. 7, S. 224 ff.) Karl Ernst v. Baers Autorität wenigstens für die tierische Abstammung des Menschen in Anspruch zu nehmen, und zwar auf Grund einer persönlichen Anfrage, die er hierüber 1869 an Baer selbst gerichtet hatte. „Ich war," so erzählt Bunge, „damals noch Student in Dorpat. An die Lehre Darwins und seine mechanische Erklärung der Entstehung der Arten hatte ich nur in meinem Fuchssemester geglaubt. Sobald ich anfing, über diese Fragen nachzudenken, mußte ich mich vom Darwinismus lossagen." Von der Richtigkeit der Deszendenzlehre glaubte er dagegen sich immer mehr überzeugen zu müssen, und er wollte deshalb auch ihre Anwendbarkeit auf den Menschen festhalten. „So oft ich nun", berichtet Bunge weiter, „den Theologen gegenüber die Abstammung des Menschen vom Tiere verteidigte, wurde mir stets die Autorität K. E. v. Baers entgegengehalten. Daß Baer kein Darwinist sein konnte, war mir ja klar. Daß er aber auch die Deszendenzlehre (soll wohl heißen: die unbedingte Anwendung der Deszendenzlehre auf den Menschen) leugnen würde, schien mir unglaublich. Schließlich riß mir die Geduld. Ich beschloß, mich in die Höhle des Bären zu wagen und nicht eher wieder fortzugehen, als bis ich eine entschiedene Antwort erhalten hatte."

Das Ergebnis der Unterhaltung, welche der alte Herr mit dem jungen Studenten hatte, war folgendes. Anfangs gab er ihm die kurze Antwort: „Ich kann mir nicht denken, wie der Mensch aus dem Säugetier entstanden sein soll." Bunge betonte hierauf, zur Tertiärzeit hätten noch keine Menschen existiert; man müsse

daher die Entstehung des Menschen durch generatio aequivoca oder durch seine Abstammung von einem tertiären Säugetier erklären. Baer sprach sich nun für erstere Möglichkeit aus, die ihm jedoch von Bunge — wohl mit Recht — bestritten wurde. Hierauf folgte eine längere Diskussion, deren Einzelheiten Bunge „nicht mehr genau anzugeben vermag". Endlich soll ihm Baer zugegeben haben, wenn man die Descendenzlehre auf den Menschen anwenden wolle, so bleibe uns schließlich nichts übrig, als die Abstammung des Menschen von einem tertiären Säugetiere anzunehmen. „Aber", fügte Baer hinzu, „ich kann mir nicht erklären, wie diese Umwandlung möglich wurde."

Und nun schließt Professor Bunge: „Damit waren wir einig. Welcher denkende Mensch wollte sich vermessen, über das Wie der Umwandlung etwas auszusagen?! Genug — Baer glaubte an die Abstammung des Menschen vom Säugetier."

Bunge hat leider die Hauptsache bei jener Frage völlig übersehen. Damit die Anwendung der Descendenztheorie auf den Menschen eine naturwissenschaftliche Gültigkeit besitze, muß man auch das Wie derselben naturwissenschaftlich zu erklären vermögen; sonst bleibt jene Anwendung, zumal schwerwiegende naturwissenschaftliche Gründe gegen dieselbe sprechen, ein bloßes aprioristisches Postulat, dem man ebensowenig wie dem „Postulate" der Urzeugung einen naturwissenschaftlichen Wert zuerkennen kann, selbst wenn ein Karl Ernst v. Baer an jenes Postulat „geglaubt" haben sollte.

Aber es ist gar nicht richtig, daß Baer an die tierische Abstammung des Menschen wirklich „geglaubt" hat, wie Bunge behauptet. Stölzle sah sich durch Bunges Erzählung von seinem Besuche bei Baer veranlaßt, in einer neuen Abhandlung im „Biologischen Zentralblatt" (1900, Nr. 14, S. 465 ff.; Nr. 15, S. 503 ff.) Baers Ansichten über die tierische Abstammung des Menschen eingehend zu erörtern. Auf Grund der genauen Kenntnis, die er nicht nur von den größeren Werken Baers, sondern auch von den übrigen Publikationen desselben besitzt, war Stölzle in der Lage, über Baers Stellung zu jener Frage viel größere Klarheit zu verbreiten, als Bunges Besuch „in der Höhle des Bären" hierüber zu bieten vermochte. Er weist die Behauptung Bunges zurück, daß Baer sich in seinen Schriften niemals klar und entschieden über die Abstammung des Menschen ausgesprochen habe. Hierauf zeigt er eingehend, daß dieser Naturforscher die Lehre von der tierischen Abkunft des Menschen vom Jahre 1834 bis zu den Jahren 1874/75, aus denen seine Äußerungen über diese Frage vor seinem 1876 erfolgten Tode datieren, „mit empirischen und spekulativen Gründen unzweideutig bekämpft hat".

Baers Polemik gegen die Abstammung des Menschen vom Tiere umfaßt einen so langen Zeitraum und ist eine so häufige und energische, daß sie uns über die wirkliche Ansicht des großen Naturforschers nicht im Zweifel läßt. Stölzle weist durch genaue Citate nach, daß Baer schon vor dem Erscheinen von Darwins Buch über „Die Entstehung der Arten" (1859) von der Umwandlung eines höheren Säugetieres in einen Menschen nichts wissen wollte. Denselben Standpunkt behielt er auch bei in dem Zeitraum von 1859 bis 1871, bis zum

Erscheinen von Darwins „Abstammung des Menschen", sowie endlich auch nach dem letzteren Zeitpunkte bis zu seinem Tode.

Unter den zahlreichen polemischen Ausführungen Baers gegen die tierische Abstammung des Menschen sind namentlich jene hervorzuheben, welche er 1865 bis 1867 in einer Reihe von 18 Artikeln in der russischen Zeitschrift Naturalist veröffentlichte. Baer kämpft hier zuerst gegen Huxleys Folgerung, welcher behauptet hatte, die Darwinsche Hypothese allein erkläre die Entstehung der Tiere, also auch des Menschen; er hält es für einen einfacheren Ausweg, zuzugeben, daß wir die Entstehung der verschiedenen Tiere auf natürlichem Wege nicht kennen und verstehen. Ferner zeigt er, daß die (hochmoderne!) Annahme eines „allgemeinen Affentypus", von dem auch der Mensch sich abgezweigt haben soll, nichts weiter als eine „leere Fiktion" sei. Drittens widerlegt er die tierische Abstammung des Menschen aus der Thatsache, daß sich keine Übergangsformen zwischen Affe und Mensch finden weder in körperlicher noch in geistiger Hinsicht. Er kritisiert dann viertens Karl Vogts Affentheorie, welche den Menschen von drei verschiedenen Affenarten abstammen läßt, sowie auch die Ansicht derjenigen, welche den Stammbaum des Menschen direkt auf den Gorilla zurückleiten. Fünftens führt Baer die Lehre vom tierischen Ursprung des Menschen ad absurdum, indem er eingehend darlegt, daß aus einer affenähnlichen Form niemals durch Anpassung der äußeren Lebensbedingungen ein Mensch werden konnte. Er charakterisiert kurzweg alle die verschiedenen Versuche, die tierische Abstammung des Menschen zu „erklären", für „Phantastereien, welche nicht auf reelle Beobachtung gegründet" seien.

Wie mit empirischen, so kämpft Baer in seinen Artikeln des Naturalist auch mit spekulativen Gründen gegen die Affentheorie, indem er zeigt, daß gegen diese Hypothese die Zielstrebigkeit spreche. Die Affen sind nach ihm für eine ganz andere Lebensweise organisiert als der Mensch, und deshalb sei es ein Widerspruch, sie durch „Anpassung" zu Menschen werden zu lassen. Am Schluß der diesbezüglichen Artikel giebt Baer seiner Überzeugung in sehr klarer und energischer Weise folgenden Ausdruck[1]: „Die Abstammung vom Affen verwerfe ich mit Entrüstung so lange, als mir nicht ein Affe gezeigt wird, welcher spricht, Werkzeuge bereiten, Feuer machen oder Pflanzen anbauen kann, welche später Früchte bringen, oder als bis mir die Gesellschaft von Affen gezeigt wird, welche selbst den einfachsten Staat bilden, oder solche Affen, die den Menschen gezwungen haben, ihm zu dienen. Wenn die Affen zur Umwandlung in den menschlichen Zustand fähig wären, dann hätten sich wenigstens irgendwo die Anfänge solcher Umwandlung gezeigt. Zeit haben sie genug gehabt, weil die Affen noch vor dem Menschen existiert haben."

Aber vielleicht hat Baer seine Stellung zu jener Frage verändert nach 1871, d. h. nach dem Erscheinen von Darwins „Abstammung des Menschen"? Dies ist keineswegs der Fall. Vielmehr nahm er gegen dieses Buch Darwins den Kampf von neuem auf, zuerst in einem Artikel in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1873, Nr. 130, und dann in der Hauptschrift: „Die Lehre Darwins."

[1] Naturalist 1867 Nr. 1—3, S. 15.

Baer schreibt in dem ersteren Artikel: „Darwins Buch über die Abstammung des Menschen ist . . . erschienen, hat mich aber nicht überzeugt. Noch jetzt kann ich nicht begreifen, wie der Mensch aus einem affenartigen Tiere im Laufe der Zeit geworden sein könne.“ Im Nachweis, daß der Mensch vom Tiere abstamme, erblickt Baer den Probierstein der neuen Lehre. Diese Probe hat dieselbe aber nach Baers fester Überzeugung nicht bestanden. Darum bekämpft er sie in seiner Kritik der Lehre Darwins abermals mit allen Gründen, die ihm Empirie und Spekulation an die Hand gaben. Die empirischen Beweismomente, welche v. Baer hier gegen die tierische Abstammung des Menschen anführt, sind aus dem Gebiete der vergleichenden Anatomie, der Paläontologie, der Entwicklungsgeschichte (Embryologie) und des Atavismus entlehnt. Auch stützt er seinen Beweis wieder wie früher mit den aus seiner teleologischen Weltanschauung genommenen spekulativen Gründen. Daher kommt Baer jetzt zu demselben Schlußergebnis seiner kritischen Untersuchung wie sieben Jahre vorher: für die tierische Abstammung des Menschen fehlt jeglicher Beweis. Seiner wissenschaftlichen Überzeugung von der Haltlosigkeit dieser Hypothese giebt er am Schluß einen nicht minder entschiedenen Ausdruck als damals, indem er sich das scharfe Urteil des Paläontologen Fraas gegen dieselbe zu eigen macht: „Daß aus einer dieser Affenspezialitäten das Menschengeschlecht hervorgegangen sein soll, ist der wahnwitzigste Gedanke, den Menschen je über die Geschichte der Menschheit dachten, würdig, einst verewigt zu werden in einer neuen Auflage der ‚Geschichte der menschlichen Narrheiten‘. Von irgend einer Begründung dieser barocken Idee durch Thatsachen, etwa durch Belege aus Erfunden u. s. w., ist ohnehin gar keine Rede.“

So zeigt sich uns also Baer auch in seinen letzten Publikationen, welche nach Darwins „Abstammung des Menschen“ und nach Bunges Besuch bei Baer verfaßt wurden, als einen ebenso abgesagten Gegner der tierischen Abstammung des Menschen wie ehedem. Mit Recht macht Stölzle zu diesen Urteilen Baers über jene Hypothese folgende Bemerkung (S. 479): „Diese ganze Polemik, wie sie Baer von 1834 bis 1875 gegen die Lehre von der tierischen Abstammung des Menschen führt, kehrt sich nicht etwa bloß gegen die darwinistische Form der Descendenzlehre, auch will Baer nicht etwa damit sagen, das ‚Wie‘ der Abstammung des Menschen vom Tiere sei unerklärlich, sondern alle diese Ausführungen sollen zeigen, daß die Abstammung des Menschen vom Tier nicht erwiesen sei. Mit andern Worten: Baer glaubt nicht an die Abstammung des Menschen vom Tiere.“

Wie läßt sich aber dieses unzweideutige Ergebnis in Einklang bringen mit der von Bunge berichteten Unterredung „in der Höhle des Bären“? Stölzle meint, es bestehe kein Grund, die Erzählung Bunges in Zweifel zu ziehen; obwohl Baer in seinen gedruckten Schriften die Entwicklung des Menschen aus einem tertiären Säugetier niemals zugegeben, sondern vor wie nach jener Unterredung stets bekämpft habe, so sei es doch nicht unmöglich, daß er sich Bunge gegenüber anders geäußert. Aber wie ist dann der Widerspruch zu erklären, der

zwischen jener vereinzelten mündlichen Äußerung Baers und seinen schriftlichen Urteilen über dieselbe Frage besteht?

Baer war, wie Stölzle richtig bemerkt, nicht bloß Naturforscher, sondern auch Philosoph; als letzterer ging er leider nicht immer von richtigen Prinzipien aus, wie seine zahlreichen pantheistischen Aussprüche zur Genüge beweisen. Als Naturforscher hat Baer gegen die tierische Abstammung des Menschen stets eine entschieden ablehnende Haltung eingenommen. Als Philosoph war er früher geneigt gewesen, eine generatio aequivoca für die erste Entstehung des Menschen anzunehmen, und es ist nicht unmöglich, daß er bei der Haltlosigkeit dieser Annahme später auf den Gedanken verfiel, statt derselben zur Anwendung der Transmutationslehre auf den Menschen zu greifen. Die dritte Möglichkeit, daß nämlich der Mensch, weil er wegen seiner geistigen Seele eine Ausnahmestellung in der Natur einnimmt, auch seinem Leibe nach einen andern ersten Ursprung haben konnte als die Tierwelt, scheint ihm nicht in den Sinn gekommen zu sein.

Wir stimmen daher Stölzle völlig bei, wenn er die von Baer an Bunge gemachte Konzession für belanglos hält und zwar aus zwei Gründen (S. 507):

„Einmal wird jede gesunde Philosophie sich nach den Thatsachen richtend ihr Weltbild gestalten und nicht umgekehrt. Die Lehre von der allgemeinen Transmutation ist aber nicht durch Beobachtung erwiesen. Wir werden also in diesem Falle eher dem Naturforscher Baer als dem Philosophen Baer folgen und mit ihm als dem gegenwärtigen Stand der Thatsachen entsprechend sagen: Die Abstammung des Menschen vom Tiere ist nicht erwiesen. Zweitens ist die von Baer in der Unterredung mit Bunge gemachte Konzession nur eine vorübergehende, momentane gewesen, die Baer später nicht berücksichtigt hat. Denn Baer hat nicht bloß vor jener Unterredung die Lehre vom tierischen Ursprung des Menschen mit empirischen und spekulativen Gründen bekämpft, er hat auch nach jener Anfrage Bunges ausdrücklich und mit Gründen die Ansicht verteidigt, daß der Mensch nicht vom Tiere abstamme. Wir halten uns daher trotz des flüchtigen Zugeständnisses von Baer an Bunge für berechtigt, zu sagen: Baer hat nicht an die Abstammung des Menschen vom Säugetiere geglaubt."

Von besonderer Wichtigkeit scheint es uns, daß die hier berichtete Kontroverse zwischen Stölzle und Bunge sich im Biologischen Zentralblatt abspielte, das in den deutschen Naturforscherkreisen allgemein bekannt und gelesen ist. Namentlich die am Schlusse betonte Unterscheidung zwischen „Naturforscher" und „Philosophen" dürfte einen beachtenswerten Wink für unsere Descendenztheoretiker enthalten, die nur allzu leicht geneigt sind, ihre subjektiven Spekulationen mit den objektiven Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Thatsachen zu verwechseln.

Moses und Petrus.

Der Gedanke, die beiden Heerführer des Alten und Neuen Bundes in Vergleich miteinander zu stellen, konnte am wenigsten in der Zeit der Kirchenväter und der ersten christlichen Jahrhunderte als ein fremdartiger erscheinen. Machte ja doch die Väterzeit mit dem vorbildlichen Charakter des Alten Bundes in solchem Grade ernst, daß alles und jedes in den alttestamentlichen Büchern auf Personen und Verhältnisse der christlichen Offenbarung angewandt wurde, auch wenn die Beziehung bei weitem nicht so einleuchtend war wie jene des Moses und Petrus. In der That ist es denn auch anerkannt, daß oft auf altchristlichen Bildwerken die Gestalt des Moses, namentlich aber die des felsenschlagenden Moses, als Sinnbild des Apostelfürsten zu betrachten ist, und weiterhin versichern uns Martigny und Kraus, der Gedanke, der diesen Darstellungen zu Grunde liege, finde auch in den Schriften der Kirchenväter seinen Ausdruck[1].

Was nun Kraus von der bildlichen Darstellung des felsenschlagenden Petrus bemerkt: „Wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir in dieser Darstellung eine höchst bedeutsame Dokumentierung der Lehre vom Primat Petri und der römischen Kirche erblicken“, muß von den entsprechenden Äußerungen der Väter natürlich in demselben Maße gelten. Aber giebt es wirklich derartige Zeugnisse der Väter? Wie lauten sie? Wo findet man sie zusammengestellt? Die Antwort auf diese Fragen ist nicht so leicht, als man vielleicht denken möchte. Was Martigny und Kraus beibringen, ist kaum sonderlich befriedigend[2], und anderswo eine größere

[1] *Martigny*, Dictionnaire des antiquités chrétiennes (Paris 1877) p. 474. F. X. Kraus, Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer II (Freiburg 1886), 431.

[2] Martigny beruft sich a. a. O. auf *Maxim. Taur.*, Hom. 1, ed. Venet. 1741; *Hieron.*, Epist. ad Rustic. monach.; *Leo Magn.*, Serm. 3, De eius assumpt. in pontif. Kraus wiederholt in seiner Bearbeitung von Martignys Artikel

Sammlung der fraglichen Texte zu finden, wollte uns nicht gelingen. Wir machen daher im folgenden auf eigene Verantwortung den Versuch einer derartigen Sammlung, schicken indes einen Überblick über die Bildwerke voraus, welche in unserer Sache als Zeugen dienen können.

I.

1. Es war im Jahre 1720, als der römische Kanonikus und Archäolog Marc Antonio Boldetti einen merkwürdigen Fund veröffentlichte. Es handelte sich um die Darstellung in einem sogen. Goldglas, d. h. um eine solche, die in einem dünnen Goldblättchen oder besser gesagt in dem Goldbeleg eines Glases ausgeritzt und ausgeschnitten und dann wiederum mit einer Glasschicht überzogen worden war, so daß die Zeichnung in dem Glase eingeschlossen erscheint. Derartiger Goldgläser kennt man etwa drei und ein halbes Hundert; meist waren sie beim Verschließen der Katakombengräber in den noch nassen Mörtel des Verschlusses eingedrückt worden, wahrscheinlich wohl als Erkennungszeichen, damit die Hinterbliebenen das Grab ihrer Verstorbenen aus den vielen Hundert andern herausfinden könnten. Die Darstellung nun auf Boldettis neuem Fund zeigte eine männliche Gestalt, den Stab, das Sinnbild der Macht, in der Hand, welchen sie gegen einen Felsen ausstreckte; aus dem Felsen aber floß, offenbar unter der Berührung des Stabes, ein Strom von Wasser herab.

---

dieselben Namen, wobei indes durch ein Versehen die Ziffer III von Hieronymus zu Leo dem Großen hinübergeglitten ist. Welche Stellen gemeint sind, erkennt man aus dem Vergleich, z. B. mit *Th. M. Mamachii* Originum et antiquitatum christianarum II. 20, tom. V (Romae 1755), 294 sqq. Es sind nach den heute gebräuchlichen Ausgaben citiert: *Maxim. Taur.* (ed. B. Bruni), Hom. 68 (*Migne,* P. lat. LVII, 394); *Hieronymus,* Epist. 125, ed. Vallarsi (= Epist. 95, ed. Martianay) n. 9 (*Migne,* P. lat. XXII, 1076 sq.); *Leo M.* (ed. F.F. Ballerini), Serm. 4 (al. 3). De natali ipsius 4, in anniversario die eiusdem assumptionis cap. 2 (*Migne,* P. lat. LIV, 149). Hieronymus erwähnt Petrus nur mittelbar; die Stelle lautet: Moyses, ut praeesset populo Iudaeorum, quadraginta annis eruditur in eremo; pastor ovium, hominum factus est pastor. Apostoli de piscatione lacus Genesareth ad piscationem hominum transierunt. Da Petrus bei der Gelegenheit, auf welche Hieronymus anspielt, in besonderer Weise zum Menschenfischer bestellt wurde, so läßt sich die Stelle in unserer Sache immerhin verwenden. Leo d. Gr. sagt a. a. O. von Petrus: ab ipso charismatum fonte tam copiosis est irrigationibus inundatus, ut, cum multa solus acceperit, nihil in quemquam sine ipsius participatione transierit. Über Maximus von Turin s. unten. Einige Bemerkungen zu unserem Gegenstand bieten *Th. Raynaud,* Mythra aurea super coronam R. Pontificis (Opp. omnia X, 75 sq. 136); *Mamachi* l. c.; *R. Garrucci,* Storia del arte crist. zu tav. 180.

An und für sich nun war an dieser Darstellung nichts besonders Merkwürdiges: ganz ähnliche finden sich auf den altchristlichen Sarkophagen in Menge, und niemand hatte bisher in der felsenschlagenden Gestalt einen andern vermutet als den Moses, der in der Wüste durch den Schlag seines Stabes Wasser aus dem Felsen hervorsprudeln macht. Allein Boldettis Glas hatte etwas vor allen bisherigen Funden voraus: neben der Gestalt des Stabträgers war dessen Name beigeschrieben, und dieser Name lautete nicht Moses, sondern Petrus. Zum erstenmal war damit ein Beweis gefunden, daß man in der älteren christlichen Zeit den Heerführer des Alten Bundes gelegentlich auch wohl als Vorbild des Apostelfürsten auffaßte [1].

Neue Entdeckungen bringen neue Zweifel, und so mußte auch Boldettis Fund naturgemäß eine Reihe von Fragen und Bedenken anregen. War es bloß ein launenhafter Einfall eines vereinzelten Künstlers, der auf dem erwähnten Goldglas sich verewigt hatte, oder betrachtete man allgemein im altchristlichen Rom Petrus als den neuen Moses? Und wenn in einem einzelnen Falle Moses am Quell sicher als Sinnbild des Apostelfürsten aufgefaßt werden mußte, waren dann die so häufigen übrigen Darstellungen des gleichen Gegenstandes in dem nämlichen Sinne zu verstehen? Es dauerte ziemlich lange, ehe man über diese Fragen zur Klarheit kam.

Der erste, welcher sich an ihnen versuchte, war der Archäologe Polidoro. Er behauptete, unter dem felsenschlagenden Moses sei immer Petrus zu verstehen, vermochte indes bei der Schwäche seiner Beweise mit dieser Aufstellung nicht durchzudringen. Einen „großen Schritt vorwärts“ that ein Jahrhundert nach Boldetti erst wieder derjenige, der in unserer Zeit der Katakombenforschung überhaupt einen neuen Anstoß gab, P. Jos. Marchi. Er wies darauf hin, daß in den Bilderreihen auf Sarkophagen die Darstellung des Quellwunders in genauer Parallele stehe zu andern Bildwerken, die ohne allen Zweifel den Apostelfürsten zur Darstellung bringen, daß sogar Moses am Quell dieselben Züge trägt, wie unmittelbar neben ihm das Bild des Petrus [2].

Vielleicht die klarste Sprache redet in dieser Hinsicht ein Steinsarg des Lateranmuseums, der in der Paulusbasilika 1838 gefunden wurde und berühmt ist wegen des Gedankenreichtums, den sein künstlerischer Bilderschmuck in der Auswahl der dargestellten Gegenstände und ihrer gegen-

[1] *(Boldetti,)* Osservazioni sopra i cimeterj de' santi martiri, ed antichi cristiani di Roma (Roma 1720) tav. 5, p. 200.

[2] *J. B. de Rossi,* Bullettino di archeologia cristiana 1868, p. 1 sgg.

seitigen Beziehung verrät[1]. Die Vorderseite des Sarkophags trägt übereinander zwei Reihen von Bildwerken, welche in ihrer Gesamtheit die ganze Heilsgeschichte von der Erschaffung des Menschen bis zur endlichen Auferstehung zur Anschauung bringen.

Links vom Beschauer zeigt die obere Reihe zunächst die Personen der heiligsten Dreifaltigkeit, wie sie den Menschen schaffen, daneben Gott, wie er den gefallenen Stammeltern ihr künftiges Büßerleben samt der Erlösung ankündigt, während noch weiter rechts die Schlange der Verführung, den verhängnisvollen Apfel im Maul, sich um einen Baum windet und so den Grund des Urteilsspruches andeutet. In der unteren Bilderreihe, ebenfalls links vom Betrachter und den vorgenannten Szenen entsprechend, wird dann die Erfüllung der verheißenen Erlösung vor Augen gestellt. Die Berufung der Menschheit zu Christus findet ihre sinnbildliche Andeutung in den drei Magiern, welche vom Stern gerufen zum Christkind eilen; die Erleuchtung derselben durch das „Licht der Heiden" wird in der Heilung des Blindgeborenen zum Ausdruck gebracht. Den Ehrenplatz in der Mitte der unteren Bilderreihe nimmt Daniel ein, wie er mit ausgespannten Armen zwischen den Löwen betet und wunderbar durch Habakuk gespeist wird. Er ist hier Sinnbild sowohl des leidenden Erlösers als der Errettung vom ewigen Tod durch die endliche Auferstehung; die Brote, die ihm als Speise gereicht werden, sind mit Kreuzen bezeichnet und bedeuten also nicht eine gewöhnliche Nahrung, sondern die Arznei der seligen Unsterblichkeit.

Wenden wir uns nunmehr zu den Darstellungen zur Rechten — in der oberen Reihe werden sie von den bisher erwähnten Bildwerken durch ein Medaillon mit den Bildnissen der hier bestatteten Ehegatten getrennt —, so sehen wir die Gedanken, welche in der unteren linken Bilderreihe begannen, hier weiter fortgesetzt. Die Erleuchtung der Magier und des Blindgeborenen mußte den damaligen Christen an die Taufe erinnern, die man oft einfach als „die Erleuchtung" bezeichnete; die Gruppen der oberen rechten Reihe beziehen sich dagegen auf das andere Hauptsakrament, an welches auch die bekreuzten Brote in der Danielszene erinnern, die Eucharistie. Sie wird versinnbildet durch die beiden Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein und der Brotvermehrung, während ganz zur Rechten die Auferweckung des Lazarus den Gedanken an die Wirkung der Himmelsspeise, die selige Auferstehung, wachruft.

[1] Joh. Ficker, Die altchristlichen Bildwerke im christlichen Museum des Lateran (Leipzig 1890) Nr. 104, S. 39. Abbildung des Sarkophags bei *R. Garrucci,* Storia del arte crist. tav. 365, und neuestens bei H. Grisar, Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter I (Freiburg 1900), 427. Erläuterung dazu S. 435; St. Beissel, Bilder aus der altchristlichen Kunst und Liturgie (Freiburg 1899) S. 23. Abbildung eines andern Sarkophags, der eben dieselben drei Darstellungen Petri zeigt, s. Grisar a. a. O. S. 441. Die oben besprochene Darstellung des Quellwunders ist heute stark beschädigt, aber nichtsdestoweniger noch mit Sicherheit erkennbar (s. Kraus a. a. O. II, 720).

So sind also durch die stumme Sprache der Marmorbilder die Berufung zum Heil wie die Heiligung durch die Sakramente zum Ausdruck gekommen, und es fehlt jetzt zur vollkommenen Versinnlichung des ganzen Heilsplanes nur eines noch: die Leitung der Gläubigen durch die Kirche und ihre Regierungsgewalt muß sinnbildlich angedeutet werden. Das geschieht in der untern Bilderreihe rechts, die ganz der Geschichte des hl. Petrus gewidmet ist. Den Stab in der Linken, die Rechte nachdenklich ans Kinn gelegt, den Hahn zu seinen Füßen, steht er da neben Christus, der ihm seinen Fall voraussagt, zugleich aber auch den büßenden Apostel zum Bestärker seiner Brüder ausersieht. Daß er ohne Furcht vor einem zweiten Fall unentwegt dieses seines Amtes walten werde, ist in einer zweiten Gruppe zur Anschauung gebracht. Zwei Juden, kenntlich an ihren runden Mützen, führen den Apostelfürsten gefangen weg; als Unterpfand nämlich der endlichen Beharrlichkeit hat der Herr ja dem Jünger die Verheißung gegeben: Ein anderer wird dich gürten und führen, wohin du nicht willst. Merkwürdigerweise trägt auch hier wiederum Petrus den Stab in der Hand. Endlich ganz rechts in der unteren Reihe, unmittelbar neben den beiden Petrusszenen, sehen wir noch eine andere Darstellung, nämlich diejenige, auf welche es uns hier ankommt. Moses, der aber genau dieselben Gesichtszüge trägt wie die beiden Petrusgestalten neben ihm, schlägt an den Felsen, und an dem Strom, der aus demselben hervorbricht, stillen zwei Juden begierig den Durst.

Absichtlich haben wir den Überblick über die Bildwerke unseres Steinsarges mit ziemlicher Ausführlichkeit gegeben, um zu zeigen, daß an eine willkürliche Zusammenwürfelung unzusammenhängender Bilder und Gruppen auf demselben nicht gedacht werden kann. Ein Zusammenhang der einzelnen Szenen ist offenbar vorhanden, und ebenso offenbar ist es die Absicht des Künstlers, daß dieser Zusammenhang dem Beschauer zum Bewußtsein komme. Sobald aber so viel einmal feststeht, folgt auch unmittelbar, daß der Felseröffner auf unserem Sarkophag nur als Sinnbild jenes Felsenmannes seinen Platz gefunden hat, der durch seine Predigt, sein Priestertum, seine Amtsgewalt die Wasser des Glaubens und des Heiles dem auserwählten Volke vermittelt. Jeder weitere Zweifel daran, wenn ein solcher noch bleiben sollte, würde zudem durch die Gleichheit in der Gesichtsbildung bei dem Moses des Quellwunders und dem Petrus der Nachbargruppen gehoben. Fügen wir noch hinzu, daß es besonders die gottverliehene Gewalt und Macht des Apostelfürsten ist, die auf unserem

Sarkophag hervorgehoben wird. In allen drei Gruppen trägt er nämlich den Stab in der Hand. Der Stab aber ist Sinnbild der Macht; der Bildhauer läßt deshalb in der oberen Bilderreihe den Erlöser das Wunder der Wasserverwandlung und der Auferweckung des Lazarus durch Berührung mit einem Stab ausführen, obgleich das Evangelium bei der Erzählung der fraglichen Ereignisse davon nichts berichtet. Welche Macht nun und welche Gewalt ist durch den Stab des Petrus angedeutet? Die Wundermacht kann es natürlich nicht sein, denn auch in den Gruppen, da ihm seine Verleugnung angekündigt und er von den Juden ergriffen wird, trägt er den Stab in der Hand. Es kann also nur die Gewalt über die Schätze des Heils gemeint sein, die dann in zweiter Linie auch die Gewalt über die Gläubigen einschließt, insofern die Gewalt über die Heilsgüter auch die Vollmacht mit sich bringt, Unwürdige von der Teilnahme an denselben und dadurch vom Reiche Gottes auszuschließen[1].

Die durch Christus vermittelte Gnade aber konnte in der Bildersprache der Väterzeit sehr passend durch den aus dem Felsen quellenden Strom ausgedrückt werden. Denn der Fels bedeutet in dieser Bildersprache den Erlöser; „der Fels war Christus“, sagt der hl. Paulus von dem Felsen, der die Juden auf der Wanderschaft in der Wüste tränkte (1 Kor. 10, 4). Die Gnade aber, welche der Herr durch seinen Tod uns erworben hat, dachte man sich versinnbildet durch das Blut und Wasser, welches nach diesem Tode auf den Stoß der Lanze aus seiner Seite floß. Namentlich die Taufe, durch welche ja die Gnade Christi zunächst vermittelt wird, sah man in dem Wasser angedeutet, welches der Seitenwunde des Herrn entströmte. Die Worte des Propheten Isaias: „Eröffnet wird werden der Fels, und Wasser wird hervorfließen, und mein Volk wird trinken“, wurden nach Cyprian erfüllt, als „Christus, der ja der Fels ist, durch den Lanzenstich eröffnet wurde“; im Trinken des Wassers erblickt er dann den Empfang der Taufgnade. Ähnlich redete schon vor ihm Tertullian. Papst Sixtus III. (432—440) brachte in der Taufkirche des Lateran eine Inschrift an, in der es heißt:

---

[1] Die Bemerkung ist vielleicht nicht überflüssig, daß man Deutungen, wie sie oben vom Stab in der Hand des hl. Petrus gegeben wurden, nicht als Spitzfindigkeit und Deutelei betrachten und verlachen darf. Dem Bildhauer stehen zum Ausdruck von Begebenheiten nicht gar viele Mittel zu Gebote, er ist also fast notwendig auf den Gebrauch von Sinnbildern angewiesen, wenn er die Personen in den dargestellten Ereignissen kenntlich machen will. Ein Vergleich der vielen Darstellungen auf den christlichen Steinsärgen zeigt in der That, daß eine feste Zeichensprache auf denselben zur Anwendung kommt. Orientalen z. B. werden durch die spitze, phrygische Mütze und Beinkleider kenntlich gemacht. Die Juden tragen runde Barette und kurze Leibröcke. Besonders angesehene Personen sitzen auf Lehnsesseln und lassen die Füße auf einem Schemel ruhen, u. s. w.

Hier den lebendigen Quell, der die Sünden tilget der Erde,
Siehst du vor Augen; er strömt her aus der Seite des Herrn,

und den gleichen Gedanken sprechen im 5. Jahrhundert Papst Leo d. Gr. wie Augustin, Rufinus wie Hieronymus, Chrysostomus wie Cyrill von Alexandrien übereinstimmend an den verschiedensten Punkten des Erdkreises aus [1]. Wem aber diese Gedanken geläufig waren, und sie waren, wie wir zeigten, allen Christen der ersten Zeiten geläufig, der mußte auf unsern bildlichen Darstellungen sofort in dem Felsen den Erlöser, in der Öffnung des Felsens Christi Seitenwunde, in dem hervorquellenden Wasserstrom den Strom seiner Gnaden erkennen.

In ähnlicher Weise wie auf dem besprochenen Steinsarg ist auch unverkennbar auf einer ganzen Reihe anderer Sarkophage Moses am Quell als Sinnbild des Apostelfürsten gedacht. P. Marchi meinte sogar so weit gehen zu können, daß er alle derartigen Mosesbilder als Darstellungen des Apostelfürsten betrachtete. Diese Behauptung mag nun von Übertreibung nicht frei sein, aber wenn man auch einem Teile der Mosesdarstellungen die Beziehung auf Petrus abspricht, so bleibt jedenfalls noch eine ansehnliche Zahl von solchen übrig, in welchen diese Beziehung nicht geleugnet werden kann und der Künstler oder sein Auftraggeber ganz offenbar Moses nur als Sinnbild des Petrus auffaßte.

Während so dem Fleiß der Altertumsforscher eine ganze Reihe von schönen Entdeckungen gelang, war das Goldglas, das zu ihnen den Schlüssel geboten hatte, noch immer das einzige in seiner Art geblieben. Doch es sollte nicht immer das einzige bleiben. In einer Handschrift des Vatikans, welche eine Beschreibung der Kunstsammlung des Advokaten Mariotti enthielt, fand der Altmeister der christlichen Archäologie, de Rossi, die Erwähnung eines zweiten ähnlichen Glases, dem ebenfalls der Petrusname beigeschrieben sein sollte. Mariottis Sammlung war nun großenteils von der vatikanischen Bibliothek erworben worden; hier also war Hoffnung, das einstweilen verschollene Goldglas wieder aufzufinden, und hier fand man es in Wirklichkeit. Als der Direktor des numismatischen Kabinetts, Professor Tessieri, das christliche Museum der Vaticana von neuem

[1] Vgl. *Cyprian.*, Epist. 63, n. 8 (*Hartel* p. 706); *Tertullian.*, De bapt. c. 9 et 16 (*Reifferscheid-Wissowa* p. 208. 214); Sixtus' III. Inschrift s. bei *H. Grisar*, Analecta I, 106; *Leo M.*, Epist. 16, c. 6 (*Migne*, P. lat. LIV, 701); *August.*, De civ. Dei lib. 15, c. 26 (ibid. XLI, 472); *Hieron.*, Epist. 69 ad Ocean. n. 6 (ibid. XXII, 660); *Rufin.*, Comment. in symb. ap. n. 23 (ibid. XXI, 361); *Chrysost.*, In Io. hom. 85, al. 84, n. 3 (ibid. P. graec. LIX, 463); *Cyrill. Al.*, In Io. 12 (ibid. LXXIV, 677).

ordnete, entdeckte er unter den ausgeschiedenen und als unnütz beiseite gelegten Gegenständen ein fast völlig undurchsichtig gewordenes Glas aus den Katakomben. Als er es reinigte und durchsichtig machte, ergab sich, daß er eben das von Mariotti besessene Goldglas in der Hand hatte. Die Darstellung ist dem älteren Exemplar ganz ähnlich; der Hauptunterschied liegt darin, daß nur der Fels, nicht auch, wie auf dem Boldettischen Goldglas, der demselben entquellende Wasserstrom dargestellt ist. Außerdem findet sich der Name Petrus über der Gestalt des Apostelfürsten, genauer zwischen ihm und dem Felsen, nicht neben ihm, wie bei der älteren Darstellung. Durch Abbildungen ist dann gerade dieses mariottische Glas das bekanntere geworden [1].

Eine dritte, durch die Beischrift des Petrusnamens ausgezeichnete Darstellung des Moses konnte de Rossi im Jahre 1874 der gelehrten Welt zur Kenntnis bringen. Sie stammte diesmal nicht aus Rom, sondern von jenseits des adriatischen Meeres. In Podgoritza, dem alten Doclea in Dalmatien, hatte man nämlich eine Art von großer Patene aus weißem, durchscheinendem Glas gefunden, in deren Mitte mit rohen Strichen das Opfer Abrahams eingeritzt war, während der nur wenig höhere Rand in gleich roher Zeichnung Daniel zwischen den Löwen, die drei Jünglinge im Feuerofen, Susanna, den verschlungenen und geretteten Jonas, den Sündenfall, die Auferweckung des Lazarus und endlich Moses-Petrus zeigte, der aber diesmal statt des Felsens mit seinem Stab einen Baum, wohl den Baum des Lebens, berührte und demselben einen Strom

[1] Abbildung bei *de Rossi*, Bull. di arch. crist. 1868, p. 3; Kraus, a. a. O. I, 611; II, 431; Grisar, Geschichte Roms I, 442.

Wassers entlockte. Alle diese Darstellungen waren mit erläuternden Beischriften versehen. Der Direktor der französischen Schule von Athen sah dies kostbare, ausgezeichnet erhaltene Kunstwerk in der Sammlung des italienischen Konsuls zu Skutari (in Albanien?) und sandte eine Zeichnung davon an de Rossi, der nach derselben die Patene veröffentlichte. Leider war aber

die wichtigste der Beischriften, die Erläuterung des Quellwunders, in so schwer entzifferbaren Kursivzügen in das Glas eingeritzt, daß de Rossi den Namen Petrus freilich mit Sicherheit lesen konnte, um die Deutung des Restes sich aber vergeblich abmühte. Ebenso vergeblich waren seine Versuche, die Platte selbst zum Zwecke genauerer Ansicht und Erforschung

nach Rom zugesandt zu erhalten. Der Besitzer mochte seinen Schatz nicht den Launen von Wind und Wellen anvertrauen, und der berühmte Archäologe hatte schon alle weiteren Bemühungen und Hoffnungen aufgegeben, als er nach einigen Jahren bei einem Besuche in Paris zu seiner größten Überraschung die Platte von Podgoritza dort in der Sammlung Basilewski vorfand. Der Besitzer derselben war nämlich auf de Rossis Bericht hin eigens nach Bosnien gereist, um das einzigartige Kunstwerk aufzusuchen, und hatte nicht geruht, bis er es in seinen Besitz gebracht hatte. Es gelang nun de Rossi, die Beischrift des Quellwunders mit ziemlicher Sicherheit zu enträtseln. Sie lautete in der barbarischen Recht- oder, wenn man lieber will, Falschschreibung des rohen Künstlers: Petrus virga perquodset (percussit) fontes ciperunt quorere (coeperunt currere) — „Petrus schlug mit dem Stab, die Quellwasser begannen zu fließen.“ [1]

Auch im alten römischen Köln wurden Goldgläser angefertigt, ja gerade am Rhein gelangte die Kunst, solche herzustellen, zur höchsten Blüte. „Die römische Technik der Goldmalerei“, sagt ein neuerer Forscher von einer jetzt im Britischen Museum befindlichen Glasschale, „ist von dem rheinischen Künstler in genialer Weise verwertet worden, welche künstlerisch und technisch alle Katakombenfunde weitaus übertrifft.“ [2] Auch auf Goldgläsern rheinischen Ursprungs ist Petrus am Quell dargestellt, wenn auch allerdings Beweise, daß man den Moses des Neuen Bundes darstellen wollte, aus rheinischen Erzeugnissen nicht beizubringen sind.

2. Um die Beziehung zwischen Moses und dem Apostelfürsten auszudrücken, konnte man einen doppelten Weg einschlagen. Man konnte, wie es auf den bisher betrachteten Bildwerken geschah, den Moses darstellen und ihm eine Beziehung auf Petrus geben. Man konnte auch unmittelbar den Apostelfürsten vor Augen führen, ihn aber in eine Situation versetzen, die aus der Geschichte des Moses genommen ist. Auch dieser zweite Weg wurde versucht in jenen altchristlichen Darstellungen, auf welchen Christus zwischen Petrus und Paulus steht und dem ersteren eine Rolle überreicht. Der Erlöser hat zu seinen Füßen entweder die Himmelskugel oder er steht auf einem Berg, aus dem die vier Paradiesesflüsse hervorquellen; es ist

---

[1] Abbildung der Platte bei *de Rossi,* Bull. di arch. crist. 1877, tav. V—VI, und Kraus a. a. O. I, 614, Fig. 220. Erläuterungen dazu bei *de Rossi* l. c. p. 77—85.

[2] Ant. Kisa, Die antiken Gläser der Frau Maria vom Rath, geb. Stein, zu Köln (Bonn 1899) S. 96. Es handelt sich um die in den Jahrbüchern des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande XLII (Bonn 1867), Taf. V abgebildete Schale.

also der verklärte, zum Himmel aufgefahrene Erlöser, den der Künstler hier vor Augen führen wollte, während die beiden Apostel auf der Erde, außerhalb des Berges oder der Himmelskugel, stehen. Die Rolle bedeutet das Gesetz des Neuen Bundes; das lehrt uns wieder die Inschrift auf derselben in einigen dieser Darstellungen. Dominus legem dat lautet dieselbe auf einem Sarkophag von Arles, lex Domini auf einer in Porto gefundenen Scherbe. „Daraus ergiebt sich nun", wie Garrucci schreibt[1], „eine augenfällige Zusammenstellung zwischen Moses, dem nach der Lehre des hl. Hilarius (In ps. 63, 10) der Sohn Gottes auf dem Berge das Gesetz gab, und Petrus, dem Christus ebenfalls auf einem Berge das Gesetz übergiebt; eine neue Bestätigung der Gesetzgeberwürde, welche dem Petrus verliehen wurde und welche jener des Moses im Alten Bunde entspricht." Vielleicht hat übrigens die erwähnte Petrusdarstellung ihr Vorbild in profanen Bildwerken der damaligen Zeit. „Die Kaiser wurden dargestellt, wie sie ein Buch mit ihren Befehlen denjenigen übergaben, welche sie als Statthalter aussandten, und diese empfingen es mit vom Pallium verhüllten Händen. Ein ausgezeichnetes Beispiel dafür bietet die Darstellung auf dem Silberschild, der von Theodosius bei seinen Dezennalien an den Vikarius von Spanien gesandt wurde."[2] Auf den Malereien der Katakomben findet sich die Übergabe des Gesetzes an Petrus selten dargestellt, de Rossi vermochte erst im Jahre 1887 ein einziges Beispiel einer solchen aufzuweisen. Außerhalb der Katakomben aber ist sie ziemlich häufig. „Wir kennen bis jetzt", sagte de Rossi 1887, „Beispiele aus dem 4., 5. und 6. Jahrhundert auf Mosaiken, auf Sarkophagen aus Rom, Italien, Frankreich, auf Glasgefäßen, auf einer Devotionsmedaille, auf dem Graffito einer Marmortafel. Hinzufügen läßt sich noch eine aus kleinen Figuren gebildete Gruppe auf einem Marmorrelief in gutem Stil aus dem 4. Jahrhundert."[3]

3. Blicken wir noch einmal auf die bisherigen Ausführungen zurück, so kann schon jetzt soviel als bewiesen gelten, daß die Auffassung, welche in Petrus den Moses des Neuen Bundes sah, im christlichen Altertum eine weitverbreitete gewesen sein muß. In Rom war diese Betrachtungsweise eine ganz gewöhnliche, und auch in dem übrigen Italien, Frankreich

[1] Storia dell' arte crist. III (Prato 1876), 148. [2] *Garrucci* l. c.

[3] Bull. di arch. crist. 1887, p. 27. Über den erwähnten Schild s. *Ch. Cahier*, Nouv. Mélanges d'archéologie. Curiosités mystérieuses (Paris 1874) p. 65—84 und planche VII.

und in Dalmatien muß sie bekannt und verbreitet gewesen sein. Soviel lehren uns die christlichen Bildwerke. Inwiefern wird nun, was die Denkmäler uns lehren, durch geschriebene Zeugnisse ergänzt und bestätigt?

Suchen wir diese Frage uns zu beantworten, so erhalten wir ein Bild, das einigermaßen überraschen könnte. Diejenige Stadt, welche uns für die Auffassung Petri als des neuen Moses so viel Belege in Glas und Stein bietet, liefert uns nicht ein einziges schriftliches Zeugnis, ein deutlicher Beweis, daß nicht alles schriftliche Spuren hinterlassen muß, was in der Wirklichkeit einen breiten Raum einnimmt. In Oberitalien dagegen ist auch nach den litterarischen Zeugnissen Moses als Vorbild des Petrus sicher bekannt, in Afrika und Ägypten ebenfalls. Bei weitem die zahlreichsten und ältesten Belege aber finden wir weit über Dalmatien hinaus an der fernsten Ostgrenze der altchristlichen Welt: in Mesopotamien bei den syrischen Vätern. Doch all diese Aussprüche knüpfen sich an Worte der Heiligen Schrift; darum zunächst eine Bemerkung über die Schriftauffassung, der diese Aussprüche entsprossen.

II.

Jedes Ereignis, das die Heilige Schrift erzählt, bot der frommen Betrachtung der ersten Christen eine doppelte Seite. Es ist zunächst natürlich Wirklichkeit, es ist geschehen, ganz so geschehen, wie die heiligen Schriftsteller es erzählen, und wortwörtlich so zu verstehen, wie es berichtet wird. Redet der hl. Johannes von einem Blindgeborenen, so meint er eben einen Blindgeborenen; sagt er, daß Christus dessen Augen berührt und dem Lichte geöffnet habe, so ist eben zu verstehen, daß er ihm wunderbar das Licht wiedergab. Außerdem aber haben all diese Ereignisse noch eine andere Seite: sie sind Bilder, sie bedeuten etwas. Sie haben alle eine verborgene Beziehung auf Christus, die Kirche, die Seele des Einzelnen, und deuten in dieser Hinsicht entweder an, was Gott Großes an Christus, der Kirche, der Menschenseele gethan hat und noch thun will, oder lehren, was der Mensch Gott gegenüber thun soll. In dieser Auffassung sinnbildet der Blindgeborene die Seele des Ungetauften, die ohne Christus blind für alle höhere Wahrheit ist, und die Geschichte seiner Heilung erinnert daran, daß Christus die Seele erleuchtet, indem er in der Taufe ihr das Auge des Glaubens verleiht. In ähnlicher Weise wurde das Wunder des Jonas, schon der Heiligen Schrift nach ein Vorbild der Auferstehung Christi, ebensowohl auch zum Sinnbild dafür, daß wir alle vom Tod verschlungen

und an ein schöneres Gestade hinübergetragen werden, und überhaupt gewann alles und jedes, was die heiligen Urkunden erzählen, durch diese sinnige Betrachtung doppelten Gehalt, höhere Bedeutung und Fruchtbarkeit. Nicht immer sagen unserem Geschmacke die einzelnen Anwendungen dieser Auffassungsweise zu, allein ihr Grundgedanke ist berechtigt: sie offenbart eine rührend tiefe Ehrfurcht vor dem Worte Gottes, sie ermöglichte in jenen Zeiten mangelnder sprachlicher und geschichtlicher Kenntnisse eine fruchtreiche Verwertung desselben. „Den Vätern", sagt ein protestantischer Schriftsteller, „fehlte der Leuchter zum Licht; wir haben den Leuchter, d. h. den grammatisch-historischen Unterbau, aber nur in spärlichem Maße das Licht."

Beispiele für die genannte Art der Schriftbetrachtung bieten nun auch die Väterstellen, welche in unserer Sache von Belang sind. So betrachtet z. B. Maximus von Turin[1] in einer seiner Reden den Abschnitt des Lukasevangeliums, da Christus am Seeufer predigt, vom ungestüm nachrückenden Volk immer weiter an den See herangedrängt wird, so daß er endlich von den zwei dort ankernden Schifflein das eine, welches dem Petrus gehört, besteigt und von dort aus seinen Lehrvortrag fortsetzt. Sofort wird ihm dieser Vorgang zum Symbol: das von Christus erwählte Schifflein Petri bedeutet die Kirche, das andere von ihm verschmähte Schifflein ist die vom Herrn verworfene Synagoge.

„Des Petrus Schiff also hat er erwählt, das des Moses verlassen, d. h. er verschmähte die ungläubige Synagoge, erwählte die Kirche wegen ihres Glaubens. Denn zwei Anstalten, gleichsam zwei Schifflein, sind von Gott angeordnet, welche auf dem Meer dieser Zeitlichkeit das Heil für die Menschen erbeuten sollten. Von diesen beiden Fahrzeugen bleibt das eine am Ufer zurück, inhaltslos und leer, das andere wird aufs hohe Meer hinausgeführt, belastet und angefüllt (mit dem reichen Fischfang). Denn leer bleibt die Synagoge am Gestade stehen, weil sie Christus samt den Sprüchen der Propheten verloren hat, belastet aber wird die Kirche zur Höhe emporgehoben, weil sie den Herrn und die Lehre der Apostel aufgenommen hat. Die Synagoge bleibt am Ufer von Erde zurück, weil gleichsam in irdisches Thun verstrickt, die Kirche wird zur Höhe hinausgerufen, weil sie die Höhe und Tiefe der himmlischen Geheimnisse erforscht. . . .

„Allein also dieses Schifflein der Kirche besteigt der Herr, in welchem Petrus als Befehlshaber (magister) aufgestellt ist nach dem Worte des Herrn: Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen." Kurz darauf wird die Kirche einfachhin „die Kirche des Petrus" genannt.

[1] Serm. 94; *Migne*, P. lat. LVII, 721.

Welche Bedeutung diese Ausführungen hier für uns haben, ist klar. Nach des hl. Maximus Anschauung ist die Kirche ebenso Schifflein des Petrus, wie die Synagoge Schifflein des Moses ist. Sie verhält sich zu Petrus ebenso, wie die Synagoge zum Heerführer des Alten Bundes sich verhielt; Petrus ist für Maximus der Moses des Neuen Bundes.

An anderer Stelle wird von Maximus auch das Quellwunder in Beziehung zu Petrus gebracht.

„Der Wasser aus dem Felsen hervorbrachte, konnte ohne Zweifel auch die Kirche auf den Felsenmann gründen“ [1]; und an anderer Stelle:

„Das ist jener Petrus, dem der Herr die Gemeinschaft seines Namens mit Freuden zugestanden hat. Wie nämlich nach dem Ausspruch des hl. Paulus Christus der Fels war, so ist durch Christus auch Petrus Fels geworden, da der Herr zu ihm sprach: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. Denn wie in der Wüste dem Volke des Herrn, da es dürstete, Wasser aus dem Felsen hervorquoll [durch die Vermittlung des Moses], so entsprang für die ganze Welt, welche an der Dürre des Unglaubens verschmachtete, aus dem Munde des Petrus der Quell des heilbringenden Bekenntnisses.“ [2]

Der Gedanke, dem Maximus hier Worte leiht, ist auch dem hl. Augustin nicht fremd. Da er einmal seine Betrachtungen an die eingehende Auslegung des Quellwunders anknüpft, wird alles an demselben für ihn ein Sinnbild, der Fels, der hölzerne Stab, das hervorbrechende Wasser und ebenso auch Moses, der den Zweifel im Herzen hatte, als er den Felsen schlug. „Es zweifelte Moses, als das Holz den Felsen berührte, es zweifelten die Jünger, als sie den Herrn am Kreuzesholz sahen. . . . Ihr Vorbild war Moses, er war ein Vorbild des Petrus, der dreimal leugnete.“ [3] Auch anderswo stellt er Petrus als „Hirten der Kirche“ in Vergleich mit Moses, dem „Leiter der Synagoge“. An letzterer Stelle erfordert allerdings der Zusammenhang eine genauere Betrachtung.

In seiner Feindschaft gegen das Alte Testament hatte der Manichäer Faustus auch die große Gestalt des Moses mit seinen Nergeleien nicht verschont und ihm vorgeworfen, er habe ja nach dem Bericht der Heiligen Schrift selbst an dem Ägypter einen Totschlag begangen. Der verständnislose Ausfall giebt dem großen Kirchenlehrer Gelegenheit zu sehr bedeutungsvollen und lehrreichen Darlegungen. Wenn ein Stück Land, so führt er aus, gewaltiges Unkraut treibe, so pflegten die Landleute es deshalb noch nicht für wertlos zu halten, sondern sie urteilten im Gegenteil, bei gehöriger Pflege müsse es ebenso auch im stande sein, einen reichen Ertrag von Weizen zu liefern. Ähnlich verhalte es sich mit den Menschen.

[1] Serm. 66; *Migne*, P. lat. LVII, 666 a. [2] Hom. 68; *Migne* LVII, 394.
[3] Serm. 352, cap. I, n. 4; *Migne* XXXIX, 1554.

Die Naturanlage, welche bei gehöriger Leitung und Zucht zu außergewöhnlichen Tugenden sich entfalten könne, werde beim Mangel an Leitung auf ihren Irrwegen auch zu nicht gewöhnlichen Mißgriffen sich hinreißen lassen, und insofern könnten unter Umständen große Verirrungen geradezu die Vorboten von späteren großen Tugenden sein. So sei es bei Moses der Fall gewesen, so bei Petrus, der bei der Gefangennahme des Herrn das Schwert zog, so bei Paulus, der als Verfolger der Kirche begonnen habe. „Inwiefern also", so schließt Augustin seine Antwort an Faustus, „inwiefern ist es auffallend, wenn Petrus nach dieser Sünde der Hirt der Kirche wurde, wie Moses nach der Tötung des Ägypters Leiter jener Synagoge war?" [1] Der Vergleich geht hier freilich zunächst nur darauf, daß der eine wie der andere trotz einiger Fehlgriffe zu hohen Würden aufstieg, und besagt an und für sich nicht die Gleichheit dieser Würden selbst. Daß aber der heilige Kirchenlehrer auch diese im Auge hatte, folgt aus der Ähnlichkeit der Titel, mit denen er beide belegt (pastor ecclesiae, rector synagogae), und daraus, daß er den vorher erwähnten Paulus in seinem Vergleich zu Gunsten des hl. Petrus ganz beiseite läßt.

Verlassen wir jetzt Italien und Westafrika, um uns zum Morgenland zu wenden, so treffen wir dieselbe Auffassung auch bei dem ägyptischen Einsiedler Makarius an, der gegen Ende des 4. Jahrhunderts in der Sketischen Wüste lebte und Ermahnungsreden an seine Mönche hinterlassen hat. In einer derselben heißt es ausdrücklich, Petrus sei an die Stelle des Moses getreten. Niemand auf Erden, so führt er aus, werde von Leiden verschont, und diesen Satz belegt er dann durch Beispiele aus der Heiligen Schrift:

„In alter Zeit mußten Moses und Aaron, obschon sie das Priestertum bekleideten, vieles leiden. Kaiphas aber, der den Lehrstuhl jener beiden inne hatte, hat dann seinerseits den Herrn verfolgt und verurteilt, was aus Ehrfurcht vor dem Priestertum unser Herr geschehen ließ. Ebenso wurden die Propheten von dem eigenen Volk verfolgt. Dann trat Petrus an die Stelle des Moses, indem die neue Kirche Christi und das wahre Priestertum ihm übergeben war. Jetzt nämlich findet die Taufe im Feuer und dem Heiligen Geiste statt, und die Beschneidung geschieht am Herzen, denn der Heilige Geist, der vom Himmel kommt, wohnt in unserer Seele. Aber auch diese Vollkommenen (des Neuen Bundes) sind . . . nicht frei von Prüfungen u. s. w." [2]

Der Gedanke, daß Petrus es ist, der die Wasser der Gnade dem Felsen entströmen läßt, begegnet uns hier von neuem. Denn man beachte, welche Stellung der weltabgeschiedene Einsiedler der Wüste dem Priestertum in der Heilsordnung des Neuen Bundes anweist. Die vollendete Heiligkeit,

---

[1] Contra Faustum lib. 22, cap. 70; *Migne*, P. lat. XLII, 445.

[2] *Macarii Aegyptii* Hom. 26, n. 23; *Migne*, P. graec. XXXIV, 689.

nach welcher der Einsiedler strebt, ist nach seinen Worten freilich zunächst ein Werk des Heiligen Geistes, der in der Seele wohnt. Aber trotzdem geschieht die Heiligung auch wieder nicht ohne Sakramente — die Taufe ist ausdrücklich genannt — und das Priestertum. An der Spitze des neutestamentlichen Priestertums aber steht Petrus; von ihm stammt es her, wie das Priestertum des Alten Bundes von Moses und Aaron; er ist es folglich, durch den die Ströme der Heiligung zu den Seelen der Einzelnen gelangen.

Ganz geläufig ist der Vergleich zwischen Moses und Petrus den syrischen Schriftstellern. Schon der älteste derselben, Aphraates († 345), sagt in einer langen Vergleichung des Moses mit Christus, dem Herrn: „Moses ließ dem Felsen Wasser für sein Volk entströmen, und Jesus sandte Simon den Felsen, daß er seine Lehre den Heiden brächte.“ [1] Der Fels, der in der Wüste das Wasser entströmen läßt durch Vermittlung des Moses, ist also in dem Bilde gleichgesetzt dem Petrus, von dem die wahre Lehre entströmt, natürlich nicht durch Vermittlung eines andern, der die Stelle des Moses verträte, sondern Petrus selbst ist sowohl der Fels, der das Wasser giebt, als der Moses, der es ihm entlockt. Sehr oft finden sich ähnliche Vergleiche bei Ephräm dem Syrer († 373). In einer Rede auf die Verklärung Christi vergleicht er die verschiedenen Personen, welche Zeugen derselben waren.

„Da schauten“, heißt es, „die Fürsten des Alten Bundes die Fürsten des Neuen. Es erblickte Moses der Heilige Simon den Geheiligten, der Hausverwalter des Vaters den Stellvertreter des Sohnes (Ἴδεν ὁ οἰκονόμος τοῦ Πατρὸς τὸν ἐπίτροπον τοῦ Υἱοῦ). Jener hatte das Meer geteilt, damit das Volk inmitten der Fluten wandere, dieser aber errichtete ein Zelt, um die Kirche zu bauen. Und weiterhin schaute der Jungfräuliche des Alten Testamentes den Jungfräulichen des Neuen Bundes, Elias den Johannes, er, der den feurigen Wagen bestieg, jenen, der an der Brust der Flamme ruhte.“ [2]

Die Rede liegt uns zunächst nur in einer griechischen Übersetzung vor, welche erst nach dem Konzil von Chalcedon angefertigt sein kann, weil die Kunstausdrücke des dort formulierten Dogmas in auffallender Weise verwertet sind. Daß aber die Rede im großen und ganzen vom hl. Ephräm herrührt, wird dadurch nicht ausgeschlossen. Stücke aus derselben finden sich im syrischen Urtext im Brevier der Maroniten, und

[1] Demonstratio 21, n. 10; ed. Parisot O. S. B. (Paris. 1894) p. 959.
[2] *S. Ephraem*, Opp. graec. II (Romae 1743), 44.

auch in armenischer Übersetzung liegt sie vor[1], auf jeden Fall also ist sie ein Zeugnis aus der syrisch redenden Kirche. Anderswo stellt Ephräm seine Betrachtung darüber an, daß Christus den Saal des Abendmahles gerade durch Petrus und Johannes bereiten ließ. Der Abendmahlssaal erscheint ihm als Sinnbild der Kirche; zum Bau und zur Ausschmückung derselben „bestellte er den Simon den Heiligen an die Stelle des Moses und den Sohn des Zebedäus an die Stelle des Josue, des Sohnes des Nun"[2]. Ein andermal verweilt Ephräm wiederum weniger in streng wissenschaftlichem Nachdenken als in frommem Sinnen bei dem Bild des greisen Simeon, der das Jesuskind auf den Armen trägt, und giebt den Gedanken freien Lauf, die dabei in ihm aufsteigen. Simeon ist nach seiner Ansicht ein Priester gewesen. So überdenkt er denn, wie von Moses sich das Priestertum fortgepflanzt hat bis auf ihn, wie derjenige, den Simeon in seinen Armen trägt, diesem vorbildlichen Priestertum ein Ende bereiten wird, damit von einem andern Simeon oder Simon — die beiden Namen sind dem Syrer die gleichen — ein neues Priestertum seinen Anfang nehme. Den Erlöser also erblickt Ephräm zwischen zwei Priestern gleichen Namens, von denen der eine am Ende, der andere am Anfang eines Priestergeschlechtes steht; von dem einen Simeon nimmt er, was er dem andern giebt.

„Simeon im Tempel", heißt es, „übergab dem Herrn das Priester- und Prophetentum, das er von Moses erhalten hatte. . . . Der Herr aber, damit er zeige, daß er die Schlüssel von den vorausgehenden Hausverwaltern in Empfang genommen habe, sprach zu Simon: Dir will ich die Schlüssel der Thore geben. Wie aber hätte er sie übergeben, wenn er sie nicht selbst zuvor in Empfang genommen hätte? Die Schlüssel also, die er vom Priester Simeon erhalten hatte, gab er dem andern Simeon dem Apostel, damit, wenn das Volk auf den ersten Simeon nicht hörte, die Völker auf den zweiten Simeon hören möchten."[3]

Ein hervorragender Lehrer bei den nestorianischen Syrern ist Nerses, gestorben etwa 496, von den Anhängern seiner Sekte als die Zither des Heiligen Geistes, die Zunge des Orients, als Lehrer der Lehrer und Ozean des Wissens gepriesen. In einer Rede auf das Pfingstfest führt er einen Vergleich aus zwischen dem Gesetz, das durch Moses, und

---

[1] Vgl. P. Pius Zingerle, Ausgewählte Schriften des hl. Ephräm von Syrien I (Kempten 1870), 231.

[2] Serm. 2 in hebd. sanct. n. 4; S. Ephraem Syri hymni et sermones, ed. Th. J. Lamy I (Mechliniae 1882), 373.

[3] Sermo de Domino nostro n. 51. 52; *Lamy* I, 264. 268.

dem Gesetz, das durch Petrus gegeben wurde, und sagt dabei unter anderem auch folgendes:

„Voll Majestät und Freude findet auch der Fürst der Zwölfe sich ein, und Friede herrscht in der Seele seiner Genossen. Moses spricht: Von Furcht und Zagen sind voll meine Gedanken, und Simon verkündet Hoffnung, Liebe und Glauben. Moses zerriß das Gewand, welches der Bräutigam der Braut gesandt hatte, und Simon bekleidet die Kirche der Heiden mit dem Gewand der Herrlichkeit. Simon ließ einen neuen Ruf erschallen im Lande Roms und lehrte jene den Weg der Herrschaft eines einzigen Schöpfers. Der Fürst der Apostel erhielt zum Anteil die Mutter über alle Städte und pflanzte in ihr wie in einem Haupte ein die Augen des Glaubens." [1]

Bei den jakobitischen Syrern ist dieselbe Anschauung in einigen Gebeten der Liturgie ausgesprochen. „Vorbilder (der heiligen Weihen)", heißt es im Ritus der Bischofsweihe, „hat er durch Moses verliehen, die Erfüllung in Wahrheit aber selbst durch seinen geliebten Sohn dem Petrus erteilt und durch ihn der ganzen heiligen Kirche bis zum Ende der Zeiten." [2] Bei der Weihe des Chrisams kommt ein Gedanke zum Ausdruck, den wir schon aus Ephräm kennen: bei der Verklärung Christi trafen sich die Vertreter des Alten und Neuen Bundes, „und es übergaben die Alten den Neuen ihre Würde als Verwalter des Hauses, und es übergab Moses die Schlüssel dem Simon" [3].

Wenn man nicht an Worten hängt, sondern auf die Sache sieht, so reden übrigens von Petrus als dem neuen Moses alle jene Kirchenväter, welche ihn als Fürsten der Apostel, als Führer des christlichen Volkes bezeichnen oder die Herde Christi, die Kirche, den Erdkreis seiner Obhut anvertraut sein lassen. Derartige Stellen giebt es in Menge. Sogar ein jüngst der Kenntnis weiterer Kreise vermittelter Brief eines Monophysiten nennt Petrus einfachhin „unsern (der Christen) Führer" [4], und Ephräm der Syrer läßt den Heiland vor der Himmelfahrt seine Herde ebenso dem Petrus anvertrauen, wie Johannes der Täufer, als er vom Kerker aus seine Jünger zum Erlöser sandte, dies nach Ephräms Ansicht deshalb that, um die Seinigen Christus dem Herrn zu überweisen [5].

---

[1] Citiert bei *G. E. Khayyath*, Syri orientales (Romae 1870) p. 8.

[2] *H. Denzinger*, Ritus orientalium II (Würzburg 1864), 95; cf. p. 88. *Abrah. Ecchellensis*, De origine nominis papae lib. 2, cap. 23; *Roccaberti*, Bibliotheca I (Romae 1695), 46.

[3] Iacobitarum Rituale in consecratione chrismatis in explicatione huius sacramentis p. 25. *Ecchellensis* l. c. 2, 23; *Roccaberti* l. c. p. 46.

[4] Die sogen. Kirchengeschichte des Zacharias Rhetor, herausgegeben von Ahrens und Krüger (Leipzig 1899), S. 39.

[5] Sed Ioannes cum videret cursum vitae suae consummatum esse, gregem suum principi pastorum tradidit, sicut et Dominus mortis suae tempore gregem

Überblicken wir die vorgelegten Beweisstellen, so sind ihrer ja allerdings nicht so gar viele, aber sie stammen aus allen Teilen des christlichen Erdkreises und möchten also genügend darthun, daß man ziemlich allgemein in der ältesten christlichen Zeit in dem großen Heerführer des Alten Bundes ein treffendes Vorbild des Apostelfürsten erkannt hat. Es ist dabei an und für sich gleichgültig, ob diese Auffassung von der Tiber aus nach Afrika und ins Uferland des Euphrat und Tigris übertragen worden ist, oder ob man in den verschiedenen Himmelsgegenden selbständig auf den Vergleich verfiel. Jedenfalls ist er überall in der Christenheit als treffend anerkannt worden.

Dabei ist eines zu bemerken, daß nämlich nicht nur in irgend einer einzelnen Beziehung die Führer des auserwählten Volkes miteinander verglichen werden. Petrus rückt vielmehr einfachhin und ganz und voll in die Stelle des Moses ein. Auch sonst kommt nämlich derselbe Vergleich wohl vor. So wurde z. B. nach dem Worte des hl. Basilius Gregor der Wunderthäter eben wegen seiner zahlreichen Wunder „selbst von den Feinden der Wahrheit ein neuer Moses genannt". Kaiser Konstantin erhält von Eusebius den gleichen Ehrennamen, weil er seine Jugend am Hofe der Feinde Gottes zubrachte, die er später besiegte [1]. Auf den Gotenbischof Ulfilas wandten seine arianischen Freunde Auxentius und Kaiser Konstantius den nämlichen Vergleich an, weil er seine Goten über die Donau in neue Wohnsitze führte und dadurch von der Verfolgung befreite [2]. Allein all diese werden doch nur in eingeschränktem Sinn, nur unter einer besondern Beziehung durch jenen Beinamen ausgezeichnet. Schlechthin und ohne einschränkenden Zusatz dagegen trägt ihn nach dem Apostelfürsten nur dessen Amtsnachfolger, und zwar schon im Altertum

---

suum, ut pastoralem curam, quam de eo gereret, demonstraret, pastorum presbytero Petro tradidit. Evangelii concordantis expositio facta a s. Ephraemo, ed. G. Moesinger (Venetiis 1876) p. 101.

[1] *Basilius*, De Spir. s. cap. 29, n. 74; *Migne*, P. graec. XXXII, 206. *Euseb.*, Vita Const. 1, 12; P. graec. XX, 925.

[2] Sicuti Deus per Moysem de potentia et violentia Faraonis et Egyptorum populum suum liberavit et rubrum mare transire fecit et sibi servire providit, ita et per sepe dictum Deus confessores sancti filii sui unigeniti de varbarico liberavit et per Danubium transire fecit et in montibus secundum sanctorum imitationem sibi servire decrevit. Auxentius, abgedruckt bei M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, bearbeitet von C. Böttger (Leipzig 1866), S. 372. Vgl. Konstantius bei *Philostorg.*, Hist. eccl.; *Migne*, P. graec. LXV, 470.

und später noch das ganze Mittelalter hindurch. So nennt z. B., um mit den spätesten Zeugnissen zu beginnen, Papst Eugen IV. das Auftreten des Basler Konzils gegen den Stellvertreter Christi schlimmer als die Auflehnung des Kore, Dathan und Abiron gegen Moses; denn „mehr ist das Volk der Christen als das der Juden, heiliger die Kirche als die Synagoge, und der Stellvertreter Christi steht höher als Moses an Autorität und Würde“ [1]. Petrus Cellensis beginnt ein Schreiben an Alexander III. mit den Worten: „Wie einst die höchsten und schwierigsten Fragen vor Moyses gebracht wurden, so nimmt jetzt die ganze Kirche Gottes zu des hl. Petrus und deinem Thron ihre Zuflucht.“ [2] Der hl. Bernhard nennt Eugen III. „einen Moses an Autorität“ [3]. Die griechische Kirche singt am Feste des hl. Leo des Großen von dessen Schreiben gegen Eutychius: „Als Nachfolger Petri mit dessen Vorrang ebensowohl bekleidet als mit seinem glühenden Eifer, schreibt auf Gottes Antrieb Leo den Tomus. Von Gott geleitet, hast du die Lehren der Gottesfurcht wie auf von Gottes Hand beschriebenen Tafeln eingegraben, indem du wie ein zweiter Moses der Versammlung der hochehrwürdigen Lehrer erschienest.“ [4] Schon in den Wirren, welche auf das Konzil von Ephesus folgten, richten mehrere Bischöfe aus Kleinasien, Thracien, Thessalien ein gemeinsames Schreiben an Papst Sixtus III., damit er, als ein neuer Moses, aus den unlösbaren Wirren ihnen den Ausweg zeige. Die Verfasser des Schreibens bedurften allerdings eines Wegweisers, denn sie zeigten sich in starken Mißverständnissen befangen. Die Lehre des hl. Cyrill von Alexandrien halten sie für falsch und nennen sie „die ägyptische Häresie“. Das Konzil von Ephesus vermochte ihre Bedenken in dieser Hinsicht nicht zu zerstreuen; daß der anfängliche Gegner des Konzils, Johannes von Antiochien, mit seinem Anhang demselben sich unterworfen hat, bringt sie vollends aus der Fassung, und ihre Zuflucht ist also nur mehr der Papst. „Da Christus durch den Lauf der Zeiten hin mit angelegentlichster Sorge über dem Menschengeschlechte wacht, so hat er bei neuen Zeitbedürfnissen auch neue Leuchttürme aufgestellt, um jene, die guten Willens sind, recht

[1] Bulla ‚Moyses‘ 4 sept. 1439; *Hardouin,* Coll. Conc. IX, 1004.

[2] Epist. lib. I, 1; *Migne,* P. lat. CCII, 405. Cf. lib. II, ep. 171, p. 616: Haec sedes Petri, i. e. petra in qua Moyses residet, videlicet lex Dei immaculata convertens animas, fragosa quaeque haereticorum conciliabula elidit et allidit.

[3] De considerat. 2, 8; *Migne,* P. lat. CLXXXII, 751.

[4] *N. Nilles,* Kalendarium manuale I (Oeniponte 1896), 107.

zu führen, die Feinde zu widerlegen, die Lüge zu zerstören, die Wahrheit zu bekräftigen. So unter den Bedrückungen Pharaos den seligen Moses gegen Jamnes und Mambre, und für Simon den Magier den mächtigen Sieger Petrus. In gleicher Weise hat er auch gegen die Feinde, welche jetzt sich erhoben haben, deine Heiligkeit auf den Leuchter gestellt. Durch dich wird, wie wir zuversichtlich hoffen, der Erdkreis von dem ägyptischen Irrtum befreit werden; als neuer Moses wirst du dich zeigen und jeglichen ägyptischen Häretiker niederschlagen, jeglichen rechtgläubigen Israeliten aber retten. Tausendfaches wird gegen die Wahrheit (jetzt) verbrochen, und die reinste Perle der Rechtgläubigkeit erleidet vielfache Anfeindung. . . . Daher ist es jetzt an uns, welche einen Sturm von dreifacher oder noch stärkerer Gewalt erdulden und fast in Räuberhand gefallen sind, zu dem unsere Stimmen zu erheben, der von Gott zum Steuermann bestellt ist, und ihn aus Liebe zur Wahrheit von allem in Kenntnis zu setzen; deiner Herablassung und Weisheit aber kommt es zu, eine Sache von so gewaltiger Bedeutung nicht für gering zu halten und unthätig ihrem Verlaufe zuzusehen, sondern sie eifrig zu untersuchen und die heilende Hand anzulegen mit aller Standhaftigkeit und gottgefälliger Zuversicht." [1]

C. A. Kneller S. J.

Die Kirche Christi und Harnacksche Curiosa [2].

5. Die Kirche Christi. Da nach Harnack [3] Christus die Menschen nur gelehrt hat, in Gott ihren Vater zu erkennen, so kann folgerichtig von einer Stiftung der Kirche durch Christus keine Rede sein. Die Kirche hat sich zum Teil ganz natürlich aus den gegebenen Verhältnissen entwickelt, zum Teil ist sie die Frucht menschlicher Weisheit oder Thorheit.

Etwas ganz anderes lehren uns die Quellen. Im Evangelium lesen wir, daß Christus dem Simon, dem Sohne Jonas', versprochen hat: „Ich

[1] Epist. 4 inter Xysti epist. n. 1; *Migne,* P. lat. L, 593 sq.

[2] Vgl. unsere Kritik der Schrift: A. Harnack, Das Wesen des Christentums (Leipzig 1900), in dieser Zeitschrift Bd. LX (1901), S. 48 ff. 154 ff.

[3] S. diese Zeitschrift Bd. LX, S. 55 ff.

sage dir, du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen" (Matth. 16, 18). Also hat Christus verheißen, er werde eine Kirche, und zwar eine einzige, „seine Kirche" bauen. Daß Harnack erklärt, dieser Text sei kein Herrenwort, ist völlig belanglos[1]. Ferner hat Jesus gesagt: „Wenn jemand die Kirche nicht hört, so sei er dir wie ein Heide und Sünder" (Matth. 18, 17).

Christus nennt die Kirche „das Reich Gottes" und „sein Reich", und vergleicht dieses Reich mit einer großen Familie, mit einem Weinberg, in dem viele Arbeiter sind, mit einem Schafstalle, zu dem Juden und Heiden als seine Herde gehören, mit einem Netze, in dem sich gute und schlechte Fische finden, mit einem Acker, auf dem Weizen und Unkraut wächst. Es ist also von einer sichtbaren Kirche die Rede.

Kein Wunder, daß unmittelbar nach der Sendung des Heiligen Geistes immer und immer wieder die Kirche erwähnt wird. So geriet „die ganze Kirche" in Furcht ob der Bestrafung des Ananias und der Saphira (Apg. 5, 11). Es entstand „eine große Verfolgung gegen die Kirche" (ebd. 8, 1), „Saulus verwüstete die Kirche" (ebd. 8, 3). Der Heilige Geist hat die Bischöfe gesetzt, „die Kirche Gottes zu regieren, die er mit seinem Blute erworben hat" (ebd. 20, 28). Wenn jemand streitsüchtig ist, so bedenke er: „Die Kirche Gottes hat eine solche Gewohnheit nicht" (1 Kor. 11, 16). „Verachtet ihr die Kirche Gottes?" (Ebd. 11, 22.) Traget bei „zur Erbauung der Kirche" (ebd. 14, 12). „Ich bin der geringste Apostel; denn ich habe die Kirche Gottes verfolgt" (ebd. 15, 9). „Christus ist das Haupt der Kirche, er selbst der Erlöser seines Leibes. ... Er hat sich für sie hingegeben, um sie zu heiligen und zu reinigen durch das Bad des Wassers im Worte des Lebens, damit er sich eine herrliche Kirche schaffe, die keine Makel hat" (Eph. 5, 23 ff.). „Du mußt wissen, wie du wandeln sollst im Hause Gottes, welches ist die Kirche des lebendigen Gottes, die Säule und Grundfeste der Wahrheit" (1 Tim. 3, 15).

Die ältesten christlichen Schriftwerke, die wir haben, reden also von der Kirche Christi als von etwas schon Bestehendem, zum Christentum Gehörigem; sie kennen kein Christentum ohne Kirche. Woher ist aber die Kirche, wenn Christus sie nicht gegründet hat? Wie kamen schon die

[1] Vgl. übrigens diese Zeitschrift Bd. L, S. 129 ff.

ersten Christen zu dem Glauben, daß Christus sich die Kirche selbst bereitet habe, wenn das nicht wahr ist?

Harnack meint, das sei sehr einfach: die Kirche sei entstanden durch die Abtrennung der Christen von der jüdischen Synagoge. Richtig! Wenn eine Kirche unter den ersten Bekehrten vorhanden war, so war sie entstanden durch Abtrennung von der Synagoge. Damit ist aber noch nichts erklärt. Es fragt sich: Wie kam die Abtrennung zu stande? Zur Beantwortung dieser Frage brauchen wir keine neuen Theorien aufzustellen, die Quellen reden ganz deutlich.

Zuerst wurde der Glaube an die Auferstehung Jesu und die Anerkennung seiner Messianität verlangt. Dann mußten die Glaubenden die Taufe empfangen und sich den Vorstehern der Kirche unterwerfen, die der Heilige Geist gesetzt hatte, die Kirche Gottes zu regieren. Diese drei Bedingungen waren unerläßlich, mit ihrer Erfüllung war aber die Kirche von selbst gegeben. Daß Glaube und Taufe verlangt wurden, leugnet auch Harnack nicht. Aber die Einteilung der Getauften in Vorgesetzte und Untergebene, in Regierende und Regierte, zumal der „monarchische Episkopat", das ist der Stein des Anstoßes.

Nun, so nenne uns doch Harnack eine von den Aposteln gegründete Kirche, die nicht unter einem Bischofe stand[1]. Der erste Bischof von

[1] Bei dem Versuche, eine bischofslose Urkirche zu finden, werden vielfach zwei ganz verschiedene Dinge miteinander verwechselt. Eine Anzahl zusammenlebender Christen können wohl eine Christengemeinde genannt werden, aber sie bilden noch keine christliche Kirche. Es kann Christengemeinden geben ohne Bischof und ohne Priester, es hat solche gegeben und giebt noch solche. In den Missionsländern steht an der Spitze eines Christendorfes oft genug nur ein Katechist oder ein anderer Laienvorsteher. Für größere, von Christen bewohnte Gebiete ist vielfach kein Bischof bestellt, sondern ein „apostolischer Präfekt", d. h. ein einfacher Priester, dem die nötige bischöfliche Jurisdiktionsgewalt übertragen ist. Ähnliche Zustände nötigten beim Beginne des Christentums zu ähnlichen Einrichtungen. Wenn ein Apostel eine kleinere oder größere Anzahl Neubekehrter taufte, hatte er nicht immer gleich einen Priester und noch viel weniger einen Bischof bereit, um ihm die Leitung der Neubekehrten zu übertragen; der Gemeinde mußte notgedrungen eine Art von Selbstverwaltung überlassen werden, später mußte sie sich vielleicht mit einem oder mehreren Priestern begnügen, bevor sie einem Bischof anvertraut wurde. Wenn man unter „demokratischer" oder „presbyterialer" Verfassung nichts anderes versteht, so hat es derartige Zustände im Urchristentum zweifellos ebensogut gegeben wie heutzutage. Das ist aber nur etwas Thatsächliches und hat mit der prinzipiellen Verfassungsfrage gar nichts zu thun. Auch wenn jede Einzelkirche in ihrer vollendeten Gestalt grundsätzlich eine bischöfliche Verfassung haben muß, kann es doch unfertige Kirchen geben, in denen wegen hemmender Umstände das Prinzip

Jerusalem war Jakobus, der erste Bischof von Alexandrien war Markus, der erste Bischof von Antiochien war Petrus, der später Bischof der römischen Kirche war, der erste Bischof von Korinth war Apollo, der erste Bischof von Ephesus war Timotheus, der erste Bischof von Kreta war Titus u. s. w.

Zum Teil wissen wir dies aus dem Neuen Testamente, zum Teil aus den ältesten Kirchenschriftstellern. Wir haben bereits aus dem 2. Jahrhundert Bischofslisten, die bis zu den Aposteln hinaufsteigen. Hegesippus bezeugt, daß er um die Mitte des 2. Jahrhunderts Bischofslisten angelegt habe. Im selben Jahrhundert schreibt Bischof Polykrates von Ephesus, daß ihm aus seiner Familie bereits sieben als Bischöfe vorangegangen seien. Irenäus, Klemens von Rom, Ignatius der Märtyrer, Tertullian und andere bezeugen, daß die Apostel in den von ihnen gegründeten Kirchen Bischöfe eingesetzt haben. Sie lassen uns auch nicht im Zweifel über das Wesen der Bischofswürde[1]. Den Bischöfen stand die höchste Weihe-, Lehr- und Regierungsgewalt in ihren Kirchen zu.

Harnack findet es unbegreiflich, daß man schon im 2. Jahrhundert Bischofslisten für das ganze Jahrhundert aufstellen konnte, das seit dem Tode der Apostel Petrus und Paulus verflossen war. Das ist für ihn ein „breiter Graben“, über den er nicht kann. „Es scheint, als seien wir genötigt, durch ‚versuchte Ideen‘ unserseits die Kluft auszufüllen“ (Chronol. I, 194 ff.).

Ist es nicht viel natürlicher, zunächst die Thatsache anzuerkennen, daß die ältesten Geschichtsberichte nichts von einer bischofslosen Zeit des Christentums wissen, und daß die ältesten Kirchenschriftsteller, die über diesen Gegenstand reden, die Einsetzung der Bischöfe auf die im Auftrage Christi handelnden Apostel zurückführen? Ist diese Thatsache einmal angenommen, wie sie durch die Quellen verbürgt wird, dann können wir der „versuchten Ideen“ entraten.

Thatsache ist, daß Christus die Apostel gesandt hat, zu lehren und zu taufen. Thatsache ist, daß Christus den Aposteln gesagt hat: „Alles,

noch nicht verwirklicht ist. Die Apostel haben durch ihre Handlungsweise gezeigt, daß eine fertige Kirche einen Bischof haben muß.

[1] Für die genaueren Angaben verweise ich auf meine Praelectiones dogmaticae I, n. 333 sqq. Die (ehemalige) Behauptung Harnacks, daß es zwar sehr früh in der Kirche Episkopen gegeben habe, daß diese aber lediglich Ökonomen der Gemeinden ohne Lehr- und Regierungsgewalt gewesen seien, zerschellt an den geschichtlichen Thatsachen und wird heutzutage kaum mehr von jemand verteidigt.

was ihr auf Erden binden werdet, wird auch im Himmel gebunden sein; und was ihr auf Erden lösen werdet, wird auch im Himmel gelöst sein" (Matth. 18, 18). Und wiederum: „Empfanget den Heiligen Geist. Denen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen; und denen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten" (Joh. 20, 22). Thatsache ist, daß die Apostel sich Lehr- und Regierungsgewalt beilegten: „Es hat dem Heiligen Geiste und uns gefallen, folgendes zu bestimmen" (Apg. 15, 28). Paulus und Timotheus „durchwanderten die Städte und legten ihnen auf, die von den Aposteln und Presbytern getroffenen Entscheidungen zu beobachten" (ebd. 16, 4). Thatsache ist, daß die Apostel andern Männern die Lehr- und Hirtengewalt übertragen haben, wie z. B. Paulus dem Timotheus und Titus. Thatsache ist, daß wir an der Spitze aller christlichen Kirchen Bischöfe finden, und daß diese Einrichtung als eine göttliche Anordnung betrachtet wird.

Ehe man „versuchte Ideen" über den Ursprung des Episkopates aufstellt, sollte man zuerst die geschichtlichen Zeugnisse hören und festhalten, was sie uns verbürgen, nicht aber vorgefaßten religionsphilosophischen Theorien zulieb die Thatsachen leugnen oder so lange operativ behandeln, bis sie zu den Theorien passen. Der Schimmer, den nach Harnacks Ausdruck die „Reichskirche" aus der Heiligen Schrift borgt, besteht in sehr soliden Thatsachen. Wie zufrieden wäre Harnack, wenn er für die Überbrückung der durch sein aprioristisches System geschaffenen „Kluft" irgend einer Quelle so viel „Schimmer" entlehnen könnte!

Auch das Papsttum hat Christus eingesetzt, indem er Petrus zum Felsen seiner Kirche machte, ihm das Hirtenamt über seine gesamte Herde übertrug und ihn mit der Aufgabe betraute, seine Brüder im Glauben zu stärken. Auch dieser biblische „Schimmer" war den Christen der ersten Zeiten schon hinreichend, um in seinem Lichte den römischen Nachfolger Petri als das Haupt der Gesamtkirche zu erkennen. Nicht die „römische Gemeinde" besaß den Primat, nicht um einen undefinierbaren Ehrenvorrang handelte es sich. Dieses und ähnliches sind leere Ausreden. Die ältesten Papstverzeichnisse bezeichnen bestimmte Personen als Träger des Amtes, und die von den römischen Bischöfen geschriebenen oder an sie gerichteten Briefe lassen etwas ganz anderes erkennen als einen gehaltlosen Ehrenvorrang.

Nimmt man mit der katholischen Kirche die Einsetzung des bischöflichen und päpstlichen Amtes durch Christus an, dann ist die älteste

Kirchengeschichte klar und verständlich. Leugnet man diese Einsetzung, dann verfällt man auf Hypothesen und Theorien, von denen eine die Widerlegung der andern ist, und von denen keine eine befriedigende Erklärung giebt. Professor Loofs meinte schon vor einigen Jahren: „Es würde eine Strafe sein, alles durchlesen zu müssen, was über die Verfassungsfrage (der Urkirche) bei uns seit 13 Jahren geschrieben ist.“[1] Dieses Babel ist die Folge des Widerstandes gegen die geschichtliche Wahrheit und in seiner Art auch ein Beweis für die Richtigkeit der katholischen Lehre.

Um die Kirche zu bekämpfen, bedient sich Harnack eines Kunstgriffes, der zwar nicht ungeschickt ist, aber auch nicht der wissenschaftlichen Objektivität entspricht. Zuerst schildert er die vorgeblichen Zustände in den nichtunierten orientalischen Kirchengemeinschaften.

„Der Verkehr mit Gott vollzieht sich durch einen Mysterienkultus, durch Hunderte von kleineren und größeren wirksamen Formeln, Zeichen, Bildern und Weihehandlungen, die, wenn sie pünktlich und gehorsam beobachtet werden, göttliche Gnade mitteilen und auf das ewige Leben vorbereiten. Auch die Lehre als solche bleibt wesentlich unbekannt: in liturgischen Sprüchen tritt sie allein in die Erscheinung. Für neunundneunzig Prozent dieser Christen ist die Religion nur als Zeremonienritual vorhanden und in ihm veräußerlicht. Aber auch für die geistig geförderten Christen sind all diese Weihehandlungen schlechthin notwendig; denn die Lehre erhält nur in ihnen die rechte Anwendung und den rechten Erfolg. Nichts ist trauriger zu sehen als diese Umwandlung der christlichen Religion aus einem Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit zu einem Gottesdienst der Zeichen, Formeln und Idole“ (S. 148).

Später wird dann bemerkt, die römisch-katholische Kirche unterscheide sich in dieser Beziehung nicht wesentlich von der orientalischen.

„In der That sind die Stücke, die den griechischen Katholizismus bestimmen, sämtlich auch in dem römischen zu finden und werden von ihm unter Umständen ebenso energisch geltend gemacht wie von jenem“ (S. 155).

Also auch hier dieselbe traurige Entartung.

Dazu kommt aber noch etwas anderes. Im Katholizismus hat sich das römische Cäsarentum verewigt.

„Das ist keine Kirche wie die evangelischen Gemeinschaften oder wie die Volkskirchen des Orients; das ist eine politische Schöpfung, so großartig wie ein Weltreich, weil die Fortsetzung des römischen Reiches. Der Papst, der sich ‚König‘

[1] Theol. Litteraturztg. 1896, S. 206 ff. Es handelt sich eben um opinionum commenta, die schon der alte Cicero zu den Eintagsfliegen rechnet. Vgl. „Die neueren Forschungen über die Anfänge des Episkopats“. Von St. v. Dunin-Borkowski. Freiburg 1900.

nennt und ‚Pontifex maximus‘ [1], ist der Nachfolger Cäsars. Die Kirche, schon im 3. und 4. Jahrhundert ganz von römischem Geist erfüllt, hat das römische Reich in sich wiederhergestellt.“ — Ein italienischer Prälat hat Gregor VII. angesungen: „Sieh, wie groß die Gewalt des Bannes; was mit Strömen von Kriegerblut einstmals Marius' Heldenmut und des Julius Kraft erreicht, wirkst du jetzt durch ein leises Wort.“ Nutzanwendung: „Wer wird hier angeredet, ein Bischof oder ein Cäsar? Ich denke, ein Cäsar, oder vielmehr ein priesterlicher Cäsar; so wurde es empfunden, so wird es noch heute empfunden.“

Nun, ich denke umgekehrt, ein Bischof, so wurde es ehemals empfunden, so wird es noch heute von den Katholiken empfunden. Es mag sein, daß Cäsaren es versucht haben, mit leisen oder lauten Worten ihre Meinung und ihren Willen andern aufzunötigen; aber wenn ihnen dieser Versuch glückte, so war es doch nur, weil hinter ihren Worten Säbelgerassel erklang. Das ist ja gerade der Unterschied zwischen einem Cäsar und einem Bischofe, daß der Cäsar mit der Macht seines Schwertes, der Bischof aber mit der Autorität seines Wortes regiert, daß der Cäsar sich auf die physische Gewalt, der Bischof sich auf seinen moralischen Einfluß stützt. Die „Gewalt des Bannes“ macht doch keinen Cäsar aus. Sonst, fürchte ich, finden wir das Cäsarentum schon in den Zeiten der Apostel, als der hl. Paulus den lasterhaften Korinther aus der Kirche ausschloß und dem Satan zum Verderben des Fleisches übergab, damit der Geist gerettet werde (1 Kor. 5, 5). Doch genug davon. Diese Deklamationen über das Cäsarentum der Päpste sind im Ernst kaum für etwas anderes zu nehmen als für Schnickschnack, eben gut genug, um akatholische Ohren damit zu kitzeln.

Der Kunstgriff Harnacks besteht also darin, daß er uns die Kirche zeigt als aufgehend in Zeremonienwesen und Cäsarentum und dann fragt: Das soll die Religion Christi sein, wie sie im Evangelium steht? Selbstverständlich werden die meisten Zuhörer oder Leser einfach antworten: Gewiß nicht!

Und doch, welch eine Erschleichung! Wo hat denn die katholische Kirche behauptet, daß alle Zeremonien und die ganze äußere Macht-

[1] Das hört sich gerade an, als ob, ähnlich wie andere Monarchen ihre Erlasse beginnen: „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen“ oder dgl., so der Papst seine offiziellen Kundgebungen anhebe: „Wir Leo, von Gottes Gnaden Pontifex maximus und König.“ Thatsächlich lautet der Anfang der päpstlichen Bullen: „Leo, Bischof, Diener der Diener Gottes.“ Wenn Katholiken vom Papst sprechen, so bedienen sie sich meistens des Ausdruckes „der Heilige Vater“. Jedenfalls würden sie die Behauptung höchst drollig finden, daß sie dem Papst mit denselben Gefühlen gegenüberstehen wie ein alter Römer seinem Cäsar.

entfaltung zu ihrem Wesen gehöre? Halten die Katholiken etwa die Kirche in den Katakomben nicht ebensogut für die Kirche Christi wie die Kirche zur Zeit Innocenz' III.? Die richtige Antwort auf jene Frage Harnacks ist also: Dem Wesen nach ist die Religion und die Kirche Christi heute dieselbe wie in den ersten Zeiten, in vielen unwesentlichen Dingen ist sie sehr verschieden; sie würde auch dieselbe Kirche bleiben, wenn sie wieder hinabsteigen müßte in das Dunkel der Katakomben und all ihres äußeren Glanzes beraubt würde.

Außerdem aber enthält die Darstellung Harnacks so viel Unrichtigkeiten, daß es genügt, auf einige derselben aufmerksam zu machen, um seinen ganzen Beweisgang zum Falle zu bringen.

Es ist falsch, daß in der katholischen Kirche der Verkehr mit Gott sich nur durch Hunderte von kleineren und größeren wirksamen Formeln, Bildern und Weihehandlungen vollzieht. Es ist falsch, daß die Lehre als solche wesentlich unbekannt bleibt und die Religion nur als Zeremonienritual vorhanden ist. Es ist falsch, daß all diese Weihehandlungen schlechthin notwendig sind, da nach der Lehre der Kirche nicht einmal allen Sakramenten, geschweige denn allen Sakramentalien eine solche Notwendigkeit zukommt. Falls Harnack die Zustände in der russischen Kirche richtig schildert, so ist es falsch, daß in dieser Beziehung die römisch-katholische Kirche sich nicht wesentlich von jener unterscheidet. Auf so handgreifliche Unrichtigkeiten einen Beweis aufbauen, heißt seinem wissenschaftlichen Ernst ein sehr schlechtes Zeugnis ausstellen.

Harnack fragt: „Wo ist in der Verkündigung Jesu auch nur eine Spur davon zu finden, daß man religiöse Weihen als geheimnisvolle Applikationen über sich ergehen lassen soll?“ (S. 148.) Eine „Spur“? Nun, wenn es nur auf eine „Spur“ ankommt, so genügt es, daran zu erinnern, daß Jesus seine Apostel ausgesandt hat, zu taufen im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und daß er versichert hat, wer nicht wiedergeboren werde aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste, könne in das Himmelreich nicht eingehen. Wenn Harnack nach „Spuren“ für die Lehre von den Sakramenten sucht, so sind diese in jedem Lehrbuch der katholischen Religion ohne Mühe zu finden.

Niemand kann vernünftigerweise annehmen, daß Christus für Menschen, die aus Leib und Seele bestehen und soziale Wesen sind, eine rein innerliche Religion gepredigt habe, die gar nicht nach außen hervortrete und keinen gemeinsamen Kultus kenne. Der hl. Augustin war zwar kein

aufgeklärter Theologieprofessor des 19. Jahrhunderts; aber in Bezug auf die vorliegende Frage dürfte er doch schärfer und richtiger geurteilt haben, wenn er schreibt: „Es ist gar nicht möglich, daß Menschen sich auf das Bekenntnis einer Religion, sei diese nun wahr oder falsch, aneinander schließen ohne das einigende Band sichtbarer Zeichen oder Sakramente; und weil diese Sakramente so unaussprechlich wichtig sind, so macht sich jeder, der sie verachtet, einer Irreligiosität schuldig; denn es ist irreligiös, eine Sache zu verachten, ohne welche die Religion nicht bestehen kann." [1]

Harnack will uns glauben machen, Christus habe eine Religion ohne Kirche und ohne äußere Zeichen gegründet. Er beruft sich auf das Wort des Heilandes, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, als ob damit gesagt wäre, das Reich Christi sei ein Reich reiner Geister und nicht eine Vereinigung sterblicher Menschen, die in allen ihren Lebensthätigkeiten, auch in den religiösen, nun einmal ihre fünf Sinne brauchen.

Mit dem Versuch, die Religion möglichst zu entkörpern, hat Harnack ihr das geistige Lebensprinzip ebenfalls fast ganz ausgetrieben. Trotzdem verspricht er dieser Religion der „Innerlichkeit" die Zukunft, während die Kirche bei aller scheinbaren Machtentfaltung eilenden Schrittes ihrem Untergang entgegengehe (S. 166). Mit dieser, allerdings etwas zaghaft vorgetragenen Prophezeiung reiht er sich jener zahlreichen Schar größerer oder kleinerer Zukunftsschauer an, die sich als Blinde und Führer von Blinden bewährt haben.

Wir Katholiken glauben auch an Prophezeiungen. Die lauten aber ganz anders: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen", und: „Ich werde bei euch sein alle Tage bis ans Ende der Welt."

Harnack betont immer wieder sehr nachdrücklich, das Wesen der Religion sei ausgesprochen in den Worten: Gott unser Vater. Vor mehr als siebenzehnhundert Jahren hat aber ein großer Mann, in religiösen Fragen eine mindestens ebenso große Autorität wie Harnack, gesagt: „Niemand kann Gott zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat." [2]

6. Harnacksche Curiosa. Harnack legt großen Wert auf den sicheren, historisch geschulten Blick, der sofort in den gegebenen Thatsachen die bleibende Wahrheit und die zeitgeschichtliche Hülle zu unterscheiden vermag. Mit diesem scharfen Forscherblick durchdringt er das christliche Altertum, und reinlich trennen sich für ihn die religiösen Anschauungen der

[1] Contra Faustum 19, 11. [2] *S. Cyprianus,* De unit. eccl. 6.

Menschen, die immer fortschreiten, von der Religion selbst, die sich au den Menschen als solchen bezieht, wie er in allem Wandel und Fortschritt ewig gleichbleibt. Die Religion ist dasselbe wie das Christentum in seinem innersten Wesen, aber durchaus nicht dasselbe wie die religiösen Anschauungen Christi und seiner Jünger; denn diese sind nur der Bast, an dem der Lebenssaft der Religion damals hinaufstieg, ein absterbender und für uns toter und wertloser Bestandteil.

Allein auch der schärfste und geübteste historische Blick befähigt nach ihm nicht, die christliche Religion zu beweisen. Die Religion wurzelt nach der Anschauung der Ritschlschen Schule in Werturteilen; diese aber sind nur das Ergebnis von Empfindung und Wille, eine subjektive That, die Erkenntnis allein kann sie nicht erzeugen. Darum ist auch die Apologetik, wie sie gewöhnlich verstanden wird, in einem so traurigen Zustande, sie weiß nicht, was sie will und soll.

„In der Meinung, es recht gut zu machen, preist sie die Religion an, als wäre sie eine Ramschware oder ein Universalheilmittel für alle Gebrechen der Gesellschaft.... Schon der verwundet sie [die Religion], der in erster Linie fragt, was sie für die Kultur und den Fortschritt der Menschen geleistet hat" (S. 5).

Nur darf man diese Warnung nicht allzu ernst nehmen. Wenn derartige Erwägungen sich gegen die katholische Kirche wenden lassen, so sind sie gar nicht zu verachten.

Beispielsweise: „Wie steht es mit den romanischen Nationen, die doch das eigentliche Gebiet der Herrschaft dieser römischen Kirche bilden? Eine wirkliche Großmacht ist nur noch eine einzige von ihnen zu nennen, und wie wird es nach einem Menschenalter aussehen? Diese Kirche lebt als Staat heute zu einem nicht geringen Teil von ihrer Geschichte, ihrer altrömischen und ihrer mittelalterlichen, und sie lebt als das römische Reich der Romanen; Reiche aber leben nicht ewig" (S. 166).

Das Christentum der „geistig geförderten" Protestanten dagegen ist echt germanisch. „Ohne Priester, ohne Opfer, ohne Gnadenstücke und Zeremonien, eine geistige Religion" (S. 167) nimmt es teil am politischen Aufschwung der Germanen und wird so selbstverständlich den romanischen Katholizismus überdauern.

„Ramschware"! und was für eine? Die Religion beurteilt nach der politischen Machtstellung ihrer Bekenner. Nach diesem Maßstabe gemessen war die christliche Religion in den ersten drei Jahrhunderten ihres Bestehens verkehrt, das römische Heidentum dagegen berechtigt; im Mittelalter war selbstverständlich alles Recht auf seiten der römisch-katholischen

Kirche; heute ist der germanische Protestantismus die für die „geistig Geförderten“ allein mögliche Religion; nach einem für Deutschland unglücklichen, für Rußland aber glücklich abgelaufenen Feldzuge müßte die slavische „Orthodoxie“ an die Stelle des germanischen Protestantismus treten.

Auf die Frage: Wird die katholische Kirche „den Rückgang der romanischen Staaten überdauern“? ist unbedingt zu antworten: Ja, das wird sie, sowohl gemäß der Verheißung Christi als gemäß ihrer ganzen bisherigen Geschichte. Auf die Frage dagegen: Wie lange wird der Rückgang der romanischen und der Aufschwung der germanischen Staaten andauern? weiß niemand eine sichere Antwort. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts stand Preußen politisch viel tiefer als heute Italien, Spanien oder Frankreich, und wie hoch steht es jetzt nicht! Einen gleichen Umschwung der Dinge in den romanischen Ländern als unmöglich erklären zu wollen, wäre eine gewagte und grundlose Behauptung. An der Befreiung unseres deutschen Vaterlandes von der Fremdherrschaft und an der Wiederherstellung seiner Größe haben Katholiken so gut wie Protestanten mitgewirkt. Es ist daher unberechtigt und anmaßend, dieses Werk einfach für den Protestantismus in Anspruch zu nehmen. Unter den zweihundertundfünfzig Millionen Katholiken giebt es viele Millionen, in deren Adern deutsches Blut rollt, und diese werden jeden Tropfen dieses deutschen Blutes dafür verwenden, daß die Kirche, die der Heiland mit seinem Blute erkauft hat, auch in der germanischen Welt nicht zu Grunde geht.

Daß Harnack das heutzutage bei den Protestanten allerdings sehr beliebte politisch-theologische Argument sich zu eigen gemacht hat, zeugt nicht gerade für einen sehr freien Blick.

Wir können aber die Zuverlässigkeit seines historisch geschulten Auges noch auf eine andere Weise prüfen. Über längstvergangene Zeiten lassen sich leicht Behauptungen aufstellen, ohne daß eine Kontrolle immer sehr einfach wäre. Aber Harnack spricht auch über den Katholizismus unserer Zeit. Da sind wir mit dabei als Zeugen und Mithandelnde und können aus eigener Erfahrung ein Urteil fällen über die Sätze, die der Herr Professor in betreff der katholischen Lehre und des katholischen Kirchenregiments mit ebenderselben Zuversicht aufstellt, wie er über das christliche Altertum urteilt.

Zuerst einiges über die Lehre. Da vernehmen wir denn, daß nach der in der katholischen Kirche herrschenden Meinung das Evangelium im letzten Grunde ascetisch und weltflüchtig sei. Damit man jedoch daraus

nicht den Schluß ziehe, das Evangelium sei mit den modernen Grundsätzen unvereinbar und unbrauchbar, hat die Kirche „einen eigentümlichen Ausweg, eigentlich ein Produkt der Verzweiflung gefunden". Einerseits hält sie an dem weltverneinenden Charakter des Evangeliums fest und lehrt, „daß das eigentliche christliche Leben nur in der Form des Mönchtums — das ist die ‚vita religiosa' — zum Ausdruck komme; aber sie läßt ein ‚niederes' Christentum ohne Ascese als ‚noch ausreichend' zu. Diese merkwürdige Konzession mag hier auf sich beruhen bleiben: daß die volle Nachfolge Christi nur den Mönchen möglich ist, ist katholische Lehre" (S. 51).

Mit Verlaub: das ist eine unkatholische Ketzerei, die einst von den Fraticellen gelehrt und von dem Papste Johann XXII. verurteilt wurde. Darum braucht jene „merkwürdige Konzession" auch keineswegs auf sich beruhen zu bleiben, sondern kann hier gleich als Hirngespinst festgelegt werden.

Harnack hat wohl etwas läuten hören, wie die Berufung auf die „vita religiosa" zeigt, aber er weiß doch nicht, wo die Glocken hängen. Nach katholischer Lehre ist allerdings der Ordensstand[1] der Stand der Vollkommenheit. Etwa weil alle Ordensleute Heilige sind oder weil es nur im Ordensstande Heilige geben kann? Dann müßten alle Ordensleute kanonisiert werden, oder jedenfalls niemand, der nicht im Ordensstande sein Leben beschlossen hat. Nun genügt es aber, irgend ein Heiligenverzeichnis aufzuschlagen, um zu sehen, daß die Kirche nicht so denkt. Sie hat Leute aus allen Ständen heilig gesprochen: Bauern, Handwerker, Dienstmägde, Bettler, Reiche, Gelehrte, Ungelehrte, Soldaten und Mönche, Laien und Priester, Kaiser und Könige, Verheiratete und Unverheiratete, Jünglinge und Greise. Sie lehrt also, daß man in jedem ehrlichen Stande nicht nur einen gewöhnlichen, sondern einen hohen Grad christlicher Vollkommenheit und demgemäß im andern Leben eine hohe Stufe der himmlischen Seligkeit erreichen kann; denn das und nichts anderes bedeutet die Heiligsprechung: der Heilige war hienieden ein vollkommener Christ und erfreut sich jetzt des entsprechenden Lohnes im Himmel. Kein Stand hindert die Heiligkeit, kein Stand macht an sich zum Heiligen, auch der Ordensstand nicht. „Stand der Vollkommenheit" heißt derselbe nur, weil die Ordensleute sich verpflichten, das Streben nach Vollkommenheit zu ihrer eigensten Lebensaufgabe zu machen, sei es im Dienste der Nächstenliebe oder im andauernden Verkehr mit Gott im Gebete, je nach der Vorschrift

[1] Notabene, das ist nicht dasselbe wie das Mönchtum.

ihrer Regel. Nicht einmal die evangelischen Räte: die Entsagung alles irdischen Besitzes, die Beobachtung der ehelosen Keuschheit und die vollständige Unterwerfung des Willens unter die rechtmäßigen geistlichen Obern machen das Wesen der christlichen Vollkommenheit aus; sie sind nur Mittel zum Zweck. Die Vollkommenheit selbst besteht nach katholischer Lehre in der allseitigen und standhaften Erfüllung des Gebotes der Gottes- und Nächstenliebe. Dieses Gebot kann und soll in jedem christlichen Stande erfüllt werden, und insofern ist jeder Stand eine vita religiosa, ein Gott geweihtes Leben.

Das hindert aber nicht, daß die Ausübung dieser Pflicht in dem einen Stande leichter oder schwerer ist als in dem andern. „Ich wünsche, ihr möchtet ohne Sorge sein. Wer unverheiratet ist, ist besorgt um das, was des Herrn ist, wie er dem Herrn gefalle; wer aber verheiratet ist, ist besorgt um das, was der Welt ist, wie er der Frau gefalle, und er ist geteilt. Und das unverheiratete Weib und die Jungfrau denkt auf das, was des Herrn ist, daß sie heilig sei an Leib und Geist; die aber verheiratet ist, denkt auf das, was der Welt ist, wie sie dem Manne gefalle. Dieses aber sage ich zu eurem Frommen, nicht um euch eine Schlinge überzuwerfen, sondern zur Wohlanständigkeit und zur Förderung eines ungestörten Gebetes zum Herrn" (1 Kor. 7, 32 ff.). Diese Worte des hl. Paulus enthalten kurz und bündig die katholische Lehre vom Stande der Vollkommenheit: Alle Christen sollen heilig werden; erleichtert aber wird dieses Streben dadurch, daß man sich möglichst von allen weltlichen Sorgen losmacht und sein ganzes Leben dem Dienste Gottes im engeren Sinne des Wortes weiht. Ein so Gott geweihtes Leben ist in vorzüglicher Weise eine vita religiosa und, insofern die Bedingung der Unabänderlichkeit hinzutritt, der Stand der Vollkommenheit, d. h. des Strebens nach der Vollkommenheit.

Eine doppelte Klasse von Christen im Sinne Harnacks kennt die katholische Kirche nicht; wohl aber weiß sie, daß es in allen Lebensberufen und Lebensstellungen Vollkommene und Unvollkommene in unzähligen Abstufungen giebt, die Gott allein bekannt sind.

Der „historisch geschulte Blick" hat Harnack in einer so nahe liegenden Sache vollständig in die Irre geführt. Werden da seine Urteile über das Urchristentum und dessen innerstes Wesen größere Vertrauenswürdigkeit beanspruchen können?

Das andere, was Harnack als eine arge Abirrung vom Evangelium erscheint, ist das katholische Kirchenregiment.

„Die politische Kirche, im weitesten Sinne des Wortes und unter sehr verschiedenen Masken, will herrschen; sie will die Seelen und die Leiber, die Gewissen und die Güter“ (S. 66). — „Wir erleben es heute an der römisch-katholischen Kirche, zu welch einer schweren Last die Verbindung mit einer bestimmten Kulturepoche für die Religion wird. Im Mittelalter war die Kirche voll Teilnahme, formgebend, gesetzgebend auf alle Fragen des Fortschritts und der Kultur eingegangen. Unvermerkt hat sie aber ihr heiliges Erbe und ihre eigentliche Aufgabe mit den Erkenntnissen, Maximen und Interessen, die sie damals gewonnen hat, identifiziert. Nun ist sie gleichsam festgenagelt auf die Philosophie, die Nationalökonomie, kurz auf den ganzen Kulturzustand des Mittelalters“ (S. 76). — „Keiner soll sich als Christ, d. h. als Gotteskind, fühlen und beurteilen dürfen, der nicht zuvor seine religiöse Erfahrung und Erkenntnis der Kontrolle des kirchlichen Bekenntnisses unterworfen hat. Dem ‚Geist‘ sind die engsten Schranken gezogen, und es wird ihm verboten, zu wirken, wo und wie er will. Ja noch mehr; der einzelne soll, besondere Fälle abgerechnet, nicht nur mit der Unmündigkeit und dem kirchlichen Gehorsam anfangen, er soll auch nie ganz mündig werden, d. h. er soll die Abhängigkeit von der Lehre, dem Priester, dem Kultus und dem ‚Buch‘ niemals verlieren“ (S. 131). — In allem, was sich hier als äußeres Kirchentum mit dem Anspruch auf göttliche Dignität darstellt, fehlt jeder Zusammenhang mit dem Evangelium. Es handelt sich nicht um Entstellungen, sondern um eine totale Verkehrung. Die Religion ist hier in eine fremde Richtung abgeirrt. . . . Christus verlangt, daß seine Diener nicht herrschen, sondern dienen, diese Priester aber regieren die Welt; Christus führt seine Jünger aus der politischen und der zeremoniösen Religion heraus und stellt jeden vor das Angesicht Gottes — Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott —, hier dagegen wird der Mensch mit unzerreißbaren Ketten an ein irdisches Institut gebunden und soll gehorchen; dann erst mag er sich Gott nahen. Einst haben die römischen Christen ihr Blut vergossen, weil sie dem Cäsar die Anbetung verweigerten und die politische Religion verschmähten; heute beten sie zwar einen irdischen Herrscher nicht geradezu an, aber sie haben ihre Seelen dem Machtgebot des römischen Papstes unterworfen“ (S. 163 f.).

Das ist der Schluß der 14. Vorlesung. Gewiß recht effektvoll. Für das Zugeständnis, daß wir Katholiken den Papst nicht „geradezu“ anbeten, sollten wir übrigens höflichst unsern Dank aussprechen; denn es hat auch schon Protestanten gegeben, die uns die Anbetung des Papstes als schweren Vorwurf entgegengehalten haben. Davon sind wir nun losgesprochen.

Immerhin ist das Bild auch so kein schönes: die Katholiken als unmündige Kinder, festgenagelt auf die mittelalterliche Kultur, seufzend unter dem Joche der Priesterherrschaft, der sie mit Leib und Leben, mit Gut und Gewissen verfallen sind, ohne Recht, unmittelbar mit Gott zu verkehren und das Wehen des Heiligen Geistes an sich zu erfahren, ganz abgekehrt vom Evangelium: traurig, sehr traurig!

Merkwürdig ist, daß die Katholiken das gar nicht einmal zu empfinden scheinen, ja daß sie sich ihrer Kirche rühmen und sich in derselben zu Hause fühlen wie die Kinder einer großen Familie, daß sie zu den Priestern nicht aufblicken wie zu ihren Tyrannen, sondern wie zu ihren väterlichen Freunden, mit denen sie ihre Freuden und Leiden, ihre Befürchtungen und Hoffnungen vertrauensvoll teilen, weil sie bei ihnen herzliche und verständnisvolle Teilnahme finden. Der furchtbare Papstkönig, an den die Protestanten nur mit Schaudern denken, ist den Katholiken ihr höchster geistlicher Vater, er ist ihnen wie ein liebender Vater Gegenstand der hingebendsten Gegenliebe. Wo ist der Katholik, der sich durch die Kirche gehemmt fühlt, mit Gott zu verkehren, so viel er will? Wo ist das Kirchengesetz, welches dem Heiligen Geist vorschreibt, wem und wann er seine Gnaden zu geben hat? oder dem Katholiken, wieviel Gnaden er vom Heiligen Geiste annehmen darf? Wenn es wahr ist, daß unter den Protestanten der innige und vertraute Verkehr mit Gott im Gebete noch viel eifriger gepflegt wird als unter den Katholiken, dann sei Gott dafür gepriesen; denn wir hätten darin eine gute Bürgschaft ihrer einstigen Rückkehr zur Kirche Christi. Aber ein gewisser Zweifel an der Richtigkeit dieser Voraussetzung dürfte doch wohl gestattet sein.

Es ist übrigens richtig, daß wir Katholiken gebunden sind, nämlich an die von Christus verkündete und in der Kirche hinterlegte Wahrheit. „O Timotheus, bewahre das hinterlegte (Besitztum der Lehre). Weise die heillosen leeren Reden zurück und die Widersprüche der fälschlich so genannten Erkenntnis, zu welcher einige sich bekennen, die vom Glauben abgeirrt sind“ (1 Tim. 6, 20 f.). Die Lehre Christi ist es, vermittelst welcher die Priester herrschen, und diese Herrschaft hat doch Christus wahrlich nicht ausgeschlossen, da er zu den Aposteln gesagt hat: „Wer euern Worten nicht glaubt, der ist verdammt.“ Daß wir Katholiken aber durch „verschlagene Diplomatie und Gewalt“ (S. 159) regiert werden, ist Unsinn, das müssen wir doch besser wissen.

Ebensowenig Verständnis zeigt Harnack in der Frage, wie die persönliche Frömmigkeit eines Katholiken sich zum äußeren Kirchenregiment verhält. Es versteht sich ganz von selbst, daß auch das innerste religiöse Leben eines Katholiken durch seinen Glauben an die geoffenbarte Wahrheit bestimmt wird. Wer innere Akte des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Anbetung setzt, muß wissen, was er glaubt, hofft, liebt, anbetet. Wer zu Gott um die ewige Seligkeit und die dazu nötigen Gnaden fleht, muß

wissen, daß es Seligkeit und Gnaden giebt. Eine innere Religion, die nur ein blinder Instinkt, ein vernunftloses Sehnen und Wünschen ist, kennen wir Katholiken nicht, unser religiöses Leben baut sich auf unserem Offenbarungsglauben auf. Insofern richtet sich allerdings jede religiöse Erfahrung nach der kirchlichen Lehre, da das öffentliche Bekenntnis und die innere Gesinnung weder unabhängig nebeneinander herlaufen können noch auch im Gegensatz zu einander stehen dürfen.

Im übrigen erläßt die Kirche über das rein innere Leben der Gläubigen keine Gesetze, sie setzt dem Geiste keine Schranken, sie zieht rein innere Vorgänge nicht vor ihr kirchenpolitisches Forum. De internis non iudicat praetor, gilt auch hier als Grundsatz. Die Behauptung, daß das innere geistliche Leben der Katholiken kirchenpolitischen Vorschriften unterliege, ist so ungeheuerlich, daß man nicht weiß, unter welche Rubrik man sie bringen soll. Unkenntnis? Aber eine so krasse Unkenntnis in einer Sache, die doch so leicht zu erfragen wäre! Absichtliche Verdrehung? Aber die mutet man doch einem gebildeten Manne nicht zu, wenn man dazu nicht gezwungen ist. Am einfachsten betrachtet man das Ganze als leere Phrasenmacherei, die ja auch unter Umständen ihre Wirkung thut. Jedenfalls zeigt Harnack in seinen 16 Vorlesungen, daß das wahre Wesen des Katholizismus ihm ein verschlossenes Land ist.

Mehr Kenntnis dürfen wir ihm schon zutrauen in Bezug auf den Protestantismus, obschon die Auffassung desselben, wie sie in der Ritschlschen Schule herrscht, von andern Protestanten scharf bekämpft wird.

Nach Harnack ist der Protestantismus erstens eine Reformation, d. h. wie er selbst erklärt, eine „kritische Reduktion“ der Religion auf ihre „wesentlichen Faktoren“, das Wort Gottes und den Glauben, wobei aber das Wort Gottes „nicht die Kirchenlehre, auch nicht die Bibel, sondern die Verkündigung von der freien Gnade Gottes in Christus ist. . . Der zuversichtliche Glaube, einen gnädigen Gott zu haben“ (S. 168 f.), das ist alles, worauf der Protestantismus das Wesen der christlichen Religion reduziert hat.

Zweitens ist der Protestantismus eine „Revolution“ gewesen, „revolutionär nicht in dem schlimmen Sinne, in welchem es sich um die Auflehnung gegen eine Rechtsordnung handelt, die zugleich eine sittliche Ordnung ist, wohl aber im Sinne eines gewaltsamen Bruches mit einem gegebenen Rechtszustande“ (S. 173), also in demselben Sinne, in welchem die heutigen Anarchisten ihre Stellung zum modernen Staat auffassen.

Ein großer Übelstand an den protestantischen Gemeinschaften ist nach Harnack der, daß sie doch in irgend einer Form wieder ein statutarisches Kirchenwesen ausgebildet und dogmatische Bekenntnisstücke und Lehrformeln herübergenommen haben.

„Auf diesem Wege, und wenn die andern Verwirrungen sich auch noch steigern oder verfestigen, droht der Protestantismus zu einer kümmerlichen Doublette des Katholizismus zu werden" (S. 184).

Man hat schon verschiedene Vorschläge gemacht, um die offenkundigen Schäden des Protestantismus zu heilen: Stärkung der kirchlichen Amtsgewalt, Aufhebung des Staatskirchentums, Föderation aller protestantischen Gemeinschaften. Am originellsten ist wohl der Vorschlag Harnacks: Mehrung der Verschiedenheiten ist das beste Mittel gegen Rückfall in den Katholizismus.

„Wenn man uns vorhält: Ihr seid zerspalten; soviel Köpfe, soviel Lehren, so erwidern wir: So ist's, aber wir wünschen nicht, daß es anders wäre; im Gegenteil — wir wünschen noch mehr Freiheit, noch mehr Individualität in Ausspruch und Lehre [also noch mehr Lehren als Köpfe? Auf jeden Kopf mindestens zwei oder drei entgegengesetzte Lehren?]. . . . Das ist die evangelische Antwort auf den Vorwurf der Zersplitterung, und das ist die Sprache der Freiheit, die uns geschenkt ist" (S. 172 f.).

Gott bewahre uns vor einer solchen Freiheit. St. Paulus sagt: „Wahret die Einheit . . . ein Leib und ein Geist . . . ein Herr, ein Glaube, eine Taufe" (Eph. 4, 3 ff.); und ein größerer als Paulus sagt: „Jedes Reich, welches wider sich selbst entzweit ist, zerfällt" (Luk. 11, 17). Mögen die Protestanten Harnackscher Richtung es auf ihre Gefahr versuchen, diesen Satz zu Schanden zu machen.

Wir Katholiken ziehen es vor, festzuhalten an der einen, heiligen, allgemeinen Kirche, die Christus sich mit seinem Blute erworben hat, und die Paulus eine Säule und Grundfeste der Wahrheit nennt.

Der Weg, den der Protestantismus infolge seiner Trennung von der Kirche eingeschlagen hat, führt abwärts, abwärts, abwärts; dafür sind die 16 Vorlesungen Harnacks ein neuer Beleg. Die Lehre, die in denselben vorgetragen wird, ist, gemessen an der Heiligen Schrift und der Überlieferung, nicht Christentum, sondern Unglaube.

Christian Pesch S. J.

Zur mechanischen Instinkttheorie.

(Schluß.)

Eine Reihe anderer Instinkte sucht Loeb auf Chemotropismus zurückzuführen. Auch hier soll seine Beweisführung wörtlich wiedergegeben werden (S. 124 ff.):

„Wir wollen uns nunmehr der Betrachtung von einigen komplizierteren Instinkten zuwenden. Es erschien mir immer als eine der wunderbarsten Einrichtungen in der Natur, daß bei einer Reihe von Spezies das Weibchen die Eier an solchen Orten ablegt, wo die auskriechenden Larven die für sie passende Art der Nahrung finden. Wer die vergleichende Physiologie hierbei nicht berücksichtigt, und statt dessen in der bisher üblichen Weise versucht, diese Reaktionen auf zweifelhafte Gehirnzentren zurückzuführen[1], wird schwerlich weit kommen. Vom Standpunkt der vergleichenden Physiologie aber werden wir zu der Einsicht geführt, daß es sich hier um einfache Tropismen handelt, für deren Zustandekommen nur der Vorgang der Reizleitung, aber keinerlei sonstige mysteriöse Einrichtungen im Zentralnervensystem erforderlich sind. Die Hausfliege[2] legt ihre Eier auf faulendes Fleisch, Käse oder ähnliches Material, und diese Substanzen bilden das Nahrungsmittel für die jungen Larven. Ich habe oft Stücke Fleisch und Fett vom nämlichen Tier nebeneinander an das Fenster gelegt, aber die Fliege machte nie einen Irrtum, sie legte ihre Eier stets auf das Fleisch und nie auf das Fett. Ich machte ferner den Versuch, die Larven auf Fett zu züchten. Wie zu erwarten war, fand auf Fett kein Wachstum statt, und die Larven gingen bald zu Grunde. An den jungen Larven ließ sich die Mechanik des eigentümlichen Instinkts ihrer Mutter ermitteln. Die Larven werden

[1] Herrn Loeb scheinen nur wenige Werke über den Tierinstinkt zur Verfügung gestanden zu haben. Sonst würde er von der „bisher üblichen Weise", die Instinkte zu erklären, nicht bloß die extreme Zentrentheorie kennen.

[2] Soll wohl heißen: die Schmeißfliege (Musca vomitoria). Die auch in Nordamerika vorkommende, als „Hausfliege" bezeichnete, gemeine Stubenfliege (Musca domestica) legt nämlich ihre Eier gewöhnlich nicht in faules Fleisch, sondern in Pferdedung und ähnliche Stoffe. Aufklärung hierüber würde Herr Professor Loeb gefunden haben in dem Bulletin Nr. 4, neue Serie, des U. S. Department of Agriculture: *L. O. Howard* und *C. Marlatt*, The principal household insects of the United States (Washington 1896) p. 43—47.

durch bestimmte Substanzen, welche von einem Körper ausstrahlen, orientiert, und diese Orientierung findet in derselben Weise statt, wie die Orientierung heliotropischer Tiere durch das Licht stattfindet. An die Stelle der Lichtquelle tritt in diesen Versuchen das Diffusionszentrum, und an die Stelle der Lichtstrahlen die Diffusionslinien, d. h. die geraden Linien, längs welcher die Moleküle vom Diffusionszentrum sich ins umgebende Medium fortbewegen. Die chemischen Effekte der diffundierenden Moleküle auf gewisse Elemente der Haut beeinflussen die Spannung der Muskeln in ähnlicher Weise wie die photochemischen Wirkungen der Lichtstrahlen im Falle heliotropischer Tiere. Man bezeichnet die Orientierung eines Organismus durch diffundierende Moleküle als Chemotropismus, und wir sprechen von positivem Chemotropismus, wenn das Tier gezwungen ist, seine Symmetrieachse in die Richtung der Diffusionslinien zu bringen und seinen Kopf gegen das Diffusionszentrum zu richten. Bei einer solchen Orientierung wird jedes Paar von Symmetriepunkten an der Oberfläche des Tieres unter gleichem Winkel von den Diffusionslinien getroffen. Es läßt sich leicht zeigen, daß die Fliegenlarven positiv chemotropisch gegen gewisse chemische Substanzen sind, die in faulendem Fleisch und Käse gebildet werden, die aber beispielsweise nicht im Fett enthalten sind. Die fraglichen Stoffe sind wahrscheinlich flüchtige stickstoffhaltige Verbindungen. Die junge Fliegenlarve wird durch diese Substanzen in derselben Weise zum Diffusionszentrum geführt, wie die Motte in die Flamme. Die weibliche Fliege besitzt denselben positiven Chemotropismus für diese Stoffe wie die Larven und wird demgemäß zum Fleisch geführt. Sobald sie auf dem Fleische sitzt, scheinen chemische Reize reflektorisch die Eiablage auszulösen. Es könnte auch sein, daß in dem Tier zur Zeit, wo es zur Eiablage bereit ist, der positive Chemotropismus für die erwähnten Stoffe besonders stark entwickelt ist. Sicher ist aber, daß weder Erfahrung noch bewußte Wahl eine Rolle bei diesen Vorgängen spielen. Wenn wir nunmehr die Frage aufwerfen, was nötig ist, um diese Reaktionen auszulösen, so lautet die Antwort: erstens die Gegenwart einer Substanz in der Haut des Tieres, die durch die erwähnten flüchtigen Stoffe, die im faulenden Fleisch enthalten sind, verändert wird, und zweitens die bilaterale Symmetrie des Körpers. Das Zentralnervensystem spielt dabei keine andere Rolle, als daß es die protoplasmatische Brücke für die Reizleitung von der Haut zu den Muskeln bildet. In Organismen, wo diese Reizleitung ohne Zentralnervensystem möglich ist, bei Pflanzen

z. B., finden wir dieselben Reaktionen (Instinkte). Das entspricht der Segmentaltheorie, aber nicht der Zentrentheorie."

Analysieren wir jetzt diese wissenschaftliche Erklärung auf ihren wirklichen Wert.

Daß bestimmte Geruchsstoffe es sind, welche zur Auslösung vieler Instinkte, insbesondere der meisten Nahrungs- und Fortpflanzungsinstinkte, dienen, ist schon lange bekannt. Mit dieser einen alten Wahrheit ist aber der wissenschaftliche Gehalt der ganzen langen Loebschen Erörterung bereits erschöpft; alles, was darüber hinausgeht und wirklich neu ist, das ist unzutreffend und steht mit den Thatsachen im Widerspruch.

Loeb behauptete, es lasse sich „leicht zeigen", daß es sich bei den Nahrungs- und Fortpflanzungsinstinkten der Insekten um nichts anderes als um „einfache Tropismen" handle, wofür er die Schmeißfliege als Beispiel wählte. Aber gerade an diesem Beispiele läßt sich noch viel leichter zeigen, daß jene Behauptung völlig unhaltbar ist. Es klingt allerdings hochwissenschaftlich, zu hören, wie die bilateral gebauten Fliegenlarven von den in bestimmten Diffusionslinien ausströmenden chemischen Stoffen mit mechanischer Gewalt so orientiert werden, daß sie die Symmetrieaxe ihrer Körper sämtlich in die Richtung der Diffusionslinien bringen und ihre Köpfe sämtlich dem Diffusionszentrum zukehren! Aber wer hat jemals die Fliegenmaden thatsächlich in solcher radiärer Anordnung an einem faulen Fleischstücke gesehen? Wenn die mechanische Orientierung, welche Loeb jenen Larven zuschreibt, wirklich vorhanden wäre, so müßten die fressenden Maden notwendig alle mit ihren Köpfen gegen den Mittelpunkt des faulen Fleischstückes gerichtet sein, wie die Radien eines Kreises gegen das Zentrum desselben. Das sind sie aber in rerum natura nicht; sie sind vielmehr ganz unregelmäßig über das Fraßstück verteilt und erlauben sich nicht selten, statt des Kopfes sogar ihren Hinterteil dem berühmten „Diffusionszentrum" zuzukehren! Die schöne chemotropische Orientierung der fressenden Fliegenmaden besteht also nur in der Phantasie des Herrn Professors.

Ebenso verhält es sich mit dem Fortpflanzungsinstinkte des Muttertieres, welchen Loeb durch jene Orientierung der Larven glücklich erklärt haben will. Daß es dieselben Geruchsstoffe sind, deren Geruchsempfindung die Fliegenmaden zum Fraße anregt und die alte Fliege zur Eiablage anlockt, geben wir gerne zu; das ist aber gar nichts Neues. Neu ist bloß die kühne Behauptung, daß es sich bei diesem Vorgang um

ein rein mechanisches Geschehen handle, das mit dem sinnlichen Empfindungsvermögen des Tieres gar nichts zu thun habe. Durch seine chemotropische Theorie vermag Loeb nicht einmal zu erklären, weshalb die alte Fliege gerade ihren Hinterteil dem faulen Fleisch zuwendet, wenn sie Eier zu legen im Begriffe steht; denn dort hat sie ja keine geruchsempfindlichen Nervenendigungen, sondern vielmehr am Vorderteil, insbesondere an den Fühlern. „Rein chemotropisch orientiert“ müßte daher die Schmeißfliege ihren Kopf in das Zentrum der chemischen Diffusionslinien versenken und ihre Eier unterdessen in die Luft legen! Das sind offenbare Absurditäten. Allerdings besteht ein reflektorischer Zusammenhang zwischen der Wahrnehmung des Fleischgeruches und dem Triebe zur Eiablage; letzterer wird durch erstere ausgelöst; das wußten wir schon früher. Aber die wissenschaftliche Erklärung der „Mechanik des eigentümlichen Instinktes der Mutter“, welche Loeb so feierlich angekündigt hatte, wird man in seinen Ausführungen vergeblich suchen.

Darin hat Loeb ohne Zweifel völlig recht, daß weder Erfahrung noch bewußte Wahl bei dem Freßinstinkte der Fliegenmaden oder bei dem Fortpflanzungsinstinkte des Muttertiers irgend eine Rolle spielen. Sonst wäre es ja unmöglich, daß solche Fliegen, die ihre Eier in faules Fleisch oder in Aas zu legen pflegen, dieselben gelegentlich auch in die Blütenkelche von Stapelien und andern Blumen absetzen, welche einen Aasgeruch als „Blütenduft“ besitzen. Durch diese Thatsache wird die anthropomorphe Erklärung jener Instinkte entscheidend widerlegt. Aber es giebt doch noch ein Mittelding zwischen „bewußter Wahl“ und „mechanischer Orientierung durch Chemotropismus“. Dieses Mittelding, welches Herrn Loeb leider völlig unbekannt blieb, ist das Sinnesleben des Tieres. Dasselbe wird bloß durch sinnliche Empfindung und Wahrnehmung geleitet, nicht durch intelligente Überlegung. Deshalb können die ähnlichen Geruchsreize, welche vom faulen Fleisch und von den aasduftenden Blumen ausgehen, den Instinkt des Tieres täuschen. Daß jedoch das Zentralnervensystem, wie Loeb weiterhin behauptete, keine andere Bedeutung für jene Instinktthätigkeiten habe als die einer „protoplasmatischen Brücke für die Reizleitung“, ist eines jener zahlreichen unbewiesenen Axiome, welche Loeb im Interesse seiner Segmentaltheorie aufgestellt hat. Wie falsch dasselbe für den vorliegenden Fall ist, zeigt gerade der von Loeb herangezogene Vergleich mit den chemotropischen Erscheinungen bei Pflanzen. Er behauptet zwar, daß wir „dieselben Reaktionen (Instinkte) auch bei Pflanzen finden“.

Aber die Pflanzen, welche, durch Chemotropismus geleitet, ihre Eier in faules Fleisch ablegen, sind leider noch nicht entdeckt. Wir müssen sie daher einstweilen für gleichwertig erklären mit jenen berühmten Seeschlangen, welche alljährlich zur „Sauregurkenzeit“ in den transatlantischen Tagesblättern auftauchen.

Zur Stütze seiner mechanischen Instinkttheorie beruft sich Loeb (S. 142 ff.) auch auf die Ameisenstudien Albrecht Bethes[1]. Leider war es ihm nicht mehr möglich gewesen, vor Veröffentlichung seines Buches von dem Urteil Kenntnis zu erhalten, welches die wissenschaftliche Kritik seither über jene Arbeit Bethes abgegeben hat. Sonst würde er jene Berufung wahrscheinlich unterlassen haben; denn Bethes Reflextheorie des Ameisenlebens hat sich trotz der hübschen Experimente, welche dieselbe begründen sollten, als durchaus irrtümlich erwiesen[2]. Da Bethe ähnlich wie Loeb hauptsächlich durch Chemotropismus die Instinkte der Ameisen zu erklären versucht hat, wollen wir auf einige angeblich besonders beweiskräftige Experimente, welche Loeb aus Bethes Schrift herübergenommen hat, hier etwas näher eingehen.

Bethe erklärte das gegenseitige „sich Kennen“ der Ameisen einer und derselben Kolonie für einen bloßen „Chemoreflex“, auf Grund dessen man den Ameisen nicht einmal eine „Geruchsempfindung“ zuschreiben dürfe. Er badete Ameisen eines Nestes in der Brühe zerquetschter Ameisen einer fremden Art und fand nun, daß diese Badegäste von ihren eigenen ehemaligen Gefährtinnen nicht mehr erkannt, sondern als Feinde angegriffen wurden. Er giebt ferner an, daß Ameisen, die er in der Brühe zerquetschter feindlicher Ameisen einer fremden Art gebadet und dann in das Nest der letzteren gesetzt hatte, von diesen nicht als Feinde erkannt, sondern freundlich aufgenommen wurden. Durch diese Versuche hat jedoch Bethe nur die schon bekannte Thatsache bestätigt, daß bei den Ameisen ein bestimmter „Nestgeruch“ oder „Koloniegeruch“ als Erkennungszeichen diene, welches von den Ameisen mittelst der Fühler wahrgenommen wird. Aber daß dieses gegenseitige Erkennen ein bloßer „Chemoreflex“ sei, von

---

[1] Dürfen wir den Ameisen und Bienen psychische Qualitäten zuschreiben? Bonn 1898.

[2] Vgl. Wasmann, Eine neue Reflextheorie des Ameisenlebens (Biolog. Centralbl. XVIII [1899], Nr. 15); Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen, Stuttgart 1899 (Zoologica. Heft 26); Instinkt und Intelligenz im Tierreich, 2. Aufl., S. 102 ff.

dem die Ameisen selber nichts empfinden, darin liegt ein großer Irrtum. Bei sorgfältiger Nachprüfung der von Bethe vorgenommenen Badeversuche stellte sich nämlich heraus, daß die Sinneswahrnehmung der Ameisen nur vorübergehend, für den ersten Augenblick, durch die Geruchsstoffe sich täuschen lasse, die den gebadeten Ameisen anhaften. Insbesondere wurden Ameisen, die man in der Brühe von Ameisen einer fremden Art gebadet und dann in das betreffende fremde Nest gesetzt hatte, von den Ameisen bereits nach wenigen Minuten „demaskiert", d. h. sie wurden als Feinde erkannt, angegriffen und getötet. Die Ameisen besitzen somit ein sinnliches Unterscheidungsvermögen für verschiedene Geruchsstoffe, das über den bloßen Chemotropismus und über bloße Chemoreflexe von mechanischen „Instinktautomaten" weit hinausgeht.

Weiterhin führt Loeb die Versuche Bethes an, durch welche derselbe bewiesen habe, daß die Ameisen bei ihrer Nahrungssuche durch Chemotropismus rein reflektorisch geleitet würden. Aber auch hier zeigt sich die Unhaltbarkeit der neuen Reflextheorie. Daß Ameisen sowohl an dem Geruche der Fährte, die von einer anderen Ameise hinterlassen worden ist, als auch an dem Geruche der Gefährtin selber wahrnehmen können, ob diese eine Nahrung gefunden hat, das ist eine schon früher bekannte Thatsache, die durch Bethes Versuche neu bestätigt wurde. Aber auch hier handelt es sich um viel mehr als um einen bloßen Reflexmechanismus. Die Ameisen verfolgen nicht bloß infolge von „Chemotropismus" die Fährte, an welcher die für sie angenehmen Geruchsstoffe haften, bis sie schließlich bis zur Nahrungs- und Geruchsquelle gelangt sind, sondern sie vermögen auch sich gegenseitig durch Fühlerschläge Kenntnis zu geben von der aufgefundenen Nahrung. Bethe hat dieses längst bekannte Mitteilungsvermögen der Ameisen einfach geleugnet. Seine Haltung begreift sich daraus, daß er nur als Experimentator, nicht aber als langjähriger Beobachter von dem Ameisenleben Kenntnis hatte; hierzu kam wohl auch die Besorgnis für seine Reflextheorie, in welcher jene Thatsachen sich nicht unterbringen ließen. Das ändert jedoch nichts an dem Thatbestande. Es steht durch zahlreiche Beobachtungen der verschiedensten Forscher völlig fest, daß Ameisen, welche irgendwo eine Nahrung, einen echten Gast oder einen andern ihnen angenehmen Gegenstand gefunden haben, den sie nicht allein mitnehmen können, nicht selten zu ihrem Neste zurückkehren und durch Fühlerschläge andere Gefährtinnen auffordern, ihnen zu folgen; dann holen sie gemeinsam die Beute

ab [1]. Wer selber das Leben der Ameisen noch nicht hinreichend beobachtet hat, um sich hiervon zu überzeugen, sollte sich wenigstens hüten, nicht diese seine Unkenntnis als ein „neues Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung" zu veröffentlichen.

Wir kommen nun „zu einem der merkwürdigsten Resultate der Versuche von Bethe", wie Loeb sich ausdrückt, nämlich zur vorgeblichen Polarisation der Geruchsfährte [2], durch welche die Ameisen mittelst eines rein chemotropischen Prozesses auf ihren Wegen geleitet werden sollen. Daß die Ameisen auf den von ihnen begangenen Straßen eine Geruchsfährte hinterlassen, die von ihnen selber oder von andern Ameisen durch den Geruchssinn der Fühler wahrgenommen werden kann, war schon lange bekannt. Ebenso bekannt war es, daß die Ameisen eine von ihrem Nest fortführende Spur von einer zum Neste hinführenden durch den Geruchssinn der Fühler zu unterscheiden vermögen. Was jedoch Bethe über die Polarisation der Geruchsteilchen auf jener Spur berichtet, ist ein Phantasiegebilde. Wir haben die von ihm vorgenommenen Drehungsversuche, durch welche er den Beweis für die Polarisationshypothese erbracht zu haben glaubte, nachgeprüft und gezeigt, daß gerade bei dem „entscheidendsten" dieser Versuche die Polarisation der Fährte nach der Drehung dieselbe blieb wie vorher; also kann es keine Polarisation der chemischen Stoff-

[1] Einige neue Beobachtungen hierüber siehe in unserer Schrift „Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen" S. 63 ff. und „Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Tiere", 2. Aufl. (Freiburg i. Br., 1900), S. 23.

[2] Unter Polarisation der Stoffteilchen versteht man jene Anordnung derselben, durch welche die gleichwertigen magnetischen Pole aller Teilchen nach derselben Seite gerichtet sind, also sämtlich +— oder —+. Bethe hat es später versucht, die Widerlegung seiner Polarisationshypothese dadurch zu entkräften, daß er behauptete, mißverstanden worden zu sein; er habe gar keine Polarisation im physikalischen Sinne gemeint. Aber weshalb hat er denn in seiner Schrift nicht erklärt, wie er jenes Wort verstehe? Warum hat er nicht bloß die Ausdrücke „Polarisation", „Polarisierung", „polarisiert" u. s. w. fortwährend gebraucht, sondern sogar auf zwei Abbildungen (S. 57 und 58) das Schema der polarisierten Fährte mit den bekannten physikalischen Polarisationszeichen zur Erläuterung seiner Theorie gegeben? Im übrigen hat Bethe in seiner im Archiv für Physiologie (LXXIX [1900], 39—52) veröffentlichten Erwiderung auf unsere Kritik nur den unglücklichen Versuch gemacht, die Objektivität unseres Standpunktes als „theologisch" zu verdächtigen. Dieses Verfahren enthebt uns jeder weiteren Antwort. Vgl. auch unsere Abhandlung „Einige Bemerkungen zur vergleichenden Psychologie und Sinnesphysiologie" im Biolog. Centralbl. XX (1900), Nr. 10.

teilchen auf der Geruchsfährte sein, was den Ameisen die Richtung ihres Weges anzeigt.

Bethe hatte ferner als Folgerung aus seiner Polarisationshypothese den Satz aufgestellt, die Ameisen könnten nicht dieselbe Geruchsfährte zum erstenmal als Hinweg und als Rückweg benutzen. In der That folgt dies mit Notwendigkeit aus seiner Reflextheorie; denn eine einseitig (z. B. + —) polarisierte Fährte kann die Ameise nur in derselben (+ —) Richtung reflektorisch weiterführen, nicht aber in der umgekehrten (— +) Richtung. Zudem würde eine Ameise, welche trotz dieser theoretischen Unmöglichkeit auf demselben Wege, den sie gekommen ist, umkehrt und wieder nach Hause geht, die von ihr auf dem Hinwege hinterlassene Polarisation durch den Rückweg wiederum in die entgegengesetzte verwandeln, also völlig aufheben; demnach könnte eine zweite Ameise die Fährte der ersten unmöglich wiederfinden, weil das Richtungsmoment derselben nicht mehr existiert! Diese Folgerungen zeigen klar die Irrtümlichkeit der so schön klingenden neuen Polarisationshypothese; denn gerade die Lasius-Arten, mit denen Bethe experimentiert hat, benutzen thatsächlich fast immer dieselbe Fährte als Hinweg und als Rückweg.

Die richtige Lösung dieses Rätsels hätte sehr nahe gelegen: nicht eine geheimnisvolle „Polarisation“ der Fährte ist es, was den Ameisen die Richtung derselben anzeigt, sondern etwas viel Einfacheres, nämlich die Geruchsform der Fährte. Die von einer Ameise beim Hinweg und beim Rückweg hinterlassene Spur hat nämlich wegen der entgegengesetzten Stellung der Ameisenfüße beim Hin- und beim Rückweg eine entgegengesetzte Form. Diese Form, welcher die chemischen Stoffteilchen (die „Geruchsteilchen“) anhaften, ist aber ebensogut Gegenstand der Geruchswahrnehmung für die Ameisenfühler, wie die Form einer menschlichen Fährte auf weichem Boden Gegenstand der Gesichtswahrnehmung für unser Auge ist. Dasselbe wie für das Spurfinden bei den Ameisen gilt auch für das Spurfinden jener höheren Tiere, welche hierbei vorzugsweise durch ihren Geruchssinn geleitet werden, z. B. die Jagdhunde. Auch sie unterscheiden die hin- und die rücklaufende Fährte des Wildes durch den Geruchssinn, durch die Wahrnehmung der Geruchsform der Fährte, nicht aber durch irgend eine mysteriöse „Polarisation“ derselben, welche Bethe auch beim Spurfinden der Jagdhunde ausdrücklich annimmt. An Stelle der neuen Polarisationshypothese, die von Wissenschaftlichkeit nichts als den Klang besitzt, tritt somit eine viel einfachere und viel natürlichere Erklärung;

mit einer rein mechanischen Instinkttheorie, welche das Tier nur als eine von Chemo- und andern Tropismen geleitete Maschine ansieht, steht dieselbe allerdings im Widerspruche.

Gleichsam den Gipfelpunkt der Betheschen Reflextheorie des Ameisenlebens bildet jedoch folgender, auch von Loeb (S. 144) als beweiskräftig aufgenommener Erklärungsversuch. Man kann alltäglich beobachten, daß Ameisen, welche eine Last tragen, mit derselben meist zu ihrem Neste hingehen, während die vom Neste fortgehenden Ameisen meist unbelastet sind. An diese Thatsache hat Herr Bethe die kühne Verallgemeinerung zu Gunsten seiner Reflextheorie geknüpft: „Was eine Ameise unter gewöhnlichen Verhältnissen veranlaßt, der einen oder der andern Spur (d. h. vom oder zum Neste) zu folgen, ist offenbar die Belastung und der Mangel an Belastung: Belastung löst reflektorisch den Gang zum Neste hin, Mangel an Belastung den Gang vom Neste fort aus." Ein Kenner des Ameisenlebens kann sich bei dieser großartigen wissenschaftlichen Entdeckung eines ironischen Lächelns nicht erwehren. Wäre jenes hochgelehrt klingende Axiom wirklich zutreffend, so würde es einer unbelasteten Ameise ja physiologisch unmöglich gemacht, wieder leer nach Hause zu gehen, wenn sie draußen nichts gefunden hat; und einer belasteten Ameise, die einen Leichnam oder einen andern Abfallstoff aus dem Neste fortschaffen will, würde es physiologisch unmöglich gemacht, mit ihrer Last das Nest zu verlassen! Wie kann man ein solches Unding im Ernste für „Wissenschaft" ausgeben? Die Belastung oder Nichtbelastung ist doch auch unter „gewöhnlichen Verhältnissen" offenbar nur die nächste Veranlassung, weshalb die Ameise zum Neste hin- oder vom Neste fortgeht, ebenso wie für einen Packträger, der eine Anzahl Kisten von der Bahnstation in ein Haus zu bringen hat, die Belastung oder Nichtbelastung die nächste Veranlassung ist, zum Hause hin- oder vom Hause fortzugehen. Diese nächste Veranlassung ohne weiteres für die psychologische oder auch nur für die physiologische Ursache auszugeben, wie Bethe es hier gethan, das ist doch ein ganz handgreifliches Sophisma. Deshalb beweist jenes Beispiel für die neue Reflextheorie gar nichts als ihre offenbare Unzulänglichkeit.

Wir können hiermit die neue mechanische Instinkttheorie Loebs und Bethes wohl als erledigt betrachten. Obwohl sie uns gegenüber der vulgären Vermenschlichung des Tierlebens manchen nützlichen Wink zu einer einfacheren Erklärung der Thatsachen giebt, so ist sie doch in ihrer Allgemeinheit ein ebenso verfehltes Extrem wie jene.

Die Beispiele, an denen Loeb nachzuweisen versucht hat, daß die vorgeblichen psychischen Thätigkeiten der Tiere auf bloße Reflexmechanismen und pflanzliche Tropismen sich zurückführen lassen, beziehen sich allerdings hauptsächlich auf die Instinkte von Insekten und andern niedern Tieren. Wendet man jedoch seine Segmentaltheorie auch auf die höheren Tiere in derselben Weise an, so muß man auch einen Hund oder einen Affen für nichts weiter als für eine Summe von „einfachen Reflextieren" erklären, zwischen denen das Zentralnervensystem nur „die protoplasmatische Brücke der Reizleitung" bildet. Die kartesianischen Tiermaschinen sind damit in ihrer klassischen ursprünglichen Gestalt wiedergeboren; mit einem neuen physiologischen Mäntelchen bekleidet stellen sie sich der gebildeten Welt des 19. und 20. Jahrhunderts als Sprößlinge der modernen Wissenschaft vor.

Nicht die scholastische Psychologie, welche den Tieren eine Seele mit sinnlichem Empfindungs- und Begehrungsleben, mit sinnlichem Gedächtnis, sinnlichem Vorstellungsvermögen und willkürlicher Bewegung zuerkennt, ist es, die das Tier in eine organische Maschine verwandelt, sondern jene Richtung in der neueren Physiologie, welche die Äußerungen des sinnlichen Lebens der Tiere für bloße Reflexe ausgiebt und dadurch das ganze Tier zu einem kunstreich gebauten Automaten macht. Dieser unleugbaren Thatsache gegenüber klingt es höchst naiv, wenn Ernst Krause und ähnliche Vertreter der modernen Tierpsychologie immer noch bei der alten Anklage beharren, daß die scholastische Philosophie das Tier in eine seelenlose Maschine verwandle. Der genannte darwinistische Romanschriftsteller läßt sich über dieses Thema noch in jüngster Zeit folgendermaßen aus[1]:

„In den letzten Jahren ist eine Anzahl von Büchern und Abhandlungen erschienen, welche die Handlungen der Tiere auf einen Mechanismus zurückzuführen suchen, wie ihn schlimmer selbst Descartes nicht gedacht hat, als er die Tiere für bloße Maschinenwesen ausgab. Der treffliche Ameisenforscher Wasmann S. J. veröffentlicht ein Bändchen nach dem andern, um zu beweisen, daß der Liebling Leos XI.[2], der hl. Thomas von Aquino, vor 600 Jahren, als er den Tieren alle und jede Intelligenz absprach, mehr Einsicht in das Seelenleben der Tiere bewiesen habe als heutige Tierpsychologen."

---

[1] Im „Prometheus" XI (1899), Nr. 533, S. 204.

[2] Soll wohl heißen: „Leos XIII."; in der Kirchengeschichte ist Herr Krause recht schwach, obwohl er ein ganzes Buch über die Knechtung der Wissenschaft durch die Kirche seit dem Beginne der christlichen Zeitrechnung geschrieben hat.

Ernst Krause weiß recht gut, daß die moderne Physiologie, nicht aber die moderne Scholastik es ist, welche die kartesianischen Tiermaschinen wieder zur Geltung zu bringen sucht. Er weiß ferner recht gut, daß gerade Vertreter dieser scholastischen Philosophie es sind, die in neuester Zeit den mechanischen Reflextheorien entschieden entgegengetreten sind. Aber er sucht diese Thatsache vor dem populärwissenschaftlichen Publikum, für welches er schreibt, ängstlich zu verbergen. Sonst wäre es ja aus mit einem der wohlfeilsten und wirkungsvollsten Schlagwörter, mit denen er schon seit 30 Jahren die verhaßte christliche Weltanschauung bekämpft.

E. Wasmann S. J.

Die Pfalzkapelle Karls des Großen zu Aachen und ihre Mosaiken.

(Schluß.)

Im Jahre 1881 wurden in der Kuppel des Aachener Oktogons die Mosaiken neu hergestellt, weil man allgemein annahm, ähnliche seien dort ehedem auf Befehl Karls d. Gr. eingefügt gewesen. Im Gegensatz zu dieser in Aachen herrschenden Ansicht erklärt Dr. Robert Dohme, Mitglied der Berliner Akademie des Bauwesens:

„Untersuchungen im Innern der Kirche (auf Veranlassung des Königl. Kultusministeriums) haben sichergestellt, da ßdieselbe auf Mosaizierung ursprünglich nicht berechnet gewesen, mit alleiniger Ausnahme etwa der Fensterleibungen. Die von Ciampini beigebrachten Abbildungen des Aachener Kuppelmosaiks sind also apokryph.“ [1]

Dieser Erklärung entsprechend gehen die Gutachten der Königl. Bau-Abteilung zu Berlin aus den Jahren 1884 und 1893 „von der Annahme aus, daß sich die Anwendung von Mosaiken in dem ursprünglichen Bau auf den kleinen quadratischen Doppelchor beschränkt habe, daß alle übrigen Teile der Palastkapelle zur Zeit der Erbauung nur aufs einfachste gefärbt worden seien, und daß erst Otto III. mit italienischen Künstlern eine vollständige Ausmalung al fresco auf den schwach geputzten Wänden bewirkt habe“ [2].

---

[1] Geschichte der deutschen Baukunst (Berlin, Grote, 1885) S. 432.

[2] Clemen, Berichte über die Thätigkeit der Provinzialkommission für die Denkmalpflege in der Rheinprovinz I (Bonn, Georgi, 1896), 9. Vgl. desselben Studien zur Geschichte der Karolingischen Kunst. Repertorium für Kunstwissenschaft XIV (1891), 117 f.

Im Anschluß an diese „sichere" Erklärung hat dann Franz Friedrich Leitschuh erklärt, „die Mosaiken des Aachener Münsters können nicht als Werke aus der Zeit Karls d. Gr. in Betracht kommen" [1].

Janitschek „begründete 1885 ausführlich seine Zweifel an dem karolingischen Ursprung" der Aachener Mosaiken, gab 1890 einerseits zu, „sie seien „auf Karl als Auftraggeber zurückzuführen", fügte aber anderseits bei: „Kein Zweifel, daß italienische Künstler, ob jetzt (um das Jahr 800) oder später (um das Jahr 1000), Urheber des Werkes in Aachen waren." [2]

Nachdem so hervorragende Vertreter der deutschen Kunstforschung sich derartig geäußert haben, ist es nötig, zu untersuchen, ob die Aachener Pfalzkapelle in ihrer Kuppel überhaupt Mosaiken besessen, und ob dieselben, wenn sie vorhanden waren, aus Karls Zeit stammten.

Beides steht trotz jener kritischen Einwendungen zweifelsohne fest. Die unwidersprechlichsten Zeugen berichten zuvörderst, daß die Mosaiken bis um das Jahr 1719 bestanden und aller Augen auf sich zogen. Der bekannteste dieser Zeugen, der Aachener Advokat Noppius, schreibt in seiner 1631 gedruckten, 1774 neu aufgelegten Aachener Chronik S. 25 (bezw. S. 21):

„Der Thron (d. h. das Kuppelgewölbe), darab vorgesagte (Leuchter-)Cron hinunter dependiret [3], ist wunder anzusehen, glänzet gleich einem güldenen Berg, ist eingelegt mit doppel übereinander gefügten Gläseren gleich wie Würfel, und seynd in einem jedwedern Dubletten zwey Grän Golds, dahero es denn einen ewigen Schein gibt, und unverweßlich bleibet, wenn nur allein das Beth, darin diese Steinlein eingewirkt, vom Regen und anderer Unsauberkeit verschonet und bewahrt bleibt.

„Und ist mit solchem opere Mosaico nicht allein der Thron (d. h. die Kuppel), sondern auch alle Fensteren, ja, wie etliche wollen, die ganze Kirch gebauet gewesen, wie dann an den Fensteren der Augenschein annoch genugsam ausweiset.

„Item hat auch vorzeiten auf solchen Thron wohl correspondiret das Paviment, als nemlich an statt jetziger blauen Stein ist die Kirch unten mit schönen Figuren und Blumen durch allerhand dazu accomodirte kleine Marmorstein gleich als geschildert gewesen."

Ähnlich berichtete bereits früher Peter a Beeck und wenig später Blondel. Ciampini endlich erhielt seine Nachrichten über die Aachener Mosaiken und die Zeichnung derselben, welche er mehr oder weniger genau veröffentlichte, vom Dekan des Aachener Münsters, Vanderlingen [4].

---

[1] Geschichte der Karolingischen Malerei (Berlin, Siemens, 1894) S. 56; vgl. S. 223.

[2] Geschichte der deutschen Malerei (Berlin, Grote, 1890) S. 19. Karolingische Studien, Festgruß an Anton Springer. Berlin, Spemann, 1885.

[3] Noch heute hängt der von Friedrich I. geschenkte kostbare Kronleuchter im Aachener Oktogon an der oben genannten Stelle.

[4] Aquisgranum (Aquisgrani 1620) p. 50: „Templum (B. M. V. Aquisgrani) nempe introrsum picturis in musivo seu musiaco opere diversis typicis coloribus variegato . . . quondam undequaque investitum incrustatumque fuisse

Nachdem durch vier Augenzeugen des 17. und 18. Jahrhunderts das Vorhandensein der Kuppelmosaiken bekundet ist, gewinnen ältere Quellen, die sich nur allgemein äußern, größere Deutlichkeit und mehr Gewicht.

Das kurz nach 1165 zu Aachen geschriebene Leben Karls[1] lobt die Mosaiken seiner Pfalzkapelle in einer Weise, daß damals mehr bestanden haben muß als einige musivische Dekorationen der Fensterleibungen. Wenn auch in der Schrift die unglaubwürdigsten Geschichten erzählt werden, so handelt es sich bei dem Berichte über die Mosaiken nicht um Thatsachen einer weit entlegenen Vorzeit, sondern um etwas, was den Lesern vor Augen stand und dessen Prüfung unabweisbar sich aufdrängte, worin also der Schreiber bei der Wahrheit bleiben mußte.

Auch das Gedicht Walafried Strabos an Ludwig den Frommen über das Standbild Theodorichs, worin gesagt wird, in der Aachener Pfalzkapelle leuchteten goldene Bilder oberhalb der Säulen, bezeugt doch wohl das Dasein karolingischer Mosaiken[2].

Aber sind denn diese Mosaiken nicht erst unter Otto III. durch den Italiener Johannes entstanden? Sicherlich nicht; denn erstens bezeugen die Quellen aus-

. . . e nonnullarum fenestrarum absidibus, perfectissime ex tholo ac triumphalis convexurae formicis turris primariae, quae supra coronam pensilem in umbelico Basilicae aspectui se obiicit, conspicuum fit. In hoc siquidem opere musivo sedes posita est ad orientem solem et supra sedem in maiestate sedens Salvator ac Servator Christus Dominus, pluviali sacro pallio seu talari chlamyde amictus ad eam faciem, quae in principe urbium, Roma, in divorum Iohannis Lateranensis, Sabae aliorumque pervetustis Ecclesiis visitur. In circuitu sedis quatuor animalia . . . inde stellae aureae in orbem radiant, subtus autem sedentem praetacto opere divinum illud symbolum . . . Adhaec circulariter contemplari est quatuor et viginti seniores, qui assurgentes de sedibus procidunt ante sedentem in throno, mittentes coronas suas. Et haec de Musaico, quod usque nunc superest, ob quod forsan venerandae memoriae Imperatores Magnus Karolus et Otto II. in diplomatis, ille quidem ‚templum, quod cunctis monasticis aedificiis in regno suo forma et structura praeesse videtur‘, hic vero ‚capellam miri decore artificii‘ nuncuparunt.“ Vgl. *Blondel*, Thermarum Aquisgranensium et Porcetanarum elucidatio. Aquisgran. 1688; *Ciampini*, Vetera monumenta II (Romae 1747), 138. Ciampinis Zeichnung ist wiedergegeben bei Seroux d'Agincourt, Malerei Taf. 17; v. Quast, Denkmäler II, 17; *Garrucci*, Storia tav. 282, u. s. w.

[1] Vita II, 16 bei Rauschen a. a. O. S. 39: Cuius (Caroli) summam vigilantiam in eiusdem operis edificio quis non stupeat, cum illius basilice materiam et formam diligentius attendat et *musivum opus oculis et animo advertat*. Vgl. Quellenschriften N. F. IV, 30.

[2] De imagine Tetrici v. 108 sq. Mon. Germ. Poëtae II, 373:
Templa regis fundata sacris, rex magne, lapillis,
Quorum pensa pater quondam tibi magnus adauxit,
Aurea cui ludunt summis simulacra columnis.

führlich. Johannes sei Maler gewesen, habe wie in Aachen so auch in Lüttich gearbeitet; dort aber seien seine Arbeiten bereits zur Zeit des Berichterstatters verbleicht gewesen, was doch nicht gut auf Mosaiken paßt [1]. Überdies besaß Italien am Ende des 10. Jahrhunderts keine Arbeiter, welche ein Werk, wie die Aachener Mosaiken waren, zu vollenden vermochten; rühmt doch ein Mönch von Monte Cassino den Abt Desiderius, weil er um 1080 Bodenmosaiken durch Arbeiter herstellen ließ, welche aus Konstantinopel kamen, und so eine seit 95 Jahren in Italien nicht mehr geübte Kunst wieder erweckte. Um das Jahr 800 arbeiteten dagegen tüchtige Mosaicisten nicht nur in Italien, sondern auch diesseits der Alpen, wo Angilbert, Karls Vertrauter, Christi Geburt, Leiden, Auferstehung und Himmelfahrt zu Saint Riquier in Mosaik herstellen ließ [2].

So sicher es nach dem Gesagten ist, daß Ciampinis bekannte, in vielen Büchern wiedergegebene Zeichnung das karolingische Mosaik der Aachener Pfalzkapelle im ganzen und großen giebt, ebenso gewiß ist es, daß diese Zeichnung sehr unvollkommen und die zu ihr gegebenen Erläuterungen mangelhaft sind. Fest steht jedenfalls, daß im Mosaik der Goldgrund vorherrschte, und daß in ihm Christus der Herr zwischen oder unter den Symbolen der Evangelisten in einer farbenprächtigen Mandorla thronte, verehrt von den 24 Ältesten der Apokalypse, welche sich eben von ihren Thronen erhoben hatten und mit verhüllten Händen ihre Kronen hinreichten. Das Ganze war also eine Illustration des vierten Kapitels der Geheimen Offenbarung, worin der thronende Menschensohn sich dem Seher zeigte inmitten eines vielfarbigen, kreisförmigen Bogens, zwischen den Symbolen der vier Evangelisten und den Ältesten, welche von ihren Thronen aufgestanden waren, um ihn zu verehren. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde das Mosaikbild von römischen Arbeitern verfertigt, welche die Anbetung des Lammes durch die Ältesten in dem kostbaren, unter Papst Felix IV. († 530) hergestellten Mosaikbilde von St. Kosmas und Damian am römischen Forum kannten und die dasselbe nach ihrer Heimkehr in die ewige Stadt für Papst Paschalis († 828) in der Basilika der hl. Praxedis zu Rom frei kopierten.

Sowohl in jenen beiden römischen Darstellungen wie in der jetzt zu München aufbewahrten, aus Regensburg stammenden Bibel Karls des Kahlen [3] wird die Huldigung nicht dem thronenden Menschensohne, sondern dem Lamme dargebracht, wie die Geheime Offenbarung im fünften Kapitel schildert. In der Miniatur jener Bibel dienen den Ältesten Schemel als Sitze, nicht wie in der Aachener Darstellung Sessel mit hohen Rückenlehnen.

---

[1] Vita Balderici episcopi Leodiensis c. 13 und daraus bei Aegidii Aureaevallensis Gesta episcoporum Leodiensium. Mon. Germ. SS. IV, 729 sq.; XXV, 65.

[2] Diese Zeitschrift Bd. XLIII (1889), S. 512 f.; *Anscherus*, Vita Angilberti, Mon. Germ. SS. XV, 180 sq.; *Gerspach*, La Mosaïque p. 78.

[3] Beissel, Bilder aus der Geschichte der altchristlichen Kunst und Liturgie in Italien (Freiburg, Herder, 1899) S. 136 f. 208 f.; L. v. Kobell, Kunstvolle Miniaturen (München, Albert) Taf. 8.

Warum setzte der Künstler zu Aachen das Bild des Erlösers in die Mitte, nicht das Lamm? Weil das Gotteshaus, wie im vorhergehenden Artikel nachgewiesen wurde, dem Erlöser und seiner Mutter gewidmet war. Ein Maria ehrendes Mosaikbild wird sich wohl in den Gewölben über und vor ihrem Altare im Erdgeschoß befunden haben. Das Kuppelmosaik entsprach dem Altare des Erlösers, welcher auf der Empore dem kaiserlichen Throne gegenüber stand und von dem Ludwig der Fromme auf seines Vaters Geheiß die königliche Krone nahm, um sie sich auf das Haupt zu setzen.

Barbier de Montault hat mit vielem Scharfsinn an der Hand der Zeichnung Ciampinis die Einzelheiten des Aachener Mosaikbildes untersucht [1]. Mit Hilfe seiner Angaben läßt sich unter Zugrundelegung der älteren Beschreibungen darthun, wie es beschaffen war. Überdies haben die Stuccateure, welche im 18. Jahrhundert die Mosaiken entfernten, einen Teil der Würfel derselben in ihre Arbeit eingefügt, andere besitzt das Kapitel noch. Sie füllen drei große Körbe und sind der Mehrzahl nach blau oder golden [2]. Die blauen werden den Hintergrund des untersten Streifens gebildet haben, von dem sich die weiß gekleideten Ältesten und deren Sessel gut abhoben. Die goldenen Pasten füllten den Grund des breiteren, mittleren Streifens, worin viele rote Kreise goldene Sterne umsäumten. Über dem Altare des Erlösers, also im Osten der Kuppel, thronte der Menschensohn in einer goldenen Mandorla. Die Farben ihres Randes sollten an den Regenbogen erinnern und waren von innen nach außen gesehen weiß, blau, grün, violett und rotviolett. Der Herr trug ein langes (blaues?) Kleid und einen roten, in der Mitte der Brust durch eine goldene Spange zusammengehaltenen Mantel (Pallium), aus dem bei Ciampini eine Chorkappe geworden ist. Seine Rechte erhob er zum Segensgestus, die Linke ruhte auf dem mit sieben Siegeln geschlossenen Buche (Offb. 5, 1). Er hatte einen Kreuzesnimbus und war umgeben von den großen Gestalten der vier Evangelistensymbole, welche die südliche, westliche und östliche Seite des mittleren Streifens füllten.

Oben im Scheitel der Kuppel zeigten sich in einem vielfarbigen Kreise, aus dem Strahlen hervortraten, wahrscheinlich vier Erzengel [3]. Unter den Füßen der

---

[1] *Didron*, Annales archéologiques XXVI (Paris 1869), 285 s. Daraus übersetzt und von Bock herausgegeben: Die Mosaiken im Münster zu Aachen. Köln und Neuß, Schwann, 1872.

[2] Eine eingehende Beschreibung dieser Pasten a. a. O. S. 49 f. Barbier dürfte recht haben, wenn er eine Anzahl derselben als antik ansieht. Die meisten stammen wohl aus Ravenna. Bei den goldenen Pasten sind zwei verschiedene Arten genau zu unterscheiden. Einige braunrote stimmen in so auffallender Weise mit den aus dem Boden des Trierer Domes ausgegrabenen überein, daß sie aus derselben Fabrik herrühren dürften.

[3] Barbier meint S. 17, die beiden bei Ciampini gezeichneten Engel seien mit den Evangelistensymbolen verwechselt worden, bringt aber keinen entscheidenden Grund für seine Ansicht vor. Er hat übersehen, daß doch Figuren nötig waren, um den Raum zur Rechten und Linken Christi zu füllen, und daß in Rom in St. Kosmas und Damian sowie in St. Praxedis oben Engel neben dem Lamm stehen, denen dann die Evangelistensymbole folgen.

Ältesten lief eine Inschrift herum, welche mit dem Monogramm Christi begann oder schloß. Eine zweite, nur mit roter Farbe ausgeführte Inschrift befand sich unter dem weit ausladenden Gesimse der Empore, also über den großen Bögen des Erdgeschosses. Sie endete mit den Worten KAROLVS PRINCEPS. Als das letztere kurze Zeit vor dem Tode des Kaisers erlosch, betrachtete man dies als ein schlimmes Vorzeichen [1].

Die Angabe des a Beeck, ehedem sei das ganze Münster mit Mosaiken ausgeschmückt gewesen, welche die Geschichte des Alten und des Neuen Testamentes geschildert hätten, stammt aus der Chronik des Albrich, welcher seine Notiz aus Helinand entnahm, der um das Jahr 1200 schrieb [2]. Beide reden jedoch nicht von Mosaiken, sondern von Malereien. Demnach dürfte dieser biblische Cyklus zu Aachen wirklich bestanden haben und vielleicht unter Otto III. durch den oben erwähnten Italiener Johannes ausgeführt worden sein.

Von den Mosaiken des karolingischen Fußbodens haben sich einzelne Reste erhalten. Ein einfaches Muster, dessen Steinchen größere Vierecke und Streifen bilden, findet sich an einigen Stellen der Empore; andere Stellen haben Beplattung mit verschiedenfarbigen Marmorstücken bewahrt [3].

Im Jahre 1719 wurden alle Mosaiken aus der Kuppel und aus den Fensterleibungen entfernt, um durch Stuckdekoration ersetzt zu werden, welche der Italiener Pietro Altari bis 1730 vollendete. Der italienische Maler Francesco Bernadini bemalte dann 1730 bis 1733 sechs Gewölbe der Empore al fresco, der Aachener Maler Ferd. Jansen das siebente erst 1829. Nur fünfzehn Jahre später war der Geschmack bereits so sehr verändert, daß Baurat Cremer einen Entwurf zur Entfernung der Stuckverzierung und zur Anfertigung eines Mosaikbildes in der Kuppel nach Berlin sandte, der jedoch auf Veranlassung des Herrn v. Quast zurückgeschickt wurde mit der Weisung, sich enger an Ciampinis Zeichnung des karolingischen Mosaiks zu halten, das damals von niemand als apokryph angesehen wurde. v. Quast entwarf dann selbst einen neuen Plan, den er zu Berlin genehmigen und dem Aachener Stiftskapitel 1847 übermitteln ließ. Mit Rücksicht auf die aufgeregten Zeitverhältnisse wurde dieser Entwurf jedoch zurückgelegt und am 2. Dezember 1853 ohne weitere Vorschläge durch die königliche Regierung von Aachen dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten wieder zugefertigt [4].

Bald darauf, schon am 24. Februar 1854, reichte Professor Ernst Deger aus Düsseldorf dem Karlsverein einen Entwurf zur Ausmalung des Münsters in Fresko ein. In den acht sphärischen Dreiecken der Kuppel wollte er in drei-

---

[1] *Einhardi* Vita Karoli c. 32. *Jaffé* l. c. II, 460. Ähnlich Poëta Saxo V, 630; l. c. 625.

[2] Mon. Germ. SS. XXIII, 718; *Migne*, Patr. lat. CCXII, 840.

[3] Barbier a. a. O. S. 59 Abb.; Geschichtsverein VIII, 62 f. n. 3 und 4; XXI, 163 f., Taf. n. 8.

[4] Jungbluth, Die Restauration des Aachener Münsters bis zur Hälfte des Jahres 1862 (Aachen, Kaatzer, 1862) S. 43.

mal acht typischen Figuren die Idee des Königtums von Gottes Gnaden darstellen, unter der Kuppel neben den acht Fenstern viermal acht heilige Fürsten und Fürstinnen der verschiedenen christlichen Nationen, unten im Erdgeschoß durch zweimal acht lebensgroße Brustbilder an die in Aachen gekrönten deutschen Könige erinnern. Dombaumeister Zwirner von Köln sprach sich 1859 in einem Gutachten für Degers Plan aus, und von 21 Vorstandsmitgliedern des Karlsvereins für die Restauration des Aachener Münsters empfahlen 16 dessen Ausführung, nur 3 die Anfertigung von Mosaiken nach Ciampinis Skizze. Ein heftiger Streit füllte die Zeitungen und Kunstzeitschriften. Der Königl. Konservator der Kunstdenkmäler, v. Quast, erhob Einsprache „gegen jede ohne seine vorherige Vernehmung zu machende Feststellung über Restaurationsvorschläge“. Das erzbischöfliche Generalvikariat zu Köln endete 1859 die Erörterungen durch den Entscheid, man solle sich an ältere Vorbilder und an Mosaiken halten. Degers Plan war dadurch zum Leidwesen vieler seiner Freunde endgültig beseitigt. Selbst solche, die ihn und seine Arbeiten noch heute hochschätzen, werden sich nicht scheuen, zu gestehen, daß er doch nicht im stande war, das karolingische Oktogon in einer seinem Stile entsprechenden Weise auszumalen [1].

Bald nachher (1861) trat ein neues Gutachten des Herrn v. Quast mit Wärme für die Ausführung des von Ciampini überlieferten karolingischen Mosaikbildes ein, die auch von der Abteilung für Bauwesen im Königl. Ministerium zu Berlin 1862 empfohlen und dringend beim König befürwortet wurde. Um die Sache zu fördern, erbat und erlangte der Karlsverein im Jahre 1866 eine staatliche Beihilfe von 6000 Mark zur Ausführung der inneren Dekoration des Oktogons. Zunächst wurden nun in demselben alle Stuccaturen heruntergeschlagen, alle Malereien entfernt. Dadurch traten oben in der Kuppel Reste der Zeichnung hervor, welche die Mosaizisten in den Kalk eingeritzt hatten, um die Umrisse ihrer Figuren festzustellen und sie bei Einfügung ihrer Glaswürfel zu benutzen [2].

Auch Klammern sollen gefunden worden sein, womit die Marmorplatten befestigt gewesen seien, die den karolingischen Bau bekleidet hätten. Pius IX. sandte daraufhin zwei Blöcke cipollinischen und zwei afrikanischen Marmors sowie 40 Stücke Serpentin und antikes Gelb. Viele behaupteten dagegen, die Flächen des Oktogons seien nie mit Marmor belegt gewesen; weil deren Steine auf das sorgfältigste behauen seien, und die feinen Gliederungen dort keinen Plattenbelag der Flächen duldeten, ohne zu verschwinden. Trotzdem haben die letzten Untersuchungen das Gegenteil dargethan. Der vom Papste gesandte Marmor kann also seine Verwendung finden [3].

---

[1] Organ für christliche Kunst IX (1859), 141 f.

[2] Beissel, Bilder aus der Geschichte der altchristlichen Kunst und Liturgie S. 123; Barbier de Montault a. a. O. S. 29 Anm.; Geschichtsverein VIII, 61.

[3] Geschichtsverein VIII, 59 f.; XXII, 204. Barbier de Montault a. a. O. S. 61 f. Bericht des Karlsvereins für 1897 S. 13, und für 1900 S. 7. Organ für christliche Kunst XIX (1869), 216.

Dann wurde eine Konkurrenz zur Erlangung von Entwürfen für Ausstattung des Oktogons mit vielfarbigen figuralen Mosaiken ausgeschrieben. Drei Meister lieferten Kartons: Konservator v. Quast und Professor Schneider aus Kassel und dann Baron Bethune in Gent. Erst am 30. Juni 1873 erlangte der Entwurf des zuletzt Genannten die Gutheißung einer Kommission, zu der die Herren Salzenberg, Schöne und Dobbert aus Berlin, Wislicenus aus Düsseldorf, A. Reichensperger, Kekulé aus Bonn und Klein aus Wien berufen waren [1]. Nach vielen Verhandlungen und Zwischenfällen wurde die Ausführung der Kartons 1879 der Mosaik-Anstalt Salviatis zu Venedig übertragen, der sie innerhalb zweier Jahre vollendete. Ihr Preis belief sich alles in allem auf 81 650 Mark. Die alte Vorlage war in vielen Einzelheiten verändert worden, besonders hatte der Maler die Sessel hinter den Ältesten weggelassen.

Um Pläne für die weitere Ausschmückung zu erlangen, eröffnete man 1888 eine Konkurrenz zwischen den Herren Geiges zu Freiburg i. Br., Linnemann in Frankfurt, Schaper in Hannover und Schneider in Kassel. Die Preisrichter, vier Königl. Preußische Bau- oder Regierungsräte, Adler, Spiecker, Persius und Kruse, sowie Direktor Essenwein erkannten 1889 Herrn Heinrich Schaper den ersten Preis zu, der sich von nun an bei allen weiteren Streitigkeiten in den Vordergrund gestellt sah. Geboren zu Hannover den 13. Oktober 1853, entstammte er einer Familie, welche die Malerei seit langem mit Liebe gepflegt hatte. Von seinem Vater vorgebildet, studierte er zu Hannover unter Hase Architektur, zu München unter Löfftz und W. Diez Malerei. 1878 bis 1880 malte er die Dekoration des unter Hases Leitung erneuerten alten Rathauses zu Hannover und später vieles andere zu dessen Ausschmückung. Zeichnungen für die Glasfenster der Kirchen zu Pirna und Gießen sowie für die Kapelle der Marienburg, dann Malereien in derselben Marienburg, in der großen Halle zu Göttingen, in der Gruft des hl. Bernward und in der Kreuzkirche zu Hildesheim, in der durch die Munifizenz des Kardinals Kopp erbauten Kirche der Ursulinerinnen zu Duderstadt und in verschiedenen Kirchen zu Hannover und im Dome zu Bremen, für dessen Fassade er die Kartons der Mosaiken lieferte, vermehrten seinen Ruf und bewiesen seine Meisterschaft in Verwendung verschiedener Stilarten. Bei der siegreichen Konkurrenz für die Vorlage der Mosaiken der Aachener Pfalzkapelle hatte er nicht nur seine ganze Kraft eingesetzt, sondern auch sehr eingehende Studien in Rom und Ravenna gemacht. Der Karlsverein erteilte ihm nach einiger Zeit den ehrenvollen Auftrag, die Anfertigung eines Kostenanschlages zur Ausführung seiner gekrönten Arbeit zu besorgen. Da er aber für das ganze Innere an Mosaiken und Marmorbekleidung festhielt, während die staatlichen Behörden zu Berlin damals „wenigstens für den Schmuck des Inneren des Oktogons nur Stucco lustro" wünschten, ruhte die Sache. Nach langem Warten entschloß sich der Karlsverein, vorläufig nur die Ausführung der oberen Teile des Oktogons unter dem fertiggestellten Kuppelmosaik und oberhalb der Bogenöffnungen der

[1] Organ a. a. O. S. 144. Zeitschrift für b. Kunst IX (1873), Beiblatt 44.

Empore in Angriff zu nehmen, wozu die erforderliche Summe von 101 000 Mark bereit lag. Doch wurde er erst am 15. September 1896 durch allerhöchste Entscheidung des Kaisers von der Verwendung des Stucco lustro entbunden.

Es fragte sich jetzt: „Was soll unter der Darstellung der 24 Ältesten, die im karolingischen Mosaik sich fand und von Bethune erneuert worden war, geschildert werden?“ Die durch acht Fenster unterbrochenen Oberwände des Oktogons boten nur für sechzehn große Einzelfiguren Platz. Ob Karl d. Gr. dort Mosaiken hatte anbringen lassen, war unbekannt. Es blieb also Freiheit der Wahl; doch mußten die Figuren zu jenen Ältesten und zur Gestalt des thronenden Herrn in der Kuppel passen. Vier Pläne wurden vorgeschlagen. Einige wünschten im Anschluß an Degers Entwurf Figuren christlicher Könige. Ihr Vorschlag erwies sich jedoch schon darum als unannehmbar, weil in der westlichen Halle beim Königsthron solche Gestalten besser Platz finden würden. Die übrigen Pläne setzten an die Spitze von sechzehn Heiligen die Gottesmutter mit dem hl. Johannes dem Täufer sowie die Erzengel Michael und Gabriel, denen nach dem zweiten Plane je zwei Apostel, Märtyrer, Bischöfe, Bekenner, Jungfrauen und Frauen folgen sollten. Eine derartige Reihe knüpfte jedoch so wenig an die in der älteren Ikonographie üblichen Folgen an, daß er wenig Freunde fand. Der Vorschlag, die zwölf Apostel hinzustellen, empfahl sich durch geschlossene Einheit, Vollständigkeit und die Beziehung der Gestalten der Apostel zu denen der bereits oben vorhandenen 24 Ältesten. Doch wurde gegen denselben geltend gemacht, es dürfte schwer sein, Wechsel in die Komposition zu bringen, der doch um so wünschenswerter sei, weil bereits in der Kuppel die 24 weiß gekleideten Ältesten einförmig wirkten. Auch die Figuren der Apostel müsse man ja in weißen Gewändern und womöglich ohne Symbole geben. Zudem könne man eine solche Reihe der Zwölfboten in jeder beliebigen Kirche verwenden; zur Pfalzkapelle habe sie keinerlei besondere Beziehung.

Da in den römischen Mosaiken und in den mit Malereien gezierten Apsiden romanischer Kirchen jene Heiligen den Heiland begleiten, denen die betreffende Kirche geweiht ist oder deren Reliquien in den Altären ruhen, schlugen die Vertreter des vierten Planes vor, ältere Heilige darzustellen, die zum karolingischen Münster und zur Stadt Aachen Beziehungen hätten, denen also dort Altäre, Kapellen und Kirchen gewidmet waren. Der dritte Plan gewann trotzdem die meisten Stimmen für sich und wurde gewählt [1].

Nun trat aber die Frage in den Vordergrund, wie diese Apostel darzustellen seien. Einflußreiche Kunstfreunde zwangen den Maler, die kleinen Emailfigürchen der berühmten byzantinischen Kreuzestafel zu Limburg als Vorbilder zu benutzen und zwar so, daß die überlebensgroßen Figuren der Mosaiken, Vergrößerungen jener kleinen, in ganz anderem Material ausgeführt werden sollten. Man betonte, das Gebundensein der orthodoxen kirchlichen Kunst fordere ein solches Vorgehen. Durch die Beschlüsse des zweiten Konzils von Nicäa sei nicht nur der ikono-

[1] Berichte über die Thätigkeit der Provinzialkommission für die Denkmalspflege in der Rheinprovinz 1897 S. 8 f.

graphische Typus der einzelnen Figuren fixiert, sondern auch gerade im Gegensatze zu der Willkür der Anschauungen, welche in dieser Richtung vordem in der Kunst des Abendlandes Platz gegriffen hätten, die Zusammenfassung der Einzelfiguren zu bestimmten, von einer einheitlichen Idee getragenen Cyklen in ebenso bindender Weise festgestellt worden. Die vornehmste dieser Zusammenfassungen bilde nun gerade die sogen. große Deesis (d. h. das von Maria, Johannes, den Erzengeln Michael und Gabriel und den zwölf Aposteln begleitete Bild des thronenden Erlösers).

Daß die erwähnten Konzilienbeschlüsse von den ausführenden Künstlern des 8. Jahrhunderts bei ihren Schöpfungen als durchaus maßgebend angesehen worden seien, dürfe keinem Zweifel unterliegen; ebenso würden diese künstlerischen Gesetze aber auch jetzt, in unserer Zeit, im strengsten Sinne zur Richtschnur zu dienen haben, wenn die Restauration des Oktogons im Aachener Münster durchgeführt werden solle im Geiste der Zeit seiner Entstehung und innerhalb des Ideenkreises dieser Zeit, wie man das vom künstlerischen Standpunkte aus doch wohl verlangen müsse.

Die siebente allgemeine, 787 zu Nicäa gefeierte Synode ist bekanntlich erst nach längeren Streitigkeiten im Reiche Karls d. Gr. anerkannt worden. Sie hat die Verehrung der Bilder offiziell gebilligt. Die Äußerung des hl. Basilius, die Künstler dürften keine unbeschränkte Freiheit beanspruchen bei Anfertigung ihrer Werke, sondern seien gewohnt, sich an die Überlieferung und an die Anweisungen der Bischöfe zu halten, findet sich in den Akten [1]. Sie wurde von keiner Seite beanstandet, aber einen ähnlichen Beschluß hat niemand auch nur in Vorschlag gebracht. Irgend eine Entscheidung, wodurch Typen oder Cyklen heiliger Bilder festgestellt wurden, ist in den Akten nicht zu finden. Vor und noch lange nach der Abhaltung dieser Kirchenversammlung beherrschte weder im Morgen- noch im Abendlande eine steife, verknöcherte Schablone, eine Sammlung unwandelbarer Vorbilder die gesamte Kunstübung. Freilich hielt man in konservativer Weise fest an bestimmten Formen und an der gewohnten Anordnung der Personen in den bekannten Scenen der biblischen Geschichte, aber ein sklavisches Kopieren offizieller Vorlagen ist von den kirchlichen Behörden des Abendlandes nie gefordert worden. Die christlichen Künstler suchten, wie dies auch in der älteren Kunst der Heiden Sitte gewesen war, ihre Werke durch Verbesserung und Vervollkommnung der hergebrachten Typen annehmbarer zu machen. Viele ganz neue, ungewohnte Kompositionen wurden erst durch die Renaissance auch da veranlaßt und geschaffen, wo die ältere Ikonographie ausgereicht hätte. Volle individuelle Freiheit, die altehrwürdigen Thatsachen der Offenbarung nach den Ergebnissen moderner Kritik, ethnographischer und kostümwissenschaftlicher Studien umzugestalten, beanspruchten erst die Maler der letzten Decennien zu ihrem eigenen Schaden.

[1] Hefele, Konziliengeschichte III (2. Aufl.), 441 f. 694 f. *Mansi*, Concilia XIII, 253. Beissel, Die Verehrung der Heiligen in Deutschland bis zum Beginne des 13. Jahrhunderts. In dieser Zeitschrift Bd. XXXIII, S. 458, und Ergänzungsheft 47, S. 49 f.

Es war also im Prinzip richtig, zu betonen, bei der Auswahl der Figuren, womit das karolingische Oktogon ausgestattet werden sollte, müsse der Maler sich an die in karolingischer Zeit übliche Darstellungsart im ganzen und großen halten, auch thunlichst im Ideenkreise jener Zeit bleiben, nur durfte man ihn nicht an bestimmte Vorbilder anderer Zeiten und Länder binden. Wollte der Maler alte, treffliche Vorbilder benutzen, so waren sie nicht im Morgenlande zu suchen, sondern im Abendlande, in Rom oder Italien, dessen Bauten, Mosaiken, Malereien und Handschriften Karls Künstler eingehend studiert hatten. Weil die karolingische Kunst, welche freilich im Vergleich zu dem vorhergehenden 7. und 8. Jahrhundert einen Aufschwung zeigt, doch mit Rücksicht auf die christlichen Denkmäler des 5. und 6. Jahrhunderts im Niedergange war, hatte der Wunsch volle Berechtigung, die neu herzustellenden Bilder sollten die offenkundigen Fehler und Schwächen der um das Jahr 800 entstandenen römischen Mosaiken zu vermeiden suchen.

Leider wurde der ausführende Künstler durch vielerlei Gerede bewogen, von den gesunden Grundsätzen abzugehen, welche ihn bei Herstellung seines preisgekrönten Planes geleitet hatten. Statt sich von den großartigen Mosaiken Roms und Ravennas des 5. und 6. Jahrhunderts zu neuen Schöpfungen begeistern zu lassen, versuchte er, in viel zu engem Anschluß an die Emailfiguren des aus Konstantinopel und aus dem 10. Jahrhundert stammenden prachtvollen Reliquiars zu Limburg eine überlebensgroße Figur des Erzengels Gabriel zu entwerfen. Sie wurde im Oktogon an der Stelle befestigt, welche sie nach Ausführung in Mosaik einnehmen sollte, fand aber sehr ungünstige Aufnahme. Nicht mehr Glück hatte ein zweiter Entwurf. Professor Franz Bock behauptete laut und offen, ihr Maler „besitze nicht die erforderliche Schulung und Befähigung, um die eminente, ihm gestellte Aufgabe nach allen Richtungen hin in dem feststehenden Typus der alten byzantinischen Vorbilder lösen zu können“.

Obwohl die Restauration des Aachener Münsters und Rathauses schon öfter zu sehr erregten Auseinandersetzungen geführt hatte, waren die Gegensätze im Herbste 1897 so scharf geworden, daß nur durch Hinzuziehung einer größeren Anzahl von Vertrauensmännern aller Richtungen eine Einigung möglich schien. Der Karlsverein veranstaltete darum am 22. Oktober eine Versammlung, worin er durch drei Vorstandsmitglieder vertreten war, seinen langjährigen Präsidenten, Staatsprokurator Dubusc, den Geh. Regierungsrat Professor Wüllner und Landrat Freiherrn von Coels. Als Kommissare des Kgl. Kultusministeriums erschienen der Geh. Ober-Regierungsrat Müller, Akademiedirektor Janssen aus Düsseldorf und Professor Dobbert; als Sachverständige Geh. Justizrat Professor Loersch, welcher mit gewohntem Geschick und großer Aufopferung der Sache sich angenommen hatte und die Verhandlungen leitete, Geh. Ober-Baurat Adler, Geh. Baurat Spitta, als Stellvertreter des Geh. Ober-Regierungsrates Persius, der Konservator der Kunstdenkmäler der Rheinprovinz Dr. Clemen, der für byzantinische Kunst begeisterte und durch großmütige Förderung der Kenntnis derselben ausgezeichnete russische Staatsrat v. Swenigorodskoi, Domkapitular Schnütgen, Professor Frentzen, Kanonikus Gobbels und der Schreiber dieses.

Herr Staatsrat v. Swenigorodskoi hielt an der Ansicht fest, byzantinische Vorbilder, besonders das Reliquiar von Limburg, seien als bindende Vorlagen hinzustellen. Alle übrigen Herren einigten sich dahin, Herr Schaper solle neue Entwürfe fertigen und sich dabei an die besseren italienischen Mosaiken des 5. und 6. Jahrhunderts anschließen. Eine aus drei Herren bestehende kleine Kommission wurde beauftragt, bei den weiteren Arbeiten dem Maler zur Seite zu stehen und dessen Zeichnungen zu begutachten. Der Künstler, welcher wiederum den richtigen Weg gewonnen hatte, bewies sich seiner Aufgabe gewachsen. Ein kleines Modell des Oktogons, in das er seine Zeichnungen eingetragen hatte, fand allseitige Anerkennung; ebenso günstig wurden, abgesehen von kleinen Änderungen, die in großem Maßstab ausgeführten Kartons beurteilt.

Für die Reihenfolge der Figuren war Mark. 3, 16 f. maßgebend. Wir finden demnach auf der Evangelienseite, im Norden 1. die Gottesmutter, neben der Papst Leo III. in kleiner Figur kniet, weil er ihr das Münster weihte, dann 3. Michael, den Schutzengel des Deutschen Reiches, 5. Petrus, 7. Jakobus, 9. Andreas, 11. Bartholomäus, 13. Thomas und 15. Thaddäus. Auf der Epistelseite, im Süden beginnt die Reihe mit Johannes dem Täufer (2), neben dem Karl d. Gr. kniet. Dann folgen 4. Gabriel, 6. Paulus, 8. Johannes, 10. Philippus, 12. Matthäus, 14. Jakobus der Jüngere und 16. Simon. Jede dieser Figuren trägt einen Nimbus, doch ist derjenige des Kaisers und des Papstes viereckig, weil man einen solchen viereckigen Nimbus ehedem lebenden Personen gab und das Mosaikbild, so weit als möglich, so sein soll, wie man es zu Lebzeiten Karls d. Gr. gemacht haben würde. Als charakterisierende Symbole tragen alle Apostel Rollen oder Bücher, die offen oder geschlossen sind, die beiden Erzengel die Stäbe der Boten, an denen oben ein Tuch mit dem Monogramm Christi hängt, welches an Konstantins Labarum erinnern soll. Nur Petrus hält im Karton einen Schlüssel als charakteristisches Symbol, doch hätte man ihm besser zwei gegeben, weil der Herr ja sagte: „Dir will ich die Schlüssel des Himmels geben" (Matth. 16, 19). Man hätte wohl auch den hl. Paulus mit seinem Schwerte, das an dessen Martyrium sowie an die Macht des Wortes Gottes erinnert, darstellen dürfen. Da bereits in dem Mosaikbilde der Apsis von S. Agnese bei Rom ein Feuerbrand und ein Schwert unten neben der Heiligen liegen, würden wenigstens einige, besonders die kleineren später üblich gewordenen Sinnbilder der Apostel neben ihnen, vielleicht auf dem Fußboden liegend, etwas mehr Gedanken in die große Komposition gebracht haben. Ebenso hätte man die beiden Apostel, welche Evangelisten sind, sowie diejenigen, welche Briefe schrieben, durch offene Bücher und Rollen kennzeichnen können. Der Erzengel Michael, welcher hier mit Recht vor Gabriel gestellt ist, als Patron des Deutschen Reiches, hätte nach Offb. 12, 7 als Besieger des Teufels dargestellt werden können, weil ja der Gegenstand des Kuppelbildes der Offenbarung entnommen ist und Jesus bereits in karolingischer Zeit als Sieger über Drachen und Löwen einherschreitet. Das Bild der Gottesmutter, der Karl sein Münster weihte, und die in Deutschland von Künstlern und Dichtern, von Geistlichkeit und Volk hoch verehrt ward, muß jedenfalls

wenigstens in Farbe und Ausstattung der Gewänder als das wichtigste der Reihe hervorgehoben werden, damit das große Publikum zu Aachen sich nicht enttäuscht finde nach Vollendung des Ganzen.

Über den Figuren hat der Künstler in sehr wirkungsvoller Weise Guirlanden mit farbigen Blumen, höher abwechselnd Vorhänge oder große in Vogelköpfen auslaufende Muscheln gezeichnet, für die treffliche Vorbilder der älteren Kunst geschickt benutzt wurden. Die Zwickel unter den Figuren sind mit prachtvollen Ornamenten gefüllt, die zum Material des Stoffes, farbige und goldene Glasstücke, aus denen sie zu bilden sind, in trefflichem Verhältnis stehen. Die Zeichnung der Verzierungen über und unter den Figuren, die fast alle weiß gekleidet sind, bleibt ziemlich einförmig, um eine große Gesamtwirkung zu erzielen, doch wird die Farbe schon hinlänglichen Wechsel hineinbringen.

Im September 1898 ward nun mit Herrn Schaper ein Vertrag abgeschlossen, wonach derselbe für die bisherigen Arbeiten, die Ausführung der großen Kartons und die Beaufsichtigung der Mosaikarbeiten die Summe von 48 000 Mark erhalten solle. Über 73 000 Mark wird die Anfertigung der Mosaiken nach den Kartons erfordern. Die Staatsregierung stellte am 2. Januar 1897 die Genehmigung einer Lotterie in Aussicht, die dann auch erteilt wurde. Vom Erlös sollen 540 000 Mark für das Münster und 600 000 für den Ausbau des Rathauses zu Aachen verwendet werden. Die Anschläge und Entwürfe für die betreffenden Arbeiten müssen aber nicht nur der geistlichen Behörde, sondern auch dem Minister der geistlichen Angelegenheiten, der Akademie des Bauwesens und zuletzt Seiner Majestät dem Kaiser vorgelegt werden.

Die Pfalzkapelle von Aachen, welche bereits vor einem Jahrtausend andern Bauten als Vorbild gedient hat, ist durch die geplante Weiterführung der Mosaiken ihres Oktogons und die in Angriff genommene monumentale Ausschmückung der Umgebung des alten deutschen Königsstuhles, den Karl d. Gr. dort aufstellte, in den Vordergrund der vielfachen Thätigkeit für die Belebung christlicher Kunst getreten. Es ist erfreulich, daß gerade in unserer Zeit die ernste Mosaikmalerei wieder in Aufnahme kommt. Zu Köln hat in St. Aposteln die thatkräftige und opferwillige Hingabe des Pfarrers, Herrn Savels, bereits mit einem Aufwand von 80 000 Mark das Chor der Kirche mit Mosaiken ausstatten lassen, zu denen Maler Kleinertz die Entwürfe lieferte. Die Mosaiken der Kuppel werden unter Leitung des Malers Stummel in diesem Jahr vollendet und wohl 100 000 Mark kosten. An Entwürfen für die Apsiden zur Rechten und Linken des Chores arbeitet Ludovico Seitz zu Rom.

Die großartigen Bemühungen zur Restauration der Mosaiken von S. Marco zu Venedig, Torcello, Pisa, Ravenna und Rom haben einen Stamm tüchtiger Meister herangebildet, zu denen zahlreiche Männer hinzutreten, welche für neuere Kirchen, öffentliche Gebäude und Privatwohnungen kleinere Mosaiken lieferten. Freilich muß die Erfahrung noch zeigen, daß Mosaiken den Einflüssen unseres Klimas gegenüber standhalten. Die sorgsame Technik und die Dauer der oberitalienischen Werke dieser Art berechtigen indessen zum Vertrauen. Wandmalereien haben in dem letzten halben Jahrhundert leider so oft die Erwartungen

getäuscht, daß es ein Glück wäre, in so dauerhaftem Stoffe, wie die Glaswürfel es sind, weiter arbeiten zu können.

Die erhoffte lange Dauer der Mosaiken muß aber als dringende Mahnung aufgefaßt werden, bei der Wahl der darzustellenden Gegenstände und der Zeichnung der Kartons sich nicht von der Mode und den Ansichten unserer leichtlebigen Zeit zu sehr beeinflussen zu lassen. Es muß ja etwas geliefert werden, was nach Jahrhunderten noch wahr, ansprechend und für ein katholisches Gotteshaus erbaulich geblieben ist. Eben deshalb ist es nicht vom Übel, wenn der Kritik mit ihren Meinungsverschiedenheiten volle Freiheit gelassen wird vor der endgültigen Ausführung. Die Wahrheit liegt nur zu oft in der Mitte und wird sich zeitig Bahn brechen, wo man sie nicht mit Gewalt zu ersticken sucht. Bis jetzt ist, wie von allen Seiten zugestanden wird, bei Restauration alter Denkmäler fast überall freilich manches anders gemacht worden, als zu wünschen wäre und heute geschehen würde. Lebhafte Diskussion von seiten vieler Münsterfreunde und die Mitwirkung der höheren kirchlichen und staatlichen Behörden haben in Aachen vor manchen Fehlgriffen bewahrt, vieles Übel verhütet und oft in die rechte Bahn geleitet. Möchte darum das jetzt unternommene Werk glücklich vollendet und die überaus schwierige Ausstattung der Umgebung des Königsstuhles und der Empore des einzigen größeren karolingischen Baues, der uns in Deutschland erhalten blieb, geschickt eingeleitet werden.

Steph. Beissel S. J.

Der Deutschen „Schlachtlied“ zu St. Michael.

Von Zeit zu Zeit pflegt — und bei dem allgemeinen Kreislauf der Dinge ist das ja erklärlich genug — wie manches andere so auch der „deutsche Michel“ die Aufmerksamkeit der Litteraten in besonderer Weise auf sich zu ziehen, so daß ihm, um mich so auszudrücken, wieder einmal litterarisch der Puls gefühlt wird. Eine solche Periode stärkeren Angebotes und regerer Nachfrage in Sachen des „Michel“ ist wieder durch manche Redewendungen des deutschen Kaisers, namentlich aber durch das bekannte, von Sr. Majestät entworfene und von Professor Büttner-Pfänner ausgeführte Michaels-Bild inauguriert worden. Was in solchen Tagen die geschäftigen Gänsekiele der Zeitungsschreiber über den deutschen Michel und den streitbaren Erzengel zu berichten wissen, mag jenem, zu dessen Attributen eine gewisse Vorliebe für Schwemme und Verschwommenheit zu rechnen, einigermaßen angemessen, für diesen aber in ebendemselben Maße ehrenrührig sein. Es liegt uns völlig ferne, diesen litterarischen „Suser“, darin alles am Gären und

nichts ausgegoren ist, künstlich zur Klärung zu bringen und z. B. unsere Meinung zu äußern, ob in dem schneidigen Reitergeneral Hans Michel Obentraut des teutonischen Michels Urahne leibhaftig ermittelt worden ist oder nicht, und was dergleichen Fragen mehr sind. Aus den Irrtümern, die anläßlich des deutschen Michels über den himmlischen Michael in Umlauf gebracht werden, möchten wir vielmehr nur einen herausgreifen, und das deshalb, weil derselbe anfängt, sich in ernste und wissenschaftliche Werke einzuschleichen. Es wird daher nicht unangebracht sein, dem Schalk zeitig die Schelle anzuhängen.

Unsere Bemerkungen betreffen das Michaelslied: O heros invincibilis, dux Michael, zu deutsch: „O unüberwindlicher Held, Sankt Michael."

Zum erstenmal wurde ich auf einen schweren Irrtum in Sachen dieses Liedes aufmerksam durch einen mit F gezeichneten Aufsatz „Sankt Michael und der deutsche Michel" in den „Blättern für Unterhaltung" der „Germania" vom 28. September 1900. Dort las man nämlich:

„Die Fahne des Erzengels Michael führte die Deutschen noch oft zu Sieg und Ruhm. Ihn riefen sie an in dem lateinischen Hymnus O heros invincibilis, von dem die erste Strophe lautet:

O unbesiegbar starker Held,
Herzog Michael,
Führ du das deutsche Heer ins Feld!
O steh uns zur Seite,
O hilf uns im Streite,
Herzog Michael, Herzog Michael!

„Vielleicht gab dieser Kriegsgesang und Schlachtruf auch mit Veranlassung zu dem Völkerspitznamen ‚deutscher Michel', anfangs eine ehrenvolle Benennung, die aber später mit dem Schwinden der Macht und Ehre Deutschlands in Verruf kam und ein Scheltname wurde für einen biedern, gutmütigen, aber unbeholfenen, geistig beschränkten Menschen." [1]

Zweierlei war hier neu und interessant: erstens daß das hier angeführte Michaelslied ein „Kriegsgesang und Schlachtruf" deutscher Heere gewesen; zweitens die altertümlich anmutende Fassung der ersten Strophe dieses Liedes, die mit ihrem Rundreim „Herzog Michael" den doppelten Glauben einmal an ein hohes Alter des Liedes, zweitens an ein höheres Alter des deutschen als des lateinischen Textes nahezulegen und zu stützen schien.

Der Zufall wollte, daß ich bald darauf in E. Michaels „Geschichte des deutschen Volkes" (I, 214 f.) auf dieselbe Strophe stieß. Er schreibt:

---

[1] Die „Germania" bemerkt hierzu etwas weiter unten: „Vergleiche für dieses und manches andere: Dr. Albert Munke, Der deutsche Michel. Abhandlung zum Jahresbericht des Gymnasiums in Gütersloh, 1870." Munkes Schrift war mir nicht zugänglich, so daß es fraglich bleibt, ob nicht für ihn ein Teil der Entdeckungen (richtiger Erfindungen) zu reklamieren ist, die wir später einem andern zuschreiben werden.

„Sankt Michael, der Schutzpatron des deutschen Volkes, war als ritterlicher Drachenbezwinger im besondern der Patron der Krieger. Unter seinem Banner flehen sie um seine Hilfe, und weithin erschallt der Schlachtgesang:

O unbesiegter, starker Held, Herzog Michael,
Führ du das deutsche Heer ins Feld, Herzog Michael!
O steh uns zur Seite,
O hilf uns im Streite,
Herzog Michael, Herzog Michael!“

Hierzu noch die Anmerkung: „Es war das deutsche Schlachtlied vom 9. bis 16. Jahrhundert.“ Hatte die Lesung jener Notiz in der „Germania“ mich stutzig gemacht, so mußte dies mich wankend machen in dem Glauben, daß dies Michaelslied ein verhältnismäßig junges Lied, ein Kind des angehenden 17. Jahrhunderts sei, wie ich bislang geglaubt hatte. Wieder erschien hier ja der altertümelnde Text mit dem „Herzog Michael“. Derselbe mußte also doch existieren. Aber wo? Wem dankten wir seine Kenntnis?

Michael beruft sich a. a. O. auf Giesebrecht (Geschichte der deutschen Kaiserzeit I [5. Aufl., Leipzig 1881], 422), auf C. Rudloff (Der Deutsche Michel, in der „Zeitschrift für Deutsche Kulturgeschichte“, N. F. 2 [1873], 743 bis 755) sowie auf eine Reihe von Aufsätzen und Mitteilungen im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“ [1]. Letztgenannte Aufsätze beschäftigen sich aber lediglich mit Ursprung und Ursprungszeit des Spottnamens „deutscher Michel“, von unserem Schlachtgesange wissen sie nichts. Auch Giesebrecht ist unschuldig. Er erzählt nur, daß, als die Deutschen unter Kaiser Otto in die Schlacht auf dem Lechfelde zogen, „vor ihm flatterte die Lanze des hl. Michael“; welchen Päan seine Mannen dabei anstimmten, darüber weiß Giesebrecht nichts zu erzählen. Bedeutend unterrichteter erweist sich der dritte Gewährsmann, C. Rudloff. Er ist — Quellen citiert er keine — als Erfinder des Schlachtgesanges anzusehen [2] und bekennt sich, wie wir sehen werden, ziemlich ausdrücklich als „Verfasser“ der altertümelnden, irreleitenden Strophe mit dem „Herzog Michael“. Er schreibt:

„Er (Michael) ist der geistliche Herzog der deutschen Heerscharen. Während der Schlacht auf dem Lechfelde flatterte vor Kaiser Otto die Lanze des hl. Michael, und wo die wehte, hatte noch nimmer der Sieg gefehlt; dicht umringten dieses Banner und den König eine Schar heldenkühner Jünglinge, die Auswahl der Tapfersten aus jedem Zuge des Heeres (Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit I [Braunschweig 1860], 422). Das Lied: O heros invincibilis dux der alten *Cantiones* scheint nur eine Umwandlung des altdeutschen Schlachtgesanges in lateinischer Übersetzung mit Vertauschung des Heldennamens zu sein; statt dux Michael, protector Germaniae, hat es wohl früher geheißen: ‚Herzog Odin, Schirmherr des deutschen Volkes.‘ Der Anfang des Michaelsliedes lautet frei übersetzt:

---

[1] 1865, S. 202—205; 1866, 92—95; 1869, 164—166.

[2] Es sei denn, wie vorbemerkt, daß er Munke ausgeschrieben hätte.

O unbesiegbar starker Held, Herzog Michael,
Führ du das deutsche Heer ins Feld, Herzog Michael!
O steh uns zur Seite,
O hilf uns im Streite,
Herzog Michael, Herzog Michael!

„Mit solcher Anrufung ging es zum Angriff, und deutsche Männer, welche unter dem Michaelsbanner fochten und mit dem Losungswort ‚Sankt Michael!‘ auf den Feind losstürmten, konnten wohl ‚deutsche Michel‘ heißen. So hat das christlich-deutsche Schlachten- und Wallfahrerlied, welches von den Normannen- und Ungar-Schlachten der Karolinger her die Kreuzzüge hindurch bis zur Reformation als Bardit vor der Schlacht gesungen wurde, aller Wahrscheinlichkeit nach den Spottnamen des ‚deutschen Michel‘ im Kriegsverkehr mit andern Völkern veranlaßt.“

Wir haben hier vor allem das Bekenntnis zu den Akten zu nehmen, daß die altertümelnde Strophe mit dem Rundreim „Herzog Michael“, die uns in der „Germania“ und bei Michael frappierte, nichts ist als eine „freie Übersetzung“ der Strophe O heros invincibilis und, da Rudloff keinen andern Übersetzer nennt, wohl von ihm selbst für seinen Aufsatz angefertigt. Wir stehen hier also an der Quelle der Herzog Michael-Strophe, die somit für den Historiker in Wegfall kommt und nicht ein altdeutscher Schlachtgesang, sondern eine Ausgeburt des 19. Jahrhunderts ist.

Wenden wir uns nun dem Originale dieser „freien Übersetzung“, dem lateinischen Liede O heros invincibilis, zu. Rudloff verdankt die Kenntnis desselben, wie er sich ausdrückt, den „alten *Cantiones*“, was augenscheinlich nichts anderes besagen kann als dem Psalteriolum *Cantionum* catholicarum, d. h. einem in vielen Ausgaben verbreiteten Gesangbuche der niederrheinischen Jesuiten. Diesem lateinischen Liederbuche parallel läuft eine deutsche Ausgabe desselben, das sogen. „Geistliche Psälterlein“, das ebenso zahlreiche Auflagen erlebt hat. Hier konnte Rudloff den deutschen Text des Michaelsliedes finden mit dem Anfange „O unüberwindlicher Held“, der ihn seiner irreführenden Verdeutschung um so mehr überhoben hätte, als der deutsche Text des Liedes sich früher nachweisen läßt als der lateinische. Stellen wir die beiden Texte hier nebeneinander [1]:

1. O Vnüberwindlicher Heldt,
Sankt Michael,
Komb vns zu hülff, zeuch mit zu Feldt,
Hilff vns hie kempffen,
Die Feinde dempffen,
Sankt Michael.

1. O heros invincibilis,
Dux Michael,
Adesto nostris proeliis,
Ora pro nobis,
Pugna pro nobis,
Dux Michael.

[1] Den deutschen Text gebe ich nach Kehrein aus Gregorius Corners „Groß Catholisch Gesangbuch“ von 1631; den lateinischen nach dem Psalteriolum Cantionum catholicarum, editio decima sexta 1791.

2. Die Kirch dir anbefohlen ist, Vnser Schutz vnd Schirmherr du bist.	2. Tu nostrae dux militiae, Defensor es ecclesiae.
3. Du bist der Himmlisch Capitain, Dein Königsheer[1] alle Engel sein.	3. Caelestes omnes spiritus Pars tui sunt exercitus.
4. Groß ist dein Macht, groß ist dein Heer, Groß auff dem Land, groß auff dem Meer.	4. Per terras atque maria Sunt nota tua proelia.
5. Von deiner Macht zu sagen weiß Der höllisch Drach vnd sein geschmeiß.	5. Per te, o heros belliger, Prostratus iacet Lucifer.
6. Den Drachen du ergriffen hast Vnd vnter deine Füß gefast.	6. O magnae heros gloriae, Protector sis Germaniae.
7. Mit Lucifer hast du gekempfft Vnd hast sein Heer vnd Macht gedempfft.	7. Ad arma, ad arma angelos, Ad arma voca subditos.
8. O starker Heldt, groß ist dein Krafft, Ach komb mit deiner Ritterschafft.	8. Eiectis procul hostibus Fer opem desperantibus.
9. Beschütz mit deinem Schilt vnd Schwert Die Kirchen Gottes hie auff Erd.	9. Adflictae pridem patriae Optatam pacem redhibe.
10. Vnd all, die der feynd zugethan, Die beleyte zu deß Himmels Thron.	10. A fame, peste libera, A servitute vindica.

11. O Michael archangele,
Haec voce rogo supplice.

Welches sind nun die geschichtlich nachweisbaren Daten über dieses Lied?

1. Der lateinische Text kommt nach Dr. W. Bäumker (Das katholische Kirchenlied in seinen Singweisen II, 152) zum erstenmal vor in dem Psalteriolum harmonicum sacrarum cantilenarum, Coloniae Agrippinae (Peter Grevenbruch) **1642.** Bäumker bemerkt zu diesem Liederbuche in seiner Bibliographie (a. a. O. S. 36): „Jesuitengesangbuch.“

2. Der deutsche Text tritt zwanzig Jahre früher zum erstenmal auf in dem Buche: „Außerlesene Catholische Geistliche Kirchengesäng. Gedruckt zu Cölln Bey Peter von Brachel.“ Bäumker bemerkt zu ihm (a. a. O. S. 33): „Scheint mir Jesuitengesangbuch zu sein.“

Von diesem Gesangbuche existiert eine frühere Auflage vom Jahre 1619 mit dem Titel: „Catholische Kirchengesäng auf die Fürnehmste Feste. Gedruckt zu Cölln Bey Peter von Brachel.“ Bäumker bemerkt zu dieser Auflage (a. a. O. S. 32): „Jesuitengesangbuch.“ In diesem Gesangbuche fehlt unser Lied. Dasselbe taucht also für uns in der Geschichte zum erstenmal auf in einem Jesuitengesangbuche zwischen den Jahren 1619 und 1625 und ist also aller Wahrscheinlichkeit nach, da jede frühere Spur fehlt, in dieser Zeit, vermutlich von einem niederrheinischen Jesuiten, verfaßt worden.

3. Die schöne, kraftvolle dorische Melodie des Liedes können wir noch einige Jahre weiter hinauf verfolgen. Ihre Fährte führt uns über die Niederlande nach Frankreich. Diese Singweise findet sich nämlich schon in dem 1614 zu Antwerpen gedruckten Buche: Het Prieel der gheestelicker Melodie, und zwar bei einem

[1] Sonst richtiger: Kriegsheer.

französischen Weihnachtsliede mit dem Anfange: Graces au bon petit Jesus. Ein Einzeldruck unseres Michaelsliedes vom Jahre 1668 besagt zwar: „Ein Geistliches Lied zu dem Ertz-Engel S. Michael. In seiner eygenen Melodey zu singen." Es ist aber diese Angabe ein offenkundiger Irrtum und müssen wir nach dem heutigen Stande der Forschung französischen Ursprung der Singweise vermuten.

4. Was die Priorität der beiden Texte angeht, so meint Bäumker (a. a. O. S. 152) von dem lateinischen: „Dieser ist wahrscheinlich der ursprüngliche, weil er sich den Noten besser anschmiegt." Der deutsche Text schmiegt sich aber mindestens ebensogut an, wenn man die Betonungsverhältnisse der deutschen Lyrik des 16. und 17. Jahrhunderts berücksichtigt. Eine Vergleichung der beiden Texte scheint mir eher die Ansicht nahezulegen, daß der zuerst überlieferte deutsche Text auch der ältere und ursprünglichere ist; der lateinische scheint mir eine mehrfach hinter der kernigen Urwüchsigkeit des Originals zurückbleibende Bearbeitung.

Wir wissen von einigen alten deutschen Liedern, daß dieselben als Schlachtgesänge gebraucht wurden. So sang nach Ottokars Reimchronik in der Schlacht auf dem Marchfelde (26. August 1278) das Heer Rudolfs von Habsburg:

Sankt Mari, muoter unde meit,
al unseriu not si dir gekleit,

d. h. eine Strophe des Liedes: „Es sungen drei Engel ein süßen Gesang", während das böhmische Heer das alte, noch heute gesungene Hospodine pomiluy ny anstimmte. Dasselbe Lied wurde, gleichfalls nach Ottokar, von den deutschen Kreuzfahrern in der Schlacht bei Akkon 1291 und wieder in der Schlacht am Hasenbühl bei Göllheim (2. Juli 1298) gesungen. Nach anderem Berichte wäre in letztgenanntem Kampfe als Schlachtlied das „In Gottes Namen fahren wir" angestimmt. In der Schlacht bei Tannenberg in Preußen (14. Juli 1410) sang das Heer des Deutschen Ordens das Lied: „Christ ist erstanden." Auch das bekannte Media vita (Enmitten in des lebens zeit) wird als Schlachtlied erwähnt. „Das Lied", sagt Hoffmann von Fallersleben in seiner „Geschichte des deutschen Volksliedes" (S. 324), „wurde das ganze Mittelalter hindurch viel gesungen bei allerlei Anlässen, auch als Schlacht-, Fluch- und Zaubergesang." Ein Michaelslied dagegen wird nirgends als Kampflied erwähnt. Die ganze Sage von dem Barbit, das seit den Normannen- und Ungar-Schlachten bis zur Reformation von den deutschen Heerscharen zu Beginn der Schlacht angestimmt worden sei, und gar die Märe von dem uralten Odinsliede, das in dieser Umdichtung auf den Engel Michael fortleben soll, ist nichts anderes als ein Sommernachtstraum Rudloffscher Einbildungskraft, vor deren Phantasmagorien der nüchterne Historiker hiermit gewarnt sei. Übrigens ist das Michaelslied keineswegs das einzige unter den Liedern des Psalteriolum Cantionum, dem irrtümlicherweise ein viel höheres Alter zugeschrieben worden, als ihm zukommt.

G. M. Dreves S. J.

Rezensionen.

Die Abfassung des Galaterbriefes vor dem Apostelkonzil. Grundlegende Untersuchungen zur Geschichte des Urchristentums und des Lebens Pauli. Von Dr. **Valentin Weber**, ö. o. Professor der Theologie an der kgl. Universität Würzburg. gr. 8⁰. (XII u. 406 S.) Ravensburg, Kitz, 1900. Preis *M.* 5.

Daß Gal. 2, 1—10 ein Parallelbericht sei zur Erzählung Apg. 15 vom Apostelkonzil, wird in neuerer Zeit „fast allgemein“ (S. 16) angenommen. Man sieht in jenem mehr die persönliche, subjektive Seite, in dieser die ruhige objektive Darstellung ausgeprägt. „In rührender Harmonie kommen heutzutage die Theologen aller möglichen Richtungen mit ganz vereinzelten Ausnahmen darin überein, daß Paulus Gal. 2, 1—10 einen Parallelbericht zu Apg. 15 gebe“ (S. 19). Gegen diese „rührende Harmonie“ hat der Herr Verfasser bereits in mehreren Abhandlungen nach verschiedenen Richtungen hin Stellung genommen; so in Theol.-prakt. Monatsschrift, Passau 1898 und 1899; Zeitschrift für katholische Theologie 1898; Katholik 1898, 1900; ebenso in der Schrift: Die Adressaten des Galaterbriefes, und in einem Vortrage auf dem Münchener Gelehrten-Kongresse (abgedruckt in „Biblische Studien“). Alles das teils zusammenfassend teils erweiternd tritt der Herr Verfasser mit dem neuen Buche auf den Plan und bietet uns sieben mehr oder minder umfangreiche „Beweisgänge für die Abfassung des Galaterbriefes vor dem Apostelkonzil“.

Die Darstellung ist gewandt, frisch; einzelne Wiederholungen bringt der Gegenstand mit sich; mit größtem Fleiße und einer reichen Kombinationsgabe dringt der Herr Verfasser in die verschiedenen Seiten der angeregten Fragen ein und bietet ein reiches Wissen und vielfache Belehrung. Er ist seiner Sache völlig sicher; es fallen im Verlauf der Abhandlungen Ausdrücke wie: unumstößlicher Beweis, vollgenügender Beweis (S. 64. 137), in Buchhändleranzeigen ist die Ansicht als unwiderlegbar gewertet. Ist es da nicht von vornherein sehr unbescheiden, wenn der Rezensent sich anschickt, ein paar Fragezeichen anzubringen? Doch da der Herr Verfasser selbst einräumt, daß sich Schwierigkeiten ergeben, ist es wohl gestattet, die eine oder andere namhaft zu machen.

Als das Wesentliche seiner Auffassung betrachtet der Herr Verfasser die Meinung, daß die Beschneidungsfrage z w e i m a l in Jerusalem verhandelt wurde, zuerst nur v e r t r a u l i c h (Gal. 2, 1—10), später ö f f e n t l i c h mit feierlicher

Beschlußfassung und weiser Regelung der Heidenchristenfrage (S. x). Daher will ich auch einige Bedenken gerade gegen dieses Wesentliche vorlegen und anderes gelegentlich kurz berühren.

Also die aufgeworfene Streitfrage war durch Gal. 2, 1—10 noch nicht prinzipiell und autoritativ entschieden (S. 32); es war da bei den Privatverhandlungen die gemeinsame Überzeugung, daß die Heidenchristenfrage nicht öffentlich und prinzipiell geregelt werden könne (S. 215), von Paulus wurde die Verschiebung der öffentlichen Behandlung zugestanden, in der Gemeinde wurde die Aufrollung der Gesetzesfrage vermieden (S. 218); der Vertrag hatte einen vertraulichen und provisorischen Charakter (S. 220. 249); es handelt sich in Gal. 2 um eine Privatbesprechung; man forderte von Paulus die Nichtaufrollung der Gesetzesfrage vor der Gemeinde (S. 223), die Scheidewand des mosaischen Gesetzes wurde zwischen beiden Teilen der Christenheit neu befestigt (S. 225).

Sehen wir nun diesem gegenüber, wie der Herr Verfasser die Sachlage schildert. Wer waren die Falschbrüder und was wollten sie? „Die Gesetzler kamen aus Jerusalem" (S. 207), „das Alleingenügen der Gnade Christi auf Grund des Erlösungstodes — also gerade das Wesentliche am Christentum — verkannten und leugneten sie" (S. 203). Und wie stellt sich Paulus diesen Falschbrüdern gegenüber? Sie sind Störenfriede (S. 203), Paulus hat alsbald „die Absichten dieser gefährlichen Menschen erkannt (S. 204); der letzte Zweck und das eigentliche Ziel der Eindringlinge war nämlich, den Paulus und den Barnabas und in letzter Linie das ganze Christentum unter das Gesetz des Moses zu verknechten" (S. 206). Paulus „sah die Gefahr voraus; er erkannte alsbald, daß dem Ansinnen der Beschneidungsforderer die mit dem Wesen des Christentums unvereinbare Anschauung zu Grunde liege, als hätte das mosaische Gesetz eine bleibende, heilswichtige Bedeutung (S. 206), er achtete auf die prinzipielle Tragweite der gestellten Forderung (S. 207), er erkannte scharf die letzten Konsequenzen ihres Standpunktes" (S. 210). Bei dieser Sachlage hielt er es für „notwendig, eine Klarstellung der Dinge, eine offene Aussprache der Meinungen und eine Stellungnahme der Muttergemeinde zur Heidenchristenfrage zu veranlassen" (S. 191). Die Gefahr, daß die heidenchristlichen Gemeinden um das unersetzbare Gut des lauteren Evangeliums betrogen würden, wollte er „ein für allemal aus der Welt schaffen; er wollte die Muttergemeinde nötigen, Stellung zu nehmen gegen gewisse Gesetzeseiferer ... und umsomehr hielt er es für notwendig, sich des ausdrücklichen Einverständnisses der Jerusalemiten mit seiner Lehrverkündigung zu versichern; ... die feierliche Sanktion des status quo durch die Mutterkirche sollte ... die festeste Deckung und Gewähr bieten" (S. 193).

Und nun, dieser Paulus, dem „eine schneidige Entschiedenheit eigen war, wo es sich um religiöse Prinzipienfragen handelte" (S. 236), dieser Paulus soll sich bei dieser Sachlage mit einer vertraulichen Abmachung, einer Privatbesprechung, mit dem Hinweise begnügt haben, daß die angeregte Frage nicht öffentlich und prinzipiell geregelt werden könne? Was hat er dann seinen Gegnern gegenüber erreicht? Der Herr Verfasser meint allerdings, „davon, daß die Gesetzeseiferer damals mit dürren Worten die absolute Notwendigkeit der Gesetzesbeobachtung behauptet

hätten, ist keine Rede" (S. 206), und „jene Eindringlinge werden noch nicht behauptet haben: ohne Beschneidung können die Heidenchristen nicht selig werden" (S. 218); allein, wenn sie „das Alleingenügen der Gnade Christi — also gerade das Wesentliche am Christentum — leugneten" (S. 203) und die Gesetzesbeobachtung forderten, was ist das im Grunde anders als thatsächlich und praktisch sagen: ohne Beschneidung kein Heil? Oder fragen wir so: forderten sie die Gesetzesbeobachtung als notwendig für die Heidenchristen, oder stellten sie jene als nützlich, aber frei hin? Im zweiten Falle war sicher nicht zu besorgen, daß gar manche der Heidenchristen sich die Last auflegen wollten. Paulus aber sieht seine ganze Thätigkeit gefährdet: ne forte in vacuum currerem aut cucurrissem; man lese S. 187. 192; er sah die Gefahr, daß sie um das unersetzbare Gut des lauteren Evangeliums betrogen würden (S. 193). Also forderten die „Gesetzler" die Beobachtung als notwendig; das kann aber nur den Sinn haben: ohne Gesetz kein Heil! notwendig für den Christen als Christen! Doch „solche Verfälscher des Evangeliums hätte Paulus durch Abschluß des Kompromisses gleichsam als zu duldende echte Christen anerkannt, was schwer annehmbar ist" (S. 218—219). Ganz recht! Aber wo steht denn etwas von einem Kompromiß? Er nennt sie Falschbrüder, quibus neque ad horam cessimus subiectione, und wenn die Säulenapostel fortfahren, den Juden das Evangelium zu predigen, mit Pauli Zustimmung, so ist das kein Kompromiß mit den Falschbrüdern.

Es ist auch eine unrichtige Voraussetzung, die Streitfrage hätte deswegen nicht öffentlich und endgültig geregelt werden können, weil in Palästina an der Gesetzesbeobachtung seitens der geborenen Juden nicht gerüttelt werden durfte (S. 215). Denn es handelte sich ja nur um die Heidenchristen; was für sie bestimmt wurde, verbot den Juden die Gesetzesbeobachtung nicht. Aber wurde die Heidenchristenfrage wirklich nicht vor der Gemeinde aufgerollt? Hat Paulus auf Verlangen der „vertrauensseligen Altapostel" (S. 201) nachgegeben, auf die öffentliche Erörterung verzichtet? (S. 214.) Wir lesen S. 131: „in der öffentlichen Gemeindeversammlung fand er wenigstens stillschweigende Billigung seines Missionsverfahrens", und S. 192: „er legte das Evangelium vor, das er unter den Heiden verkündete, sowohl den Gläubigen in Jerusalem im allgemeinen — wie es scheint in einer Gemeindeversammlung — als speziell in einer Privatbesprechung den Häuptern, den Autoritäten, d. i. den anwesenden Altaposteln"; er berichtet in dieser öffentlichen Versammlung über die Erfolge seiner Heidenpredigt und „macht dabei kein Hehl daraus, daß er die Heiden ohne Beschneidung und Gesetz in die Kirche aufnehme. Sein Vortrag war in seiner Absicht gewissermaßen eine Herausforderung der Gemeinde, ihm zu sagen, ob sie gegen sein Heidenevangelium etwas einzuwenden habe" (S. 192), und „er betont triumphierend, daß die Muttergemeinde selbst und deren anerkannte Autoritäten die Art seiner Heidenmission nicht im mindesten beanstandet haben" (S. 202). Freilich heißt es in etwas anderer Fassung S. 197: „übrigens sagt Paulus nicht ausdrücklich, daß er den Gläubigen zu Jerusalem in einer großen Gemeindeversammlung seine gesetzesfreie Heidenpredigt vorgelegt habe" — da möchte ich fast dem Herrn Verfasser sein Motto entgegenhalten: Die Schrift ist nicht mit ihren Erklärern zu verwechseln; es heißt doch: contuli cum illis evangelium quod praedico in gentibus, seorsum autem τοῖς δοκοῦσιν, dieses Evangelium, das er predigte und den Autoritäten vorlegte, ist doch das gesetzesfreie, und dieses legte er auch den Gläubigen vor.

Der Herr Verfasser erzählt, daß die Falschbrüder scheinbar ihre Forderung zurückzogen, daß die Altapostel wichtige Gründe hatten, es mit den Gesetzeseiferern

nicht zu verderben, und daß sie den Paulus dafür gewannen, die prinzipielle Seite der Gesetzesfrage bei der Gemeinde nicht hervorzukehren (S. 196. 207). Aber diese prinzipielle Seite ist nichts anderes, als daß er die Heiden in die Kirche aufnehme, ohne das Gesetz ihnen aufzulegen. Und das war doch allgemein bekannt. Nach dem Herrn Verfasser hoffte man auf eine friedliche Entwicklung; die trat nicht ein, „das lag an Umständen, die nicht vorhergesehen wurden" (S. 224). Paulus aber hatte klar gesehen; er war nicht der Mann, nachdem ihm einmal die Anschauung entgegengetreten, daß das mosaische Gesetz prinzipiell verpflichtende Kraft habe (S. 203), sich mit Vertuschen zufrieden zu geben, oder mit dem Versprechen, man wolle hindern, daß die Judaisten sich in sein Missionsgebiet einschlichen (S. 218).

Sodann legt der Herr Verfasser dem Apostelkonzil, speziell den Jakobusklauseln, eine solche Bedeutung und Tragweite bei, daß es nach denselben unmöglich gewesen wäre, fernerhin Streitigkeiten wegen Eßsitten zu erheben; der Vorgang Gal. 2, 11 hätte also nach dem Apostelkonzil nicht mehr stattfinden können (S. 43). Da ist zunächst zu bemerken, daß der Beschluß erstens nur den Heidenchristen gilt, und daß er zweitens durch die Jakobusklauseln nur die ärgsten Anstöße entfernt für den Privatverkehr (S. 47). Oder enthält etwa das Apostelbekret ein Verbot für die Judenchristen, das mosaische Gesetz zu beobachten? Keine Kunst des Erklärens wird das erweisen. Das folgt allerdings auch für die Juden, daß für sie gleichfalls die Beobachtung des Gesetzes nicht zum Heile erforderlich sei. Es ergiebt sich demnach bloß: die Judenchristen konnten und durften die strenge Beobachtung der Speisegesetze beiseite setzen, sie mußten es aber keineswegs. Übrigens gesteht ja der Herr Verfasser selbst zu: „Es blieb ohnehin dem Gewissen des einzelnen Judenchristen überlassen, wie weit er mit unbeschnittenen Gläubigen verkehren wollte" (S. 55). Zudem geht der Herr Verfasser noch weiter, wenn er schreibt: „Paulus selbst war mit den Jakobusklauseln gerne einverstanden; denn sie entsprachen ganz seinem eigenen Grundsatze, daß die Judenchristen das Gesetz weiterhin beobachten — was bei den Verhandlungen des Konzils als selbstverständlich vorausgesetzt wurde —" (S. 289), und „Paulus dachte nie daran, den Judenchristen überhaupt . . . die völlige Lossagung vom Gesetze zuzumuten . . . er erkannte an, daß sie es so lange, als die gegenwärtige politisch-kirchliche Organisation des jüdischen Volkes dauere, halten mußten" (S. 243); ja S. 221 ist von einer fortdauernden Gebundenheit aller Glieder jüdischer Nation an das mosaische Gesetz die Rede; und „solange das jüdische Staatswesen mit dem Tempel bestand, war für die Judenchristen an eine Lösung dieses Gesetzes nicht zu denken". Wenn also das sich so verhält, und die Judenchristen weiterhin das Gesetz beobachten durften, so war ein solcher Eßstreit, wie ihn gesetzeseifrige Judenchristen (Gal. 2) hervorriefen, sehr leicht möglich; denn die Heidenchristen beobachteten nicht die mosaischen Speisegesetze. Er war möglich nach Apg. 15, ja gerade da besonders, denn S. 135 werden wir belehrt, daß die Anerkennung des gesetzesfreien Heidenevangeliums durch die Muttergemeinde, diese große Einräumung . . . fast nur dazu führen konnte, daß die Gläubigen in Jerusalem für ihre Person die Gesetzesbeobachtung um so peinlicher bewahrten und diese Treue gegen das Gesetz auch von den Judenchristen in den heidnischen Ländern wünschten und erwarteten. Was ist das anders als die Aufhebung, Vermeidung der Tischgemeinschaft infolge von Apg. 15?

Aber, lesen wir S. 73: „nach dem getroffenen Abkommen (Apg. 15) war das bloße Beispiel des Petrus kein Zwang; also lag das Abkommen noch nicht vor, und der Brief ist vor diesem Abkommen geschrieben". Nun sagt jedoch der

Herr Verfasser selbst, „worin der von Petrus ausgeübte Zwang des Judaisierens bestand: er zog sich zurück und sonderte sich ab; ebenso weisen die Ausdrücke heucheln und nicht richtig wandeln auf einen bloß indirekten Zwang" (S. 73); vgl. Gal. 2, 12. 13. Nimmt man „die einzigartige Stellung des Petrus in der Kirche" mit in Betracht, so ist es sehr begreiflich, wie auch ein indirekter Zwang hinreichte, daß sein Beispiel wenigstens die Ersprießlichkeit der Gesetzesbeobachtung zeigen konnte (vgl. S. 228). Die Heidenchristen wußten nur, daß es nicht heilsnotwendig für sie sei, das Gesetz zu beobachten. Warum sollte nun nach Apg. 15 nicht mehr gelten, was wir S. 236 lesen: „wenn der Träger der christlichen Einheit, der, den Christus zum Hirten seiner Herde erwählt hatte, durch seine Handlungsweise zu erkennen gab, daß er die Unbeschnittenen für unrein, ihre Person und ihre Speise für befleckend halte, so mußten diese schließen, daß ihnen, um nur der Gemeinschaft mit dem Haupte der Kirche gewürdigt zu werden, nichts übrig bleibe, als ihre bisher genossene Freiheit zum Opfer zu bringen und gleichfalls Gesetzesbeobachter zu werden"?

„Der ganze Konflikt in Galatien, der den Brief veranlaßt hat, war unmöglich, wenn damals schon der Konzilsbeschluß vorhanden war" (S. 32). Das Vorgehen der Judaisten in Galatien erklärt der Herr Verfasser denn doch thatsächlich, indem sie den Galatern eine „vollkommenere Form des Evangeliums" (S. 263; vgl. S. 252) versprachen, sie durch Hinzufügung des jüdischen Gottesdienstes zur Vollendung bringen wollten (S. 264) und das Werk des Paulus zur Vollendung zu führen vorgaben (S. 272). Das ist ganz im Einklang mit Gal. 3, 3; und es kann nicht mehr gesagt werden, daß eine solche Auffassung dem ganzen Tenor des Briefes widerspreche (S. 31); denn „vermutlich haben sie den Galatern eingeredet, das von Paulus gepredigte Evangelium bedürfe der Ergänzung und Vollendung": erst so würden sie „vollberechtigte Glieder des Messiasreiches, echte Söhne Abrahams", das bilde die „Vollendung des Christenstandes" (S. 114. 117. 118). Haben sie nun in der Weise geredet, so ist der Konflikt gerade nach dem Konzil erst recht verständlich. Denn nach demselben konnten sie die Heilsnotwendigkeit nicht mehr betonen, sie konnten nicht mehr wie die Falschbrüder (Gal. 2, 4) „gerade das Wesentliche am Christentum" (S. 203) leugnen; sie konnten nicht mehr wie jene „Verfechter der Gesetzesverbindlichkeit" (S. 203) auftreten. Nach dem Konzil mußten sie so sprechen; vor demselben hätten sie gewiß so gesprochen wie jene Falschbrüder, deren Absicht auf Betonung der Heilsnotwendigkeit des Gesetzes Paulus gleich durchschaute, wie der Herr Verfasser mehrmals richtig darlegt (S. 193. 204. 206. 210).

Daß Paulus im Galaterbriefe die Kollektenreise Apg. 11, 30 sollte übergangen haben, hält der Herr Verfasser für „geradezu unmöglich", er wäre „seinem Zwecke oder der Wahrheit untreu" geworden. Hier kommt es eben auf die Ansicht an, die man sich von dem Zwecke des Briefes resp. Kap. 1 und 2 macht. Freilich, meint man mit Ramsay, Paulus wolle und müsse eine „autobiographische Skizze" geben, oder seine Beweisführung gründe sich auf die Seltenheit seiner Besuche, und sein Zweck sei, zu beweisen, daß er bei diesen Besuchen keinen Auftrag von den Zwölfen erhalten, so konnte er allerdings diese Reise nicht übergehen. Aber wo spricht denn der Apostel davon, daß er eine autobiographische Skizze geben will? Was will er darlegen? Ganz gut nennt der Herr Verfasser Gal. 1, 11 den thematischen Satz, das eigentliche Thema (S. 146. 147); zu diesem Vers gehört, die negative Aussage notwendig ergänzend, Vers 12: neque enim ab homine accepi

illud neque didici, sed per revelationem Iesu Christi; das will er mit der feierlichen Formel notum vobis facio darlegen — und damit hat die Kollektenreise absolut nichts zu schaffen. Also auch hier ist die Schrift nicht mit ihren Auslegern zu verwechseln, die dem Apostel einen Zweck zuschreiben, der dem in Vers 11. 12 ausgesprochenen fremd ist.

Schrieb Paulus den Brief nach der Apg. 16, 3 erzählten Beschneidung des Timotheus, „so mußte er den Timotheusfall erörtern und die Gründe darlegen, warum sein Wort (Gal. 5, 2—4) auf Timotheus und ähnliche Fälle keine Anwendung finde; Paulus hat aber nicht die geringste Andeutung gemacht, ... folglich ist der Brief vorher geschrieben" (S. 303). Die Thatsache war bekannt (S. 302); von mütterlicher Seite war Timotheus Jude; wegen der Mission bei den Juden beschnitt ihn Paulus; auch das, die ganze Thatsache, mußte bekannt sein. Dann war von selbst der Unterschied klar; denn Paulus handelte nicht, um den Glauben des Timotheus zur Vollendung zu führen. Hier gilt, was S. 207 gesagt ist: „Den äußeren Akt als eine für das Heil völlig gleichgültige Handlung konnte er vornehmen, und die dadurch bewirkte Einverleibung des Missionsgehilfen in die jüdische Nation konnte um der Juden willen für seine Missionserfolge von Vorteil sein" — bei Titus freilich lag die Sache anders (Gal. 2, 3).

Ich entnehme der Darstellung Gal. 2, daß die *οἱ δοκοῦντες* nicht einfach bloß die genannten drei Säulenapostel sind, die als *οἱ δοκοῦντες στῦλοι εἶναι* als besonders hervorragend unter den *δοκοῦντες* bezeichnet sind; es sind die nämlichen, die Apg. 15, 6 apostoli et seniores heißen und denen nach der Gemeindeversammlung Paulus seorsum die angeregte Frage vorlegte, wie es Apg. 15, 6 heißt gleichfalls nach der Gemeindeversammlung: conveneruntque apostoli et seniores videre de verbo hoc. „Aber warum beruft sich Paulus im Briefe mit keiner Silbe ausdrücklich auf das energische Eintreten des Petrus und Jakobus für die Freiheit der Judenchristen?" (S. 33.) Nun, er sagt: die Autoritäten haben mir (meiner Lehre, Gesetzesbeobachtung sei nicht gefordert) nichts hinzugefügt, die Säulenapostel dexteras dederunt mihi et Barnabae societatis. Das ist freilich kein Citat nach Kapitel und Paragraph, wie wir Menschen des 20. Jahrhunderts es gewohnt sind, aber eine ausdrückliche Berufung auf das Votum der Autoritäten ist es doch — oder was ist es sonst? Doch nicht eine Leugnung ihres Eintretens für die Freiheit der Heidenchristen?

Aber genug der Bedenken. Jeder wird, mag er nun von den Ausführungen des Herrn Verfassers überzeugt werden oder nicht, das Buch mit steigendem Interesse lesen und mannigfachen Gewinn daraus ziehen. Daher sei das Buch bestens empfohlen.

Jos. Knabenbauer S. J.

La nouvelle législation de l'Index, texte et commentaire de la Constitution „Officiorum ac munerum" du 25 janvier 1897. Par l'Abbé ***A. Boudinhon***, Docteur en Droit Canon, Professeur à l'institut catholique de Paris. 8⁰. (396 p.) Paris, Lethielleux. Preis *Fr.* 4.50.

Trotz der Fülle von Kommentaren zur Konstitution Officiorum ac munerum liest man den oben angezeigten mit Interesse. Derselbe ist leicht und klar geschrieben und in all seinen Argumentationen beraten von dem praktischen Menschenverstande, dem besten Gesetzesinterpreten.

Daß der Verfasser sich der bereits erschienenen Kommentare bediente, sieht man alsbald, auch wenn er es selbst nicht ausdrücklich sagte. Das gereicht ihm aber weder zum Schaden noch zur Schande. An verschiedenen Stellen macht er vielmehr seine Vorgänger auf Mängel aufmerksam, wofür diese ihm gewiß dankbar sein werden.

Dem Rezensenten fällt es schwer, eine eingehendere Kritik des Werkes zu geben, eben weil er die darin ausgesprochenen Ansichten und Urteile durchweg teilt. Wenn deshalb hier auf vereinzelte nebensächliche Ungenauigkeiten, die dem Verfasser mit unterlaufen sind, aufmerksam gemacht wird, so mag dieser und jeder daraus entnehmen, daß der Traktat mit Liebe studiert wurde.

Vielleicht ist es nur die feine Rücksichtnahme des Verfassers auf die Empfindlichkeit anderer Nationen, die ihn seine Ansicht von der allgemeinen Verpflichtung der neuen Büchergesetzgebung minder klar aussprechen läßt. Auf S. 59 kann man zu diesem Verdachte kommen, der jedoch auf S. 273—274 ziemlich aufgehoben wird. Es soll gewiß nicht geleugnet werden, daß sich irgendwo, z. B. in England, eine neue consuetudo oder richtiger desuetudo bilden kann, wenn auch nicht so leicht und so bald wie früher, sofern es wirklich wahr ist, daß eine solche gegen das Gesetz früher zu Recht dort bestand. Aber zumal nach der Anfrage der Bischöfe Englands und nach der klaren Antwort der Kongregation auf diese bestimmte Anfrage hält es schwer, jetzt noch eine etwaige frühere consuetudo gegen das neue Gesetz anzurufen. Wenn überhaupt die Bischöfe Englands zweifeln und deshalb anfragen konnten, war es doch wohl nur diese consuetudo, die sie dazu vermochte. Darauf hat denn nun die Kongregation klar und bestimmt in dem bekannten Sinne geantwortet.

Nach Artikel 10 ist die Lektüre der Klassiker, selbst solcher, die ex professo tractant de rebus obscoenis, bestimmten Personen erlaubt. Unser Verfasser dehnt diese Erlaubnis aus auf les traductions en langues quelconques. Es scheint aber, daß der ausgesprochene Grund jener Erlaubnis — die *sermonis elegantia* et *proprietas* — eigentlich oder hauptsächlich nur in den Originalen zu finden ist. Schon diese Erlaubnis scheint bis an die Grenze der möglichen Liberalität zu gehen. Auch hier soll nicht abgestritten werden, daß ein jeder, der dieser Erlaubnis sich bedienen darf — sofern es sich um einen fremdsprachigen Klassiker handelt —, wenn nötig, zum Verständnis eine Übersetzung gebrauchen kann; damit sind jedoch noch nicht les traductions en langues quelconques erlaubt. Jedenfalls verlangt der Geist des Gesetzes und besonders des 4. Kapitels für diesen 10. Artikel eher eine strenge als eine milde Interpretation.

Der Verfasser bemerkt sehr richtig, daß Ablaßzettel, welche ohne die vorgeschriebene kirchliche Approbation erscheinen, deshalb noch nicht als verboten zu betrachten sind, wie verdächtig sie auch infolge jenes Mangels sein mögen. Aber einige Seiten weiter, wo er von den Litaneien spricht, scheint er gegen P. Vermeersch die gleiche Sache mit anderem Maße zu messen. Ganz mit demselben Argumente hätte er oben nicht approbierte Ablaßzettel als verboten erklären müssen. In dem folgenden 20. Artikel schweigt der Verfasser ganz von nicht approbierten

Gebetszetteln, und doch wäre hier einzig der Ort gewesen, davon zu sprechen; denn will man derartige fromme nicht approbierte Litteratur, seien es nun Ablaßzettel, seien es Zettel mit einer neuen Litanei oder einem beliebigen Gebete, einfachhin als verboten hinstellen, man kann es nur oder könnte es nur laut Artikel 20 mit dem Schlußsatz: secus prohibiti habeantur. Da jedoch der Legislator, wie aus Artikel 17 erhellt, sehr gut die Unterscheidung von Buch und Büchlein und Blätter oder Zettel kennt, anderseits in Artikel 20 neben libri und libelli die folia fehlen, sieht man nicht ein, wie der Kommentator sie hineininterpretieren kann. Wie schon bemerkt, bliebe ein derartiger Ablaß-, Litanei- oder Gebetszettel ohne Approbation immer verdächtig. Es genügt das vollauf, um die Gläubigen zu schützen oder zu warnen.

Bei der Erklärung des Artikels 21 wird etwas weitläufiger über die Bedeutung der Worte diaria, folia, libelli periodici disputiert, es ist jedoch nur lis de verbo. Welche Zeitungen 2c. verboten sind, zeigt der Verfasser klar und gut. Danach aber scheint der praktisch applizierende Satz wenigstens für unsere deutschen Verhältnisse den Begriff der verbotenen Zeitung zu weit auszudehnen. Der Verfasser schreibt nämlich: En chaque lieu il est des journaux notoirement antireligieux ou immoraux pour lesquels la condamnation portée par ce numéro de la Bulle ne fera pas l'ombre d'un doute. Das läßt sich zum Glück von Deutschland nicht behaupten.

Der Verfasser möge es mit der Inderkongregation selber ausmachen, ob sie das sans doute auf S. 181 für sich will gelten lassen. Jedenfalls behauptet der hier citierte Arndt so etwas nicht, und der hier kommentierte Artikel der Bulle scheint eher das Gegenteil anzudeuten oder gar festzusetzen.

Auf S. 182 ff. dürfte es am Platze sein, der exempten Ordensobern mit quasiepiskopaler Jurisdiktion Erwähnung zu thun. Auf S. 191 ebenso wie auf S. 208 scheint unser Verfasser vor andern Kommentatoren genau das Richtige zu treffen. Ebendasselbe könnte man noch von verschiedenen andern Stellen hervorheben, hier sei nur noch erwähnt die treffende Exegese des Imprimentes auf S. 300.

Was die Approbation von Zeitungen und Zeitschriften anbelangt, drückt sich unser Kommentar nicht klar genug aus. Zunächst scheint er mit Msgr. Gennari diese Approbation einfachhin für alle Zeitungen und Zeitschriften, welche zum Hauptgegenstand Religion oder Moral haben, zu verlangen. Er zeigt dann aber selbst sehr gut, daß das praktisch wenigstens in dieser Allgemeinheit nicht angängig ist.

Der Text des in Frage stehenden Artikels 41 ist genommen oder festgesetzt nach früheren Verordnungen Pius' IX. für den Kirchenstaat; derselbe läßt aber ausdrücklich weg die bei Pius IX. folgende Bestimmung bezw. nähere Erklärung, in welcher auch namentlich die Rede ist von Zeitungen und Zeitschriften. Msgr. Gennari ebenso wie unser Verfasser will nun trotzdem diese Bestimmung für heute voll gelten lassen. Es wird jedoch von keinem bewiesen. Sie versäumen es sogar, auf das einzige, was für sie zu sprechen scheint, aufmerksam zu machen; nämlich darauf, daß diese Bestimmung: Iuxta haec igitur ... eigentlich keine neue Bestimmung, sondern nur Erklärung und Interpretation der voraufgehenden

Verordnung ist. Aber auch dieses Argument wäre von zweifelhaftem Werte, es müßte doch klarer dargethan werden, daß das Iuxta haec igitur gar nichts Neues enthalten sollte. Im übrigen bedarf die Sache wohl noch der Klärung. Die beste Interpretation ist wohl diejenige, welche P. Vermeersch mit und nach P. Lehmkuhl dem Satze: „ac generaliter scripta omnia, in quibus religionis et morum honestatis specialiter intersit“, giebt.

Sehr vernünftig spricht der Verfasser zum Artikel 40 über die Zensur der Bücher in Druckbogen anstatt im Manuskript. Es scheint sogar, daß mit Rücksicht auf die Zensur eines schon fertig gedruckten Buches im Wortlaut des Artikels der neuen Konstitution das *vel in fine* hinzugefügt wurde. Schließlich sei noch vermerkt, daß auch unser Verfasser ad verbum: historia ecclesiastica des Artikels 41 keine Approbation verlangt für les monographies, les études sur un point d'histoire déterminé, les recueils de textes historiques.

Zum guten Schlusse giebt der Verfasser als Anhang nicht nur die heute noch geltende Konstitution Sollicita et provida, sondern auch zum Vergleich alle früheren, jetzt aufgehobenen Regeln, Dekrete, Monita zur Büchergesetzgebung der Kirche. Last not least folgt ein guter praktischer Index. Druck und Ausstattung des Buches thun ein übriges, um das Werk und seinen Verleger zu empfehlen.

Joseph Hilgers S. J.

Elementares Lehrbuch der Physik nach den neuesten Anschauungen für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Von **Ludwig Dressel** S. J. Zweite, vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage. Zwei Abteilungen. Mit 589 in den Text gedruckten Figuren. gr. 8°. (XXIV u. 1026 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 15; geb. in zwei Halblederbänden *M.* 16.

Wenn ein Buch von den Dimensionen des Dresselschen Lehrbuches, das zunächst und in erster Linie nicht für den Massenverbrauch in den Schulen bestimmt war, schon nach vier bis fünf Jahren eine Neuauflage benötigte, so spricht das allein schon mehr als genug für den inneren Wert desselben. In der That war denn auch die Kritik über das Werk ausnahmslos eine anerkennende; ja von verschiedener, recht beachtenswerter Seite wurde die Arbeit geradezu als ein bedeutender Fortschritt, eine epochemachende Leistung auf dem Gebiete der Gymnasialphysik begrüßt. Dieser Erfolg war um so bemerkenswerter, als wir an vorzüglichen Lehrbüchern für die Elementarphysik in deutscher Sprache durchaus keinen Mangel haben. Es wird also für den Referenten hier hauptsächlich festzustellen sein: inwieweit hat das Buch seinen anerkannt vortrefflichen Charakter bewahrt; in welcher Richtung bezw. in welchem Maße sind Veränderungen und Verbesserungen eingetreten?

Plan und Anlage des Buches sind im wesentlichen nicht geändert: es giebt uns „ein getreues Bild des heutigen Standes der Physik, von den Erfahrungsthatsachen wie von den theoretischen Erklärungen“. Das Eigentümliche, wir möchten sagen Fascinierende an Dressels Lehrbuch ist für jeden reifen Leser

die scharfe und klare Erfassung des Thatsächlichen, Theoretischen wie Experimentellen, und das Zusammenschmelzen beider zu einem systematisch geordneten, einheitlichen Ganzen. Theorie und Experiment stehen in lebendiger Wechselwirkung: beide ergänzen sich, unterstützen sich. Dabei ist Dressels Darstellung immer neu und eigenartig, selbst da, wo er Altes und Bekanntes vorbringt. Mit kritischer Schärfe verfolgt er die Entfaltung der Theorien bis in ihre neuen und neuesten Phasen der Entwicklung — wir erinnern an die Abschnitte über Energetik, Thermodynamik, Elektronentheorie u. s. w. Dabei versäumt er es ebensowenig, ein offenes Auge zu behalten für die neuesten Errungenschaften auf den Gebieten des Experimentes und der Technik — wir erwähnen nur: Kältemaschinen von Linde-Dewar, Nernstlampe, Funkentelegraphie, Siderostat, Schnelltelegraph, Telegraphon, Wehneltunterbrecher u. s. w.

Das Buch hat im ganzen über 300 Seiten und 200 Figuren mehr als die alte Auflage. Da aber der Verfasser Unwichtiges durch Neueres und Wesentlicheres ersetzt hat, und da überdies vom Kleindruck ein viel ausgedehnterer Gebrauch gemacht wurde, so kann man behaupten, daß der Inhalt beinahe um das doppelte gewachsen ist. Dabei ist das Buch geradezu gespickt mit neuen und trefflichen numerischen Daten, für die man dem Verfasser jedenfalls Dank wissen wird.

Daß die Auflage eine vollständig umgearbeitete ist, zeigt beinahe jede Nummer des Buches.

Wir erwähnen nur aus der Mechanik: Die Potentialtheorie als eine zweckmäßige Vorbereitung für das elektrische Potential; sodann einen gelungenen neuen Beweis für die kreisförmige Zentralbewegung, Zusammensetzung von Drehungen nebst Anwendung auf Foucaults Pendel. Die Dynamik der Flüssigkeiten und Gase ist ausführlicher behandelt, als es sonst in Lehrbüchern dieser Art zu geschehen pflegt, was mit Rücksicht auf die Anwendung in der Technik und als Vorbereitung für die dynamische Elektrizität wohl begründet ist. Die mechanische Energetik, früher bloß als Anhang zur Mechanik gegeben, ist nun erweitert und als vorbereitendes Glied zur Molekularphysik organisch mit dem Ganzen verbunden. In der Wärme ist zunächst die Stellung des Verfassers zur kinetischen Gastheorie und Thermodynamik beachtenswert. Die Untersuchungen über die spezifische Wärme des Wassers dürften bei der Wichtigkeit des Gegenstandes jeden Physiker interessieren. Bedeutend erweitert sind die Kapitel über Zustandsänderungen und Aggregatszustände; desgleichen ist die Meteorologie, die früher etwas karg bedacht war, zumal nach Trabert vollständig neu bearbeitet worden. Außerdem wollen wir noch erwähnen: die Thermodynamik, chemische Wirkungen der Wärme, die Phasenregel von Gibbs, Theorie der Lösungen und sehr viele numerische Ergebnisse, die dem Physiker willkommen sein werden. Daß die Elektrizität, dieses Lieblingskind der modernen Physik, auch von Dressel mit einer gewissen Vorliebe behandelt ist, dürfte schon aus der ersten Auflage bekannt sein. Und wir müssen gestehen, daß gerade hier der Verfasser seine Meisterhand gezeigt hat. Auf 330 Seiten (230 S. in der ersten Auflage) wird, soweit es ohne höhere Mathematik angeht, das ganze Gebäude der modernen Elektrizitätslehre klar und systematisch vor unsern Augen errichtet; die oft nicht gerade einfachen Begriffe und Thatsachen werden durch mechanische Bilder und Vergleiche der Anschauung näher gebracht, das Interesse

durch ungezähltes Detail wach erhalten. Im einzelnen sei hervorgehoben: eine neue Ableitung des elektrostatischen Druckes, die Theorie des Dielektrikums mit mechanischem Bild, das Elektrophor mit mechanischem Bild, das Gesetz von Biot und Savart, das merkwürdigerweise in der ersten Auflage fehlte. Das berühmte Gesetz von Thompson-Kirchhoff, welches den oscillatorischen Charakter der Kondensatorentladungen darstellt, ist von Th. Wulf S. J. auf elementarem Wege abgeleitet und dadurch in den Bereich der Elementarphysik gezogen worden. In Bezug auf Lenardstrahlen, Röntgenstrahlen und Becquerelstrahlen sind die neuesten Forschungen berücksichtigt. — Die Optik, welche in der ersten Auflage wohl etwas karg bemessen war, steht jetzt vollständig den andern Teilen ebenbürtig gegenüber. Auch hier wäre so viel des Interessanten hervorzuheben! . Wir erwähnen nur: die neue Ableitung der Linsengesetze von S. P. Thompson, das Auge und die Farbenempfindung, die Regenbogentheorie von Airy-Pernter u. s. w. Die elektrische Strahlung endlich bietet des Neuen und Bemerkenswerten so viel, daß wir uns mit dem Hinweis darauf begnügen müssen. Im Rückblick und Schluß bespricht der Verfasser die drei Fundamentalauffassungen der Physik: die kinetische, die energetische und die dynamische, und bekennt sich mit Recht als Eklektiker.

Die Darstellung ist im Durchschnitt klar und gewandt, die Beweise vielfach kürzer und durchsichtiger als früher, der Text ist, soweit wir ihn prüfen konnten, mit peinlicher Sorgfalt hergestellt. — Die Schreibweise „Ruhmkorff", deren sich der Verfasser bedient, ist neuerdings mit Recht verlassen, da der bekannte deutsche Elektrotechniker „Rühmkorff" hieß und nur mit Rücksicht auf die französische Aussprache sich Ruhmkorff schrieb. Bd. II, S. 848 wird bemerkt, daß der Jesuit Scheiner in seinem Werke Rosa ursina (1612—1630) auch ein Fernrohr mit drei Convexlinsen erwähne. Es könnte hinzufügt werden, daß P. Scheiner schon zwischen 1614—1616 ein solches für Erzherzog Maximilian von Tirol auch wirklich konstruiert hat, „indem er einfach (dem sogen. Keplerschen Fernrohr) noch eine dritte Linse einfügte und so ein terrestrisches Fernrohr herstellte" (Anton v. Braunmühl, Christoph Scheiner als Mathematiker, Physiker und Astronom, Bayrische Bibliothek XXIV, Bamberg 1891, 46 ff.). Es ist also nach Professor v. Braunmühl P. Scheiner der Erfinder des terrestrischen Fernrohres, wenngleich man zugeben muß, daß das Rheitasche Okular bedeutend besser wirkt.

Wir können das Lehrbuch allen jenen aufs wärmste empfehlen, die sich eine gründliche Kenntnis der elementaren modernen Physik verschaffen wollen bezw. müssen. Für den Lehrer der Physik wird es geradezu ein unschätzbares Mittel sein, um sich schnell und leicht über die neuesten Thatsachen und Theorien zu orientieren. Was seinerzeit eine bedeutende Autorität über die erste Auflage des vorliegenden Lehrbuches geschrieben hat, das gilt wohl auch in erhöhtem Maße von der neuen Auflage. „Referent würde wünschen, daß z. B. der Unterricht in der Elektrizitätslehre an unsern Mittelschulen in solche Bahnen gelenkt werde, wie sie hier (in Dressels Lehrbuch) vorgezeichnet sind; dann könnten wir eine Schülergeneration heranbilden, die der Mittelschule entwachsen, den großen Fragen, die heutzutage weltbewegend im Gebiete der Elektrotechnik, aber auch im Felde der Erkenntnis des Wesens der Naturkräfte fast an jeden Gebildeten herantreten, das

größte Interesse, aber auch Verständnis und richtigen Blick entgegenbringt" (Dr. J. G. Wallentin, Direktor des K. K. Franz-Joseph-Gymnasiums in Wien, in Zeitschrift für die Österreichischen Gymnasien 1897, S. 346).

J. Nager S. J.

Historical Memoirs of the City of Armagh. By ***James Stuart.*** New edition revised, corrected and largely rewritten by Rev. ***Ambrose Coleman*** O. Pr., S. T. L., Member of the Royal Irish Academy. 4°. (XXIV and 478 p.) Dublin, Brown and Nolan, 1900.

Das Werk eines protestantischen Zeitungsschreibers, das 1819 erschien und zum großen Teile in kirchengeschichtlichen Darstellungen aufgeht, jetzt, im Jahre 1900, auf Wunsch eines Kardinals durch einen gelehrten Dominikaner neu herausgegeben, ist schon an sich eine Merkwürdigkeit. Während es dem Lobe und dem Nachruhme der anglikanischen Erzbischöfe von Armagh nicht weniger als 100 seiner stattlichen Seiten widmet, dem Vollbilde der katholischem Kathedrale dasjenige der protestantischen vorausschickt und der Beschreibung der katholischen Anstalten diejenige der von den protestantischen Kirchenhäuptern ausgegangenen Gründungen vorangehen läßt, trägt es gleichwohl an der Spitze das Wappen des katholischen Erzbischofs und als Titelbild das Porträt des gegenwärtigen Kardinals von Armagh, Dr. M. Logue, von dem die Anregung zu dieser Neuauflage ausgegangen ist. Dabei ist das Buch nicht nur bestimmt, sondern auch wirklich geeignet, allen Freunden Erins, Protestanten nicht weniger als Katholiken, Vergnügen und Belehrung zu bringen.

Es handelt sich hier nicht um das, was man gewöhnlich unter einer Stadtgeschichte versteht, wenn auch die äußeren Schicksale Armaghs, die großen Feuersbrünste, Zerstörungen und Ausplünderungen u. dgl., getreulich verzeichnet und zur Geschichte der Straßen und zur Chronik der Häuser gelegentliche Bemerkungen eingestreut werden. Der ursprüngliche Verfasser hatte von seinen 730 Oktavseiten wenigstens über 100 den derzeitigen Zuständen der Stadt und der Beschreibung der öffentlichen Gebäude und Anstalten gewidmet. Der neue Herausgeber hat auch dieses Wenige noch bis auf einen fast verschwindenden Rest herabgemindert.

Auch eine Diözesangeschichte, welcher sich das Werk allerdings zuweilen zu nähern scheint, liegt hier nicht vor. Dies erhellt schon daraus, daß dem protestantischen Kirchenwesen und dessen Vertretern eine nicht minder ausführliche Behandlung zu teil wird als dem katholischen.

Was das Werk in der That will, besagt ziemlich angemessen schon der Titel. Die „historischen Denkwürdigkeiten der Stadt Armagh" will es für die Freunde der vaterländischen Geschichte zusammenstellen. Parteilos unbefangen wollte der Verfasser alles aufsammeln, was im Laufe von 1500 Jahren Gutes und Schlimmes über die Stadt ergangen war, mochte es nun von Irland selbst oder von England, von katholischer oder protestantischer Seite ausgegangen sein.

Gebildeter Jurist, fleißiger Forscher und hinreichend erfahren als Redakteur verschiedener öffentlicher Organe, suchte er alles zu vermeiden, was nach einer Seite hin verletzen und Unbilligkeit oder Leidenschaftlichkeit verraten könnte.

Natürlich aber schrieb dieser erste Verfasser auf Grund des Standes der Forschung in seinen Tagen. Seitdem ist mit der Emanzipation der Katholiken die Forschung von katholischer Seite erst neu aufgewacht, und unendlich vieles ist seitdem richtig gestellt oder frisch zu Tage gefördert worden. Demnach war es gewiß gerechtfertigt, ein bei allen Teilen in Achtung stehendes Werk unter allseitiger Benutzung der neuen Errungenschaften ergänzt und verjüngt wiedererstehen zu lassen.

Die Anlage des Werkes im großen sowie dessen streng neutraler Ton sollten unverändert beibehalten werden, und insofern ist es wirklich noch dasselbe Werk und dient derselben Aufgabe wie beim ersten Erscheinen von Stuarts Arbeit. Im einzelnen aber glaubte der neue Bearbeiter im Sinne des ursprünglichen Verfassers zu handeln, wenn er mit dem Texte nach voller Freiheit verfuhr, auch ohne seine zahlreichen Änderungen als solche jedesmal kenntlich zu machen. Er führte eine neue Einteilung durch, stellte an die Spitze der Kapitel Summarien ihres Inhalts, ordnete die Chronologie, berichtigte und glättete den Text selbst nach Inhalt und Form. Am Ende jedes Kapitels, nach Abschluß der jedesmal angehängten Quellennachweise, läßt er überdies ein Ergänzungskapitel, Supplementary Notes, auf dem Fuße folgen, in welchem einzelne Punkte weitläufiger behandelt, andere durch Vergleichung, sei es neu zugänglicher Quellen, sei es neuerer historischer Darstellungen, näher beleuchtet werden. Zuweilen nehmen diese Ergänzungen trotz des bei ihnen in Anwendung kommenden Kleindrucks einen bedeutend größeren Umfang ein als die Kapitel selbst. Sie sind oft recht wertvoll, indem sie nicht nur schwer zugängliche Quellenschriften glücklich ausbeuten, sondern auch unediertes Material, besonders aus den römischen Archiven, herbeiziehen. Für den Lauf dieses und den Ausgang des vorigen Jahrhunderts haben auch mündliche Traditionen und zeitgenössische Aufzeichnungen Beihilfe geleistet.

In Bezug auf die 100 Seiten, welche dem Leben und Wirken der protestantischen Primatialerzbischöfe gewidmet sind, und einen weiteren Abschnitt, welcher Anstalten protestantischer Gründung bespricht, hat der neue Herausgeber eine ähnliche Freiheit nicht in Anspruch genommen. Vielmehr hat an seiner Stelle ein geachteter protestantischer Lokalforscher zur Revision bezw. Ergänzung und Fortsetzung der betreffenden Abschnitte sich bereit finden lassen und hat Sorge getragen, jede kleinste Änderung des ursprünglichen Textes durch Klammern kenntlich zu machen. Ergänzungskapitel hat auch er beigegeben, so daß dem ganzen Werke die Einheitlichkeit der äußeren Anordnung gewahrt ist. Der protestantische Leser wird sich mit dem Grade der aufgewandten Delikatesse wohl zufriedengeben dürfen.

Historische Denkwürdigkeiten einer Stadt wie Armagh, deren Bedeutung nie in materieller Größe und Macht bestanden, sondern in ihrem moralischen Ansehen als Sitz des Primas und kirchliche Hauptstadt der ganzen Insel wie als politischer Vorort der Nordprovinz Ulster, lassen sich natürlich von den Schicksalen der Nation und namentlich den Vorgängen im Norden der Insel unmöglich

trennen. Der Inhalt des Werkes könnte daher annähernd richtig umschrieben werden als „Geschichte des Nordens von Irland mit besonderer Berücksichtigung der Stadt und des Primatialsitzes von Armagh". Freilich muß dazu bemerkt werden, daß manche auch den Norden Irlands berührenden politischen oder kriegerischen Vorgänge, wie z. B. der erste Einfall der anglo-normannischen Abenteurer oder die Verwüstungszüge Shane O'Neills u. dgl., mit Rücksicht auf den ohnehin gesteigerten Umfang des Werkes in der neuen Auflage teils ganz ausgeschieden teils nur kurz angedeutet worden sind. Des wilden Krieges, der Zwietracht, der Verwüstung und des Verrates bleibt auch jetzt noch genug.

Eine Geschichte Gesamt-Irlands vermag das Werk trotz seiner Reichhaltigkeit nicht zu ersetzen, im Gegenteil wird für die Ereignisse von allgemeinerer Bedeutung der Leser wiederholt auf eine solche ausdrücklich verwiesen. Dem aber, der mit dieser Geschichte sich beschäftigt, gewährt das schöne Buch einen reichen Schatz wertvoller Ergänzungen und einen tieferen Einblick. Daß der alten Schule von Armagh nicht ein eigenes zusammenfassendes und eingehenderes Kapitel gewidmet worden ist, erscheint freilich schwer verzeihlich und erklärt sich nur durch die einmal gewählte Einteilung nach der zeitlichen Aufeinanderfolge der Inhaber des Primatialsitzes. Auch eine Zusammenstellung der aus Armagh hervorgegangenen bedeutenderen Persönlichkeiten erwartet man in diesen „Denkwürdigkeiten" vergebens.

Der Katholik wird vielleicht von der Lektüre des Werkes im ganzen weniger innere Befriedigung erfahren als der Protestant. Letzterem sind sorgfältig alle jene peinvollen Betrachtungen erspart, zu welchen die Entstehung und die Geschichte der Hochkirche in Irland so reichlich Veranlassung geben könnten. Die Hochkirche mit ihren Einrichtungen ist mit sichtbarer Schonung, die Personen ihrer Würdenträger sind mit unverkennbarem Respekt behandelt. Der Katholik hingegen wird da, wo die heiligsten Interessen seines Glaubens auf dem Spiele stehen, gar manchmal herausfühlen, daß eine fremde und kalte Hand die Nachrichten so aneinandergereiht hat. Das wärmere Mitgefühl mit den namenlosen Leiden eines zertretenen Volkes wird er oft vermissen. Wenn irgendwo, so bedarf es bei den äußeren Ereignissen im Leben des hochbegabten, aber leidenschaftlichen Irenvolkes der pragmatischen Durchdringung, des inneren Verständnisses; ein Aneinanderreihen der äußeren Erscheinungen, zumal lückenhaft, wie sie hier notwendig bleiben mußte, wird einem solchen Volke nicht gerecht. Der Neubearbeiter konnte wohl im einzelnen ergänzen und berichtigen, dem ganzen Werke aber einen andern Geist einzuhauchen war weder seine Aufgabe noch seine Absicht. Man muß das Buch eben als das nehmen, was es ist. Niemand wird sein Urteil über das irische Volk oder gar über das Wirken der katholischen Kirche für die unglücklichen Kinder Erins auf eine solche Darstellung allein gründen wollen. Dagegen hat es sein besonderes Interesse, oft geschilderte Vorgänge und Verhältnisse einmal in dem Geiste eines unterrichteten und billig denkenden Protestanten sich spiegeln zu sehen. Das Leben der katholischen Kirche, wenn auch nur sehr oberflächlich erfaßt, findet sich hier dem des anglikanischen Staatskirchentums, der apostolische Opfermut der katholischen Bischöfe und Priester der Philantropie der

vornehmen und wohlhabenden protestantischen Kirchherren recht nahe und, dem äußeren Anscheine nach, unbefangen an die Seite gestellt. Für den, welcher tiefer zu blicken versteht, sind es lehrreiche Kontraste.

Manch einer würde eine ganz selbständige, innerlich erfaßte und einheitlich durchdachte Arbeit des Herausgebers vielleicht mit mehr Freude begrüßt haben. Allein es ist alle Ursache, ihm für das, was er nach Maßgabe der Verhältnisse geglaubt hat leisten zu sollen, dankbar zu sein. Er hat sich dabei als umsichtigen, fleißigen und bescheidenen Gelehrten bewährt, und das Werk, wie es vorliegt, ist für die Kirchengeschichte Irlands von hohem Wert. Zugleich aber ist es ein Werk, eine Art Familienstück für ganz Irland, für alles, was irische Geschichte liebt, zu Hause und auswärts.

Die Ausstattung des Buches ist demgemäß, ohne luxuriös zu sein, eine prächtige. Den einladenden herrlichen Druck heben noch die zahlreichen hübschen Initialen und Vignetten, die immer wieder an die unvergleichlichen Manuskripte der alten irischen Mönche erinnern. Mehrere trefflich orientierende historische Karten und mehrere Abbildungen sind beigegeben. Aus dem dankenswerten wissenschaftlichen Anhang ist besonders hervorzuheben der in lateinischer und englischer Sprache vollständig mitgeteilte Text des Book of the Angel. Dieses, ein Teil des berühmten „Buches von Armagh", ist trotz seiner phantastischen Mischung von Wahrheit und Dichtung schon wegen seines hohen Alters der Beachtung wert.

Otto Pfülf S. J.

1. **Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst.** VIII. Jahresmappe für 1900. 26 S. mit 12 Folio-Tafeln in Kupferdruck, Phototypie, Zinkographie und Farbendruck, nebst 25 Abbildungen im Texte und einem Titel-Medaillon, ausgewählt durch die Juroren Prof. **J. Bühlmann**, Prof. **G. Hauberrisser**, Prof. **A. Heß**, **J. Floßmann**, **L. Glötzle**, **K. Schleibner**, Prof. Dr. **H. Grauert**, Prof. Dr. **O.** Freiherr **Lochner von Hüttenbach**. Nebst erläuterndem Text von **Joseph Popp**, Benefiziat in München. Verlag der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst. Kommissions-Verlag von Herder in Freiburg. Preis *M.* 15.
2. **Classische Andachts-Bilder.** Herausgegeben von der österreichischen Leo-Gesellschaft. II. Emission. Stuttgart und Wien, Roth, 1900.
3. Publication de la société „Oesterreichische Leo-Gesellschaft". **Opus S^t Lucae.** Eine Sammlung classischer Andachtsbilder. 60 Blätter. Geleitet von Dr. **Carl Domanig**, K. u. K. Custos am kunsthistorischen Hofmuseum in Wien. Erste bis vierte Lieferung. Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis per Lieferung *M.* 5.

Gerspach hat in der Revue de l'art chrétien (5e série, XI, 508 s.) berechnet, daß auf der Pariser Weltausstellung an 5000 Bilder zu sehen waren, von denen höchstens 175 als religiöse Malereien bezeichnet werden konnten und nur etwa 75 Szenen oder Personen des Neuen Testamentes und der Heiligenlegende darstellten. Davon seien zwei oder drei vortrefflich gewesen, etwa zehn erträglich, d. h. geeignet, in einem Gotteshause Platz zu finden. Der Rest sei ohne höhere Gefühle und erhebende Gedanken gewesen. In einer Reihe von Bildern, worauf Prozessionen, Begräbnisse, Gebet in der Kirche u. dgl. geschildert waren, habe nur das Geschick der Beobachtung und der zeichnerischen Wiedergabe des Thatsächlichen Anerkennung verdient. Er betont dann mit Rücksicht auf die bei der Ausstellung gewonnene Erfahrung den Vorteil guter Kopien nach alten religiösen Malereien, und schließt mit dem Rate, da wenige Kirchen reich genug seien, Originalgemälde zu erwerben, und da wenige Künstler unserer Zeit die Thatsachen der Offenbarung so zu schildern vermöchten, wie die Alten es gethan haben, auch keine Hoffnung auf baldige Besserung solcher Zustände bestehe, werde es am besten sein, gute Kopien alter Gemälde anfertigen zu lassen.

1. Die acht Jahresmappen der Münchener „Gesellschaft für christliche Kunst" beweisen indessen, daß in Deutschland doch noch Künstler gefunden werden, die gute Originalarbeiten zu liefern im stande sind, deren Werke, wenn sie auch noch nicht den Anspruch zu erheben vermögen, Kunstwerke ersten Ranges zu sein, doch für unsere Zeit und unsere Verhältnisse ihren Platz besser ausfüllen als Kopien nach Meistern, welche in andern Ländern und für andere Menschen malten.

Ein Hauptgrund der Mangelhaftigkeit jener religiösen Malereien, welche zu den Ausstellungen zugelassen werden, ist die geringe Achtung der Überlieferung sowohl hinsichtlich des Inhaltes als hinsichtlich der Form. Man vergißt, daß alle großen Kunstwerke Früchte langer Entwicklung sind und wirklich große, bahnbrechende Meister auf den Schultern ihrer Vorgänger stehen müssen. Jedes Kunstwerk stellt an seinen Meister so viele Anforderungen, daß niemand im stande ist, sie alle aus seiner Originalität herauszuholen. Die Sucht, Neues, Niegesehenes zu liefern, läßt ausgereifte Früchte nicht zu stande kommen. Gerade das Neue, Ungewohnte stößt religiös gestimmte Leute ab.

Es ist darum erfreulich, zu sehen, wie in den trefflichen, von der letzten Jahresmappe für 1900 gebotenen Tafeln und Textillustrationen ernstes Studium alter Vorbilder sich bekundet. Fast möchte man sagen, die einzelnen Leistungen verdienten um so mehr Anerkennung, je mehr sie in alte Bahnen einlenkten und Meisterwerke der Vorzeit gleichsam modernisierten. Die reichen romanischen Portale von Jakob Angermair und J. H. Schmitz sowie eine von letzterem erbaute romanische Kirche in Grünmorsbach, der großartige Grundriß der Heiligkreuzkirche zu Münster von Hilger Hertel und das ernste frühgotische Gotteshaus in Wolnzach von Hans Schurr vereinen Kraft und Würde mittelalterlicher Bauten mit der durch unsere Technik ermöglichten und durch unsere Verhältnisse geforderten Weiträumigkeit.

Bildhauer Langenberg in Goch verdankt die Vorzüge seiner auf Seite 10 abgebildeten Kreuzigungsgruppe dem eingehenden Studium der sogen. Schule von Kalkar, während der schöne Hängeleuchter mit der Büste des hl. Kilian von H. Schiestl genaue Bekanntschaft mit Riemenschneiders Meisterwerken bekundet und das Grabmal des Kardinals Hergenröther in der Mehrerau von Balthasar Schmitt eine glückliche Umformung italienischer Vorbilder zeigt. Ein stattliches Kunstwerk ist Waderés St. Georg, der zwar ein sehr sorgsames Studium alter Rüstungen und vielfache Versuche, alles abzurunden und zusammenzufassen, verrät, sich aber dann in einer geschlossenen Einheit und in einer festen Ruhe vor uns hinstellt und durch seinen im Gebet zum Himmel gerichteten Blick unser Herz emporzieht.

Die Malerei bleibt in der achten Jahresmappe hinter ihren Schwesterkünsten nicht zurück in den von Jos. Altheimer gemalten Flügeln des Albertusaltares zu Regensburg und in dem Glasgemälde mit der Anbetung der Könige von Jakob Bradl oder mit Szenen aus dem Leben der hl. Elisabeth von Fritz Geiges.

Süddeutschland und Österreich besitzen weit mehr in den Stilen der vier letzten Jahrhunderte gebaute und ausgestattete Gotteshäuser als West- und Norddeutschland. Daß sie sich bei Restauration und Ausschmückung solcher Kirchen an deren Stil halten, dürfte heute kaum mehr Beanstandung finden. Darum sind auch freier gehaltene Werke dieser Jahresmappe mit Freude zu begrüßen, so der in Robbias Art gehaltene, ebenso ernste als vornehme Marienaltar von Balthasar Schmitt für die Ursulakirche in München, für deren Seitenportal Heinrich Waderé in drei großen Halbfiguren eine ebenso originelle als ansprechende „Darstellung im Tempel“ meißelte.

Die Sammlung der acht Jahresmappen der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst“ bietet schon jetzt ein reichhaltiges Vorlagewerk, welches für ausführende Künstler ebensowohl wie für Kirchenvorstände wertvolle Anhaltspunkte liefert. Sie beweist, daß man trotz mancher trüben Erfahrungen und Enttäuschungen die zuversichtliche Hoffnung nicht aufgeben soll, trotz aller Fortschritte der Modernen werde doch noch eine wahrhaft edle, selbständige Entwicklung der kirchlichen Kunst stattfinden. Die Zeit ist vorüber, wo man noch glauben durfte, durch archaisierende, geistlose Arbeiten, welche Linien, teilweise auch Formen des Mittelalters wiederzugeben suchten, zum Ziele zu gelangen. Diese Richtung hatte ihr Gutes, weil sie zum Studium der Vorzeit anregte, das nicht genug zu empfehlen ist, dem man sich jedoch hingeben soll mit freier Selbstbethätigung und unter steter Berücksichtigung eines veränderten, in mancher Hinsicht doch wohl auch geläuterten Geschmackes unserer Zeit. Möchten hervorragende, kirchlich gesinnte Herren nicht nur jene Zeitschriften und Bücher unterstützen, worin gelehrt wird, was man ehedem machte und wie wir es heute machen sollen, sondern auch Vereine, die zeigen, was heute gemacht wird und wie strebsame, dem christlichen Standpunkte treue Künstler ihre schwere Aufgabe zu lösen suchen.

2. Dem von Gerspach ausgedrückten Verlangen nach guten Kopien bewährter Kunstwerke der Vorzeit entsprechen die von der österreichischen Leo-Gesellschaft herausgegebenen „klassischen Andachtsbilder“, über die in dieser

Zeitschrift (Bd. LVIII, S. 289 f.) ausführlich berichtet wurde. Dort wurde bemerkt, das Komitee werde interessante Beobachtungen machen, wenn es nach einigen Jahren berechne, wieviel tausend Exemplare von jedem Bilde abgegangen seien. Es hat bereits nach nicht ganz neunmonatlichem Betriebe eine Übersicht gewonnen, woraus sich ergiebt, daß 200 000 Bilder abgesetzt worden seien, besonders ganz farbige in kleinem Format mit deutschen Unterschriften. Es sind also auch jene, die zu billigeren Preisen erlangt werden. Daß das Herz-Jesu-Bild von Hellweger sowie Bilder der heiligen Familie, des hl. Franziskus und des hl. Antonius besonders begehrt wurden, liegt vorzüglich in der Beliebtheit der betreffenden Andachten. Sassoferratos Bild der Madonna mit dem schlafenden Kinde gewann durch seine künstlerische Einheit, die treffliche Ausführung in leichten Farben und den Ausdruck herziger Mutterfreude den höchsten Erfolg. Daß auch mehrere Bilder Dürers gut abgingen, ist sehr erfreulich. Die eben ausgegebene zweite Emission hält an der vom hochw. Erzbischof von München-Freising gegebenen Regel fest: „Lieber wenig und gut, als viel und schlecht." In keinem der neuen Bildchen ist, wie dies leider von seiten großer Bilderfabrikanten oft geschieht, die Farbe in marktschreierischen Tönen verwendet. Sie hilft in bescheidenem Maße, die Zeichnung zu heben, versucht aber nie, vergessen zu machen, daß solche Andachtsbildchen Erzeugnisse der Presse sind und ihrer Hauptaufgabe nach Erinnerungszeichen sein sollen, die meistens in ein gedrucktes Gebetbuch gelegt werden. Was uns geboten wird, sind mechanische Leistungen der Druckerpresse, nicht aber sogenannte Miniaturen in all der Farbenpracht, die das Mittelalter seinen mit der Hand sorgsam ausgeführten Buchmalereien gab. Das hier durchgeführte System mäßiger Farbenverteilung scheint das richtige zu sein und wird hoffentlich nicht nur festgehalten, sondern auch einen entscheidenden Einfluß auf dem Gebiete der kleinen Andachtsbilder ausüben. Es dürfte den richtigen Mittelweg gewählt haben zwischen einfachen Stahl- oder Kupferstichen und bunten Erzeugnissen der alles wagenden Chromolithographie. Es befreit uns von der nebelhaften, braungrauen Eintönigkeit der photographischen Erzeugnisse, die den ohnehin so tief gesunkenen Farbensinn ganz zu ersticken drohte, und beschenkt uns mit kleinen Gaben, die nicht nur als Kopien großer Meisterwerke Kunstwert haben, sondern auch durch ihre sorgsame Ausführung und Tönung. Schön gelungen sind z. B. die sieben neuen Blätter, worauf der Heiland, je drei Apostel oder je zwei Heilige nach den Lithographien Strixeners in der Boisserée-Galerie dargestellt sind, dann Crivellis bekannte thronende Madonna, ferner zwei Heilige von Holbein. Doch ist es schwer, eine Auswahl zu treffen, weil fast alles Lob verdient. Nur das stark gekörnte Papier, auf dem einige Bilder gedruckt sind, erregt besonders dann Bedenken, wenn noch schillerndes Gold hinzutritt. Es möchte doch fraglich sein, ob dadurch Dürers Meisterwerke gewinnen, oder die schöne Madonna mit der Erbsenblüte die rechte Unterlage fand, sie, die im Original ja gerade ihrer zarten, feinen Ausführung einen großen Teil des Reizes verdankt.

Vom Opus S[t] Lucae, worin die wertvollen Stücke der ersten Emission in feinen Drucken auf verschieden getönten Kartons in goldener Umrahmung ge-

boten sind, liegen sechs Lieferungen vor, wertvolle Gaben für Liebhaber und Sammler, vornehme Geschenke für Freunde der Kunst, Hilfsmittel, den Geschmack zu bilden und das Herz zu erfreuen. Möchte das Unternehmen glücklichen Fortgang finden. Im ganzen und großen hat es eine Bahn eingeschlagen, die hohe Anerkennung verdient und beweist, daß es sich hier nicht um ein neues, gewinnverheißendes Geschäft handelt, sondern um ein Unternehmen, das sich in den Dienst idealer Zwecke stellt.

Steph. Beissel S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Geschichte der öffentlichen Thätigkeit Jesu. Nach den vier Evangelien dargestellt von Dr. Joseph Grimm, weiland b. geistl. Rath u. k. o. ö. Professor der Theologie an der Universität Würzburg. Vierter Band. Zweite Auflage, besorgt von Dr. Joseph Zahn, Subregens des bischöfl. Priesterseminars zu Würzburg. Mit bischöflicher Approbation. 8°. (XVI u. 708 S.) Regensburg, Rom und New York, Fr. Pustet, 1900. Preis *M.* 5.40.

Das „Leben Jesu“ von Dr. Joseph Grimm, dessen fünfter Band jetzt in zweiter Auflage geboten wird, ist hinlänglich bekannt und auch in diesen Blättern wiederholt empfohlen worden. Herr Dr. Zahn, der das Werk im siebenten Bande in so vortrefflicher Weise zum Abschluß brachte, unterzieht sich auch der Besorgung der zweiten Auflage der früher erschienenen Bände. Es wird genügen, hier kurz die Vorzüge der neuen Auflage des vierten (resp. fünften) Bandes zu erwähnen. Sie bestehen zunächst in Kürzungen und Zusätzen. Daß erstere erwünscht seien, konnte wohl keinem Leser des in breiter, wiederholender Weise geschriebenen Grimmschen Werkes entgehen. Nicht minder bot das Werk mehrfachen Anlaß zu Zusätzen und Berichtigungen. Dr. Grimm giebt öfters nur die Ansicht, die er sich gebildet, und zwar nicht selten in einer ganz apodiktischen, ausschließlichen Weise auch dann, wenn eine andere, ja gegenteilige Meinung oder Auslegung gleichfalls gut begründet ist. Diese Einseitigkeit hat nun Dr. Zahn in glücklichem Griffe beseitigt; er giebt auch in ausgedehnterem Maße als Grimm Hinweisungen auf die einschlägige Litteratur. Auch sonstigen gar einseitigen oder zu sehr in den Vordergrund gedrängten und die ganze Darstellung zu ausschließlich beherrschenden Anschauungen wird in den von Dr. Zahn gegebenen Bemerkungen durch gewichtige Gegengründe Rechnung getragen. So z. B. gleich auf S. 35, 491, 501 u. ö. Der Wert dieser neuen Auflage wird noch erhöht durch die beigefügte reichlich bemessene Inhaltsübersicht und ein sorgfältig gearbeitetes Sachregister.

Die Wiederherstellung des jüdischen Gemeinwesens nach dem babylonischen Exil. Von Dr. Johannes Nikel, a. o. Professor an der Universität Breslau. (Biblische Studien, herausgegeben von Professor Dr. O. Bardenhewer. V. Bd., 2. u. 3. Heft.) 8°. (XVI u. 228 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 5.40.

Das erste Jahrhundert der nachexilischen Geschichte Israels ist reich an großen und weittragenden Fragen, deren Lösung in der neuesten Zeit vielfach und in ganz entgegengesetztem Sinne versucht wurde. Es ist daher ein recht „aktueller“ Gegenstand, den Professor Nikel im vorliegenden Doppelheft der „Biblischen Studien“ behandelt. Die Art der Behandlung ist dem Gegenstand durchaus angemessen. Statt die verschiedenen Fragen in getrennten Einzeluntersuchungen zu erörtern, hat der Verfasser es vorgezogen, die ganze Geschichte Israels vom Leben im Exil an bis zur zweiten Reise des Nehemias nach Jerusalem durchzugehen. Die Darstellung konnte dadurch an Anschaulichkeit und Klarheit nur gewinnen, während sie von der wünschenswerten Gründlichkeit nichts verloren hat. Insbesondere war es auf diese Weise dem Verfasser möglich, den Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse und der für die Lösung der verschiedenen Fragen wichtigen Thatsachen besser hervorzuheben.

Von welcher Bedeutung diese Fragen sind, geht schon daraus hervor, daß nicht bloß die Echtheit der in den Büchern Esdras enthaltenen Dokumente, ihre chronologische Reihenfolge sowie die Zuverlässigkeit und Treue des biblischen Berichterstatters zu verteidigen sind, sondern auch viele untereinander wieder sehr verschiedene Theorien über die Entstehung der meisten biblischen Bücher, über einige der wichtigsten messianischen Weissagungen u. a. zur Sprache kommen, und dabei die richtigen Ansichten gegen die Einwände der neueren Kritiker geschützt werden müssen. Die ruhige und gediegene Darstellung des Verfassers macht gegenüber den willkürlichen und unbewiesenen Theorien dieser Kritiker einen sehr vorteilhaften Eindruck. Allerdings ist es ja gerade bei einem solchen vielbehandelten Stoffe unvermeidlich, daß im Verlauf der Arbeit immer wieder neue Litteratur hinzukommt, die nicht mehr berücksichtigt werden kann. So konnte Verfasser, um nur eines zu erwähnen, z. B. erst auf die eine Schrift von E. Sellin über „Serubbabel“ eingehen, während derselbe fast gleichzeitig mit dem Verfasser an seinen neuen „Studien zur Entstehungsgeschichte der jüdischen Gemeinde nach dem babylonischen Exile“ arbeitete, von denen unterdessen die zwei ersten Hefte erschienen sind. Trotzdem behalten Nikels gründliche Untersuchungen einen bleibenden Wert und verdienen als wichtiger Beitrag zu dieser hochbedeutsamen Zeit der israelitischen Geschichte die beste Empfehlung.

Das eucharistische Leben und das ewige Königtum Jesu Christi. Von Johann Baptist Giordano. Aus dem Italienischen. Zweite Auflage. Mit einem Titelbild. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 16°. (144 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis 60 *Pf.*; geb. in Leinw. *M.* 1.20.

Die südliche Sonne treibt andere Blüten und stärker duftende Blumen als unser nordischer Sommer. Und so sucht und findet auch der Glaube und die religiöse Empfindung des feurigen Südländers einen stärkeren Ausdruck als bei dem ruhigen, „verständigen“ Nordländer. Das ist auch bei diesem Büchlein zu beachten.

Es ist zudem nicht, wie Titel und Gestalt erwarten lassen, ein gewöhnliches Andachts- und Betrachtungsbüchlein, wenn es auch wohl sich dafür eignet, sondern vielmehr eine Bereicherung unserer Predigtlitteratur. Es sind drei Vorträge, die Giordano über das Geheimnis der Liebe und das Königtum Christi gehalten hat, interessante Proben italienischer Kanzelberedsamkeit: innig fromm, glühend warm, ohne viel Raisonnement und Disposition, aber gedankenvoll, auf einen starken, erhebenden Gefühlseindruck hindrängend. Christus ist unser Vorbild nicht bloß in seinem einstigen Erdenwallen, sondern auch in seinem eucharistischen Leben. Hier lehrt er uns lieben, verborgen sein, opfern. Das ist der schön durchgeführte Grundgedanke der zwei ersten Vorträge, während der letzte farbenprächtig das Königtum Christi schildert. Irreführend und höchstens als rhetorische Redensart zulässig ist der öfters wiederkehrende Ausdruck: Christus verbirgt sich, lebt, wohnt in der Hostie, oder „die Hostie ist kein Ort, wie er sich für ihn ziemt" u. a. m. Die Übersetzung ist tadellos.

Die Stellung des hl. Thomas von Aquin zu Avencebrol (Ibn Gebirol) untersucht von Dr. Michael Wittmann. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen. Herausgegeben von Dr. Bäumker und Dr. v. Hertling. III. Bd., 3. Heft.) 8⁰. (80 S.) Münster, Aschendorff, 1900. Preis *M.* 2.75.

Der trefflich unterrichtete Verfasser weist nach, daß Gundissalinus, Wilhelm von Auvergne, Alexander von Hales und Duns Scotus von der Schrift des jüdischen Philosophen Avencebrol Fons vitae hauptsächlich in ihrer Ansicht über die Zusammensetzung von Materie und Form bei geistigen Substanzen stark abhängig waren. Andere Mitglieder der Franziskanerschule, wie Bonaventura, Wilhelm von Lamorre u. s. w., welche dieselbe Ansicht — damals sententia communis — vertraten, berufen sich dabei auf kirchliche Autoritäten, zumal auf den hl. Augustin. Aus Augustin scheinen auch schon Hugo von St. Victor und der Lombarde ihre Lehre über die Zusammensetzung der geistigen Wesen aus Form und Natur geschöpft zu haben. Daß die späteren Franziskaner von der Autorität Avencebrols absahen und auf die Kirchenväter zurückgingen, scheint seinen Grund darin zu haben, daß Albert der Große und zumal Thomas von Aquin die Lehre von der Materialität der geistigen Substanzen auf die irrtümlichen Grundlagen der Ansicht Avencebrols von der Universalität der Materie zurückführten. Thomas von Aquin nimmt auch an, daß die vor ihm allgemein vertretene Ansicht von einer Mehrheit substantieller Formen in den Lebewesen durch Avencebrol in die Scholastik Eingang gefunden habe. Indes zeigen die Schriften Hugos und des Lombarden, daß diese Ansicht nicht ganz gerechtfertigt ist. Thomas verteidigt auch gegen den jüdischen Philosophen die Thätigkeit der körperlichen Wesen. In der Lehre von der Körperform scheint er von ihm wenigstens indirekt beeinflußt zu sein. Interessant ist auch der Nachweis, daß das Schriftchen De ente et essentia wesentlich eine Polemik gegen Avencebrol ist. Wittmanns Studie ist klar und streng methodisch abgefaßt. Sie bildet einen weiteren, willkommenen Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Philosophie.

Le plan divin de l'Univers, aspect philosophique du monde et de son histoire. Entretiens entre un savant naturaliste et un théologien par le Père François-Xavier Schouppe de la Compagnie de Jésus. kl. 8⁰. (XXIV et 200 p.) Bruxelles, Schepens, 1900.

Der ehrwürdige, 77 Jahre alte Missionär schickt von den Abhängen des Himalaja seinen europäischen Freunden eine kleine apologetische Schrift voll kindlicher Frömmigkeit und erbaulicher Gedanken. Das Buch ist in Dialogform abgefaßt; der Gelehrte, der sich vom Theologen unterrichten läßt, stellt sich als ein Mann dar, welcher, nur dem Namen nach Christ, von Religion fast nichts weiß, anderseits aber ihr nicht feindlich gegenübersteht, die antireligiösen Systeme und Theorien nicht kennt, sehr gelehrig, bescheiden und vom allerbesten Willen beseelt ist. Der Theologe entwickelt ihm in großen Zügen die Geschichte der Menschheit vom übernatürlichen Standpunkte aus und eröffnet ihm so das Verständnis für die christlichen Dogmen und die katholische Kirche. Einzelne Abschnitte sind theologisch, andere philosophisch, andere, nämlich der siebente bis zum zwölften, enthalten die hübsch durchgeführte poetische Fiktion einer Gesellschaft von Menschen, welche die Sünde nicht kennen. Das Büchlein wird gewiß in Frankreich und Belgien Gutes stiften. Da der Geisteszustand derjenigen Gebildeten in Deutschland, welche ihrem Glauben entfremdet wurden, durchgehends anders ist als der in der Schrift vorausgesetzte, so würde das Buch bei uns weniger Anklang finden.

Hundertdreißig Beweise von den Segnungen des heiligen Bußsakramentes und Märtyrer des Beichtsiegels. Eine Vertheidigungsschrift dieses heiligen Sakramentes in Beispielen. Nach wahrheitsgetreuen Quellen von Dr. Jos. Anton Keller, Pfarrer in Gottenheim bei Freiburg. Zweite, verbesserte Auflage. 8°. (XIV u. 306 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 2.

Pfarrer Keller braucht man als Sammler von „Exempeln" nicht mehr zu loben. Auch die vorliegenden, in zweiter Auflage erschienenen Beispiele sind nach guten Quellen bearbeitet und geschickt ausgewählt. Sie bieten eine anregende und erbauliche Lesung, welche auch der heranwachsenden Jugend nur empfohlen werden kann.

Institutiones theologiae dogmaticae. Tractatus de sacramentis. Pars I. De sacramentis in genere, baptismo, confirmatione, eucharistia. Auctore Petro Einig, s. theolog. et philos. doctore, eiusdem s. theolog. in seminario Treverensi professore. 8°. (X et 248 p.) Treveris, ex offic. ad S. Paulinum, 1900. Preis *M.* 3.

Wie die übrigen theologischen Handbücher des Verfassers, so zeichnet sich auch dieses durch lichtvolle Klarheit und prägnante Kürze aus. Als Grundlage für Vorlesungen und als Hilfsmittel zur Einprägung des dogmatischen Lehrstoffes wird es die besten Dienste leisten. Die Einteilung ist im ganzen die übliche, die traditionellen Argumente der bewährtesten Theologen sind gut wiedergegeben, die Rücksicht auf die neuere Litteratur, dem Zwecke des Buches entsprechend, begrenzt, aber doch genügend.

Deux méthodes de spiritualité, étude critique par le P. H. Watrigant de la Compagnie de Jésus. 8°. (XVI et 126 p.) Lille, Desclée, 1900.

In neuerer Zeit ist zumal in Frankreich die Neigung zu einer halbquietistischen Richtung in der Ascese zu verzeichnen. Man stellt Sätze über die Liebe Gottes auf, welche stark an Quesnel und Fénelon erinnern. Als Autorität auf diesem Gebiete wird neben dem hl. Franz von Sales vielfach die ehrwürdige Mutter

Maria de Sales-Chappuis aus dem Orden der Heimsuchung angerufen. Mehrere durch Eifer und Frömmigkeit ausgezeichnete Priester suchen zu vermitteln, indem sie die allzusehr an Quietismus anklingenden Ansichten vermeiden, anderseits aber doch das laisser faire Dieu und den Weg der Einigung zu einseitig und allgemein betonen. P. Watrigant macht auf das Mißverständliche dieser Bestrebungen aufmerksam, nimmt die alte Ascese unter besonderer Berücksichtigung des hl. Ignatius und seiner Exerzitien in Schutz und streut wichtige Bemerkungen über das Wesen der Vollkommenheit und die Methode der geistlichen Leitung ein. Das Buch ist aber in erster Linie keine Erbauungsschrift, sondern ein wissenschaftlicher, recht lehrreicher Beitrag zur Geschichte der Ascese. Ein kleiner polemischer Anhang war notwendig als Antwort auf einige Angriffe, welche ein Teil dieses Büchleins, der früher als Aufsatz in den Études erschienen war, erfahren hatte.

De Iure Practico Regularium, auctore R. P. D. Ios. Nervegna, Antistite urbano, in Romana Curia advocato et Academiae Theologicae de Urbe inter Censores emeritos Decano. 8°. (248 p.) Romae, Ratisbonae, Neo Eboraci, Fr. Pustet, 1900. Preis *M.* 4.

Kein gelehrtes Werk wollte der Verfasser schreiben, sondern ein Buch für den praktischen Gebrauch. Darum läßt er sich auf wissenschaftliche Kontroversen nicht ein; er beschränkt sich vielmehr auf die Wiedergabe und Erklärung der einschlägigen kirchlichen Satzungen und Entscheidungen der S. Congregatio super Disciplina Regulari. Die fleißige Arbeit verdient Anerkennung und Dank.

En Chine. Au Tché-ly Sud-Est. Une Mission, d'après les missionnaires, par le Père Henri-Joseph Leroy de la Compagnie de Jésus. kl. 4°. (500 p., illustré de nombreuses gravures.) Bruges-Lille, Société de Saint-Augustin, Desclée, De Brouwer et Cie., 1900. Preis brosch. *Fr.* 7.50.

Das Buch ist größtenteils aus Citaten, die aus vielfach noch nicht publizierten Briefen von Missionären stammen, zusammengesetzt. Der Verfasser hat fleißig gesammelt und sehr viel interessantes und auch wertvolles Material zusammengetragen. Indes hätte der Gesamteindruck und die Lesbarkeit des Werkes unseres Erachtens entschieden gewonnen, wenn der Verfasser den Stoff mehr selbständig durchdrungen und zu einem organischen Ganzen verarbeitet und besser geordnet hätte. Auch über die Mission von Südost-Tscheli, ihre besondern Verhältnisse und die Entwicklung der Mission erhält man infolge der vielen Abschweifungen keine klare Übersicht. Immerhin begrüßen wir die Arbeit als willkommenen Beitrag unserer katholischen Chinalitteratur. Etwas schärfere Kritik wäre auch den kühnen Behauptungen eines P. Prémare gegenüber (p. 113 ss.) sehr wohl am Platze gewesen. Die Illustrationen sind zum Teil alte Bekannte, sonst gut. Dagegen wäre ein Sachregister bei einem solchen Sammelwerke unerläßlich.

Politisch-militärische Karte von Ost-Asien zur Veranschaulichung der Kämpfe in China, Korea und Japan bis zur Gegenwart. Mit statistischen Begleitworten: Ost-Asien vom politisch-militärischen Standpunkt. Bearbeitet von Paul Langhans. Gotha, Perthes, 1900. Preis *M.* 1.

Diese billige Karte kommt zweifelsohne den Wünschen zahlloser Zeitungs- und Zeitschriftenleser entgegen, welche die Ereignisse und aufsteigenden Probleme im

fernen Osten eifrig verfolgen und dabei von ihren gewöhnlichen Atlanten im Stiche gelassen werden. Die hübsche Arbeit von Langhans bietet so ziemlich alles, was diesem Zwecke entspricht: eine Hauptkarte von Ostasien mit Angabe der militärischen Stützpunkte der Mächte, der Bahn- und Dampferlinien, Schlachtorte u. s. w., Übersichtskarten zur Veranschaulichung der verschiedenen Interessensphären, geplanten Bahnlinien, Vertragshäfen ꝛc., Peking mit Umgebung, Kiautschou, Schanghai und Umgebung ꝛc., alles auf einem Blatte gezeichnet, das entfaltet als Wandkarte dienen kann.

Australien und Tasmanien. Nach eigener Anschauung und Forschung wissenschaftlich und praktisch geschildert von Dr. J. Lauterer. Mit Titelbild in Farbendruck, 158 Abbildungen und einer Karte. gr. 8°. (X u. 482 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 11; geb. in Original-Leinwandband *M.* 13.

Dr. Lauterer hatte als praktischer Arzt, als Professor der Botanik und Friedensrichter in Brisbane sowie als Vorsitzender der kgl. Gesellschaft von Queensland reiche Gelegenheit, seine neue Heimat gründlich zu erforschen und nach allen Seiten kennen zu lernen. Die physikalische Beschreibung des Landes, Geologie, Klima, Meteorologie, Paläontographie, Fauna, Flora und Topographie umfassend, ist von fachmännischer Gründlichkeit und giebt über die charakteristischen Eigentümlichkeiten des fünften Erdteiles reiche und sehr interessante Aufschlüsse. Wohlthuend ist die Teilnahme, mit welcher der Verfasser in einer sorgsamen ethnographischen Studie die arg verleumdete eingeborene Rasse in Schutz nimmt und die brutale Ausrottungspolitik der Engländer verurteilt. Hervorgehoben seien hier die reichen Beiträge zur australischen Linguistik. Trefflich sind auch die Ausführungen über die britische Kolonisationsmethode und über die augenblicklichen wirtschaftlichen, politischen, sozialen und religiösen Verhältnisse des Landes. Die Kirchen- und Missionsgeschichte ist nach Kardinal Morans großem Werke kurz aber ausreichend behandelt. S. 318 muß es Apostol. Vikar von Mauritius statt Bischof von Maurice heißen. Die Illustrationen haben vorwiegend einen lehrhaften Charakter.

Turkestan, die Wiege der indogermanischen Völker. Nach fünfzehnjährigem Aufenthalt in Turkestan dargestellt von F. von Schwarz. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 178 Abbildungen und einer Karte. gr. 8°. (XX u. 606 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 13; geb. in Original-Leinwandband *M.* 15.

F. von Schwarz war lange Jahre Direktor der Sternwarte von Taschkent (Turkestan) und Mitglied der militärtopographischen Abteilung des russischen Generalstabs. Sein Werk teilt die solide Gründlichkeit des erstgenannten, hat aber den Vorzug voraus, daß es ein sehr wenig bekanntes Gebiet behandelt und wohl die erste zusammenfassende, systematische Schilderung Turkestans in deutscher Sprache bietet. Dazu führt von Schwarz eine sehr gewandte Feder und weiß seine Darstellung durch eine Fülle pikanter Erlebnisse und charakteristischer Einzelzüge zu würzen. Besondere Aktualität gewinnt das wirklich schöne Buch dadurch, daß es die in Zentralasien so mächtig vordringende russische Weltmacht, ihre Pläne, Methoden und Hoffnungen in fesselnder Schilderung uns vorführt. Bei all den dunkeln Schattenseiten im russischen Beamtentum und Verwaltungssystem läßt der scharfe Beobachter keinen Zweifel über seine Ansicht, „welches der Ausgang eines eventuellen

Kampfes zwischen Russen und Engländern auf asiatischem Boden sein wird" (S. 145). Der reiche Bilderschmuck (178 Phototypien und Originalzeichnungen) steht im engsten Rapport mit dem Text. Die beigegebene Karte ist etwas zu klein. Man kann der Verlagshandlung nur Glück dazu wünschen, daß ihre verdienstvolle „Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" durch die beiden Werke eine so vorzügliche Bereicherung erfahren hat. Sie gehören unstreitig zu den besten Nummern der Sammlung.

Die Entwicklung zur Weltwirtschaft und der österreichisch-ungarische Ausgleich, beleuchtet von Franz Graf von Kuefstein. (Vorträge und Abhandlungen der Leo-Gesellschaft. 12.) 8°. (70 S.) Wien, Mayer & Co., 1899. Preis *M.* 1.40.

Der Grundgedanke der Schrift, daß die Erhaltung und Erweiterung der Mittelstände die solide Basis eines geschlossenen großen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Körpers bilden müsse, damit dieser feststehe und gedeihe, entspricht dem entschieden christlich-konservativen Standpunkte des Verfassers und findet unsere volle Billigung. Die Verbindung von Besitz und Arbeit, wie diese bei den Mittelständen vorliegt — sofern sie in erweitertem Umfange sich verwirklicht —, dient aber auch insbesondere dazu, den heute übermäßig gepflegten Außenverkehr auf ein zuträgliches Maß zurückzuführen, ohne daß der wirtschaftlichen Entwicklung ungebührliche Schranken gesetzt werden. Die Zunahme der Mittelstände bedeutet ja zugleich die Hebung der Konsumkraft der Bevölkerung. Sehr energisch betont Graf Kuefstein die gegenseitige wirtschaftliche Abhängigkeit und Ergänzungsfähigkeit von Österreich und Ungarn. Die Schrift ist mit großem Fleiße und einer vielleicht allzu tief gehenden Gründlichkeit abgefaßt.

Das konstitutionelle System im Fabrikbetriebe. Von Heinrich Freese. kl. 8°. (108 S.) Eisenach, Wilckens, 1900. Preis *M.* 1.80.

Freese, als Fabrikant Mann der Praxis, doch auch in der wissenschaftlichen Theorie wohl bewandert, trifft mit dieser Schrift geradezu den Kernpunkt der Arbeiterfrage. Er stimmt Sering und Hitze bei, wenn sie die Organisation der Arbeit zwar als eine monarchische wollen, nicht aber in der Form der absoluten Monarchie. Die konstitutionelle Verfassung, bei welcher den Angestellten und Arbeitern eine in gewissen Grenzen gesicherte Einwirkung gerade auf denjenigen Gebieten des Arbeitsverhältnisses gewährt wird, die für das Wohlergehen der Angestellten zumeist in Betracht kommen — das ist nach Freeses wohlbegründeter Ansicht, die naturgemäße Organisation der Fabrik. Der Schrift ist ein Auszug aus der Arbeitsordnung der Berliner Fabrik der Firma Freese beigefügt.

Die katholischen Arbeitervereine Süddeutschlands in ihrer ersten Entwicklung, dargestellt auf Grund der Verbands-, Vereins- und Spezialberichte. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte der sozialen Thätigkeit der Kirche auf dem Gebiete des christlichen Vereinswesens. Von Dr. phil. Johann Ruppert, Priester der Diözese Würzburg. (Reinertrag für den kath. Arbeiterverein für Würzburg und den Kreis Unterfranken.) 8°. (74 S.) Würzburg, Göbel, 1900. Preis *M.* 1.

Es ist in der That ein sehr erfreuliches Bild sozialer Thätigkeit, welches der hochwürdige Herr Verfasser in anziehender Form, lebendiger, begeisterter Sprache

und auf Grund zuverlässiger Quellen uns bietet. Noch bedeutsamer erscheint uns die Schrift wegen ihrer entschiedenen Werbung für die Idee der Organisation des Arbeiterstandes. Möge das Buch die Beachtung und Verbreitung finden, die es seines trefflichen Inhaltes wegen verdient.

Kurzer Abriß der Elektrizität. Von Dr. L. Grätz, Professor an der Universität München. Zweite, verbesserte Auflage. 8°. (190 S. mit 148 Abbildungen.) Stuttgart, Engelhorn, 1900. Preis *M.* 3.

In diesem kleinen Lehrbuch bietet der Verfasser, dessen größeres, bereits in 8. Auflage erschienenes Werk über „Die Elektrizität und deren Anwendungen" hauptsächlich für Fachleute bestimmt war, weiteren Kreisen eine „kurze, aber zusammenhängende Übersicht unserer hauptsächlichsten Kenntnisse und Anschauungen von der Elektrizität und von ihren wichtigsten Anwendungen". Ausgehend von den ersten Entdeckungen und elementaren Versuchen eines Galvani, Volta und Oerstedt, führt er den Leser allmählich ein in die Lehre von den „elektrischen Strömen", macht mit den Methoden bekannt, wie solche erzeugt, reguliert, gemessen werden, und erklärt ihre Verwertung zum Telegraphieren, Telephonieren u. s. w. Es folgt die Lehre von den elektrischen Spannungs-, Entladungs-, Induktionserscheinungen, und damit ist der Weg gebahnt zum Verständnis der verschiedenartigen Dynamomaschinen und Elektromotoren. Des weiteren kommt das elektrische Licht, die thermische und chemische Wirksamkeit des elektrischen Stromes zur Sprache. Den Schluß bildet die Lehre von den Röntgenstrahlen, den elektrischen Schwingungen und der Telegraphie ohne Draht. — Auch in diesem Abriß beweist der Verfasser, daß er seinen Gegenstand beherrscht und dafür zu interessieren versteht. Die Darstellung ist fließend und klar; die zahlreichen Abbildungen sind mustergültig; die beigegebenen kurzen Erklärungen lassen nichts zu wünschen übrig. Es wird wenige Abhandlungen über Elektrizität geben, die in so knapper Form so viel des Lehrreichen bieten und mit deren Hilfe man sich so leicht einen Einblick in die Fortschritte der modernen Elektrotechnik verschaffen kann, wie dieses kleine Handbuch.

Le Grand Schisme d'Occident. Par L. Salembier. [Bibliothèque de l'enseignement de l'Histoire ecclésiastique.] 12°. (XII et 430 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 3.50.

Eine bedeutungsvolle Epoche der Kirchengeschichte auf wissenschaftlicher Grundlage und dem Stande der Forschung entsprechend, dabei aber kurz und in einer jedem Gebildeten zugänglichen Weise zu behandeln, ist die Aufgabe der einzelnen Bände dieser „Bibliothek". Einer solchen Aufgabe genügt vorliegende Schrift vorzüglich. Selbst über das große Werk von Noël Valois hinaus bringt sie Neues; der deutschen Litteratur ist große Aufmerksamkeit geschenkt. Zur besondern Empfehlung gereicht es dem Werke, daß der Verfasser sich auch theologisch wohl orientiert zeigt. Er ist vorsichtig und maßvoll in seinen Urteilen; mit großer Liebe zur historischen Wahrheit verbindet er Wertschätzung und Verständnis für das Leben seiner Kirche. Zuweilen wird er etwas wortreicher als notwendig, und man wird namentlich in der schwunghaften Einleitung nicht jeden seiner Ausdrücke pressen dürfen. Die Hauptpunkte sind im ganzen gut behandelt; nebenbei findet sich mancher lehrreiche Ausblick auf die theologische Entwicklung und Abirrung in späteren Jahrhunderten. Es handelt sich hier um die trübste und gefahrvollste Zeit, welche die

Kirche Christi je durchlebt hat, wo es in vielen Punkten schwer ist, ein sicheres Urteil zu gewinnen. Um so mehr hat der Verfasser durch diese tüchtige Schrift sich Dank verdient.

Cardinal Albrecht von Brandenburg und das Neue Stift zu Halle 1520 bis 1541. Eine kirchen- und kunstgeschichtliche Studie von Dr. phil. Paul Redlich. 8°. (XII, 362 u. 264* S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 15.

Das Werk bietet der Beurteilung sehr verschiedene Seiten. Als kunstgeschichtliche Darstellung ist es durch den Reichtum seines Gehaltes unstreitig von hohem Wert. Der Verfasser hat nicht nur fleißig und mit Liebe zur Sache, sondern auch sehr erfolgreich gesammelt. Über den Stand der kirchlichen Kunst in Deutschland zu Beginn des 16. Jahrhunderts bringt er eine ganze Fülle von neuem Material ans Tageslicht, und geradezu alle Künste, die das Mittelalter in den Dienst der Kirche zu stellen pflegte, Architektur, Plastik, Malerei, Holzschnitzerei, Goldschmiedekunst, Glockenguß, Teppich- und Gewandwirkerei, Stickerei 2c., erhalten ihren vollen Anteil. Neben den Nachrichten über manchen bedeutenden Künstler jener Tage fällt auch einiges ab zur richtigen Beurteilung Albrechts von Brandenburg, und neben dem Stand der Kunst werden auch andere Seiten des kirchlichen Lebens, wie Liturgie, Reliquienwesen u. dgl., näher beleuchtet. Empfehlenswert ist also das Buch jedem Kunsthistoriker in hohem Maße, sofern es vieles sachlich Neue bietet. Zu bedauern ist, daß der Verfasser es nicht über sich vermochte, hinter dem Interesse für seinen reichen Stoff die persönliche Abneigung gegen die katholische Kirche zurückzudrängen.

Der Zauberglaube des sechzehnten Jahrhunderts nach den Katechismen Dr. Martin Luthers und des P. Canisius. Mit Berücksichtigung der Schriften des Pfarrers Längin-Karlsruhe und des Professors Riezler-München dargestellt von Johann Diefenbach, Inspector an der Deutsch-Ordenskirche zu Frankfurt a. M. 8°. (XII u. 210 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 3.

Der Verfasser ist wohlberechtigt, hier ein Wort mitzureden. Seit langen Jahren und in einer Reihe von Schriften hat er mit dem deutschen Geistesleben der in Betracht kommenden Zeitperiode, insbesondere mit der Predigtlitteratur wie mit dem Hexen- und Zauberwesen sich beschäftigt. In den hier vorliegenden „Randglossen“ zu zwei neueren den letzteren Gegenstand behandelnden Werken ist er daher auch im stande, manche sehr beachtenswerte Momente zur Geltung zu bringen. Zwar wird man nicht jeden Satz unterschreiben, welchen der Verfasser in seinem Eifer so nebenbei sich entschlüpfen läßt. Allein es finden sich treffliche neue Gesichtspunkte; das Schriftchen liest sich angenehm und wirkt anregend. Jedenfalls verdient es Verbreitung und Beachtung schon als Protest gegen die Einseitigkeit, zu welcher leider auch ein so bedeutender Forscher wie Riezler bei Behandlung dieses ernsten und verwickelten Gegenstandes sich hat fortreißen lassen.

Jean-Dominique Mansi et les grandes collections conciliaires. Par le R. P. Henri Quentin, Bénédictin de Solesmes. Étude d'histoire littéraire suivie d'une correspondance inédite de Baluze avec le

Cardinal Casanate et des lettres de Pierre Morin, Hardouin, Lupus, Mabillon et Montfaucon. 8°. (272 p.) Paris, Leroux, 1900.

Es ist eine ganz überaus interessante Untersuchung über die Entstehungsweise und den Wert unserer großen Konziliensammlungen, was hier geboten wird, nicht nur lehrreich, sondern wahrhaft genußreich zu lesen. Mit großer Litteraturkenntnis und scharfem Blick verbindet der Verfasser so viel Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe, daß er fast überall das Urteil des Lesers für sich gefangen nimmt. Das Werkchen wird immer ein wertvoller Beitrag zur Litteraturgeschichte der letzten drei Jahrhunderte bleiben. Die verspätete Gerechtigkeit, welche der Verfasser dabei dem armen P. Hardouin zu teil werden läßt, ist um so mehr zu begrüßen, da das gegen Hardouins Konziliensammlung künstlich geschaffene Vorurteil bis in unsere Tage hinein seine Macht behauptet hat. Das weitaus erfreulichste aber ist, daß wir in der vorliegenden Schrift, wenn auch in bescheidenster Form, eine bestimmte Ankündigung erkennen dürfen, daß von den gelehrten Benediktinern von Solesmes eine neue kritische, allen Anforderungen unserer Zeit entsprechende Ausgabe der Konzilien zu erwarten steht. Nachdem noch in neuester Zeit eine Pariser Verlagshandlung (H. Welter) den unveränderten Wiederabdruck von Mansis ebenso unkritischem wie massigem Sammelwerk in Aussicht gestellt hat, ist die Freude über die vielverheißende Ankündigung doppelt groß.

Neue Dokumente zur Geschichte des P. Andreas Faulhaber. Von Dr. A. J. Nürnberger, a. o. Professor an der Universität Breslau. 8°. (46 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 1.20.

Die Hinrichtung eines Priesters wegen einer angeblich im Beichtstuhl gethanen beratenden Äußerung unter einem Fürsten wie Friedrich II. von Preußen ist immerhin eine merkwürdige Episode. Da Lehmanns Publikationen aus dem preußischen Staatsarchiv IV. neuerdings die Aufmerksamkeit auf den Vorfall gelenkt hatten, ist 1884 in diesen Blättern (XXVI, 217) ein Überblick über den Stand der Forschung geboten worden. Wesentliche Ergänzungen hierzu lieferten sechs Jahre später (XXXIX, 221) die im k. k. Kriegsarchiv zu Wien noch vorhandenen Akten, die, soweit sie auf den Prozeß Faulhaber direkten Bezug hatten, auch wörtlich zur Mitteilung kamen. In etwas größerer Ausführlichkeit werden diese Akten im zweiten Teile der vorliegenden Schrift abgedruckt, während der erste Teil derselben zur Beurteilung der Zeitverhältnisse die verschiedenen Momente zusammenstellt.

Katholisches Studienbuch. Dreihundert Aphorismen über unsere höhern Schulen. Von einem katholischen Schulmann. 8°. (122, 78 u. 40 S.) Selbstverlag des Verfassers [Verfasser der Original-Methode Privat-Studium in Anstalt Ursberg, Bayern], 1900. Preis brosch. *M.* 3; geb. *M.* 3.50.

Die Schrift greift mit ihrem Inhalte teilweise zurück auf die in dieser Zeitschrift (LVII, 219) empfohlenen Hefte „Der brave Student". Auch hier ist ein Teil (Aph. 143—270) der Verteilung des Arbeitspensums nach Jahren, Monaten und Wochen auf die verschiedenen Klassen der niedern und mittleren Schulen gewidmet. Es ist kein Zweifel, daß wieder manches Brauchbare fleißig hier zusammengetragen ist; es ist nur schwer zu erkennen, für welche Art von Lesern das Werkchen eigentlich bestimmt ist. Anfängern und Schülern wird es wohl nur in seltenen Fällen dienlich sein; in der Hand eines katholischen Gymnasiallehrers kann es aber

vielleicht nützlich anregen. Die kurze Einführung in Wesen und Aufgabe unserer Reformgymnasien im 4. Teil ist recht dankenswert. Doch ist es vielleicht übereilt, sich jetzt schon allzusehr für dieselben zu erwärmen.

Lexikon der katholischen deutschen Dichter vom Ausgange des Mittelalters bis zur Gegenwart. Biographisch-litterarisch bearbeitet von Friedr. Wienstein. 8°. (448 S.) Hamm i. W., Breer u. Thiemann, 1899. Preis *M.* 3.—

Vor 30 Jahren gab Jos. Kehrein sein „Biographisch-litterarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert" heraus. So fleißig diese Arbeit auch war und so sehr sie dem damaligen Stande der Dinge entsprach, so ist doch auf den ersten Blick einleuchtend, daß sie am Ende des Jahrhunderts einer gründlichen Nachlese und Ergänzung bedurfte. Mag auch keineswegs ein Grund zu selbstgefälliger Zufriedenheit vorliegen, leugnen läßt sich nicht, daß die Beteiligung der Katholiken am wissenschaftlichen und litterarischen Leben unserer Nation eine in erfreulichem Maße steigende war und daß wenigstens die Zahl der Schriftsteller sehr bedeutend zugenommen hat. Diese Zunahme wenigstens nach der belletristischen Seite gleichsam aktenmäßig festzulegen, war ein Zweck des vorliegenden Buches. Einesteils geht sein Programm über dasjenige Kehreins hinaus, indem es sich über die Litteraturgeschichte seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Jahre 1899 erstreckt; anderseits schränkt es seine Auswahl so ein, daß es nur die Dichtung und die schöngeistige Litteratur im engeren Sinne berücksichtigte, die volkstümliche wissenschaftliche dagegen aus Furcht vor der Übermasse des Stoffes ausschloß. So bildet es kein Schriftsteller-, sondern, wie auch der Titel sagt, ein Dichterlexikon. Was nun die Bezeichnung „katholisch" angeht, so besagt sie, daß der betreffende Autor, falls nicht ein anderes angedeutet wird, seit seiner Jugend der katholischen Religion äußerlich zugehörte. Trat er erst später zu derselben über (Konvertit), so ist sein Name mit einem Sternchen versehen; verließ er dieselbe durch einen öffentlichen Akt („Pervertit"), so trägt der Name ein †. Auf die Tendenz der litterarischen Bethätigung, deren sittlichen und religiösen Wert ist ebensowenig als auf die künstlerische Bedeutsamkeit Rücksicht genommen. Ob nicht doch bei manchen Namen und Werken ein kurzer Hinweis auf den religiös-sittlichen Charakter am Platz gewesen wäre, wollen wir nicht entscheiden. Kein in derlei Arbeiten Erfahrener wird gleich von dem ersten Versuch, ein so weitschichtiges Material zu verarbeiten, lücken- und fehlerlose Vollkommenheit verlangen. Der Verfasser selbst beklagt sich schon in dem kurzen Vorwort darüber, daß „fast die Hälfte der schriftstellernden Damen und Herren, an welche er sich gewendet hatte, leider nicht geantwortet haben". Möge das recht brauchbare, sichtlich mit großem Fleiß zusammengestellte Nachschlagebuch weite und rasche Verbreitung finden, damit eine zweite Ausgabe das inzwischen schon wieder angewachsene Material verarbeiten könne.

Bonner Beiträge zur Anglistik. Herausgegeben von Prof. Dr. M. Trautmann. 8°. Bonn, Hanstein, 1899/1900.

Heft II (Sammelheft): **Colley Cibbers Bühnenbearbeitung von Shakespeares Richard III.** Von Dr. Richard Dohse. — **Untersuchungen über das Altenglische Exoduslied.** Von Dr. Gerhard Mürkens. — **Zu Cynewulfs Runenstellen.** Von M. Trautmann. — **Berich-**

tigungen, Vermutungen und Erklärungen zum Beowulf (erste Hälfte). Von M. Trautmann. (IV u. 192 S.) Preis *M.* 4.80.

Heft III: **Cynewulfs Wortschatz** oder Vollständiges Wörterbuch zu den Schriften Cynewulfs. Von Dr. Richard Simons. (IV u. 164 S.) Preis *M.* 4.

Heft IV: **Old English Musical Terms.** By Frederick Morgan Padelford, Fellow in English of Yale University. (XII et 112 p.) Preis *M.* 3.60.

Heft V (Sammelheft): **Untersuchungen zur Altenglischen Genesisdichtung.** Von Dr. Hans Jovy. — **Versbau und Sprache in Huchowns Morte Arthure.** Von Dr. Franz Mennicken. — **The Author of Ratis Raving.** By John T. T. Brown. — **Zur Berichtigung und Erklärung der Waldhere-Bruchstücke.** Von M. Trautmann. (IV u. 192 S.) Preis *M.* 4.80.

Heft VI: **The Wallace and The Bruce restudied.** By J. T. T. Brown. (VIII et 176 p.) Preis *M.* 4.50.

Die neuen Verordnungen des Kaisers über den Lehrplan der Gymnasien, welche dem Studium des Englischen als der heutigen Weltsprache ein so hohes Gewicht beilegen, werden nicht verfehlen, der wissenschaftlichen Durchforschung dieser Sprache und ihrer Entwicklung bei uns einen neuen Aufschwung zu geben. Dies wird die Bedeutung eines wissenschaftlichen Unternehmens um so mehr hervortreten lassen, auf das in diesen Blättern (LV, 95) vom ersten Anfang an nachdrücklich aufmerksam gemacht worden ist. Seitdem liegen uns nicht weniger als fünf weitere Hefte vor. Zunächst setzt Dr. Trautmann seine höchst schätzbaren Cynewulfstudien fort, und Dr. Simons hat sich der mühevollen Aufgabe unterzogen, zu den von Trautmann als echt erkannten Cynewulfdichtungen ein vollständiges Wörterbuch herzustellen. Praktisch wäre es vielleicht ratsamer gewesen, auch die zweifelhaften oder angeblichen Cynewulfstücke in den Rahmen der Arbeit einzubegreifen, aber jedenfalls ist mit diesem Wörterbuch dem Sprachforscher ein außerordentlicher Dienst geleistet. Nicht minder erfreulich ist, daß Trautmann begonnen hat, nun auch bei der Beowulfforschung ernsthaft einzusetzen. Nach dem, was er bei Cynewulf geleistet, darf man einen wirklichen Fortschritt sich von ihm versprechen. Der Untersuchung des Dr. Mürkens über das altenglische Exoduslied, das in Northumbrien vor 700 entstanden, dem Beowulf an Alter und Spracheigentümlichkeit am nächsten kommt, gebührt innerhalb dieser fünf Hefte vielleicht die Palme, sowohl wegen des bedeutsamen Gegenstandes wie durch seine besonnene, konservative Kritik. Die Arbeit macht einen sehr günstigen Eindruck, und das Exoduslied würde in weiteren Kreisen von ernsten Litteraturfreunden Aufmerksamkeit verdienen. Die Untersuchungen Jovys über die altenglische Genesisdichtung sind zwar fast ausschließlich von linguistischem Interesse, aber fleißig und gründlich. Die Arbeit Dohses hat, abgesehen von der sprachlichen Seite, ihren Wert für die Geschichte des englischen Dramas; über die Bühnenverhältnisse unter Karl II. sind treffliche Winke beigefügt. Padelfords Arbeit wendet sich an den Musikliebhaber und den Musikhistoriker wohl ebensoviel wie an den Sprachforscher. Die beiden Glossarien im Anhang verdienen Dank. In den Bereich der altschottischen Dichtung führt Dr. Mennicken ein; vor allem aber sind es die bedeutenden Forschungen Browns

über das im Schottland des 14. und 15. Jahrhunderts so blühende litterarische Schaffen, was Vergnügen bereitet. Nicht nur wird man mit den beiden nationalen Heldendichtungen eingehend bekannt, sondern Brown weiß fast mit dem ganzen Kreise zeitgenössischer Dichter und Chronikenschreiber vertraut zu machen. Auch bisher nebelhafte oder gänzlich unbekannte Gestalten ruft er glücklich aus dem historischen Dunkel hervor, wie David Rate († 1450), Blynd Harry († 1475), John Ramsay († 1490), einer interessanter als der andere. Manches beruht natürlich noch auf Konjektur und wird weiterer Erörterung bedürfen. Die scharfsinnigen und kenntnisreichen Untersuchungen Browns werden aber ihren Wert behaupten. Sie sind in hohem Grade belehrend und wirklich genußreich.

Roter Mohn und andere Erzählungen in Versen. Von Paula Gräfin Coudenhove. 16°. (156 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1901. Preis *M.* 2.80.

Sechs prächtige Erzählungen, die jeder mit Genuß lesen wird. Sie sind nicht bloß „in Versen", — sie sind Poesie. Die Stoffe sind mit frischem Blick und sicherer Hand aus dem warmen Leben der Gegenwart gegriffen, mit Ausnahme eines einzigen, ernst, ergreifend, sogar tief tragisch. Sie hätten sich zu reizenden Novellen, der eine oder andere sogar zum längeren Roman ausspinnen lassen; die Dichterin hat es indes vorgezogen, sie in knappere, balladenartige Form zu drängen und die poetischen Motive schon durch die feinere künstlerische Form dem nüchternen Boden des Realismus zu entziehen. Daß aber die Form dem Stoff nicht mühsam angepaßt wurde, sondern sich lebendig mit ihm gestaltet hat, dafür zeugt schon die meisterhafte Schilderung des Abschieds am Bahnhof, mit welcher die erste Erzählung beginnt. In wenigen Strophen ist da mehr gesagt, als ganze Kapitelchen es ausmalen könnten. Alles lebt und glüht, in fester Zeichnung und frischem Kolorit; die Schilderung ist lebendig in die Handlung verwoben, beide sind in die Empfindung und Stimmung getaucht, welche das Ganze angeregt und seelenvoll weiterführt; Bild, Ausdruck und Vers schmiegen sich ungesucht dem tiefen Gefühle an, mit welchem der Stoff erfaßt ist. In die erste Erzählung spielen als spannendes Moment die modernen Klassengegensätze hinein, in die zweite mehr humoristisch der Gegensatz älteren und neueren Gesellschaftstons; die dritte zeichnet eine erschütternde Tragödie aus dem Bauernleben, die vierte eine ähnliche aus dem Kreise des Kleinadels, die fünfte ein ergreifendes Bild aus dem wirren Treiben des modernen High Life, die sechste endlich einen kleinen Roman aus den steirischen Bergen. Die Erzählungen lassen uns manchen tiefen Blick in die Irrgänge des modernen Lebens thun; aber dieselben werden weder realistisch zergliedert, noch pessimistisch bejammert; eine christliche Lebensauffassung mildert die Darstellung, rückt sie in eine versöhnende, ideale Beleuchtung und zeigt einen Ausweg aus dem nächtlichen Dunkel. Die Durchführung ist nicht immer gleich; der Anfang der Erzählungen ist meist befriedigender und auch formell besser als der Schluß, was auf einen Mangel an Feile hinweist. Am formvollendetsten ist die fünfte Erzählung: „Die Jugenderinnerungen". Von den zahlreichen Naturschilderungen tragen die Winterbilder im „Schneewittchen" den Preis davon, während der Schluß dieses Gedichtes etwas matt ist.

Das Lied von der Glückseligkeit. Lebenschronik eines alten Mönches. Von Ludwig Nübling. 8°. (60 S.) Fulda, Fuldaer Aktiendruckerei, 1900. Preis 80 *Pf.*

Das charakteristisch ausgestattete Büchlein umfaßt in der Form einer Autobiographie die Lebensschicksale des Junkers Nikolaus von Bubenbaderstein im Rhönerland, der unter dem Zauberbanne des Liedes eines fahrenden Sängers die Burg seiner Väter verließ und die Glückseligkeit suchte. Nachdem er eine Zeitlang durch die Welt gefahren und die Ersehnte nirgend gefunden, stößt er auf einen Klausner, der kein anderer ist als der fahrende Sänger, der sich in die Einsamkeit zurückgezogen und dort die Glückseligkeit gefunden hat. Nikolaus möchte nun immer bei ihm bleiben, da auch er in der Klause den Frieden gefunden zu haben glaubt. Der Klausner aber drängt ihn, noch einmal die Heimat aufzusuchen, Vater und Mutter zu begrüßen und sich bei dem Einsiedler auf dem Milzenberg Rates zu erholen. Als der Junker in der Heimat eintrifft, findet er nur das Grab der Mutter, der Vater ist nach Palästina gezogen, die Burg in der Verwaltung eines treuen Vogtes. Nikolaus sieht darin einen Wink, daß auch er die Welt verlassen soll, lebt deshalb mit seinem väterlichen Freund bis zu dessen Tod in der Klause auf dem Milzenberg und zieht sich dann nach Fulda in das Kloster des hl. Bonifatius zurück, wo er als 77jähriger Mönch auf Befehl des Abtes seine Erlebnisse aufzeichnet. Dieser Rahmen ist außerordentlich glücklich erfunden, um ein interessantes und erbauliches Lebensbild einzufassen. Leider hat der Verfasser mehr Nachdruck auf das Erbauliche als auf das Interessante gelegt. So kommt es, daß sein Buch nicht die Wirkung hat, die es haben könnte und müßte. Es hält sich zu sehr in Allgemeinheiten. Das ganze Weltleben, d. h. die Fahrt nach dem Glück, ist ganz allgemein schematisch in einem Kapitel abgemacht. Es ist nichts Individuelles in den Aufzeichnungen, und das ist doch das erste, was wir erwarten müssen. Unserer Meinung nach sollte der wirklich talentvolle Verfasser den Stoff noch einmal vornehmen und um das Sechsfache erweitert ausführen. Die Individualisierung müßte schon gleich mit der Jugendgeschichte auf dem Bubenbaderstein beginnen und durch das Weltleben fortgesetzt werden. Dann würde auch die Erbauung viel gewinnen, weil der Leser überzeugt würde und alles innerlich miterlebte. Bei einer solchen Umarbeitung, die das Büchlein vollauf verdient, müßte auch das sprachliche Gewand, das jetzt mehr ins 15. und 16. Jahrhundert gehört, auf die frühere Zeit zugeschnitten werden. — Indes auch in der jetzigen Form bietet die Chronik manche schöne Partie, und der treue, fromm predigende Ton des alten Mönches ist durchgehends gut getroffen. Mit der Zeit dürfen wir gewiß von dem jungen, talentvollen Verfasser noch manches reife Werk erwarten.

Jacques Balde. Notice et Bibliographie par Paul Mury et Carlos Sommervogel de la Compagnie de Jésus, Strasbourgeois. 8°. (68 p.) Strasbourg, F. X. Le Roux, 1901. Preis *M.* 1.

Ensisheim, die einstige Hauptstadt des Sundgaus, hat, wie verlautet, beschlossen, ihrem berühmten Mitbürger P. Jakob Balde, dem „deutschen Horaz“, eine Statue zu errichten. Um zur Förderung dieses Werkes auch ihr Scherflein beizutragen, haben sich zwei Straßburger, die PP. Mury und Sommervogel, vereint. Der erstere bietet in diesem Schriftchen eine zwar sehr gedrängte, aber überaus genaue, inhaltsreiche und fesselnd geschriebene Biographie des großen neulateinischen Dichters, nebst einer trefflichen Charakteristik nicht bloß seiner vielgelesenen und oft übersetzten Oden, sondern auch seiner übrigen elegischen, dramatischen und satirischen Werke. P. Sommervogel aber, der hochverdiente Bibliograph der Gesellschaft Jesu, hat dazu den umfassenden Artikel beigesteuert, den er bereits früher in seiner be-

kannten Bibliothèque de la Comp. de Jésus veröffentlicht hatte. Da aber nicht jedem dieses umfangreiche Werk zu Gebote steht, so wird es allen Freunden Baldescher Dichtung hochwillkommen sein, auf so engem Raum nicht nur eine vorzügliche Lebensskizze Baldes, sondern auch die gediegenste und vollständigste Baldebibliographie beisammen zu haben. Ein solches Schriftchen empfiehlt sich selbst, und der Wunsch, es möge recht weite Verbreitung finden, fällt mit demjenigen zusammen, es möge nur in recht weiten Kreisen bekannt werden. Goethe, Herder und A. W. v. Schlegel haben die Lyrik Baldes sehr hochgehalten; als Dichter und namentlich als treuer patriotischer Dichter verdient er heute noch gelesen und studiert zu werden.

Julian von Speier († 1285). Forschungen zur Franziskus- und Antoniuskritik, zur Geschichte der Reimoffizien und des Chorals. Von Dr. phil. J. E. Weis. („Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München" [Nr. 3]. Herausgegeben von A. Knöpfler.) 8°. (154 S.) München, Lentner, 1900. Preis *M.* 3.60.

Diese mit unendlichem Forscherfleiß geführte Untersuchung ist eine Art litterarischer Ausgrabung. Sie gilt einem bisher wenig beachteten, halbverschollenen Mann, der für die Hagiologie des Franziskanerordens bemerkenswert, für die Geschichte der mittelalterlichen Hymnik aber und des Chorals geradezu von hervorragender Bedeutung ist. Julian von Speier, zubenannt Theutonicus, der noch ziemlich jung im Todesjahr des hl. Franziskus (1226) oder kurz zuvor dem noch kaum gegründeten Orden beitrat, war nämlich, in Paris herangebildet, schon vor seinem Eintritt ein bedeutender Musiker und Komponist und sogar Chormeister der Hofkapelle Ludwigs VIII. Von dem Generalkapitel zu Assisi 1227 begleitete er den deutschen Provinzial Simon Anglicus nach Deutschland, kam mit dessen Nachfolger 1230 abermals nach Italien und wohnte dem großen Ordenskapitel bei, zu welchem sich 2000 Brüder einfanden. Sein übriges Leben brachte er wieder in Paris zu, in dem Ordenshause daselbst mit Hymnendichtung und Choralkompositionen beschäftigt. Von ihm rührt zum Teil das erste Reimoffizium auf den hl. Franziskus her, ganz dasjenige auf den hl. Antonius; beide Offizien setzte er in Musik. Die von ihm entwickelte Kunstform des Reimoffiziums wurde nicht nur innerhalb seines Ordens maßgebend, sondern weit darüber hinaus. Weis hält ihn in Bezug „auf Metrik, Kunstsprache und dichterische Eigenart" geradezu für „den bedeutendsten liturgischen Historiendichter des Mittelalters". Der Nachweis des großen Einflusses, den er unzweifelhaft auf die weitere Gestaltung der sogen. „Historien" oder „Reimoffizien" ausgeübt, stützt sich vorzugsweise auf die bändereichen Analecta hymnica der PP. Guido Dreves und Clemens Blume, von welchen er (S. 66) bemerkt, daß sie sich „nunmehr getrost neben die epochemachende Hymnologie de l'Église grecque des Kardinals Pitra O. S. B. stellen können". Zu dem reichen Material, das die Analecta boten, hat der Verfasser aber auch noch anderweitiges zusammengetragen, um die hymnologische Bedeutung Julians allseitig zu beleuchten. Glückliche Handschriftenfunde, deren Gesamtveröffentlichung bereits geplant ist, ermöglichten es ihm, Julian auch als Musiker gründlich zu würdigen. Im Anschlusse an die zwei Reimoffizien verfaßte Julian auch Biographien des hl. Franziskus und Antonius, die bisher als anonym gegolten hatten, die aber Weis überzeugend als Werke des Franziskanerdichters nachweist, der 1230 persönlich mit dem hl. Antonius in Assisi zusammentraf. So spielt diese Studie in die verschiedensten Kreise des mittel-

alterlichen Lebens hinein und bietet auf engem Raume die wertvollsten und mannigfaltigsten Resultate. Für Hymnologie und Musikgeschichte ist sie geradezu von entscheidendem Wert.

Schul- und Vereinsbühne. Eine Sammlung leicht aufführbarer Theaterstücke für die studierende Jugend. Herausgegeben von B. Arens S. J. 12°. Freiburg, Herder, 1901.

I. Bändchen: **Johann von La Valette.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen des P. G. Longhaye S. J. von B. Arens S. J. (VIII u. 134 S.) Preis *M.* 1.20.

Die erfreuliche Entwicklung des katholischen Vereinswesens hat naturgemäß auch der Dilettantenbühne zu einem ungeahnten Aufschwung verholfen und bereits eine ganze Litteratur leichter Bühnenstücke gezeitigt. Mit komischen und religiösen dürften die Repertorien bereits ziemlich ausreichend versorgt sein. Weniger Überfluß ist an verhältnismäßig kurzen, leichteren historischen Dramen vorhanden. Hier will die vorliegende Sammlung einspringen. Sie bietet zunächst Übersetzungen von Theaterstücken dreier französischer Jesuiten, die in Frankreich und Belgien großen Anklang gefunden haben. Das vorliegende erste Stück dürfte der Sammlung bald viele Freunde gewinnen. Der Gegenstand: die siegreiche Verteidigung Maltas durch die Johanniter, ist interessant, die dramatische Handlung lebendig, die Charakterzeichnung gut, und das Bild echt ritterlichen Heldenmuts und christlicher Seelengröße von erhebender Wirkung.

Haus Hasmonai. Historische Erzählung aus dem Jahrhundert vor Christi Geburt. Von Sophie Christ. 8°. (532 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 4.80.

Die Verfasserin hat die Antiquitates des Josephus Flavius und die religiösen und bürgerlichen Sitten der Israeliten jener Zeit gut studiert, und so fußen ihre Schilderungen der Osterfeier, des Laubhüttenfestes, des Tempeldienstes, der Eheschließung u. s. w., welche zu den schönsten Partien des lesenswerten Buches gehören, auf sicherem Grunde. Das tragische Ende des Hasmonäer-Hauses, mit dessen Vernichtung durch Herodes „das Zepter von Juda wich“, bildet an sich schon einen vortrefflichen Vorwurf zu einer spannenden und ergreifenden Erzählung; es bedurfte daher der Erfindung einer Romanhandlung, die auf diesem ganz historischen Hintergrunde gespielt hätte, nicht, und die Erzählerin konnte sich getrost damit begnügen, die von Josephus Flavius gegebenen Intriguen novellistisch zu verwerten. Im Anfang will freilich die Handlung nicht recht in Fluß kommen; ist man aber glücklich über die einleitenden Kapitel hinaus, so folgt man der Erzählerin mit großer Spannung. Namentlich das traurige Schicksal Mariamnes, die der unbegründeten Eifersucht des Tyrannen zum Opfer fällt, ist erschütternd dargestellt. Überhaupt sind die handelnden Personen im ganzen gut gezeichnet, und das Zeitgemälde ist vorzüglich herausgearbeitet. Man fühlt, daß die Zeit der Verheißung nahe sein muß; denn tiefer als unter dem Idumäer konnte Juda nicht mehr sinken, und so schließt die Erzählung recht passend mit dem verklärten Bilde der kleinen Mirjam, die von ihren greisen Eltern Joachim und Anna im Tempel dargebracht wird.

Veronika oder An der Krippe und unterm Kreuze. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Von Gerhard Hoischen. („Kathol. Volksbibliothek" VII.) 12°. (259 S. Mit 6 Illustrationen im Text.) Kempten, Kösel, 1900. Preis *M.* 1.80.

Stofflich nahe verwandt mit „Haus Hasmonai" ist der erste Teil dieser Volkserzählung; doch steht sie künstlerisch lange nicht so hoch als jene. Der Bericht der heiligen Bücher, die Erzählung des Josephus Flavius von den letzten Jahren des Herodes, verschiedene Legenden und Privatoffenbarungen über die Jugendzeit und das bittere Leiden unseres Herrn sind zu einer Erzählung verwoben, die sich um die Gestalt der Veronika gruppiert. Der Erzähler läßt dieselbe als ein Kind der Hirten an der Krippe knien und verbindet so beide Teile seiner Erzählung, die Belehrung und Erbauung bezweckt.

Die Violinspielerin. Roman von Emma v. Brandis-Zelion. Dritte, verbesserte Auflage. 8°. (262 S.) Paderborn, Esser, 1901. Preis *M.* 3.50.

Die Heldin dieser schönen Dichtung ist ein durchaus edler Frauencharakter, der aus Kindesliebe bereit ist, die allerschwersten Opfer, auch das des Lebensglücks, zu bringen. Geradezu großartig zeigt sich diese Fräulein Mornau in dem siegreich bestandenen Kampfe gegenüber den niederträchtigen Angriffen ihres Lehrers im Konservatorium. Auch die übrigen Personen sind durchweg trefflich gezeichnet und die ganze Handlung ist gut erfunden. Der Roman bedeutet im Vergleiche mit dem früheren Werke der Verfasserin „Der Erbe von Adlerhorst" einen namhaften Fortschritt.

Tony, die kleine Kinderfrau. Zwei Erzählungen von Florence Montgomery. Aus dem Englischen von Tilde von Gillern. 12°. (108 S.) Mainz, Kirchheim, 1901. Preis *M.* 1.20.

Zwei recht hübsche, kleine Erzählungen, die es wohl verdient haben, in deutscher Übersetzung zu erscheinen. Der kleine Tony ist eine Prachtfigur, die feine Beobachtungsgabe und plastische Darstellung bekundet, ebenso wie die Gestalt der Weltdame — fin de siècle —, die ihm in seinen Nöten sehr gegen ihren Willen zu Hilfe kommt. Die Übersetzung ist vorzüglich.

Beim goldenen Abendsonnenschein. Erzählungen für die katholische Jugend. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Niederhofer. 12°. (262 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis geb. *M.* 3.

Das Büchlein enthält 28 Nummern recht hübscher kleiner Erzählungen erbaulichen, belehrenden, einige auch humoristischen Inhalts. Die Übersetzung ist gut; nur selten kommt ein Anglicismus vor, wie z. B. „ein Opfer zur seligsten Jungfrau".

Miscellen.

Eine Urahne als Dichterin. Daß eine nahezu 90jährige, seit Jahren des Augenlichtes fast beraubte Frau als Schriftstellerin und Dichterin vor das Publikum trete, ist wohl etwas Einziges in der Geschichte sämtlicher Litteraturen der Welt. Wer den Monstreband von beiläufig 1400 Quartseiten vor sich sieht, betitelt: „Gedichte Ihrer Durchlaucht Frau Prinzessin Ernst von Arenberg geb. Prinzessin Sophie von Auersperg. Gesammelt und herausgegeben von deren Tochter, Ihrer Durchlaucht Frau Herzogin von Arenberg geb. Prinzessin Eleonora Ursula von Arenberg (Mainz, Kirchheim, 1901)", mag vielleicht aus dem ungewöhnlich großen und fettschwarzen Druck eine besondere Rücksichtnahme auf geschwächte Sehkraft vermuten. Schwerlich aber wird er so leicht erraten, daß die 579 Reimstücke, die er vor sich hat, sich auf einen Zeitraum von 72 Dichterjahren verteilen. Das früheste Stück, das ein Datum an der Stirne trägt, ist von der 18jährigen Prinzessin zum 3. August 1829 geschrieben, das späteste von der 89jährigen Urgroßmutter zum 8. April 1900. So findet man in einem und demselben Bande und aus derselben Feder vereint die holdverschämte Andeutung der ersten Liebe neben den Ergüssen unerschöpflicher Güte einer zärtlichen Urahne. „Gedichtet" hat die fürstliche Frau, so sagt sie selbst, „aber nicht geträumt." Sie „faßte das Leben ohne Poesie", aber „in Stunden, wo die Seele rastet, wo keine Pflicht die Augenblicke teilt", in solchen Stunden hat sie „im Dichten sich zu Gott geflüchtet"; das Niederschreiben ihrer Empfindungen ward oft „ihr Gebet". So kommt es, daß diese bunt mannigfaltige Sammlung von Dichtungen vor allem den Wert hat, mit einem höchst merkwürdigen, in hervorragendem Maße Achtung gebietenden Frauencharakter näher bekannt zu machen. Zwar ist davon Abstand genommen, wie es sonst wohl geschieht, den äußeren Rahmen, in welchem die wechselreiche Lebensbahn der Dichterin sich bewegte, in kurzen Andeutungen wenigstens, der Sammlung ihrer Dichtungen vorauszuschicken. Indes lassen die wesentlichsten Umrisse mit ziemlicher Leichtigkeit sich aus dem Bande herauslesen.

Prinzeß Sophie, geboren am 8. Januar 1811, war die älteste Tochter des Fürsten Karl von Auersperg, zu jener Zeit Husarenoffiziers der kaiserlichen Armee. In den zwanziger Jahren war er Oberst der Erzherzog Ferdinand-Husaren; die vierziger Jahre sahen ihn als Feldmarschall-Lieutenant und Divisionschef zu Ödenburg in Ungarn. Zwei Brüder, Karlos und Roman, und vier Schwestern, die eine später Fürstin Georges Starhemberg, die andere Fürstin Hohenlohe-Bartenstein, genossen mit Prinzeß Sophie die streng geregelte, einfache und weise Erziehung, welche die greise Dichterin unter der Aufschrift „Kinderzeit jetzt und früher" so anschaulich geschildert hat. Das Verhältnis zu der trefflichen Mutter wie das der sieben Geschwister unter sich blieb das ganze Leben hindurch ein

sehr inniges. Die Jugendjahre verbrachte Prinzeß Sophie teils in Ungarn, wo der Vater in Garnison, teils in Böhmen, wo die wichtigsten Güter der Familie lagen. Am 26. September 1842 vermählte sie sich mit dem 65jährigen, jahrs zuvor verwitweten Prinzen Ernst von Arenberg und lebte nun die nächsten Jahre in Italien, wo sie fast alle bedeutenderen Städte aufsuchte und im Besuch von Kirchen, Museen und Theatern sich vollauf Genüge that. Überhaupt hat sich die Regsamkeit und Beweglichkeit der hohen Dame, solange die körperliche Rüstigkeit währte, auch im unermüdlichen Reisen kundgethan, wie sie selber schreibt:

Ich hab' die Welt in der Runde umfahren,
That es per Wagen, zu Schiff, mit der Bahn ...
Alle Museen bin ab ich gelaufen
Mit Katalogen war reich ich versehn....

Der Gatte blieb der geistig so regen Frau bis 1857 erhalten, erreichte also ein Alter von 80 Jahren. Aus ihrer Ehe waren zwei Töchter hervorgegangen, von denen die jüngere 1855 im neunten Lebensjahre starb. Jahrelang hat die Mutter diesem Kinde „trostlos nachgeweint“. Die ältere, Eleonore, vermählte sich am 27. Mai 1868 mit dem Stammherrn des herzoglichen Hauses von Arenberg und hatte von da an bis zur Vermählung des ältesten Sohnes, Oktober 1897, ihren Sitz auf Schloß Héverlé bei Löwen in Belgien. Sie wurde die Mutter von fünf Kindern, unter denen zwei Töchter mit Prinzen des fürstlichen Hauses Croy, eine dritte mit einem Prinzen Arenberg sich verbanden. Während aus diesen Verbindungen ein Kranz blühender Urenkel emporsproßte, lebte die Urahne bereits zurückgezogen auf ihrem stillen, schönen Witwensitze, dem Schloß Bürgelstein bei Salzburg, wo indes Enkel und Urenkel fleißig Einkehr hielten. Am 8. Januar 1901 beging sie noch in staunenswerter Geistesfrische ihren 91. Geburtstag; fünf Wochen später schied sie aus diesem Leben, gefeiert und betrauert von allen, die sie kannten.

Seit der Vermählung der Tochter, namentlich aber seit Abnahme der körperlichen Rüstigkeit war mehr Zeit geblieben für die Musen. Ein Vergleich der datierten Stücke der Gedichtsammlung ergiebt, daß keine Periode dieses langen Lebens an Dichtungen so ergiebig war wie das letzte Decennium, somit die Zeit zwischen dem 80. und 90. Lebensjahre. Auf die Jahre 1893—1899 allein treffen 427 sicher datierte Reimstücke, und doch tragen bei weitem nicht alle ein festes Datum. Es ist kaum zu viel behauptet, wenn man annimmt, daß von der ganzen Sammlung alle Stücke bis auf etwa 100 nach 1892 entstanden und somit von einer mehr als 80 Jahre alten Dame gedichtet sind.

Einen großen Teil dieser Sammlung bilden nun freilich Gelegenheitsverse, Fest- und Gratulations-Carmina, gereimte Erzählungen von kleinen häuslichen Vorkommnissen oder Scherzen, zum Teil auch versifizierte Verarbeitung irgend welcher in den Zeitungen eben gelesenen Mitteilungen. Ein teures Andenken für alle jene, welche durch Verwandtschaft oder Freundschaft der greisen Patriarchin nahe standen, haben diese Stücke für den Fremden nur das Interesse, welches eine geradezu phänomenale Geistesfrische notwendig wecken muß. Es giebt sich da

eine Regsamkeit kund für alle großen Fragen des Menschenlebens, der Religion, der Sitte wie der hohen Politik und doch auch wieder für die kleinsten Einzelheiten des Alltagslebens und der modernsten Modethorheiten, daß man etwas Ähnliches auch bei Menschen im Höhepunkt ihres Lebens nicht allzu oft antreffen wird.

Zugleich gewähren diese freundlichen „Genrebilder" getreuen Einblick in ein harmlos liebenswürdiges Familienleben, wo ernste, hohe Lebensauffassung mit anspruchslosem Sinn und edelster Menschenfreundlichkeit sich einen. Da zählt auch das Gesinde noch mit zur Familie; auch der Diener, die Gesellschafterin, der Hauslehrer werden mit Wohlwollen und Achtung genannt und fast Freunden gleich gehalten. Das ist ein echt adeliges Buch, das ein echt adeliges Leben schildert, und das nebenbei auch direkt in manchem seiner Stücke dem später geborenen Adel manche treffende Lehre und Warnung erteilt.

Diese letzteren Stücke zählen bereits zu dem, was in dem Buche vielleicht das Wertvollste ist, zu den didaktischen Gedichten, welche in großer Mannigfaltigkeit vorliegen und mit dem gediegenen Gehalte etwas ungemein Anziehendes verbinden. Diese Lehrgedichte hätten verdient, zu einer eigenen Sammlung vereinigt zu werden. Hier liegt die starke Seite bei dieser klugen, erfahrenen, ganz ideal angelegten christlichen Frau. Sie hat etwas an sich von einer großen Erzieherin.

In einem kurzen Reimspiel vom Februar 1898 führt die Prinzessin selbst die bekanntesten der deutschen Dichter auf, „Schiller, Klopstock, Wieland, Göthe", wie diese in ihrer Ruhmeshalle im Jenseits in volle Entrüstung geraten, daß die 87jährige mit dem, „was sie nächstens drucken läßt", als „alte Dichterin" ihnen sich an die Seite stellen wolle. Allein etwas von der Ader echter Poesie hat die seltene Frau doch wohl in sich getragen, und aus manchem ihrer Stücke fühlt sich das gar wohl heraus. Was an Reinheit sprachlicher Schöne oder an Eleganz des Verses, trotz einer gewissen Reimgewandtheit, da und dort auch mangeln mag, die Wahrheit und Innigkeit des Gefühls läßt es übersehen. Und da ist vor allem ein Zug, der das ganze Buch durchdringt und welcher der Dichterin eigentümlich ist. Es ist ihr wirklich einziges Verhältnis zu ihrer einzigen Tochter, derselben Herzogin von Arenberg, die als 50jährige Frau es unternahm, die Dichtungen der greisen, blinden Mutter aus den Manuskripten zu enträtseln, zu sammeln, zu sichten und zu feilen. Diese Tochter ist ihr das Höchste auf Erden, der Gedanke an sie füllt ihr ganzes Dasein aus. Sie selbst gesteht:

> Mir hat das Alter wenig nur geraubt . . .
> Das eine Kind ist alles mir auf Erden,
> Das andre ist den lichten Engeln gleich.
> Wie könnt' ich da je glücklicher noch werden?
> Ich fühle mich, ihr Lieben, jetzt noch reich.

Hier ist es, wo die greise Dichterin im Überwallen der Gefühle ergreifende Töne anzuschlagen versteht. Glühendere, zärtlichere Accorde haben auch die Sänger der Jugendliebe nicht immer gefunden.

Gar zaub'risch stiegen in mir auf Erinnerungen,
Wie alles, was sie that und war — stets Poesie geklungen.
Dann schlichen langsam Thränen aus den Augen....
Mein einzig Kind — es war ganz Poesie,
Bezaubernd auf der weiten Welt nur sie.

Im Gedanken an „die Einzige" und in Bewunderung der liebenswürdigen Gaben, welche diese Herzenstochter zieren, kann sie sich nicht genugthun. Solange dieselbe noch zartes Mädchen, bangt der Mutter oft bei „den vielen Huldigungen", die dem „guten und frommen Kinde" dargebracht werden, und doch jubelt sie auf, wenn sie den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit als den Liebling aller umgeben sieht von Verehrung und Liebe.

Du warst so schön, so fromm und gut!...
Stolz hat das Mutteraug' geschauet,
Wenn lieblich du vorbeigeschwebt.
Luftschlösser habe ich gebauet
Und glücklich stets in dir gelebt.

Die Tochter, auch zur Witwe und Matrone geworden, ist für die Greisin noch immer „die einzig ich geliebt auf Erden, mir unaussprechlich teuer war". Wenn die alte Mutter nicht wie so viele andere längst von der Erde geschieden, so war es, weil die Liebe für die Tochter sie „gefangen hielt". „Der Mutter Liebessorgen" bleiben für diese „Ketten noch im Alter". Zum 50. Jahrestag der Geburt schreibt die 84jährige Dichterin 19. Februar 1895:

Noch weiß ich deutlich jeden Ton und jeden Laut,
Noch fühl' ich ganz das Übermaß von meinem Glück;
Seitdem dein dunkelblaues Aug' nach mir geschaut,
Lag eine ganze Welt für mich in diesem Blick.

Du bliebst — Geliebte — Sonne mir und Licht;
Wollt' gütig Gott auf Erden Glück mir schenken,
Für mich fürwahr begehrte ich es nicht.
Du warst mein ganzes Fühlen und mein Denken,

Der Zweck des Strebens, der Gedanken Ziel.
Ich wollt' die Zukunft in den Sternen lesen,
Mir war nur Glück dein Lächeln und dein Spiel,
Du bist mein Alles — fünfzig Jahr' gewesen.

Wahrhaft geadelt ist die ganze Sammlung vor allem durch einen tief religiösen Geist und die klare, feste Glaubensüberzeugung, die überall hervortritt. Bei einer geistig so hochstehenden, vielseitig gebildeten, für intellektuelle Interessen und Bedürfnisse jeder Art empfänglichen fürstlichen Dame muß dies mit Nachdruck hervorgehoben werden. Nicht bloß als gläubige Christin tritt sie vor den Leser hin, sondern als entschlossene Verfechterin und Kämpferin für die durch die Religion uns verbürgten höheren Güter und für den von Gott der Menschheit gewährten Schatz übernatürlicher Wahrheit.

Mancher mag lächeln und vielleicht die Achsel zucken beim ersten Anblick eines solch ungeheuerlichen Kolossalbandes von Gedichten, und zwar Dichtungen einer Dame aus den Kreisen der höchsten Aristokratie. Wer aber in den Gehalt tiefer eindringt, wird sich von demselben nicht trennen ohne daraus Erquickung und Erhebung geschöpft zu haben, und ohne für die greise Dichterin mit Bewunderung erfüllt zu sein.

Huxley einst und jetzt. Im Leben geehrt und verherrlicht, beim Tode (1895) schon stark in den Schatten getreten, heute bemitleidet — so möchte man denken, wenn man in der Revue des deux mondes (15 déc. 1900) eine Besprechung der beiden Bände liest, in welchen Huxleys Sohn seinem Vater ein litterarisches Denkmal zu errichten trachtete [1]. Noch vor 20 oder 30 Jahren war kein Naturforscher Englands in weiteren Kreisen mehr bekannt und öfter genannt als Huxley. Der Darwinismus verdankte hauptsächlich ihm seine Verbreitung. Von seinen zahlreichen Anhängern war er gefeiert als ein Licht der Wissenschaft, von den Gegnern gefürchtet wegen seiner Thätigkeit und seiner ätzend scharfen Feder. Dabei fehlte es ihm nicht an Ehren und Auszeichnungen von seiten der Gelehrten und der Regierung. Er war Mitglied des Privy council, Oberaufseher über die Fischerei des Königreiches, wurde, als er aus seinem Amte schied, auf Antrag seiner Kollegen mit ganz ausnahmsweisen Pensionen bedacht. Und heute? „Ein Opfer des Darwinismus“ ist die oben genannte Besprechung seiner Biographie überschrieben, und es wird in derselben ausgeführt, wie Huxley wirklich durch den Darwinismus in seiner gelehrten Thätigkeit völlig zu Grunde gerichtet wurde.

Bevor Darwins Werk im Jahre 1859 erschien, konnte man Huxley eine glänzende Zukunft voraussagen. Er hatte namentlich auf einer vierjährigen Forschungsreise nach Neu-Guinea an Bord der Fregatte „Rattlesnake“ 1846 bis 1850 einige bedeutende zoologische Entdeckungen gemacht. Die Aufmerksamkeit gelehrter Kreise war mit Spannung auf ihn gerichtet. Bedeutende Gelehrte wie Wallace, Lyell, Tyndall durfte er seine Freunde nennen und wurde von ihnen als der begabteste in dem gelehrten Freundeskreise betrachtet, der bei seinen riesigen Einzelkenntnissen und seiner Verstandesschärfe das Talent zum mindesten zu einem künftigen Cuvier besitze.

Da erschien Darwins Werk — und nun war es zu Ende mit der gelehrten Thätigkeit Huxleys. Anfangs freilich gefiel ihm Darwins Theorie gar nicht, aber bald war er vollständig zu ihr bekehrt. Und woher der Umschlag? Er sagt es selbst: Unter andern Vorteilen leistete diese Theorie uns „den immensen Dienst, daß sie uns für immer von dem Dilemma befreite: ‚Weiset die Hypothese einer Schöpfung zurück; welche andere Annahme könnt ihr denn vorschlagen, die auf den Beifall eines besonnenen Denkers rechnen kann?‘ Noch 1857 hatte ich keine Antwort bei der Hand, und ich denke, niemand kannte eine solche. Ein

[1] The life and letters of Thomas Henry Huxley. By his son *Leonard Huxley*. London 1900. 2 vols.

Jahr später machten wir uns selbst Vorwürfe über die Stumpfheit, daß solch eine Frage uns in Verlegenheit setzen konnte". So war er also Feuer und Flamme für die neue Hypothese. Er wurde, wie Darwin selbst sich ausdrückte, dessen „Generalagent". Er faßte die Lehre seines Meisters in die drastische Konsequenz zusammen, daß der Mensch vom Affen stamme, und zog nun von Stadt zu Stadt, um dies neue Evangelium zu verkünden. Seine Freunde mahnten ihn, zur beobachtenden Wissenschaft zurückzukehren und die Theorien Theorien sein zu lassen. Allein er antwortete: „Und wenn ich mir ein Bein zerbräche, welch schöne Arbeit hätte ich für die Wissenschaft gethan!" Von eigentlicher Forscherarbeit war keine Rede mehr. Einem jungen Gelehrten, der ihn später einmal über eine Detailfrage zu Rate zog, gab er die Antwort: Er sei so wenig auf dem laufenden mit den letzten Fortschritten der Naturwissenschaft, daß er es nicht wage, eine nur irgendwie verwickelte morphologische Frage anzurühren. Seine einzige Entdeckung seit 1859 war der so kläglich verunglückte Bathybius. Die großen, vor 1859 in Aussicht genommenen naturwissenschaftlichen Werke blieben ungeschrieben; statt dessen lieferte er eine Menge von Broschüren theologischen oder antitheologischen Inhalts: „Die Erklärer der Genesis und die Erklärer der Natur", „Gladstone und die Genesis", „Entwicklung und Theologie" — alles nichts als Variationen über das Thema Écrasez l'infame, und wie heute jeder zugiebt, ohne Wert.

Eine andere Besprechung der neuen Biographie in der Zeitschrift The Month (Jan. 1901) bezeichnet ebenfalls das Mitleid mit dem Manne als den ersten Eindruck, den Huxleys Leben hervorrufe. Trotz seiner glänzenden Begabung sei der „Hauptagent Darwins" im Grunde doch ein unglücklicher Mann gewesen, dessen Feindschaft gegen das Christentum einigermaßen begreiflich werde, wenn man seinen unglücklichen Bildungsgang ins Auge fasse. „Obschon mein Lebensweg", sagt er selbst, „mich mit allen Sorten und Lagen von Menschen bekannt gemacht hat, vom höchsten bis zum niedrigsten, so kann ich doch mit vollstem Bewußtsein behaupten, daß die Gesellschaft, in die ich in der Schule geriet, die schlechteste war, die mir je vorgekommen ist. Wir Knaben waren, wie eben junge Burschen sind, ausgestattet mit denselben Anlagen für gut und bös wie alle andern; aber die Leute, die über uns gesetzt waren, kümmerten sich um unsere intellektuelle und moralische Ausbildung ebensoviel, als ob sie Kartoffeln zu erziehen hätten (as if they were babyfarmers). Wir waren der Wirkung des Kampfes ums Dasein unter uns überlassen." Anderswo nennt er die Schule, in welcher er vom achten bis zehnten Jahre erzogen wurde, ein „Pandämonium", und versichert, daß er nach dem Verlassen der Schule bis zum Mannesalter niemand fand, der sich in geistiger Beziehung seiner angenommen oder ihm Interesse bezeigt hätte.

Über die Folgen dieser Erziehung hat er sich ebenfalls ausgesprochen. „Als Knabe wurde ich in die Welt hinausgestoßen ohne Führer und Erziehung oder mit einer, die schlimmer war als gar keine, und so gestehe ich zu meiner Beschämung ein, daß wenig Menschen in tieferen Zügen von aller Art von Sünden getrunken haben als ich. Glücklicherweise fand diese Lebensweise noch beizeiten ein

Ende, bevor ich den völligen Ruin aus ihr geerntet hatte, und für lange Jahre mußte ich langsam und mühsam unter manchen Rückfällen emporklettern zu einem besseren Leben." Man wird solche Geständnisse nicht ausbeuten, besonders nicht gegen jemand, der von sich sagen kann, daß er sich gebessert habe. Aber die bloße, leicht verständliche Thatsache spricht schon laut genug. Wie in moralischer Beziehung, so wirkte der Mangel an Leitung auch in intellektueller Hinsicht in verhängnisvoller Weise. Bei seiner Wißbegierde las er alles, was ihm erreichbar war. Seine Neigung zur Spekulation führte ihn zu philosophischen Schriften, der Zufall ließ die Bücher von Skeptikern ihm in die Hände fallen, und aus ihrer Lesung schöpfte er die Überzeugung, daß alle metaphysischen Untersuchungen über das Wesen der Dinge aussichtslos seien. So war er für den Abfall vom Christentum reif: die Verbitterung seiner Stimmung, die Folge von beständigen Magenleiden und der anfangs harten Kämpfe ums tägliche Brot, eine unglückliche Charakteranlage, die ihm nur wohl werden ließ, wenn er mit einem Gegner sich herumschlagen und ihm möglichst bittere Worte an den Kopf werfen konnte, erklären dann, freilich nur zum Teil, daß er sein Leben daran setzte, das Christentum zu bekämpfen, und sein Leben und seine reichen Talente in diesem Kampfe vergeudete.

Neues vom Nachtigallenberge bei Ephesus. Neue Ausgrabungen in und bei der „Wohnung Mariä" auf dem Nachtigallenberge (vgl. diese Zeitschrift Bd. LI [1896], S. 471—493) dürften vielleicht die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das viel gerühmte und viel geschmähte Heiligtum von Panagia-Kapuli lenken. Wir geben im folgenden einen kurzen Bericht über die vorläufigen Ergebnisse dieser Ausgrabungen nach den Mitteilungen des Leiters derselben, des hochw. Herrn Heinrich Jung, Professors der Physik am Kolleg des heiligsten Herzens in Smyrna, sowie des hochw. Herrn E. Poulin, Superiors in diesem Kolleg, und anderer Augenzeugen (Berichte und Briefe vom 11. Juni 1898 bis 17. November 1900).

Die jetzigen Eigentümer von Panagia und Umgebung, die hochw. Lazaristenpatres von Smyrna, errichteten in den Jahren 1896 und 1897, etwa 90 m westlich von dem alten Heiligtum, ein größeres Gebäude. Bei den Arbeiten wurden sie bald auf die Reste alter Bauten aufmerksam, welche sie dann im Juli und August des folgenden Jahres genauer untersuchten. Sie fanden nun auf der einsamen, verlassenen Höhe die Reste eines alten, ausgedehnten Baues aus vorbyzantinischer Zeit und an diesen Bau anschließend, in unmittelbarer Nähe der „Wohnung Mariä", eine altchristliche Niederlassung von etwa 30 Häusern.

Die Front des alten Gebäudes war 20 m lang. Der unterste Teil wurde durch eine 4 m breite Halle gebildet, deren Bogen nach der vorderen, offenen Seite von runden Säulen getragen wurden, während feste Stützgewölbe die Rückseite abschlossen. Die Wände, die Säulen und die Gewölbe waren mit einem farbigen Mörtel beworfen, in welchen man Mosaiksteinchen eingefügt hatte, so daß das Ganze das Aussehen einer buntfarbigen Stuckarbeit erhielt. Es wurden noch eine Menge verschiedenartiger Proben davon gesammelt.

Das Haus selbst erhob sich in verschiedenen Abteilungen stufenweise oberhalb dieser Halle. Man deckte von demselben Teile der alten Mauern und eine obere sowie eine untere Treppenanlage auf. Mitten durch das Gebäude ging ein breiter Gang, von welchem man den vollkommen erhaltenen Mosaikboden in einer Länge von 12 m und einer Breite von 2½ m auffand.

Vor der Säulenhalle lag ein großer Hofraum, der mit enormen, sehr sorgfältig behauenen Steinblöcken eingefriedigt war. In demselben befand sich der Brunnen, von welchem eine große Marmorplatte gefunden wurde. Eine Leitung brachte das Wasser von der Quelle, etwa 10 m vom alten Heiligtum, zum Brunnen. In diesem Kanal fand man eine Anzahl alter Wasserkrüge. Außerdem entdeckte man im Verlauf der Arbeiten eine Münze von Konstantin und sieben andere Bronzemünzen, die noch näher zu untersuchen sind; ferner viele Stücke von Grablämpchen, irdenen und gläsernen Gefäßen, Mosaiken, eine zerbrochene Marmorstatue u. s. w.

Besondere Aufmerksamkeit erregte eine alte Gieß- oder Backform aus Thon, ähnlich jenen Formen, deren sich die Griechen noch heutzutage für ihre Hostienbrote bedienen. Als Gepräge zeigt diese alte Form Weizenähren von Weinranken umgeben.

Noch merkwürdiger waren die Funde, welche man in der erwähnten Halle und in der Umgebung des Hauses machte. Man entdeckte nämlich eine Anzahl wohlerhaltener Gräber mit dem vollständigen Skelett der dort Bestatteten und Grablämpchen zu beiden Seiten. Die Gräber waren verschlossen mit drei Platten aus Thon, die schräg gegen die Rückwand gelehnt waren. Die Knochen der Hände lagen in allen Gräbern zusammen nach oben gerichtet, und bei jedem Skelett fand man mitten in diesen Resten der Finger und Hände eine große Münze oder Medaille; die eine Seite derselben zeigte das Bild und den Namen Justinians, die andere ein großes M mit einem griechischen Kreuz darüber ( ).

Nach dem Urteil verschiedener Archäologen, welche das Gebäude und die gefundenen Altertümer untersuchten, stammt der große Bau aus römischer, vorbyzantinischer Zeit, war aber christlichen Ursprungs, und diente entweder als Kloster oder als Wohnung eines von Ephesus abhängigen, suburbanen Bischofs. Die Großartigkeit der Anlage, Marmor, Mosaiken, Statuen geben vielleicht der letzteren Deutung den Vorzug.

Wie in der Umgebung, so hat man auch im Häuslein von Panagia-Kapuli selbst die Steine und den Boden um Auskunft über vergangene Zeiten gefragt, und sie sind die Antwort nicht schuldig geblieben.

Am 24. August 1898 nachmittags begannen die Arbeiten in der alten Kapelle unter Leitung des genannten Herrn Professors Jung, in Gegenwart der beiden hochw. Herren Missionäre A. Mathivet und Fouquet von den afrikanischen Missionen; von den beiden Arbeitern war der eine ein Türke Namens Beghlevan, der andere ein orthodoxer Grieche Namens Christo. Die nächste Absicht des Herrn Professors Jung war, die Höhenlage des alten Bodenbelags der Kapelle zu untersuchen.

Das erste, worauf man stieß, waren die Reste dieses alten Fußbodens, viereckige, teils unversehrte teils zerbrochene Marmorstücke. Etwa 50 cm tiefer fand man dann drei größere und zwei kleinere Steinstücke, ganz von Feuer und Rauch geschwärzt, die allem Anscheine nach den eigentlichen Feuerherd einer alten Feuerstätte in dieser Vertiefung gebildet hatten. Neben diesem Feuerherd lagen in schönster Ordnung eine große Zahl von Steinen, zusammen etwa 2 cbm, die nach einer Seite hin ebenfalls vom Rauch und Qualm geschwärzt waren, aber weniger die Einwirkung des Feuers zeigten. Sie lagen neben- und übereinander geschichtet, alle mit der rußigen Seite nach unten gekehrt. Daß es wirklich rußige, vom Feuerqualm geschwärzte, und nicht etwa nur schwarz angestrichene oder sonstwie schwarz gewordene Steine waren, davon überzeugten sich alle Anwesenden bald durch den Rußgeruch und die schwarzen Fingerspitzen, die sie sich beim Berühren der Steine holten. Dabei stellten sie auch alle fest, daß weder die Marmorstücke des alten Fußbodens, noch die Mauern, noch andere Teile der Kapelle irgendwelche besondere Spuren von Feuer oder Rauch zeigten.

Abends um $^1/_2$6 Uhr kam noch ein vierter Priester, der mittags in Scala Nuova gewesen war, hinzu und unterzeichnete mit den übrigen das Protokoll über den Fund. Auch ein protestantischer Lehrer von Smyrna, Herr Georg Weber, der durch eine vorzügliche Schrift über Ephesus und andere archäologische und topographische Arbeiten rühmlichst bekannt ist, besuchte am gleichen Nachmittag Panagia-Kapuli, das er schon längst wenigstens als ein uraltes christliches Kirchlein aus den ersten Jahrhunderten anerkannt hatte. Der hochw. Herr Professor Jung zeigte ihm die eben ausgegrabenen Steine und den Feuerherd und fragte ihn: „Nun, Herr Weber, kennen Sie vielleicht noch andere Kirchlein mit einem Feuerherd und Kamin vor dem Altar?" Herr Weber fand darauf keine Antwort. Die Thatsachen selbst konnte er nicht leugnen, und es fiel ihm ebensowenig wie irgend einem andern Augenzeugen ein, gegen Thatsachen zu kämpfen oder an Schwindel und Betrug zu denken; aber eine Erklärung dieser Thatsachen ist nicht so leicht zu finden, namentlich für denjenigen, der die nächstliegende Erklärung der Entdecker nicht annehmen kann.

Wie diese lautet, wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Die Entdecker nehmen alle die Wahrheit der Tradition an, deren thatsächliches Vorhandensein von mehr als 5000 Zeugen bestätigt wird, und die sich in dem alten, von Türken und Griechen seit Jahrhunderten dem Häuslein gegebenen Namen ausspricht, „Panagia-Kapuli", „der Allheiligen Pforte" oder Haus. Demnach sehen sie dieses Häuslein als Wohnung Mariä an und finden in dem alten Feuerherd zunächst den Beweis, daß Panagia in der That ursprünglich eine Wohnung gewesen ist. Der Marmorboden über diesem Feuerherd zeigt ihnen dann an, daß diese Wohnung später in ein Kirchlein umgewandelt wurde, und die unter dem Boden neben dem Herd aufgeschichteten rußigen Steine sagen ihnen, daß die Urheber dieser Umwandlung den Kamin abgetragen, aber die Steine nicht umhergestreut haben, sondern daß sie dieselben aus besonderer Verehrung gegen die frühere Bewohnerin am Orte, wo sie geweilt, schön aufbewahrt wissen wollten. „Vielleicht", so meint der Leiter der Ausgrabungen, „wird man dies etwas naiv

finden; aber ich bin meinerseits doch geneigt, es anzunehmen; denn es passiert einem nicht alle Tage, daß man Feuerherd und Kamin mitten in einem alten Kirchlein ausgräbt!“ (Brief vom 16. November 1900.)

Was machte aber auf die Entdecker und auf alle Besucher bei diesem Funde den größten Eindruck? Auch darauf müssen wir unsere Leser noch mit wenigen Worten hinweisen.

In der ersten Augustwoche des verflossenen Jahres besuchten wir das schöne Redemptoristenkloster Gars am Inn, wo uns in der allerherzlichsten und liebenswürdigsten Weise gastfreundliche Aufnahme gewährt wurde. Dortselbst sahen und kopierten wir ein Original-Manuskript, niedergeschrieben am 13. August 1822. Darin wird auf das genaueste angegeben: An der alten Römerstraße, die von Ephesus nach Südosten führt, und deren altes Pflaster nebst den römischen Meilensteinen jedem den alten Jerusalemweg deutlich angiebt, liegt etwa $3^1/_2$ Stunden von der Stadt, südwestlich von dieser Straße, am Abhange des Berges ein altes Häuslein; „dieser Berg fällt schief ab gegen Ephesus, welches man von Südost kommend an einem Berge wie dicht vor sich liegend sieht, das sich aber ganz herumzieht, wenn man weiter geht“. Das Häuslein „war von Steinen, viereckt und an dem hinteren Ende rund oder eckigt. Es war in zwei Teile geteilt durch einen in der Mitte angelegten Feuerherd. Das Feuer brannte der Thüre gegenüber an der Erde in einer Zugvertiefung an einer Mauer, welche sich von beiden Seiten stufenförmig bis an die Decke des Hauses erhob und in einem Rauchloch endete, auf welchem eine schiefe, kupferne Röhre über das Dach

sah. Dieser vordere konnte von dem hinteren Raume durch leichte Wände von Flechtwerk, welche vorgesetzt waren auf beiden Seiten dieser Feuerstelle, ganz getrennt werden“. Die Beschreibung wird durch die nebenstehende Skizze von dem Schreiber veranschaulicht. Derselbe fügt weiterhin noch bei, das Wohnhaus sei nachher in eine Kirche verwandelt und der Ort später ein Bistum geworden. Denn es war hier die Wohnung Mariä gewesen.

Der Schreiber war Klemens Brentano; er machte diese Beschreibung nebst der genauen Angabe vieler anderer Einzelheiten nach den Mitteilungen A. K. Emmerichs.

Wir haben schon früher in diesen Blättern gezeigt, wie alle Einzelheiten dieser Schilderung in ganz auffallender Weise auf Panagia-Kapuli, die „Wohnung Mariä“ am Nachtigallenberge, passen. Keinem Augenzeugen kann die vollkommenste Übereinstimmung der Beschreibung mit der Örtlichkeit und dem Hause gerade in den charakteristischsten Zügen irgendwie zweifelhaft sein. Bei unserem Besuche am 25. Juli des Jahres 1896 hatten wir uns selbst davon überzeugt. Wir sahen damals auch die beiden Teile des Häusleins, die in den Seitenwänden durch zwei Mauervorsprünge deutlich voneinander geschieden sind. Den seit Jahrhunderten unberührten Boden hatte man aber damals noch nicht aufgraben dürfen. Jetzt ist es geschehen, und Hacke und Spaten haben genau in der Mitte zwischen den beiden Vorsprüngen, wo schon längst auf dem Plane der „Wohnung Mariä“ nach den Angaben Emmerichs der Feuerherd eingezeichnet war, den Herd selbst

in der Vertiefung und die Steine gefunden, die zusammen eine der Beschreibung vollkommen entsprechende Kaminmauer ergeben würden. Hacke und Spaten haben auch den Marmorboden des alten Kirchleins und in der nächsten Umgebung desselben die altchristliche Ortschaft und ein großes Gebäude zu Tage gefördert, welches von den Archäologen als wahrscheinliche Residenz eines Bischofs bezeichnet wird.

Das ist es also, was auf die Entdecker und auf alle Besucher den größten Eindruck macht: daß dasjenige, was im stillen Kämmerlein zu Dülmen am 13. August 1822 geschaut und bald darauf niedergeschrieben wurde, sich jetzt hier vor dem staunenden Blick aus dem Boden erhebt an den entlegenen Abhängen des einsamen Nachtigallenberges, von dem kein Pilger, kein Reisender, kein Geograph, überhaupt kein Schriftsteller, soweit bekannt, jemals Meldung gethan oder auch nur ein Wörtlein berichtet hat.

Thatsachen reden stets und zu jedem eine laute und leicht verständliche Sprache. Man mag sie leugnen und ihre Existenz mit kritischen Gründen a priori bekämpfen: sie existieren doch und erheben ihre Stimme, laut und gewaltig, und verlangen Gehör, und sie werden Gehör finden in der Geschichte.

L. F.

Zur Frage des börsenmäßigen Terminhandels mit landwirtschaftlichen Produkten.

Giebt es denn überhaupt heute, nach dem Börsengesetz vom 22. Juni 1896, in Deutschland noch eine Frage des börsenmäßigen Terminhandels in landwirtschaftlichen Produkten? Wer die volkswirtschaftlichen Zeitschriften und sonstigen Publikationen der letzten Jahre zu Rate zieht, kann darüber nicht im Zweifel sein, daß manche Kreise dem herrschenden Rechte nur eine kurze Dauer wünschen und voraussagen.

Vergegenwärtigen wir uns kurz die Situation.

Den Vorschlägen der Börsenenquetekommission entsprechend hatte der dem Deutschen Reichstage am 3. Dezember 1895 vorgelegte Börsengesetzentwurf [1] ein gesetzliches Terminhandelsverbot nicht in Aussicht genommen. § 46 Abs. 1 des Entwurfs enthielt lediglich die Bestimmung, daß der Bundesrat befugt sei, den Börsenterminhandel von Bedingungen abhängig zu machen oder in bestimmten Waren und Wertpapieren zu untersagen. Es sollte ferner versucht werden, durch Bestimmungen über die Lieferungsbedingungen, über das Terminregister, über die Verleitung zum Börsenspiel u. s. w. die mit der geltenden Form des Termingeschäftes verknüpften Mißstände zu bekämpfen; insbesondere sollte nach § 46 Abs. 2 des Regierungsentwurfs die Qualität des im Börsenhandel zu liefernden Getreides nach Anhörung von Vertretern der dabei interessierten Erwerbszweige vom Bundesrate und von den Landesregierungen festgestellt werden. Die Reichstagsmajorität ging jedoch über die Vorschläge der Börsenenquetekommission hinaus gegen den Terminhandel vor. Es wurde das Verbot des Terminhandels im deutschen Börsengesetz (§ 50 Abs. 2 u. 3) für den Terminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten (sowie in Anteilen

---

[1] Tiessen, Der Börsengesetzentwurf. Berlin 1895. — Bericht der Reichstagskommission zur Vorbereitung eines Entwurfs des Börsengesetzes. Berlin 1896.

von Bergwerken und Fabriken) ausgesprochen. Für Termingeschäfte in den betroffenen Objekten sollen fürderhin weder die Börseneinrichtungen benutzt, noch kann die Vermittelung der Kursmakler in Anspruch genommen werden; es dürfen ferner keine diesbezüglichen Preislisten veröffentlicht oder sonst mechanisch verbreitet werden (§ 51 Abs. 1). Außerdem wurde — soweit der Börsenterminhandel noch erlaubt und in Übung blieb — die Gültigkeit der Geschäfte von der Eintragung der beteiligten Personen in das Börsenregister abhängig gemacht (§§ 66, 68).

Das Verbot der Termingeschäfte trat mit dem 1. Januar 1897 in Kraft. Die Erregung unter den Getreidehändlern war eine große. Sie beantworteten das Verbot durch den Beschluß, vom 2. Januar 1897 an die Börsenräume zum Zwecke von Abschlüssen in Getreide und Mühlenfabrikaten nicht mehr zu betreten. Gleichzeitig wurde der Vorstand der „Freien Vereinigung der Berliner Produktenbörse" beauftragt, weitere Schritte vorzubereiten, welche für die gedeihliche Entwicklung des Berliner Produktenmarktes erforderlich seien. Bereits am 31. Dezember 1896 konnte das Wolffsche Telegraphenbureau melden, daß die freien Zusammenkünfte der Berliner Getreidehändler im Saale der ehemaligen Warenbörse neben dem Börsengebäude (dem Feenpalast) zwischen 12 und 2 Uhr stattfinden würden. Als jedoch der Oberpräsident der Provinz Brandenburg die im Feenpalast stattfindenden Versammlungen durch Verfügung vom 11. Mai 1897 für eine Börse im Sinne des Reichsbörsengesetzes vom 22. Juni 1896 erklärte, die der Genehmigung der Landesregierung bedürfe, kam es zur Auflösung dieser Versammlungen durch Verfügung des Polizeipräsidenten vom 12. Juni 1897, weil der Vorstand des Vereins der Berliner Getreide- und Produktenhändler sich zu einer Bitte um Genehmigung jener Zusammenkünfte nicht verstehen wollte. —

Der Mangel an amtlicher Preisfeststellung seit dem Wegfall der offiziellen Produktenbörse erschwerte die Orientierung über die jeweilige Marktlage und die Preise im Getreide- und Produktenhandel. Zwar wurde unter dem Namen „Zentralnotierungsstelle der preußischen Landwirtschaftskammern" im August 1897 eine Organisation geschaffen, welche die Börsennotierungen ersetzen und die Wünsche der Landwirte nach richtigen, zuverlässigen Ermittelungen befriedigen sollte. In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 25. Februar 1898 gestand jedoch der Handelsminister: „Die Notierungen der Zentralstelle können die Notierungen eines öffentlichen Marktes nicht ersetzen, weil die Notierungen eines öffent-

lichen Marktes, einer Börse aus dem lebendigen Handel, dem Kontakt der entgegenstehenden Meinungen, aus dem Angebot und dem Gegenangebot hervorgehen. Das ist der Wert der Preisbildung eines öffentlichen Marktes, einer Börse, im Gegensatz zu nachträglichen statistischen Ermittelungen." Inzwischen hatten die Getreidehändler wiederum einen Geschäftsverkehr im Heiligen Geist-Hospital eingerichtet. Durch Erlaß vom 10. Januar 1900 erklärte der Handelsminister, daß es sich hierbei nicht bloß um einen Verkehr von Comptoir zu Comptoir, vielmehr um einen nach § 1 Abs. 1 des Börsengesetzes genehmigungspflichtigen Börsenverkehr handle, gegen welchen er als eine unzulässige Veranstaltung einschreiten müsse, da eine Genehmigung bisher nicht nachgesucht sei. Der Erlaß erreichte den von der Regierung intendierten Erfolg. Es kam am 15. Januar 1900 zu Verhandlungen, welche mit der Wiederherstellung der Berliner Produktenbörse endigten. Zum Börsenvorstand zählen nunmehr fünf aus einer durch das Landesökonomiekollegium aufgestellten Vorschlagsliste (von zehn Personen) gewählte Vertreter der Landwirtschaft. Außerdem gehören zwei Vertreter der Müllerei dem Vorstande an, die ebenfalls von den Korporationsmitgliedern gewählt werden. Der gesamte Vorstand besteht aus zehn Händlern, fünf Landwirten und zwei Müllern. Die Majorität im Vorstande ist somit den Händlern gesichert; einen entscheidenden Einfluß auf die Preisbestimmung besitzt die Landwirtschaft nicht. Die amtlichen Preisnotierungen sollen bei den verschiedenen Getreidegattungen die in Betracht kommenden Sorten nach inländisch und ausländisch, nach Qualitätsgewicht, nach Beschaffenheit in Farbe, Geruch, Trockenheit, nach alter und neuer Ernte, soweit möglich, bezeichnen und für jede Getreidesorte die wirklich gezahlten Preise feststellen. Für das „handelsrechtliche Lieferungsgeschäft" bleibt die frühere Qualitätsbestimmung des Terminhandels in Geltung. — Es ist dieses sogen. handelsrechtliche Lieferungsgeschäft, welches hier unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Das deutsche Börsengesetz vom 22. Juni 1896 hatte in § 48 folgende Definition des Termingeschäftes aufgestellt: „Als Börsentermingeschäfte in Waren oder Wertpapieren gelten Kauf- oder sonstige Anschaffungsgeschäfte auf eine festbestimmte Lieferungszeit oder mit einer festbestimmten Lieferungsfrist, wenn sie nach Geschäftsbestimmungen geschlossen werden, die von dem Börsenvorstande für den Terminhandel festgesetzt sind, und wenn für die an der betreffenden Börse geschlossenen Geschäfte solcher Art eine amtliche Feststellung von Terminpreisen erfolgt."

Zur Eigenart eines börsenmäßigen Termingeschäftes im Sinne des deutschen Reichsbörsengesetzes gehört demnach:

1. Daß es sich um Fixgeschäfte[1] handle, d. h. um Geschäfte, bei welchen dem mit der Erfüllung säumigen Kontrahenten eine Nachfrist zur späteren Erfüllung nicht belassen werden muß.

2. Daß dem Geschäftsabschlusse Bedingungen zu Grunde liegen, die nicht durch die Vertragswillkür der Parteien, sondern in wesentlichen Punkten durch einen autoritativen Akt des Börsenvorstandes für alle Geschäfte derselben Art festgesetzt wurden.

3. Daß für Geschäfte solcher Art eine amtliche Preisnotierung erfolge.

Bald zeigte die Erfahrung, wie leicht es den Börseninteressenten wurde, das gesetzliche Verbot des Terminhandels zu umgehen, indem man einzelne in der Legaldefinition aufgestellte Thatbestandsmerkmale änderte. Man sprach jetzt nicht mehr von börsenmäßigen Termingeschäften, sondern von „handelsrechtlichen Lieferungsgeschäften". Aber dieser nach handelsrechtlichen Grundsätzen geregelte Lieferungshandel mit Getreide in typischer Qualität war und ist materiell der alte Terminhandel mit eventuellem Differenzausgleich, nur in veränderter Form und mit anderem Namen. Die Abweichungen von den Formen des früheren Handels in Termingetreide berühren das Wesen des Geschäftes nicht, so z. B. wenn eine Nachfrist gewährt wird, der Schlußbrief sich nicht mehr auf Börsenusancen beruft, wenn die Schlußeinheit aus dem Schlußschein verschwindet, dafür aber im Kündigungsverfahren durch die Vorschrift gesonderter Kündigung von je 50 Tonnen wieder eingeführt wird, wenn ferner die Qualität der zu liefernden Ware genauer präzisiert erscheint, wenn sodann keine Unterwerfung unter das Börsengericht stattfindet, sondern im Schlußbriefe bestimmte Personen bezeichnet werden, welche über etwaige Streitigkeiten zu entscheiden haben, wenn schließlich die Abwicklung der Geschäfte durch mechanische Kündigung (Arrangement) an und durch die Börse durch Kündigung von Bureau zu Bureau ersetzt wird. Das alles sind unwesentliche Änderungen, welche man als Hemmnis empfinden mag, die aber nicht den Fortbestand des Terminhandels gänzlich in Frage stellen.

---

[1] Den Gegensatz zu den „Fixgeschäften" bilden die „Nachlieferungsgeschäfte", bei welchen dem säumigen Kontrahenten eine den Verhältnissen entsprechende Nachfrist zur späteren Vertragserfüllung gewährt werden muß. Erst nach Ablauf dieser Frist kann der vertragstreue Kontrahent vom Vertrage zurücktreten bezw. sein Recht auf Schadenersatz wegen Nichterfüllung geltend machen.

Es verdient durchaus keinen Tadel, im Gegenteil die höchste Anerkennung, wenn das deutsche Reichsgericht in verschiedenen Urteilen (vom 12. Oktober 1898, vom 7. Februar 1899, vom 27. Juni 1899, insbesondere in dem Urteil vom 28. Oktober 1899) dem Versuch, das Termingeschäft trotz des gesetzlichen Verbotes in Übung zu halten, nachdrücklichst entgegentrat. Mit vollem Recht betonte das Reichsgericht, es komme nicht so sehr auf die äußere Rechtsform wie auf den materiellen Inhalt, die wirtschaftliche Natur und Zweckbestimmung der Geschäfte an. Der Rechtserfolg, welchen der Gesetzgeber durch eine allgemein gültige Rechtsnorm versage, dürfe nicht durch bloße Änderung der Form ohne Änderung des Inhaltes auf einem Umwege erreicht werden.

Was war der Erfolg? Der Boden ist für den Terminhandel durch die Judikatur des Reichsgerichts jedenfalls nicht gefestigt, das Termingeschäft anderseits aber dadurch ebensowenig beseitigt worden wie durch die „Majestät" des Börsengesetzes. Auch der neue Schlußschein der wiederhergestellten Berliner Produktenbörse unterscheidet sich wenig von dem vorher üblichen, und der Lieferungshandel bewegt sich in ähnlichen technischen Formen wie im Heiligen Geist-Hospital. Die Geschäftsbedingungen, die der neue Schlußschein enthält, sind nicht von einem Börsenvorstand festgesetzt — das wäre ja gefährlich —, sondern frei zwischen den Beteiligten vereinbart. Es werden ferner die Sachverständigen zur Prüfung der Lieferbarkeit des Getreides — statt vom Börsenvorstande — vom Verein Berliner Getreide- und Produktenhändler erwählt und beeidigt. Im übrigen ist das h a n d e l s r e c h t l i c h e L i e f e r u n g s g e s c h ä f t in seiner j e t z i g e n F o r m m a t e r i e l l u n d w e s e n t l i c h T e r m i n h a n d e l i n f u n g i b l e r W a r e mit der Möglichkeit der Erledigung durch D i f f e r e n z r e g u l i e r u n g. —

Der gegenwärtige Zustand ist für alle Beteiligten unerfreulich. „Es giebt nur einen Ausweg aus dieser verworrenen Situation: durchgreifende Änderung der bezüglichen Bestimmungen des Börsengesetzes", meint F. Goldenbaum[1]. „Denn entweder besteht die Regierung mit den Agrariern darauf, den Terminhandel als ein Werkzeug des Imports zu unterdrücken, da er durch niedrige Getreidepreise die deutsche Landwirtschaft schädige, dann reichen nach den sichern Erfahrungen der letzten Jahre die bestehenden Bestimmungen nicht aus, — oder sie erkennt ihn für die Getreideversorgung

---

[1] Auflösung und Wiederherstellung der Berliner Produktenbörse, in Schmollers Jahrbuch, 25. Jahrgang, 1. Heft (Leipzig 1901), S. 228 f.

Deutschlands als notwendig und berechtigt an, dann hat sie die Pflicht, jene gesetzlichen Normen aufzuheben, die, solange sie bestehen, trotz aller milden oder lässigen Handhabung den Getreidehandel in der Erfüllung seiner Aufgabe dauernd beunruhigen und hindern müssen." Professor Schmoller fügt diesen Äußerungen seinerseits die Erklärung bei, er glaube, daß Goldenbaum im ganzen recht habe. „Aber ich würde stärker als er betont haben, daß die Bundesregierungen, die preußische Regierung und die Reichstagsmajorität gegenüber den vorhandenen Börsenmißbräuchen wohl Ursache hatten, eine Reform der Börse zu versuchen. Ich halte es für einen Fehler der Bundesregierungen, daß sie sich durch die Reichstagsmajorität über die Vorschläge der Enquetekommission hinausdrängen ließen; in dieser Majorität steckten aber nicht bloß Agrarier, sondern auch Leute wie Bennigsen und andere liberale, der Kaufmannschaft und Börse freundlich gesinnte Elemente. In solchen Materien kann keine Wissenschaft und keine praktische Sachkenntnis a priori den richtigen Weg vorschreiben; er muß experimentierend gefunden werden. Und sieht man, daß man mit dem Gesetz fehl griff, zu weit ging, so muß man ehrlich und einfach dies zugestehen und das Gesetz korrigieren." [1]

Eine derartige Politik des Experimentierens hat aber gewiß auch ihre großen Schattenseiten. Viel besser ist es, wenn so tief einschneidende Maßregeln wie das prinzipiell berechtigte Verbot des Terminhandels allseitig überlegt, vorbereitet und nicht unvermittelt verwirklicht, mit dem Charakter des geltenden Rechts bekleidet werden.

Es ist anderseits eine ziemlich starke Zumutung an die Gesetzgebung, deshalb das Terminverbot fallen zu lassen, weil es dem erfinderischen Geiste der Kaufleute gelungen ist, das gesetzliche Verbot zu umgehen. Die einzig richtige Schlußfolgerung aus dieser Thatsache könnte doch nur die sein, daß nunmehr eine die Umgehung ausschließende Gestaltung des Gesetzes platzgreifen müsse; und eine derartige Umgestaltung gehört nicht gerade in den Bereich der Unmöglichkeit.

Sobald die konkrete Form des fungiblen Zeitgeschäftes in einer gesetzlichen Definition ihren Ausdruck findet, ist auch sofort die Möglichkeit einer Umgehung des Gesetzes gegeben. Fungibilität besagt Vertretbarkeit; das setzt Gleichartigkeit einer Mehrzahl von Geschäften voraus. Diese Gleichartigkeit ist aber nicht auf eine einzige, bestimmte Geschäftsform fest-

[1] Schmollers Jahrbuch 1901, 1. Heft, S. 289.

gelegt, sie kann in den mannigfachsten Formen erscheinen. Solange es also nicht wohl möglich ist, mit einer einzigen, praktisch brauchbaren Legaldefinition alle irgendwie möglichen Formen des Termingeschäftes zu treffen, wird es für den Erfolg der Gesetzgebung rätlicher erscheinen, wenn der Gesetzgeber von einer gesetzlichen Definition des Termingeschäftes gänzlich absieht und sich mit dem bloßen Verbote des Terminhandels begnügt. Für den Fach- oder Laienrichter wird es ja durchaus nicht übermäßig schwer sein, im einzelnen Falle zu entscheiden, ob nach der herrschenden Verkehrsanschauung ein Termingeschäft oder ein anderes Zeitgeschäft vorliegt.

Man mag gegen den modus procedendi bei Einführung und Durchführung des Verbotes Bedenken haben und wird dennoch eine nunmehrige Zurückziehung des Verbotes als verfehlt, ja als verhängnisvoll bezeichnen dürfen. Was heute not thut, das ist vielmehr die thatkräftige Förderung und Ausgestaltung der landwirtschaftlichen Organisation, sowohl in der Form von Berufsgenossenschaften wie in der Form von Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften. Das ist in der That das „große Mittel", dessen Anwendung allein den bleibenden Erfolg aller andern Maßregeln — auch des Terminhandelsverbotes — garantiert. Der Kampf gegen den Terminhandel ist ja im Grunde genommen ein Kampf der Landwirtschaft um den ihr gebührenden Einfluß auf die Preisbestimmung für landwirtschaftliche Produkte. Die geradezu unnatürliche Alleinherrschaft der Händlerbörse, welche dem Bauern einfachhin die Preise seiner Erzeugnisse diktierte, konnte und kann aber nur von einer vollkommen organisierten, für ihre neue Funktion auf dem Markte hinreichend vorbereiteten Landwirtschaft siegreich und endgültig gebrochen werden.

Wer diese Auffassung nicht teilt, sondern für Aufhebung des gesetzlichen Verbotes des Terminhandels in landwirtschaftlichen Produkten eintritt, der wird seinen Standpunkt jedenfalls nicht durch den Hinweis auf die von den Händlerkreisen beliebte Umgehung des Gesetzes, sondern prinzipiell durch allgemeine volkswirtschaftliche Erwägungen stützen müssen. —

Unter den obwaltenden Umständen verdient die im Dezember 1900 beendete österreichische „Enquete über börsenmäßigen Terminhandel mit landwirtschaftlichen Produkten"[1] auch auf deutscher Seite ganz besondere Beachtung.

---

[1] Die vom k. k. Ackerbauministerium vorbereiteten Materialien für diese Enquete bilden eine wertvolle, augenblicklich wohl die ergiebigste Quelle, aus welcher jeder, der sich für die vorliegenden Fragen interessiert, die zuverlässigste und beste

Nachdem das stenographische Protokoll dieser seitens des k. k. Ackerbauministeriums auf breitester Grundlage vorbereiteten, mit großem Geschick und bewundernswerter Sorgfalt durchgeführten Enquete vollständig vorliegt, ist es nunmehr möglich, die Ergebnisse der ausgedehnten Verhandlungen einigermaßen zu überschauen und festzustellen.

Die Enquete beschäftigte sich mit dem Begriff, den Wirkungen, der Reform des Terminhandels in landwirtschaftlichen Produkten. Damit sind auch für uns die Gesichtspunkte bezeichnet, unter welchen wir unsern Gegenstand betrachten werden.

Beginnen wir für heute zunächst mit einer kurzen Darlegung des Begriffs, der Natur, der Technik des Terminhandels.

Wenn Julius von Costa-Rossetti [1] sagt, die Bestimmung ökonomischer Begriffe erfordere eine schwierige und subtile Geistesarbeit, so trifft das in ganz besonderem Maße bei dem Begriffe des Termingeschäftes und Terminhandels zu. Um uns die Aufgabe zu erleichtern, wollen wir vorerst den Terminhandel, wie er regelmäßig in die Erscheinung tritt, beschreiben und dann versuchen, auf Grund des konkreten Materials den abstrakten Begriff des Termingeschäftes und Terminhandels zu gewinnen.

Die Schwierigkeit der gestellten Aufgabe und die Rücksicht auf Leser, die mit dem behandelten Gegenstand weniger vertraut sind, nötigen zur Erläuterung einiger, dem Handelsverkehr geläufiger Begriffe.

Belehrung schöpfen kann. Die unter dem Gesamttitel „Das Getreide im Weltverkehr“ (Wien 1900, Kommissionsverlag von Wilh. Frick. XXVIII u. 1048 S.) zusammengefaßten Materialien gliedern sich in drei Teile:

1. Statistische Tabellen über Produktion, Handel, Konsum, Preise, Frachtsätze und Kündigungen, von der österreichischen statistischen Zentralkommission in zweckentsprechender Weise, übersichtlich und für den Gebrauch vortrefflich zusammengestellt und bearbeitet.

2. Graphische Darstellungen der Preisbewegung, zwei Preisdiagramme, nach bisher nicht veröffentlichten Diagrammen der Wiener landwirtschaftlichen Produktenbörse angefertigt, zur Darstellung der Preisbewegung für Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais an der Börse für landwirtschaftliche Produkte in Wien in den Jahren 1869—1898 (Diagramm A), sowie der Preise für Weizen an den Börsen in Wien, London, Paris, New York und Odessa in den Jahren 1886—1898 (Diagramm B).

3. Erläuternde Bemerkungen; sie behandeln im Zusammenhang die Entwicklung der Getreideproduktion, des Getreidehandels, der Getreidepreise und des Konsums; sodann die Geschichte und den Begriff des börsenmäßigen Terminhandels; — beide Abhandlungen sind mit außerordentlichem Fleiß und Geschick gearbeitet, und namentlich die zweite zeugt von einer geradezu staunenswerten Belesenheit und von gründlicher Sachkenntnis.

[1] Allgemeine Grundlagen der Nationalökonomie (Freiburg, Herder).

Der Warenhandel unterscheidet bei den einzelnen Kaufgeschäften nach der Zeit der Leistung des Preises: den Barkauf (Kontantkauf, Kauf Zug um Zug, per Kasse) und den Kreditkauf. Bei ersterem wird der Preis sofort nach Übergabe der Ware geleistet, bei letzterem erst nach Ablauf einer ortsüblichen oder vereinbarten Frist entrichtet. Je nach der Zeit der Warenlieferung unterscheidet man den Tageskauf — auch effektiver oder Locokauf genannt —, wobei die Ware unmittelbar nach dem Kaufschlusse übergeben oder abgesandt wird, anderseits den Lieferungskauf, das Lieferungsgeschäft, Zeitgeschäft: die Ware wird nicht sofort bei oder nach dem Kaufschlusse, sondern gemäß Vereinbarung erst an einem späteren Zeitpunkte geliefert, der Preis zur Zeit der Lieferung per Kasse bezahlt [1].

Wenn ich „auf Bestellung" arbeiten, z. B. einen Rock vom Schneider anfertigen lasse, dann besitzt der Handwerker im Augenblick vielleicht nicht einmal das Tuch, aus welchem er meinen Rock verfertigen wird. Er muß sich dasselbe zunächst anschaffen. Auch im Großhandel ist die Reellität des Zeitgeschäftes nicht dadurch bedingt, daß das Geschäft nur auf der Grundlage und in der Voraussetzung im Besitz oder in der Anwartschaft des Verkäufers befindlicher Vorräte abgeschlossen wird, sondern lediglich dadurch, daß es am Lieferungstermine erfüllt wird. Zur Zeit des Geschäftsabschlusses muß daher der Kaufmann beim Blankoverkauf — d. h. beim Lieferungsverkauf von Effekten oder Waren, welche der Verkaufende noch nicht besitzt — nur die Sicherheit haben, seinen aus dem Vertrag sich ergebenden Verpflichtungen im rechten Augenblick nachkommen zu können. Das genügt. Mehr kann nicht von ihm verlangt werden. Er wird sich die zu liefernde Ware rechtzeitig anschaffen und hierbei ohne Zweifel im eigenen Interesse darauf sehen müssen, billiger einzukaufen, als er verkauft. Diese spekulative Anschaffung und Weiterveräußerung von Waren gilt nach dem allgemeinen Handelsrechte als typische Form des Geschäftes, das den Kaufmann als solchen kennzeichnet.

Der Gewinn ist hierbei durchaus gerechtfertigt, und darum auch die Spekulation auf den Gewinn. Der Kaufmann erfüllt ja in seinem privatwirtschaftlichen Interesse unleugbar eine volkswirtschaftliche Funktion, indem er Waren kauft und verkauft, dadurch den Umsatz erleichtert und beschleunigt und sowohl den Produzenten wie den Konsumenten wirtschaftliche Dienste leistet. Aber auch der Käufer der Ware, namentlich wenn er selbst wieder Händler ist, spekuliert und will bei dem Kaufe gewinnen. Während der Verkäufer hofft, in der Zeit bis zu dem Erfüllungstage billiger zu kaufen, als er verkauft hat, geht die Erwartung des Käufers dahin, daß in der Zwischenzeit zwischen Geschäftsabschluß und Lieferungstermin der Preis steigen und er am Erfüllungstage eine Ware besitzen werde, die einen höheren Wert darstelle, als er im vereinbarten Preise zu zahlen habe. Das Geschäft hat für beide Kontrahenten offenbar einen mehr oder minder aleatorischen Charakter. Ihre Interessen sind im Hinblick auf die Entwicklung des Preises entgegengesetzt, und am Erfüllungstage erscheint der Gewinn des einen in der Regel als Verlust des andern. Setzen wir nun den Fall, am Lieferungstermine sei der Verkäufer außer stande, den Vertrag zu erfüllen, der Preis der Ware, die er beschaffen mußte, sei in der Zwischenzeit enorm gestiegen. Der Käufer, der vielleicht anderweitige Verpflichtungen hatte und darauf angewiesen war, mittels der erwarteten Ware jenen Verpflichtungen zu genügen, muß jetzt anderweit sich decken. Er wird

[1] Manchmal wird beim Lieferungskaufe vom Käufer ein Vorschuß auf das Kaufgeld zur Sicherung des Verkäufers geleistet, das sogen. „Handgeld" oder „Angeld".

daher von der Gegenpartei, welche mit der Lieferung ausgeblieben, jedenfalls die Differenz zwischen dem vereinbarten und dem zur Erfüllungszeit geltenden höheren Preise fordern und so in der Lage sein, wenigstens ohne Schaden die Ware zu kaufen, die er selbst an einen andern liefern muß.

Daß derartige Geschäfte der Spekulation einen weiten Spielraum eröffnen, liegt auf der Hand, und zwar ist das Gebiet um so fruchtbarer, je größer die Schwankungen sind, denen die Preise der in Betracht kommenden Gegenstände, Effekten oder Produkte, unterliegen. Nicht minder klar ist es, daß die Begierde nach möglichst großem Gewinn den Spekulanten eine besondere Vorliebe für solche Geschäfte einflößen wird, bei welchen in beträchtlichen Quantitäten gehandelt zu werden pflegt.

Nicht selten ist der Kaufschluß sogar lediglich die Form, die Verhüllung für eine Wette um den Preis. Die beiden Parteien haben in diesem Falle schon beim Geschäftsabschlusse eine wirkliche Lieferung und Übernahme der Ware nicht ernstlich intendiert. Der Verkäufer schafft die Ware in der Zwischenzeit nicht an, und der Käufer besitzt vielleicht nicht einmal das zur Zahlung des Gesamtpreises ausreichende Kapital. Man hat eben nur eine Abrechnung über die Preisdifferenz am Lieferungstermine ins Auge gefaßt, und der Differenzausgleich gilt als Erfüllung des Kontraktes. Ist der Preis unterdessen über den vereinbarten Preis gestiegen, so muß der Verkäufer die Differenz zahlen, im andern Falle der Käufer. Man nennt derartige Geschäfte Differenzgeschäfte, Schein-, auch Schwindelgeschäfte. Die ganze Kategorie solcher Verträge wird als Börsenspiel, Agiotage, Windhandel bezeichnet. Das reine Differenzgeschäft ist volkswirtschaftlich unproduktiv, schließt keine volkswirtschaftliche Leistung in sich. Der rasche, mühelose, volkswirtschaftlich unverdiente Gewinn verleitet die Spekulanten zu einem Leben voll Luxus und Verschwendung, führt sie aber nicht selten auch in den Abgrund wirtschaftlichen Ruins. In den meisten Staaten bleibt den Forderungen aus Differenzgeschäften die Klagbarkeit versagt. Der Durchführung eines direkten Verbotes aber bereitet der Umstand Schwierigkeit, daß dieses Spiel um den Preis genau in der gleichen Vertragsform erscheint wie die Effektivgeschäfte, während anderseits die subjektive Absicht der Parteien beim Abschluß des Geschäftes eine rein innerliche Thatsache darstellt.

Wenn jemand ein Haus oder ein bäuerliches Anwesen verkauft, so kann später nicht nach Belieben ein anderes ähnliches Objekt übertragen werden. Der Käufer will dieses individuelle Haus oder Bauerngut haben. Der Vertragsgegenstand ist daher nicht vertretbar. Fungibel, vertretbar im juristischen Sinne, sind nämlich nur solche Güter, die nicht als Einzelwaren von bestimmter, individueller Beschaffenheit, sondern als Gattungswaren nach Maß, Zahl, Gewicht gehandelt werden. Fungibilität besitzen daher z. B. Wertpapiere einer bestimmten Art, weil es dem Käufer in der Regel nicht auf die Nummer der Effekten ankommt, sondern auf die Zahl derselben. Ein qualitativer Unterschied zwischen den einzelnen Nummern besteht ja nicht. Aus der Fungibilität des Verkaufsobjektes ergiebt sich die leichtere Übertragbarkeit der durch den Kaufschluß begründeten Pflichten und Rechte. Ein bestimmtes Haus kann mir nur der Eigentümer desselben übergeben. Handelt es sich dagegen um vertretbare Güter, so wird es für den Käufer kaum von Bedeutung sein, ob nun gerade der ursprüngliche Verkäufer dieselbe Person ist, die ihm die erstandene Ware liefert, oder ein anderer. Er will zur bestimmten Zeit am bestimmten Ort die Ware erhalten. Darauf allein kommt es dem Käufer im Handelsverkehre an. Wenn daher der Verkäufer die von ihm über-

nommene Lieferung an einen andern cediert, der die Lieferung am Erfüllungs- oder Stichtage gebührend vollzieht, so wird der Käufer keinen Grund zur Unzufriedenheit haben, ebensowenig wie der Verkäufer etwas dagegen einwenden kann, daß sein ursprünglicher Käufer in der Zwischenzeit zwischen dem Abschluß- und dem Erfüllungstage seinen Anspruch auf die Lieferung ceteris paribus an einen dritten überträgt. So mag es geschehen, daß am Stichtage, bei der Erfüllung oder Abrechnung, sich andere Personen als die ursprünglichen Kontrahenten gegenüberstehen. Unbestreitbar aber gewinnt der Handel durch die Ermöglichung solcher Überweisung der aus einem Kaufgeschäft erwachsenen Rechte und Pflichten sehr an Freiheit und Beweglichkeit, womit die Aussichten auf gewinnreiche Spekulation sich wesentlich erweitern.

Drei Voraussetzungen sind demnach zu erfüllen, bei deren Zusammentreffen die Aussichten für die Spekulation im Lieferungshandel sich am günstigsten stellen: das Vertragsobjekt muß ein vertretbares Gattungsgut sein, sodann ein Massengut, das in beträchtlichen Quantitäten gehandelt wird, schließlich ein Gegenstand von wechselndem Preise. Nun wird man einsehen, warum der spekulative Zeithandel sich mit außerordentlicher Vorliebe der vegetabilischen Produkte bemächtigte. Handelt es sich ja doch hierbei um Waren, die einen starken Verbrauch aufweisen, in ihrem Preise, je nach den Ernteergebnissen und der Meinung über zukünftige Ernten, über Ab- und Zufuhr, größeren Schwankungen unterliegen und schließlich einer mehr oder minder großen Fungibilität sich erfreuen. Wir werden gleich sehen, wie der Handel es sogar verstanden hat, etwaige Mängel natürlicher Vertretbarkeit in künstlicher Weise zu überwinden oder die natürliche Vertretbarkeit in künstlicher Weise zu steigern.

Nicht aller Weizen, nicht alles Korn u. s. w. ist von derselben Qualität. Qualitätsunterschiede aber beschränken die Fungibilität der Ware und damit auch das Lieferungsgeschäft in solchen Produkten. Wer Weizen einer genau umschriebenen Qualität zu liefern hat, muß sich eben Weizen dieser Qualität verschaffen. Ein spezifisch gleiches Produkt von geringerer Qualität würde zur Erfüllung des Vertrages nicht genügen. Um hier zu helfen, ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine offizielle Sortierung und Qualifizierung der Ware, die sogen. Getreidegradierung, eingeführt worden. Die amerikanischen Farmer in den Präriegegenden, wo es wenig Holz giebt und das Wetter sehr unsicher ist, können den Überschuß der jedesmaligen Ernte nicht lange aufbewahren, sondern müssen denselben bald nach der Ernte verkaufen. Darum bildeten sich im Anschluß an die Eisenbahnen Gesellschaften zur Errichtung von Getreide-Elevatoren, großen Getreidespeichern, in welchen die bei den

verschiedenen Farmern gekauften Getreidemengen untergebracht und, nach bestimmten Bonitätsklassen oder Graden geschieden, eingelagert werden. Nach dem in New York herrschenden Stabilitätsprinzip sind die Grade ein für allemal fest bestimmt, während nach dem in Chicago geltenden Revisionsprinzip die Gradierung nach dem jeweiligen Ausfall der Ernte Änderungen erfährt. Bei dieser Trennung des Speichergeschäftes von dem eigentlichen Getreidehandel kann der Händler die persönliche Garantie für die Qualität des Getreides ablehnen, indem er lediglich nach Standardtypen, nach Graden, handelt. Die individuelle Probemäßigkeit der Ware wird durch die allgemeine Type ersetzt, und innerhalb der einzelnen Grade ist die Ware für den Handel vollkommen fungibel [1].

Über die zahlreichen Abstufungen des amerikanischen Gradierungswesens verfügt der europäische Terminhandel nicht. Um der Ware die für die Entwicklung des Geschäftes erforderliche Fungibilität zu verleihen, hat man sich begnügt, durch die Usancen der Produktenbörsen das spezifische Gewicht, d. h. das im Handel zulässige Mindestgewicht des Hektoliters Getreide zu bestimmen und die auf solche Weise gekennzeichnete Ware zum Gegenstande der Termingeschäfte zu machen. Zuweilen bedeutet das spezifische Gewicht dieser sogen. Usanceware kein Minimal-, sondern ein Normalgewicht, welches innerhalb gewisser Grenzen Abweichungen nach oben und unten zuläßt. Selbstverständlich müssen die Abweichungen von der Seite, die Vorteil davon hat, vergütet werden. So war es bis vor wenigen Jahren in Berlin, so ist es heute noch in Antwerpen [2].

[1] Allerdings giebt es innerhalb der einzelnen Grade doch noch Qualitätsabstufungen, die aber im allgemeinen Preise keine spezielle Berücksichtigung finden. Diesen Umstand benutzen die Elevatorenbesitzer zu ihrem Vorteil. Sie verkaufen z. B. die besten Qualitätsstufen des Grades nach Probe an Müller, natürlich unter Preisaufschlag. Oder sie bedienen sich des sogen. Doctoring oder Mixing Business: es wird niedriger gradiertes Getreide mit den höheren Qualitätsabstufungen eines andern Grades vermischt und so für niedriger graduierte Getreidemengen die Möglichkeit eines Avancements in höhere Grade geschaffen. In Minneapolis soll sogar der bei dem Reinigungsverfahren gewonnene Schmutz mit Rücksicht auf jenes Avancement einen Marktwert erhalten haben. Über das amerikanische Elevatorwesen vgl. Landwirtschaftliche Jahrbücher 1894, Ergänzungsband I, S. 20.

[2] Außer dem spezifischen Gewicht kommen noch andere allgemeine Eigenschaften der Ware in Betracht. Auf der Wiener Börse z. B. wird von einer Ware usancemäßiger Beschaffenheit gefordert, daß sie gesund, zeitgemäß trocken, den Handelserfordernissen entsprechend gereutert, letzter Fechsung sei und das usancemäßig umschriebene Mindestgewicht habe. Auf die Provenienz, den Ursprung des Getreides, kommt es dabei für den Handel nicht an.

Offenbar ist durch die usancemäßige, generelle Feststellung eines nicht zu hoch gegriffenen Minimal- oder Normalgewichtes pro Hektoliter die Fungibilität des Getreides und seine Fähigkeit, als Massengut Gegenstand des Handels zu werden, wesentlich erhöht. Es wird dadurch das bevorzugte Objekt des internationalen Terminhandels. Welthandelsartikel können eben nur in großen Quantitäten vorhandene reine Gattungswaren sein, d. h. Waren von durchschnittlich gleicher Beschaffenheit. Ist daher das usancemäßige Qualitätsgewicht ein relativ niedriges, so werden für das Termingeschäft im Welthandel nicht bloß diejenigen Getreidemengen in Betracht kommen, die von Natur aus dem angesetzten Gewichte entsprechen, sondern es wird sich auch künstlich, durch Mischung, in nahezu unbegrenzter Quantität Getreide für den Terminhandel qualifizieren lassen. Das ist es aber gerade, dessen die Spekulation bedarf. Es wäre ja schlechterdings unmöglich, durch einfache geschäftliche Transaktionen, die per Kabel in wenigen Worten geschlossen werden, jene ungeheuren Vorräte von Weizen, welche in St. Louis, New York, Chicago, Buffalo oder Duluth liegen, mit einem Schlage auf einen europäischen Markt hinzuzaubern — wenigstens als angebotene Ware wirksam zu machen —, wenn nicht die Fiktion bestände, daß alles Getreide einer bestimmten Kategorie für den Handel gleichartig sei, den gleichen Nutzeffekt auf dem Markte habe[1].

Zur vollen Erfassung des Begriffes und der Natur des Terminhandels genügt jedoch die Berücksichtigung der Fungibilität der gehandelten Ware nicht. Andere Momente treten hinzu, um dem Termingeschäfte selbst den Charakter der Fungibilität zu verleihen.

Erhöht die gesteigerte Fungibilität einer qualitativ für alle gleichartigen Geschäfte usancemäßig umschriebenen Ware die Leichtigkeit, mit welcher die aus einem gegebenen Vertrage fließenden Rechte und Pflichten auf andere Personen übertragen werden können, so wird doch diese Cedierbarkeit ihre allseitige Vollendung erst dann erreichen, wenn die Gleichförmigkeit der Geschäftsbedingungen den ganzen Vertrag, seinem gesamten Inhalte und den wichtigsten Formalitäten seiner Abwicklung nach, umfaßt. Eine solche Gleichförmigkeit hat die Börse herbeigeführt, indem sie durch ihre Usancen nicht nur die Qualität der Ware generell bestimmte, sondern auch allgemeine Lieferungstermine festsetzte, auf welche sich sämtliche Lieferungen konzentrieren, ferner einen für alle Geschäfte der gleichen Art ge-

---

[1] Vgl. Stenographisches Protokoll der österreich. Enquete, VII. Gruppe S. 134.

meinsamen Lieferungsort, sodann als Quantum des einzelnen Kaufschlusses ein gewisses Minimum (die Schlußeinheit) wählte, schließlich auch Anordnungen traf für das Verfahren bei der Kündigung (d. i. Anzeige der Erfüllungsbereitschaft seitens des zur Lieferung der Ware Verpflichteten, bei manchen Börsen „Andienung" genannt) u. s. w. Es vollzog sich, wie Fleck bemerkt[1], in dieser eigenartigen Ausbildung des Termingeschäftes ein der Ersetzung des Tauschverkehrs durch den Geldverkehr ähnlicher Vorgang. Wie hier die Geldware, so wird dort das einzelne Kaufgeschäft fungibilisiert, es verliert seine individuelle Bedeutung und wird mobilisiert. Das ganze Geschäft wird gewissermaßen wie ein Ball, den der eine Händler dem andern mit Leichtigkeit zuwerfen kann[2]. So geschieht es, daß oft 20, 30, ja 50 Personen mit Rücksicht auf dieselbe gehandelte Warenmenge als Käufer oder Verkäufer erscheinen, ohne daß die Ware durch ihre Hände geht, ja vielleicht ohne daß irgendwelche effektive Lieferung überhaupt im ganzen Geschäfte stattfindet. Schluß- und Kündigungsscheine vertreten dabei die Ware, und an Stelle jeder Lieferung tritt der bloße Differenzausgleich im Hinblick auf den wechselnden Preis.

---

[1] Vgl. Holdheims Monatsschrift vom 8. September 1899, S. 163. Ferner Dr. Karl Adler, Zum Rechte des Termingeschäftes, im Archiv für bürgerliches Recht, Bd. XVII, Heft 1, S. 141. „Den plastischsten Ausdruck hat die von der Privatwillkür der Kontrahenten absehende und von der Börsenusance supplierte Genusnatur des Termingeschäftes durch den Vergleich des Terminschlusses mit dem Wechsel gefunden. Gleichwie es beim Schuldscheine gestattet ist, die formellen Bedingungen beliebig festzustellen, beim Wechsel aber nur innerhalb des Wechselrechtes, so ist der Terminschlußbrief in seiner Form an die Börsenusance gebunden, der gewöhnliche Lieferungsvertrag nicht." „Das Getreide im Weltverkehr." III. Erläuternde Bemerkungen S. 157.

[2] Da nicht alle Gegenkontrahenten gleichwertig sind, so muß an und für sich der Terminhändler darauf sehen, daß er einen Gegenkontrahenten finde, der seine Vertragspflichten erfüllen wird. Das ist noch ein individuelles Moment im Terminhandel, welches besondere Geschäfts- und Personalkenntnis erfordert. Das Problem einer Generalisierung der Kreditwürdigkeit wurde in verschiedener Weise versucht, so durch die Liquidationskassen und die Maklerbanken, welche das mit dem Börsentermingeschäft verbundene Kreditrisiko auf sich nehmen, Garantie leisten für die Erfüllung der Verträge. In Amerika dient demselben Zwecke das Einschuß- oder Marginsystem: jede Partei kann nach Abschluß des Geschäftes zu ihrer Sicherheit von der Gegenpartei die Hinterlegung eines bestimmten Teiles des Kaufpreises und eventuell bei ungünstigen Preisänderungen die entsprechende Erhöhung des Depots durch Nachschuß verlangen. Näheres über die Organisation der Liquidationskassen und Maklerbanken wie über das Marginsystem findet sich in den vom k. k. Ackerbauministerium herausgegebenen Materialien: „Das Getreide im Weltverkehr." III. Erläuternde Bemerkungen S. 162 ff.

Ohne Schwierigkeit läßt sich nun der Unterschied zwischen dem Termingeschäfte und dem Effektivgeschäfte im herkömmlichen Sinne feststellen. „Effektivgeschäfte“ sind nämlich solche Geschäfte, bei welchen eine im Vertrag nach Qualität und Quantität individuell charakterisierte Ware von demselben Verkäufer effektiv geliefert und von demselben Käufer effektiv übernommen wird. Beim börsenmäßigen Termingeschäfte dagegen ist der gesamte Vertragsinhalt nicht für den einzelnen Fall nach dem Bedürfnis und den Mitteln der konkreten Kontrahenten individualisiert, vielmehr hat der Vertrag einen universellen, schablonenhaften Charakter dadurch erhalten, daß Form und Inhalt nach Bedingungen sich gestalten, die für alle Geschäfte der gleichen Art festgesetzt sind[1].

In Deutschland hat der Begriff „handelsrechtliches Lieferungsgeschäft“ — wie oben ausgeführt wurde — dazu dienen müssen, um die Anwendung des gesetzlichen Verbotes des Terminhandels auf die in etwas veränderter Form geschlossenen Geschäfte zu verhindern. Professor Dr. Karl Adler lehnt für Österreich diese Scheidung zwischen Termingeschäft und handelsrechtlichem Lieferungsgeschäft ab[2]. Ihm ist handelsrechtliches Lieferungsgeschäft der Gattungsbegriff, der als Arten das Differenzgeschäft und Effektivgeschäft unter sich begreift. Gewiß, das Termingeschäft ist in der Regel Differenzgeschäft, aber doch nicht immer. Darum dürfte es sich eher empfehlen, das Zeit- oder Lieferungsgeschäft als Gattungsbegriff in die beiden Unterarten eines durch spezielles Übereinkommen der beteiligten Parteien individualisierten Zeitgeschäftes und in das schablonenhafte und generalisierte Termingeschäft zu teilen.

Ein Termingeschäft wäre demgemäß jedes durch typische Form und typischen Inhalt fungible Zeitgeschäft. Der Begriff ist weit genug, um alle Erscheinungsformen des Termingeschäftes zu umfassen, und anderseits eng genug, um Geschäfte auszuschließen, die nur äußerlich den Termingeschäften nachgebildet sind, welche aber durch ihre feste Verknüpfung mit bestimmten Kontrahenten der Individualisierung nicht entbehren[3]. Das innerste Wesen des Termingeschäftes: die Fungibilität des Geschäftes, wird ferner in dieser Definition scharf hervorgehoben, die objektive Vertretbarkeit der Ware und die subjektive Fungibilität der Kontrahenten. Diese Fungibilität konnotiert auch einigermaßen den Markt und alles, was zur Vollkommenheit seiner Funktion gehört. Indem

---

[1] Dr. Rudolf Sonndorfer, Die Warenbörse, deren Einrichtung und Bedeutung für den internationalen Handel (Wien 1899) S. 17.

[2] Stenographisches Protokoll, Experten der III. Gruppe S. 527.

[3] Auch in Geschäften, die sich nicht als Termingeschäfte charakterisieren, kann z. B. Usanceweizen den Gegenstand des Schlusses bilden. Es handelt sich dabei aber nur um eine abstrakte Form des Abschlusses. Die Ware ist nur formell abstrakt bezeichnet, dagegen durch die Kenntnis, welche der Käufer von der Person und Leistungsfähigkeit des Verkäufers hat, wiederum materiell individualisiert, für die individuellen Bedürfnisse hinreichend konkret umschrieben. Vgl. Dr. Kienböck (Experte der V. Gruppe), Stenographisches Protokoll S. 258 ff.

schließlich die Fungibilität mit dem typischen Charakter des Geschäftes in Beziehung gebracht wird, ist zugleich der Hinweis gegeben auf irgend ein von den Beteiligten anerkanntes ordnendes Element, sei es ein Börsenvorstand oder der Vorstand einer sonstigen Vereinigung der Händler, oder auch das Herkommen.

Beachtenswert ist u. a. auch die von Dr. Alexander Horovitz in der Wiener Enquete produzierte Definition[1]: „Die börsenmäßigen Termingeschäfte sind Zeit- und Gattungsgeschäfte mit landwirtschaftlichen Produkten, bei welchen die Menge und Beschaffenheit (der Ware) typisch umschrieben sind, und für welche ein Markt den Abschluß, die Übertragung und die Abwicklung nach im voraus, durch festgesetzte Usancen oder thatsächliche Geschäftsgebräuche, geregelten Normen ermöglicht." [2]

Durch den Umstand, daß für eine Menge gleichförmiger und darum leicht übertragbarer Geschäfte der gleiche Erfüllungsort usancemäßig festgelegt ist, entsteht die zur Entwicklung des Terminhandels unentbehrliche Ausdehnung des Marktes. Versteht man unter Markt im allgemeinen eine Verkaufsgelegenheit, wo das Auffinden des Käufers seitens des Verkäufers und umgekehrt vom zufälligen Vorhandensein des Käufers bezw. Verkäufers abhängt, so ist die Börse im modernen Sinne jene Vereinigung der beim Handel beteiligten Kreise, wo zu allen Zeiten — normale Funktionsfähigkeit vorausgesetzt — Verkäufe und Käufe abgeschlossen werden können[3]. Dazu bedarf es aber eines Reservoirs, welches befähigt ist, alle Verkäufe in sich aufzunehmen, und aus dem anderseits alle Käufe geschöpft werden können. Für die Produktenbörse bildet der Terminhandel

[1] Stenographisches Protokoll, Experten der II. Gruppe S. 205. 218.

[2] Professor Dr. Karl Adler erblickt das wesentliche Merkmal des Terminhandels in der dabei stattfindenden Geld- und Warenkontration (vgl. Stenograph. Protokoll S. 526 ff.). Ohne Zweifel ist es dem entwickelten Terminhandel charakteristisch, daß hier mit Rücksicht auf die Erfüllung eine Anzahl von Geschäften zusammengefaßt werden und, statt durch effektive Lieferung für jedes einzelne Geschäft, mittels eines gemeinsamen Liquidierungs- oder Arrangements-Verfahrens ihre Erledigung finden. Allein diese besondern Erfüllungsmodalitäten werden eher als eine durch das Wesen des Terminhandels vermittelte Eigentümlichkeit wie als die innere ratio formalis des einzelnen Geschäftes gelten müssen. Näheres über Liquidation, Warenclearingshaus u. s. w. siehe „Das Getreide im Weltverkehr." III. Erläuternde Bemerkungen S. 159 ff. — Eine amtliche oder nichtamtliche Preisnotierung ist für den Terminhandel ohne Zweifel notwendig, doch bildet sie kein formales Wesenselement des Termingeschäftes.

[3] Vgl. Stenograph. Protokoll S. 205 ff.

mit seinem sehr ausgedehnten Interessenkreise dieses Reservoir, in welches die Terminware verkauft und woher sie gekauft werden kann. So ist es der Terminhandel, der die Börse im modernen Sinne eigentlich geschaffen hat.

Will man die thatsächliche Bedeutung und den Wirkungsbereich des Terminhandels richtig erfassen, so muß man beachten, daß sich mit dem Terminhandel die Arbitrage, d. i. die Ausnutzung gleichzeitiger Preisunterschiede, an verschiedenen Börsenplätzen verknüpft. Große Telegraphenbureaus liefern ihren Abonnenten stündlich oder halbstündlich von allen wichtigen Plätzen Kursdepeschen, die oft noch durch private Kursmeldungen ergänzt werden. Dazu kommt heute der den Telegraph überbietende Fernsprechverkehr. Alles das dient dazu, den Interessentenkreis beim Terminhandel den lokalen Grenzen zu entrücken und ihm auf dem Weltmarkt einen internationalen Umfang zu verleihen.

Das börsenmäßige Termingeschäft ist in der That zur charakteristischen Geschäftsform des Welthandels geworden. Von seinen Freunden wird es gerade dieserhalb als ein volkswirtschaftlich überaus nützliches Geschäft gepriesen und für den Welthandel geradezu als unentbehrlich hingestellt.

Vor allem kommt hier nämlich die sogen. Verteilungsfunktion des Terminhandels in Betracht. Mittels einer konjekturalen Schätzung der zukünftigen Marktverhältnisse sorgt, wie man sagt, die Spekulation für die den Bedürfnissen entsprechende Verteilung der Weltvorräte nach Ort und Zeit, leitet die Produkte dorthin, wo man voraussichtlich ihrer bedürfen wird, und von dort ab, wo sie mutmaßlich im Überflusse vorhanden sein werden. Damit hängt die preisausgleichende Bedeutung des Terminhandels eng zusammen. „Beim Termingeschäft“, sagt Schanz[1], „greifen Gegenwart und Zukunft ineinander; wenn eine gute Ernte in Aussicht steht, so werden die Terminpreise heruntergehen; das wird aber auch die Verkäufer effektiver Ware zu Konzessionen veranlassen; sie wissen, daß die Chancen in Zukunft für sie nicht günstig stehen, und geben ihre Ware ab; die Preise der Gegenwart und Zukunft nähern sich. Umgekehrt werden die Terminpreise steigen, wenn die Versorgung in der Zukunft sich ungünstig zu stellen scheint; die Verkäufer effektiver Ware werden dann sich zurückhaltend zeigen, und der Gegenwartspreis wird auch in die Höhe gehen. Diese teilweise Ausgleichung der Preise der Gegenwart und Zu-

[1] Artikel „Börsenwesen“ im Wörterbuch der Volkswirtschaft von Elster I, 443.

kunft, dies Berücksichtigen von Vorrat und späterer Produktion ist volkswirtschaftlich nützlich; es vermindert die Größe der Preisschwankungen, wirkt auch regulierend auf den Verbrauch und zieht naturgemäß die Ware zeitig dahin, wo der Mangel am größten sein wird." [1]

Außer der Vorrat und Preis ausgleichenden Wirkung wird ferner die Preis und Vorrat sichernde Wirkung, die sogen. Versicherungsfunktion des Terminhandels, als ein bedeutungsvoller Vorzug desselben bezeichnet. Der Terminhandel bietet nämlich die Möglichkeit der Versicherung gegen ungünstige Preisveränderungen, vermindert dadurch aber auch die Zwischenhandelsspesen, da der Zwischenhändler zufolge der Verminderung des beim Geschäftsabschluß übernommenen Risikos mit einem bedeutend geringeren Verdienst sich begnügen kann. Ein konkretes Beispiel wird diese sogen. „Rückendeckung" am besten klarstellen. Nehmen wir an, ein Wiener Kaufmann übernehme von einem Plantagenbesitzer in Java die zukünftige Kaffeeernte, welche vom Juni bis Dezember auf den Markt kommen wird. Er will sich diese Qualität Kaffee im voraus sichern. Wie hoch die Preise zur Zeit der Ernte stehen werden, das weiß er jetzt noch nicht mit Sicherheit. Heute will er aber den Terminkauf abschließen, muß sich also jetzt schon zur eventuellen Zahlung des Preises von so und so viel holländischen Gulden verpflichten, ohne Gewißheit darüber zu haben, was die Ware zur Erntezeit wert sein wird. Sinkt in der Zwischenzeit der Preis, dann verliert er, weil er dann seine Ware zu hoch bezahlen muß. Darum sucht er Rückendeckung gegen dieses Risiko. Er geht nach Havre oder Hamburg auf den Markt und verkauft dort 2000 bis 3000 Säcke Kaffee zum Tagespreise. Dadurch sichert er sich gegen etwaige Verluste beim Einkaufe des Java-Kaffees. Denn fällt der Preis, so ver-

[1] In ähnlichem Sinne äußert sich Dr. A. Horovitz (als Experte der II. Gruppe in der Wiener Enquete, Stenograph. Protokoll S. 346): „Dem Terminhandel kommt ganz allgemein die Bedeutung einer Preisausgleichung nach Ort und Zeit zu, er bewahrt den Markt vor jenen Preisschwankungen, welche eine plötzliche Leerung oder Überfüllung des Marktes sonst unfehlbar nach sich ziehen müßte; denn alles, was die Zahl der Käufer vermehrt, ihre Kauflust und Kaufkraft steigert, führt zur Bildung einer Konkurrenz, und nur bei einer ausgedehnten wirksamen Konkurrenz gelangt das Gesetz der Preisbildung zur vollen Geltung, erhält der Produzent den ihm mit Rücksicht auf die allgemeine Marktlage gebührenden vollen Preis. Diese Konkurrenz wird nun gefördert, sie wird so recht erst gebildet durch den Terminhandel, weil dieser jeden Händler in den Stand setzt, jederzeit ein beliebiges Getreidequantum auf dem offenen Markte zum Marktpreise zu erwerben oder abzusetzen."

liert er auf den gekauften Java-Kaffee, aber er gewinnt am Havreser oder Hamburger Geschäfte. Steigt der Preis, dann gewinnt er am Java-Kaffee und verliert in Hamburg oder Havre. Gewinn und Verlust bilanzieren sich; doch findet der Kaufmann seinen Nutzen wenigstens noch im Detaillieren. Genau so macht es der Getreidehändler. Er kauft z. B. in Argentinien eine Partie Weizen, die ihm nach Europa herüber verfrachtet wird. In der Zwischenzeit kann es aber geschehen, daß die Preise sich zu seinen Ungunsten verschieben. Er verkauft daher ein der schwimmenden Warenmenge entsprechendes Quantum auf Termin und sichert sich dadurch den Preis bis zur Warenankunft gegen ungünstige Veränderungen. Oder umgekehrt: Eine Großmühle verpflichtet sich auf längere Zeit zu Mehllieferungen. Der Preis ist jetzt schon für diese ganze Periode bestimmt; aber er kann sich ändern, vielleicht zum Nachteile des Großmüllers. Dieser kauft darum jetzt schon Termingetreide für dieselbe Zeit zum Tagespreise und deckt sich so gegen eventuelle Verluste. Effektiv zu liefern oder zu übernehmen braucht der Käufer oder Verkäufer auf dem Terminmarkte ja nicht notwendig. Denn die Technik des Termingeschäftes ermöglicht es, daß jeder Kontrahent, eventuell zu einem andern Kurse, stets jemand findet, der ihm die übernommene Verpflichtung wieder abnimmt. Aber er kann auch die Lieferung der im Termin verschlossenen Ware fordern und besitzt eben dadurch die Sicherheit, daß er über die für sein Geschäft nötigen Warenvorräte auch dann verfügen wird, wenn er durch Effektivkauf sich nicht zeitig zu decken vermag.

Daß die Termingeschäfte den Bedürfnissen und Wünschen des spekulativen Großhandels durchaus entsprechen, kann also nicht bezweifelt werden. Es erübrigt aber die Frage, ob auch von einem höheren, volkswirtschaftlichen Standpunkte aus der Terminhandel jene Anerkennung verdient, welche die Börseninteressenten demselben entgegenbringen. Die Beantwortung dieser Frage soll den Gegenstand einer folgenden Abhandlung bilden.

Heinrich Pesch S. J.

Die Vaticana und ihr Gründer.

Eine neue Zeit war angebrochen. Man hat sie mit Recht oder Unrecht kurzweg „die Wiedergeburt" genannt. Die scholastische Bildung ward durch den sogen. Humanismus zurückgedrängt. Hier ist nicht der Ort, Licht- und Schattenseiten jener tiefgehenden Revolution der Geister gegeneinander abzuwägen. Aber selbst die französische Umwälzung hat Gutes im Gefolge gehabt, und im 15. Jahrhundert gab es sogar einen echten christlichen Humanismus, den auf dem Stuhle Petri keiner würdiger als Nikolaus V. vertrat. Augenfällig war er in jenem Wiederaufleben des Heidentums das passendste Werkzeug in der Hand der Vorsehung, nicht nur um das Christentum vor gottesräuberischen Insulten zu sichern, sondern auch um das Volk Gottes mit den Schätzen Ägyptens zu bereichern. Das hat er gethan durch seine ganze humanistisch-bibliophile Thätigkeit oder klar und konkret durch die Gründung der Vaticana. Die Vaticana ist vielleicht die edelste Frucht des Humanismus, Welt und Wissenschaft verdankt sie einem Papste.

I.

Um den Gründer der Vaticana gebührend zu erheben, braucht man seine beiden Vorgänger nicht ungebührlich herabzusetzen. Mäcene waren sie nicht, auch nicht Gönner des Humanismus, deshalb aber doch nicht Bücherfeinde. Martin V., der erste Nachfolger Petri nach der papstlosen, der schrecklichen Zeit, hatte andere, wichtigere Aufgaben in Rom und im Kirchenstaate wie in der Gesamtkirche als Förderung altheidnischer, klassischer Bildung. Aber auch Martin V. hatte seine Bücherei. In der Königlichen Bibliothek zu Dresden zeigt man heute noch einen Codex Martiani Capellae De nuptiis philologiae et Mercurii [1], der, mit dem Wappen Martins V. geschmückt, verrät, daß er aus der Büchersammlung jenes Papstes stammt. Andere alte Dokumente zeigen uns den Papst als Schützer des gelehrten Humanisten Ambrogio Traversari. In zwei Breven [2] unterstützt der Papst die litterarischen Arbeiten des frommen Mönches und

[1] S. Katalog der Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Dresden I (1882), 333.

[2] Mélanges d'archéol. 1884, p. 48 ss. Vgl. Pastor, Geschichte der Päpste I (2. Aufl.), 212.

muntert ihn selbst zur Fortsetzung seiner Übersetzung griechischer Kirchenväter auf. Doch von eben diesem gelehrten Kamaldulenser erfahren wir[1], daß die päpstliche Bücherei jener Zeit nicht von besonderer Bedeutung war. Kurz nach dem Tode Martins, im Anfange des Jahres 1432, besuchte er unter andern römischen Bibliotheken auch die päpstliche. Er fand dort einige griechische Handschriften, kaum etwas Neues außer Isaac Syrus, De perfectione vitae religiosae.

Mittelbar war die Regierung Martins ebenso wie die seines Nachfolgers Eugen IV. für die wissenschaftlichen Strömungen des 15. Jahrhunderts von mehr Belang. Denn wenn auch beide Päpste persönlich dem Humanismus wenigstens fremd gegenüberstanden, so haben sie dennoch das hohe Verdienst, Männer mit dem Purpur geschmückt zu haben, die nicht bloß Zierden des höchsten kirchlichen Senates, sondern auch selbst echte Humanisten waren, die ihrerseits die Sache des christlichen Humanismus mächtig förderten. Um dieses zu beweisen, genügt es, Namen wie Domenico Capranica, Prospero Colonna, Giuliano Cesarini, Niccolò d'Albergati, Gerardo Landriani und Bessarion zu nennen. Es sind das lauter Namen vom besten humanistischen Klang, deren Träger samt und sonders durch ihren bibliophilen Eifer sich berühmt gemacht haben. So wetteiferten an der Kurie diese Kardinäle mit bereits früher ernannten, wie Antonio Correr, Branda Castiglione und Giordano Orsini, um Handschriften zu sammeln und kostbare Bibliotheken der Nachwelt zu überliefern.

Papst Eugen selbst, dem man noch immerfort mönchisches Wesen zum Vorwurf macht[2], that nicht wenig für die Wissenschaft. „Es ziert sein Andenken mit bleibendem Ruhm, daß er die Wiederherstellung der römischen Hochschule in Angriff nahm.“ [3] Für die Kunst that er noch mehr. Persönlich schrieb er eine gute Hand und kopierte so ein Brevier, dessen er sich noch als Pontifex bediente in sul quale diceva l' ufficio di poi che fu pontefice[4]. Eine größere Bibliothek legte er entweder selbst an oder sammelte doch verschiedene Reste päpstlicher Bibliotheken. Aus dem Jahre 1443 haben wir ein vollständiges Verzeichnis der Bücher Eugens,

---

[1] Epist. VIII, 42 sq. (ed. Mehus).

[2] Vgl. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums II (3. Aufl.), 27.

[3] Denifle, Universitäten I, 313. Vgl. Reumont, Die Stadt Rom III_1, 310. „Durch die am 10. Oktober 1431 erlassene Bulle hat er den Ruhm erworben, dem römischen Studienwesen seine eigentliche Verfassung gegeben zu haben.“

[4] *Vespasiano*, Vite di nomini illustri (ed. Bartoli VI, 18).

das der um die Geschichte der Vaticana wohlverdiente Paul Fabre unlängst in den vatikanischen Archiven [1] aufgefunden und 1887 zum erstenmal veröffentlicht hat [2].

Dieser Katalog führt ungefähr 350 Handschriften auf. Wie in der Bonifatiana und in der Bibliothek zu Avignon fällt auch hier der Löwenanteil der scholastischen Theologie und Philosophie mit dem Ius canonicum zu. An erster Stelle erscheint die Heilige Schrift; unter den Schriftauslegern ist Nikolaus von Lyra am reichsten bedacht; unter den Vätern ragt wiederum Augustinus bedeutend hervor. Vom hl. Thomas [3] finden sich nur die Secunda Secundae, die Tertia Pars und Lucas glossatus. Die alten Klassiker waren nicht ausgeschlossen; sie sind vielmehr in verschiedenen Nummern vertreten mit Werken von Xenophon [4], von Äschines [5], von Demosthenes [6] und Aristoteles [7]. Und weiter werden noch verzeichnet: Titus Livius [8], Cicero [9] und Sallust [10], Virgil [11], Ovid [12] und Horaz [13], Juvenal [14] neben Flavius Josephus [15], Seneca [16] neben Boethius [17] und Galenus [18]. Von den mittelalterlichen Schriftstellern werden unter andern aufgezählt: Avicenna [19], Averroes [20], Marco Polo [21], Petrarca [22] und Boccaccio [23]. Humanisten giebt es auch schon hier, wie Lionardo Bruni [24], Maffeo Vegio [25] und Ambrogio Traversari [26]. Und es fehlen nicht Werke vom hl. Bernardin von Siena [27], vom sel. Albertus von Sartiano [28] und vom gelehrten Kardinal Torquemada [29]. Asketische Sachen, z. B. „Die Cither des geistlichen Trostes“ [30], jedenfalls das Werk des Dominikaners Heinrich Kalteisen von Koblenz, und Heiligenleben sind verhältnismäßig zahlreich, ebenso die historischen Werke, wie Expeditio sancti sepulchri [31] und andere Kreuzzugsgeschichten. An medizinischen Büchern ist kein Mangel: außer Galenus wird noch eine ganze Reihe von Schriften der Arzneikunde verzeichnet. Aus der Naturgeschichte und Astronomie [32] ist kaum etwas da, Bücher in der Volkssprache sind ebenso selten;

---

[1] Nr. 490.
[2] *Müntz-Fabre,* La bibliothèque du Vatican au XV. siècle p. 9 ss.
[3] Ibid. p. 12. 13. 29. [4] p. 15. [5] p. 29. [6] p. 15. 29.
[7] p. 20. 24. 30. [8] p. 20. [9] p. 20. 21. 25. 29. 31.
[10] p. 25. [11] p. 28. 29. [12] p. 29. [13] p. 25. [14] p. 25.
[15] p. 27. [16] p. 14. 17. 26. 27. 30. [17] p. 20. 30.
[18] p. 23. 24. 25. [19] p. 23. 24. 25. 28. [20] p. 24. 25. [21] p. 20.
[22] p. 20. 21. 28. 31. [23] p. 29. [24] p. 15. 20. 29. [25] p. 15. 22.
[26] p. 19. [27] p. 17. [28] p. 16. [29] p. 19. [30] p. 17.
[31] p. 26; cf. 21. [32] p. 15.

wir zählen deren nur zwei [1]. Griechische Handschriften fehlen sozusagen gänzlich, denn ein halb lateinisch, halb griechisch geschriebenes Psalterium [2] sowie ein Boethius [3], der den lateinischen Text neben dem griechischen hat, verdienen es kaum, als griechische Codices angeführt zu werden. Prachtwerke mit schöner Schrift, feinen Miniaturen und reichverzierten, kostbaren Einbänden sind eher zahlreich als selten vorhanden, besonders unter den Ausgaben der Heiligen Schrift, den Psalterien, Missalen und Brevieren. Da wird z. B. vermerkt: „Eine vollständige, überaus schöne Heilige Schrift in einem Einband von rotem Samt mit vergoldeten Silberplatten und Knäufen und mit Emailarbeit auf den Decken; sie trägt das Wappen unseres Herrn, des Papstes, und ist in großer, sehr feiner italischer Schrift gefertigt." [4]

Das ist die Bibliothek Eugens. Nimmt sie unter den Büchereien des 15. Jahrhunderts auch keinen Ehrenplatz ein, immerhin gehörte sie noch zu den bedeutenderen im ersten Drittel des Jahrhunderts und genügte vollauf für die laufenden Geschäfte der päpstlichen Kurie. Für die besondern Konzilszwecke zu Florenz fand der Papst ebendort Büchersammlungen sowohl wie Gelehrte genug, die ihm zu Diensten waren.

Das größte Verdienst aber erwarb sich Eugen um Bibliothek und Bücherwesen und damit auch um den Humanismus, obgleich er demselben abhold war, durch die Ernennung Tommaso Parentucellis zum Kardinal. Dadurch ebnete er diesem den Zugang zum Stuhle Petri, den er schon bald nach der Bekleidung mit dem Purpur als unmittelbarer Nachfolger Eugens einnehmen sollte.

II.

Tommaso da Sarzana war von Natur und durch Studium wie zum Mäcen geschaffen, mehr Mäcen als großer Gelehrter, mehr noch Bücherliebhaber und Bibliotheksfreund als Gönner und Förderer von Wissenschaft und Humanismus. Über den 16jährigen Studenten schon sagt Giannozzo Manetti [5] in echt humanistischer Weise: „Alles, was zur Logik gehört, verschlang er mit wahrem Heißhunger, gleich als ob er Honigseim verkostet oder Nektar geschlürft habe. Innerhalb weniger Jahre machte er in der Philosophie solche Fortschritte, daß er des Aristoteles Bücher über Dialektik und Physik mit seinem staunenswerten Gedächtnis

[1] *Müntz-Fabre* l. c. p. 16. [2] p. 30. [3] p. 20. [4] p. 13.
[5] *Muratori,* Rer. ital. script. (Mediolani 1734) III_2, 911.

beinahe bis aufs Wort auswendig behielt." „In allen sieben freien Künsten ist er von Kind auf so bewandert, daß sie ihm stets zu Gebote stehen. Er kennt die Philosophen, die Historiker, die Dichter, die Kosmographen, die Theologen, er kennt sie alle und ist selbst Doktor in der Theologie. Er versteht sich auf das bürgerliche wie kanonische Recht und ist nicht Fremdling in der Medizin. Was ihm verborgen ist, das liegt außerhalb des Horizontes menschlicher Wissenschaft" [1]: so Enea Silvio de' Piccolomini, der spätere Pius II., über ihn vor dem Kaiser Friedrich III. Wie stark auch hierbei die humanistische Färbung aufgetragen, der Magister Tommaso da Sarzana war universell in seinem Wissen wie wenige seiner Zeitgenossen, so daß er alle Zweige von Kunst und Wissenschaft zu würdigen wußte und zu genießen verstand, nicht so tief und eindringend, daß er sich als Fachmann auf ein Gebiet beschränkt und darin vergraben hätte.

Eine harte Jugend hatte er durchmachen müssen, und in so dürftigen Verhältnissen befand sich der Jüngling, daß er als Erzieher und Lehrer in den vornehmen Familien der Strozzi und Albizzi zu Florenz erst die Mittel sich erwerben mußte, um in Bologna seine Studien beendigen zu können. Doch da wir es hier einzig mit dem Bücherliebhaber und Bibliotheksfreund zu thun haben, so halten wir uns besser an Vespasiano da Bisticci, jenen kenntnisreichen florentinischen Buchhändler, der, innig befreundet mit Tommaso Parentucelli, wie kaum ein anderer die Bücherleidenschaft seines Freundes kannte und dieselbe in seiner Biographie des Papstes beschrieben hat. Auch deshalb ziehen wir ihn als Gewährsmann vor, weil er in seinem schlichten Stil frei ist von den humanistischen Überschwänglichkeiten.

„Tommaso", so schreibt Vespasiano, „brauchte mehr Geld für Bücher, als er konnte, denn damals hatte er mehrere der tüchtigsten Schreiber, die aufzutreiben waren, und er sah nicht auf den Preis. Er vertraute auf sein gutes Glück, in der sichern Hoffnung, daß ihm nichts fehlen könne. Er pflegte zu sagen, daß er das Geld, wenn er reich wäre, auf zwei Sachen verwenden würde, auf Bücher und Bauten. Und beides that er später, als er Papst geworden. Obgleich er in jener Zeit arm war, so mußten dennoch die Bücher, die er für sich schreiben ließ, in jeder Beziehung sehr schön sein." „Mehrere Male geschah es, daß Magister

[1] *Muratori* l. c. p. 895.

Tommaso kein Geld mehr hatte und Bücher auf Kredit kaufte. Und um Schreiber und Miniatoren bezahlen zu können, mußte er Schulden machen, die er später beglich." „Oft besuchte Parentucelli die Akademie von Santo Spirito, um daselbst mit Männern wie dem frommen Magister Vangelista da Pisa über philosophische und theologische Fragen zu disputieren, am häufigsten aber sah man ihn bei den Buchhändlern der Arnostadt; zu ihnen wanderte alles Geld, das er auftreiben konnte." „Er besaß Bücher aus allen Wissensfächern, unter andern die Werke des hl. Augustin in zwölf sehr feinen Bänden, alle ganz neu geschrieben und in der besten Ordnung. In ähnlicher Weise hatte er Werke der alten Väter wie der neuen Gelehrten. Soviel ihm nur immer möglich war, verausgabte er für Bücher. Er hatte aber wenige Bücher, die er nicht fleißig durchstudierte und mit Anmerkungen versah, da er eine sehr schöne Hand schrieb, welche die Mitte hielt zwischen antiker und moderner. Und heute noch bei Santo Spirito, in einer Bibliothek, welche Nicolao Nicoli anlegte, um dort die Werke des Boccaccio unterzubringen, damit sie nicht zu Grunde gingen; in dieser Bücherei findet sich eine Handschrift, welche er den Mönchen schenkte — es ist die Schrift des hl. Augustin gegen den Pelagianer Julianus und andere Irrlehrer —, und dieses Buch ist ganz mit Anmerkungen von seiner Hand versehen eben in jener Schrift, von der ich sprach. Nie zog er aus Italien weg zur Legation mit seinem Kardinal, ohne irgend ein neues Buch heimzubringen, das man in Italien noch nicht kannte. Dazu gehörten die Reden des Papstes Leo sowie die Postille zum Evangelium des hl. Matthäus von Thomas von Aquin: ganz ausgezeichnete Handschriften, die man bis dahin in Italien nicht fand, und außerdem andere neue Werke. Es gab keinen Schriftsteller in irgend einem Fache, von dem er nicht Kunde besaß, wofern er lateinisch geschrieben war; er kannte alle lateinischen wie griechischen Autoren. Und um eine Sammlung von Büchern aus allen Gebieten des Wissens einzurichten und zu ordnen, gab es keinen, der das besser verstanden hätte als Magister Tommaso. Als deshalb Cosimo de' Medici die Bibliothek von San Marco ordnen wollte, schrieb er an Magister Tommaso, er möchte ihm doch einen Kanon aufsetzen, wie eine Bibliothek anzuordnen sei. Und er setzte denselben auf mit eigener Hand und sandte ihn an Cosimo. Und danach wurden die beiden Büchereien eingerichtet bei San Marco und im Kloster von Fiesole. Ebenso ging man voran in der Bibliothek des Herzogs von Urbino und in jener Alessandro Sforzas.

Wer aber jemals eine Bibliothek anlegen will, kann nicht ohne diesen Kanon fertig werden."[1]

Das war nun der Mann, wie Vespasiano und Manetti ihn schildern und wie sein Bildnis ihn verrät: klein und schmächtig, mit bleichem Gesicht, mit geistreichen Zügen und scharfen, schwarzen Augen, lebendig, selbst hitzig, aber leutselig und offen, ohne alle Verstellung, edelmütig und großherzig, wie selten ein anderer, der aus niedrigen Verhältnissen so hoch gestiegen, auch als Papst freundlich, ohne Zeremoniell gegen jedermann. „Er ist," sagt Hübner[2], „der schöne Typus des Professors." Er war vor allem der Mann der Bibliothek. Nur eines fehlte, aber das kam bald. Tommaso da Sarzana hatte sich nicht vergebens auf sein Glück verlassen. Am 27. November 1444 erhielt er von Eugen das Bistum Bologna, am 16. bezw. 23. Dezember 1446 den roten Hut, und schon nach zwei und einem halben Monat ward er, am 6. März 1447, einstimmig zum Papste erwählt. Der neue Nachfolger Petri, der Humanist und Bücherliebhaber auf dem päpstlichen Thron, er blieb der edlen Leidenschaft seiner Jugend und Armut treu. Nikolaus V. hatte nur seinen Namen geändert, nicht wie nach ihm Pius II., in dem man Enea Silvio de' Piccolomini kaum wiederfand.

Wir können uns vorstellen, daß Tommaso da Sarzana bald nach seiner Wahl im Vatikan, in dem Eugen residiert hatte und Nikolaus nun auch seinen Sitz aufschlug, sich umsah, und zwar zuerst nach Büchern. Wenn er dabei die oben beschriebene Bücherei Eugens durchstöberte, brauchte er nicht Thränen zu vergießen, wie einst Alexander bei den Thaten und Siegen seines Vaters Philipp. Da fand Nikolaus ein weites Feld für seine Thätigkeit. Es waren ihm aber auch die Verhältnisse und Umstände über die Maßen hold. Auch das muß man in Anschlag bringen, um nicht gegen Eugen ungerecht zu sein, wenn dieser für Kunst und Wissenschaft und insbesondere für die Vaticana nicht leistete was sein Nachfolger: die Regierungszeit Eugens war sehr unruhig gewesen. Mit den inneren kirchlichen wie politischen Wirren hatte er vollauf zu thun, mit dem Konzil von Basel und dem Gegenpapst Felix, mit den Griechen und dem Konzil von Florenz, und nicht am wenigsten mit den unruhigen,

[1] *Vespasiano*, Vite p. 25 sqq. — Über Bibliothekseinrichtungen vor Nikolaus V. vgl. Wattenbach, Das Schriftwesen S. 520 ff.; *Becker*, Catalogi bibl. antiq.; *Ehrle*, Bibl. aven. I, 709.

[2] Sixtus V. I, 41.

treulosen Römern in der Nähe, und in der Ferne mit der drohenden Türkengefahr. Wohl hatte auch Nikolaus V. mehr zu thun und wichtigeres, als ein Herz für die Vaticana zu haben. Und er hat es gethan, so zwar, daß sein Pontifikat für alle Zeiten eines der gesegnetsten bleibt. Aber vor Eugen hatte Nikolaus voraus, daß seine Regierung sich eines beinahe ständigen Friedens erfreute und er, zumal nach dem Jubeljahr 1450, einen reichgefüllten Schatz besaß, zwei Umstände, ohne die auch der begeistertste Papstmäcen in einer kurzen Regierungszeit nun doch nicht viel zuwege bringt. „Nun waren die reichen Gründermittel eines Cosimo de' Medici und der Sammelgeist Niccolò Niccolis in einer Person vereinigt, und diese Person hatte den Apostolischen Stuhl inne.“ [1]

III.

Über die Entstehungsgeschichte keiner Bibliothek sind wir so genau unterrichtet wie über das Werden der Sammlung Nikolaus' V. Die dazu überlieferten geschichtlichen Einzelheiten zeigen uns das interessante Bild des Gründers der Vaticana.

Den Grundstock dieser Bücherei bildete jedenfalls zugleich mit den von Eugen hinterlassenen Büchern die Sammlung des Magisters Tommaso da Sarzana. Nach Vespasiano da Bisticci muß das eine zwar kleine, aber in jeder Beziehung ausgewählte Privatbibliothek gewesen sein. Wir wissen aber auch aus den Worten jenes Schriftstellers, daß Magister Tommaso bei der Anschaffung seiner Bücher, wie sehr er die alten Klassiker liebte, dennoch zumeist um Handschriften sich mühte, welche die Sammlung zu einer kirchlichen stempelten. Als er zur Zeit des Basler Konzils seinen Kardinal Albergati auf dessen Legationsreisen in Deutschland begleitete, fand er daselbst ein vollständiges Exemplar aller Werke Tertullians. Die Freude des glücklichen Forschers und Finders kann man sich leicht denken. Aber „so hat der Begründer der vatikanischen Bibliothek auch einen persönlichen und ehrenvollen Anteil am Werke des Sammelns und Rettens“ [2]. Überhaupt brachte er von jeder Legation, die er mit seinem Kardinal oder später allein ins Ausland unternahm, zumal aus Frankreich, stets neue Handschriften heim, die man zu Florenz und in Italien noch nicht gekannt, unter andern Werke von Irenäus und Theophilus, und, wie wir vorhin von Vespasiano schon hörten, die Sermones

[1] Voigt a. a. O. II, 59. [2] Ebd. I, 261.

Leonis Magni und Postille zum Matthäusevangelium des hl. Thomas von Aquin. Sein wie aller früheren Humanisten Liebling aber war Augustinus. Nach Vespasianos Beschreibung hatte die Bibliothek des armen Magisters von Sarzana die Werke des größten Kirchenlehrers in zwölf sehr feinen Bänden. Wie um Tertullian, machte er sich auch um Augustinus verdient. Aus den verschiedensten Handschriften sammelte er die Briefe des heiligen Kirchenvaters, und es gelang ihm, deren 216 zusammenzubringen [1]. Merkwürdigerweise hat Parentucelli, wenn man von dem oben erwähnten Bibliotheks-Kanon absieht, selbst nichts Schriftliches hinterlassen, außer einem Briefe an den berühmten Florenzer Antiquar und Büchersammler Niccolò Niccoli, der sich in der Sammlung der Briefe Traversaris [2] findet und unlängst von Sforza in seiner Geschichte der Jugend Nikolaus' V. abgedruckt wurde. Dieser Brief aber handelt von nichts anderem als von dem Ergebnis seiner bibliothekarischen Forschungen, Funde und Mühen. In dem einen, ziemlich kurzen Schreiben giebt er Notizen über Werke und Handschriften von Gregor von Nazianz und Basilius, von Ignatius und Polykarpus, von Lactantius und Eusebius, von Celsus und Isidorus Hispalensis, von Hilarius, Hieronymus und Bernardus, von Chrysostomus und Athanasius und von Diogenes Laertius, die er zum besten Teil in den Klosterbibliotheken aufgestöbert und durchsucht hatte, oder um deren Kauf oder Abschrift er sich mühte.

In den Reihen der Humanisten waren die Zänkereien, Reibereien, Fehden und Schmähungen an der Tagesordnung. Tommaso da Sarzana jedoch hatte sozusagen das Herz und die Achtung aller. Daher kommt es, daß eine Reihe der Häupter und Fürsten unter den Humanisten — und das war für ihn eine neue Bücherquelle — gerade ihm ihre Arbeiten schenkten und gar widmeten, obgleich sie von dem armen Magister kaum einen klingenden Dank erwarten konnten.

Das alte Haupt der Humanisten an der Kurie, Gian-Francesco Poggio Bracciolini, rühmt sich selbst dem päpstlichen Mäcen gegenüber, daß er dem Tommaso da Sarzana, schon als er weder Papst noch Kardinal war, seinen Dialog De infelicitate principum gewidmet habe. Als eine wahre Bücher-Harpyie galt der Gräcist und Dichter Aurispa, dem Filelfo nicht bloß diesen Titel anhängte, sondern auch schrieb: „Wie du, mein Aurispa, ist keiner so freigebig im Nehmen, im Geben auch

[1] Vgl. Voigt a. a. O. II, 58. [2] Epist. XIII, 18 (ed. Mehus).

keiner so geizig wie du.“ [1] Gleichwohl widmet Aurispa dem Parentucelli, als dieser noch in minoribus war, „non mercede ductus“, wie er später selbst sagt, seine Übersetzung des Plutarchischen Convivium septem sapientum [2]. Ja sogar der Fürst unter den Griechen, Bessarion, hatte dem bescheidenen Magister Tommaso bereits die Übersetzung einer Homilie des hl. Basilius dediziert [3].

Ohne Zweifel zog also Nikolaus V. mit einer auserlesenen Büchersammlung in den Vatikan ein. Aber jetzt erst begann für den Bücherliebhaber so recht seine Lieblingsbeschäftigung des Bücher-Sammelns, des Kaufens, des Suchens. Sobald man vernahm, daß Tommaso Parentucelli als Papst aus der Wahlurne hervorgegangen, kannte die Freude und der Jubel unter den Humanisten keine Grenze. Und sie hatten sich nicht getäuscht. „Rom glich unter Nikolaus V. einem einzigen Bauplatz, einer großen Werkstätte, es glich zur selben Zeit einer unendlichen Schreiberstube; denn war das Bauen dem Papste Lust, so war das Schreiben, Übersetzen und Sammeln des Geschriebenen und Übersetzten in Bibliotheken ihm Leidenschaft.“ [4] Bei Nikolaus stand der Entschluß fest, im Vatikan eine Bibliothek zu schaffen, die alle andern übertreffen sollte. In den wenigen Jahren seines Pontifikates hatte er das wirklich erreicht. Und es ist wahr, was Vespasiano sagt: „Hätte er länger regiert, es wäre etwas Wunderbares geworden.“

IV.

Im Vatikanischen Archiv findet sich unter den Akten Nikolaus' V. zum Jahre 1448 30. März [5] eine Notiz über einen Bücherkauf zu 100 Goldgulden auf dem Pariser Büchermarkt. Jedoch das Kaufen und Sammeln begann erst recht mit dem Jubiläum 1450, als der Papst in der Lage war, seiner Freigebigkeit freien Lauf zu lassen. Die Assemani haben zusammengerechnet, daß Nikolaus für seine Bibliothek ungefähr 40000 Scudi verausgabte. Es war des Papstes Hochgenuß, seine Gelehrten und Litteraten, seine Übersetzer und Schriftsteller mit königlicher Freigebigkeit zu

---

[1] *Tiraboschi*, Storia della letteratura italiana VI, 91. Vgl. Voigt a. a. O. I, 560.

[2] Es ist das den *συμποσιακά* Plutarchs angehängte unechte *συμπόσιον τῶν ἑπτὰ φιλοσόφων.*

[3] *Vast, H.*, Le cardinal Bessarion p. 170. 452.

[4] Geiger, Renaissance und Humanismus S. 123.

[5] Diversorum Nicol. V. 1447—1452, fol. 68. Cf. *Müntz-Fabre* l. c. p. 346 et 46.

belohnen. Und mehr als das blinkende Gold, das er mit vollen Händen aus der gefüllten Ledertasche, welche er in Audienzen bei sich führte, seinen humanistischen Lieblingen in den Schoß warf, war die herzgewinnende Huld, mit der er seine Gaben den erstaunten Empfängern fast aufzudrängen pflegte. Da schien es, als ob er jedem habe sagen wollen: „Nimm an, du wirst nicht immer einen Nikolaus finden“[1]. „In den acht Jahren seines Pontifikates bedeckte er Rom mit Büchern und Pergament; man verglich ihn mit Ptolemäus Philadelphus. Man könnte diesen trefflichen Papstmäcen passend darstellen mit dem Füllhorn in der Hand, aus dem er Männern der Wissenschaft und Kunst Gold verschüttet. — Die Seligkeit des Gebens für edle Zwecke hat selten ein Mann so ganz genossen wie er.“[2]

Auch seinen Einfluß und seine Autorität als Oberhaupt der Weltkirche setzte Nikolaus zum Besten der Anlage seiner Büchersammlung ein. Da ziehen die päpstlichen Gesandten denn aus in das Abendland wie in den Orient. Auf Geld und Preis der zu erstehenden Handschriften brauchen sie nicht zu sehen, und wo es nützlich schien, gab der Papst ein Breve mit an Bischöfe, Prälaten oder Klöster, um alle in sein Bibliotheksinteresse zu ziehen und den Forschungen seiner Sendlinge geneigt zu machen. Das Gerücht von der Existenz eines vollständigen Livius in einer Klosterbibliothek des Nordens war schon früher einmal aufgetaucht. Jetzt, unter Nikolaus, nahm dasselbe von neuem eine festere Gestalt an, und es hieß, in Dänemark oder Norwegen sei der Livius zu finden. Das genügte, um den Papst zu bewegen, alsbald den Alberto Enoche da Ascoli mit Reisegeld und von Poggio verfaßten Empfehlungsschreiben auszusenden. Wie es scheint, blieb Enoche vier Jahre auf seiner Entdeckungsreise im hohen Norden. Aber seine Mission verlief ziemlich fruchtlos. Den Livius fand er nicht, und das, was er fand, war entweder schon bekannt oder unbedeutend, wie z. B. das Werk über die Kochkunst der Alten, die 10 Bücher de coenis, die den Cölius Apicius zum Verfasser gehabt haben sollen, und des Pomponius Porphyrio Kommentar zum Horaz[3].

Andere päpstliche Bücherforscher waren glücklicher. So erzählt Frederik van Heilo über Nikolaus Cusanus und seinen Besuch im Kloster Egmond:

---

[1] Vgl. Voigt a. a. O. II, 140.

[2] Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom VII (2. Aufl.), 524; vgl. VII (3. Aufl.), 508.

[3] Cf. *Gaye,* Carteggio I, 163. *Vespasiano* l. c. p. 511. *Müntz-Fabre* l. c. p. 36. 37.

„Er war nun auch ein sehr großer Verehrer der Wissenschaften. Darum besuchte er unsere Bibliothek, blätterte die Bücher mit Sorgfalt durch und forschte nach, ob er nicht vielleicht etwas Neues fände, wodurch seinem Wissen ein neues Licht aufginge. Indem er daher auch in der Bibliothek zu Egmond fleißig nachsuchte, fand er ein Buch des Rabbi Moyses über die Erklärung gewisser Ausdrücke, die bei den Hebräern dunkel und zweideutig sind. Schon lange hatte er danach verlangt und in allen Bibliotheken, die er besuchte, danach geforscht. Er trug nun dem Abte auf, dasselbe auf seine Kosten für den Heiligen Vater abschreiben zu lassen. Dieser ließ es darauf ganz sorgfältig in schönster Schrift auf eigene Kosten abschreiben und dem Papste als willkommenes Geschenk überreichen" [1].

Zu Venedig, der Brücke zum Orient, wo der Handel mit griechischen Büchern blühte, kaufte der uns schon bekannte Bücherwucherer Aurispa für den Papst, und wenn er sich seine Mühen und Bücher auch gut bezahlen ließ, er verstand es, an gute Handschriften zu kommen. Von Trapezunt, aus dem Orient selbst, schreibt [2] Nikolaus Perotti an den Papst: „Heiligster Vater ... Ich fürchte, daß Ew. Heiligkeit nicht weiß, wie sehr ich Ihre Güte liebe, verehre, bewundere. Wenn das wenigstens Ew. Heiligkeit nicht unbekannt bliebe: dann wäre schon alles gut. Denn Liebenden genügt der Trost: zu wissen, daß ihre Liebe dem, den sie lieben, nicht verborgen ist. Wo aber einer das Gegenteil auch nur ahnen muß, da giebt es keinen Trost.... Schuld aber an meiner Liebe trägt Ew. Heiligkeit selbst und Ihre unbegrenzte Freigebigkeit. Eine solche Summe Goldes hat mir Ew. Heiligkeit in zu großer Huld übersandt: das hat mich zu glücklich gemacht. Alle aber, die davon hörten — keinem meiner Mitbürger blieb es unbekannt —, wurden zu Staunen und Bewunderung hingerissen, und allen ward dadurch Ihre großherzige Freigebigkeit und Güte kund.... Aber genug hiervon. Da ich den Auftrag Ew. Heiligkeit nach besten Kräften erfüllen wollte und um wenigstens teilweise meine Schuld abzutragen, so sende ich an Ew. Heiligkeit durch die Vermittlung des Kardinals von Nicäa (Bessarion) meines Herrn vier Bücher: von denen das erste die vier Evangelien enthält, das zweite die Reden des hl. Gregorius von Naziant, der, wie Ew. Heiligkeit wohl weiß, die Liebe den süßen Tyrannen nennt; das dritte enthält die Problemata des Ari-

[1] Uebinger, Kardinal Nikolaus Cusanus. Histor. Jahrb. VIII, 654.
[2] *Müntz-Fabre* l. c. p. 113.

stoteles, und zwar mehr als ich bisher sah, dazu noch die Problemata des Alexander Aphrodiseus, der aus derselben Schule ist. Und das vierte endlich umfaßt die Privatreden des Demosthenes. Diese Handschriften, obgleich mit der größten Sorgfalt gesucht, wurden erst nach unendlicher Mühe gefunden. Ich sende sie aber an Ew. Heiligkeit in der Hoffnung, alljährlich so viele oder noch mehr an Ew. Heiligkeit schicken zu können. Viele zugleich zu finden wird allzu schwierig sein; dagegen nicht unmöglich, vier oder fünf aufs Jahr gleich wie eine Abgabe und Steuer an Ew. Heiligkeit zu senden. Demütigst empfehle ich mich ....

Gegeben zu Trapezunt. ..."

Aus diesem Briefe ersieht man so nebenher, wie die Humanisten mit dem Papstmäcen verkehrten, und wie dieser anderseits zu ihnen stand. Die Problemata des Aristoteles aber, die oben erwähnt wurden, waren damals in Italien wohl das einzige Exemplar dieses Werkes des Stagyriten. Guarino z. B., einer der tüchtigsten Gräcisten, der schon seit den Tagen des Chrysoloras am Anfange des Jahrhunderts griechische Handschriften sammelte, konnte die Problemata nirgendwo auftreiben, Poggio weiß ihm aus Florenz auch nicht zu raten, er kennt nur das Exemplar des Papstes Nikolaus.

Besonders in den Ländern der griechischen Sprache waren die Agenten des Papstes rührig. So durchzog der Grieche Joannes Skutariota die Lande nach griechischen Handschriften forschend, um sie zu kaufen oder, wenn das nicht möglich, für Nikolaus abzuschreiben.

Als christlichen Humanisten und Papstmäcen bekundet sich Nikolaus auch hier wieder, wenn ihm vor allen andern noch so kostbaren Funden und Bücherschätzen die Aufsuchung und Auffindung des Urtextes vom Evangelium des hl. Matthäus als die wünschenswerteste erschien. Einen Preis von 5000 Dukaten setzte er dafür allein aus. Freilich war keiner so glücklich, den Preis zu erringen und den Papst damit zu beglücken.

Es sind das nur vereinzelte Daten oder besser nur Beispiele, sie genügen aber, um uns den Papst auf seiner Jagd nach neuen Handschriften allenthalben in der civilisierten Welt zu zeigen. Sie genügen auch, um es uns glaublich zu machen, was sowohl Manetti als Filelfo darüber melden. „Viele Kundschafter, gelehrte Männer sandte er aus nicht allein durch ganz Italien, sondern bis zu den äußersten Winkeln Deutschlands und Britanniens, um nach Büchern zu fahnden. Viele andere wissenschaftlich gebildete Leute schickte er mit reichen Geldspenden nach Griechenland selbst,

sowohl vor als nach dem Falle von Konstantinopel. Er betraute sie mit zahllosen Aufträgen zum Ankauf und zur Überbringung berühmter Codices." So Manetti[1], dem Filelfo[2] noch hinzufügt: „Nach dem Untergang, nach der Plünderung Konstantinopels sandte er seine Boten, seine Plünderer aus durch Europa und Asien, soweit es unter türkischer Herrschaft steht, keine Mühe scheute er, keine Kosten; griechische Handschriften ließ er aufspüren und kaufen. Sein Mühen war nicht umsonst. Beinahe zahllose Bände wurden zu ungeheuern Preisen erstanden und nach Italien eingeschifft. In der That, man darf mit vollem Rechte sagen: Griechenland ist nicht untergegangen, sondern nach Italien, das ja dereinst Großgriechenland hieß, ausgewandert, dazu vermocht allein durch die Güte und Freigebigkeit des einen Papstes Nikolaus. Und um ebensosehr ein Lateiner genannt als für einen Griechen gehalten zu werden, schickte er seine Sendlinge und Händler durch ganz Europa mit großen Geldsummen, qui diligenter ubique odorarentur, die überall eifrig nachspüren sollten, ob irgendwo noch etwas von lateinischer Gravität und Eleganz verborgen."

Nikolaus V. that alles, was in seinen Kräften stand, um Rom vor Florenz zum Centrum der wissenschaftlichen Strömungen und Strebungen zu machen. Gelang ihm nicht alles, was er plante, mit seiner Bibliothek schlug er die reiche und gelehrte Arnostadt aus dem Felde. Eine folgende Arbeit muß zeigen, wie der unermüdliche Papstmäcen neue Bücherschätze für die Vaticana gewann.

Joseph Hilgers S. J.

Das Apostolat.

Ein Versuch über die Entwicklung des Katholizismus. II.

In einer früheren Abhandlung wurde gesagt, Christus sei die größte individuelle, die römische Weltkirche die größte soziale Erscheinung der Weltgeschichte. Wir möchten nun auf den inneren Zusammenhang dieser beiden größten Erscheinungen unser Augenmerk richten.

[1] Cf. *Muratori* l. c. III_2, 926.

[2] Filelfo an Kalixt III. Epist. libr. XIII.

Die Seele der Seele unseres Herrn, sein Lehren, Leiden und Lieben durchdringt und belebt die Christenheit, reinigt, erleuchtet und eint das innere Leben der Weltkirche, ward eine Weltseele, die sich durch Räume und Zeiten ausdehnt. Die Verbreitung seiner Lehre, die Zuwendung seiner Erlösung giebt dem Verstand und dem Willen des Einzelnen durch den Glauben und die Gnade eine wesentlich höhere Vollkommenheit, dem Geistes- und Herzensleben der Seinen die christliche Eigenart. Alles christliche Leben ist nichts als Nachfolge Christi und Nachhall seines Herzschlags jegliche christliche Liebe.

Von dieser Seite gesehen erscheint die Entwicklung des Katholizismus als eine Überleitung dessen, was dem Welterlöser zu eigen gehört, in sozialen Besitz. Sonach ist diese Entwicklung in ihrem jeweiligen Ergebnis die soziale Verkörperung der größten individuellen Erscheinung — die Weltkirche des Welterlösers.

Wir sagten ferner, der beregte Begriff „Entwicklung des Katholizismus“ nötige sich deshalb historischer Betrachtung förmlich auf, weil diese Entwicklung in ihrem Wesen durchsichtiger, in ihrem Ertrag großartiger ist als irgend eine andere historische Entwicklung. Sie ist durchsichtig, weil sie sich nach bekannten Gesetzen, großartig, weil sie sich in unermeßlichen Dimensionen vollzieht. Die sozialen Dimensionen der Weltkirche als ein historisches Unikum hat der voraufgehende Versuch behandelt. Wir greifen nun auf das erstere zurück, auf die Entwicklungsgesetze des Katholizismus. Unabhängig von der Entwicklung selbst kann man den Plan bestimmen, nach dem sie vor sich gehen muß, und den Keim, der ihren Ausgangspunkt bildet. Beide, der Plan und der Keim der Entwicklung, lassen sich für einen Zeitpunkt als vorhanden nachweisen, in dem die Entwicklung noch nicht begonnen hatte. Die nämlichen historischen Urkunden, denen wir dieses entnehmen, geben auch Aufschluß über den Inhalt des Planes, die Beschaffenheit des Keimes. Die Ausführung und Begründung dieses bisher nur angedeuteten Gedankens ist der Vorwurf des nachstehenden Versuches.

Wenn wir uns in den historischen Moment versetzen, da Christus die Erde verließ, so können wir von diesem Standort aus auf die Zeit zurückblicken, von der uns die Evangelien Kunde geben, um die Frage zu erörtern, wie hat Christus sich die Zukunft seiner Sache gedacht, und wie hat er für die Zukunft seiner Sache gesorgt.

Der Bericht über das öffentliche Leben Jesu hebt im ersten Kapitel des Johannes-Evangeliums mit den Worten des Vorläufers an: „Siehe

das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt." Im Anschluß daran wird die Berufung der ersten Apostel erzählt, auch die des Simon, welcher den Namen Petrus erhielt. Hierin kann man den Ausgangspunkt für zwei Reihen von Worten und Thaten des Herrn sehen, welche sich deutlich durch die evangelischen Berichte verfolgen lassen, und die sowohl den Plan des Herrn enthüllen als auch das Mittel zu dessen Durchführung. Es sind erstens die Beziehungen des Erlösers zur Welt, zur Welt im ökumenischen Sinn des Wortes, d. h. zur erlösungsbedürftigen Menschheit. Das Wort des Vorläufers deutet sie an, und der Herr selbst hat sich dann öfters in verschiedenen Weisen, doch in wachsender Klarheit darüber geäußert. Es sind zweitens seine Beziehungen zu der engeren, erlesenen Jüngerschar, den Aposteln, und zu deren Haupte.

Auf das vollkommenste hat der Herr seine Worte und Thaten der Umwelt angepaßt, in der er sich bewegte, nach der sehr eigenartigen Fassungskraft seiner Zuhörer berechnet. Der sozialpsychische Charakter der Leute, mit denen er zu thun hatte, war schon von dem der damaligen übrigen Welt sehr verschieden, nicht minder von dem der künftig in sein Reich zu berufenden Völker. Und dennoch sprach der Heiland und spricht zu den Menschen aller Länder und Zeiten. Wie die Lehren des Herrn das kostbarste Kleinod der urchristlichen Gemeinde waren, so sind sie der Weltkirche ein gleiches. Je mehr man aber davon durchdrungen ist, daß die Worte Christi schon um ihres Urhebers und ihres Inhaltes willen wahrhaft fortwirkende, weltbewegende Mächte sind, um so mehr wird man geneigt sein, in den Hauptlinien der Entwicklung seines Reiches Entfaltungen seiner Absichten zu sehen, da ja Plan und Ausführung einander erklären und beleuchten. Wenn deshalb allen gläubigen Christen nichts so selbstverständlich dünkt als dieses, daß die Worte des Herrn sich an alle Menschen aller Zeiten gleicherweise richten, so war das bekanntlich in der Zeitlage und in der Umwelt, in der Christus sich bewegt hat, durchaus nicht der Fall. Die Beziehungen des Welterlösers zur Welt, die wahrhaft katholische Idee von der Gleichberechtigung aller Völker im Reich Christi in den Lehrvorträgen, die zunächst den Zuhörern von dort und damals galten, auch nur durchschimmern zu lassen, enthielt ein schweres Erziehungsproblem. Lag diese Idee nicht geradezu jenseits der Fassungskraft auch der religiösesten unter den jüdischen Zeitgenossen des Herrn, so wäre sie doch „unverhüllt ausgesprochen, von ihnen kaum ertragen"

worden[1]. „Daß Jesus gekommen sei, die enge Schranke der jüdischen Glaubensgenossenschaft niederzureißen und ein Weltreich zu stiften, das konnte er der großen Menge, die ihn hörte, nicht offen und entschieden verkündigen[2]. Nie gebrauchte er daher in diesen seinen Vorträgen vor dem Volke das Wort Kirche (Ekklesia). Nur vor seinen Jüngern, und auch vor diesen erst spät, denn auch ihnen fehlte noch immer das volle Verständnis für diese Sache, redete er deutlicher von seiner Kirche. Fast immer gedachte er, und zwar oft auf eine für seine Zuhörer rätselhafte Weise, des Reiches Gottes, des Himmelreiches, welches jetzt nahe herbeigekommen oder welches schon da sei." [3]

Und doch tritt in der „Predigt vom Reiche" (Matth. 4, 23; 9, 35. Mark. 1, 14) immer deutlicher hervor, daß dieses „Himmelreich" zugleich ein Weltreich ist, weil niemand davon ausgeschlossen sein soll, es vielmehr die Menschheit zu umfangen bestimmt ist. Verfolgt man den Ausdruck „Welt" (mundus, κόσμος) durch die Predigt des Herrn, so gewahrt man, daß es das „Licht der Welt" ist (Joh. 8, 12; 9, 5; 12, 46), das, in wachsender Helle hindurchleuchtend, sich Bahn bricht.

Zwei Bedeutungen des Wortes „Welt" sondern sich klärlich, die ethische und die ökumenische. Im ersteren Sinne wird die „Welt" als Brutstätte der Sündenverbreitung angesehen. Diese Welt bedeutet das Böse als soziale Macht, als herrschende Meinung und geltende „Sitte", wie es durch Menschenfurcht, Verführung, Beispiel, also durch eigentlich ethisch-soziale Kräfte wirksam ist. In diesem Sinne heißt es z. B.: „Wenn die Welt euch haßt, so wisset, daß sie mich zuvörderst gehaßt hat" (Joh. 15, 18); oder: „In der Welt werdet ihr Bedrängnis leiden, vertrauet aber, ich habe die Welt besiegt" (Joh. 16, 33).

Im ökumenischen Sinn aber erscheint das Wort „Welt" gleichbedeutend mit der gesamten Menschheit[4]; „alle Völker" (Matth. 28, 19) ist dann

---

[1] v. Döllinger, Christentum und Kirche (2. Aufl., 1868) S. 28.

[2] Nach kirchlicher Lehre ist aber auch jede spätere gläubige Aufnahme dieser wie jeder Offenbarungswahrheit durch die Gnade Gottes mitbedingt. Wenn nun gefragt würde, weshalb Gott nicht den Zeitgenossen des Herrn die Gnade gab, von vornherein die deutlichste Aussprache jener katholischen Idee gläubig an- und aufzunehmen, so wäre die nächstliegende Antwort wohl diese, daß er eben die allmähliche Entwicklung seines Reiches gewollt habe, das ist eine Entwicklung, in der die naturgemäße Leistungskraft aller individualpsychischen und kollektivpsychischen Faktoren Berücksichtigung erfährt, ja zur Mitwirkung berufen erscheint.

[3] A. a. O. S. 27.

[4] Wir behaupten nicht, daß der beregte Ausdruck im Evangelium nie eine andere Bedeutung habe als eine von den beiden oben erwähnten; er kann auch z. B.

gleichsinnig mit „Erdkreis“ (Matth. 24, 14), mit der „ganzen Welt“ (Matth. 26, 13. Mark. 16, 15). Weil aber die Menschheit selbst es ist, in deren Schoß die soziale Macht des Bösen stets wirksam bleibt, stehen beide Bedeutungen, die ethische und die ökumenische, in engem Zusammenhang und können verbunden erscheinen, wie wenn der Herr „Salvator mundi“, „Welterlöser“ genannt wird.

In der freieren Luft Samarias ist diese große Erkenntnis zuerst aufgegangen, diese schöne und sinnige Huldigung dem Herrn zuerst dargeboten worden (Joh. 4, 42). Ebendamals hatte der Herr auch vorhergesagt, daß der Gegensatz zwischen Garizim und Moria aufhören werde. Damit war ausgesprochen, daß dieser Gegensatz zwischen zwei Brüdervölkern seinem Reiche fern bleiben solle, unausgesprochen blieb aber die allgemeine Völkerverbrüderung, die sein Reich zu bringen bestimmt war.

Klarer aber und immer klarer tritt hervor, daß seine Lehren sich an viele richten, die ihn weder umgeben noch hören, daß sie sich an den Menschen als solchen richten, ohne zu berücksichtigen, welchem Volk und welcher Zeit er angehört.

Wiederholt finden im gleichen Zusammenhang abwechselnd die Ausdrücke „Welt“ und „jeglicher“ Verwendung, so daß die nach Sinn und Umfang gleiche Bezeichnung der gesamten Menschheit nicht zweifelhaft sein kann. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab, damit jeder, der an ihn glaube . . . das ewige Leben habe. Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, daß er die Welt richte, sondern daß er sie rette. Wer immer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet“ . . . (Joh. 3, 16). „Als Licht kam ich in die Welt, auf daß jeder, der an mich glaubt, nicht im Finstern wandle“ (Joh. 12, 46). Und vor Pilatus: „Dazu kam ich in die Welt, um der Wahrheit Zeugnis zu geben; jeder, der aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme“ (Joh. 18, 37). Alle ohne Ausnahme erkürt Christus zu seinen Gefolgsleuten, wenn er an jeden die Aufforderung ihm nachzufolgen richtet (Matth. 16, 24 u. a.), und unermeßliche Scharen müssen den Weg zu ihm finden, wenn er alle Mühseligen und Beladenen zu sich entbietet (Matth. 11, 28). Bedürfte der weite Umfang dieser Worte einer Erläuterung, so fänden wir sie in jedem Bild des gekreuzigten Welt-

---

die Schöpfung bedeuten (Matth. 25, 34). Auch ist hier an die polemischen Ausführungen des hl. Augustinus wider die Donatisten zu erinnern, welch letztere nur den üblen ethischen Sinn gelten lassen wollten. Vgl. *C. Passaglia,* De ecclesia I, 41.

erlösers, in seinen immer und ewig zu weitestem Umfangen geöffneten Armen.

Klarer und immer klarer tritt endlich auch der räumlich und zeitlich unbegrenzte Charakter seines Weltreiches hervor. Sein Reich beherrscht die Weltzeiten, es „umfaßt Himmel und Erde und den ganzen Verlauf der Menschengeschichte von Jesus abwärts"[1]. Mit dem Wiederkommen zum Gericht stellt er den Eintritt von Lohn und Strafe in Aussicht und dehnt so das Geltungsgebiet seiner Gebote und Worte über die äußerste Grenze der Weltzeit aus. Anderwärts hat Christus die Welt den Acker genannt, auf welchem die Aussaat seiner Predigt vor sich geht (Matth. 13, 38). Weil aber der Eintritt der Ernte sich erst mit dem Abschluß der Weltzeit vollzieht (ebd. 39), muß jener Vorgang die Weltgeschichte begleiten und in seinem Ergebnis überdauern. Umgekehrt wird an jener Stelle, wo das jüngste Gericht als Abschluß der Weltgeschichte eingeführt wird, ein Richteramt über alle Völker in Anspruch genommen (Matth. 25, 31 ff.).

Die fortschreitende Entwicklung seines Reiches wird ausdrücklich gelehrt in dem Bilde des zu hundertfältiger Frucht sich mehrenden Kornsamens nebst der Ergänzung von eingestreutem Unkraut (Matth. 13, 3 ff.); dem Bilde des allmählich wirksamen Sauerteiges (ebd. 33. Luk. 13, 21), des beständig wachsenden Senfkornes (Matth. 13, 31. Mark. 4, 30. Luk. 13, 18). Daß diese Entwicklung künftiger Zeiten in unbegrenzte Weltweite hinausstreben werde, ergiebt sich aus den nachstehenden Vorhersagungen: den Juden werde das Reich genommen, ihr Haus wüst gelassen (Matth. 21, 43; 23, 38); Schafe, die nicht aus dieser Hürde seien, sehe der gute Hirt als sein Eigentum an (Joh. 10, 16); weithin in die Heidenwelt „nach dem Aufgang und Niedergang" werde die Heilsbotschaft gelangen (Matth. 8, 11. Luk. 13, 29); „dieses Evangelium des Reiches" solle, müsse (Mark. 13, 10) über den „ganzen Erdkreis" bei „allen Völkern" (Matth. 24, 14) „auf der ganzen Welt" (Matth. 26, 13; Mark. 14, 9) verkündet werden.

Hat der Herr sich deutlich genug über die unbegrenzte Weiterverbreitung und Fortverkündigung seiner Lehre geäußert, so drängt sich wiederum die Frage auf, wie er dafür gesorgt hat. Ehe wir aus den Worten und Thaten des Herrn die Antwort auf diese Frage ablesen, möchten wir daran erinnern, daß nach der Natur der Dinge als

---

[1] v. Döllinger a. a. O. S. 28.

Mittel zu diesem Zweck die soziale Institution eines mehrstelligen, immerwährenden, stellvertretenden Amtes geeignet erscheint.

Da die Weiterverbreitung und Fortverkündigung von Ideen nicht anders betrieben werden kann als durch Schrift oder Wort, der Herr selbst aber die Erde verließ, ohne seine Lehre schriftlich niederzulegen, erübrigt kein anderes Mittel als dieses, Sendboten zu beauftragen. Sie müssen erstens als stellvertretende Lehrer beglaubigt sein. Da es sich um weltweite und immerwährende Verkündigung einer Lehre handelt, muß diese Stellvertretung im stande sein, überallhin zu kommen und immer zu bleiben, sich über die Welt auszudehnen und über alle ihre sterblichen Träger hinaus Bestand zu haben. Die Stellvertreter selbst müssen also zweitens die Befugnis besitzen, andere auszusenden, und drittens müssen sie Nachfolger finden. Da es sich zudem um unveränderte, einheitliche Weiterverbreitung und Fortverkündigung der einen geoffenbarten Lehre handelt, ist es viertens unerläßlich, daß die sämtlichen stellvertretenden Lehrer eine geschlossene Einheit darstellen. Eine solche Einheit ist notwendig eine korporative, die Einheit eines Lehrkörpers; ohne soziale Autorität, zunächst in Sachen der Lehre, wäre eine solche Einheit aber undenkbar, durch eine soziale Lehrautorität aber genugsam gewährleistet. Es scheint also, daß ein stellvertretendes Amt nur dann zu der weltweiten Verbreitung und immerwährenden Fortverkündigung der Lehre Christi geeignet wäre, wenn es die vier nachstehenden Eigenschaften aufweist: ausdehnungsfähige Mehrstelligkeit, unbegrenzte Nachfolgereihe, Gesamtsendung und Gesamtbeglaubigung durch den Herrn selbst, endlich die Bürgschaft für religiös-soziale Einheit in einer weltweiten, immerwährenden, religiösen Autorität, die wiederum der Herr selbst bestimmt und übertragen hat. Ein solches Amt könnte als ein Organ angesehen werden, mit dem sich Raum und Zeit beherrschen, die Weltkirche erbauen ließe.

Nichts ist so bekannt und nichts liegt in den Evangelien klarer am Tage als jener Vorgang, der sich durch das ganze öffentliche Leben unseres Herrn hindurchzieht, mit dem öffentlichen Auftreten des Erlösers anhebt, zielbewußt, stetig fortschreitet und die Beziehungen des Herrn zu seinen Aposteln umfaßt. Dieser Vorgang muß irgend einen großen, wichtigen Zweck haben, und was ist so offenkundig, als daß er mit der Weiterverbreitung und Fortverkündigung der Lehre Christi zusammenhängt? Parallel mit der unmittelbaren Einwirkung des Herrn auf die Zeitgenossen verläuft die Vorbereitung der mittelbaren Fernwirkung

in alle Welt und alle Zukunft hinaus. Das geschieht erst durch die Berufung, dann durch die Erziehung der Apostel, endlich durch deren Einweisung in ein Amt und deren Aussendung in alle Welt.

Hat Christus schon bei der Berufung dieser Jünger, welche sie ihrem bisherigen Berufe entzog, in den Worten, er werde sie zu Menschenfischern machen, angedeutet, daß er sie erkoren habe, einem neuen, religiös-sozialen Berufe zu dienen, so läßt er fürderhin immer klarer hervortreten, daß es sich um ein seine Stelle vertretendes Amt handle. In diesem Sinne muß es verstanden werden, wenn Christus einerseits sagt: „ich bin das Licht der Welt", und: „solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt", anderseits zu den Aposteln spricht: „ihr seid das Licht der Welt". Bestimmter noch wird die Stellvertretung hervorgehoben in Worten, wie diese es sind: „Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf", oder: „Wer euch hört, hört mich und den, der mich gesandt hat" u. s. f. Mit unübertrefflicher Klarheit wird das Amt als die Stellvertretung des Herrn endlich übergeben: „Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch." Im Unterschied aber zu seiner eigenen Sendung, die nach Zeit, Raum, Volk begrenzt sein sollte, stellt die Sendung, welche er erteilt, eine räumlich und zeitlich unbegrenzte Aufgabe.

„Wie er im Begriffe steht, die Erde zu verlassen, da knüpft er in majestätischer, feierlicher Weise an die Sendung, die er den Trägern des von ihm eingesetzten Amtes erteilt, eine Verheißung, die so bestimmt, so unbedingt und so umfassend lautet, daß sie die Magna Charta seiner Kirche geworden ist." „Alle Gewalt ist mir im Himmel und auf Erden gegeben. Darum gehet hin, unterweiset und taufet alle Völker und lehret sie alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende des Weltlaufes." „Solche Worte sind nur einmal zu Menschen gesprochen worden, und sie tönen nun seit achtzehn Jahrhunderten wieder in der Seele jedes Gläubigen."[1] Sie wurden zu sterblichen Menschen gesprochen, stellen aber eine Aufgabe, erteilen einen Befehl von säkularer Ausdehnung, wie sie endlich auch eine Beglaubigung enthalten, die bis an das Ende der Weltzeit fortwährt und fortwirkt. In diesen Worten von blendender Klarheit hat der Heiland den Katholizismus seiner Lehre, seiner Gnade und seines Reiches ausgesprochen und ihn zugleich unauflöslich mit dem Apostolat, dieses

[1] v. Döllinger a. a. O. S. 227.

endlich mit sich selbst verknüpft. Das Apostolat und der Katholizismus verhalten sich demnach zu einander wie Mittel und Zweck, wie Keim und Entwicklungsertrag, wie das Organ der Durchführung zum Plane.

Als der Herr in die ungemessene Weite wie in die tiefste Zukunftsferne seines künftigen Reiches hinausblickte, betete er, daß alle, die „auf das Wort der Apostel hin" an ihn glauben würden, eins seien; er sah eine Hürde unter einem Hirten, bezeichnete diese Einheit als das Merkmal seiner Sendung. Weil er aber seine Sendung der Sendung gleichsetzt, welche er erteilt, muß das Merkmal der Einheit sich auch im apostolischen Wirken finden. Ein mehrstelliger Lehrkörper, der zudem ins Unbegrenzte ausdehnungsfähig erscheint, kann nur dann als Prinzip religiös-sozialer Einheit funktionieren, wenn er das Prinzip aller sozialen Einheit in sich trägt, eine Autorität.

In dem Vorgang, an den wir erinnert haben, der mit der Berufung der Apostel beginnt und bis zu deren Sendung fortschreitet, nimmt eine gesonderte Reihe von Ereignissen die Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese Reihe von Worten und Thaten Jesu richtet sich im gleichen darauf, eine bleibende Verfügung erst vorzubereiten und dann zu treffen. Auch sie beginnt mit der Berufung zu einem neuen, noch künftigen Amt, mit der Berufung des Petrus. Auch sie setzt sich aus Maßnahmen zusammen, die einen vorbereitenden, erziehenden Charakter haben. Auch sie schließt endlich mit der Übertragung des verheißenen Amtes ab, der Übertragung des obersten Hirtenamtes. Als ein solches wird es bezeichnet, in offenbarem Hinweis auf das Hirtenamt Christi und im Anschluß daran: „weide meine Schafe", so daß auch hier die Stellvertretung Christi als Wesenskern des Amtes erscheint.

In den bekannten Worten, welche Christus an Petrus gerichtet hat, sprach der Herr zum erstenmal von der Kirche: „und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen"; mit dem Gefüge eines Bauwerkes wird der soziale Verband der Kirche, mit bauender Thätigkeit die Entstehung der Gemeinde verglichen. Die große Bedeutung dieser Worte ruht zuvörderst darin, daß der Herr ausdrücklich von seiner Kirche spricht. Damit ist nämlich ausdrücklich ausgeschlossen, daß irgend eine Kirche darauf Anspruch erheben darf, „seine" Kirche zu sein, wenn die gedachte Grundlage sie nicht trägt, und es ist ausdrücklich gesagt, daß die immerwährende Verbindung des Felsenfundamentes mit dem Kirchenbau als die eigenste Verfügung des obersten Bauherrn anzusehen ist.

Ein soziales Gefüge mit einem Bauwerk zu vergleichen ist eine durchsichtige Metapher. Die Festigkeit des Fundamentes bewirkt die Festigkeit des ganzen Gebäudes; in der Beziehung des Gebäudes zum Fundament tritt die Abhängigkeit des Ganzen von Einem klärlichst hervor. Überträgt man das auf ein soziales Gefüge, so kann mit der Abhängigkeit aller von Einem nur ein soziales Oberamt gemeint sein. Dem Untergrund im Bauwerk kann im sozialen Gefüge nur ein Oberamt entsprechen. Die soziale Funktion dieses Oberamtes ist aber ferner eine bleibende, sie ist ein säkularer Vorgang, ohne jede geschichtliche Zeitgrenze; denn die absolut verheißene Unüberwindlichkeit ist ebensoviel als unbeschränkte Fortdauer. Das immerwährende Oberamt wird einem sterblichen Menschen verheißen, dieser demnach als der erste Inhaber angesehen, der eine ununterbrochene Nachfolgerreihe eröffnet.

Soll dem baulichen Gefüge um des festen Felsengrundes willen, soll dem sozialen Gefüge um des einheitlichen Oberamtes willen unüberwindliche Widerstandskraft wider Stürme von außen eignen, so muß zuvörderst die innere Einheit des Gefüges in dem gleichen Grunde ihre Gewähr finden. Ein oberstes Amt aber, welches die innere Einheit der Kirche verbürgt, muß religiös-soziale Einheit herstellen und erhalten, kann demnach der religiösen, der Glaubenseinheit wegen nur als oberstes Lehramt, der sozialen Einheit wegen nur als juridische Oberhoheit gedacht werden. Die Binde- und Lösegewalt einerseits, anderseits die Verleihung der Schlüsselgewalt, mit der ein uneingeschränktes Verfügungsrecht gegeben erscheint, wird denn auch keine andere Bedeutung zulassen.

Auch von diesen Herrenworten: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Mächte der Hölle werden sie nicht überwältigen . . .“ u. s. f. — auch von ihnen gilt, was Döllinger von den Schlußworten des Matthäusevangeliums sagt, solche Worte sind nur einmal zu einem Menschen gesprochen worden, und sie tönen nun seit achtzehn Jahrhunderten wieder in der Seele jedes gläubigen Sohnes der katholischen Kirche. Diese Worte sind selbst ein merkwürdig tragfähiges Fundament geworden. Denn diese etwa dreißig Worte tragen die größte Institution der Weltgeschichte, das römische Papsttum.

Auf das immerwährende, monarchisch gefügte Apostolat hat der Herr die Zukunft seiner Sache gestellt. Das besagt aber eine durch alle Jahrhunderte fortdauernde menschliche Mitwirkung.

Wir haben uns auf den historischen Standort gestellt, den der Abschluß der Evangelien uns weist. Von da aus haben wir zurückgeblickt und sahen die erst werdende, nun abgeschlossene Institution des monarchisch gefügten Apostolates als den einzigen Träger der Vollmachten und Verheißungen und Aufträge des Herrn. Wenn wir auf dem nämlichen Standorte in Gedanken verbleibend in die Geschichte der Kirche hinausblicken, so würden wir zunächst ausspähen wollen, wo die ununterbrochene Linie zu sehen ist, welche das fortbestehende und fortwirkende Apostolat in die Weltgeschichte eingezeichnet hat. Oder umgekehrt: wenn wir eine christliche Kirche sehen, übernationalen Wesens, das sich in weltweiter Verbreitung ausprägt, geschlossenster Einheit des Bekenntnisses wie des sozialen Verbandes, eine christliche Kirche, der diese Vorzüge zukommen und von je zukamen lediglich um der Verbindung willen mit einem mehrstelligen und einheitlichen Oberamt, als dessen einziger Rechtsgrund jenes monarchisch gefügte Apostolat angesehen wird, so mag uns die intellektuelle Nötigung zum Bewußtsein kommen, die uns in der römisch-katholischen Kirche jene Kirche sehen läßt, die Christus im Auge hatte, als er von „seiner“ Kirche sprach.

Allein derlei apologetische Abschweifungen wollen wir hier nicht weiter verfolgen, vielmehr zu der Thatsache zurückkehren, die uns als Ergebnis entgegentrat, und die so voll ist von weittragenden Folgerungen, daß nämlich im Apostolat eine immerwährende menschliche Mitwirkung eingeschlossen ist.

Zu staunenswerter Höhe hebt sich die Bedeutung dieser Mitwirkung, wenn wir folgendes erwägen. Wohl giebt der Herr eine große Fülle von Gnaden verschiedenster Art, aber es ist keine darunter, welche nicht auf menschliche Mitwirkung gerichtet, vom rechten Gebrauch der Freiheit abhängig wäre. Wohl gewährt der Herr seiner Kirche Charismen; aber diese sind außerordentliche Mittel, ungewöhnliche Wege. Seine immerwährende und stets gleiche Mitwirkung mit der korporativen Thätigkeit des Apostolats wie der amtlich-individuellen seines Stellvertreters auf Erden beschränkt sich auf das Fortwirken seiner Vollmachten und auf seinen Beistand. Aber es ist einfach unmöglich, daß Vollmachten thätige Kräfte, die geschichtliche Entwicklung bestimmende Mächte in anderer Weise werden als durch die persönliche Thätigkeit ihrer Träger, und jeglicher Beistand setzt eine Thätigkeit voraus, der beigestanden wird. Die weiteren Folgerungen daraus, die uns in der menschlichen Mitwirkung am apo-

stolischen Dienst die eigentliche Triebkraft in der konkreten Entwicklung des Katholizismus zeigen sollen, mögen der folgenden Abhandlung vorbehalten bleiben. Wir schließen hier mit einem Hinweis darauf, daß die unerläßliche Notwendigkeit der immerwährenden menschlichen Mitwirkung eine wunderbare Einrichtung unseres Herrn ist, und daß deren ruhiger Fortbestand durch die Jahrhunderte ein erhebendes Schauspiel gewährt.

Wunderbar im hohen Sinne, wie Gottes eigenste Werke wunderbar sind, dünkt uns die Berufung menschlicher Mitwirkung um der menschlichen Freiheit willen. In der Einsetzung des immerwährenden Apostolats liegt eine immerwährende Berufung zum apostolischen Dienst, ein Appell an die Menschheit. Das „Komm und folge mir nach“ ist ein nie verhallender Ruf. Ob ihm Folge geleistet wird, mag in jedem einzelnen Fall schon durch die bloße Freiheit des Berufenen durchaus unsicher scheinen. Auch das Evangelium enthält Beispiele vergeblicher Berufung. Zu der Erreichung eines absolut notwendigen Zieles wird also ein absolut unsicheres Mittel verwendet; zu der Erreichung eines so hohen und schwierigen Zieles, daß es die ganze Allmacht Gottes zu erfordern scheint, dasjenige zu Hilfe genommen, was sich dem Willen Gottes zu widersetzen vermag.

Aber nicht bloß die Einwilligung kann ausbleiben, auch nach vollzogener Einwilligung giebt es keine Bürgschaft für beständige Treue. Denn nichts ist so wandelbar als der richtige Gebrauch der Freiheit. Und zudem stellt gerade der apostolische Dienst hohe Anforderungen an unwandelbare Treue. Hier eröffnet sich nebenher der Ausblick auf alle Ärgernisse, welche jemals von Männern, die sich zum apostolischen Dienst berufen glaubten oder es wirklich waren, gegeben worden sind. Wo immer sie eintraten, ward aus dem, was ein Mittel sein sollte, ein Hindernis, aus der Mitwirkung eine verhängnisvolle Gegenwirkung. Gewiß, wie der Verrat des Judas den Sieg unseres Herrn nicht hindern konnte, sondern dazu beitragen mußte, daß er herbeigeführt wurde, so läßt jeder Verrat im apostolischen Dienst schließlich so oder anders die siegreiche Sache Christi in hellerem Lichte erstrahlen. Dennoch drängt sich die Beobachtung auf, daß der Herr, indem er freie menschliche Mitwirkung berief, nicht hindern wollte, daß ein Element des Verderbens im Keim der Entwicklung Aufnahme fand. Auch dieses Element hat seine Entwicklungsgeschichte. Vielfache Ärgernisse von furchtbarem Gewicht und von trostlos traurigen Folgen berichtet die Kirchengeschichte.

Man kann ferner darauf hinweisen, daß die individuell-psychischen Verschiedenheiten der aus allen Nationen und allen Ständen aller Nationen zum apostolischen Dienst Berufenen mit allen ihren kulturell-sozialen Voraussetzungen und Wirkungen als eine beständige Gefahr für die Einheit der Kirche erscheinen und als solche wirksam sein müssen. Faßt man dieses und anderes zusammen, so möchte man im Apostolat nach seiner menschlichen Seite ein über alles Maß ungenügendes, ja untaugliches Mittel zum Zweck sehen. Es ist, als ob der Herr im immerwährenden Apostolat ein unübersehbares Spiel von Kräften entfesselte, von denen viele versagen, viele erlahmen; manche sich leidenschaftlich wider einander richten, und manche wider ihn; andere drohen in entgegengesetzte Richtungen auseinanderzufahren, wieder andere streben Sonderzwecke an. . . .

Aber Christi Geist schwebt darüber. Seine Gnade waltet im Apostolat. Er ist seiner Sache sicher.

Und ist es nicht erhebend und trostvoll, so deutlich zu sehen, daß die Entwicklung des Katholizismus durch alle Jahrhunderte hindurch sein Vertrauen auf die Mitwirkung der Menschen aller Jahrhunderte nicht täuscht, daß seine Macht über die menschliche Freiheit sich immer wieder bewährt? Das historische Apostolat besteht aus einer endlosen Reihe opferwilliger Männer, die der Berufung gehorchen und treu bleiben. Generationen um Generationen christlicher Familien folgen aufeinander. Aus ihnen treten Tausende hervor, um ihre ganze Seele und ihr einziges Leben in den apostolischen Dienst Christi und der Menschheit zu stellen. Die Kirchengeschichte zeigt manche von ihnen in hohen, weithin sichtbaren Stellungen, andere in geringen und verborgenen, von Myriaden kennt sie nicht einmal die Namen. Diese unübersehbaren Reihen apostolischer Männer bedeuten nicht bloß einen säkularen Erfolg der Macht Christi über die Herzen der Menschen, sie sind zugleich der freiwillige Beitrag aller Völker zur Fortführung des Erlösungswerkes, eine immerwährende, in ganzen Menschenleben erstattete Danksagung der erlösten Menschheit für die Erlösung. Wem diese huldigende Danksagung persönlich gilt, mag mit den zwei Worten der lateranischen Giebelinschrift gesagt werden:

CHRISTO SALVATORI.

R. von Nostitz-Rieneck S. J.

Die englische Frühgotik.

Ein Beitrag zur ästhetischen Würdigung der englischen Gotik.

Es mögen fünf Jahre verflossen sein, seitdem der Schreiber dieser Zeilen die mittelalterlichen Baudenkmale der britischen Insel besuchte, um durch unmittelbares Studium der Monumente in den Geist und die Gesetze der altenglischen Architektur einzudringen. Seit dieser Zeit hatte er vielfach Gelegenheit, die Eindrücke, welche er damals empfangen, und die Wahrnehmungen, welche er gemacht, vor den Schöpfungen der mittelalterlichen Baukunst Frankreichs, Italiens, Deutschlands, Hollands und Belgiens einer Nachprüfung zu unterziehen. Er muß gestehen, daß dieselbe nicht zu Ungunsten der englischen Kirchenbauten ausfiel. Ihr Resultat war allemal, daß sich in ihm die Hochschätzung vor den großen Erzeugnissen, welche die Architektur auf dem britischen Insellande in vergangenen Tagen geschaffen hatte, von neuem befestigte. Das gilt nicht nur hinsichtlich des normannischen Stils und seiner Schöpfungen, es gilt auch, und zwar in noch höherem Grade, von der englischen Gotik.

Wenn die Gotik irgendwo eine durch und durch eigenartige, eine wesenhaft nationale Kunst geworden ist, dann darf die englische Gotik gewiß vor allen andern Zweigen derselben auf diesen Vorzug Anspruch machen. Nirgends hat der Stil ein so charakteristisches Gepräge erhalten, nirgends hat er in einem solchen Maße seine eigenen Wege eingeschlagen, nirgends ist er von den herrschenden Ideen und Bräuchen so durchzogen und umgemodelt worden, nirgends ist die dekorative Behandlung der Bauten vor der Betonung des konstruktiven Elementes so sehr in den Vordergrund getreten wie gerade in England.

Hier wurde die Gotik nicht wie in Deutschland, Italien, Spanien und Südfrankreich als ein in seiner Hauptsache fertiges System mit fester Tendenz und bestimmten Regeln von Francien eingeführt. Es sind nur die wesentlichen Elemente, die Keime, die über den Kanal herübergetragen wurden. Zu einem System verarbeitet wurden sie erst von den britischen Architekten.

Die Kathedralen, wie sie von der französischen Gotik geschaffen wurden, sind ein allseitig durchgebildeter Organismus, in welchem jedes Bauglied,

ob groß oder klein, um eines bestimmten architektonischen Zweckes willen vorhanden ist. Jedes Glied hat seine Idee, und diese seine Idee ist es, welche seine Stellung und seine Verwendung im Ganzen des Baues regelt. Selbst die Zierformen müssen in ihrer Weise konstruktiven Zwecken dienen, sofern sie die den Baugliedern, bei denen sie angebracht sind, eigentümliche Funktion schärfer und lichtvoller zum Ausdruck bringen sollen.

Anders verhält es sich in der englischen Gotik. Drei Punkte sind es, welche dieselbe charakterisieren. Der erste besteht in einem auffallend zähen Festhalten an dem Bauskelett und den Baumassen des normannischen Stiles, dessen Spuren sich deutlich noch selbst in der Spätzeit des Stiles zu erkennen geben. Zweitens bringt sie die in der französischen Gotik so klar hervortretende Richtung nach oben ebenso wie die in derselben herrschende konstruktive Geschlossenheit und Zielstrebigkeit, welche alles auf das Ganze bezieht und die Gewölbe als innerlich notwendigen und folgerichtigen Abschluß des Baues behandelt, nur mangelhaft zur Durchführung. Dagegen bekundet sich drittens in der ganzen Anlage eine energische Betonung der Horizontalen, ein feiner Sinn für eine lebendige, harmonische Gliederung und Auflösung der Massen und eine ausgesprochene Vorliebe für rein dekorative Zuthaten, infolge deren selbst konstruktive Glieder unter Aufgabe ihrer architektonischen Bedeutung sehr gewöhnlich als bloßes Ornament verwendet werden. Man kann denn auch nicht wohl die Schöpfungen der englischen Gotik schlechthin nach den großen Meisterwerken des Stiles, wie sie etwa in Frankreich oder Deutschland entstanden sind, werten und wägen. Es sind ganz andere Tendenzen, welche ihn auf der britischen Insel und auf dem Festlande beherrschen und in seinen Erzeugnissen zum Ausdruck kommen. Es ist ein verschiedenes künstlerisches und architektonisches genus dicendi. Die kontinentale Gotik sucht durch ein festgeschlossenes, in strenger Logik aufgebautes, lebendig aufstrebendes, die Massen gleichsam vergeistigendes System, die englische durch naturwüchsige Kraft und Wucht im Verein mit ansprechender Anordnung, gefälliger Verteilung und glänzender Dekoration der Baumassen zu wirken. Dort herrscht begeisterter Schwung, der den Beschauer mit sich fortreißt, vor, hier unwillkürlich fesselnde, ruhige Würde.

Fragt man freilich, welches Ziel höher stehe, das der festländischen oder das der englischen Gotik, so bedarf es gewiß keines langen Nachdenkens, welcher von beiden die Palme gebühre. Allein daraus folgt nicht auch schon das gleiche für deren einzelne Schöpfungen. Es giebt eine

Reihe von englischen Kathedralen, welche sich hinsichtlich ihrer Gesamtwirkung kühn neben ihre Schwestern auf dem Kontinent stellen dürfen, obschon sie ihr Streben nicht zu den lichten Höhen richten, zu welchen sich diese zu erschwingen suchen. Ebensowenig berechtigt jener Vorrang, nur eine Gotik etwa von der Art der französischen und deutschen als allein zulässig zu bezeichnen und die englische als Abfall von der Tendenz des lautern Stiles zu brandmarken. Man darf nicht außer acht lassen, daß die Schönheit der reinen Form und der strengen Gesetzmäßigkeit, wie sie der frühen festländischen Gotik eigen ist, zuletzt doch nur für verhältnismäßig wenige nach ihrer ganzen Tiefe verständlich und erfaßbar ist. Eine gefällige Raumverteilung, eine harmonische Gliederung der einzelnen Bestandteile eines Baues und ein edler, wohlangebrachter Schmuck wird auch der großen Menge sich leicht erschließen. Das Gotteshaus ist aber ebensosehr für die Masse des Volkes wie für die weit kleinere Zahl auserwählter Ästhetiker da. Wirklich nimmt darum auch selbst in der festländischen Gotik in dem Maße das dekorative Element zu, je mehr sie von der Höhe zum Volke herabsteigt. Man vergleiche doch nur einmal das Bild, welches die französische oder die deutsche Gotik in ihrer Frühe und in ihrer Spätzeit gewährt.

Die geschilderten Eigentümlichkeiten des englischen Stiles treten am stärksten in dessen Jugendzeit in die Erscheinung, d. i. bis etwa zum letzten Viertel des 13. Jahrhunderts. Dann gewinnt für eine Weile die französische Gotik größeren Einfluß und führt zu einer Annäherung an die kontinentale Bauweise. Scharf treten aber die nationalen Eigenarten wieder hervor, als mit dem Aufhören des unsichern Schwankens und Hin- und Hertastens das englische Element von neuem die Oberhand erhält. Die englische Spätgotik ist fast noch nationaler als die Frühgotik, wenngleich weniger edel.

I.

Die englischen Kunsthistoriker scheiden die Gotik ihres Vaterlandes gewöhnlich in den *lancet*, den *decorated* und den *perpendicular style*. Andere teilen den decorated style in den *geometrical* und *curvilinear* oder *flowing*. Die Einteilung beruht auf der Verschiedenheit der Fensterbildung. Der lancet style umfaßt die Periode der englischen Gotik, da die Fenster noch lange, maßwerklose, in überspitzem Bogen schließende Wanddurchbrüche darstellten. Der decorated style bezeichnet die Ent-

wicklungsphase, da sich die Fenster mit geometrisch gebildetem (geometrical) oder unregelmäßig gekrümmtem, wellenartig fließendem (curvilinear, flowing) Maßwerk füllten. Der perpendicular style führt seinen Namen von dem Umstand, daß in dem Stabwerk der Fenster die starre Vertikale die Herrschaft hat.

Die Bildung der Fenster ist nicht das einzige Charakteristikum der verschiedenen Entwicklungsstadien der englischen Gotik. Viel wesentlicher sind die Verschiedenheiten, die sich in denselben hinsichtlich der Konstruktion, der Gliederung des Aufbaues, der stärker oder schwächer zum Ausdruck gebrachten Aufwärtsbewegung, des Wechsels in der Formensprache und dem Ornament geltend machen. Es sollten daher an sich diese Eigentümlichkeiten und nicht die Art der Fensterbildung der Ausgangspunkt für die Einteilung des Stiles sein. Allein es handelt sich bei ihnen um Dinge, die durchweg eine tiefere Kenntnis des letztern und eine schärfere Beobachtung voraussetzen und obendrein sich schwer oder kaum in eine knappe, allgemein verständliche Formel bringen lassen, während die Eigenart der Fensterbildung nicht nur selbst dem Laien in die Augen fällt, sondern auch die verschiedenen Stilperioden in der That trefflich charakterisiert. Alle andern Veränderungen des Stiles gehen nämlich mit dem Wandel in der Umgestaltung der Fenster nicht nur parallel, es ist auch durchweg dasselbe Gesetz und dieselbe Anschauung, welches dort wie hier den Gang der Entwicklung bestimmt und leitet.

Es kann daher unbedenklich die Einteilung in den lancet, den decorated und perpendicular style als zweckmäßig bezeichnet werden. Dagegen empfiehlt es sich nicht, die zweite Periode noch weiter in den geometrical und den flowing style zu scheiden, nicht nur, weil es schwer ist, hier eine genügend bestimmte Grenze festzustellen, sondern auch, weil das streng geometrische Maßwerk sich nur sehr kurze Zeit der Pflege erfreut hat. Es wurde aus der französischen Gotik fast nur herübergenommen, um alsbald zum flowing zu werden.

Eine andere Einteilung der englischen Gotik sieht von inneren Merkmalen ab und scheidet dieselbe lediglich nach der Zeit in das f r ü h e, das m i t t l e r e und das s p ä t e Englisch. Hierbei stellt das frühe Englisch den ursprünglichen, reinen Stil dar; das mittlere Englisch zeigt ihn uns durch den Einfluß der festländischen Gotik ins Schwanken gebracht; das späte Englisch bezeichnet den eigenartigen, durchaus nationalen Stil, der sich aus dem Mischstil der zweiten Periode heraus gestaltete.

Sieht man genau zu, so unterscheidet sich die letztgenannte Einteilung von der ersterwähnten mehr dem Namen als der Sache nach. Denn die Zeit des early English ist auch die Zeit des lancet, der decorated style fällt, weil dessen Frucht, zusammen mit dem Eindringen ausländischer Stilelemente, und die Periode des perpendicular ist zugleich die Periode des late English.

Es ist auffällig, wie rasch sich der Übergang vom normannischen Stil zum early English vollzog. Er steht in der Geschichte vielleicht ohne Gegenstück da. Das 1174 vollendete Langhaus der Kathedrale von Ely und das 1193 fertiggestellte Langschiff der Kathedrale von Peterborough sind noch durch und durch normannische Bauten. Dagegen sind schon die Vorhalle der Kathedrale von Ely (vor 1215), der vom hl. Hugo († 1200) begonnene Chor der Kathedrale von Lincoln, der 1218 geweihte Chor der Kathedrale von Worcester und der von Bischof Lucy (1189—1204) erbaute östliche Teil der Kathedrale von Winchester durchaus frühenglische Bauten.

Freilich ersteht schon zwischen 1174 und 1185 auf englischem Boden ein großartiger gotischer Bau, der Chorbau der Kathedrale von Canterbury, die Schöpfung Wilhelms von Sens und Wilhelms „des Engländers“. Allein es ist keine englische Gotik, die uns in demselben entgegentritt. Der Chor ist eine durch und durch französische Arbeit. Nur in dem von Wilhelms von Sens Nachfolger aufgeführten östlichen Teile, der sogen. Trinity chapel und Becket's crown, machen sich im Ornament einige englische Motive bemerklich, ohne daß dieselben jedoch den Charakter des Baues wesentlich veränderten.

Auch zwei andere, mit gotischen Elementen stark durchsetzte Bauten, welche bald nach der Vollendung des Chores von Canterbury entstanden, der Rundbau der Templerkirche in London und die Westjoche der Kathedrale von Chichester, tragen, soweit sie gotisch sind, entschieden französisches Gepräge.

Eine die Richtung bestimmende Einwirkung auf den Gang der Entwicklung und einen vorbildlichen Einfluß hat keines der drei Bauwerke ausgeübt, alle drei blieben ohne unmittelbare Nachahmung; ebensowenig scheint sich an ihnen eine Architektenschule herangebildet zu haben. Ihre Bedeutung besteht höchstens darin, zur Einwölbung des Mittelschiffes angeregt und den Weg gezeigt zu haben, wenngleich sie nicht einmal in dieser Beziehung schlechthin vorbildlich wurden. Ein sechsteiliges Gewölbe, wie

es uns zu Canterbury im Werk der beiden Wilhelme begegnet, finden wir nur noch im Querhaus der Kathedrale von Lincoln und im Chor der Kathedrale von Rochester wieder. Für letztern war unzweifelhaft die Gewölbeanlage im Chorbau des nahen Canterbury Vorbild, für ersteres ist das indessen fraglich. An beiden Stellen sind aber die Gewölbe keineswegs eine bloße Wiederholung der Einwölbungsweise, welche zu Canterbury angewandt wurde; sie sind vielmehr konstruktiv und formal entschieden im Sinne des early English behandelt. Zu Lincoln hat man ihnen sogar die spezifisch frühenglische Scheitelrippe, eine horizontale Rippe, welche die Schlußsteine der einzelnen Gewölbejoche miteinander verbindet, eingefügt.

Es hat lange Zeit gedauert, bis die englischen Architekten zur Einwölbung des Mittelschiffes übergingen. Es wurde ihnen ersichtlich schwer, die normannische Gepflogenheit, dasselbe mit flacher Decke oder dem offenen Dachstuhl abzuschließen, mit einer andern zu vertauschen. Nicht nur war der Chorbau des hl. Hugo zu Lincoln noch nicht auf Gewölbe angelegt, selbst im 13. Jahrhundert entstehen noch eine Reihe bedeutender Kirchen, bei welchen die alte Eindeckungsart beibehalten ist, so die mächtigen Abteikirchen von Byland, Witby, Herham und die Kathedrale von Ripon, während man sich in dem gewaltigen dreischiffigen Querhaus der Kathedrale von York mit Scheingewölben aus Holz begnügte, falls hier überhaupt eine Eindeckung von Anfang an beabsichtigt war.

Aber auch da, wo man die Gewölbe aus dem französischen System herübernimmt, geschieht das nicht ohne eine wesentliche Änderung. In der englischen Frühgotik stehen dieselben mit den Wandungen nur in einem losen Zusammenhang. Sie scheinen wie zwischen dieselben eingeschoben. Nirgends gehen die Dienste, auf denen die Gewölbeansätze ruhen, bis zum Kapitäl der Schiffspfeiler und noch viel weniger bis zum Boden herab. Im besten Falle reichen sie bis unterhalb der Galerie, die sich über den Schiffsarkaden hinzieht, um dort im Zwickel der Scheidbogen auf einer in der Wand angebrachten Konsole abzusetzen. In andern aber beginnen die Gewölbestützen erst oberhalb der Galerie. Es vermöchten übrigens die Gewölbedienste auch unmöglich auf den Kapitälen der Schiffspfeiler Platz zu finden, da schon die Mauer des Hochschiffes dieselben vollständig füllt. Es ist das ein Erbe aus normannischer Zeit und charakteristisch für die englische Gotik. Bei den Bauten der französischen Gotik beträgt die Stärke der Mauer etwa die Hälfte oder sogar weniger von derjenigen der Schiffspfeilerkapitäle.

Man hat eben in Francien die Konsequenzen des gotischen Rippenkreuzgewölbes gezogen, indem man die Stellen der Hochschiffmauer, auf welche der Gewölbedruck übergeleitet wurde, im Innern mit Diensten, im Äußern mit einem kräftigen Strebewerk versah. Infolgedessen konnte man die Mauer selbst erheblich dünner und leichter halten und insbesondere der Wand zwischen den Gewölbediensten den Charakter einer bloß verbindenden Füllmauer geben.

Die englischen Architekten konnten sich dagegen nicht entschließen, mit der Preisgabe des offenen Dachstuhles oder der flachen Holzdecke auch auf die Mauermassen der normannischen Bautraditionen zu verzichten und mit dem Gewölbe aus der französischen Gotik auch das ausgebildete Strebesystem und alle sonstigen Folgerungen herüberzunehmen. Die Mauern behalten dieselbe Mächtigkeit und Wucht, welche ihnen im normannischen Stile eigneten. Die Verstrebungen aber sind mehr Ansätze zu Gewölbewiderlagern als wirkliche, energisch auftretende Widerlager, so unbedeutend und schwächlich treten sie auf. Gewöhnlich pflegen sie sich sogar unter die Dächer der Seitenschiffe zu verkriechen. Seinen Grund hat das freilich zum Teil in der geringen Höhe des Mittelschiffes, welche ein kräftig auftretendes Strebesystem als unnötig erscheinen lassen mochte. Indessen liegt die Hauptursache für seine mangelhafte Ausbildung unzweifelhaft in der Beibehaltung einer Mauerstärke, wie sie der normannische Stil zur Anwendung gebracht hatte. Bei solchen Wandungen mußten Strebepfeiler und Strebebogen konstruktiv als überflüssig erscheinen und zur bloßen Dekoration der Außenflächen und zu vertikalen Teilungsgliedern der sich lang dahinziehenden Außenseiten herabsinken.

Die englischen Architekten haben ersichtlich kein tieferes Empfinden für die strenge Gebundenheit und das Wesen des gotischen Gewölbesystems gehabt. Sie hätten sonst entschieden seine Konsequenzen gezogen. Es war das Gewölbe für sie, wie alles andere, vornehmlich ein Dekorationsmittel. Daher denn auch, daß kaum nachdem man den Gewölbebau zur Eindeckung des Mittelschiffes eingeführt hatte, das schlichte Kreuzrippengewölbe durch das malerischere fächerartige ersetzt wurde. Schon das Langhaus der Kathedrale von Lincoln, welches zwischen 1209 und 1235 errichtet wurde, weist bereits diese Fächergewölbe auf (Fig. 1). Zu den drei Rippen des gewöhnlichen Kreuzgewölbes, dem Quergurt und den beiden Diagonalen sind hier vier weitere hinzugekommen; gleichzeitig haben alle Rippen dasselbe Profil und dieselbe Stärke erhalten. Obendrein ist durch den Scheitel

des Gewölbes eine horizontale Scheitelrippe gezogen, auf welche sich alle dem Schiffe zugekehrten Rippen zuschwingen, um in dichtgedrängten Schlußsteinen in ihr zu enden. Nichts beweist besser die Tendenz der englischen Gotik, als daß sie so rasch die lebens- und bewegungsvollen, durch den Schwung der Linien wie den klaren Verlauf der wirkenden Kräfte gleich ausgezeichneten Kreuzgewölbe mit den starren und durch die gerade Scheitellinie an jedem frischen Aufstieg gehinderten, durch die Häufung der Rippen und reichverzierter Schlußsteine aber ungemein glänzenden Fächergewölben vertauschte. Es war nicht das aufwärts strebende Leben, was die britischen Architekten im Bau zu verkörpern trachteten. Ihr Sinn ging auf dekorative Behandlung desselben hinaus. Dieser Absicht mußte alles dienen, selbst das Gewölbe. Daß darüber die Klarheit der Struktur desselben verkümmerte, die Funktion der Rippen verdunkelt wurde, die Kappen fast zu flachen, aus langen Steinpfosten zusammengefügten Füllungen herabsanken und das Gewölbe zu einer Art von Spitzbogentonne wurde, ließ sie unberührt.

Fig. 1.
System der Kathedrale zu Lincoln.

Um übrigens zu dem so auffallend schnellen, wie über Nacht gekommenen Wechsel des Geschmackes und Stiles zurückzukehren, so darf nicht außer acht gelassen werden, daß unsere Kenntnis von dem Stand der englischen Architektur in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine recht unvollkommene ist. Eine ganze Reihe von Monumenten dieser Zeit sind im Sturm der sogen. Reformation vernichtet worden, und zwar ganz besonders diejenigen, in denen sich die Keime des neuen Stils vor allem entwickelt haben werden, die Cistercienserkirchen, deren in England damals eine beträchtliche Anzahl entstanden. Andere mögen im spätern Mittelalter in perpendikularem Stile umgestaltet worden sein. Jedenfalls ist die frühenglische Gotik nicht urplötzlich wie ein Meteor aus dem Dunkel des normannischen Stiles aufgetaucht.

Wirklich finden sich bereits in den normannischen Bauten seit der Mitte des 12. Jahrhunderts vereinzelt Elemente des early English. Freistehend um den Pfeiler gestellte Säulchen treffen wir z. B. schon in dem

Digitized by Google

Langhaus der Kathedrale von Rochester, den Spitzbogen in den Abteikirchen Malmesbury, Fountains u. a. m. Rippengewölbe sind in den Seitenschiffen nicht selten, wobei allerdings die Profile der Rippen einen ganz andern Charakter haben, als er ihnen später im frühenglischen Stile eignet. Eine Profilierung der Laibungen der Schiffsarkaden, welche sich schon merklicherweise dem early English nähert, begegnet uns bei den zwei westlichen Jochen des Langschiffes der Kathedrale von Worcester. Dazu kommt, daß die Bauten des spätnormannischen Stiles schon in hohem Maße das Herbe und Harte des früheren Stiles abgestreift haben und um mehrere Grade leichter und lichter geworden sind als die normannischen Kathedralen aus dem Beginn des 12. Jahrhunderts. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem massiven Querbau der Kathedrale von Winchester oder dem gleichartigen Langhaus von Durhamabbey und den Kathedralen von Peterborough, dem Langschiff der Kathedrale von Ely und Althamabbey und dem Chorbau von Ranseyabbey mit ihrem flotten Aufstieg und ihrer reichen dekorativen Gliederung. Es bedurfte unverkennbar fast nur der Änderung der Formensprache, und das early English war gegeben. Endlich darf nicht außer acht gelassen werden, daß das Schema, wie es uns im Grundriß und im Aufbau der spätnormannischen Kathedralen entgegentritt, in seinen Grundlinien genau das der frühenglischen Bauten ist.

Es ist freilich richtig, einen Übergangsstil, wie er auf dem Festlande den romanischen Stil und die Gotik verbindet, giebt es in England nicht. In gewissem Sinne bedeutet sogar das early English einen Rückschritt, sofern es auf die halbkreisförmige, den polygonen Abschluß vorbereitende Apsis verzichtet und, was noch bedeutungsvoller ist, die im spätnormannischen Stile sich findenden Ansätze zur Einwölbung des Mittelschiffes und einer schärfer betonten Aufwärtsbewegung preisgiebt. Einen Übergang hat es aber gegeben. Die Elemente der frühenglischen Gotik waren, wenn auch zerstreut, schon eine Weile vor dem Auftreten des early English vorhanden, das im Grund nur eine Krystallisierung eben dieser Elemente ist. Auffallend und bislang nicht genügend klargestellt ist nur, daß letztere so rasch und scheinbar so unvermittelt sich vollzog. Ob sie durch den Wunderbau der beiden Wilhelm zu Canterbury angeregt wurde, ob sie auf St. Hugo von Lincoln und seinen Baumeister Geoffroy von Noyers zurückzuführen ist, oder ob von jenseits des Kanals herübergetragene neue Ideen sie veranlaßten? Die Antwort steht noch aus.

Die Blütezeit des early English fällt in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. Seinen Höhepunkt erreicht der Stil gegen Ende des zweiten Viertels. Die Zeit, welche der Eroberung der britischen Insel folgte, scheint zurückgekehrt. Ja es beginnt ein Schaffen, wie es damals sich nicht im entferntesten bethätigt hatte. Von den schottischen Grenzen bis nach Kent, von Wales bis zur Ostküste tritt ein rastloses Arbeiten hervor, regt sich die Kelle, fügt sich Stein zu Stein, Pfeiler zu Pfeiler. Hier ist es nur ein kleiner Bau, da eine riesige Kathedrale, die aus dem Boden aufsteigt; in Durham fügt man dem Chor die einzig dastehende Kapelle der „Neun Altäre" zu und giebt ihm zugleich ein mit allen Elementen des early English verziertes Gewölbe. In Lincoln wird dem Chor des hl. Hugo der Querbau und das Langhaus, in Peterborough der normannischen Kathedrale die ebenso eigentümliche wie großartige Vorhalle angebaut. Zu Ely erneuert Bischof Hugo (1229—1254) den Chor in edelstem Frühenglisch, zu Wells ersteht unter Bischof Joceline (1206—1242) das Langhaus mit seiner in England beispiellos prächtigen Fassade. Yorks Kathedrale erhält ihr imposantes Querschiff, das auf der britischen Insel seinesgleichen nicht hat, Beverley sein Münster, eine der vortrefflichsten und edelsten, jedenfalls aber die stimmungsvollste gotische Kirche auf britischem Boden, Salisbury seine Kathedrale, der einzige unter den noch bestehenden Bauten des early English, welcher in seinen wesentlichen Teilen in diesem Stile zum vollen Ausbau kam. Aus etwas späterer Zeit ist bloß die Westfassade und der Vierungsturm. Zu London wird der Templerkirche das zierliche, hallenartige Langhaus angefügt. Und alle diese und noch manche andere größere und kleinere Bauten erstehen merkwürdigerweise unter der in sonstiger Beziehung keineswegs glücklichen und segensreichen Regierung Heinrichs III., der selbst, freilich in ausgesprochen französischem Stile — übrigens eine Ausnahme in dieser Zeit —, Chor und Querbau der Westminsterabbey neu errichten ließ.

Als Typus eines Baues des reinen early English pflegt man die Kathedrale von Salisbury hinzustellen. Sie kann in der That als solcher gelten, nur darf man sie nicht auch als die künstlerisch vollendetste Schöpfung des Stiles ansehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die frühenglischen Teile der Kathedrale von Ely an Adel und Durchbildung der Profile und Kapitäle und das Langschiff der Kathedrale von Lincoln sowie der Chor des Münsters von Beverley an harmonischer Durchbildung des Aufbaus die Kathedrale von Salisbury nicht wenig über-

ragen. Es fehlt ihr sogar fast ganz ein sonst bei den Bauten des early English so häufiges Element, die Brechung und Belebung der Wandflächen mittelst schlanker, aus überspitzen Lancetbogen gebildeten Blendarcaturen. Auch die übrigen dekorativen Mittel des Stiles sind spärlicher bei ihr zur Anwendung gekommen als bei andern Bauten. Aber bei allem dem hat die Kathedrale einen unschätzbaren Vorteil. Sie ist ein Werk aus einem Guß, ist von Anfang bis zu Ende die Verkörperung einer und derselben Bauidee, ist eine ganze, eine völlig zu Ende geführte Schöpfung der frühenglischen Gotik, nicht ein bloßes Fragment. Von ihr können wir daher lernen, wie sich die Architekten des early English ihre Kathedralen gedacht haben.

Der Bau der Kathedrale begann unter Bischof Richard Poore (1217 bis 1228) im Jahre 1220 bei Gelegenheit der Übertragung des Bischofssitzes von Old Sarum nach Salisbury. Nach Old Sarum war derselbe 1078 von Sherborne gekommen.

Zu Salisbury bestand keine Kathedrale. Es mußte deshalb anstatt der normannischen Kathedrale zu Old Sarum, die gegenwärtig in Ruinen daliegt, eine neue gebaut werden. Es war für den Bau ein Glück, daß es sich um einen völligen Neubau und nicht um einen Weiterbau, Vergrößerungsbau oder Umbau handelte. Wir hätten sonst schwerlich das einheitliche Werk, das jetzt vor uns steht. Richard Poore soll Werkleute von der andern Seite des Kanals nach Salisbury haben kommen lassen. Im Bau findet diese Angabe keine Bestätigung. Höchstens, daß sich in der Bildung der Gewölbekappen ein Anklang an französische Weise kundgiebt. Im übrigen ist er frühenglisches Werk von reinstem Wasser. Von Vorteil war es für den Fortschritt des Unternehmens, daß die Gelder reichlich zum Bau flossen. Noch nicht vierzig Jahre nach der Grundsteinlegung, und die Kathedrale stand so weit fertig da, daß in Gegenwart Heinrichs III. 1258 ihre Einweihung vorgenommen werden konnte. Die Fassade wurde beim Ausgang der Herrschaft des early English und beim Beginn der zweiten Periode der englischen Gotik hinzugefügt. Der Ausbau des Mittelturmes erfolgte im 14. Jahrhundert.

II.

Die Kathedrale von Salisbury ist ein höchst bedeutender Bau. Ihre Länge beträgt 144 m; ihre Breite beläuft sich im Langhaus auf 30 m, im westlichen Querschiff aber auf 70 m.

Betrachten wir ihren Grundriß (Fig. 2), so muß notwendig dessen Verwandtschaft mit dem Grundriß der normannischen Kathedralen auffallen. Hier wie dort der Zentralturm, von welchem nach Westen das weit sich hinziehende Langschiff, nach Osten der nicht minder lange Chor, nach Süden und Norden die beiden Arme des Querhauses ausstrahlen.

Freilich fehlt es nicht an einer teilweisen Um- und Weiterbildung des Grundrisses. Der Bau ist um ein zweites, kleineres Querschiff, das sich in den Chor hineinschiebt, und um eine Kapelle am Ostende, die sogen. Lady-chapel, Muttergotteskapelle, bereichert worden. Außerdem hat er statt des halbrunden einen geradseitigen Abschluß erhalten.

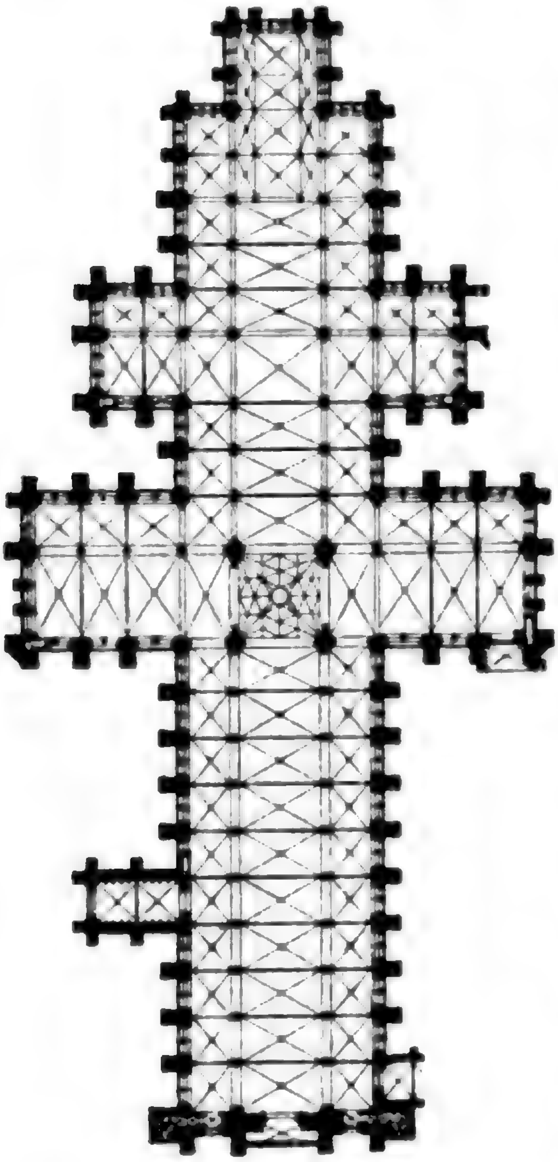


Fig. 2.
Grundriß der Kathedrale von Salisbury.

Übrigens ist weder das eine noch das andere etwas völlig Neues. Denn eine Art zweiten Querschiffes und eine Kapelle am Chorhaupt begegnen uns bereits in dem 1174 durch eine Feuersbrunst vernichteten Bau Anselms von Canterbury. Eine Kapelle hinter der Apsis besaß ferner die Kathedrale von Gloucester. Selbst der geradlinige Abschluß stellt nicht einmal eine völlige Neuerung dar, da er, von kleinen Kirchen abgesehen, schon bei der Kathedrale von Oxford auftritt. Für das early English empfahl er sich vor einem polygonen wegen der ungemeinen Länge und der geringen Höhe des Chores, bei der ein polygoner Abschluß eine zu schwächliche Wirkung gehabt haben würde. Er ist freilich nicht das mächtige Finale, in dem der Rhythmus des Langhauses in den französischen Kathedralen ausklingt, der Brennpunkt, worin sich alle Horizontalbewegung des Baues zusammenfindet. Allein er paßt vortrefflich zu der verständigen Behäbigkeit und der ruhigen Pracht der englischen Bauten. Man stelle sich nur einmal an das Westende der Kathedrale von Salisbury und lasse das

endlos lange Schiff mit seiner geraden Schlußseite auf sich wirken, und man wird finden, in wie glücklichem Verhältnisse dasselbe zum Langbau steht. Der einzige Bau, welcher im Polygon endet — von Westminsterabbey natürlich abgesehen —, ist die Kathedrale von Lichfield. Es handelt sich hier indessen um eine Schöpfung aus der zweiten Periode der englischen Gotik. Obendrein darf man fragen, ob nicht auch zu Lichfield ein gerader Abschluß etwa mit mächtigem Westfenster, ähnlich wie es zu Lincoln, Tintern, Carlisle angewandt ist, statt des winkeligen Abschlusses wirkungsvoller gewesen wäre.

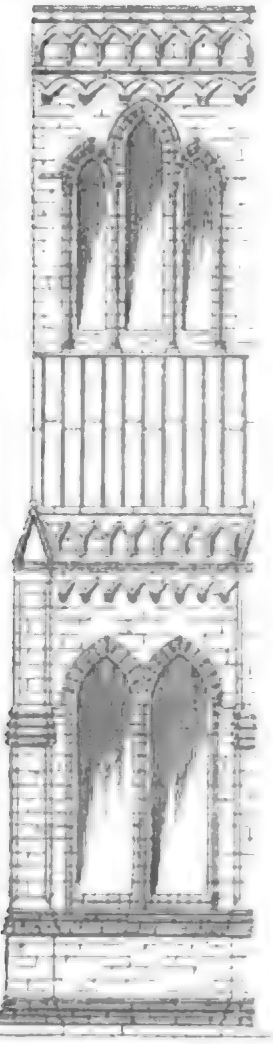


Fig. 3.
Äußeres System der Kathedrale von Salisbury.

Das zweite Querschiff hat seine Entstehung wohl ästhetischen wie praktischen Rücksichten zu verdanken. Man wollte, wie es scheint, die Chorpartie malerischer gestalten und zugleich Kapellen für Altäre schaffen. Nichtsdestoweniger kann der zweite Querbau nicht gerade als die beste Bereicherung des Bauschemas bezeichnet werden. Es ist kein aus dem Bau hervorwachsendes Glied, sondern ein willkürlich in denselben hineingeschobenes Element. Statt die lange Chorflucht in wirksamer Weise zu unterbrechen, läßt er den Beschauer ihre endlose Ausdehnung erst recht fühlen. Dazu stört und schwächt er in unangenehmer Weise die kräftige Wirkung des Zentralturmes, welcher infolge des doppelten Kreuzschiffes nun nicht mehr als der eine Mittelpunkt erscheint, von dem alle Kraft und alles Leben in dem Bau ausgeht. Eine gewisse malerische Wirkung läßt sich freilich der Anordnung nicht absprechen, und diese ist es denn auch unzweifelhaft gewesen, welche den Baumeistern des early English eine gewisse Vorliebe für die beiden Querschiffe einflößte. Am günstigsten gestaltet sich die Sache da, wo die zweite Kreuzanlage nicht als ausgebildeter Querbau, sondern in Form niedriger kapellenartiger Ausbauten auftritt, wie zu Wells.

Was den äußern Aufbau anlangt (Fig. 3), so ist die Kathedrale von Salisbury wie alle ihre Schwestern ungemein schlicht. Von dem Äußern der normannischen Kathedralen unterscheidet sich derselbe fast nur durch den Mangel eines zweiten Geschosses bei den Seitenschiffen und den Spitzbogen, der überall den Rundbogen verdrängt hat. Ein

Strebesystem, wie man es bei der Mächtigkeit des Baues erwarten sollte, fehlt. Die Strebepfeiler, welche den Seitenschiffen vorgelagert sind, steigen nur bis zum Gesimse des Daches, wo sie sattelförmig enden. Sie sind von mittlerer Stärke und weisen über dem treppenförmig gegliederten Sockel eine dreifache merkliche Verjüngung auf. Die Wasserschläge, welche dieselben vermitteln, sind jalousieartig abgestuft. Die Schrägen, welche in Dachform den Strebepfeiler abschließen, weisen eine schindelartige Gliederung auf.

Im Oberbau entsprechen den Streben des Unterbaues schlichte Mauerstreifen, welche nach oben in einem unterhalb des Gesimses sich hinziehenden Zackenfries verlaufen. Die Gewölbewiderlager des Hochschiffs sind unter dem Dach der Seitenschiffe so gut wie ganz verborgen. Nur vereinzelt haben sich schwache und wenig verzierte, aber steil ansteigende Schwibbogen unter demselben hervorgewagt, nicht gerade zum Vorteil des Baues, da hierdurch erst recht das Fehlen eines entschiedenen Strebesystems in die Augen fällt.

Das Langhaus und der Chor besitzen zwei Fensterreihen, eine in den Seitenschiffen, die andere im Hochschiff. In den Seitenschiffen kommen auf jedes Gewölbejoch des Innern zwei hohe, dicht nebeneinandergestellte Lanzettfenster. Die Profilierung ihrer Wandungen und Laibungen ist höchst einfach, da sie nur aus doppelter Abschrägung mit trennendem Plättchen besteht. Säulchen, wie sie sonst fast regelmäßig im early English den Fensterwandungen vorgelagert sind, mangeln hier. Nicht fehlt dagegen der in der englischen Gotik unvermeidliche dripstone (Traufstein, Kranzleiste), ein der Bogenform des Fensterabschlusses folgendes Gesimse. Im Hochschiff sind je drei Lanzettfenster, ein höheres mittleres und zwei niedere seitliche, zu einer Gruppe zusammengestellt. Hier sind die Säulchen an den Wandungen nicht vergessen. Sie bringen Wechsel und Leben in die Fenster.

Bemerkenswert ist, daß die Fensteröffnungen, gerade wie unter der Herrschaft des normannischen Stiles, hart an der Außenwand am engsten sind und sich nach innen zu stetig erweitern. Es ist das eine für England mit seinen Nebeln sehr praktische Einrichtung, daß dem Licht vollster Einlaß ermöglicht wird.

Die Stirnseiten der beiden Querbauten sind durch kräftige Gesimse in drei breite Horizontalstreifen geteilt. Der untere derselben, welcher den Abseiten des Langhauses entspricht, ist sowohl beim westlichen wie beim östlichen Querschiff von drei hohen Lanzettfenstern durchbrochen, während im zweiten, welcher mit der im Innern über dem Untergeschoß des Schiffes sich hinziehenden Galerie in derselben Höhe liegt, sechs zu

zwei und zwei unter einem Verbindungsbogen zusammengestellte Fenster die Lichtzufuhr zum Innern vermitteln. Der dritte Streifen, der sich in der Flucht des Lichtgadens befindet, wird bei dem kleinern östlichen Querbau durch eine Gruppe von drei Lanzettfenstern belebt, während er im größeren westlichen Querbau ähnlich wie das zweite Geschoß desselben sechs paarweise miteinander verbundene Fenster aufweist. Die Giebel, welche von zwei flott aufsteigenden Türmchen flankiert sind, enthalten eine Gruppe von drei Lanzettfenstern, deren mittleres über die beiden andern hoch hervorragt, bezw. zwei zweiteilige Fenster mit darüber angebrachtem Rade.

Die Disposition der Schmalseiten der Querschiffe ist ausgezeichnet. Sie sind ungemein harmonisch gegliedert, haben eine zwar ruhige, aber entschieden zum Ausdruck kommende Aufwärtsbewegung und sind, last not least, ein vortrefflicher Spiegel der inneren Raumverteilung. Sie gehören unstreitig zu den besten und edelsten Partien des Baues.

Interessant ist es, die Übereinstimmung wahrzunehmen, welche zwischen den Schmalseiten der beiden Querschiffe und den Stirnseiten des Querhauses der normannischen Kathedralen hinsichtlich des ganzen Aufbaus besteht. Hier wie dort gewahren wir die dreiteilige Horizontalgliederung, die Dreizahl in der Anlage der Fenster und die Flankiertürmchen des Giebels. Es fehlen nicht einmal an der Schmalseite des westlichen Querbaues der Kathedrale von Salisbury, wo der Raum solches zuließ, die beiden vertikalen Teilungsglieder, welche auch in der Richtung der Senkrechten die Dreiteilung betonen. Denn die beiden dort angebrachten, die Wand bis zum obern Geschoß in drei senkrechte Felder teilenden Streben haben konstruktiv zu wenig Bedeutung, um allein oder auch nur vorzugsweise als konstruktive Glieder gelten zu können. Es ist fast, als seien die Fassaden der beiden Kreuzschiffe der Kathedrale von Salisbury eine fast wörtliche frühenglische Übersetzung der Schmalseiten des Querbaues an den normannischen Kathedralen von Peterborough und Norwich.

Der Vierungsturm, der sich über der Schnittfläche des Langbaues und des westlichen Querschiffes erhebt, steigt mit seinen beiden reich dekorierten Etagen und seinem äußerst schlanken achteckigen Helm bis zur Höhe von 124 m auf. Er gehört bereits der zweiten Periode der englischen Gotik an, weshalb wir hier nicht des näheren auf ihn einzugehen brauchen. Das early English hat nirgends einen der Zentraltürme zum Ausbau gebracht.

(Schluß folgt.)

Joseph Braun S. J.

Tendenziöse Phantastereien als Grundlagen moderner Kultur.

Houston Stewart Chamberlain hat 1899 ein über 1000 Seiten starkes Buch herausgegeben unter dem Titel „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ und arbeitet augenblicklich an einem neuen Werke über das 19. Jahrhundert selbst. Die „Grundlagen“ wollen eine Art Philosophie der Geschichte sein und in allgemeinen Zügen die Hauptphasen der Entwicklung unserer modernen Kultur zeichnen.

Das Buch hat Aufsehen gemacht. Natürlich! Leicht und allgemein verständlich geschrieben, greift es in alle möglichen Gebiete über und reicht so dem verschiedenartigsten Interesse Stoff und Nahrung. Selten oder nie wird in eine Frage tiefer eingedrungen, die verborgenen Schwierigkeiten werden geschickt umgangen, an die Gelehrsamkeit und Denkarbeit des Lesers möglichst geringe Anforderungen gestellt. In artiger Weise wird den modernen Ideen der Hof gemacht. Kant erscheint als der philosophische Lehrmeister, Goethes Gehirn als das bestorganisierte, das je gebildet ward, ein dogmen- und kirchenloses Christentum mit mystischen Erhebungen und geheimnisvollen religiösen Gefühlen schmeichelt dem modernen Traum von einer „Zukunftsreligion“. Das „Germanentum über alles“ darf auf die Sympathien der Chauvinisten rechnen, die naturwissenschaftliche Methode auf allen Wissensgebieten soll sich die Anerkennung aller Feinde der Metaphysik erzwingen; eine pikante Zugabe von Scheiterhaufen, Inquisition, mönchischem Aberglauben, katholischem Götzendienst, jesuitischer Gefahr und den Folterzangen Galileis[1] (!) bringt die erwünschte Würze. Das Buch in seiner hochmütig absprechenden Oberflächlichkeit ist eine Encyklopädie, wie die ungezählten Halbgebildeten unserer Tage sie sich nur wünschen können. Es besticht durch einen gewissen Biederton; manche kurzweilige und geistreiche Bemerkung, und einige Seiten, welche ein etwas gründlicheres Studium verraten, bestricken. Wem die äußere Schale genügt, der wird eingenommen; wer bis zum Kerne vordringt, schmeckt bald die wildgewachsene, holzige Frucht.

Schon beim ersten flüchtigen Durchblättern des Buches stößt der Leser auf so oberflächliche Urteile und so viele historische Irrtümer, daß er an der Berechtigung des Verfassers, in so schwerwiegenden Fragen mitzusprechen, zu zweifeln beginnt. Man braucht nur aufs Geratewohl einige Curiosa, welche Chamberlain für Geschichte ausgiebt, herauszugreifen, um einen Maßstab für die Gründlichkeit des Verfassers zu gewinnen.

In seinem Buch über das kirchliche Bücherverbot hatte Professor Hollweck geschrieben, die neue Konstitution Leos XIII. bedeute in mehrfacher Hinsicht eine sehr erhebliche Milderung gegenüber dem geschriebenen Rechte, aber der herrschenden Praxis gegenüber sei sie eine nicht unerhebliche Verschärfung. Nur in

[1] Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts S. 698.

einzelnen wenigen Punkten sei das Gesetz selbst ausgedehnt worden. Chamberlain hat den ersten, wichtigsten Teil dieses Urteils übersehen und klammert sich bloß an den zweiten; so findet er unter Anführung Hollwecks in der Konstitution Officiorum numerum (sic! soll heißen Officiorum ac munerum) rundweg eine nicht unerhebliche Verschärfung [1]. Im Anschluß daran urteilt er über die Vorschriften dieser Konstitution, offenbar ohne sie je gelesen zu haben. Denn wie ließe sich sonst seine wunderliche Behauptung begreifen, nach dem neuen Index sei „dem gläubigen, römischen Katholiken so ziemlich die gesamte Weltlitteratur verboten, und selbst solche Autoren wie Dante dürfte er nur in stark expurgierten, ‚bischöflich approbierten' Ausgaben lesen" [2]. Bekanntlich ist aber ungefähr kein einziges hochbedeutsames Werk der Weltlitteratur durch den Index verboten. An einer andern Stelle hätte Chamberlain wohl nicht mit solcher Rührung vom „sanften" Molinos geschrieben [3], wenn er dessen Teufelsspuk und unmoralische Thesen, welche wir hier gar nicht abzudrucken wagen, zu Gesicht bekommen hätte.

Ignatius von Loyola, einen Mann, welcher ausdrücklich lehrt, man solle sich wo möglich in allen Handlungen durch die vollkommenste, reinste Liebe Gottes leiten lassen und nicht so sehr durch Furcht vor Strafen und Hoffnung auf Belohnung [4], einen Mann, welcher bereit war, auf die Sicherheit seines ewigen Glückes zu verzichten, wenn er nur auf Erden Großes für Gott und den Mitmenschen thun könne [5], einen solchen Mann verleumdet Chamberlain dahin, daß er „die schlotternde Angst" zur „Seele seiner Religion" gemacht habe [6].

Chamberlain las auch hier so oberflächlich, daß er den wichtigeren Teil einer Lehre übersah und eine Nebensache zur Hauptsache aufbauschte. Es handelt sich nämlich um die 18. Regel ad sentiendum cum ecclesia aus dem Exerzitienbuch des hl. Ignatius. Jedes Kind weiß, daß die sogen. knechtliche Furcht wesentlich darin besteht, daß man die Sünde meidet aus Liebe zu seinem eigenen ewigen Glücke; diese Liebe wird aber zum Verbrechen, sobald sie sich mit dem positiven Akt verbindet: „Wäre Himmel und Hölle nicht, so würde ich nichts auf Gott geben!" Diese einfachen Elemente kannte Chamberlain allerdings nicht, mißverstand daher die ganze christliche Lehre von der Furcht Gottes und ersah sich zum Opfer seiner Luftstreiche die Jesuiten und ihren Stifter. Das macht ja populär.

Recht erheiternd sind auch noch folgende Mißverständnisse:

Thomas von Aquin soll gelehrt haben, daß die Dogmen der christlichen Religion „von der Vernunft als notwendige Wahrheiten bewiesen werden können" [7]. Bekanntlich hat aber Thomas alle Mühe und allen Scharfsinn aufgewandt, das Gegenteil zu beweisen [8].

---

[1] Chamberlain a. a. O. S. 518, A. 4. [2] Ebd. S. 518, A. 4.

[3] Ebd. S. 883. [4] Constitut. III. I, 26 (ed. Flor. 1893 II, 43).

[5] Chamberlain hätte das sogar in der Biographie des hl. Ignatius von Gothein finden können (S. 777).

[6] Chamberlain a. a. O. S. 879 ff. 525 ff.

[7] A. a. O. S. 868. [8] Man vgl. z. B. Summa contra gentes IV.

Mit Verachtung und heiligem Zorn (!) soll Johannes Duns Scotus in seinen Quaestiones subtilissimae die Beweise für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele zu elenden Sophistereien stempeln. Thatsache ist nun, daß Scotus gerade in diesen Quaestiones sowie in mehreren andern Schriften, die aber für Chamberlain ein verschlossenes Buch zu sein scheinen, sich eifrig bemüht, das Dasein Gottes aus der Vernunft zu beweisen [1]. Nach Art der damaligen Gelehrten hat er allerdings einige Einwände gegen seine eigene Ansicht an den Anfang der Untersuchung gestellt. Chamberlain scheint diese Einwürfe frischweg für die Beweise des Scotus zu halten [2]. Er hätte nur eine halbe Seite weiter zu lesen brauchen, um seinen Irrtum klar einzusehen. Statt dessen knüpft er an seine Entdeckung Betrachtungen, wie Scotus im Gegensatz zu Thomas den Weg der Wahrhaftigkeit betreten; das nennt dann Chamberlain auf „den Kern der Sache" eingehen [3].

Die Vernunftbeweise für die Unsterblichkeit der Seele erklärt Scotus allerdings nur für wahrscheinlich. Indessen begegnete auch hier Chamberlain das Mißgeschick, daß er, statt den Oxforder und Pariser Kommentar zu den Sentenzen zu nennen, die zwei Werke, in denen Scotus seine diesbezüglichen Ansichten weitläufig erörtert, nur die Quaestiones subtilissimae anführt; gerade hier erklärt aber Scotus aus reinen Vernunftgründen den intellektiven Teil der Seele für unvergänglich [4].

Ähnliche Mißverständnisse gehören bei Chamberlain nicht zu den Seltenheiten. So wird er einmal von Mitleid gerührt über das neunzehnte Jahrhundert, weil Kardinal Turrecremata, der bekanntlich im Jahre 1388 (!) geboren wurde, in seinem Kommentar zu Gratian manches niedergeschrieben hat, was allerdings im 19. Jahrhundert weniger begreiflich wäre als im 15.

Diese Flüchtigkeit begleitet Chamberlain auch bei Beurteilung moderner Gelehrten, welche sich denn wunderliche Parallelen gefallen lassen müssen. So wird unter anderem Bethe, der in einer Studie über die Ameisen diese Tierchen zu reinen Maschinen macht, in einem Atemzug mit Erich Wasmann genannt, der geradezu das Gegenteil von Bethes Ansicht verteidigt; beide sind, freilich von einem diametral entgegengesetzten Standpunkt aus, die heftigsten Gegner des Anthropomorphismus; Chamberlain wirft ihnen gerade diesen Irrtum vor, während er Brehm, den Verfechter des Anthropomorphismus par excellence, mit Wohlgefallen anführt [5].

---

[1] Ed. Lugdun. 1639, tom. IV, in lib. XII. Metaph. Q. IV. Cf. Opus Oxon. I, II, 1—3 (ed. Ven. 1598). Report. Paris. I, I, 2—4 et I, II, 1—4 (ed. Ven. 1597). Vgl. auch die Traktate im III. Band der Edit. Lugdun. 1639.

[2] Eine ganz andere Frage ist natürlich, wie sich Scotus zu den Vernunftbeweisen über einige Eigenschaften Gottes, der Allmacht und Unendlichkeit, stellte.

[3] Chamberlain a. a. O. S. 869.

[4] Quaest. subtil. XII. II. Da die Echtheit dieses 12. Buches nicht ganz feststeht, vergleiche man die analogen Ausführungen im Kommentar zum 12. Buch der Aristotelischen Metaphysik I, cap. 3.

[5] Chamberlain a. a. O. S. 59. 909.

Nach dieser kleinen Blütenlese recht unverzeihlicher Irrtümer wenden wir uns zur Beurteilung einiger grundlegenden Thesen des Werkes.

Wie denkt sich zunächst Chamberlain die Entwicklung der Kulturgeschichte?

Die Kultur der Alten Welt, zumal die der Griechen und Römer, erscheint ihm als Erbe, dessen sich die Welt nach Christus bemächtigt, um es in einem langwierigen Kampf teils in sich aufzunehmen, teils umzubilden, und auf dieser Grundlage allmählich eine ganz neue Welt, eine ganz neue, völlig originelle Kultur zu schaffen. Als Erbe der alten Welt überkamen wir von den Griechen Kunst und Philosophie; bloß die erste hat bleibenden Wert[1]. Das kostbarste Vermächtnis der Römer ist ihr Recht und die Familie[2]. Die neue Zeit beginnt mit Christus, dem absoluten religiösen Genie. Das Vorbildliche seines Lebens und seiner Persönlichkeit macht den Schatz aus, an dem sich die Menschheit bereichert. Im schroffen Gegensatz zu den Juden legt Christus, der Abstammung nach kein Jude, das Hauptgewicht auf das Gemüt als auf den Urquell aller Religion und auf die volle Umkehr des Willens. Seine höchste Bedeutung besteht darin, daß er, als Vorläufer Kants, das Sittlichkeitsgesetz des Menschen in die autonome Brust des einzelnen verlegte[3]. Wer übernahm nun das Vermächtnis der alten Welt? Die Erben mußten, wenn sie Großes leisten, Neues aus dem Überkommenen gewinnen sollten, vor allem eine reine, starke Rasse darstellen — denn nur eine solche wirkt Großes —, sie mußten sodann eine wahre Geistesverwandtschaft mit den alten Kulturvölkern aufweisen.

Das Völkerchaos des versinkenden römischen Reiches konnte, wenn man von ungewöhnlichen Ausnahmen absieht, nur eine Afterkultur niedriger Mestizenseelen schaffen[4]. Die allerdings in sich abgeschlossene jüdische Rasse brachte bei ihrem Eintritt in die abendländische Geschichte fremde, widerchristliche und antiarische Anschauungen und Gefühle und eine wesentlich irreligiöse Gesinnung; dadurch war sie für eine Neuschöpfung der Kultur unbrauchbar und unfähig[5].

Zu dieser erhabenen Aufgabe hatten die Weltgeschicke einzig die nordeuropäische Rasse berufen; Chamberlain bezeichnet sie kurzweg als Germanen und will die Kelten und Altslaven mit eingeschlossen wissen. Diese starke, reine Rasse besaß in ihrer Volksseele jenen Reichtum an Freiheitsliebe und Treue, jenen Zug zur Selbstbestimmung, jene Abneigung gegen äußeren Zwang und Autoritätsglauben, jenen idealen Flug, jene mystische Religion des Gemütes und jenes Genie zur Bildung von Nationalstaaten, welche sie zum Kampf um Religion und Staat aufriefen mit den Juden und dem Völkerchaos, zu geborenen Erben der alten Kultur und zu auserwählten Schöpfern einer neuen Welt vorzüglich befähigten[6].

Dieser Kampf um Religion und Staat war unvermeidlich[7].

Schon das Christentum des hl. Paulus vereinigte in sich, wie Chamberlain meint, zwei widerspruchsvolle Elemente, den jüdischen „chronistischen", auf gewisse historische Thatsachen sich stützenden Glauben und „indoeuropäische sym-

[1] Chamberlain a. a. O. S. 53 ff. [2] Ebd. S. 121 ff.
[3] Ebd. S. 189 ff. [4] Ebd. S. 263 ff. [5] Ebd. S. 323 ff.
[6] Ebd. S. 463 ff. [7] Ebd. S. 535 ff.

bolische und metaphysische Mythologie". Auf den Gegensatz dieser beiden Ideenreihen führt Chamberlain die großen kirchlichen Kämpfe und die Seelenkämpfe des einzelnen im wesentlichen zurück. Alles wurde noch schlimmer, als zu der „Paarung des arischen Geistes mit dem jüdischen" noch „die Tollheiten des nations- und glaubenslosen Völkerchaos" und die Tyrannei des römischen Imperialgedankens sich gesellten[1]. Im Kampfe vertrat der „Norden" stets die „protestantische Gesinnung", die „Empörung gegen Rom"; d. h. „größtmögliche Innerlichkeit der Religion, weitestgehende Vereinfachung ihrer äußeren Kundgebung, Freiheit des individuellen Glaubens"[2]. Der Norden zersplitterte sich aber und war im Kampf inkonsequent. So siegte denn im ganzen das Völkerchaos. Bis jetzt hat die religiöseste Rasse der Welt, die der Germanen, ihren Beruf, eine einheitliche germanische Religion des Gemütes im Sinne Christi und Kants zu schaffen, noch immer nicht erfüllt[3].

Siegreich blieben dagegen die Germanen im Kampfe um den Staat[4]. Hier rang der römische Gedanke eines Universalstaates mit dem germanischen Triebe zur Bildung von Nationalstaaten. „Das römische Imperium mußte sinken, während die freien Germanen sich rüsteten, die Herrschaft der Welt anzutreten"[5]. Dieser Sieg kündigte sich schon mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts an. Die Weltherrschaft erreichten die Germanen dadurch, daß sie, und sie allein, die sogen. moderne Kultur schufen[6]. Ihre Kultur ist keine Fortsetzung der Antike, sie ist neu und selbständig. Das Wissen, d. h. Entdeckungen und Wissenschaft, die moderne Zivilisation, die sich in der Industrie, Wirtschaft, Politik und Kirche offenbart, die europäische Kultur, welche sich in der Kunst und der Weltanschauung spiegelt, alles das ist ein Werk der germanischen Rasse[7]. Wie der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte nichts anderes bedeutet „als die Errettung der agonisierenden Menschheit aus den Krallen des Ewig-Bestialischen"[8], so erscheint es auch „evident", „daß die gegenwärtige Zivilisation und Kultur Europas eine spezifisch germanische ist; . . . direkt antagonistisch dem Mestizenideal des antinationalen Imperiums und der sogen. ‚römischen' Richtung des Christentums"[9].

Diese knappe Übersicht über die neuen Thesen Chamberlains genügt, um ein starkes Staunen hervorzurufen. Es eröffnen sich ja dem Historiker ganz ungeahnte Gesichtspunkte, die Geschichte erscheint in einer neuen Beleuchtung. Wenn nur Chamberlain irgend eine seiner Behauptungen bewiesen hätte! Das hat er nun leider nirgends gethan; er behauptet, citiert, schließt, findet überall beneidenswerte Klarheit und Evidenz und meint, scharf zu beweisen, weil er nur einen Bruchteil der Litteratur kennt, und ohne Kritik Wissenschaft und Phrasen, ernste Forschungen und nichtssagende Hypothesen als gleichwertige Quellen behandelt. So ist ein großer Prozentsatz der angeblichen Thatsachen, aus denen er sein Geschichtsbild zusammensetzt, nichts als ein Kraftstück der Phantasie. Wir können

[1] Chamberlain a. a. O. S. 592 ff. [2] Vgl. ebd. S. 609—611.
[3] Vgl. ebd. S. 639 ff. 932 ff. [4] Ebd. S. 651 ff.
[5] Ebd. S. 687. [6] Ebd. S. 693 ff. [7] Vgl. ebd. S. 729 ff.
[8] Ebd. S. 464. [9] Ebd. S. 700.

natürlich nicht allen Einzelheiten nachgehen, wollen aber wesentlich im Anschluß an die gegebene Skizze an einigen Beispielen zeigen, wie frei Chamberlain mit den Thatsachen schaltet.

Die Darstellung Chamberlains setzt mit dem „heidnischen Erbe" ein. Hier ist der Abschnitt über das römische Recht einer der unbefangeneren und besseren des Werkes, wimmelt aber doch auch von Einseitigkeiten und ungerechten Ausfällen. So hat Chamberlain keinen Sinn für das germanische Recht; er kennt offenbar die einschlägige Litteratur zu wenig und greift einige hübsche Geschichten heraus, um sich über das deutsche Recht lustig machen zu können [1]. Dafür werden ihm die Freunde seines germanischen Standpunktes ebensowenig dankbar sein als für die Behauptung, daß die Germanen, welche den alten Hellenen näher kommen sollen als irgend ein anderes Volk, zugleich doch auch in gar manchen Dingen „bedenklich zum Chinesentum neigen" [2].

Chamberlain ist ferner ein begeisterter Lobredner der altrömischen Familie, und darin hat er ja zum Teile gewiß recht. Wenn er dagegen die Stellung der Frau in Rom als ein Ideal hinstellt, das unsere Zivilisation von dort geerbt habe, wenn er es als „römisches", nicht als christliches Werk bezeichnet, „daß das Weib in Europa eine feste, sichere, rechtliche Stellung erlangte" [3], so hat er das wiederum aus einem oberflächlichen Studium der Quellen geschöpft. Die Sache steht vielmehr so, daß die Praxis und die natürliche traditionelle Hochachtung des Römers vor der Frau das harte, den Mann einseitig begünstigende Recht lenkte und milderte. Hier hat, wie so oft, Ihering so ziemlich das Richtige getroffen, wenn auch seine Darstellung mit allzu stark apologetischer Tendenz für die römische Familie eintritt [4]. Wir können also höchstens sagen, die Frau im alten Rom war zwar nicht rechtlich, aber doch „in Wirklichkeit die Genossin des Mannes im vollsten Umfang des Wortes" [5]. Wir müssen eben absehen „von der abstrakt rechtlichen Gestaltung des Verhältnisses" und müssen uns halten „an die Erscheinung desselben im Leben und die natürliche Auffassung, welche die Römer selber damit verbanden" [6]. „Die dürre Prosa des Rechts soll nicht in das römische Haus hineindringen." [7]

Um die bevorzugte Stellung der Frau im Erbrecht zu zeichnen, führt Chamberlain eine Stelle aus Iherings Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts an [8], wonach zwischen beiden Geschlechtern in Erbsachen gar kein Unterschied bestand. Ganz recht, aber man darf doch auch nicht vergessen, daß „die nicht in väterlicher Gewalt stehende Frau . . . bei wichtigeren Einzelveräußerungen an die Zustimmung sämtlicher Agnaten nächsten Grades" gebunden war, daß „die Übertragung ihres Vermögens an den Ehegatten . . . mit der ältesten Ehe notwendig verbunden war", daß „das Recht, testamentarisch über ihr Vermögen zu verfügen, . . . der Frau nach ältestem Recht" fehlte [9]. Auch in diesen Beziehungen

[1] Vgl. Chamberlain a. a. O. S. 166 ff. [2] Ebd. S. 749.
[3] Ebd. S. 179. [4] Geist des römischen Rechts II, 1[4] S. 194 ff.
[5] A. a. O. S. 203. [6] Ebd. S. 207. [7] Ebd. S. 195.
[8] S. 55; bei Chamberlain S. 176. 177 Anm. 1.
[9] Mommsen, Römisches Staatsrecht III, 1, S. 20. 21.

besaß „die Natur des vermögensrechtlichen Verhältnisses, wie es dem strengen Rechte nach ... bestand, für das gewöhnliche Leben so wenig Realität, daß eine ordentliche römische Hausfrau nicht bloß ihre Dotalsachen, obschon sie doch ins Eigentum des Mannes übergegangen waren, ganz so wie unsere heutigen Frauen nach wie vor als ihre eigenen bezeichnete, sondern sogar über ihre Wertsachen selbständig verfügte, und ein Ehemann, der es versucht hätte, die gesetzliche Theorie von seinem unbeschränkten Eigentum an den Dotalgegenständen seiner Frau praktisch zur Anwendung zu bringen, dürfte in den meisten Fällen einen schweren Stand gehabt haben“ [1].

Dem Forscher, welcher Sinn für historische Entwicklung hat, darf es ferner nicht entgehen, daß jene gesunde, das harte, rauhe Recht mildernde altrömische Familiensitte zur Zeit des entstehenden Christentums einer vollen Auflösung und Verderbnis der Familie Platz gemacht hatte; mit diesem Familienchaos und mit dem Buchstaben des Rechts hatte das Christentum zu rechnen. Da darf man doch die Sache nicht so darstellen, als wäre jene altrömische Sitte unmittelbar ins christliche Leben hinübergeflossen.

Chamberlain bringt denn auch keinen Beweis für seinen Satz, daß die hochgeachtete Stellung der Frau keine christliche Schöpfung sei, er behauptet es bloß und setzt sich mit der ausgedehnten Litteratur, welche über diesen Gegenstand besteht, gar nicht auseinander. Unwiderlegt bleibt also jedenfalls, daß die ethische und philosophische Vertiefung des Frauenrechts dem Christentum zuzuschreiben ist.

Bei dieser Gelegenheit drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, wieviel Chamberlain aus katholischen Werken, welche über dieselben Gegenstände handeln, z. B. aus Weiß' Apologie, aus Kurths Origines de la civilisation moderne, hätte lernen können. Jedenfalls braucht der Katholik nicht nach Chamberlains Buch zu greifen; im eigenen Lager findet er Werke, welche sich in der Schönheit und Klarheit der Darstellung zweifellos mit Chamberlain messen können, dabei aber gründlich und wissenschaftlich gearbeitet sind.

Bei Behandlung des hellenischen Vermächtnisses will uns Chamberlain zur Ansicht bekehren, daß die Oberhoheit der griechischen Philosophie eine „Illusion“ sei [2]. Zur Erhärtung dieser „Überzeugung“ findet man außer einigen Phrasen zunächst ein Lob der indischen Philosophen, welche früher, tiefer und konsequenter gedacht hätten, und von denen Pythagoras das meiste entlehnt haben soll, sodann eine schroffe Zurückweisung jeder Abhängigkeit von den Griechen bei Locke, Gassendi, Hume, Descartes, Kant u. s. w. Diese zweite Behauptung lassen wir auf sich beruhen, da sie nicht wissenschaftlicher Natur ist, sondern dem bekannten Rassenchauvinismus Chamberlains entspringt.

Die Mißachtung der griechischen Philosophie nährt sich von Sophismen. Wenn man den Satz aufstellt, die Griechen hätten uns vorgedacht, so leugnet man damit nicht, daß vor ihnen gute und gründliche Denker gelebt haben. Man betont nur den thatsächlichen Einfluß der Hellenen auf unser abendländisches

---

[1] Ihering, Geist des römischen Rechts II, 1⁴, S. 209.

[2] Chamberlain a. a. O. S. 106 ff.

Denken. Die Inder mögen bei der spekulativen Entwicklung des Seinsbegriffes und teilweise in ihrer Erkenntnislehre — denn nur darum kann es sich handeln, wenn man von einer tiefen indischen Philosophie spricht —, einen Scharfsinn gezeigt haben, der sich hie und da mit dem der griechischen Weisen messen kann, obwohl sie sehr bald auf pantheistische und idealistische Ungereimtheiten verfielen; gerade in der Lehre vom Sein ist aber eine Beeinflussung der Griechen von Indien her nicht zu erweisen.

Man mag auch im Anschluß an Schröder und Hopkins [1] in einigen Lehren des Pythagoras indisches Erbgut erblicken — eine Anschauung, welche von andern Indologen mit trefflichen Gründen geleugnet wird —; jedenfalls gehören aber diese Entlehnungen in keiner Weise zur philosophia perennis. Durch sie wird den eigentlichen weltumspannenden Strömungen der hellenischen Weisheit das ursprüngliche, selbständige Leben und die originelle Kraft nicht im geringsten benommen. Chamberlain erklärt auch hier, ohne strengen Beweis, die wohlbegründeten Ansichten der Fachgelehrten für Unsinn und seine Behauptungen für unantastbar wahr.

Die Persönlichkeit, welche zwischen dem Erbe der Alten Welt und den Erben steht, ist Jesus Christus. Christus ist für Chamberlain kein Jude der Abstammung nach. In Galiläa wohnte ja zumeist ein Mischvolk, keine jüdische Rasse; früher einmal waren die galiläischen Juden samt und sonders bestimmt worden, sich in Judäa niederzulassen; a l s o „war Jesus ‚höchst wahrscheinlich' kein Jude"; a l s o liegt „nicht die geringste Veranlassung zu der Annahme vor, die Eltern Jesu Christi seien, der Rasse nach, Juden gewesen"; a l s o ist „die Wahrscheinlichkeit, daß Christus kein Jude war, daß er keinen Tropfen echt jüdischen Blutes in den Adern hatte, . . . so groß, daß sie einer Gewißheit gleichkommt". Wer a l s o „die Behauptung aufstellt, Christus sei ein Jude gewesen, sagt entweder eine Dummheit oder eine Lüge" [2]. Diese geharnischten, bedenklich logischen Schlüsse müssen doch jeden überzeugen.

Nun gilt es zu beweisen, daß Christus, als Vorläufer des Germanen Kant, den Thron des Sittengesetzes im Herzen des einzelnen aufschlug. Das lernen wir aus Christi Mund. „Was er genau sagte, wissen wir nicht, doch ein unmißverständlicher, unvergeßlicher Ton schlägt an unser Ohr und dringt von dort aus in das Herz." [3] Unzweifelhaft echt ist Christi Ausspruch: Das Reich Gottes ist inwendig in euch. Chamberlain übersieht, daß die Stelle dem ganzen Zusammenhang nach nur bedeuten kann, das Reich Gottes steht mitten unter euch, d. h. ich, Christus, der Herr und Verkünder dieses Reiches, bin allen sichtbar in eurer Mitte. Chamberlain hört in diesen Worten den Geist Kants wehen, das Biederwort des kategorischen Imperativs im Herzen des Biedermanns.

In diesem Abschnitt über Christus ist alles Phrase: Christus wird „göttlich" [4] genannt, wahrscheinlich um die frommen Gemüter nicht abzuschrecken, sein

[1] The Religions of India (1895) p. 559 ff.

[2] Vgl. C h a m b e r l a i n a. a. O. S. 211. 214. 218.

[3] Vgl. ebd. S. 201; vgl. S. 199 ff. 208 ff. 942 ff.

[4] Ebd. S. 201. 227.

Leben wird als das höchste Ideal hingestellt, seine Werke sind die unvergänglichsten Denkmale des Menschengeistes, sein Kreuz auf Golgatha wird als die Grundlage unserer ganzen Kultur gepriesen [1], aber alles das stützt sich auf einige zufällig herausgegriffene Stellen des Neuen Testamentes, auf das subjektive Gefühl des Autors, auf eine konfuse Schwärmerei für Christus und auf so zweifelhafte religionsphilosophische Fundamente, daß man nicht einmal über die Hauptfrage, wen denn eigentlich Christus unter dem Gott, zu dessen Liebe er aufforderte, sich gedacht habe, eine klare Auskunft erhält.

Chamberlain findet das Wesen des Christentums darin, daß man wie Christus lebe, denke und sterbe, er hat aber keine Antwort auf die erste Frage, die sich aufdrängt, warum denn Christus ein absolutes Ideal für uns bedeutet. Beugen wir uns diesem Ideal, weil Christus als reiner Mensch sich selbst als solches hinstellt, so ist diese Unterwerfung ein blinder Autoritätsglaube und demnach eine für den freien denkenden Mann unwürdige Sklaverei; dann wollen wir keine Christen sein; hat aber Christus nur ausgesprochen und lebendig vorgeführt, was in dem religionsbedürftigen Menschenherzen unbewußt ruht, so ist er für uns nichts weiter als eine Art Entdecker auf religiösem Gebiet; wir sind Christen, solange wir es sein wollen, d. h. solange wir keine Ideale in uns finden, welche uns besser behagen, als diejenigen, welche Christus vertreten hat. Christus wäre bloß ein Pfadfinder zu dem Gott, den er sich gedacht hat, seine Entdeckung wird überwunden werden wie seine Gottesvorstellung einer höheren Platz machen kann.

Mit andern Worten, von Chamberlains Standpunkt aus ist die Begeisterung für Christus hohl und unbegründet. Sie ist unwissenschaftlich, weil er uns Christi Persönlichkeit nach einem Dutzend Stellen aus dem Neuen Testament zeichnet, ohne sie mit der Mehrzahl der übrigen zu vergleichen und ohne uns irgend ein befriedigendes Kriterium anzugeben, weshalb er denn gerade diese Sätze als echt annimmt, während er andere verwirft. Die Phrase, dieses oder jenes Wort sei authentisch, denn „es war noch niemals gesprochen worden" [2], und ähnliches mehr, ist eben nur eine Phrase, ein unklares Gefühl, keine Kritik, keine Grundlage des Wissens.

Die neuen Gedanken, welche Chamberlain über das Erbe, das uns die alte klassische Welt hinterließ, und über die Erscheinung Christi vorgetragen hat, erwiesen sich als unhaltbare Phantasien. Seine eigenartige Auffassung der Kulturgeschichte nach Christus ist um nichts besser begründet.

Man wird sich erinnern, daß er die europäische Geschichte zumal bis zum Jahre 1200 als einen Doppelkampf auffaßt, einen Kampf um die Religion und einen Kampf um den Staat.

Bei Zeichnung jenes ersten Kampfes, sowie auch später bei der Schilderung der modernen Weltanschauung und Religion findet er vielfache Gelegenheit, seine theologischen Kenntnisse zu verwerten. So werden uns zunächst einige seiner Entdeckungen auf diesem Gebiet beschäftigen.

---

[1] Vgl. Chamberlain a. a. O. S. 250. [2] Ebd. S. 199.

Auch hier werden wir uns nicht auf gelehrte Widerlegungen einlassen und gestehen auch unumwunden ein, daß wir es nicht thun, weil das Buch eine solche Mühewaltung nicht verdient.

Chamberlain versichert zwar wiederholt, daß er als Laie in theologischen Dingen sich große Zurückhaltung auferlegen müsse; trotzdem weiß er aber gerade in den schwierigsten dogmenhistorischen und theologisch-spekulativen Fragen weit mehr als alle Fachgelehrten. Entstehung und Entwicklung der Dogmen, die verschiedenen Arten von Entlehnungen und Nachahmungen stehen klar vor seinem Geiste. Wir greifen beispielshalber seine Behauptungen über den Zusammenhang christlicher Dogmen mit altindischen Ideen heraus. Zur Einleitung mag an das gewichtige Wort eines der bedeutendsten Kenner indischer Philosophie, Paul Deussens, erinnert werden: „Gegenüber dem Bestreben von Weber, Lorinser, Seydel, v. Schröder u. a., teils indische Gedanken aus occidentalischen (biblischen und griechischen), teils occidentalische aus indischen abzuleiten, wollen wir hier nur bemerken, daß uns bis jetzt auf beiden Gebieten noch kein Gedankenmoment begegnet ist, welches sich nicht leichter aus seinen natürlichen Voraussetzungen als aus einem solchen internationalen Austausche ableiten ließe, der für die alte Zeit gewiß größere Schwierigkeit hat, als man vielfach sich vorstellen mag.“ [1]

In flagrantem Widerspruch zu diesem Ergebnis sieht Chamberlain, der doch Deussen als erste Autorität anerkennt, auf Schritt und Tritt indische Entlehnungen in der christlichen Religion. Die Gründe, mit denen er sie nachzuweisen sucht, sind freilich auch danach. Es sind Spielereien mit rein äußerlichen Ähnlichkeiten. So glaubt er bei den Indoeuropäern die Vorliebe für die Dreizahl gefunden zu haben, konstatiert ihre Verwendung in der Konstruktion der indischen Trimûrti des Brahmā, Vishnu und Çiva, und das genügt ihm vollständig, um die Dreifaltigkeit als arischen Bestand nachzuweisen [2]. Daß die Trimûrti sich als altindische Idee gar nicht begreifen läßt, daß sie überhaupt ein viel später zum Zwecke der Systemmacherei erfundener Begriff ist, welcher eine verhältnismäßig geringe Rolle spielte [3], ist ihm dabei entgangen. Dagegen weiß er sonderbarerweise genau, daß diese Trimûrti mehrere Jahrhunderte vor Christus ausgebildet war; die Indologen sind bei ihren Forschungen noch nicht so weit.

Überaus erheiternd ist auch die Argumentation, welche den „Mythus von der Menschwerdung Gottes“ als altindisches Stammgut erweisen soll [4].

Erster Beweis: „Er liegt in dem Einheitsgedanken des allerersten Buches des Rigveda eingeschlossen.“

Es ist dies offenbar eine Anspielung auf sechs Hymnen des Rigveda [5],

---

[1] Die Sûtra's des Vedânta (1887) S. VII Anm. 2.

[2] Chamberlain a. a. O. S. 554.

[3] Cf. *Hopkins*, The Religions of India p. 457 ff.; besonders p. 464 ff. 545.

[4] Chamberlain a. a. O. S. 556.

[5] Rigv. 1, 164; 10, 72. 81. 82. 90. 121. 129; vgl. Deussen, Allgemeine Geschichte der Philosophie I, 1, S. 103 ff.; allerdings datiert Deussen diese Lieder nach vorgefaßten Theorien. Vgl. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur II, 15 ff.

welche eine ursprüngliche einheitliche Ursache des Weltalls teils entwickeln teils voraussetzen. Von der Idee der Menschwerdung kann keine Rede sein.

Zweiter Beweis: „Die Menschwerdung tritt uns philosophisch umgestaltet in der Lehre von der Identität des Âtman mit dem Brahman entgegen."

Das Selbst (Âtman) ist in einigen Systemen der indischen Philosophie allerdings identisch mit dem realsten Sein; von einer Menschwerdung ist aber hier ebensowenig die Rede wie etwa bei der Identität des „Dinges an sich" mit dem Willen bei Schopenhauer.

Dritter Beweis: „Der Mythus wurde vollendet anschaulich in der Gestalt des Gottmenschen Krishna."

Auch hier handelt es sich bloß um eine Wortspielerei bei einer wesentlich verschiedenen Begriffswelt. Der Gott Krishna wird von den Indern als Mensch gedacht; es dient dies aber nur als Personifikation des philosophischen Gedankens einer Identität Âtmans mit Brahman. — Man sieht, wie leicht es ist, Religionsphilosophie und Dogmengeschichte zu schreiben.

Chamberlain übersieht bei alledem, daß das Wesentliche stets ganz verschieden ist, und daß eine strenge Methode die Entlehnung positiv zu erweisen hat. Für ein ungeschultes Auge nehmen sich eben die allerunähnlichsten Gegenstände von weitem als gleichartig aus.

So freut sich auch Chamberlain, das Wort „Erlösung" und, wie er fälschlich meint, auch „Gnade" bei den Indern gefunden zu haben [1]; die entsprechenden christlichen Dogmen sind damit als indisches Erbgut erwiesen. Für seinen indischen Erlösungsbegriff citiert er in einem Atemzug einen alten Varunahymnus aus dem Rigveda und die späteren philosophischen Texte der Çârîraka-Mîmânsâ, ohne, wie es scheint, die unüberbrückbare Kluft auch nur zu ahnen, welche zwischen der naiven Sehnsucht des Hymnus nach Sündenvergebung besteht und dem indisch-philosophischen Begriff der „Erlösung", d. h. der Erkenntnis, daß man kein Individuum, sondern der Brahman als der Inbegriff aller Realität sei [2]. Daß übrigens diese Erlösung mit der christlichen gar nichts gemein hat, ist unmittelbar einleuchtend. Chamberlain operiert auch hier mit Worten, statt mit Begriffen. Der indische Erlösungsbegriff ist ferner, wie jeder Dilettant in der indischen Philosophie weiß, mit der eigentlichen Idee der Gnade schlechthin unvereinbar. In der indischen Religionsphilosophie ist keine Rede von einem unverdienten Geschenk höherer Ordnung eines persönlichen Gottes, sondern nur vom Erlangen des „Wissens", daß unser eigenes Selbst das absolute Sein ist, ein Wissen, das nach derselben Philosophie jedem nur aus seinem eigenen Innern zufließt. Allerdings betonen die Upanishads und die Sûtras des Vedânta öfter, daß kein Forschen zu diesem Wissen führen kann, dazu sei die prasâda (Huld) und anugraha (Wohlgeneigtheit) Gottes (Îçvara) notwendig [3];

[1] Chamberlain a. a. O. S. 563.

[2] Vgl. Deussen, Allgem. Geschichte d. Philosophie I, 2 (1899), S. 305 ff. 310 ff.

[3] Die Sûtra's des Vedânta (ed. Deussen) 682, S. 430; 786 u. 787, S. 508 ff.; eine dritte Stelle über die „Gotteshuld" 662, S. 417. Vgl. Deussen, System des Vedânta S. 91 ff. 440 ff. 493 ff. Dahlmann, Nirvâna S. 144 ff.

wenn man aber bedenkt, daß nach den Sûtras des Vedânta, und zwar an denselben Stellen, die Identität der Seele mit Gott ausdrücklich gelehrt wird, so zerfließt der Begriff der Gnade in nichts. Streng genommen ist diese Gotteshuld bloß ein stofflicher Vorgang, ein Wandel der Materie, der nach den realistischen Philosophen wirklich stattfindet, nach den Idealisten nur eine Art Täuschung ist. Chamberlains einziger Beweis für die Gleichstellung jenes Vorgangs mit der christlichen Gnade ist einfach die Thatsache, daß einige Indologen prasâda mit Gnade übersetzen. Er fand ein ähnliches Wort und schloß unbedenklich auf die Gleichheit der Sache.

Gleich oberflächlich sind seine Ausführungen über den Zusammenhang christlicher Dogmen mit heidnischen Mysterien [1].

Die ganze Litteratur, welche die Widerlegung seiner angeblichen Parallelen schon längst vor dem Erscheinen seines Buches abgeschlossen hat, kennt er wohl nicht, und das mag seinen naiven Glauben an veraltete Ansichten entschuldigen. Mit gläubigem Sinn citiert er Hatch, dessen Phantasien über den Einfluß heidnischer Ideen und Gebräuche auf das christliche Dogma in der wissenschaftlichen Welt belächelt werden. Mit fester Überzeugung stempelt er noch immer den heiligen Mönch Pachomius zum ägyptischen Serapisdiener [2], ohne die älteren Widerlegungen dieser Fabel und die abschließende Arbeit Ladeuzes [3] auch nur zu kennen.

Auch die spätere Theologie muß sich von Chamberlain arge Verbesserungen gefallen lassen.

Ein charakteristisches Beispiel mag genügen. Von einem Manne, welcher den pelagianischen Gnadenstreit zum erstenmal ins richtige Licht gestellt zu haben vorgiebt, und welcher sich auch über die Kontroverse zwischen Jesuiten und Dominikanern ein Urteil erlaubt [4], sollte man erwarten, daß er die Elemente der Terminologie kennt. Nun weiß jedermann, daß die scientia media, das mittlere Wissen, sich auf Gott bezieht und ein Ausdruck ist für die Erkenntnis, welche Gott von jenen Dingen hat, die sich unter gewissen Bedingungen ereignen würden. Nun meint Chamberlain, die Jesuiten hätten selbst *ihre Lehre* (!) scientia media genannt mit Anspielung auf den *Semipelagianismus* [5].

Man wird es niemand verübeln, der nach dem Einblick in solche Kraftproben des Wissens mit einem starken Mißtrauen an die Lesung der folgenden Seiten geht, welche den Kampf um den Staat und die Entstehung einer neuen Kultur zur Behandlung bringen.

Der Kampf um den Staat erscheint Chamberlain als das Ringen zweier großen Prinzipien, des Universalismus und des Nationalismus [6].

Die Bekehrung aller zum Christentum, als moralische Verpflichtung, und die staatliche Verpflichtung, der römischen Kirche ausschließlich anzugehören, wurde

---

[1] *Chamberlain* a. a. O. S. 558. [2] Ebd. S. 559.

[3] Étude sur le cénobitisme Pakhomien pendant le 4e siècle et la première moitié du 5e. Louvain 1898. Vgl. auch E. *Preuschen*, Mönchtum und Serapiskult. 1899.

[4] Vgl. *Chamberlain* a. a. O. S. 632. [5] Ebd. S. 567. [6] Ebd. S. 651 ff.

dem Imperialgedanken des faulenden Roms aufgepfropft und zur Idee eines Universalimperiums umgeschaffen [1]. Diese Idee fordert gebieterisch einen einzigen Monarchen; eine Zweiteilung, etwa nach geistlicher und weltlicher Gewalt, ist absurd; daher war denn auch der Kampf zwischen Papst und Kaiser unvermeidlich. Es war dies aber ein Kampf innerhalb der Idee einer Universalmonarchie [2]. Wichtige Schlachten standen bevor. Es ist, meint Chamberlain, ein Grundgesetz alles geistigen Lebens, daß äußere Unbegrenztheit eine innere Einschränkung bedingt, während das äußerlich Begrenzte innerlich grenzenlos ist.

Mit andern Worten und mit Anwendung auf unsern Fall: Eine unbegrenzte Weltmonarchie führt zur Aufhebung der inneren Freiheit der Nationen und des einzelnen; die Entfaltung dieser Freiheit kann nur in den Grenzen eines nationalen Staates gedeihen [3]. Da nun die römische Kirche jenen Universalismus vertrat, und „auf der andern Seite die naturnotwendige, durch Rasseninstinkt geforderte Bildung von Nationen seitens der germanischen ... Völker, zugleich eine unüberwindliche Abneigung ihrerseits gegen alles Beharrende, die stürmische Auflehnung gegen jede Beschränkung der Persönlichkeit" [4], kurz, der Nationalismus, dieses Einheitsreich verabscheute, mußte es zu dem erbittertsten Kampfe kommen.

Um dieser Konstruktion Festigkeit zu verleihen, versteigt sich Chamberlain zur Behauptung, daß die römische Universalkirche von Anfang an und jederzeit, auch jetzt noch, die unbedingte, unbeschränkte Herrschaft selbst über die weltlichen Dinge beansprucht habe [5]. So interpretiert er willkürlich genug die berühmte Bulle Bonifaz' VIII. Unam Sanctam. Nur Leute, welche in jenem extremsten Sinn dachten und schrieben, seien logisch und konsequent vorangegangen; die echt katholische Auffassung sei im Buch de regimine principum zum Ausdruck gekommen, wonach die zeitliche Autorität der Fürsten aus der geistlichen des Petrus und seiner Nachfolger fließe. Die letzte Verfügung über sämtliche Länder komme nach römischer Auffassung der Kirche zu; somit bestehe die ganze politische Entwicklung Europas seit der Reformation für die Kirche nicht zu Recht [6].

Dieser Gedanke einer Universalherrschaft strahle eine solche Schönheit und unermeßliche Kraft aus, daß nur ein flaches Denken sie nicht empfinden könne [7]. „Wäre ich römischer Katholik," ruft Chamberlain aus, „ich würde, weiß Gott, anders Farbe bekennen." [8] „Ich habe nie verstanden," sagt er an einer andern Stelle, „warum gebildete Katholiken sich bemühen, die Thatsache zu leugnen oder hinwegzudeuten, daß die römische Kirche nicht allein eine Religion, sondern auch ein weltliches Regierungssystem ist, und daß die Kirche als Vertreterin Gottes auf Erden *eo ipso* in allen Dingen dieser Welt unbeschränkte Herrschaft beanspruchen darf und allezeit beansprucht hat." [9]

---

[1] Vgl. Chamberlain a. a. O. S. 626 ff. [2] Vgl. ebd. S. 654 ff.
[3] Vgl. ebd. S. 659 ff. [4] Ebd. S. 660.
[5] Vgl. ebd. S. 669. 670; vgl. auch S. 615 ff.
[6] Ebd. S. 657. 673 ff. [7] Ebd. S. 671; vgl. S. 679 ff.
[8] Ebd. S. 670. [9] Ebd. S. 669.

Man sieht, als Katholik wäre Chamberlain ein Fanatiker und ein enfant terrible[1].

Gebildete Katholiken nehmen die von ihm geforderten Konsequenzen nicht an, weil sie keine historischen Rechte ohne historischen Beweis gelten lassen. Als historische Beweise genügen ihnen nicht einige Citate und Andeutungen, welche Chamberlain den Büchern entnommen, die seine „bescheidene Büchersammlung umfaßt“[2]. Sie unterscheiden Privatansichten vereinzelter katholischer Gelehrten von der kirchlichen Lehre; sie erheben nicht vorübergehende, wenn auch noch so schöne und berechtigte Anschauungen früherer Zeiten zum unwandelbaren Dogma. Sie sind frei von einer Begriffsverwirrung, welche „die mathematisch notwendigen Gedankenfolgerungen“ mit der Tragweite einer Idee verwechselt, die elastisch genug ist, um je nach Zeit und Umständen größere oder geringere Gebiete zu umspannen. Die Kirche kann universelle Herrschaft beanspruchen auf geistlichem Gebiet und in weltlichen Dingen nur insoweit, als sie zur Erreichung des übernatürlichen Zweckes unbedingt erforderlich ist.

Chamberlains Behauptungen sind keine wissenschaftlichen Deduktionen; es sind hohle Deklamationen und Phantastereien auf Grund falsch verstandener Prämissen oder, richtiger, selbsterzeugter Phantasmagorien.

So hat denn Chamberlain gar kein offenes Auge für das frisch pulsierende Leben der Kirche unserer Tage, oder auch nur für die deutlichsten Thatsachen der vor seinen Augen sich abspielenden Geschichte. All dieser Frühlingsschmuck verkümmert und welkt, sobald er in den Bann seiner unbarmherzigen Ideenschemen eintritt. Er weiß, „daß der große, praktische und politische Gedanke Roms, jenes durch die Religion verklärte, lückenlos absolutistische Imperium der überwiegenden Mehrzahl der heutigen römischen Katholiken ebenso unbekannt ist und, wenn er bekannt würde, bei ihnen ebensowenig Zustimmung fände, wie bei den Nichtkatholiken“[3]. Aber die immanente Entwicklung einer Idee, die nun einmal fix ist, muß sich mit Naturnotwendigkeit vollziehen. Warum? Es ist ein Naturgesetz! Woher weiß Chamberlain, daß dies ein Naturgesetz für die Kirche ist? Aus minutiösester, streng methodischer Beobachtung! Über welchen Umfang erstreckt sich denn diese Beobachtung? Über einige aus dem Zusammenhang gerissene, arg mißhandelte Citate aus guter alter Zeit, mit Umgehung der ganzen historischen Entwicklung, ohne Verständnis für alle Änderungen in Auffassung und Praxis, mit Auslassung der ganzen Litteratur, welche für das Gegenteil eintritt, im Bann der eigenen Idee befangen, unter Verachtung des wirklichen Lebens um ihn und des einstimmigen Widerspruchs der hörenden und lehrenden Kirche.

Auf alles erhalten wir nur eine Antwort: So fordert es die notwendige immanente Entwicklung einer Idee. Es bleibt dabei trotz aller Erfahrung: „Jeder wahrhaft gläubige, denkfähige Katholik ist . . . ein Universalist, und das heißt

[1] Um sich zu unterrichten, hätte ja Chamberlain nur die Ausführungen Sägmüllers „Die Idee von der Kirche als imperium Romanum im kanonischen Recht“ (Tüb. Theol. Quartalschr. LXXX [1898], 50 ff.) zu lesen brauchen.

[2] Chamberlain a. a. O. S. 675. [3] Ebd. S. 677.

ein Feind der Nationen sowie jeder individuellen Freiheit." [1] Die allermeisten wissen es nicht, und manche werden es empört leugnen, doch steht die Thatsache trotzdem fest. Und hilft nichts mehr, so erklärt Chamberlain, die Katholiken seien wenigstens virtualiter so gesinnt. Die große Mehrzahl sind allerdings, wie er zugiebt, vortreffliche Patrioten; das ist aber nur ein Mangel an Konsequenz [2].

Chamberlain hat eben in seinem Werk ein Gesetz, das er der hellenischen Wissenschaft vorwirft, zur Methode erhoben: „Aus möglichst wenigen Beobachtungen möglichst viele apodiktische Schlüsse ziehen." [3] Da er ferner, allerdings ohne es zu ahnen, die Idee im Sinne Hegels und Ferd. Chr. Baurs zum wesentlichen Faktor der geschichtlichen Entwicklung macht, gilt von ihm, was er Aristoteles vorwirft: „Die vorhergehende Theorie machte, daß er falsch beobachtete, total falsch." [4]

Zum Schluß soll noch die paradoxe Ansicht Chamberlains erwähnt werden, daß die ganze moderne Kultur auf Rechnung der nordeuropäischen Rasse zu setzen sei. Man kann sich denken, welche gewaltsame Verdrehungen die Thatsachen sich müssen gefallen lassen, damit Chamberlain zu dem Resultat gelange, alles, was an der europäischen Zivilisation und Kultur nicht germanisch ist, sei „entweder noch nicht ausgeschiedenes, fremdes Ingrediens, in früheren Zeiten gewaltsam eingetrieben und jetzt noch wie ein Krankheitsstoff im Blute kreisend, oder fremde Ware segelnd unter germanischer Flagge, unter germanischem Schutz und Vorrecht, zum Nachteil unserer Arbeit und Weiterentwicklung und so lange segelnd, bis wir diese Kaperschiffe in den Grund bohren" [5]. Alle wahre Geistesarbeit ist so sehr germanisch, daß die Rasse selbst in die Definition der modernen Wissenschaft aufgenommen werden muß. „Wissenschaft", schreibt Chamberlain, „ist die von den Germanen erfundene und durchgeführte Methode, die Welt der Erscheinung mechanisch anzuschauen." [6] Auch die Religion ist, soweit sie der modernen Kultur dient, germanisches Eigentum: sie ist das Verhalten der Germanen „gegenüber demjenigen Teil der Erfahrung, der nicht in die Erscheinung tritt und darum einer mechanischen Deutung unfähig ist" [7]. Wir wollen hier gleich das Geständnis ablegen, daß diese Versuche Chamberlains, überall germanische Einflüsse aufzuspüren, auf uns von vornherein den Eindruck einer Donquichotterie gemacht haben, und daß wir durch die langen Reden des Verfassers keines Besseren belehrt wurden.

Es mag ja noch angehen, wenn mit kräftigen Mitteln der Nachweis der germanischen Abstammung Dantes unternommen wird [8]; geradezu komisch wirkt aber das verzweifelte Beginnen, die höchsten Kulturperioden Italiens und Spaniens der eingewanderten germanischen Rasse zuzuschreiben. Der Beweisgang ist überaus einfach: Abkömmlinge des Völkerchaos könnten nimmermehr Großes hervorbringen. Also kommt alle Schöpferkraft aus den eingewanderten germanischen Elementen [9].

Wir müssen uns also gewöhnen, in Michelangelo, Leonardo da Vinci, Raffael, ja auch in Perugino Germanen zu erblicken, weil sich nach Chamberlain in ihrem

---

[1] Chamberlain a. a. O. S. 680. [2] Ebd. S. 666. [3] Ebd. S. 787.
[4] Ebd. S. 795. [5] Ebd. S. 725. [6] Ebd. S. 938.
[7] Ebd. S. 938. [8] Ebd. S. 499 A. 1. [9] Ebd. S. 693 ff

Denken und Wirken die germanische Volksseele unzweifelhaft spiegelt. „Für die Feststellung der Rassenangehörigkeit", meint Chamberlain, „ist die begeisterte Verehrung Savonarolas seitens Raffaels, sowie seines Meisters Perugino und seines Freundes Bartolommeo . . . fast ebenso bedeutungsvoll, wie die Thatsache, daß Michelangelo niemals die Madonna und nur ein einziges Mal im Scherze einen Heiligen erwähnt." [1] . . . Dieses Argument muß offenbar jeden überzeugen, dem es nicht genügt, wenn ein Künstler Madonnen malt und meißelt, da auch verlangt werden muß, daß man Sonette auf die Mutter Gottes macht, um die Rassenangehörigkeit zu dokumentieren. Und was die Begeisterung für Savonarola betrifft, so hätte doch Chamberlain vor allem den hl. Philipp Neri nennen müssen, bei dem die Angehörigkeit zur germanischen Rasse allerdings nicht leicht zu beweisen wäre.

Aus seinen kühnen Vordersätzen zieht Chamberlain ebenso kühne Schlüsse. Im 16. Jahrhundert erlebte man in Italien das Verschwinden „alles Genies, d. h. alles Germanischen"; verloren ist die innere treibende Kraft. „Diese Kraft verleiht eben nur Rasse. Italien hatte sie, solange es Germanen besaß." [2] Die Geschichte der Kunst und Wissenschaft kann seitdem in jenem Lande kompendiös geschrieben werden. Mit Tasso stirbt die italienische Poesie, mit Giordano Bruno und Campanella die italienische Philosophie, mit Galilei die italienische Physik [3].

Im Flug werden jetzt die weiten Gebiete der Entdeckungen, der Wissenschaften, der Industrie, Wirtschaft, Religion und Kunst durcheilt, um zu zeigen, wie gar alles den Germanen zu verdanken ist. Bei dieser Darstellung hat selbst Chamberlain auf den Schein einer Beweisführung verzichtet und begnügte sich, einzelne bekannte Kulturthaten der germanischen Rasse aufzuzählen mit dem Leitmotiv für sich und die gläubigen Leser: Wie es hier erging, so geschah es überall.

Besonders amüsant wirkt folgender Gedankenschwung. Chamberlain entwirft eine Karte, auf welcher alles, was von der Welt den Europäern vor Marco Polo bekannt war, schwarz gedruckt ist; das Weißgelassene bezeichnet die unbekannten Erdstriche [4]. An diese Zeichnung knüpft Chamberlain die überraschende Bemerkung: „Die Gegenüberstellung wirkt überraschend und kann als ein Diagramm zur Versinnbildlichung der entdeckenden Thätigkeit der Germanen auch auf andern Gebieten dienen." [5] Es scheint also, daß wir zum Glauben berufen sind, die großen Entdecker Marco Polo, Kolumbus, Magalhães u. s. w. seien stammechte Germanen.

Mit diesem letzten „historischen Resultat" können wir von Chamberlains Buch Abschied nehmen. Eines hat die gegebene Kritik wohl dargethan: Wir haben es nicht mit einem Werk ernster Wissenschaft zu thun, mit keiner Geschichte, welche diesen Namen verdiente. Die „Grundlagen" sind tendenziöse Phantastereien ohne jeden wissenschaftlichen Wert.

---

[1] Chamberlain a. a. O. S. 698 A. 1. [2] Ebd. S. 698.
[3] Ebd. S. 697. [4] Ebd. S. 673. [5] Ebd. S. 672.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Rezensionen.

Der Dialog des Adamantius *περὶ τῆς εἰς θεὸν ὀρθῆς πίστεως.* Herausgegeben im Auftrage der Kirchenväter-Kommission der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften von Dr. **W. H. van de Sande Bakhuyzen.** 8°. (LVIII u. 256 S.) Leipzig, Hinrichs, 1901. Preis *M.* 10.

Unter die Schriften, welche Origenes gegen die Häretiker richtete, wurde schon seit den Zeiten eines Gregor von Nazianz und Basilius auch der Dialog „über den rechten Glauben an Gott" gerechnet. Verschiedene Anzeichen aber beweisen, daß dieses Werk nicht von Origenes stammt und erst um 300 n. Chr. entstanden ist. Gleichwohl ist es von hohem Werte; denn es enthält in präziser und faßlicher Form den katholischen Lehrbegriff jener frühen Zeit [1], verrät eine schlagfertige Gewandtheit in Widerlegung der gegnerischen Einwürfe und vermittelt auch materiell einen genaueren Einblick in die Geschichte des Gnostizismus, der Valentinianer und Marcioniten [2]. Daß man Origenes sobald schon als Verfasser betrachtete, mag darin seinen Grund haben, weil die Hauptperson des Dialoges Adamantius heißt, ein Name, der bekanntlich in ehrender Weise dem mit eisernem Fleiße arbeitenden Origenes beigelegt wurde (*Euseb.*, Hist. eccl. 6, 14).

Zwischen die beiden bereits herausgegebenen und die demnächst erscheinenden Bände des echten Origenes (ed. Kötschau) hat die Berliner Kirchenväter-Kommission die oben angezeigte Edition dieses Pseudo-Origenes eingeschoben. Gleich auf den ersten Blick muß es befremdlich erscheinen, daß in dieser Ausgabe von den Grundsätzen, welche die Kommission in ihrem Programm aufgestellt und bisher (in den Ausgaben des Hippolytus, Origenes, Henoch) treu befolgt hat, in einem wesentlichen Punkte abgewichen ist. Bakhuyzen, Rektor des städtischen Gymnasiums in Utrecht, geht auf die theologische Lehrüberlieferung und sprach-

---

[1] Mit Recht sagt Rufinus, der erste Übersetzer des Dialogs, in dem Widmungsbrief an Paulus: considerans, quam *catholice, quam integre ecclesiastici dogmatis defensor* exstiterit (Bakh. S. 1).

[2] Vgl. Bardenhewer, Patrologie S. 153. Harnack, Geschichte der altchristlichen Litteratur I, 478—480.

liche wie sachliche Koincidenzen gar nicht ein [1]. Er beschränkt sich auf die philologisch-kritische Herstellung des Textes, wobei er allerdings mit möglichster Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt zu Werke geht. Ohne eine Mühe zu scheuen, hat er sich über den Bestand und den Wert der in Frage kommenden zehn Handschriften unterrichtet und auf dieser Basis seinen Text konstruiert. Die editio princeps von Wettstein aus dem Jahre 1674 (Einleitung S. XXXIV) wurde als selbständiger Zeuge mitbenutzt. Leider war die handschriftliche Vorlage, welche Wettstein benutzte, nicht ausfindig zu machen; sie stimmt mit keiner der zugänglichen Handschriften. Für die Vergleichung mit Methodius von Olympus, aus dessen Schriften „über den freien Willen“ (περὶ τοῦ αὐτεξουσίου) und „über die Auferstehung“ (περὶ ἀναστάσεως) der Dialog des Adamantius einige beträchtliche Stücke enthält (Einleitung S. XXXVIII f.), dienten die Ausgaben von Jahn und Bonwetsch. Gegenüber dem griechischen Text bietet Bakhuyzen auch den vollständigen Text der lateinischen Übersetzung des Rufinus nach der Ausgabe von Caspari. Dessen kritischen Apparat und grammatische Bemerkungen hat Bakhuyzen mit mehreren eigenen Anmerkungen bereichert.

Die Einleitung zur Ausgabe ist mit musterhafter Klarheit und Gründlichkeit geschrieben. Sie skizziert zunächst den antignostischen Inhalt des Dialoges und die ziemlich einfache litterargeschichtliche Bedeutung desselben. Die Untersuchung über die Person des Verfassers hat ein rein negatives Resultat ergeben, der Anonymus bleibt in gänzliches Dunkel gehüllt. Mit der weiteren Bemerkung des Herausgebers können wir aber nicht übereinstimmen, wenn er nämlich sagt, daß der Verfasser „als Stilist unbeholfen und kein selbständiger Denker war“ (Einleitung S. XV). Die Schrift dient nicht einem ästhetischen Zwecke, sondern einem polemischen und scheint auf weitere Kreise berechnet zu sein. Sie giebt sich wie eine Art von Kontroverskatechismus und ist vor allem klar, präzis und populär geschrieben. Die dialogische Maschinerie beschränkt sich auf das Notwendigste: der Gegner wirft eine Schwierigkeit um die andere auf, Adamantius widerlegt sie bald direkt, durch Distinktionen und geschickte Anführung von Schriftstellen, bald indirekt, durch Retorsion und deductio ad absurdum. Wo eine Frage genauer zu formulieren ist, wo eine Lösung durch Zwischenglieder vermittelt werden muß, tritt der Schiedsrichter Eutropius ein. Ganz nach Art von streitenden Ketzern springt Megethius mit seinen Genossen im Nu von einer Position auf eine andere, sobald sie die Schwäche ihrer Sache spüren. Das ist allerdings zuzugeben, daß mit der Aufnahme der Excerpte aus Methodius der Charakter des Dialoges eine etwas andere Gestalt annimmt; der rasche Wechsel von Rede und Gegenrede hört auf und macht längeren Ausführungen Platz.

[1] Wie nahe hätte es unter anderem gelegen, zu der Aufstellung eines *θεὸς νόμου* und eines *θεὸς ἀγαθός*, die Megethius beliebt (28, 20 u. f.), aus Origenes (ed. Kötschau) II, 387, 6 ff. nebst andern Stellen beizubringen! Auch was profane Überlieferung (*ὁ ἔξωθεν λόγος*) beigesteuert hat (z. B. 52, 17; 58, 2), bleibt ohne jeglichen Nachweis.

Die Mitunterredner des Dialogs hält Bakhuyzen für rein litterarische Figuren, was wohl nicht zu bestreiten ist. Eine „Überarbeitung" des Dialoges, wenn man von einer solchen reden kann, hat jedenfalls nur an ganz wenigen Stellen stattgefunden. Zahn geht entschieden zu weit, wenn er „eine systematische Umarbeitung", „einen andern theologischen Geist und eine vorgerückte kirchliche Zeitlage" in der dermaligen Fassung des Werkes erkennen will (Einleitung S. XVIII ff.). Die Änderungen fallen um das Jahr 330 und suchen den Thatsachen gerecht zu werden, die mit der Bekehrung Konstantins gegeben sind. Die vulgäre Einteilung des Werkes in fünf „sectiones" ist allerdings schon sehr alt; der in den Handschriften beigefügte Epilog eines Späteren preist den Adamantius: καλῶς τὴν τῶν ἀθέων δογμάτων . . . πεντάδα . . . ἀπέδειξας. Aber eine unbefangene Lektüre des Dialoges läßt erkennen, daß man es weder mit einer Fünfteilung noch mit der anderwärts auftretenden Dreiteilung zu thun hat; das Ganze ist ein Dialog und enthält zwei Disputationen gegen zwei Gruppen von Gnostikern, die Marcioniten und die Valentinianer. Diese lösen einander ab, während der unüberwindliche Adamantius [1] bis zu Ende gegen sie standhält und Eutropius als unparteiischer Vorsitzender am Schlusse der ersten Disputation wie der zweiten sein Urteil zu gunsten der katholischen Lehre abgiebt.

Bei der Studie über die handschriftliche Überlieferung hat sich ergeben, daß von den zehn meist jüngeren Codd. nur vier in Betracht kommen, nämlich cod. Venet. Gr. Nr. 496 S. Marci saec. XII (B), der älteste von allen, ein Bodleianus saec. XVI (C), ein Parisiensis saec. XVI (F) und ein zweiter Parisiensis saec. XVII (H). Eine eingehende Darstellung widmet Bakhuyzen dem Abhängigkeitsverhältnis des Adamantius von Methodius und der Vergleichung der rufinischen Übersetzung mit dem griechischen Original. Die späteren Übersetzungen, drei gedruckte und eine ungedruckte, gehören dem 16. Jahrhundert an. Auch die Übersicht der „Ausgaben" läßt nichts zu wünschen übrig. Ohne Zweifel darf sich der geehrte Herausgeber der begründeten Hoffnung hingeben, daß er den Dialog „für patristische Studien brauchbarer" gemacht hat (Einleitung S. LVII). Mit ein paar angefügten Richtigstellungen wollen wir das anerkannte Verdienst nicht schmälern.

Zu 47, 4: Similiter et Christus cum discipulis positus dicebat, bemerkt Bakhuyzen: „Positus verstehe ich nicht; es scheint mir korrupt zu sein, ich finde aber keine leichte Emendation." Die Vergleichung mit 51, 10: in carcere *positus* sc. Iohannes und mit 135, 7: Satanas in terra *positus* lehrt offenbar, daß Rufinus positus im Sinne von esse, versari gebraucht, wofür ihm das Latein der Heiligen Schrift genug Analogien bot.

Zu 52, 21 sq. scheint mir der Zweifel, den Bakhuyzen an der Richtigkeit der Textworte hat, nicht begründet. Adamantius argumentiert aus dem Sprichwort

[1] Im Epilog ist er tituliert: *θεῖος, πάνσοφος, κεκοσμημένος γνώσει.* Rufin schreibt an Paulus über ihn: (Disputationes) adversus multos simul haereticos habuit, arbitro praesidente, quinque immanes bestias (vergleiche dagegen das höfliche Auftreten des Droserius 136, 11 sq.) solus expugnans et congressione famosissima spectaculum mundo et angelis et hominibus factus.

ὅτι ὁ πωλῶν καὶ ὁ ἀγοράζων ἀδελφοί εἰσιν; mithin ist der διάβολος als „Verkäufer" ausgeschlossen; es konnte Christus (nach Gal. 3, 13) demnach, weil dem „Erkaufen" ein „Verkaufen" entsprechen muß, die Menschen nur von Gott, oder besser gesagt von den Sünden zurückkaufen. Durch die Sünden hatten sie sich ja Gott entfremdet; der Preis, der dafür Gott erlegt worden, war die Sünde (Js. 50, 1; 52, 3). Bei derartigen Versuchen, das Erlösungswerk Christi spekulativ zu erfassen, darf man natürlich die Ausdrücke πωλεῖν, πιπράσκειν nicht zu sehr pressen. Wohin kämen wir übrigens, wenn wir z. B. in den Platonischen Dialogen, die sich mit der natürlichen Ethik befassen, jede Stelle verdächtigen wollten, die eine schwache, vielleicht nur auf schwankenden Wortbedeutungen beruhende Argumentation enthält?

Zu 58, 15 sq. dürfte das kritische Raisonnement Bakhuyzens ebenfalls verunglückt sein. Nach meinem Dafürhalten will dort Adamantius eine doppelte Lösung der Schwierigkeit geben, wie er das auch sonst thut (vgl. 36, 13 sqq.; 38, 4 sqq.). Zuerst erklärt er den Text οὐ δύναται δένδρον σαπρὸν καρποὺς καλοὺς προενεγκεῖν κτλ. dahin, daß mit dem „guten" und „schlechten" Baume nicht eine Verschiedenheit der menschlichen Natur, sondern ein guter und schlechter Wille der einen Menschennatur bezeichnet werde. Weil der Gegner diese Distinktion nicht zugiebt (58, 26), stellt sich Adamantius auf dessen Boden und erschüttert dessen eigenes Prinzip: ἀμετάβλητοι αἱ φύσεις (60, 2), indem er es mit Beispielen widerlegt, die der Gegner nicht leugnen kann (argumentum ad hominem). — Diese und andere Fälle zeigen wieder aufs neue, daß für die Textkritik der Kirchenschriftsteller philologische Akribie für sich allein nicht ausreicht.

Jos. Stiglmayr S. J.

1. **Die Welträthsel.** Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. Von **E. Haeckel.** 8°. (X u. 474 S.) Bonn, Strauß, 1899. Preis *M.* 8.

2. **Haeckelismus und Darwinismus.** Eine Antwort auf Haeckels „Welträthsel" von Dr. **Anton Michelitsch,** Professor der Philosophie und Apologetik an der Universität Graz. 8°. (140 S.) Graz, „Styria", 1900. Preis *M.* 1.70.

1. Gegenüber einem Buche wie Haeckels „Welträthsel" ist es für den Kritiker nicht leicht, Stellung zu nehmen. Blößen giebt sich dasselbe zwar in Menge. Ja man kann getrost sagen: sein wissenschaftlicher Wert ist gleich Null. Der Inhalt beschränkt sich auf eine Zusammenfassung der längst bekannten und längst widerlegten Phrasen und kühnen Behauptungen, durch welche Haeckel die Fortschritte der gesamten modernen Naturwissenschaft unter das Joch seiner realistisch-monistischen oder richtiger atheistischen Weltanschauung zu zwängen sucht. Die Sprache jenes Buches ist aber eine derartige, daß man aus ihm ein reichhaltiges Schimpfwörterlexikon gegen die christliche Weltanschauung, gegen die katholische Kirche und ihre Dogmen, gegen den Papst, die „ultramontanen" Vertreter der Wissenschaft und des deutschen Reichstages u. s. w. zusammenstellen könnte. Die Haeckelschen „Welträthsel" sind nicht das Produkt eines ruhig denkenden Verstandes, sondern vielmehr eines fanatischen Hasses, dessen Streben sich auf die Bekämpfung und Verunglimpfung alles dessen richtet, was dem edleren Teile der gebildeten Menschheit noch heilig ist.

Unterzieht man nun ein solches Buch einer eingehenden sachlichen Besprechung, so thut man ihm eine Ehre an, die es nicht verdient. Zudem, je mehr Widerlegungen ein solches Tendenzwerk erfährt, desto weiter wird es bekannt und desto „berühmter“ wird sein Verfasser in den Kreisen seiner bedauernswerten Parteigenossen. Gebraucht man aber gegen ein Machwerk, dessen Hauptwaffe der Spott gegen alles Höhere ist, eine etwas energische Sprache, bekämpft man es mit den Waffen des Sarkasmus und läßt man ihm die wohlverdiente Mißachtung in unzweideutigen Ausdrücken zu teil werden, so setzt man sich dem Tadel aus, man habe sich in seiner Widerlegung zu sehr „nach der Qualität der gegnerischen Äußerungen gerichtet“, man sei „zu weit auf das niedere Niveau des Gegners herabgestiegen“ u. s. w.

2. Die Kritik, welche Professor Anton Michelitsch in der vorliegenden Schrift an Haeckels „Welträthseln“ übt, kann man trotz jener Schwierigkeiten als durchschnittlich recht gelungen bezeichnen. Kurz und bündig, fast aphoristisch, unterzieht er auf 140 Seiten die einzelnen Abschnitte des 474 Seiten umfassenden Haeckelschen Buches einer gründlichen, sachlich gehaltenen Beleuchtung, die jedoch stellenweise auch des Humors und der Satire nicht entbehrt. Mit besonderem Geschick hat der Verfasser zahlreiche Aussprüche hervorragender Gelehrten gegen die von Haeckel aufgestellten Behauptungen in seine Beweisführung verflochten, wodurch dieselbe an Kraft bedeutend gewinnt und meist recht treffend und durchschlagend wirkt.

Die vier Abschnitte der Schrift von Michelitsch sind gleichnamig mit jenen des Haeckelschen Buches. Der erste Abschnitt ist betitelt: „Anthropologischer Teil. Der Mensch.“ Er befaßt sich mit den Haeckelschen Ausführungen über die Entstehung des Lebens, die Entwicklung der Arten und speziell mit dem Ursprunge des Menschen. Die „Kohlenstofftheorie“ Haeckels, welche die völlig unhaltbare „Urzeugung“ des organischen Lebens annehmbarer machen, sowie das „biogenetische Grundgesetz“, welches insbesondere die Entwicklung des Menschen aus einer Reihe tierischer Vorfahren beweisen sollte, werden vom Verfasser geprüft und auf Grund gewichtiger wissenschaftlicher Autoritäten widerlegt. Sodann folgt eine gute Kritik der Affentheorie [1] und endlich des Darwinismus und Haeckelismus im allgemeinen.

In letzterem Abschnitte hätten wir jedoch eine schärfere Unterscheidung zwischen der Descendenztheorie überhaupt und zwischen der darwinistischen und haeckelistischen Form derselben gewünscht. An einer Stelle (S. 29) wird diese Unterscheidung zwar angedeutet; aber im übrigen erhält man zu sehr den Eindruck, als ob nach der Ansicht des Verfassers die ganze moderne Entwicklungslehre ein Produkt der antichristlichen Weltanschauung sei. Ihrer geschichtlichen Entfaltung nach hat jedoch die Descendenztheorie diesen Charakter erst später angenommen, und zwar in Deutschland hauptsächlich durch Haeckels fanatische Schriften, wofür ihm die wissenschaftlichen Vertreter der Descendenztheorie wenig Dank wissen. Auch manche einzelne Aus-

[1] J. Bumüllers Schrift „Mensch oder Affe“ (vgl. die Besprechung in dieser Zeitschrift Bd. LIX, 3 [1900], S. 337) konnte Michelitsch nicht mehr benutzen, da beide Publikationen fast gleichzeitig erschienen.

führungen des Verfassers in diesem Abschnitte können wir nicht ganz acceptieren. Er vertritt z. B. die Ansicht (S. 33), daß alle Ähnlichkeiten unter den Tieren nicht durch die Gesetze der Vererbung, sondern durch die Lebensweise der Tiere bestimmt seien. Die morphologischen Ähnlichkeiten zwischen systematisch nahe verwandten Formen müssen aber für gewöhnlich doch auf ersterem Wege erklärt werden. Der vom Verfasser ebendaselbst versuchte Beweis, daß es bei Vererbung von Krankheitsanlagen beim Menschen nicht bloß um Übertragung von „etwas Stofflichem" sich handeln könne, beruht auf irrtümlichen Voraussetzungen. Die Krankheitsanlage kann schon in der materiellen Disposition des Keimplasmas vorhanden sein und doch erst in einem bestimmten Lebensalter des Individuums zur Entwicklung kommen. Darin, daß es gar keine wirklich rudimentäre Organe bei Tieren geben soll (S. 35), kann man dem Verfasser schwerlich beistimmen. Rudimentäre Flügel und rudimentäre Augen kommen bei gewissen Insekten zweifellos vor, manchmal sogar in verschiedenen Graden der Rückbildung bei Individuen derselben Art.

Im zweiten Abschnitt, dem psychologischen Teil, werden Haeckels Anschauungen über die Seele zugleich mit den verwandten Ansichten von Karl Vogt und andern Materialisten kritisch beleuchtet. Haeckel hatte, um die Bewußtseinsvorgänge des Menschen in „rein mechanischem" Sinne bequem deuten zu können, den Kunstgriff gebraucht, den anorganischen Atomen des ganzen Universums eine „Seele" zuzuschreiben; aus der Vereinigung und Wechselwirkung jener „Atomseelen" sollte dann auch das menschliche Bewußtsein erklärt werden. Da jedoch das angebliche Bewußtsein der Atome nach Haeckel nicht verschieden ist von den rein mechanischen Kräften derselben Atome, so haben bereits frühere Kritiker treffend bemerkt, Haeckels Atompsychologie versuche die Existenz der Seele dadurch zu erklären, daß sie ihre Existenz leugne. Michelitsch behandelt in diesem Abschnitte das Bewußtsein überhaupt, das menschliche Selbstbewußtsein und den wesentlichen Unterschied zwischen den Seelenfähigkeiten des Menschen und der Tiere. Da Haeckel in seinen „Welträthseln" [1] sich namentlich auf Flechsigs Untersuchungen über die Lokalisation der Gehirnfunktionen berufen hatte, um zu zeigen, daß das Denken lediglich eine materielle Gehirnfunktion sei, beschäftigt sich Michelitsch sodann etwas eingehender mit der zwischen Gehirn und Denken wirklich bestehenden Beziehung. Schließlich widerlegt er Haeckels Ansichten über die menschliche Willensfreiheit, über das Wesen und die Unsterblichkeit der Menschenseele. Unter den Citaten, welche der Verfasser in diesem Abschnitte verwertet, sind Hyrtls vortreffliche Aussprüche besonders hervorzuheben. Die von Haeckel mit vielem Prunk vorgetragenen Beweise gegen die Unsterblichkeitslehre, welche er mit dem schönen griechischen Namen Athanismus belegte, machen dagegen einen recht kläglichen Eindruck. Er versteigt sich sogar zu einer vortrefflichen Selbstironie, wenn er behauptet, viele „Gebildete" hielten auch heute noch die Seele für einen „gasförmigen" Körper; durch Anwendung von hohem Druck und nie-

[1] Ebenso bereits in seiner früheren Schrift „Über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen". Eine gute Kritik der daselbst vorgebrachten psychologischen „Beweise" gab Fr. Dierckx S. J. in der Revue des questions scientifiques (L'origine de l'homme d'après Ernst Haeckel. Louvain 1900).

derer Temperatur müsse es daher auch gelingen, die Seele in „flüssigen Zustand“ überzuführen und sie nach dem Tode in einer Glasflasche als „unsterbliche Flüssigkeit“ aufzubewahren; durch weitere Abkühlung und Kondensation werde es dann noch glücken, diese Flüssigkeit in einen festen Körper, den „Seelenschnee“, zu verwandeln! Solche Vorstellungen über das Wesen der Seele können doch nur in einem echt materialistischen Gehirne entspringen.

Noch einige kleine Bemerkungen über diesen Abschnitt. Michelitsch meint (S. 59): „Der Materialist könne nicht sagen: ‚Ich denke‘, sondern nur: ‚Meine Gehirnfasern sondern Gedankensubstanz ab.‘“ Dieses treffende argumentum ad hominem ist wohl mehr gegen Vogt und Büchner als gegen Haeckel gerichtet, da letzterer das Denken eher als eine besondere Bewegungsart der Gehirnatome betrachtet. Die Beweiskraft des vom Verfasser vorgebrachten Argumentes, welche auf der Thatsache des Identitätsbewußtseins beruht, wird übrigens hierdurch nicht beeinträchtigt. S. 67 spricht sich Michelitsch für die wesentliche Einfachheit des Lebensprinzips der Tiere (und Pflanzen?) aus, worin er wohl nicht ungeteilte Zustimmung finden dürfte. Daß ferner die Schnecke es in der Architektur nicht über die Bildung eines Schneckenhauses hinausgebracht hat, während die Menschen in den verschiedensten Stilarten bauen (S. 52), kann nicht als eine richtige Parallele zwischen dem psychischen Vervollkommnungsvermögen des Menschen und der Tiere dienen; denn die Absonderung der Schneckenschale ist ein vegetativer, kein psychischer Prozeß. (Vgl. Stempell, Über die Bildungsweise und das Wachstum der Muschel- und Schneckenschalen, im Biologischen Zentralblatt 1900.)

Gegen die unrichtige materialistische Deutung, welche Haeckel den Entdeckungen Flechsigs über die Lokalisation der Gehirnfunktionen zu geben sucht, wäre es von Wichtigkeit gewesen, nachdrücklich hervorzuheben, daß gerade manche Ergebnisse der Studien dieses Forschers unzweideutig gegen den Materialismus sprechen. Wir meinen insbesondere die Thatsache, daß nach operativer Entfernung bestimmter Gehirnteile, welche die „normalen Zentren“ bestimmter psychischer Prozesse oder Fähigkeiten bilden, häufig bald darauf benachbarte Hirnteile die Funktion jener Zentren übernehmen. Diese Erscheinung beweist zur Genüge, daß die seelischen Vorgänge keineswegs einfachhin die materielle Funktion bestimmter Hirnteile sein können, sondern daß letztere der Seele bloß als Werkzeuge für ihre Thätigkeit dienen. Überdies sei noch bemerkt, daß manche neuere Hirnphysiologen, wie z. B. der Amerikaner J. Loeb, die Lokalisationslehre überhaupt für sachlich unbegründet ansehen und ihren wissenschaftlichen Wert nicht über denjenigen der Gallschen Phrenologie stellen. Haeckels triumphierende Berufung auf „die Entdeckung der Denkorgane“ durch Flechsig steht daher auf recht morschen Füßen.

Der dritte Abschnitt der Schrift von Michelitsch umfaßt den kosmologischen Teil. Das Verhältnis Gottes zur Welt, die Notwendigkeit der Annahme einer Schöpfung der Welt aus nichts, sowie die richtige Bedeutung des von den modernen Monisten völlig mißverstandenen Begriffs der „Persönlichkeit“ Gottes wird hier näher erörtert. Der Verfasser zeigt aus dem Entropiegesetz (Clausius), daß die Bewegung der Materie einen Anfang gehabt haben müsse, weil der Ausgleich der verschiedenen Energieformen ein Ende haben wird. Die erste Bewegung der Materie und damit auch die Existenz der Materie selbst muß daher auf eine außerweltliche erste Ursache zurückgeführt werden. Gegen

eine Entwicklung der Welt nach den vom Schöpfer in die Materie gelegten Gesetzen hat Michelitsch nichts einzuwenden, und er ist geneigt, sich hierin an die „Kosmogonie" von P. Karl Braun anzuschließen.

Daß es außer der mechanischen Energie noch eine „psychische Energie" gebe, wie der Verfasser (S. 82) sagt, dürfte wohl ein mißverständlicher Ausdruck sein; denn die energetischen Prozesse, welche die psychischen Funktionen einleiten und begleiten, sind mechanischer Natur und können von den psychischen Faktoren nur „ausgelöst" werden, ohne daß wir deshalb eine besondere „psychische Energie" annehmen dürften.

Eingehender beschäftigt sich Michelitsch mit dem christlichen Gottesbegriff im vierten, dem theologischen Teil. Mit Recht rügt er es, daß Haeckel sich in seinen „Welträthseln" als Theologen geriere, während er doch keine Spur von theologischer Bildung besitze. Was würde man dazu sagen, wenn jemand, der von Zoologie nichts verstünde, die Entscheidung rein zoologischer Fragen sich anmaßen würde? „Sutor, ne ultra crepidam!" Die diesbezüglichen Ausführungen in Haeckels „Welträthseln" sind nichts weiter als ein Gemisch von hochtrabenden Phrasen, die durch neue griechische Schlagworte[1] wie Amphitheismus, Triplotheismus, Mixotheismus u. s. w. ihre geistige Leere zu bemänteln suchen, und von geradezu gemeinen Verunglimpfungen der christlichen Gottesverehrung und besonders der katholischen Lehren und Einrichtungen. Man kann es daher dem Verfasser nicht verdenken, wenn er gegenüber den frivolen Äußerungen Haeckels über die „Mischgötterei", welche im katholischen Kultus durch die Verehrung der Engel und Heiligen walten soll, den etwas derben Ausspruch sich erlaubt (S. 99): „Wenn die Engel, Heiligen und Teufel untergeordnete ‚Gottheiten'

[1] Haeckels Manie, für alles, was er „verständlich machen" will, einen neuen griechischen Namen einzuführen, ist jedenfalls das größte Blatt in seinem wissenschaftlichen Lorbeerkranze. Seine „gemeinverständlichen Studien" starren von Fremdwörtern eigener Erfindung. Von besonderem Interesse ist das „Lob", das ihm hierfür auf dem IV. Internationalen Zoologenkongreß zu Cambridge zu teil wurde, worüber die englische Zeitschrift Nature (1. Sept. 1898) folgendes berichtet. Am Vorabend des Tages, an welchem Haeckel seine Tendenzrede „Über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprunge des Menschen" hielt, wurden die Notabilitäten des Kongresses durch ihren Präsidenten, Dr. Sandys, dem Vizekanzler der Universität Cambridge vorgestellt. Der offizielle Akt hierüber, wie gewöhnlich in lateinischer Sprache abgefaßt, enthält folgende denkwürdige, auf Haeckel bezügliche Stelle: „Germania ad nos misit ... operis immensi conditorem audacem, in quo animalium omnium ortum ab origine ultima indagare est conatus. ... Salutamus virum, qui in ipsa rerum origine recordatus omnia muta mansisse, ‚donec verba, quibus voces sensusque notarent, nominaque invenere', idem ob eam inter alias causam laudatur, *quod ingenio vivido praeditus, tot nomina invenerit, — quod totiens* (ut Horatii verbis denuo utar) *sermonem patrium ditaverit et nova rerum nomina protulerit.*" Es ist bezeichnend, daß man in jenem feierlichen Aktenstücke gerade diesen Ruhm Haeckels für den nennenswertesten erachtete: er habe die deutsche Sprache mit vielen Fremdwörtern bereichert!

sind, dann sind Haeckels Hosenknöpfe, Beinkleider und Stiefel untergeordnete ‚Haeckel'."

Der Hauptwert des vierten Abschnittes der Schrift von Michelitsch besteht darin, daß er den Entstellungen Haeckels in kurzer, bündiger Weise die wahre katholische Lehre von der Dreifaltigkeit, der Menschwerdung, der Heiligenverehrung, von dem Verhältnis zwischen Wissen und Glauben u. s. w. gegenüberstellt. In dieser einfachen Darlegung besteht die glänzendste Rechtfertigung jener Lehren gegenüber den Haeckelschen Angriffen. Einen Haeckel selbst wird man dadurch allerdings schwerlich von der Verkehrtheit seines Vorgehens überzeugen können; denn er hat gerade in dem „theologischen Teile" seiner „Welträthsel" den klaren Beweis dafür erbracht, daß er nicht der Wahrheit das Wort reden, sondern vielmehr die katholische Kirche mit ihren Dogmen und Einrichtungen nach Kräften beschimpfen will; jedes Lehrbuch der katholischen Religion hätte ihn von der Haltlosigkeit und Abgeschmacktheit seiner Angriffe zur Genüge überzeugen können. Man kann es nicht mehr als bona fides erklären, wenn Haeckel z. B. bei seinen Schmähungen über die „unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria" („Welträthsel" S. 375) immer noch an der absurden Behauptung festhält, die Katholiken glaubten, „daß die Mutter der Jungfrau Maria ebenso durch den ‚Heiligen Geist' befruchtet worden sei wie diese selbst". Haeckel will es einfach nicht wissen, daß unter dem Dogma von der unbefleckten Empfängnis Marias nur ihre Freiheit von der Erbsünde gemeint sei; denn er war bereits von einer ganzen Reihe von Kritikern, selbst von nichtkatholischen, auf diesen seinen groben Irrtum aufmerksam gemacht worden, den er schon vor 25 Jahren in der ersten Auflage seiner „Anthropogenie" begangen hatte; trotzdem wiederholt er ihn seither stets mit derselben Keckheit. Die Folgerung, die sich aus derartigen bedauerlichen Thatsachen ergiebt, ist in folgendem, auch von Michelitsch (S. 110) citierten Urteil des protestantischen Kirchenhistorikers Loofs klar ausgesprochen: Ich glaube „bewiesen zu haben, daß Professor Haeckel in dem von mir geprüften (theologischen) Kapitel seines Buches durch Verwertung elendester Schandlitteratur, durch absprechendes Urteil bei ärgster Ignoranz und durch einen Ton, der für wissenschaftliche Erörterungen, ja überhaupt, unziemlich ist, gezeigt hat, daß er ein normales wissenschaftliches Gewissen nicht hat. . . . Wer auf einem Gebiet wissenschaftlich erreichbaren Wissens mit solcher Gewissenlosigkeit zu urteilen und zu räsonnieren vermag, dem kann man auf keinem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit Sorgfalt und ernsten Wahrheitssinn zutrauen".

Wir wüßten nicht, von welcher Seite man Herrn Professor Haeckel gegen dieses völlig gerechtfertigte Urteil in Schutz nehmen könnte. Von katholischer oder gläubig protestantischer Seite jedenfalls nicht. Aber auch nicht von seiten jenes Teils der modernen Naturforscher, welcher mehr oder minder auf Haeckels monistischem Standpunkte steht; denn auch sie werden sich gestehen müssen, daß Haeckel ihnen durch seine „Welträthsel" mehr Schande als Ehre gemacht, indem er die wissenschaftliche Entwicklungslehre, deren legitimer Vertreter er zu sein vorgiebt, in öffentlichen Mißkredit gebracht hat. Einzig die anarchistische Umsturz-

partei, welche die wahrhaft konsequenten Haeckelianer umfaßt, kann auf dieses neueste Werk Haeckels wirklich stolz sein, weil es nach Inhalt und Form völlig ihrem Geiste entspricht und ihren Zukunftsbestrebungen wesentlichen Vorschub leistet, mag auch Haeckel dieselben als „Utopien" bezeichnen.

E. Wasmann S. J.

La France hors de France. Notre émigration — sa nécessité — ses conditions. Par ***J. B. Piolet*** S. J. 8°. (660 p.) Paris, Alcan, 1900. Preis *Fr.* 10.

In allen großen Staaten stehen heute die Kolonisationsbestrebungen im Vordergrunde des Interesses. Je mehr überall die Landwirtschaft gegenüber der Industrie und dem Handel zurücktritt, desto mehr macht sich das Bedürfnis geltend, im Ausland neue Absatzgebiete für die Produkte des heimischen Gewerbfleißes und neue Stützpunkte für den auswärtigen Handel zu erwerben. Auch bei unsern westlichen Nachbarn unterschätzt man die Bedeutung dieser Frage für die wirtschaftliche und politische Stellung Frankreichs keineswegs. Frankreich hat sich seit dem Jahre 1880 auf den Trümmern seiner ehemaligen blühenden Kolonien ein neues Kolonialreich aufgebaut, das mit seinen 7365731 qkm und 50273616 Einwohnern [1] an Bedeutung nur hinter dem englischen Kolonialbesitz zurücksteht. Aber wird Frankreich auch im stande sein, dies gewaltige Gebiet zu behaupten und zu kolonisieren, da doch bekanntlich im Mutterland selbst die Bevölkerung im Rückgang begriffen und die Auswanderung nur sehr geringfügig ist? Über diese für die Zukunft Frankreichs entscheidende Frage giebt das vorliegende Werk Aufschluß.

Der Verfasser, der bereits durch mehrere Werke über Madagaskar Proben seiner Sachkenntnis abgelegt hat, teilt seinen Stoff in fünf Abschnitte, die folgende Überschriften tragen: 1. Warum wir so wenig auswandern. 2. Wir müssen auswandern. 3. Wir können auswandern. 4. Wer soll auswandern? 5. Wohin sollen wir auswandern?

Unter den Gründen für die geringe Zahl der französischen Auswanderer (in den 40 Jahren von 1853—1893 nur 412413, während aus Deutschland von 1850—1890 im ganzen 4257470 Personen ausgewandert sind) nennt der Verfasser neben dem Fehlen einer althergebrachten Tradition, der mangelhaften Kenntnis der Kolonien, der Abnahme des auswärtigen Handels und der großen Anhänglichkeit seiner Landsleute an den heimatlichen Boden vor allem die fehlerhafte Gesetzgebung und die zahlreichen Mißgriffe in der Verwaltung, die eine gedeihliche Entwicklung der Kolonien fast zur Unmöglichkeit machen. Die verfehlten erbrechtlichen Bestimmungen des Code civil, zumal in der rigorosen Durchführung, die dieselben in Frankreich gefunden, haben nicht nur auf die

[1] Der Gothaische Hofkalender für 1901 giebt die Einwohnerzahl der französischen Kolonien auf 44820000 an. Der Unterschied rührt daher, daß die genau allerdings kaum zu bestimmenden Zahlen für Tongking, Senegal und den französischen Sudan im Gothaischen Hofkalender zu niedrig angesetzt sind.

Moralität den nachteiligsten Einfluß gehabt, sondern auch die wirtschaftliche Konkurrenz Frankreichs mit Nationen, die eine solche erzwungene Zersplitterung der Vermögen nicht kennen, vollständig unmöglich gemacht. Denn wenn auch bekanntlich der Code wenigstens ein Viertel des Vermögens der freien Verfügung des Erblassers übrig läßt, so wird doch in der Praxis aus Gründen, die wir hier nicht näher erörtern können, nur selten von dieser Vergünstigung Gebrauch gemacht, so daß thatsächlich fast immer eine vollständig gleichmäßige Teilung der Erbschaftsmasse unter sämtliche Kinder des Erblassers stattfindet. Weder der Großgrundbesitz noch die in Privatbesitz befindlichen größeren industriellen und kommerziellen Betriebe können bei einem solchen System auf die Dauer Bestand haben. Aber mehr noch als die großen Vermögen ist gerade der mittlere und kleine Besitz durch dieses verhängnisvolle Gesetz geschädigt. Die hohen Kosten der vom Gericht vorgenommenen Abschätzung und Teilung der Erbschaftsgegenstände verschlingen nicht selten den größeren Teil der ohnedies nicht bedeutenden Erbschaft. Daß unter solchen Umständen bei einer Bevölkerung, in der man seit Jahrzehnten jede religiöse Beeinflussung systematisch zu hintertreiben gesucht hat, das Bestreben sich geltend macht, die Zahl der Kinder möglichst zu beschränken, ist nur zu begreiflich. Damit ist aber auch die wichtigste Vorbedingung einer erfolgreichen Kolonisation, ein erheblicher Überschuß der Bevölkerung im Mutterlande, von vornherein abgeschnitten. In der Verbindung dieser beiden Thatsachen, dem unnatürlichen und verderblichen Erbrecht auf der einen Seite und der systematischen Entchristlichung auf der andern Seite, ist überhaupt der tiefste Grund des unverkennbaren Verfalles der einst so blühenden und mächtigen französischen Nation zu suchen. Schon bald nach Inkrafttreten des Code haben übrigens einsichtsvolle Staatsmänner auf die unheilvollen Wirkungen desselben hingewiesen. Der bekannte Lord Castlereagh beruhigte auf dem Wiener Kongreß die Diplomaten, welche eine weitergehende Schwächung Frankreichs als ein notwendiges Erfordernis für die Ruhe Europas ansahen, mit der Versicherung, daß diese Schwächung schon durch das neue Erbrecht der Franzosen in ausreichendem Maße herbeigeführt werde. — Manche andere Mißgriffe in Gesetzgebung und Verwaltung sind im Laufe des verflossenen Jahrhunderts hinzugekommen, auf die näher einzugehen hier nicht der Ort ist.

Man sollte meinen, die vom Verfasser geschilderten Übelstände müßten einen jeden Franzosen, der sein Vaterland wahrhaft liebt, zu der Überzeugung führen, daß eine Änderung der bestehenden Gesetzgebung dringend vonnöten wäre. Aber bei dem geringen Verständnis, das die gegenwärtigen Machthaber für die wahren Bedürfnisse des Landes an den Tag legen, bei der blinden Begeisterung für den Code, welche die ganze Juristenzunft und das größtenteils aus Juristen bestehende Parlament beherrscht, ist an eine durchgreifende Besserung von dieser Seite kaum zu denken. Da muß sich denn die Nation selbst helfen, so gut es unter den bestehenden Verhältnissen eben geht. Als wichtigstes Hilfsmittel empfiehlt der Verfasser im zweiten Teil seiner Arbeit eine starke Auswanderung in die Kolonien. In der That, wenn sich in Frankreich bei den für die Zukunft ihrer Kinder besorgten Eltern die Überzeugung Bahn bräche, daß sich für die-

selben in den Kolonien die Aussicht auf eine gesicherte Existenz eröffnet, so brauchten sie eine Teilung ihres Vermögens in mehrere Erbteile nicht so sehr zu fürchten. In Frankreich selbst sind allerdings die Aussichten für junge Leute, die kein Vermögen oder nur geringes Vermögen besitzen, augenblicklich so ungünstig wie wohl noch nie zuvor. Handel und Industrie haben unter dem Druck der englischen, deutschen und nordamerikanischen Konkurrenz eine schwere Krise durchzumachen. Selbst alte, bewährte industrielle Unternehmungen können sich nur noch mit Mühe halten; Neugründungen aber können nur in Ausnahmefällen noch auf Erfolg rechnen. Alle Berufsarten sind in einer geradezu erschreckenden Weise überfüllt; so meldeten sich z. B. im Jahre 1895 in Paris auf 128 vakante Lehrerstellen nicht weniger als 8932 Kandidaten bezw. Kandidatinnen (vgl. S. 282). Die Versicherungsgesellschaft La Paternelle erhielt 15 000 Stellengesuche auf 25 vakante Stellen (S. 275); die Westbahngesellschaft, die jährlich im Durchschnitt 2173 Stellen zu vergeben hat, erhält durchschnittlich 6772 Gesuche (S. 284). Dabei sind die von diesen Gesellschaften gezahlten Gehälter so verschwindend gering, daß kaum eine einzelne Person damit den notwendigsten Lebensbedarf bestreiten kann. Nicht viel besser sieht es in den sogen. höheren Berufsarten aus. Auch dort zahlreiche Kandidaten für jede frei werdende Stelle, Hunderte von jungen Advokaten und Ärzten, die nach jahrelanger Vorbereitung noch nicht einmal 2000 Francs im Jahr verdienen u. s. w. — Auch für die Erhaltung und das Gedeihen der Kolonien selbst ist eine ständige starke Auswanderung aus dem Mutterlande eine Lebensfrage. Nur unter dieser Voraussetzung können sich die Kolonien im Falle eines Krieges mit einer großen Seemacht gegenüber einer feindlichen Invasion behaupten, sonst droht ihnen dasselbe Schicksal, das einst Kanada, die Perle des alten französischen Kolonialreiches, getroffen hat. Gerade weil die Zahl der in Kanada ansässigen französischen Bevölkerung zur Zeit des Pariser Vertrages (1763) so gering war, mußte dieselbe im Kampfe mit den viel volkreicheren englischen Kolonien trotz der heldenmütigsten Tapferkeit unterliegen.

Im dritten Teil der Arbeit weist der Verfasser überzeugend nach, daß es der französischen Nation keineswegs an der Fähigkeit zur Kolonisation mangelt. Ja wenn man die geradezu staunenswerten Erfolge erwägt, welche eine sehr geringfügige Zahl von französischen Kolonisten in Kanada und am Mississippi errungen hat, so muß man dem Verfasser zugeben, daß die französische Nation an kolonisatorischem Talent hinter keiner andern, selbst nicht hinter der englischen zurücksteht. Hätte Frankreich nicht in den unaufhörlichen kriegerischen Verwicklungen fast alle überseeischen Erwerbungen an seinen glücklicheren Nebenbuhler verloren, so würde es voraussichtlich heute unter den Kolonialmächten die erste Stelle einnehmen. Aber auch in diesem Jahrhundert haben, so meint der Verfasser, die Franzosen durch die erfolgreiche Besiedelung von Algier eine Probe ihres kolonisatorischen Geschickes gegeben. Tüchtige Kolonisten ließen sich auch heute noch in allen Klassen der französischen Bevölkerung leicht finden, in den höheren sowohl wie in den mittleren und unter der arbeitenden Bevölkerung, vor allem aber unter der französischen Landbevölkerung.

Es liegt jedoch dem Verfasser trotz seiner Begeisterung für die Kolonisation durchaus fern, allen ohne Unterschied die Auswanderung in die Kolonien zu empfehlen; vielmehr bedarf es seiner Meinung nach einer sorgfältigen Auswahl. Davon handelt der vierte Teil des Werkes. Vier Bedingungen stellt darin der Verfasser als unerläßlich für jeden Kolonisten hin: eine gesunde, kräftige Konstitution, einige Kenntnisse in der Landwirtschaft oder in einer andern in den Kolonien verwendbaren Berufsart, den Willen, ernstlich und ausdauernd zu arbeiten, und wenigstens ein kleines Kapital für den Anfang. Auch die Frauen sucht der Verfasser für seine Pläne zu begeistern, da nach den gemachten Erfahrungen ohne ein geordnetes Familienleben an ein Gedeihen der Kolonien gar nicht zu denken ist.

Im letzten Teil werden die Vorzüge und Nachteile der einzelnen Siedelländer gegeneinander abgewogen. Natürlich wünscht der Verfasser, daß sich der Auswandererstrom vor allem den französischen Kolonien zuwende. Er hat aber auch nichts dagegen, daß sich ein Teil der Auswanderer im Orient oder andern europäischen und außereuropäischen Staaten ansiedele, da dadurch der heimische Handel und die heimische Industrie gefördert würden und so dem Mutterlande wenigstens indirekt ein Vorteil erwachse. Die französischen Kolonien selbst unterscheidet der Verfasser in solche, die nur durch Ausbeutung ihrer Produkte ihren Besitzern einen Vorteil bieten (colonies d'exploitation), und solche, die sich zu einer dauernden Ansiedlung europäischer Kolonisten eignen (colonies de peuplement). Zu den letzteren zählt der Verfasser außer den schon vollständig besiedelten Inseln Martinique, Guadeloupe und Réunion vor allem Algier, Tunis, Tongking, Madagaskar und Neu-Caledonien.

Das ist in großen Zügen die Einteilung dieses hochinteressanten Werkes. Der reiche Inhalt des Buches konnte hier nur angedeutet werden; allen aber, die sich über das französische Kolonialwesen gründlich unterrichten wollen, ist die Lektüre oder vielmehr das Studium desselben aufs wärmste zu empfehlen. Der Verfasser schreibt mit einer großen Lebendigkeit und Anschaulichkeit und mit einer tiefgefühlten Begeisterung für sein unglückliches Vaterland. Er ist ein aufrichtiger Patriot, aber kein Chauvinist. Im Gegenteil, er verkennt weder die Schwächen seiner Landsleute noch die wirklichen Vorzüge, die andere Nationen, speziell die Engländer und Deutschen, in mehr als einer Beziehung vor ihnen voraus haben. Das reiche statistische Material, auf welches sich der Verfasser bei seinen Ausführungen stützt, ist, abgesehen von einigen Druckfehlern und kleineren Versehen [1], durchaus zuverlässig und den besten Quellen entnommen.

[1] So ist z. B. auf S. 177 die Einwohnerzahl von Haiti mit 300 000 entschieden zu niedrig angesetzt. Genau läßt sich die Zahl nicht fixieren; die Angaben schwanken zwischen 960 000 und 1 200 000 Einwohnern. — S. 250 muß es heißen 12 000 soeurs missionnaires statt 42 000, wie dort zu lesen ist.

H. A. Krose S. J.

Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. **Erich Frantz**, Professor an der Universität Breslau. 8⁰. (XII u. 448 S. mit Titelbild und 393 Abbildungen im Text.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 9; geb. *M.* 11.

Allgemeine Kunst-Geschichte. Die Werke der bildenden Künste vom Standpunkte der Geschichte, Technik, Aesthetik von Dr. P. **Albert Kuhn**, Professor der Aesthetik und klassischen Litteratur. Mit über 1000 Illustrationen und mehr als 120 ganzseitigen artistischen Beilagen in Typographie, Lithographie, Lichtdruck und in reicher polychromer Ausführung. Lex.-8⁰. Einsiedeln, Benziger, 1891 f. Ca. 25 Lieferungen zu je *M.* 2.

Geschichte der christlichen Kunst von **Franz Xaver Kraus**. I. Band. Lex.-8⁰. (XX u. 622 S. mit Titelbild und 484 Abbildungen im Text.) II. Band. Erste Abtheilung. (XII u. 512 S. mit Titelbild und 306 Abbildungen.) Zweite Abtheilung, erste Hälfte. (IV u. 282 S. mit 132 Abbildungen.) Freiburg, Herder, 1895 ff. Preis *M.* 38.

Frantz beabsichtigte, „akademischen Zuhörern ein Handbuch mäßigen Umfanges“ zu bieten, worin die gesamte Geschichte der Kunst von ihren ersten Anfängen bis herab in unsere Zeit behandelt werde. Ein Eingehen auf Detailfragen wurde dadurch ausgeschlossen. Der Verfasser hat auch auf Citate gänzlich verzichtet. In freier, fließender und anziehender Darlegung teilt er die Ergebnisse der Forschung mit, ohne seinen Leser zu zwingen, die mühsame Arbeit des Sammelns und Zusammenstellens wenigstens in etwa mitzumachen. Alle wichtigeren Denkmäler und alle bedeutenderen Künstler sind kurz und klar charakterisiert. Der Wert des Werkes und die Auffassung des Verfassers wird sich am klarsten erkennen lassen durch Zusammenstellung einiger wichtigeren Urteile.

„Bei Giotto ist die Formkenntnis noch mangelhaft, das Auge nur teilweise für die Natur erschlossen. Doch welcher Friede, welche Sabbathruhe des Geistes! So hat der christliche Maler aller historischen Darstellung den Pfad gewiesen für jede Zeit, das Wesen des echten Kunstwerkes aus den höchsten Prinzipien zur Anschauung gebracht“ (S. 266). Giotto († 1336) steht für Frantz am Beginn der neueren Kunst Italiens, die im 15. Jahrhundert sich enger an die Antike anschließt und d u r c h s i e zu selbständiger Beobachtung der Naturformen angeregt wurde. „Die Italiener selbst haben ja unter Rinascimento nie etwas anderes begriffen als vielseitige Belebung der Kunstidee, nicht aber Wiedergeburt der Antike; denn im Grunde besaß das Mittelalter in seiner Überlieferung viel mehr Elemente und Reflexe des Altertums als die sogen. Frührenaissance“ (S. 273). „Jener fieberhafte Traum der Humanisten (des 16. Jahrhunderts), auch den Lebensinhalt vorchristlicher Zeit in die neue hinüberzuretten, verging wie Nebel vor der Sonne; aber die Kunst verlor doch mehr und mehr ihren natürlichen Halt im Volksbewußtsein, auf dem sie groß und herrlich erblüht war. Kalt und fremd trat an Stelle des christlichen Himmels der Olymp ihm entgegen“ (S. 312). „Mit Michelangelo beginnt der

Subjektivismus der neueren Kunst, d. h. der geistige Stoff ist nicht um seiner selbst willen da, der Bildner nicht sein Vermittler und Diener zum weiteren Verständnis hin, wie im Mittelalter, sondern sein Gebieter: er selbst modelt das Objekt zum Träger seiner Idee und Auffassung. Damit waren die Probleme christlicher Kunst, welche die Kirche und die von ihr erzogenen Kreise behütet, gänzlich in Frage gestellt, der Willkür überlassen. Das herrliche Christusideal, welches Raffael und Leonardo pietätvoll aus der Tradition empfangen und weiterbilden, nimmt bei Michelangelo antikisierende Züge an; die Madonna wird zur Heroine, das Weltgericht zum Sturz der Giganten" (S. 320). „Mit einem steten Gemisch von Bewunderung, aber auch widerstrebender Empfindung schauen wir Dürers Werke, in denen lebenskräftige Phantasie mit Unbehilflichkeit, Zartheit mit Roheit sich berühren" (S. 379). „Die Historienbilder Rembrandts stehen nicht auf der Höhe der Bildnisse; von religiösen Objekten sind die alttestamentlichen in ihrer rein malerischen Auffassung am wirksamsten; die Idealgestalten des Neuen Testamentes liegen zu fern und sinken zu tief in das Genre hinab" (S. 414). „Trotz aller Härten und Mängel des Kolorits sind des Cornelius Werke doch voll jener unsterblichen Poesie und idealen Schönheit, welche den göttlichen Thaten eigen ist" (S. 432). „Als Illustrator der Heiligen Schrift, des Dante, Ariost, Don Quichotte ist Gustave Doré sehr bekannt geworden. Sein Gebiet ist die Phantastik, der edle Geist der Bibel wird in seinen Händen zur Karikatur" (S. 438). „In neuester Zeit wird die Renaissance durch den oft überladenen, hohlen Barockstil abgelöst, welcher nur der Stillosigkeit und Willkür den Pfad bereitet, ja mehr und mehr dem Architekturprinzip widerstrebt, durch Einfachheit, Harmonie, edle Verhältnisse zu wirken. Die jüngsten Münchener und Dresdener Bauten lassen an Derbheit und Geschmacklosigkeit nichts zu wünschen übrig. Wie vornehm erscheint gegen diese Species das alte feine Rokoko in seiner graziösen Leichtigkeit, auch nur technisch betrachtet!" (S. 424.)

Man erkennt aus diesen Proben den sichern Blick und das feste, klare Urteil des Verfassers. Ein aufmerksames Studium des Buches wird beweisen, daß sie in richtigem Verhältnis stehen zu der Auffassung, für welche derselbe eintritt. Es ist beim ersten Wurf bereits zu schöner Abrundung fertiggestellt worden. Möchte es in katholischen Familien an die Stelle des entsprechenden Werkes Lübkes treten, das wegen der Tendenz und wegen mancher Bilder nicht in dieselben paßt. Ihren heranwachsenden Kindern können Eltern dies Buch als ein wertvolles Bildungsmittel in die Hand geben und empfehlen. Weitere Auflagen werden es hoffentlich noch mehr vervollkommnen, nicht durch Vermehrung der Seitenzahl, wohl aber durch noch ausführlicheres Betonen der richtigen Prinzipien und auch der technischen Vorbedingungen der einzelnen Kunstzweige, für die durch Weglassung der Meister dritten Ranges Platz gewonnen werden könnte. Die vielen Bilder gewinnen durch den Druck auf dem glatten Papier eine unerwartete Frische. Alle passen zum Text, und keines wird selbst bei ängstlichen Gemütern Anstoß erregen.

Die groß angelegte Kunstgeschichte von Kuhn, worüber in dieser Zeitschrift Bd. XLII (1892), S. 578 f. und Bd. LVI (1899), S. 562 f., berichtet wurde, schreitet langsam voran, doch erfreut jede neue Lieferung durch die Menge schöner Abbildungen. Sie sind nach den besten Photographien und

Stichen sowie nach Handzeichnungen vorzüglich hergestellt, erheben das Werk zum Range eines der am reichsten und besten illustrierten seiner Art, gewinnen Auge und Herz und würden genügen, demselben dauernden Wert zu sichern. Der Text legt nicht auf die Aufzählung der einzelnen Denkmäler das Hauptgewicht, sondern auf die eingehende ästhetische Würdigung der Stile. Heben wir auch hier einzelne charakteristische Stellen heraus.

Die griechische Baukunst war „das schlechthin Vernünftige, getragen vom lautersten Geschmack", bei der romanischen „ging aus dem Überwiegen der Phantasie der Zug für das Malerische und Bewegte und die Auflösung der Massen hervor" (Baukunst S. 405). „Die Gotik stellt, ähnlich wie die griechische Baukunst, die größte Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit dar und genügt zugleich den praktischen Bedürfnissen und Anforderungen." „Dem christlichen Mittelalter erschloß das Christentum die erhabensten Geheimnisse der Gottheit und Ewigkeit und gab ihm Ideale von ewiger, überirdischer und unvergänglicher Schönheit. Das sichert seinen Schöpfungen einen Inhalt und mußte zu Leistungen anregen, von denen der Grieche keine Ahnung haben konnte. Was dagegen die nationale Begabung betrifft, so ist ohne weiteres anzuerkennen, daß in den Talenten des Griechen ein größeres Ebenmaß bestand. Ein derartiges Gleichgewicht in den Geistesgaben besaß der Nordländer germanischer Abkunft nicht. Sein inneres Leben gravitierte um zwei Pole, nüchterne Verständigkeit und jugendliche, gefühlssinnige Schwärmerei; diese werden wir, zu lebendiger Einheit verbunden, in den gotischen Bauformen sich charakteristisch aussprechen sehen." „Ein Denkmal, welches die vollendetsten Formen der Konstruktion und Ornamentation darstellt, ist der Dom in Köln, das schönste mittelalterliche Bauwerk und eines der schönsten Gotteshäuser der Welt" (a. a. O. S. 527. 479 f. 486 f.).

„Die Gotik besitzt ihre unantastbaren, hohen Vorzüge, aber andere als die Renaissance." „Die Renaissance eine heidnische Kunst nennen, heißt allzusehr über das Ziel hinausschießen. Die Renaissance ist die Kunst des feinsten Geschmackes, der ästhetischen Empfindung und der heitern Phantasie" (a. a. O. S. 633 f. 655). Ähnliche begeisterte Lobpreisungen der Baukunst der Renaissance folgen sich nicht selten und beweisen, daß P. Kuhn auf dem Standpunkte eines weitsichtigen Kritikers steht, der das Gute überall anerkennen will, wo es in irgend einer Form sich ihm darbietet. Daß jemand, der in der schönen Kirche von Einsiedeln seit vielen Jahren immer wieder ein- und ausgeht und in ihr die schönsten Freuden seines Lebens findet, für die Gotik nicht so begeistert ist wie ein Rheinländer, der bei den Meisterwerken des Mittelalters aufwuchs, begreift sich leicht. Nimmt doch bei den Freunden der christlichen Kunst die Liebe zur strengen Gotik fast in demselben Maße ab, in dem ihre Heimat mehr nach Süden liegt.

Bei Behandlung der Plastik findet P. Kuhn in Deutschland die schönsten Werke der romanischen Zeit zu Halberstadt, Wechselburg und Freiberg. Doch gehen den sächsischen Meistern „eine energischere, bestimmtere Individualisierung ab, oft auch richtige oder schöne Verhältnisse und feinere Behandlung, z. B. der Hände und Füße, auf Grund eines tüchtigen Naturstudiums. Das Wichtigste und Schwierigste, was kein Studium geben kann, haben die Meister: Ideenreichtum, Schwung, echt künstlerischen Sinn, Geschmack und technisches Geschick" (S. 347).

Die Gotik bringt einen „Fortschritt von Ernst, Strenge und Würde zu Milde und Innigkeit, von objektiver Zurückhaltung zu subjektiver Mitteilung, von strenger

Abgeschlossenheit zu freundlicher Zuneigung und Huld. Es ist dies also ein ganz folgerichtiger, natürlicher Fortschritt, welcher z. B. in der griechischen Plastik eine Analogie findet in der Entwicklung und im Übergang des Phidiasschen Ideals in das des Praxiteles und Skopas" (S. 386).

„Man hat die eigentümliche, holde Grazie in Bewegung, Haltung und Ausdruck an den plastischen Gestalten (der deutschen Gotik) als etwas betrachtet und ausgegeben, das aus Frankreich eingeschmuggelt wurde. Es ist dies kaum glaublich. Wahr ist es, daß der Zug der Anmut in deutschen, in keiner nachweisbaren Weise von außen beeinflußten Werken, sich naiver, harmloser, schlichter, treuherziger äußert als jenseits des Rheins, aber es ist hier wie dort doch wesentlich derselbe Zug" (welcher aus der gemeinsamen christlichen Kulturentwicklung hervorging. S. 389).

Wie sich in der gotischen Plastik des Nordens „der Zug der Innerlichkeit und Innigkeit, der Gemütstiefe und der seelenvollen Empfindung herausbildet, so in Italien der Drang und die Vorliebe, sich nach außen auszuleben. Daher stammt auch das große Vorrecht der italienischen Kunst, eine für die Öffentlichkeit berechnete Größe und freie Objektivität in der Auffassung, was besonders in Plastik und Malerei hervortritt" (S. 484).

„In den Werken (der gotischen Kunstindustrie) fällt eine ergiebige Quelle der Schönheit und des ästhetischen Genusses weg, die Originalität und künstlerische Individualität, welche in der romanischen und in der Renaissancekunst dagegen so packend, fühlbar, frisch und eigenartig hervortritt" (S. 469).

„Die Renaissance ist in ihrem Grunde, in den treibenden Ursachen, die zu einer Umgestaltung der Kunst geführt haben, nicht ein Wiederaufleben der Antike, sondern die Umkehr zur Natur (S. 505). Die Antike ward ihr zweites Grundelement neben dem Realismus, sie ward vor allem ihr formales Prinzip" (S. 507). „Es sind kaum je dekorativ schönere und reichere Werke geschaffen worden als in der Jugendzeit des 15. Jahrhunderts (in Italien). Ebenso charakteristisch ist die Frische, womit die Kunst alle Aufgaben ergreift und ausführt; das giebt ihren Werken neuen, unvergänglichen Reiz selbst gegenüber den vollkommensten Leistungen des Cinquecento" (S. 511). „Die Certosa (bei Mailand) ist eines der wunderbarsten Werke monumentaler und dekorativer Plastik der Welt" (S. 553).

In der Malerei brachte der Anfang des 16. Jahrhunderts in Italien „die höchste Stufe allseitiger Vollendung, die Sammlung aller Kräfte, um das Beste zu leisten". „Daß sie einen unvergänglichen, universellen Wert erlangte, dazu halfen die Gönner mit und der Mittelpunkt, den sie gewann, welche beiden auch etwas Universelles an sich haben, die Päpste und Rom." Alles das hätte freilich nicht ausgereicht „ohne die großen Talente, welche, jedes in besonderer und eigener Weise, nach dem Höchsten strebten".

„Die Italiener gelangen als Idealrealisten notwendig dahin, daß sie den Realismus dämpfen, somit auch den herben individuellen und charakteristischen Ausdruck abschwächen und sich einer typischen Auffassung nähern. Bei den Deutschen ist das Umgekehrte der Fall. Holbein und weit mehr Dürer betonen alle individuellen Besonderheiten und charakteristischen Eigentümlichkeiten; ihr Streben ist auf einen energischen Realismus gerichtet. Das hohe Erbteil der Italiener ist reinste Schönheit und höchste Anmut im Ausdruck wie in der Linie; der Vorzug der Deutschen liegt nicht in dieser Richtung, sondern in der Tiefe der Charakteristik, in der Gewalt der seelischen Auffassung" (S. 481 f.).

Kuhn ist ein vielseitig gebildeter, erfahrener Ästhetiker, keiner von denen, welche nur eine oder die andere Seite beachten oder sich in Theorien so weit hineinarbeiten, daß sie die wirklichen Kunstwerke zergliedern, zerpflücken und durch ihre Kritik ungenießbar machen. Sein weiter, durch vieles Sehen und Vergleichen geschulter Blick vereint sich mit fester Schulung des Geistes. Er ist sich seiner Grundsätze bewußt und stellt sich allem Guten und Schönen voll Teilnahme gegenüber. Ein hartes, wegwerfendes Urteil fällt er fast nie, und so gleicht er den Bienen, die uns aus den verschiedensten Blumen Honig bringen. Eine große Einheit verbindet die Bände des großen Werkes, das uns in der Kunstgeschichte in immer erneuter Form Blüte, Reife und rasches Hinwelken des einen, von denselben grundlegenden Ideen stets geleiteten Menschengeschlechtes zeigt, das, früh in sehr verschiedene Nationen zerklüftet, durch die christliche Kultur einen neuen, tieferen Kern erhielt, welcher wiederum Einheit in die verschiedenen Stämme brachte, ohne ihren Charakter zu verwischen.

Wird nicht manchem Leser doch ein Bedenken sich aufdrängen? Man folgt mit Spannung den geistreichen, fesselnden und schönen Auseinandersetzungen, muß sich aber, wenn man anfängt nachzudenken, fragen: „In Frankreich, England und Deutschland ist doch die größte Mehrzahl der Geistlichkeit und der eifrigen Katholiken begeistert für die mittelalterliche Kunst; gotische oder romanische Kirchen werden dort gebaut, neue Gotteshäuser kaum je im Stile der Renaissance ausgeführt. Ähnlich verhält es sich hinsichtlich der Ausstattung der zum Gottesdienst bestimmten Räume durch Werke der Plastik und Malerei. Geschieht dies, weil die Kunstwerke des Mittelalters schöner und besser sind als diejenigen der Renaissance? Sollten sie es nicht sein, warum entschließen wir uns dann nicht, die Renaissance für Bau, Ausmalung und Ausstattung unserer Kirchen auf den Thron zu erheben? Nur das wäre doch konsequent."

Kuhn antwortet auf den Einwurf, den er wohl später bei Behandlung der Kunst des 19. Jahrhunderts eingehend behandeln wird, bereits jetzt zutreffend: „Schon im Quattrocento entstanden Bilder, wo der religiöse Stoff in rein genrehafter Auffassung sich verflüchtigt. Zahlreicher werden dergleichen sogen. religiöse Bilder im Cinquecento, Bilder, in welchen außer dem Reif des Heiligenscheins nichts an ein Übernatürliches gemahnt, sondern welche nur zu oft gesteigerte Sinnlichkeit, Weltlust und Wohlleben atmen; Bilder, welche, als weltliches Genre aufgefaßt, durch den Wohllaut und den Fluß der Linien, durch die Schönheit der Formen, die Vortrefflichkeit der Komposition entzücken könnten, nicht als eigentliche religiöse Kunstwerke gelten dürfen. Es ist notwendig, (solche Werke) in ihrer Zeit aufzufassen und aus derselben zu erklären. Die Meister des 16. Jahrhunderts leisteten auch im religiösen Bilde das, wozu in ihrer Zeit die Voraussetzungen lagen; in diesem Sinne werden sie den Zeitgenossen auch vollkommen genügt haben. Entspricht auch manches Bild des Cinquecento unserer modernen Gefühlsweise nicht, so freuen wir uns desselben so, wie es aus seiner Zeit hervorgegangen ist" (Malerei S. 488. Vgl. Ästhetik S. XXXIII f. LXII f.).

Ein ganz anderer Geist tritt uns in dem von Kraus gebotenen Werke entgegen. Kuhn und Frantz schreiben auf den Titel: Kunstgeschichte. Ihnen

ist die Kunst das Wesentliche, darum beschränken sie ihre Aufgabe weder zeitlich noch örtlich. Kraus giebt uns eine „Geschichte der christlichen Kunst", worin nur die Werke christlicher Meister ins Auge gefaßt werden, aber auch unter diesen nur jene, welche religiös sind oder sein sollen, nicht also bürgerliche Baukunst, Ausstattung von Schlössern u. dgl. Überdies betont er die geschichtliche Ausbildung des Inhaltes der Kunstvorstellungen, die Einwirkung der gesellschaftlichen und litterarischen Kultur auf die Kunstthätigkeit. Seine Ausführungen gründen sich, wie man dies bei allen seinen Arbeiten zu finden gewohnt ist, auf eine ausgedehnte, Staunen erregende Kenntnis der älteren und neueren Forschungen. Sie berücksichtigen mit Vorliebe alle jene Fragen, welche durch die so lebhaft geförderte Kunstforschung unserer Tage in den Vordergrund geschoben und kühn aufgestellt, mit Eifer verfochten und vorschnell angenommen oder auch rasch abgewiesen werden. Daß bei einem so ungeheuern, täglich anwachsenden Stoff, den diese „Geschichte der christlichen Kunst" zu ordnen, zu sichten und neu zu gestalten sucht, hinsichtlich der Einzelheiten Versehen vorkommen, war kaum zu vermeiden, wenn man alle Verhältnisse, besonders auch schwere Krankheiten des Verfassers, berücksichtigt.

Die Kritik hat von allen Seiten her sein Buch als eine hervorragende Leistung anerkannt. Auch Männer, welche dessen bekannte kirchenpolitischen Ansichten nicht teilen, haben freigebiges Lob ausgesprochen. Der geistreiche Bischof von Rottenburg nannte das Werk „eine litterarische Großthat, auf welche das katholische Deutschland stolz sein darf", Professor Neumann einen mächtigen Bau, welcher „auf lange Zeit hin als das Hauptwerk (dieser Art) gelten wird", die „Studien aus dem Benediktiner- und Cistercienserorden" „eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges".

Wer es nur oberflächlich durchgeht, wird viele Einzelheiten vermissen; gründliches Studium beweist, daß der erfahrene Meister sich vielfache Beschränkungen auferlegte und aus der Fülle des Stoffes nur das Charakteristische auswählte. Er hätte seine Bände auch als „Beiträge zur Klarstellung der wichtigeren Punkte der christlichen Kunstgeschichte mit besonderer Rücksicht auf Italien und Deutschland" bezeichnen können. Das Verlangen geht aber heute auf einfachere Titel, und es war recht, sich demselben zu fügen. Bei der Auswahl ist fortwährend besondere Rücksicht genommen auf die praktischen Bedürfnisse und Absichten der katholischen Geistlichkeit, weil „der Seelsorger der Hüter des christlichen Heiligtums" ist. Einige charakteristische Stellen mögen hier wieder Platz finden, um dem Leser ein selbständiges Urteil zu ermöglichen.

„Die frühchristliche Kunst der ersten drei Jahrhunderte ist eine gemeinsame Schöpfung des griechisch-römischen Geistes, insofern er durch christliche Vorstellungen befruchtet und geleitet war" (I, 87).

„Man muß bis auf Paulus zurückgehen, um einen Glaubensboten wie Winfried zu finden. Mit Bonifatius ist der Sieg seines Ordens entschieden. Von da ab trägt der Benediktinerorden die ganze Kultur Europas ein halbes Jahrtausend hindurch auf seinen Schultern. Von dieser ungeheuern Last war die bildende Kunst der lieblichste und köstlichste Teil" (I, 620).

Hinsichtlich der byzantinischen Frage, bei deren Behandlung Kraus fast von allen in der heutigen Kunstforschung hochgeachteten Kennern des frühen Mittelalters bekämpft worden ist, hält er trotzdem fest an der Überzeugung einer selbständigen Entwicklung der abendländischen Kunst. Er schreibt: „Man wird zugestehen müssen, daß die fast vollständige intellektuelle und religiöse Entfremdung der beiden Hälften der Christenheit nicht den Boden für nennenswerte gegenseitige Beeinflussung bereiten konnte. Es widerspricht allen Gesetzen geschichtlicher Entwicklung, wollte man trotzdem die angebliche totale Abhängigkeit abendländischer Kunst (während der ersten Hälfte des Mittelalters) von byzantinischer aufrechterhalten. Immerhin wird man lokale und vorübergehende Einwirkungen der byzantinischen Kunst zugeben müssen" (II, 81).

„Die Gotik tritt in die weltgeschichtliche Entwicklung ein in dem Moment, wo die germanische Empfindung hinreichend stark ist, um ihren vollen künstlerischen Ausdruck zu finden. Der deutsche Genius bewahrt sie, bis das germanische Prinzip wieder dahinwelkt und in der neu erwachenden Antike des Cinquecento ein stärkeres Element über ihn kommt" (II, 162). „Der Kölner Dom leistet das Höchste; denn er ist das Werk des Genius, der sich dem Gesetze, dem ewigen, unerbittlichen Gesetz der Harmonie zu beugen gelernt hat. Andere Bauwerke mögen anziehender, unterhaltender sein: keines ist in sich bedeutender" (II, 194).

„Wenn dem Kunstleben bei uns die Klarheit wissenschaftlicher Erkenntnis und die Harmonie und Ruhe fehlen, welche aus den Schöpfungen des italienischen Cinquecento sprechen, so übertrifft die deutsche Plastik (des eigentlichen Mittelalters) doch jede andere an Energie und Ernst des religiösen Gedankens, an ehrlicher, auf den Kern und das Wesen der Sache dringender, wahrheitsliebender Gesinnung, die sich mit einem köstlichen Humor und zugleich mit jener wunderbaren, in der Tiefe der deutschen Volksseele wohnenden Schwermut zu paaren weiß" (II, 230). Die Gotik hat sich in ihren Gestalten einen „Stil geschaffen, der zwar von den körperlichen Verhältnissen und der Harmonie unserer Glieder kaum mehr als eine allgemeine Ahnung besaß, aber die Herrlichkeit, das innere Paradies der Seele durchschimmern ließ" (II, 219).

Die Renaissance ist „die mächtigste Revolution, welche der menschliche Geist und die menschliche Seele seit der Umwandlung der Gesellschaft aus einer heidnischen in eine christliche erlebt hat. Worin liegt ihr Wesen? Daß sie einfach identisch ist mit der Wiedererweckung der Antike, ist früher fast allgemein geglaubt worden", aber „die gesamte Kunst des Quattrocento entlehnte von dem klassischen Altertum nur den äußeren Rahmen, in welchen es die freien Schöpfungen seiner Phantasie hineinsetzte. Die Herrschaft der Antike wird erst mit dem 16. Jahrhundert eine Thatsache, zugleich aber damit eine Quelle der Dekadenz. Diese neoklassische Kunst wanderte dann über die Alpen, wo sie allerdings nicht eine weitere Entwicklung des Rinascimento, sondern die Unterwerfung der nationalen Stile unter ein fremdes Prinzip bedeutete" (II, 2, S. 1 f.).

„Die (italienische) Renaissance des Trecento und des Quattrocento ist ihrem innersten Kerne nach nichts anderes als die künstlerische Entfaltung des italienischen Volksgeistes" (S. 66). „Manche Päpste sind vollauf und rückhaltlos auf die Renaissance eingegangen. Einige haben Ausschreitungen der paganistisch-sensualistischen Richtung derselben zurückgewiesen und gestraft; keiner hat über irgend einen prinzipiellen Gegensatz der Renaissancekunst zur Sache des Christentums oder des Papsttums Klage geführt" (S. 76). „Die Aufnahme der echten Renaissance in den kirchlichen Gedankenkreis bedeutete eine Erweiterung der beschränkten mittelalterlichen

Ideen zur Allgemeinheit, eine Überführung zur vollen und echten Katholizität. Man kann es eine providentielle Fügung nennen, daß diese Erweiterung und Erhebung des Gesichtskreises fast genau zusammenfällt mit der Entdeckung der Neuen Welt, und daß sie dem Protestantismus vorausging" (S. 80).

„Die Barockkirchen des 17. Jahrhunderts und die gewaltigen Schöpfungen Rubens' befriedigten das ‚kirchliche' Element jener Zeiten, wie es scheint, vollkommen; an christlicher Empfindung stehen sie hinter den Domen der Gotik und selbst hinter St. Peter, hinter den Malereien Duccios und Fra Angelicos ebensoweit zurück, als die eleganten Epigramme Maffeo Barberinis und Sannazaros hinter dem Dies irae oder dem Stabat mater zurückbleiben, ebensoweit wie die Devotion aisée hinter der Nachfolge Christi zurücksteht." „Bibelkritik und Patristik giebt es erst seit jenen Tagen (der humanistischen Bewegung). Die theologische Spekulation wird in ihrem innersten Heiligtum von dem freieren Zuge ergriffen, welchen die Renaissance der Menschheit zugebracht hatte. Sicher ist, daß die stärkere Betonung der menschlichen Willensfreiheit (im Molinismus) ganz im Sinne der Renaissance war. Man kann nicht leugnen, daß die Jesuiten des 16. und 17. Jahrhunderts in ihrem Kampfe gegen den strikten Thomismus ein wissenschaftliches Interesse vertraten. Von viel größerer Bedeutung noch war für die gesamte Kultur- und Geistesgeschichte der Menschheit, daß das humanistische Gymnasium durch Claudius Aquavivas Ratio studiorum (1584) für den Unterricht der Gesellschaft Jesu die Grundlage gab. Die Begründung des gesamten höheren Schulwesens auf die klassischen Studien ist jedenfalls das bedeutsamste, wichtigste und heilsamste Erbe, was uns von der Renaissance geblieben ist" (S. 81 f.).

„Es war aber meines Erachtens eine Verirrung und eine Quelle schwerer Verwirrung, daß man im 15. Jahrhundert vermeinte, mit dem Studium und der Nachahmung der Antike auf andern Gebieten auch die ganze Formensprache der römischen Architektur auf das Gebiet der mit der Ausbildung und den Gesetzen des Kultus so eng zusammenhängenden Kirchenbaukunst anwenden zu müssen" (S. 180).

Ein letzter Satz, welcher hier noch ausgehoben werden soll, ist bezeichnend für die Stellung, welche der Verfasser dem Babel der heutigen Kunstforschung und Kunstthätigkeit gegenüber eingenommen hat. Er schreibt: „An jeder Zeit, an jedem Herzen hat die erneuernde Kraft des Christentums sich bewährt, wofern die Menschen des Taues von oben nur immer begehrten: nirgends in der Kunstgeschichte tritt es so klar hervor wie in Siena, welch Vermögen der Regeneration im Glauben und in der Liebe Christi beschlossen ist" (S. 128).

Man darf es nicht zu schlimm deuten, wenn in dem modus vivendi, den der Verfasser in seiner wissenschaftlichen Stellung erklärten Gegnern des Glaubens gegenüber einnimmt, viel Entgegenkommen sich zeigt. Mag hie und da sein Urteil gewagt, manchen bedenklich erscheinen, im ganzen und großen ist sein Buch eine Zierde der katholischen Litteratur. Es zeigt, was eine befähigte Kraft durch konsequente Arbeit zu erreichen vermag.

Die drei besprochenen Werke ergänzen sich in gewisser Hinsicht. Jedes ist in seiner Art wertvoll, und selbst der erfahrene Kenner lernt aus ihnen manches Neue. Je nachdem er mehr oder weniger die ästhetische Würdigung oder die wissenschaftliche und historische Beurteilung der Kunstwerke bevorzugt, wird er dem einen oder dem andern den ersten Preis zuerkennen.

Steph. Beissel S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Heortologie oder das Kirchenjahr und die Heiligenfeste in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. H. Kellner, o. ö. Professor der kath. Theologie an der Universität zu Bonn, Notarius apostolicus. 8°. (VIII u. 240 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 5.

Kürze und Zuverlässigkeit sind die Vorzüge, die der Verfasser anstrebte und in hohem Grad erreicht hat, so daß man alle, welche über das Geschichtliche der Kirchenfeste und den neuesten Stand der Forschung in dieser Hinsicht Belehrung wünschen, auf Dr. Kellners Schrift verweisen kann. Wünschenswert wäre es vielleicht für manche gewesen, wenn der Verfasser sich nicht auf das rein Geschichtliche beschränkt, sondern auch Gesichtspunkte angegeben hätte, welche die Bedeutung der Feste hervortreten lassen und in deren Geist einführen. Aber immerhin ist auch so das Buch eine wertvolle Gabe, das die älteren ähnlichen Werke in dankenswerter Weise verbessert und ergänzt. — Die achttägige Feier hoher Feste läßt S. 10 der Verfasser erst in der nachexilischen Zeit des Judentums auftreten; vgl. indes 3 Mos. 23, 34; 3 Kön. 8, 65 f.; 2 Par. 29, 17; 30, 22. Polykrates erwähnt ausdrücklich die Namen der Apostelfürsten nicht, wie man nach S. 38 annehmen möchte. Gehören die Weihnachtskrippen (S. 105) zur liturgischen Feier? Was S. 153 über den Väterbeweis für die unbefleckte Empfängnis gesagt wird, paßt nicht in das Buch hinein und kann nicht genügen. Ist Jakobus „der Gerechte“ (S. 168) der ältere Jakobus?

ΔΙΔΑΧΗ ΤΩΝ ΔΩΔΕΚΑ ΑΠΟΣΤΟΛΩΝ. Doctrina XII apostolorum. Una cum antiqua versione latina prioris partis de duabus viis primum edidit Joseph Schlecht. gr. 8°. (24 p.) Friburgi, Herder, MCM. Preis *M.* 1.

Der Verfasser hatte das Glück, in einer ehemals Freisinger, jetzt Münchener Handschrift des 11. Jahrhunderts eine lateinische Übersetzung des ersten Teiles der berühmten Apostellehre aufzufinden. Bisher war von dem lateinischen Text nur ein kurzes Stück bekannt, welches die Mauriner herausgegeben, v. Gebhardt als Bestandteil der Apostellehre erkannt, v. Funk in einer Melker Handschrift wieder aufgefunden hatte. Die lateinische Übersetzung stimmt mit dem Griechischen nicht genau überein. Sie enthält einige kleinere Zusätze, namentlich aber fehlen in ihr einige Stellen des griechischen Textes. So vor allem das Stück Kap. 1, 3 bis Kap. 2, 1, das schon früher als zum ursprünglichen Text nicht gehörig erkannt war. Einige kleinere Auslassungen Kap. 3, 3—4; 6, 2—3 erklären sich wohl daraus, daß sie bei der Niederschrift des Codex bedeutungslos oder unverständlich geworden waren. Der Verfasser bietet einen genauen Abdruck des Fragments, in welchem die Rechtschreibung und Zeilenabteilung der Handschrift wiedergegeben ist, und druckt dann den vollen griechischen Wortlaut der Apostellehre mit Gegenüberstellung der lateinischen Stücke ab. Wir beglückwünschen den Verfasser zu seinem schönen Fund und sehen der versprochenen weiteren Untersuchung desselben mit Spannung entgegen.

Abbé de Broglie, **Religion und Kritik.** Aus dem Nachlasse gesammelt von M. l'abbé C. Piat, Professor am katholischen Institut zu Paris. Autorisierte deutsche Ausgabe von Emil Prinz zu Öttingen-Spielberg. kl. 8°. (XCII u. 374 S.) Regensburg, Manz, 1900. Preis *M.* 3.50.

Abbé Piat entnahm dem Nachlasse des edeln Fürsten von Broglie verschiedene Vorträge aus dem Gebiete der Religionsphilosophie und gab sie mit einem beredten Vorwort heraus. Es war eine dankenswerte Aufgabe, das Buch ins Deutsche zu übersetzen. Abbé Broglies Gedanken über eine allgemeine Definition der Religion, über die philosophischen Postulate der wahren Religion, über das Verhältnis von Religion und Wissenschaft sind tief und gut begründet. Von besonderem Interesse sind die Aufsätze, welche einen Einblick gewähren in die bekannte Methode Broglies bei seinen philosophischen und religionswissenschaftlichen Untersuchungen. Zur Grundlegung der Apologetik will er vor allem die Transcendenz des Christentums historisch bewiesen sehen, d. h. die Thatsache, daß die christliche Religion den sonst waltenden welthistorischen Gesetzen nicht gehorcht und aus der Analogie aller andern Erscheinungen heraustritt. Die Scholastik gilt dem Abbé Broglie als die Philosophie der Zukunft; indessen möchte er, um dem augenblicklichen Bedürfnis zu dienen, eine provisorische Philosophie des gesunden Menschenverstandes schaffen, welche, ohne von einem bestimmten System auszugehen, den Positivismus auf seinem eigensten Gebiete angreift und vor allem die Thatsache der Existenz von Substanzen und Ursachen aus der unmittelbaren Erfahrung abzuleiten sucht. — Die vorliegenden gut übersetzten Vorträge kann man allerdings nur bei Heranziehung der großen Werke desselben Verfassers vollkommen würdigen; dort findet man die positiven Daten, auf welche sich Resultat und Methode stützen; doch sind auch in dieser populär-wissenschaftlichen Form Broglies Gedanken wertvoll und anregend.

Die Perikopen in der Schule. Schulgemäße Erklärung der sonn- und hauptfesttäglichen Evangelien des katholischen Kirchenjahres. Von Fr. Reise, Pfarrer und Orts-Schulinspektor. Zweite Auflage, besorgt durch F. Müller, Pfarrer. kl. 8°. (126 S.) Breslau, Görlich, (ohne Jahreszahl). Preis *M.* 1.20.

Diese „Musterstunden“ sind nicht ausgeführt, sondern nur skizziert. In jedem Satz verrät sich der praktische Schulmann: klare und einfache Disposition, Rücksicht auf die Geistesverfassung des Kindes, Konzentrations- und Wiederholungsfragen, Zusammenhang mit dem Katechismus und dem Gesangbuch, praktische Anwendungen. Nur die drei Hausaufgaben auf S. 55 und 84 und zumal die auf S. 111 (Biblische Münzen) sind offenbar zu schwer für Kinder. Etwas Ähnliches dürfte gelten vom Vergleich zwischen der Heilung Joh. 4, 46—53 und der bei Matth. 8, 1—13 (S. 108). Die vier übrigen Hausaufgaben S. 42, 45, 63 und 76 sind viel besser gewählt.

1. **Tractatus de virtutibus theologicis.** Auctore Gustavo Lahousse S. J., in collegio maximo Lovaniensi S. J. theologiae dogmaticae professore. 8°. (412 p.) Brugis, Beyaert (Romae et Ratisbonae, Pustet; Parisiis, Lethielleux), 1900. Preis *Fr.* 4.50.

2. **Tractatus de sacramentis in genere,** de baptismo, de confirmatione, de eucharistia. Auctore G. Lahousse S. J. etc. 8°. (822 p.) Brugis, Beyaert (Romae et Ratisbonae, Pustet; Parisiis, Lethielleux), 1900. Preis *Fr.* 8.

Beide Werke behandeln die einschlägigen Fragen mit größter Ausführlichkeit, Klarheit und Gründlichkeit. An wissenschaftlicher Allseitigkeit ist das zweite dem ersten überlegen und eignet sich vortrefflich zum Privatstudium und als Hilfsbuch für den Professor; den Zwecken eines Schulbuches ist es allerdings weniger angepaßt als das Werk über die theologischen Tugenden. Die spekulativen Fragen verfolgt P. Lahousse bis in ihre letzten Ausläufe, legt die bedeutenden Schwierigkeiten unparteiisch vor und ruht nicht, bis er sie völlig gelöst hat. Sein großes positives Wissen kommt besonders im Band über die Sakramente zur Geltung.

Unter dem Zeichen der Los-von-Rom-Bewegung. Eine Vertheidigung meiner „56 Preis-Aufgaben für Protestanten" gegen Herrn Professor Böttichers Schrift: Los vom Ultramontanismus! Von Dr. Albert Fritsch, Kaplan in Siegen. Erster Theil. 8°. (160 S.) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung, 1900. Preis *M.* 1.50.

Die berufenen Protestanten, denen Dr. Fritsch seine 56 Preisaufgaben vorgelegt hatte, griffen bei ihren „Antworten" zu so sonderbaren Mitteln und Argumenten, daß sich der Angegriffene zu einer weiteren Schrift veranlaßt sah, in welcher er die eigenartige Kampfesweise seiner Gegner brandmarkt. Man begreift, daß er ausgesuchte Grobheiten mit einigen derben Sätzen abweist. Die Hauptkraft des Büchleins liegt im Nachweis, daß die Protestanten keine feste Grundlage für ihren Glauben aufzuweisen vermögen, da sie, von ihrem Standpunkt aus, weder der Kirche noch der Tradition noch der Bibel eine genügende Autorität sichern können. Die Schrift zeigt von neuem, wie selbst gelehrte Protestanten vom katholischen Dogma keine Ahnung haben und welch verzweifelte Anstrengungen sie machen, den konfessionellen Frieden, welchen die Katholiken durch eine geradezu wunderbare Duldsamkeit und Nachgiebigkeit aufrecht erhalten, zu stören und zu untergraben.

St. Alphons von Liguori oder Robert Graßmann? Eine Beleuchtung der Broschüre Graßmanns über die Moraltheologie des hl. Alphonsus. Von Prälat Dr. Keller. 8°. (46 S.) Wiesbaden, Quiel, 1900. Preis 30 *Pf.*

Es ist unendlich traurig und für unser Volk tief beschämend, daß eine Erwiderung auf eine Schmähschrift, wie die Graßmannsche es ist, überhaupt notwendig werden konnte. Leider aber ist dem so. Infolgedessen sah sich Herr Prälat Keller gezwungen, die ebenso unerquickliche wie verdienstvolle Aufgabe auf sich zu nehmen und auf das Hetzlibell eine Antwort zu schreiben, für die ihm jeder, der sich mit der Sache befassen muß, dankbar sein wird. Genaue Sachkenntnis, scharfe Begriffsbestimmung, zwingende Beweisführung, lichtvolle Darstellung und vor allem ein würdiger, vornehmer, priesterlicher Ton zeichnen die schöne Arbeit aus. — Ähnliche Vorzüge hat die Schrift: Der hl. Alphons und sein Gegner R. Graßmann. Von Seb. Seidl C. SS. R. 8°. (47 S.) Augsburg, Seitz. Preis 15 *Pf.*

Péking. Histoire et Description, par Mgr. Favier, évêque de Péking. 524 gravures dans le texte, anciennes et nouvelles, reproduites ou exécutées par des artistes chinois d'après les plus précieux documents. — 79 gravures hors texte. gr. 4°. (416 p.) Édition sur papier de luxe. Bruges et Lille, Société de Saint-Augustin, Desclée, De Brouwer et Cie., 1900. Preis *Fr.* 7.50.

Ein überaus zeitgemäßes Werk von einem Verfasser, der seit einem Menschenalter in China und zumeist in der chinesischen Hauptstadt gelebt hat und unstreitig als einer der besten Kenner Chinas gelten dürfte. Das reich ausgestattete Buch zerfällt in zwei Teile. Der I. (p. 17—260) verfolgt die Geschichte Pekings seit den ältesten Zeiten und seine Geschicke und Wechselfälle unter den verschiedenen Dynastien und gestaltet sich so zugleich zu einem ziemlich ausführlichen Abriß der chinesischen Missionsgeschichte, speziell in ihrem Hauptzentrum, am kaiserlichen Hofe. Der II. Teil (p. 275—409) giebt eine detaillierte, sehr anschauliche Beschreibung der Stadt und ihrer Umgebung, läßt uns einen Blick thun in die Geheimnisse des Kaiserpalastes und verbreitet sich dann in recht interessanter Weise ausführlich über das chinesische Verwaltungssystem, das gesamte bürgerliche und häusliche Leben, Kult, Handel, Verkehr rc., giebt Aufschlüsse über die geologischen und klimatischen Verhältnisse und die chinesische Bodenkultur und schließt mit einer sachkundigen Besprechung der chinesischen Kunst, insbesondere auf dem Gebiete der Metallurgie und Keramik. Das Buch bietet eine Fülle von Belehrung und dankenswerter Aufschlüsse und dürfte alles in allem besser und zuverlässiger orientieren als die meisten in neuerer Zeit erschienenen populären Darstellungen oder Reisewerke. Ungern wird der deutsche Leser besonders im I. geschichtlichen Teile es vermissen, daß der Verfasser nirgends seine Quellen citiert und die reiche, zumal ältere Litteratur kaum kenntlich gemacht hat, wenn auch leicht ersichtlich ist, daß Du Haldes S. J. (Description de la Chine, 3 tom. 4°) bis heute noch nicht übertroffenes Werk dem Verfasser wie andern Chinaforschern als Hauptquelle gedient hat. Daß in Bezug auf die Ritenfrage die Jesuiten in zwei entgegengesetzte Richtungen oder Schulen sich spalteten, ist nicht richtig, wenn auch in Bezug auf einige Punkte Meinungsverschiedenheiten bestanden. Überhaupt war die Frage doch nicht gar so einfach, wie Favier sie hinstellt. Eine vollständig zutreffende Klarlegung dieser und anderer Vorgänge und Verhältnisse der alten Mission kann überhaupt nur auf Grund eines zum größeren Teil noch gar nicht publizierten Aktenmaterials gegeben werden. Die Illustration des Werkes ist fast verschwenderisch reich und bietet außer 150 phototypischen Bildern mehrere hundert von chinesischen Künstlern ausgeführte Holzschnitte, die zwar nicht sehr das Auge ansprechen, aber ähnlich wie die phantastischen Vignetten, Kopfleisten rc. dem Buche eine pikante Lokalfarbe geben. Sehr erwünscht und dankenswert sind die vielen beigegebenen Pläne und Grundrisse von Peking, dem Kaiserpalast, dem Petang u. a.

Flavius Josephus' Jüdischer Krieg. Aus dem Griechischen übersetzt und mit einem Anhang von ausführlichen Anmerkungen versehen von Dr. Philipp Kohout, Professor des neutestamentlichen Bibelstudiums am Priesterseminar zu Linz. 8°. (X u. 816 S.) Linz, Haslinger, 1901. Preis *M.* 10.

Von des Josephus „Altertümern" besitzen wir zwei neuere Übertragungen. Dem kürzeren Werk desselben ist die Ehre einer Übersetzung seit langem nicht an-

gethan worden. Da nun trotzdem der „jüdische Krieg" das lebhafter geschriebene Werk ist, und die älteren Übersetzungen desselben nach den heutigen Fortschritten der Textkritik ein zuverlässiges Bild des Originals nicht in allen Punkten bieten können, so hat sich der Verfasser zu der gewiß mühevollen Arbeit entschlossen, diese Lücke auszufüllen. Seine Übertragung schließt sich an die beiden neuesten Textausgaben an und ist von ausführlichen Anmerkungen begleitet, welche in Kleindruck die Seiten 531—798 füllen. Soweit wir die Übersetzung geprüft haben, enthält sie allerdings einige Wendungen, die nicht leicht verständlich oder etwas gewöhnlich sind; im allgemeinen aber liest sie sich leicht. Die Anmerkungen bieten nach allen Richtungen hin Erläuterungen und Ergänzungen des Textes. Ein ausführliches Namen- und Sachregister ist beigegeben.

A General History of the Christian Era. For Catholic Colleges and Reading Circles and for Self-Instruction. Vol. I: The Papacy and the Empire. By A. Guggenberger S. J., Professor of History at Canisius College, Buffalo, N. Y. 8°. (448 p.) St. Louis, Mo., Herder, 1900. Preis *M.* 6.

Eine „christliche Weltgeschichte", welche die teutonische Rasse in den Vordergrund stellt, ist das Werk ausführlich genug, um den gebildeten Leser als Lektüre zu befriedigen, und doch kurz und übersichtlich genug, um sich den Zwecken der Schule anzupassen. Der Verfasser weiß zu erzählen, er verleugnet aber auch nicht die Erfahrungen einer vieljährigen Lehrthätigkeit. Von den drei Hauptteilen des Werkes ist der III., „Das Zeitalter der sozialen Revolution", bereits 1899 erschienen und in dieser Zeitschrift (Bd. LVIII, S. 225) zur Würdigung gekommen. Der vorliegende I. Band teilt mit jenem die Vorzüge wie der Ausstattung so der Ausführung. Überall verrät sich neben dem fleißigen Sammler der seinen Stoff geistig durchdringende selbständige Denker. Das Werk setzt bei der Völkerwanderung ein, alles Vorausgehende in einer kurzen Einleitung zusammenfassend, und schließt diesen Hauptabschnitt mit dem Tod Bonifaz' VIII. und dem Ende der Kreuzzüge. Nicht genug zu loben sind die beigegebenen Übersichtstabellen nebst der Gebrauchsanweisung für den Unterricht, die zehn historischen Karten und die graphische Darstellung von der Verzweigung der arischen Sprachen. Um über die beigegebenen Litteraturverzeichnisse nicht unbillig zu urteilen, welche allerdings zuweilen neben den Hauptwerken auch minder Bedeutendes anführen, müssen Zweck und Leserkreis dieser Bücherlisten richtig in Anschlag gebracht werden. In der That sind auch sie alles Dankes wert.

Das wunderbare innere und äußere Leben der Dienerin Gottes Anna Katharina Emmerich aus dem Augustinerorden. Von P. Thomas a Villanova Wegener, Mitglied des Augustiner-Ordens. Dritte, vermehrte Auflage. 8°. (VIII u. 384 S.) Dülmen, Laumann, 1899. Preis geb. *M.* 3.

Der Verfasser dieser 1892 zuerst erschienenen Schrift, Neffe des drittältesten Lebensbeschreibers der ehrwürdigen Seherin, des ehemaligen Münsterer Domdechanten Dr. Krabbe, ist „selbst in der Heimat Katharinas geboren und erwachsen, von Jugend an mit Personen und Verhältnissen, welche sich auf Katharina bezogen, in naher Verbindung gestanden". In dem bei der bischöflichen Kurie zu Münster 1892—1899 geführten, die Einleitung der Verhandlungen über die Seligsprechung

vorbereitenden Prozeß ist er einer der beiden vereidigten Postulatoren gewesen. In dieser Schrift hat er alles zusammengedrängt, was über das Leben der Ehrwürdigen, über Inhalt und Art ihrer Gesichte und die Ausbreitung ihrer Verehrung Aufschluß geben kann. Mit dem vielen Außerordentlichen, das von der Gestalt der ehrwürdigen Emmerich einmal nicht zu trennen ist, weiß er oft sehr glücklich lehrreiche Winke für das praktische Christenleben zu verbinden. Manches, was im Zusammenhang der Offenbarungen selbst richtig erfaßt und von Verständigen mit Erhebung gelesen werden kann, wäre in einem Buche für das Volk vielleicht besser der ausführlichen Mitteilung oder doch der besondern Betonung entzogen geblieben. Das wahrhaft Rührende und Erbauende der Lebensbeschreibung erscheint jetzt zuweilen durch Fremdartiges gestört, und so vieles Sinnreiche und tief Gehaltvolle erleidet Einbuße durch Nebensächliches, das manche verwirren könnte. Sonst aber sind der herzliche Ton, der warme kirchliche Geist und auch die angemessene Ausstattung mit den 15 frommen Bildern ganz so, wie sie für ein frommes, auf weite Verbreitung berechnetes Volksbuch nur gewünscht werden können.

Das Cassianeum in Donauwörth. Festschrift zum 25jährigen Jubiläum seines Bestehens. Im Auftrage des Fest-Comités verfaßt von J. Traber, Bibliothekar am Cassianeum. Zweite, vermehrte Auflage. Folio. (60 S.) Donauwörth, Auer, 1900. Preis *M.* 1.

Die ganz im Dienste der christlichen Volkserziehung unternommene Gründung des wackern Lehrers Ludwig Auer in Donauwörth hat einen so überraschend großartigen Aufschwung genommen und es ist von dieser Anstalt schon so viel Gutes ausgegangen, daß es wohl berechtigt war, den 4. Juni 1900 als den 25. Gedächtnistag der Entstehung mit einem Freudenfeste zu begehen. Die vorliegende Festschrift mit ihrer freundlichen Ausstattung und den vielen schönen Abbildungen ist bei diesem Anlasse entstanden. Sie schildert mit warmen Worten die Bestrebungen des Gründers, die Entwicklung, welche die Anstalt genommen, die Erfolge und Anerkennungen, die ihrem Wirken zu teil geworden sind. Sehr ausführlich wird der Verlauf des Festes beschrieben. Die Bedeutung des Cassianeums ist eine so vielseitige, und in seinem Emporkommen verrät sich eine so glückliche Mischung hochidealer Gesichtspunkte mit gesundem praktischen Blick, daß sich dieser kurze Rechenschaftsbericht wirklich dem Interesse und der Aufmerksamkeit weiterer Kreise empfiehlt.

Fürst und Vaterland! Ein Jahr aus dem Leben eines Habsburgers in Tirol. Eine geschichtliche Erzählung für die Jugend und das Volk. Von Alois Menghin, städt. Schulleiter in Meran. Mit neun Abbildungen. Zweite, verbesserte Auflage. 12°. (VIII u. 178 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis brosch. *M.* 1.20; geb. *M.* 1.60.

Gleich beim ersten Erscheinen ist die hübsche, ganz Fürstentreue atmende Erzählung in dieser Zeitschrift (Bd. XLV, S. 100) empfehlend zur Anzeige gebracht worden. Nicht nur der patriotische Geist, sondern auch der Umstand verleiht derselben besondern Wert, daß sie sich teils auf wirkliche Geschichte teils auf altüberlieferte Volkssage stützen kann. Es ist zu begrüßen, daß das Büchlein so viel Anklang finden konnte. Auch der neuen, noch weiter vervollkommneten Auflage seien zahlreiche Leser und Freunde gewünscht.

La Faculté de Théologie de Paris et ses Docteurs les plus célèbres. Par l'abbé P. Feret, Docteur en Théologie ... curé de Saint-Maurice de Paris. Époque Moderne. Tome second. XVI^e siècle. Revue littéraire. 8°. (VI et 422 p.) Paris, Picard, 1901.

Band I, welcher die Pariser theologische Fakultät während des 16. Jahrhunderts in ihrem korporativen Leben zum Gegenstand hat, ist schon wegen des Reichtums seines Inhaltes in dieser Zeitschrift (Bd. LVIII, S. 223 f.) willkommen geheißen worden. Band II behandelt die in dieser Zeitperiode durch ihre Leistungen mehr bekannt gewordenen Doktoren der Fakultät nach der biographischen wie der litterarhistorischen Seite hin. Es ist eine stattliche Reihe bedeutender Männer und tüchtiger Theologen. Dabei stellt sich fast durchwegs heraus, daß die Vertreter der Theologie an der vornehmsten der kirchlichen Hochschulen gegen die Anregungen des Humanismus sich keineswegs ablehnend verhalten haben. In großer Zahl finden sich unter ihnen nicht nur schlagfertige Kontroversisten, sondern auch tüchtige Kanzelredner und nicht wenige Freunde der Dichtkunst. Auch die Linguistik und die historische Forschung zählt unter ihnen ihre Vertreter. Die Schriften der heiligen Väter finden hier ihre Übersetzer, Herausgeber und Kommentatoren, die Akten der allgemeinen Konzilien ihren ersten Sammler. Das glänzende Aufblühen der kirchlichen Wissenschaft, welches Frankreich im folgenden Jahrhundert auszeichnet, ist hier schon nach jeder Richtung vorbereitet. Das Beste und Meiste bietet der Band zur Kenntnis der französischen Kanzelberedsamkeit jener Zeit. Die starke Beteiligung der Pariser Professoren an dem conciliabulum von Pisa-Mailand 1511 und die Verwicklung der Fakultät in die Wirren der Ligue tritt gut hervor; zwei der bedeutenderen Doktoren gehörten zu den Ratgebern und Begleitern Maria Stuarts. Die Stellung der Pariser Theologen zu Erasmus, ihre Haltung gegenüber der aufkommenden Neuerung u. dgl. verstattet manche lehrreiche Beobachtung; es fehlt auch nicht an pikanten Einzelheiten wie der Exsultet-Streit (Zulässigkeit des felix culpa im Osterhymnus), Fontaines Bericht über Luthers Tod vom Jahre 1558, Viels französischer Kinderkatechismus 1564, des Cenalis Traktat über die futura contingentia 1510, des Karmeliten Beauxamis Evangelien-Harmonie 1583, der Aufschrei nach Freiheit der Bischofswahlen 1593. Auch einige namhafte Deutsche kommen zu Ehren, wie Ludwig Ber, Gervasius Wain. Von allgemeinerem Interesse ist die p. 409 ausgesprochene Beobachtung von der durchschnittlichen Überlegenheit der Neuerer in Bezug auf Form und Sprache.

Zwei Dokumente zur altchristlichen Militärseelsorge. Von Dr. K. Künstle, a. o. Professor der Theologie an der Universität Freiburg i. Br. 8°. (28 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis 50 *Pf.*

Zwar sind es nur fragmentarische Nachrichten, die hier über das Verhalten der lehrenden Kirche gegenüber dem Soldatenstand in alter Zeit zusammengestellt werden, allein diese Nachrichten sind recht ansprechend und können zu weiteren Forschungen Anregung bieten. Es findet sich da gar manches schöne Wort aus altersgrauen Tagen, das noch heute sich als praktisch erweisen könnte. Der Aufsatz, zunächst geschrieben als Artikel für den „Katholik", war schon der Sonderausgabe wert.

Die katholische Charitas in Berlin, dargestellt von Lic. Heinrich Fournelle, Kaplan. 8°. (VIII u. 312 S.) Berlin, „Germania", 1900. Preis *M.* 3.

Die öffentlichen Veranstaltungen der katholischen Wohlthätigkeit in Berlin, soweit sie nach der großen Zerstörungs- und Hemmungsarbeit des Kulturkampfes

sich bis zur Stunde haben neu entfalten können, werden der Reihe nach mit vieler Wärme beschrieben. Es handelt sich nicht um eine knappe statistische Übersicht, sondern um schwungvolle Schilderungen, die oft das Gemüt wirklich ergreifen. Sie mögen für manche edle Seele zum Anstoß werden, auch ihrerseits ein Scherflein beizutragen zur Abhilfe einer unermeßlichen Not und zur Unterstützung der schönsten aller Christenthaten. Die gebotene Beschreibung des in der Millionenstadt gegenwärtig Bestehenden kann aber auch zur Belehrung und Aneiferung gereichen gegenüber ähnlichen Bedürfnissen in andern deutschen Städten. Eine eigentliche Geschichte der katholischen Charitas in Berlin während des 19. Jahrhunderts bietet die Schrift zwar nicht, doch enthält sie manchen trostreichen Rückblick in die Vergangenheit und auf die schwachen Anfänge, aus denen so Großes sich entwickelt hat.

Wilfrid Ward, **Le Cardinal Wiseman.** Sa vie et son temps (1802—1865). Traduit de l'Anglais par l'abbé Joseph Cardon du diocèse d'Autun. Tom. 1 et 2. 12°. (X, 628 et 602 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 8.

Fast gleichzeitig sind während der letzten fünf Jahre in England wie in Deutschland von je zwei berühmten Kirchenfürsten groß angelegte Biographien ans Licht getreten, die manche interessante Vergleichungspunkte bieten und weit über die Schranken der eigenen Nationalität und des eigenen Landes hinaus für die katholische Kirche, ja für die civilisierte Welt von mehr als gewöhnlicher Bedeutung sind. Die Namen Ketteler und Manning sind in aller Mund, und die Veteranen der vorhergegangenen Generation wissen noch heute, was um die Mitte des jetzt zu Ende gegangenen Jahrhunderts ein Kardinal v. Geissel oder ein Kardinal Wiseman zu bedeuten hatten. Unter diesen vier an Lehre und Inhalt überreichen Lebensbeschreibungen steht Wards Wiseman-Biographie an Gehalt hinter keiner andern zurück, und bei ihrem ersten Erscheinen ist sie auch der Form nach für ein Meisterwerk erklärt worden. Ihrem Wert und ihren hohen Vorzügen hat diese Zeitschrift (Bd. LV, S. 195 f.) freudige Anerkennung ausgesprochen. Eines hat diese gehaltvolle Lebensbeschreibung vielleicht vor den andern drei voraus, daß sie sich leichter und angenehmer liest. Dieser letztere Vorzug gerade kommt noch mehr zur Geltung in der hier zur Anzeige gebrachten französischen Übersetzung. Längere, wörtlich mitgeteilte Aufzeichnungen Wisemans sind hier teils abgekürzt teils in den Anhang verwiesen, Aktenstücke, die ein ausschließliches Interesse für England haben, ganz beseitigt. So hat man eine ruhig hinfließende Erzählung, die dank einer sorgfältigen Übersetzung flott wie das Original sich lesen läßt. Porträts und Register sind allerdings weggeblieben. Einigermaßen entschädigen dafür die kurzen Summarien an der Spitze der Kapitel und ein sehr mäßiger Preis.

Die „Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen". Eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. Beleuchtet von Dr. Bruno Böhm. [Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft und in Verbindung mit der Redaktion des Historischen Jahrbuches herausgegeben von Dr. Hermann Grauert, o. ö. Professor an der Universität München. I. Band, 1. Heft.] gr. 8°. (VIII u. 112 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 2.

Das Thema ist glücklich gewählt. Ein Jahrhundert, das so gern über litterarische Sünden der Vorzeit mit pharisäischer Strenge den Stab gebrochen hat,

ist selbst von den gröbsten Verfehlungen nicht frei geblieben. Es hat seinen Teil von Fälschungen gezeitigt, und zwar solche, die mit vollem Bewußtsein und in keineswegs lobenswerter Tendenz ins Werk gesetzt worden sind. Eine derselben, längst von manchen erkannt, aber in der Geschichtslitteratur noch immer Einfluß übend, wird hier nach ihrem Umfang und ihrer Hauptquelle nachgewiesen. Die Darlegung ist völlig überzeugend, die Arbeit fleißig. Bei Anordnung und Einteilung hätte auf Leichtigkeit des Überblicks vielleicht etwas mehr Rücksicht genommen werden können. Von der Hauptquelle der Fälschung, den „Heldenthaten Eugenii", scheinen mehrere, ziemlich gleichzeitige Auflagen vorhanden. Wenigstens liegt der III. Teil vor, nicht zu Nürnberg ohne Datum, sondern ausdrücklich mit dem Vermerke gedruckt: „Frankfurt und Leipzig bei Christoph Riegel zu finden 1718". Abgesehen von den zwei ersten Stellen, weicht die Paginierung von der bei Böhm gegebenen nicht unbeträchtlich ab, und zwar fortschreitend. Es dürften sich also wohl auch inhaltliche Verschiedenheiten finden. Über die „Verfolgung" der Protestanten in Ungarn durch die Jesuiten (S. 96) wäre doch wohl eine genauere Angabe zu erbringen gewesen als ein Hinweis auf die in protestantischem Verlage anonym erschienenen „Heldenthaten Eugenii".

Kultur-Geschichte der Diöcese und Erzdiöcese Bamberg seit Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts auf Grund der Pfarr-Visitations-Berichte. Erster Band: Das siebenzehnte Jahrhundert. Von Max Lingg, Dr. iur. utr. et theol., Päpstl. Hausprälat und Geheimkämmerer, Dompropst in Bamberg. 8°. (VIII u. 174 S.) Kempten, Kösel, 1900. Preis *M.* 2.80; geb. *M.* 3.40.

Was die Visitationsberichte der bischöflichen Kommissäre in Bezug auf die Verwaltung der Pfarrseelsorge während des 17. Jahrhunderts innerhalb des heutigen erzbischöflichen Sprengels von Bamberg ausweisen, ist hier kurz und übersichtlich im Auszug zusammengestellt. Andere Geschichtsquellen oder verarbeitende Darstellungen sind zur Ergänzung in keiner Weise herangezogen, aber die von der Forschung bisheran noch unberührten Visitationsergebnisse scheinen mit Emsigkeit ausgebeutet. Dem, der sich mit der Geschichte des Erzbistums Bamberg zu befassen hat, ist damit ein guter Dienst geleistet, und auch der Kulturhistoriker wird manches von dem hier Niedergelegten verwerten können. Ein abgeschlossenes Bild des kirchlichen Lebens, geschweige denn des Kulturlebens überhaupt, ist damit natürlich nicht gegeben. Die innerhalb der Diözese bestehenden Klöster sind nicht näher erwähnt, bei Besprechung des Heiligenkultus ist der vorhandenen Kapellen, Bilder und Altäre der Heiligen nicht gedacht, der großen Verschiedenheit der Gemeinden je nach den Unterschieden der Topographie, der Erwerbsthätigkeit, der konfessionellen Mischung und selbst der Rassenabstammung wird nirgends Rechnung getragen rc. Daß nicht wenigstens zu den kirchlichen Zuständen, wie sie zu Beginn des 17. Jahrhunderts sich vorfinden, durch eine kurze historische Einleitung der Schlüssel geboten wurde, ist zu bedauern. Schon die Verhandlungen und Berichte der päpstlichen Nuntien 1574, wie sie bei Schwarz, Die Nuntiatur-Correspondenz Kaspar Groppers, vorliegen, würden zur Erklärung völlig ausgereicht haben. Die fromme Meinung des hochw. Herrn Verfassers, daß gerade der Dreißigjährige Krieg es gewesen sei, der sittigend und religiös erwärmend auf das Frankenvolk gewirkt habe, wird den nüchternen Historiker, zumal den Kulturhistoriker, schwerlich auf ihrer Seite haben.

Mazzini, Freimaurerei und Weltrevolution. Eine Studie zum Königsmorde vom 29. Juli 1900, zum dreißigsten Jahrestage der Einnahme Roms und zur Jahrhundertwende, allen Freunden der öffentlichen Ordnung gewidmet von Herm. Gruber S. J. 8°. (280 S.) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, 1901. Preis eleg. brosch. *M.* 4.

Nicht moralisierendes Gerede, sondern der Extrakt ernster Forschung wird in den Hauptteilen dieser Schrift gegeben, und zwar von seiten eines Publizisten, der sich hier auf seinem Gebiete völlig zu Hause weiß. Zu einem erschöpfenden Verständnis der römischen Frage ist kaum eine andere Publikation von annähernd gleicher Bedeutsamkeit, man darf sagen, gleich unentbehrlich. Diese römische Frage wird aber nicht aufhören, eine weltbewegende zu sein, bis sie ihre Lösung gefunden hat. Nebenbei gewährt die Schrift Einblick in die augenblicklichen Zustände der italienischen Freimaurerei wie in die Bestrebungen der europäischen Maurerei überhaupt. Eminent lehrreich ist die Art der Geltendmachung ihrer selbst, wie sie (S. 54 f.) der Loge von ihren geistigen Führern vorgezeichnet wird. Da liegt ein ganzes Kapital von Weisheit „der Kinder dieser Welt“ und weit eindringlichere Lehre als in den wohlgemeinten Reflexionen und Ratschlägen des Schlußkapitels. Auch manche Erscheinung im innerpolitischen Leben des eigenen Vaterlandes erhält durch die Vergleichung mit dem hier vorgezauberten italienischen Vorbilde überraschend klare Beleuchtung. Den Eindruck der sonst durchaus vornehm gehaltenen Darlegung beeinträchtigt leider etwas der im Übermaß angewendete Fettdruck. Auch könnten die in gesättigter Fülle gebotenen Auszüge aus den Schaustücken maurerischer Wohlredenheit manchen Leser anfangs erschrecken. Es wäre jedoch zu bedauern, wenn dadurch auch ernstere Geister sich zurückhalten ließen, eine Schrift gründlich zu studieren, aus welcher für die tiefgehendsten Fragen und Prozesse der Gegenwart vieles zu lernen ist.

Die Geschichte der kirchlichen Leichenfeier. Gekrönte Preisschrift von Ludwig Ruland, Priester der Erzdiöcese München und Freising, und z. Z. dritten Präfekt im Frhr. von Aufsees'schen Studienseminar zu Bamberg. 8°. (VIII u. 302 S.) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, 1901. Preis *M.* 3.

Eine gedrängte Überschau über die Entwicklung des christlichen Begräbniswesens soll hier geboten werden unter Vergleichung der vor- und außerchristlichen Gebräuche und Anschauungen. Wohl um anzudeuten, daß auf lokale Besonderheiten nicht Rücksicht genommen werden konnte, und nur das allgemein Gültige und Wesentliche zur Sprache kommen soll, ist ein mehr einschränkender Titel gewählt. Der Inhalt der Schrift reicht weiter als der Titel. Die Zusammenstellung ist recht fleißig gemacht, mit gutem Urteil und auch mit Geschmack. Die Arbeit ist gut zu brauchen. Nur summarisch wurde an letzter Stelle die moderne Bewegung für Leichenverbrennung behandelt. Um so mehr sei hingewiesen auf die vom Verfasser unbeachtet gelassene eingehende historische und prinzipielle Erörterung der betreffenden Fragen in diesen Blättern 1887 und 1892. Die vom Verfasser lobend erwähnte, aber nirgendwo richtig citierte Flugschrift der „Germania“ ist Nr. 47 der „Flugschriften zur Lehr und Wehr“, erschien im März 1892 und trägt den Titel „Beerdigung oder Verbrennung der Leichen? Von Franz v. Berndorf“.

The Eve of the Reformation. Studies in the religious life and thought of the english people in the period preceding the rejection of the Roman jurisdiction by Henry VIII. By Francis Aidan Gasquet DD. O. S. B. New Edition. 8°. (406 p.) London, Simpkin, Marshall, Hamilton, Kent and C°, 1900. Preis *Sh.* 7.6.

Die in England herrschenden kirchlichen Anschauungen, das religiöse Leben und die Geistesverfassung der Nation unmittelbar vor der Losreißung von der römischen Mutterkirche werden im Rahmen von zwölf voneinander unabhängigen Abhandlungen mit leichten, aber sichern und geschickten Strichen skizziert. Die Stellung der Nation zum Papsttum, das Verhältnis zwischen Klerus und Laienwelt, die Kollisionen zwischen geistlicher und weltlicher Gerichtsbarkeit, der Gebrauch der Bibelübersetzungen und der Religionsunterricht, Pfarrseelsorge und Bruderschaftswesen, Testamente und Stiftungen, Wallfahrten und Reliquien u. s. w. gelangen in der Weise zur Erörterung, daß zu Tage tritt, wie das Volk darüber dachte. Auch dem Aufleben des Humanismus und dem Eindringen des Protestantismus durch Influenzierung von Deutschland her sind besondere Abhandlungen gewidmet. Kann auch keine dieser Untersuchungen einer nur halbwegs erschöpfenden Darstellung des Gegenstandes gleichgeachtet werden, so ist doch jede derselben lehrreich und anziehend und gewährt wirklichen Einblick in die Auffassung der Volkskreise. Mit Vorliebe stützt sich der Verfasser auf die Schriften des sel. Thomas Morus und dessen litterarischen Gegners, des etwas frei denkenden Advokaten Christoph Saint-Germain; er hat jedoch auch Flugschriften jener Zeit, Andachtsbücher und Volksbücher mit Glück ausgebeutet und aus den Textpublikationen der Neuzeit Vorteil gezogen. Daß ein gründlicher Gelehrter wie P. Gasquet einer voreingenommenen oder oberflächlichen Aburteilung des Erasmus nicht das Wort redet, ist zu billigen; er scheint indes geneigt, den Mann zu überschätzen und einigermaßen zu idealisieren. Weder des Erasmus kirchliche Anschauung noch sein Verhalten gegenüber dem Luthertum verdient als das Mustergültige und objektiv Berechtigte dargestellt zu werden. Daß P. Gasquet auf die soziale Bedeutung der alten religiösen Bräuche und Einrichtungen ein Auge hat und auch nach diesem Maßstabe die religiöse Neuerung abzumessen versucht, verleiht dem Buche einen besondern Wert. Die Darstellung ist durchaus sachlich, für Leser jeder Richtung wohl genießbar, und bietet dabei Beachtenswertes für jeden, dem es um das Verständnis jener Zeit und der wirkenden Mächte der Glaubensneuerung zu thun ist.

Geistliche Lesungen für Priester. Von L. v. Hammerstein S. J. 8°. (192 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1900. Preis geb. *M.* 1.50.

Kurz hat der Verfasser zusammengefaßt, was ihm das Wesentlichste schien, damit sich am Priester die Worte des Heilandes bewahrheiten: „Ihr seid das Salz der Erde." In fesselnder, durch treffende Beispiele gewürzter Darlegung erinnert er an die hohe Aufgabe des Priesters, an dessen Hilfsmittel und Tugenden. Die Lesungen werden nicht nur bei Priesterexercitien, sondern auch außerhalb derselben Nutzen stiften, betonen sie doch das Wesentliche, indem sie sich freihalten von übertriebenen Anforderungen und aufmuntern zu echt priesterlichem Leben im Getriebe unserer Zeit.

Die Planke im Schiffbruch. Ein Büchlein für Jung und Alt von Franz Xaver Wetzel. 12°. (132 S.) Ravensburg, Dorn, 1900. Preis 25 *Pf.*; kart. 35 *Pf.*; geb. *M.* 1.20.

Das Denkmal der Liebe. Ein Büchlein für Jung und Alt von Franz Xaver Wetzel. 12°. (110 S.) Ravensburg, Dorn, 1900. Preis 25 *Pf.*; kart. 35 *Pf.*; geb. *M.* 1.20.

Diese von Domkapitular und Dekan Wetzel herausgegebenen Büchlein eignen sich wohl zur Massenverbreitung, worauf sie berechnet sind, da gleich 20 000 gedruckt wurden. Angesichts der Rührigkeit, womit die Gegner der heiligen Kirche zu Werke gehen und allerlei neue Wege einschlagen, um ihr Ziel zu fördern, werden die Guten sich nicht übertreffen lassen. Manche Seelen, die man durch die ordentliche Seelsorge nicht mehr erreicht, werden durch solche außerordentliche Mittel noch gewonnen.

Ueber die Gewissenszweifel. Von Dom Niklas Jamin aus der Congregation des hl. Maurus. Aus dem Französischen. Neueste Auflage. kl. 8°. (XX u. 238 S.) Würzburg, Bucher, 1900. Preis geb. *M.* 1.20.

Jamin, welcher 1782 zu Paris als Prior von St. Germain-des-Prés starb, schrieb mehrere asketische, in verschiedene Sprachen übersetzte und beliebte Werke. Das vorliegende giebt Mittel gegen übertriebene Ängstlichkeit, beschreibt neun Täuschungen der Skrupulanten, beleuchtet zehn Bedenken derselben und stellt siebenzehn Regeln für dieselben auf. Es ist so einfach und praktisch angelegt, daß es bis heute seinen Wert behielt und die Übersetzung als dankenswertes Unternehmen bezeichnet zu werden verdient.

Die Erziehung der weiblichen Jugend. Von Dr. Philipp Hammer. 8°. (56 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1900. Preis 30 *Pf.*

Der kurze, kraftvolle Ruf an das Gewissen unseres katholischen Volkes legt laute Verwahrung ein gegen die sogen. moderne Erziehung der Mädchen, betont christliche Häuslichkeit mit Opferwilligkeit und ist zur weiten Verbreitung recht geeignet.

La mère de Dieu et la mère des hommes d'après les Pères et la théologie. Par le P. J. B. Terrien S. J. Première partie: La mère de Dieu. Deux volumes. 8°. (XXIV, 430 et 396 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 8.

„Allzuoft werden unrichtige Väterstellen angeführt. Öffnete ich doch neulich ein mit hohem Lob angekündetes Buch über die Vorzüge der Gottesmutter, worin sich auf nur zwei Seiten sechs Väterstellen zeigten, von denen keine dem angegebenen Verfasser gehörte. Stellen eines Basilius von Seleucia werden dem hl. Basilius, solche von Bernardin Busti dem hl. Bernardin von Siena oder dem hl. Bernard von Clairvaux zugewiesen.“ So klagt der Verfasser des angezeigten Buches. Daß er für alle Citate mit der größten Gewissenhaftigkeit bürgt, versteht sich von selbst. Sein Werk gründet sich auf gründliches theologisches Wissen und auf eine weise Mittelstellung zwischen übertriebenem Zweifel und vorschnellem Aburteilen. Bezeichnend ist dafür im 8. Buche die Abhandlung über Marias Tod und Auferstehung, worin er die Angaben der Apokryphen und der Offenbarungen der gottseligen Katharina Emmerich untersucht und zum Schlusse gelangt, daß deren Kern wahre Thatsachen enthält, die freilich die verschiedenartigste Ausschmückung erhielten. Der Grundgedanke seines Werkes ist die Entwicklung des Titels Mutter Gottes. Er wird nach allen Seiten erläutert und hingestellt als Zentrum und Schlüssel aller andern Vorzüge U. L. Frau: ihrer unbefleckten Empfängnis, ihrer Erkenntnis und Sündenlosigkeit, ihrer Schönheit und Jungfräulichkeit, des Wachstums an Ver-

diensten und Heiligkeit, endlich der Auferstehung und Himmelfahrt. Der zweite Teil wird in zwei weiteren Bänden nachweisen, wie aus der Würde der Gottesmutterschaft folgt, daß Maria auch die Mutter der Glieder Christi ist.

Kolloquien über die heilige Regel. Von Dr. Benedictus Sauter O.S.B., Abt von Emaus in Prag. Zum eigenen Gebrauch dem Druck übergeben von seinen Mönchen. 8°. (400 S.) Prag, Eigentum der Benediktiner-Abtei Emaus, 1900. Preis *M.* 3.60; geb. *M.* 5.

In 31 Abschnitten diktierte der nach schwerer Krankheit genesende, aber erblindende hochwürdigste Herr Verfasser einigen seiner Mönche in etwas mehr als Monatsfrist die vorliegende Erklärung der Regel des hl. Benediktus. Die Form derselben ist diejenige einer väterlichen, einem greisen Benediktinerabte wohl anstehenden Ermahnung. Ihr Inhalt betont voll frischer Originalität, aber auch voll konservativer Begeisterung für den alten Orden und für den Patriarchen des abendländischen Mönchtums die Prinzipien des Ordenslebens und gebührende Strenge. Reiche Lebenserfahrung verrät sich auf jeder Seite. Milde Güte paart sich mit geduldiger Langmut, entschiedenes Festhalten am Ordensgeist mit kluger Anpassung an die modernen Auffassungen und Lebensgewohnheiten. Das lehrreiche Buch wird dem in der Beuroner Kongregation frisch aufblühenden Mönchtum viele Freunde und Bewunderer erlangen, weil es auch Fernstehenden einen sichern Blick erlaubt in das verborgene Heiligtum eifriger Diener Gottes.

Sommersänge. Gedichte von Hans Eschelbach. 8°. (172 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1900. Preis geb. *M.* 3.60.

„Im Lenz" sang Hans Eschelbach seinen „Wildwuchs" und offenbarte sich in demselben als ein vielversprechendes Formaltalent. Es klingt freilich ein wenig selbstbewußt, wenn der Dichter jetzt von dieser Erstlingsgabe sagt:

„Wildwüchsig Lied! Was ich gesungen . . .
Es ist nicht ungehört verklungen:
Die deutsche Jugend sang es mit."

Doch ist es anderseits auch Thatsache, daß einzelne der Lieder teilweise sogar in den verschiedensten Kompositionen erschienen sind, daß sie also ein wirkliches musikalisches Moment enthalten müssen. Diesen musikalischen Charakter weisen denn auch die „Sommersänge" in ihrer Mehrzahl wieder als hervorstechendste Eigenschaft auf, ja bei manchen will uns sogar bedünken, daß damit auch ihr ganzer künstlerischer Wert erschöpft ist. Es führt in etwa irre, wenn es in dem ebenerwähnten Einleitungsgedicht weiter heißt:

„Und Sommer ward's. Ein stilles Reifen
Ging segnend durch die junge Saat,
Ich aber lernte zu begreifen,
Daß mich das Leben rief zur That."

Man erwartet nun auch in diesen Liedern des Sommers einen poetischen Niederschlag dieser Lebensreife und dieser Lebensthat zu finden. Dies um so mehr, wenn es weiter heißt:

„Ich habe immer nur gesungen,
Wenn's aus der tiefsten Tiefe kam!
Kein Wollen war's; es war ein Müssen,
Kein tändelnd Spiel um Lob und Gunst."

Diesen Erwartungen entspricht das Büchlein nur wenig. Mit seltenen Ausnahmen könnten alle Lieder im „Wildwuchs“ stehen, und man würde vielleicht nur an ihrem noch größeren Wohllaut den übungsreicheren Verskünstler erkennen. So enthält die erste Abteilung: „Lieder der Lust“, acht Liebeslieder freudigen Inhalts, von denen kaum eines den Eindruck ursprünglichen Empfindens und innerer Nötigung trägt. Ebenso kann der Leser den 15 traurigen Liebesliedern der zweiten Abteilung einen wirklichen Lebensgehalt nicht zubilligen. Die einen wie die andern sind mehr oder minder glückliche litterarische Studienblättchen, von denen man jene an eine verheiratete Frau gern entbehren möchte; auch die Ahasver-Posen machen heute nicht mehr den Eindruck wie zu Heines Zeiten. Gelungene Leistungen ernster Art sind dagegen „An mein Weib“ und „Karneval“; gefällig ist auch die Humoreske „Das Wunderkind“, wenig glücklich „Der Frühlingsspuk“. „Thomas und der Herr“ setzt recht gelungen ein, die Lösung dagegen ist nicht schlagend, die Schlußpointe gesucht. Litterarisch durchweg zu loben ist die dritte Abteilung mit den 15 Nummern der freilich aus der Mode gekommenen Vagantenpoesie. Diese Art Anempfindung liegt dem ausgesprochenen Formaltalent Eschelbachs noch am besten. Die letzte Abteilung: „Fromme Lieder“, enthält zwar kein Lied, aber 14 Darstellungen aus dem Neuen Testament, die wohl als Deklamationen bei Stellung lebender Bilder gedacht und als solche durch ihre frische Schilderung und schöne Sprache auch vollkommen zweckentsprechend sind. In einem Gedicht begegnet uns die Form „Gesponstin“, was vielleicht nur ein Druckfehler ist, wohingegen das Wort „Wardein“ (der Glocken treuer Wardein) offenbar eine Verwechslung mit Wart oder Wärtel bildet.

Bachems illustrierte Erzählungen für Mädchen. 8°. Jeder Band fein gebunden mit 4 Kunstdruck-Bildern à *M.* 2.50.

12. Bd.: **Das Burggeheimnis.** Von Sophie von Follenius. (288 S.)

Die Heldin dieser recht guten Erzählung für „junge Mädchen“ — gar zu jung dürfen sie aber nicht sein, sondern im „Backfischalter“ — ist ein toller, launenhafter, hochmütiger, verhätschelter Wildfang, dem es aber bei allen schlimmen Eigenschaften eines reichen und verzogenen Kindes keineswegs an guten und selbst liebenswürdigen Seiten gebricht. Der liebe Gott nimmt denn auch den weiblichen Springinsfeld in die Kur und zwingt denselben, durch die Schule des Leidens etwas Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung zu lernen, wodurch das Mädchen seine Charakterfehler nach und nach besiegt und „als eine ganz andere Lise“ aus den Tirolerbergen heimkehrt.

13. Bd.: **Die Geschwister.** Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Von Hedwig Dransfeld. (146 S.)

Eine tieftragische, für die Jugend fast zu düstere Begebenheit! Eine edle Deutsche, die als zweite Frau einem italienischen Grafen auf dessen Schloß nach Umbrien gefolgt ist, wird von ihren Stiefkindern („den Geschwistern“) nach dem Tode ihres Mannes schuldlos des Gattenmordes angeklagt und in ein entsetzliches Burgverließ gestoßen. Anstifter dieser Unthat ist der Oheim der Kinder, ein dämonischer Mensch, der zuerst die Stiefmutter und dann die Geschwister beiseite schaffen will, um die großen Güter zu erben. Wie die Mutter aus dem Kerker befreit wird, zum Papste flieht, wie schließlich die Geschwister ihr Unrecht einsehen und sich mit der Mutter versöhnen, ist alles sehr spannend erzählt. Es fehlt der

Verfasserin wahrlich nicht an Phantasie und Erfindungsgabe; nur darf man die Begebenheiten nicht gar zu genau auf „Wahrscheinlichkeit" und die Reden auf „Natürlichkeit" prüfen.

Aus einsamen Thälern. Waldgeschichten von M. v. Oertzen. 8°. (394 S.) Einsiedeln, Benziger & Co., 1900. Preis brosch. *M.* 3.20; geb. *M.* 4.

Die sechs „Waldgeschichten" spielen alle im Schwarzwald, und daß es der Erzählerin nicht an Talent und wahrer poetischer Begabung gebricht, zeigen fast alle, namentlich die letzte: „Der verlorene Sohn." Wir würden nicht anstehen, dieses Stück eine wahre Perle der erzählenden Kunst zu nennen, wenn nicht auch sie, stellenweise wenigstens, einer nach unserem Geschmack zu krassen Realistik huldigte. Das gilt freilich noch viel mehr von den andern Nummern; da können diese Schwarzwaldbauern nicht hartköpfig und ungeschlacht, ihre Reden nicht derb und ungeschliffen genug sein, damit sie ja als „echt" erscheinen. Sie besaufen sich „krottenvoll" und ähnliches. Das wirkt im Gegensatze zu den wirklich schönen und duftigen Schilderungen und den tief das Herz ergreifenden Scenen (z. B. im „Verlorenen Sohn") dann, auf uns wenigstens, nur um so abstoßender. Es will uns fast scheinen, die hochbegabte Erzählerin habe sich von der krankhaften modernen Kunst, die, mag sie nun mit dem Pinsel oder mit der Feder arbeiten, im „Zeichen der Verrohung" steht, leider zu viel beeinflussen lassen. Ihre zwei Novellen „Lebensstreiter" haben uns weniger gefallen.

Zwölf neue Kommunion-Andenken von Benziger & Co. sind in gleicher Art gehalten: modern, weich, für jedes civilisierte Land und Volk passend, dem Wesen nach französisch. Solche Bilder müssen wohl am meisten begehrt, also am leichtesten verkäuflich sein. Letzteres aber ist ein Gesichtspunkt, der sich immer die Oberhand erobert. Man darf nicht vergessen, daß die in Rede stehenden Andenken für Kinder bestimmt sind, denen sie am „glücklichsten" Tag ihres Lebens Freude bereiten und gefallen sollen. Darum darf man von ihnen kaum jene Strenge fordern, welche ernstere Stilisten vorziehen möchten. Fünf der neuen Bilder zeigen, wie der Heiland in halber Figur einem oder mehreren Mädchen oder Knaben die heilige Kommunion reicht. In einem sechsten Bilde sitzt der Herr als Kind auf dem Schoße seiner Mutter. Sie setzt einem Mädchen eine aus weißen Blumen bestehende Krone aufs Haupt, während der Herr ihm den Kelch und die heilige Hostie zeigt. In drei weiteren Bildern tritt Jesus allein auf mit Kelch und Hostie, einmal als Knabe, dann als Mann in ganzer Figur, endlich in halber Gestalt und an der Thüre des Herzens klopfend. Drei Bilder zeigen nur den von Engeln und Symbolen umgebenen Kelch und die über diesem schwebenden Brotsgestalten. Warum der Kelch bei Spendung der heiligen Speise in allen diesen Bildern erscheint, ist nicht recht klar. Freilich erinnert er mit den Brotsgestalten vereint an die heilige Messe; bei Austeilung der heiligen Kommunion kann er aber nur das Ciborium darstellen wollen, dürfte also in der Hand des Heilandes fehlen. Ob es gut ist, den das heiligste Altarssakrament spendenden Erlöser als Knaben oder gar als Kind auf dem Schoße seiner Mutter darzustellen? Neun dieser Bilder sind in kleinem (hundert zu *M.* 4.20), alle in größerem Format (jedes Stück 40 *Pf.*) erschienen. Ihre tadellose Ausführung ist fein, elegant und gewinnend, also recht passend für den Tag, an dem Kinder sich in aller ihrer Liebenswürdigkeit zu zeigen pflegen.

Miscellen.

Das Experiment in der Psychologie der menschlichen Geistesthätigkeit. In unserem Zeitalter der Experimentalwissenschaft und des Induktionsverfahrens kann es nicht wundernehmen, daß man angefangen hat, ähnlich wie die Muskelkraft und Muskelbewegung am menschlichen Körper, so auch die Erscheinungen und Thätigkeiten des menschlichen Geistes der systematischen und exakten Beobachtung, dem Experiment zu unterwerfen. Namentlich in Frankreich und an den Hochschulen der Vereinigten Staaten werden solche Experimente mit außerordentlichem Eifer betrieben, und es existiert über dieselben bereits eine ausgedehnte Litteratur fast in allen europäischen Sprachen. Es wird schwer zu leugnen sein, daß ein großer Teil dieses Eifers, wenn nicht direkt wachgerufen, so doch instinktmäßig beeinflußt wurde durch den Wunsch oder die Hoffnung, gegen die Willensfreiheit, gegen die Geistigkeit der Seele und gegen viele der übernatürlichen Erscheinungen im Leben der Heiligen hier wissenschaftliche Waffen zu gewinnen. Dies schließt jedoch keineswegs aus, daß in der Reihe dieser Experimentatoren ernste, wissenschaftliche Männer sich finden, denen es in der That um nichts anderes zu thun ist als um Wahrheit und Förderung der Erkenntnis. Wenn nun solche Männer mit reichem Wissen und bewunderungswertem Scharfsinn Jahre ausdauernder Bemühungen in den Dienst besagter Experimente stellen und von deren Vervollkommnung und Weiterführung sich wichtige Resultate versprechen, so wäre es verfehlt, von vornherein alle derartigen Versuche und Beobachtungen als wertlos abweisen zu wollen.

Wir pflegen heute zu scherzen über den Eifer, mit welchem in vergangenen Jahrhunderten viele der bestbegabten Geister dem Stein der Weisen nachgeforscht haben. All ihr Forschen und Streben konnte nicht zu dem gewünschten Ziele führen, aber es hat gleichwohl die wertvollsten Früchte gezeitigt. Die ganze jetzt so hoch entwickelte Wissenschaft der Chemie hat mit jenen Forschungen ihren Ausgang genommen. So wird man wohlthun, auch den modernen Experimentierungen an den menschlichen Seelenfähigkeiten mit Ruhe und mit Aufmerksamkeit zu folgen, voreilige oder unberechtigte Schlüsse zurückzuweisen, nutzbare Ergebnisse aber, in welcher Richtung immer sie liegen mögen, dankbar entgegenzunehmen.

Einer der bedeutendsten Experimentatoren und schriftstellerischen Autoritäten auf diesem Gebiete der experimentellen Psychologie des Menschen, Herausgeber der Année psychologique und Direktor des physiologisch-psychologischen Laboratoriums an der Sorbonne, Dr. Alfred Binet, hat neuerdings als dritten Band der Bibliothèque de Pédagogie et de Psychologie eine Zusammenstellung seiner neuesten Experimente auf einem bestimmten Gebiete des menschlichen Seelenlebens der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, die auf Beachtung großen Anspruch hat.

Wie schon der Titel des Werkes La Suggestibilité anzeigt, handelt es sich dabei um die genauere Beobachtung der Beeinflußbarkeit oder Einflußempfäng-

lichkeit eines Individuums in seinen Wahrnehmungen und Urteilen, abgesehen von dem Eindruck der wahrgenommenen Objekte selbst. Ausgeschlossen bleibt jene Form der Suggestibilität, welche beim Hypnotismus eine so wichtige Rolle spielt. Alles, was mit dem Hypnotismus irgend zusammenhängt, ist sorgfältig vermieden; keine Art von Einschläferung wird angewendet, keine Art nervöser Erregung herbeigeführt. Die Experimente ohne Ausnahme halten sich in den Schranken harmloser und selbst nützlicher Schulübungen, wie sie auch sonst zum Zwecke des Unterrichts vorgenommen werden. Sie unterliegen in moralischer wie in pädagogischer Hinsicht keinerlei Bedenken und können selbst zum geistigen Gewinne der Experimentierobjekte ausgewertet werden. Als solche Objekte dienten gewöhnlich Knaben von 9—14 Jahren aus verschiedenen Klassen mehrerer Pariser Elementarschulen, bei einem besonders interessanten Experimente Dr. Binets kleine Töchter, sehr geweckte Mädchen von 12 und 13 Jahren. Die Gegenprobe wurde gewöhnlich an den Zöglingen von Schullehrerseminarien, jungen Männern von 16—20 Jahren, vereinzelt auch an Männern vorgerückteren Alters versucht.

Es ist nichts Neues, daß der Beharrungstrieb, der im gleichen Geleise festhält, der Bequemlichkeitstrieb, der stets auf das Leichteste losgeht, der Nachahmungstrieb, vor allem aber der Nachgiebigkeitstrieb, beruhe er nun auf Ängstlichkeit oder auf Vertrauen, unbewußt auf die Urteile vieler Menschen im einzelnen von großem Einflusse sind. Die sogen. Vexierfehler sind stets durch einen oder mehrere dieser dem Menschen so tief einwurzelnden Triebe herbeigeführt. Nicht minder gehört es der täglichen Beobachtung an, daß Schulkinder durch Blick oder Wort des Lehrers oder durch Frage irgend eines Erwachsenen in ihren Urteilen und Aussagen oft stark beeinflußt werden. Wie sehr vorgefaßte Meinungen oder durch Wiederholung gleichartiger Vorgänge gefestigte Erwartungen oft auf die Urteile und selbst die Aufnahme der Sinneswahrnehmungen wirken, ist allgemein kund.

Allein Binet hat alle diese Arten von Suggestion und Suggestibilität nicht bloß beobachtet, er hat sie teilweise auch näher erklärt, zergliedert und ergründet. Vor allem aber hat er Methoden gefunden, dieselben ihrem Grade nach zu messen und sie durch bestimmte Zahlen zu veranschaulichen. Durch eine Reihe scharfsinniger, mit großer Umsicht ausgeführter, dabei recht mannigfaltiger Experimente ist er dazu gekommen, festzustellen, welche Kinder der Suggestibilität besonders stark unterliegen, welche hinwieder von derselben fast völlig frei sind, welche mehr, welche weniger der Suggestion zugänglich sind. Für die extremen Fälle, die weitaus am meisten und die am wenigsten suggestibeln Knaben im Bereiche seines Experimentierungsmaterials, hat er zum Studium der Physiognomie auch die Portraits beigegeben. Im allgemeinen lassen sich seine übrigen Ergebnisse in die folgenden Sätze fassen:

Die Suggestibilität ist durchschnittlich stärker bei zarterem Alter und nimmt ab mit dem Fortschritt der Jahre. Die Suggestibilität erweist sich stärker bei Unsicherheit der Wahrnehmung oder Erkenntnis, schwächer bei richtiger und genauer Wahrnehmung. Starke Suggestibilität ist an sich kein Zeichen von geringer Geistesfähigkeit; auch talentvolle Kinder können derselben in hohem Grade unter-

worfen sein; manche Arten der Suggestion setzen sogar eine gewisse Intelligenz voraus, um überhaupt wirken zu können. Manches, was auf den jungen Pariser eine sehr starke Suggestion übt, würde an dem westfälischen Bauernkinde sicherlich wirkungslos abprallen. Die Suggestibilität geht Hand in Hand mit der Gelehrigkeit des Kindes; ein gewisser Grad von Suggestibilität ist notwendige Vorbedingung zu jeder Erziehung wie selbst zur Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten. Gänzlicher oder fast gänzlicher Mangel an Suggestibilität ist noch kein Zeichen besserer Begabung; dagegen wohl immer verbunden mit störrischem, unlenksamem oder doch außergewöhnlich unabhängigem Charakter. Die Suggestibilität der einzelnen Individuen erweist sich annähernd gleich stark gegenüber leitenden Vorstellungen, Erwartungen u. dgl. (idée directrice) wie gegenüber persönlicher Beeinflussung (influence morale), sei es durch Fragestellung, sei es in der Nachahmung. Manche, auch begabte Kinder verhalten sich allen solchen Einwirkungen gegenüber in ihren Urteilen wie reine Automaten. Dagegen besteht, wie Binet gleichfalls durch Experimente dargethan hat, keinerlei Zusammenhang zwischen der Suggestibilität in Bezug auf Wahrnehmungen und Urteile und der Suggestibilität in Bezug auf unbewußte Bewegungen. Manche, welche gegenüber allen Suggestionen ersterer Art sich als Automaten erwiesen hatten, wurden durch Suggestionen in Bezug auf Bewegungen gar nicht beeinflußt. Umgekehrt erwies sich einer derjenigen, die von Suggestibilität bei Urteilen fast völlig frei waren, gegenüber der Suggestion unbewußter Bewegungen ganz als Automat.

Dieser kurze Überblick über die Hauptresultate der Binetschen Experimente gewährt noch keinen Einblick in den Gehalt seines Werkes. Wert und Frucht desselben dürften höher anzuschlagen sein; der Hauptgewinn aus demselben gehört vorwiegend dem Gebiete der Pädagogik an.

Es soll nun nicht verschwiegen sein, daß Binet an zwei Stellen seiner Schrift mit Bemerkungen, welche er besser unterdrückt haben würde, über das ihm zustehende Gebiet hinausgeschweift ist. Er belächelt S. 70 die „naiven Philosophen", welche „fast immer im Wahlvermögen des Menschen einen peremptorischen Beweis für dessen Willensfreiheit haben sehen wollen". Dieses Wahlvermögen, meint er, sei ziemlich genau bestimmt und bestimmbar, und es lasse sich wenigstens in der Mehrzahl von Fällen die Entscheidung mit Sicherheit voraussagen. Binet hat die Werke jener Philosophen offenbar wenig studiert und hat von der Art des Wahlvermögens, in welchem jene den Ausdruck der Willensfreiheit erkennen, keinen richtigen Begriff. Niemals waren jene „naiven Philosophen" so naiv, das Wahlvermögen im Fernesein verschiedenartiger Einflüsse, im vollen Gleichgewicht des Willens gegenüber äußerer Einwirkung oder innerem Drang zu erkennen. Übrigens hat Binet selbst den Determinismus, welchen er hier zu behaupten scheint, später S. 80 weise eingeschränkt auf Akte, welche wir mit nur halbem Bewußtsein auszuführen pflegen, ohne dabei in besonderer Weise unsere Aufmerksamkeit oder unsern Willen in Thätigkeit zu setzen. Nur in Bezug auf solche Akte stellt er den Satz auf: „Jedes Individuum, in bestimmte Lagen und Verhältnisse versetzt, verhält sich, während es völlig frei zu handeln vermeint, genau so wie jedes andere Individuum unter denselben Bedingungen." Und er

fügt hinzu: „Reine Zufälligkeiten bei meinen Experimenten haben mir eine Reihe von Beobachtungen vor Augen geführt, die mit voller Evidenz darthun, daß anscheinend launenhafte und regellose Handlungen mit einer solchen Gleichförmigkeit sich vollziehen, daß man meistens sie bestimmt voraussagen kann.“ Bei solcher Einschränkung folgt aber nichts gegen die Thatsache der vollen Willensfreiheit des Menschen im Sinne jener „naiven Philosophen“. In einer andern auffälligen Bemerkung (S. 43) sucht Binet die Erscheinungen der Dämonologie im gläubigen Mittelalter mit den Vorkommnissen des heutigen Spiritismus auf gleiche Stufe zu stellen und erklärt sie, als rein natürliche Phänomene, zum Gegenstande der experimentellen Forschung über die „Teilung des Bewußtseins“.

Von solchen dem Mißbrauch offenstehenden Bemerkungen abgesehen, die übrigens vereinzelt stehen und in der Darstellung verschwinden, bietet sich durch das ganze Werk hindurch vieles, was den Freund der Jugenderziehung ansprechen muß und was auch wirklich in hohem Maße lehrreich ist. So haben die Experimente selbst den Experimentator dazu geführt, sich Rechenschaft zu geben über das, was eigentlich der Persönlichkeit eines Menschen Macht über andere giebt, was dem Lehrer „Autorität“, „Respekt“ gegenüber seinen Schülern verleiht. H. Marion (L'Éducation dans l'Université) hatte sich darüber in seinem zehnten Kapitel lichtvoll verbreitet; mit Interesse und mit Gewinn kann man auch nach ihm Binets Darlegung vergleichen.

Vollständig neu bei den mannigfaltigen Experimenten, die Dr. Binet angestellt hat, ist deren Ausdehnung auf Gruppen. Nachdem er an Einzelindividuen hinreichende Erfahrung gesammelt hatte, begann er ähnliche Beobachtungen oder Versuche bei kleinen Abteilungen von je drei oder je fünf Schülern vorzunehmen. Kein im Lehrfach etwas Erfahrener wird sich darüber wundern, daß unter gewöhnlichen Voraussetzungen der Experimentator in diesen Gruppen geringerem Ernst und schwächerer Aufmerksamkeit begegnet als bei den Einzelindividuen. Daraus folgt indes nur, daß solche Experimente an ganzen Gruppen besondere Vorkehrungen und disziplinäre Hilfsmittel erheischen, die gegenüber Einzelindividuen nicht erforderlich sind. Als festes Resultat aber ergab sich: 1. daß bei der Vereinigung zu Gruppen die Suggestibilität der einzelnen sich bedeutend stärker erwies; 2. daß der Trieb der Nachahmung sich noch ungleich stärker geltend machte als jede andere Art der Suggestion. Es ist durch diese kleinen Beobachtungen, wie unscheinbar sie zunächst sich darstellen mögen, der Anfang gemacht zu einer großen Wissenschaft: der Psychologie der Massen.

Das Bedeutungsvollste, was Binets Experimente im allgemeinen zu Tage gefördert haben, sind jedoch zweifelsohne seine Erfahrungen über die Einwirkungen des Fragenden und der Frageform auf die Verläßlichkeit der Antwort. Mit Recht weist er selbst auf die Tragweite dieser Erfahrungen hin, nicht nur für den Lehrer in der Schule, sondern auch für den Richter im Verhör und den Priester im Beichtstuhl.

Die genaueste und verläßlichste Wiedergabe dessen, was der Schüler mit den Sinnen wahrgenommen hatte, wurde erzielt, wenn man ihn dazu brachte, willig und frei von jeder fremden Einmischung, das, was er gesehen, schriftlich

zu erzählen oder zu beschreiben. Sobald dagegen ein Ausfragen begann, wie schonend und vorsichtig es gehandhabt werden mochte, wirkte bereits die Persönlichkeit des Fragenden störend ein, ja selbst die Thatsache der Fragestellung an sich genommen. Bei schriftlicher Beschreibung von vorgezeigten Gegenständen konnten z. B. von zwölf Schülern zwei alles ohne Irrtum angeben; das Maximum von Irrtümern, wie es bei drei Schülern unter jenen zwölf vorlag, kam nicht über 4. Beim vorsichtigsten mündlichen Ausfragen dagegen von zwölf andern Schülern, welche der gleichen Entwicklungsstufe angehörten, über die gleichen vorgezeigten Gegenstände blieb keiner von Irrtümern und Vergeßlichkeiten frei; schon die Mindestzahl von Irrtümern belief sich auf 5, das Maximum gar auf 14. „Daraus ergiebt sich," schließt Binet, „daß ein [durch Ausfragen] abgenötigter Akt der Erinnerung dem Irrtum weit mehr unterworfen ist als ein spontaner. Die bloße Thatsache, daß man einem Kinde mündlich eine bestimmte Frage vorlegt, vermehrt bei ihm schon die Irrtümer des Gedächtnisses. Daher der praktische Rat: will man das Maximum von Wahrheit in der Aussage eines Kindes, so stelle man ihm keine Fragen, auch solche nicht, welche sich frei halten von jeder bestimmten Suggestion, sondern man sage ihm, es möge alles aufschreiben, dessen es sich erinnert, und lasse es dann allein mit seinem Papier."

Mächtiger noch als das bloße Vorlegen der bestimmten Frage übt der Eindruck der fragenden Persönlichkeit, Auge, Ton, Klangfarbe der Stimme, teils einschüchternd, teils störend oder zwingend, in jedem Fall mit der Unbefangenheit die Treue der Erinnerung beeinträchtigend, ihre Wirkung.

„Es ist von größter Wichtigkeit," bemerkt daher Binet mit Bezug auf seine Experimente, „bei Versuchen solcher Art jedes kleinste Wort, das man ausspricht, aufs genaueste zu überlegen, denn schon ein verschiedener Ausdruck, eine verschiedene Nuance in der Betonung kann eine völlig verschiedene Wirkung hervorrufen. Man vermag sich gar nicht vorzustellen, welche Wichtigkeit eine einzige Wendung im Satzbau der Frage haben kann, wenn man nicht diesen Einfluß an einem Kinde beobachtet hat, welches der Suggestibilität ein so überaus zart empfängliches Wirkungsfeld darbietet. Die bloße Frage: ‚Bist du auch gewiß?' je nachdem sie mit dem gewöhnlichen Ton der Frage oder mit einem Ausdruck des Zweifels, der Skeptik oder der Strenge ausgesprochen wird, kann bei dem Kinde ganz entgegengesetzte Antworten hervorrufen, und das Kind wird solche Antworten sogar unmittelbar nacheinander geben, sobald man bei derselben Frage mit dem Tone wechselt."

Um solchen störenden Einflüssen der mündlichen Fragestellung zu entgehen, verfiel Dr. Binet darauf, seine Fragen schriftlich vorzulegen. Handelte es sich um Experimente an ganzen Gruppen, so mußte einer aus den Schülern die Fragen vorlesen, der aber dann für das Experiment nicht mitgerechnet wurde. Aber auch jetzt bewirkte die veränderte Fassung der Frage, die bloße Verschiedenheit der Wendung oder der grammatikalischen Form ganz enorme Unterschiede. Der Experimentator, welcher dies einigermaßen vorausgesehen, stellte deshalb mit drei verschiedenen Fragebogen oder geschriebenen Formularien seine Versuche an, jedesmal bei andern Schülern der annähernd gleichen Geistesstufe. Das erste Formular

enthielt bestimmte kurze Fragen, wie bei einer gewöhnlichen Erkundigung, für die Antwort völlig freies Licht lassend. Das zweite Formular legte in der Form der Fragestellung, wenn auch sachte, den Irrtum nahe. „Nicht wahr, das ist so?" „Ist es nicht so?" u. dgl. Die Sätze des dritten Formulars setzten schon irrtümliche Anschauungen voraus und basierten die Frage auf unrichtige Unterstellungen. Die Fragen enthielten Fallen, welche dem Schüler gestellt wurden. Diese Versuche nahm Binet nicht bloß bei Schulknaben von 9—12 Jahren, sondern auch bei befähigten und reiferen jungen Schullehrerkandidaten vor, und es ist geradezu überwältigend, von welchem Einfluß die bloße Änderung in der Form der Fragestellung sich erwies.

Diese Erfahrungen sind gewiß von großer Wichtigkeit für die Schule und lassen die pädagogische Kunst der Frage in ihrer ganzen Bedeutsamkeit erkennen. Sie sind aber auch von Wichtigkeit für das Leben. Binet knüpft einmal an die Ergebnisse eines solchen Experimentes die Bemerkung: „Ganz im Vorübergehen sei hingewiesen auf den Nutzen, den es haben würde, einen besondern praktischen Wissenszweig für die Zeugnisabnahme auszubilden. Es bedürfte dazu des eindringenden Studiums der Irrtümer, denen das Gedächtnis ausgesetzt ist, der Mittel, dieselben zu erkennen, wie auch die Merkmale der Wahrheit herauszufinden. Ein solcher Wissenszweig ist von viel zu großem Belang, als daß er nicht früher oder später in der That begründet werden müßte."

Nutzbare Bausteine zu einer solchen Wissenschaft haben Binets Experimente wirklich bereits geliefert, wiewohl er kein Hehl daraus macht, daß er selbst noch in den Anfängen stehe. Bei den Irrtümern der Erinnerung sucht er zwei Hauptkategorien zu unterscheiden: solche durch Schlußfolgerung oder Routine und solche durch Erfindung, Einbildung. Die ersteren erscheinen ihm häufiger. Aber in beiden Fällen wird das Kind durch den Wunsch oder die Nötigung, den Fragenden mit einer bestimmten Antwort zu befriedigen, unwillkürlich und unbewußt dazu getrieben, das, was aus der wirklichen Wahrnehmung abgeht, anderswie zu ergänzen. Es ist lehrreich, Binet selbst über diese Dinge sich aussprechen zu hören.

„Denken wir uns einen Untersuchungsrichter, der, allein unter vier Augen mit einem Kinde, dasselbe ausfragt. Das Kind war Zeuge eines ernsten Vorkommnisses, auf dessen genaue Feststellung in den Gerichtsverhandlungen vieles ankommt. Der Richter verfährt bei der Befragung des Kindes voll Freundlichkeit und Geduld. Da er wohl weiß, wie großen Einfluß die geringste Suggestion auf den zart empfänglichen Geist des Kindes üben kann, wägt er jedes geringste Wörtlein, bevor er es ausspricht, sorgsam ab. Er geht in der Vorsicht so weit, seine persönliche Ansicht dem Kinde gänzlich verborgen zu halten, um auch nicht unabsichtlich die Antwort, welche ihm selbst die richtige scheint, dem Kinde einzugeben. Aber bei all dieser Klugheit ist er doch genötigt, auf gewissen Punkten zu bestehen und auf manches wiederholt zurückzukommen, um vom Kinde die Antworten zu erhalten, die nicht von selbst kommen wollen. Er kann sich nicht zufrieden geben mit dem Schweigen seines kleinen Zeugen; er will ihn reden machen, sei es in dem einen, sei es in dem andern Sinne. Er ist ganz unparteiisch, das sei nochmals betont, aber bei all dieser großen Unparteilichkeit

legt er dem Kinde Alternativen zur Entscheidung vor. ‚Hast du dieses gesehen oder das?‘ wird er fragen. ‚Sprich dich deutlicher aus! Ist die Sache so verlaufen oder so?‘ ... Ein Untersuchungsrichter wird ein solches Verfahren nicht als inkorrekt erkennen, da er ja das Bewußtsein hat, keinerlei bestimmte Aussagen dem Kinde eingegeben zu haben, und da er ihm volle Freiheit ließ, zwischen mehreren Alternativen, die man ihm vorlegte, zu wählen. Aber wenn dies auch nicht gerade Suggestion [Eingebung] war, was man in Bezug auf dieses Kind geübt hat, so hat man doch einen Einfluß geltend gemacht, der nicht minder bedenklich ist. Man hat seiner Erinnerung Nötigung angethan. Indem man das Kind in die Lage versetzt hat, verschwommene und ungenaue Erinnerungen genau fassen zu müssen, hat man es genötigt, ohne daß es selbst es weiß, und daher auch bei vollem guten Glauben, in Gedächtnisfehler zu verfallen, die von großer Tragweite sind. ...

„Es dürfte übrigens nicht allzu selten vorkommen, daß ein Untersuchungsrichter das Kind, welches er auszufragen hat, auch direkt suggestioniert. Bernheim (De la Suggestion, Paris 1886, p. 186 s.) hat über diese Suggestionierung von Kindern im gerichtlichen Verhör sehr lehrreiche Abschnitte geschrieben. Er hat gezeigt, wie man mit allem guten Glauben von der Welt dahin kommen kann, im Geist des Kindes nach und nach die Wahnvorstellung eines Verbrechens entstehen zu machen, dessen Wirklichkeit der Richter als feststehend annimmt und dem, wie er vermeint, das Kind beigewohnt hat.“

Noch eine sehr wichtige Bemerkung fügt Binet an anderer Stelle bei: „Alle unsere Beobachtungen haben ergeben, daß eine Erinnerung bis in die Einzelheiten bestimmt und doch vollständig falsch sein kann.... Ein Unkundiger könnte solche genaue und eingehende Einzelangaben als Beweis eines ganz zuverlässigen Gedächtnisses ansehen; wir haben uns aber jetzt durch die That überzeugt, daß die Bestimmtheit der Erinnerungen mit ihrer Falschheit gar wohl verträglich ist. ...

„Dieses Problem hat für das gerichtliche Verhör eine Bedeutung, die gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Häufig kann man Leute äußern hören, eine Zeugenaussage erscheine ihnen zuverlässig, weil der Zeuge in seinen Angaben sehr bestimmt und genau war, und diese Leute, die so urteilen, werden ohne Zweifel, bei sonst gleichen Voraussetzungen, einer solch bestimmten und genauen Aussage, die ohne Zögern abgegeben wurde, mehr Gewicht beilegen als der Aussage eines Zeugen, welcher stockt und unsicher ist und einer bestimmten Antwort ausweicht. Schon das Wort ‚Bestimmtheit‘ weckt ja die Vorstellung der ‚Richtigkeit‘. Aber mir scheint, es könnte hier leicht eine psychologische Selbsttäuschung Platz greifen. Wenn ein Spitzbube und ein ehrlicher Mensch aufgerufen werden, um über ein und dieselbe Sache Zeugnis zu geben, so kann es sein, daß der Spitzbube, in dessen Interesse es liegt zu lügen, die allerbestimmteste und genaueste Aussage macht, während der gewissenhafte Mann, durch allerlei Zweifel gehemmt, und im Bestreben, um keinen Preis der Wahrheit irgend etwas zu vergeben, davor zurückschrecken wird, genau bestimmte Angaben zu machen, vielmehr zu unbestimmten Redensarten seine Zuflucht nehmen wird, wie: ‚Ich weiß nicht‘ ... ‚Ich kann nicht bestimmt sagen.‘“

Wer nicht den Experimenten Binets im einzelnen gefolgt ist, könnte in vielen seiner Ausführungen über die Gedächtnisfehler Übertreibungen und blinde Schreckschüsse zu erkennen glauben. Binet selbst spricht sich in aller Einfachheit darüber aus: „Das Ergebnis dieser meiner Experimente hat alles, was ich voraussehen konnte, weit übertroffen und auch den Direktor der Schule, der mir beständig zur Seite war und zu meinen Forschungen mithalf, ganz verblüfft. Ich brauche in keiner Weise zu fürchten, daß die Kinder etwa darauf aus gewesen wären, uns zu täuschen. Sie haben zu viel Respekt vor ihrem Direktor, um solches zu wagen. Vor allem aber war, als man sie nach Schluß des Experimentes mit den Fingern auf ihre eigenen Irrtümer hinwies, das Erstaunen, das sie darob überkam, offenbar ein ganz aufrichtiges."

Bürgers „Lenore" in englischer Übersetzung ist einem Bibliographen jenseits des Kanals als würdiger Gegenstand einer kleinen Zusammenstellung erschienen. Die bekannte Ballade machte nämlich vor hundert Jahren in England ein solches Aufsehen, daß „ungefähr jeder, der deutsch verstand", sie meinte übersetzen zu müssen, und der Verfasser der genannten Arbeit, um sich nicht ins Uferlose zu verlieren, nur die in selbständiger Form als Broschüre erschienenen Übertragungen berücksichtigt. Er hat deren ein volles Dutzend aufgetrieben; in Zeitschriften und Gedichtsammlungen, meint er, möchten noch ein paar Dutzend andere anzutreffen sein. Allein im Jahre 1796 erschienen fünf englische Übersetzungen, von Henry James Pye, William Taylor, J. T. Stanley, W. R. Spencer und Walter Scott. Der Erstgenannte gab das Original „Zeile für Zeile", so genau wie möglich wieder; Stanley bekannte von sich, er habe seine Vorlage in manchen Rücksichten verändert, „besonders gegen Ende, wo der Übersetzer fand oder zu finden meinte, die Moral sei nicht genügend hervorgehoben, und deshalb einige Zeilen beifügte". Bemerkenswert ist Taylors Arbeit deshalb, weil sie Walter Scott zu seiner Übertragung anregte, dem ersten litterarischen Versuch des berühmten Schriftstellers. Die Verse:

Tramp, tramp across the land they rode,
Splash, splash across the sea,

hat Walter Scott von Taylor wörtlich herübergenommen. Welchen Anklang bei den Engländern die deutsche Ballade fand, sieht man daraus, daß noch in demselben Jahr 1796 Stanleys Übersetzung in einer Prachtausgabe, mit künstlerisch ausgeführtem Titelblatt, zwei Vollbildern und Vignetten erschien. Spencers Wiedergabe ist ebenfalls mit vier Vollbildern ausgestattet und wurde um den Preis von 1 Guinee (21 Mark) verkauft. Drei von den genannten Versuchen, der deutschen Vorlage gerecht zu werden, die von Spencer, Stanley, Pye, erschienen zusammen mit einer vierten Übertragung „im altenglischen Balladenstil" zu einem Büchlein vereinigt im Jahre 1799. Die übrigen von unserem Bibliographen aufgezählten Arbeiten wollen wir nur kurz notieren. Rossetti, geboren 12. Mai 1828, der im vorigen Jahre, 1900, wie es scheint, sehr glücklich mit der deutschen Vorlage gewetteifert hat, versuchte sich zum erstenmal an dem gleichen Stoff im Jahre 1844. Julia Cameron schloß 1847 in einer für 15 Shilling verkauften

Prachtausgabe sich möglichst eng an das Original an. Sie läßt auch den Bräutigam wieder im Siebenjährigen Krieg umkommen, während Taylor und Scott es für romantischer angesehen hatten, ihn schon auf dem Kreuzzug Barbarossas ums Leben zu bringen. Nach einer Übertragung von Brinton 1850 erlebte das Jahr 1855 schon wieder zwei neue Übersetzungen von W. Crawford Bromehead und John Oxenford. Die letztere kam auf dem Musikfest von Birmingham zur Aufführung und ist für die Komposition der Ballade von G. A. Macfarren geschrieben. W. Whewells Arbeit, 1858, enthält Bürgers Gedicht in doppelter metrischer Wiedergabe. Seitdem schien bis zum Ende des Jahrhunderts der Übersetzungseifer reichlich sich genuggethan zu haben. Daß schon 1797 eine Parodie der „Lenore“, „Miß Kitty“, 1849 eine neue von Warre Tyndale erschien, wollen wir ebenfalls zu bemerken nicht versäumen (The Athenaeum, 2. Febr. 1901, p. 146).

Dreifach gefangen und dreifach befreit. Abbé de l'Epée, der bekannte Lehrer der Taubstummen, gab im Jahre 1774 dem Verlangen Ausdruck, sich auch einmal dem Unterricht eines taubstummen Blinden widmen zu können. Seiner Aufforderung, ihm ein solch dreifach unglückliches Wesen zuzuführen, wurde indes nicht entsprochen. Vielleicht kam sein Wunsch nicht zur Kenntnis derjenigen, die ihn hätten erfüllen können; außerdem aber sind die Fälle, in welchen Taubstummheit und Blindheit sich verbinden, glücklicherweise nicht häufig, und diejenigen, welche bei der Geburt schon davon betroffen sind, sterben meistens rasch dahin; ihr Unglück hat nämlich meist in Gehirnfehlern seinen Grund, welche einen baldigen Tod nach sich ziehen.

Was de l'Epée für ausführbar hielt, aber selbst nicht ins Werk zu setzen vermochte, daran hat auch die Zukunft nicht verzweifelt, und es ist ihr geglückt, zur Wirklichkeit zu machen, was auf den ersten Blick unmöglich scheinen könnte, nämlich durch den einzigen Gefühlssinn den Taubstumm-Blinden zur Kenntnis auch der höchsten und geistigsten Begriffe zu führen. Einen Fall solch geistiger Befreiung finden wir in der Zeitschrift La Quinzaine vom 1. Dezember 1900 erzählt, und wir wollen das Wesentliche daraus mitteilen.

Für den Unterricht eines taubstummen Blinden forderte de l'Epée als notwendige Vorbedingung, daß er wenigstens in den ersten zwei bis drei Lebensjahren des Augenlichtes sich erfreut habe. Bei Marie Heurtin, der zehnjährigen Tochter eines Faßbinders aus Vertou, war diese Vorbedingung nicht erfüllt. Als sie am 1. März 1895 Aufnahme in der Anstalt zu Larnay bei Poitiers fand, war noch niemals ein Lichtstrahl in ihr Auge, ein Ton in ihr Ohr eingedrungen, und von der ganzen Welt der Begriffe, zu welcher Auge und Ohr den gewöhnlichen Schlüssel bilden, war noch keine Kunde zu ihr gelangt. Infolgedessen gebrach es ihr denn in geistiger und sittlicher Hinsicht fast völlig an der Ausrüstung, die den Menschen erst eigentlich zum Menschen macht. Der unglückliche Vater hatte versucht, sein armes Kind in einer Anstalt unterzubringen; allein die Blindenheime erklärten, sie seien auf Taubstumme, die Taubstummenanstalten, sie seien auf Blinde nicht eingerichtet. Zwei Institute hatten dennoch wenigstens

zu einem Versuch sich herbeigelassen, aber nach einiger Zeit die Unglückliche mit der Erklärung zurückgesandt, sie sei nicht blind, sondern wahnsinnig. Endlich kam dem Vater die Kunde zu, bei den Barmherzigen Schwestern in Larnay bei Poitiers befinde sich bereits eine andere taubstumme Blinde, die von den Schwestern mit Glück unterrichtet worden sei. Hier fand also auch die kleine Marie freundliche Aufnahme.

Es war eine schwere Aufgabe, die damit die guten Schwestern auf sich genommen hatten. In den beiden ersten Monaten gebärdete sich Marie Heurtin wie wahnsinnig. Als sie von ihrem Vater sich verlassen fühlte, wälzte sie sich auf dem Boden umher, schlug mit den Fäusten auf die Erde, schrie und heulte wie eine Verzweifelte, so daß man es in der Nachbarschaft des Hauses hören konnte. Vergeblich suchte man sie durch Spaziergänge im Freien zu zerstreuen und zu beruhigen. Sie warf sich in irgend einen Graben am Wege und wehrte sich mit unglaublicher Anstrengung, wenn man sie wieder nach Hause führen wollte. Mehrmals mußte man sie an Armen und Füßen in die Anstalt schleppen, wobei das unglückliche Kind derart schrie, daß die Bauern und Arbeiter zusammenliefen und dreinschauten, als ob man dem armen Wesen ans Leben wolle. Kam in der Anstalt jemand in ihre Nähe, so tastete sie sofort nach dessen Kopfbedeckung, und Wutausbrüche folgten, wenn sie an derselben eine Ordensschwester erkannte.

Allmählich begann trotzdem die geduldige Schwester Sainte-Marguerite ihre Unterrichtsstunden. Sie hatte bemerkt, daß die kleine Wilde große Freude an einem Taschenmesser hatte, das ihr von Haus mitgegeben worden war. Eines Tages nahm also Schwester Margareta ihr das Messerchen weg, was natürlich einen Wutausbruch zur Folge hatte, und gab es ihr gleich darauf zurück, indem sie mit den Händen ihrer Schutzbefohlenen das Zeichen ausführte, das bei den Taubstummen Messer bedeutet. Als sie dann alsbald von neuem das Messer wegnahm, hatte das Kind bereits die Beziehung zwischen Zeichen und Gegenstand verstanden; es wiederholte das Zeichen und erhielt sein Messerchen zurück. Der erste Schritt zur Verständigung war geschehen.

Auf dem so betretenen Wege ging Schwester Margareta noch eine Zeitlang weiter. Sie wußte, daß Marie eine besondere Vorliebe für Eier hatte. Bei Tisch setzte man ihr also ein Ei vor, nahm es ihr aber sogleich wieder weg, sobald sie es betastet hatte, indem man ihr das Zeichen für Ei auf die Hand zeichnete. Diesmal wiederholte das Kind die betreffende Gebärde nicht; es erhielt also auch sein Ei nicht zurück, sondern für diesmal etwas anderes. Am andern Tage beobachtete man dasselbe Verhalten; diesmal wiederholte Marie das Zeichen und erhielt ihr Ei. Auf dieselbe Weise brachte man ihr dann noch eine ganze Reihe von Zeichen bei.

Doch in dieser Weise konnte man nicht zum erwünschten Ziele kommen. Man hätte fast unzählbar viele Zeichen erfinden müssen, und zu geistigen Begriffen wäre dadurch die Blinde dennoch schwerlich erhoben worden. Man mußte sie also lehren, alle Begriffe nur durch die paar Dutzend Gebärden auszudrücken, aus denen das Gebärdenalphabet der Taubstummen besteht. Dies ließ sich er-

reichen. Man brauchte nur die zuerst erlernten einfachen Zeichen durch die zusammengesetzten der Gebärdensprache zu ersetzen und die Gleichwertigkeit der beiden Arten von Zeichen ihr zum Bewußtsein zu bringen. Man mußte ihr also z. B. klar machen, daß die Gruppe von vier Zeichen, welche nach der Gebärdensprache das Wort couteau (Messer) ausdrücken, dasselbe bedeuteten, wie das früher erlernte Zeichen für den Begriff Messer u. s. w. Allmählich gelang es, die Kleine zum Verständnis dieser Ausdrucksweise zu führen, und damit hatte sie einen gewaltigen Vorteil errungen. Sie hatte gelernt, Ohr und Zunge durch die Hand zu ersetzen, ihre Taubheit und Stummheit war dadurch gleichsam besiegt, und es blieb nur noch übrig, daß sie die Hand auch als Stellvertreter des Auges brauchen lernte und so ihre Blindheit bis zu einem gewissen Grade unschädlich machte. Das ermöglichte man ihr, indem man sie die Blindenschrift lehrte. Wiederum hatte sie eine Reihe von Gleichwertigkeiten aufzufassen; sie mußte die einzelnen Buchstaben der fühlbaren Blindenschrift als gleichbedeutend mit den Buchstaben des Gebärdenalphabets kennen lernen. So weitläufig der ganze Vorgang erscheinen mag, so schnell hatte die Blinde in alles sich hineingefunden. Etwa in einem Jahr hatte sie alles bisher Erwähnte erlernt.

Wieviel Geduld und Hingebung dabei von der Lehrerin erfordert war, welche Rolle überhaupt bei der ganzen Erziehung und namentlich in dem Unterricht über die sittlichen Begriffe die wahrhaft mütterliche Liebe der Schwester Margareta spielen mußte, möge noch durch einige weitere Züge beleuchtet werden. Nachdem man dem armen Kinde für die Dinge der Außenwelt die nötigsten Zeichen vermittelt hatte, galt es, über deren Eigenschaften ihr die nötigsten Kenntnisse beizubringen. Man ließ sie also z. B. eine große Person und eine andere von kleiner Gestalt betasten, und sie begriff dann bald, was man mit groß und klein sagen wollte. Ebenso führte man ihr ein Kind im Lumpenkleid und eines in reicher Kleidung vor, eine alte Frau in gebückter Haltung und mit Runzeln im Gesicht und ein junges Mädchen, und suchte sie also in solcher Weise über reich und arm, alt und jung aufzuklären. Doch derartige Belehrungen liefen nicht so einfach ab, als die Schwester wohl vermuten mochte. Kaum hatte Marie verstanden, was arm sei, so erklärte sie auch in größter Aufregung, sie wolle nicht arm sein, und äußerte in heftigster Weise den Armen gegenüber Verachtung und Ekel. Ebenso war heftiges Aufbrausen die Folge, als man ihr sagte, auch sie selbst werde einst alt und runzelig sein, und nicht geringer der Schrecken, da man bei einem Todesfall im Hause die Zeit gekommen glaubte, auch vom Tod und Sterben ihr zu sprechen, als man sie die Leiche betasten ließ und ihr sagte, so werde auch sie selbst einst sein. In all diesen Fällen gab es ein Mittel, Marie wieder zu beruhigen. Man ließ ihr einen Tag Zeit, damit die Aufregung sich lege; dann fragte Schwester Margareta, ob denn Marie keine Liebe zu ihr habe. Auf diese Frage bemühte sich die kleine Blinde in jeder Weise ihre Zärtlichkeit gegen die Wohlthäterin an den Tag zu legen. Darauf sagte ihr dann die Schwester: „Aber auch ich bin arm und finde mich ganz zufrieden dabei, auch ich werde einst alt werden und sterben und brause darüber nicht auf.“ Dieser Beweggrund schlug bei dem armen Kinde durch. „Margareta will es, Margareta

hat so gesagt", das war ihre Antwort, wenn man fragte, ob sie sich mit Alter und Tod ausgesöhnt habe, und dies und jenes nun verstehe.

Einmal im Besitz einer Art Sprache, konnte Marie auch im Verständnis rein geistiger Begriffe keine besondern Schwierigkeiten mehr finden. Eines Tages erhielt das Kind einen Brief von seinem Vater und war hocherfreut darüber. „Du hast also deinen Vater recht lieb?" fragte Schwester Margareta. „Aber womit liebst du ihn? Mit deinen Füßen? Nein. Mit den Händen? Auch nicht. Es ist da etwas in dir, in deinem Herzen, und das ist es, was liebt. Nun wohl, dies Ding, das liebt, ist in Körper, aber es ist nicht selbst Körper. Man nennt es Seele, und im Augenblick des Todes trennen sich Leib und Seele. Als Schwester Josepha starb, hast du ihren Leib befühlt, wie er so eiskalt war; aber ihre Seele, welche dich liebt, ist anderswo hingegangen; ihre Seele lebt für immer und liebt dich noch jetzt." Was ein geistiges Wesen ist, war damit genügend erklärt. Zur Erläuterung des höchsten Begriffes, Gott, mußte die Sonne als Ausgangspunkt dienen. Auf Spaziergängen war es für Marie immer ein besonders wohliges Gefühl, wenn die warmen Sonnenstrahlen sie durchdrangen. Sie streckte nach der Sonne die Arme aus vor Freude und versuchte auf die Bäume zu klettern, um den wohlthätigen Erwärmer erreichen und betasten zu können. „Marie, wer hat wohl die Sonne gemacht?" fragte die Schwester. „Vielleicht der Schreiner?" — „Nein, der Bäcker", meinte das Kind, das sich an die Wärme des Backofens erinnerte. — „Nicht doch; der Bäcker kann die Sonne nicht machen. Derjenige, der sie gemacht hat, ist größer, stärker, weiser als alle Menschen. In einer Klasse ist die Schwester höher als die kleinen Mädchen, die Oberin steht über der Schwester, der Geistliche über der Oberin, der Bischof von Poitiers über unserem Geistlichen, über dem Bischof steht der Papst. Und noch über dem Papst steht derjenige, der die Sonne gemacht hat. Er hat keinen Leib, sondern ist wie eine Seele; er sieht dich und liebt dich, er kennt und liebt alle Menschen, und sein Name ist Gott."

Wir brechen hier ab. Marie Heurtin ist jetzt 15 Jahre alt, kennt die Religionslehre, Biblische Geschichte, Grammatik, studiert nach Kartenwerken für Blinde Erdkunde, beschäftigt sich mit Handarbeiten, kann mit vielen Taubstummen „sprechen" und überrascht die Besucher durch die Heiterkeit, welche der gewöhnliche Ausdruck ihrer Züge ist.

Marie Heurtin und ihre Leidensgefährtin in Larnay, Martha Obrecht, sind nicht die einzigen Taubstumm-Blinden, welche durch Geduld und Hingebung aus ihrem traurigen Zustande geistiger Gefangenschaft befreit wurden. Man nennt unter andern Befreiten Laura Bridgeman, Eduard Meystre und sprach in neuerer Zeit viel von Miß Helene Keller in Amerika. Die Schwestern von Larnay haben sich keine Mühe gegeben, ihre Großthat zur Kenntnis der Öffentlichkeit zu bringen. Veröffentlicht wurden ausführlichere Berichte erst dann, als man überlegte, ob man nicht im Namen der Menschlichkeit die Ordensschwestern vom französischen Boden verjagen solle.

Zur Beurteilung des börsenmäßigen Terminhandels.

Die Darlegung des Begriffes, der Natur, der eigenartigen Technik des Terminhandels[1] ließ uns als unmittelbare Wirkungen seiner Herrschaft erkennen: die außerordentliche Erleichterung des Geschäftsabschlusses, die weltumfassende Ausdehnung des Marktes, die unbegrenzte Vermehrung der Umsätze auf dem Markte. Infolgedessen bietet der Terminhandel den geeigneten Boden für Spekulationen im größten Stile, und zwar gerade für solche Spekulationen, die einer günstigen Beurteilung sich nicht erfreuen können.

Reine Differenzgeschäfte werden ja ganz allgemein als verwerfliche Geschäfte betrachtet und behandelt. Nun aber besteht der Terminhandel zum großen, ja größten Teile aus reinen Differenzgeschäften. Also nimmt auch der Terminhandel in demselben Umfange an diesem Charakter der Verwerflichkeit teil, als er in reinen Differenzgeschäften sich vollzieht.

Das ist der erste Grund, den man gegen den Terminhandel, als Ganzes betrachtet, ins Feld führen darf.

Selbst Theoretiker, wie J. B. Say und McCulloch, die grundsätzlich dem Geschäftsleben die größte Freiheit wahren, haben empfohlen, das Spiel in Börsengeschäften durch Klagloserklärung des Differenzanspruches einzuschränken. Thatsächlich wird das reine Differenzgeschäft in den meisten Gesetzgebungen dem Spiel und der Wette gleichgeachtet. Auch § 764 des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches bestimmt: „Wird ein auf Lieferung von Waren oder Wertpapieren lautender Vertrag in der Absicht geschlossen, daß der Unterschied zwischen dem vereinbarten Preise und dem Börsen- oder Marktpreise der Lieferungszeit von dem verlierenden Teile an den gewinnenden gezahlt werden soll, so ist der Vertrag als Spiel anzusehen. Dies gilt auch dann, wenn nur die Absicht des einen Teils auf die Zahlung

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. LX, S. 349 ff. Auch in dieser Abhandlung berücksichtigen wir namentlich die Ergebnisse der österreichischen Enquete über den börsenmäßigen Terminhandel in landwirtschaftlichen Produkten vom Jahre 1900.

des Unterschieds gerichtet ist, der andere Teil aber diese Absicht kennt oder kennen muß." Spiel- und Wettschulden sind nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch nicht klagbar. Hat aber der Verlierer gezahlt, so kann das Geleistete nicht zurückgefordert werden, abgesehen in der Regel von den Fällen, wo es sich um ein von dem Gesetze direkt verbotenes Spiel handelte.

Spricht man vom Börsenspiel, so werden heute alle besseren, am Börsenverkehr beteiligten Elemente die Berechtigung der diesbezüglichen gesetzlichen Schranken nicht bestreiten wollen. Manche würden selbst einer Verschärfung der Bestimmungen gegen das sittlich und wirtschaftlich verderbliche Differenzspiel kein Hindernis in den Weg legen, soweit dieses Spiel von den sogen. Outsiders — von dem großen Privatpublikum, von Offizieren, Handwerkern, Gelehrten, Bauern u. s. w. — betrieben wird. Ja sogar der Vorschlag einer kriminalrechtlichen Verfolgung jener Kommissionäre, welche gewerbsmäßig nichtberufsmäßige Besucher der Börse zum Differenzspiel verleiten, dürfte allenfalls bei einem größeren Teil der offiziellen Börsenbesucher entschiedenen Widerspruch kaum finden. Daß aber der Terminhandel, wenn auch nicht formell und begrifflich, so doch materiell und thatsächlich, mit dem Differenzhandel nahezu gänzlich zusammenfällt, daß die weitaus größte Zahl der von berufsmäßigen Börsenbesuchern geschlossenen Termingeschäfte nichts anderes sind als reine Differenzgeschäfte, das wird aufs lebhafteste bestritten, und man muß es bestreiten, weil sonst das Schicksal des Terminhandels sofort entschieden wäre. Es wird darum hingewiesen auf die Usancen der Börse [1], auf den Inhalt der Schlußzettel [2], wodurch reine Differenzgeschäfte als ausgeschlossen erscheinen.

[1] So lautete z. B. § 2 der Bestimmungen der Berliner Börse für den Handel mit Weizen (vor dem Börsengesetz von 1896): „Der verkaufte Weizen muß dem Käufer gegen Zug um Zug zu leistende Barzahlung des Preises effektiv geliefert werden, und zwar nach des Verkäufers Wahl vom Kahn oder vom Boden." Auch § 66 der Bestimmungen für den Geschäftsverkehr an der Wiener Produktenbörse setzt effektive Lieferung voraus. Nicht minder fordern die Bestimmungen des Board of Trade von Chicago, daß jeder Vertrag wirkliche Lieferung resp. Abnahme der kontrahierten Ware zum Gegenstande habe.

[2] Treffend bemerkte diesbezüglich in der Wiener Enquete der Experte Graf Kolowrat (Stenograph. Protokoll, Experten der V. Gruppe, S. 277): „Ich sehe die größte, oder um vorsichtig zu sprechen, eine der größten Schwierigkeiten in der Beurteilung eines Termingeschäftes und für die Reform oder Abschaffung des Terminhandels gerade darin, daß die Form des Schlußscheines genial mit einer Art von Unschuldskleid eines reellen Geschäftes umgeben ist. . . . Jede bekannt gewordene Befleckung dieses Unschuldskleides wird als eine ganz abnorme, seltene Zufälligkeit, als menschliche Irrung dargestellt."

Allein das sind nur juristische Normen und Formen, die über die praktischen Verhältnisse genügendes Licht nicht verbreiten können. Sie bilden keine Instanz gegenüber der offenkundigen, von zahlreichen Sachverständigen bezeugten Thatsache, daß nur der geringste Teil der Termingeschäfte zu einer effektiven Lieferung führt. Man braucht dabei nicht einmal auf jene Kontrakte Bezug zu nehmen, die direkt und ausschließlich das Spiel, und nur das Spiel, zum Zwecke haben; es genügt der Hinweis auf jene überaus zahlreichen Versicherungs- oder Deckungsgeschäfte, bei denen die Intention und der Wille der Parteien in den weitaus meisten Fällen auf eine wirkliche Lieferung und Abnahme der Ware durchaus nicht abzielt. Ja die ganze Eigenart dieser Geschäfte nötigt dazu, dem Terminhandel, in seiner Totalität aufgefaßt, den Charakter eines Effektivhandels abzusprechen. Vermöge der Technik des Terminhandels darf nämlich zunächst derjenige, der im Schlußschein zur effektiven Lieferung und Abnahme sich verpflichtete, mit Sicherheit darauf rechnen, daß er vor der Erfüllungszeit ein korrespondierendes Geschäft abschließen und sich hierdurch der effektiven Erfüllung des ersten Geschäftes entziehen könne. Und das ist nicht bloß eine durch die Technik des Handels gewährte abstrakte Möglichkeit, sondern eine Möglichkeit, die vermöge derselben Technik naturgemäß im weitesten Umfange zur Verwirklichung gelangen muß. Das Termingeschäft wickelt sich ja nicht zwischen zwei Kontrahenten ab, sondern innerhalb einer ganzen Kette von Personen; es geht durch zwanzig, dreißig, vierzig, vielleicht fünfzig Hände. Zwischen den inneren Gliedern dieser Kette kommt es natürlich nur zur Differenzzahlung; und wenn auch nach den bei der Börse geltenden Usancen unter normalen Verhältnissen zwischen dem ersten und letzten Gliede ein wirklicher Austausch der Ware und des Preises stattfinden sollte, so ist es doch anderseits eine unbestreitbare Thatsache, daß selbst hier eine Differenzzahlung vielfach die effektive Erfüllung vertritt, ja daß nicht selten das „Bestehen auf der Erfüllung" als etwas ganz Unerwartetes erscheint [1].

[1] Stenograph. Protokoll der Wiener Enquete, V. Gruppe, Referat von Dr. Kienböck S. 258 ff. Über den Umfang der Differenzabwicklung finden sich in den vom k. k. österr. Ackerbauministerium herausgegebenen Materialien zur Enquete über den börsenmäßigen Terminhandel zuverlässige Angaben. Vgl. Das Getreide im Weltverkehr. III. Erläuternde Bemerkungen (Wien 1900) S. 166 ff. — Hammesfahr bezeichnet es geradezu als stillschweigende Voraussetzung beim Terminhandel, daß weder geliefert noch bezogen zu werden brauche; in den Kreisen der Spekulanten würde man das Bestehen auf effektiver Leistung oder Übernahme als „nicht

Freilich vermag man aus der äußeren Konstruktion des Rechtsgeschäftes für den Augenblick der Eingehung des Geschäftes die Absicht der Kontrahenten, von vornherein eine effektive Lieferung und Abnahme der Ware auszuschließen, nicht festzustellen. Sonst aber fehlt meist jeder genügende objektive Anhaltspunkt für die Ergründung der subjektiven Absichten der Parteien. Daher kann mit voller Sicherheit der Charakter des Geschäftes als eines bloßen Differenzgeschäftes regelmäßig erst im Stadium der Geschäftsabwicklung nachgewiesen werden.

Jener Umstand nun kommt den Verteidigern des Terminhandels außerordentlich zu statten. Sie können sich auf die in der Jurisprudenz herrschende und der Gesetzgebung zu Grunde liegende Definition des Differenzgeschäftes berufen, derzufolge ein Differenzgeschäft nicht vorliegt, wenn nicht schon beim Abschluß des Geschäftes die effektive Lieferung ausdrücklich oder stillschweigend ausgeschlossen worden ist. Diese Definition, welche praktisch dazu führt, daß niemand ein Differenzgeschäft konstatieren kann, nennt Professor Dr. Karl Adler „einen ad hoc von der alten manchesterlichen Doktrin konstruierten Begriff“ [1]. Mag dem so sein oder nicht —, jedenfalls entspricht die juristische Formulierung jenes Begriffes heute nicht mehr den thatsächlichen Verhältnissen. „Wenn ich den wirtschaftlichen Verkehr betrachte, so wie er ist,“ sagt der Wiener Rechtslehrer Professor Dr. Grünhut [2], „wenn ich bedenke, daß die große Mehrzahl der Termingeschäfte sich in einfache Differenzzahlung auflöst, dann läßt sich der

korrekt“ betrachten. Auch Schuhmacher, Pfleger, Baron sind derselben Ansicht. Der englische Vorkämpfer gegen den Terminhandel, Charles William Smith, ein Liverpooler Makler, erzählt von sich selbst, er habe 100 000 Termingeschäfte abgeschlossen, ohne nur ein Pfund wirklicher Ware als Käufer oder Verkäufer gehandelt zu haben, — einen einzigen Fall ausgenommen. In dem Annual Statement of the Liverpool corn clearing house wird mit Bezug auf das am 31. März 1894 endende Geschäftsjahr mitgeteilt, daß im Verlaufe des Berichtsjahres einem Verkauf von 12 235 000 Quintal Terminware nur 3810 Quintal effektive Ware entsprochen habe. Nach den Landwirtschaftlichen Jahrbüchern (1894, Ergänzungsband I, 20) verhält sich in New York der Terminhandel durchschnittlich zum Kassageschäft wie 28 : 1, in Chicago wie 50 : 1. Massy (Des halles et marchés. Paris 1861) berichtet, daß mehr als das zehnfache Quantum des thatsächlich fabrizierten Mehlbetrages den Gegenstand des Börsenhandels in Paris gebildet habe. An der Berliner Börse wurden, wie Cohn 1868 in der Zeitschrift des Preußischen Statistischen Bureaus bemerkt, im Durchschnitt jährlich in Zeitkäufen 2 000 000 Wispel Roggen verschliffen, gegenüber einer jährlichen Zufuhr von 100 000 Wispel Roggen u. s. w.

[1] Stenograph. Protokoll, Experten der I. Gruppe, S. 32 f.

[2] Ebd., Experten der IX. Gruppe, S. 626.

Gedanke nicht abweisen, daß das Termingeschäft ein präsumtives Differenzgeschäft ist. Der Umstand, daß beim Termingeschäfte Recht und Pflicht zur effektiven Erfüllung prinzipiell und der Form nach vorhanden ist, dieser Umstand kann gegenüber der wahren Sachlage, wie sie in der großen Mehrzahl der Fälle vorliegt, doch nicht entscheidend ins Gewicht fallen. Ich muß mir als Jurist die Lehre des großen römischen Juristen vor Augen halten: Non ex regula ius sumatur, sed ex iure, quod est, regula fiat. Das heißt: Der Jurist darf, wenn er seiner Aufgabe gerecht werden soll, nicht bei den traditionellen, willkürlich aufgestellten Rechtsregeln stehen bleiben, er muß bemüht sein, die Lebensverhältnisse zu erkennen und sie den ihnen angemessenen, adäquaten, ihrer Natur entsprechenden Rechtsregeln zu unterwerfen. Der Jurist darf daher nicht bei der herkömmlichen, von einer Generation auf die andere vererbten Rechtsregel des Differenzgeschäftes stehen bleiben, bei jener Rechtsregel, daß ein Differenzgeschäft nur dann vorliegt, wenn das Recht, die Erfüllung zu verlangen, die Pflicht, die effektive Erfüllung zu leisten, von vornherein ausdrücklich oder stillschweigend ausgeschlossen ist. Der Jurist darf die Augen gegen die wirkliche Sachlage nicht verschließen, er muß sich doch sagen, daß beim Termingeschäfte die Kontrahenten sich in der Regel gegen die effektive Erfüllung ganz gleichgültig verhalten, daß daher eine große Wahrscheinlichkeit dafür besteht, daß es den Kontrahenten überhaupt nicht darum zu thun war, eine wirkliche Erfüllung dieses Geschäftes herbeizuführen, daß vielmehr von vornherein die Absicht bestand, das Ganze in eine Differenzzahlung aufzulösen. Daher komme ich als Jurist zu der Schlußfolgerung, daß ein Termingeschäft im Zweifel ein Differenzgeschäft ist." Gilt aber das Termingeschäft als präsumtives Differenzgeschäft, so ist es für den Juristen und die Gesetzgebung leicht, die logisch allein zulässige Konsequenz zu ziehen: daß nämlich das Termingeschäft im Zweifel, bis zum Beweis des Gegenteils, als Spielgeschäft behandelt, den Ansprüchen aus demselben die Klage versagt, eventuell vielleicht auch die Rückforderung bereits geleisteter Zahlung gestattet werden müsse[1]. Wer aber der Ansicht

[1] Schwer verständlich ist, wenn Hofrat Grünhut (a. a. O.) die von ihm ganz allgemein, für den gesamten Terminhandel, begründete Präsumtion, innerhalb der Gesetzgebung, lediglich für die außerhalb der Börse geschlossenen Zeitgeschäfte gelten lassen will, während er — im Interesse der Sicherheit des Börsenverkehrs — für die auf der Börse selbst abgeschlossenen Geschäfte eine praesumtio iuris et de iure, d. h. eine unwiderlegbare Präsumtion fordert, daß es sich dabei nur um effektive

huldigt, daß die Nachteile des Differenzspieles so groß seien, daß sie alle angeblichen Vorteile des Terminhandels überwiegen, der wird schon auf Grund unserer bisherigen Darlegungen geneigt sein, ein absolutes Verbot jener Handelsform zu befürworten.

Er wird sich in dieser Auffassung noch bestärkt fühlen, je aufmerksamer er den schädigenden Einfluß des Terminhandels auf die Preisbildung ins Auge faßt. Das ist nämlich der zweite Gesichtspunkt, der in unserer Frage vorzügliche Beachtung verdient.

Es wäre verfehlt, wollte man den Terminhandel allein für den Preissturz der Cerealien verantwortlich machen. Zur Erklärung dieser Erscheinung sind vor allem sonstige allgemeine Ursachen, z. B. die überseeische Konkurrenz, die Erleichterung des Verkehrs, die sinkenden Frachtsätze, Valutaverhältnisse, Änderungen in der Konsumtion u. s. w., herbeizuziehen. Daß aber der Terminhandel den Preisdruck der letzten Decennien nicht wenig verschärfte, dürfte mit Recht kaum zu bestreiten sein.

Die Statistik läßt uns hier einigermaßen im Stiche. Sie offenbart die Bewegung der Preise, belehrt uns aber nicht, wie wir es wünschten, über die sehr komplizierten Ursachen der Preisbildung. Da müssen andere Erwägungen Platz greifen, teilweise deduktiver Art, und nicht zum geringen Teile die Berücksichtigung dessen, was man treffend die Psychologie der Börse genannt hat.

Der Terminhandel wird als schneller Vermittler der Weltkonjunktur und des Welthandelspreises über alle Wirtschaftsgebiete hin von seinen Freunden mit Lob überhäuft; er verteile die Weltvorräte nach dem Bedarf der einzelnen Länder; wenn irgendwo der Preis über das Niveau des Weltmarktpreises sich erhebe, so werde der Terminhandel alsbald eine Ausgleichung bewirken, indem er Waren bezw. Angebote an den betreffenden Ort dirigiere. Die Loslösung des Großhandels von der heimischen Produktion, die Mißachtung der nationalwirtschaftlichen Interessen, die Gleichgültigkeit gegenüber der inländischen Landwirtschaft kann kaum offener zu Tage treten als durch eine solche Argumentation.

Geschäfte handle, — mit Ausschluß der Einwendung des reinen Differenzspieles. Wir verkennen nicht die Bedeutung der Sicherheit des Börsenverkehrs. Gleichwohl halten wir es für höchst bedenklich, wenn die Gesetzgebung — auch um eines solchen Zweckes willen — durch unwiderlegbare Präsumtionen offenkundige Thatsachen fälschen, für die Rechtsprechung ins Gegenteil verkehren wollte. Das hieße nicht mit vernünftigen Präsumtionen, sondern mit willkürlichen Fiktionen operieren.

Ist die Lage der Landwirtschaft nicht schon genug erschwert durch die ausländische Konkurrenz? Muß der Import noch durch den Terminhandel forciert, die natürliche Macht des Weltverkehrs und der Weltkonjunktur ins Übermaß künstlich gesteigert werden? „Die Landwirtschaft hat sich eifrig bemüht, den Konkurrenzkampf aufzunehmen," sagt der Krakauer Handelsrechtslehrer Professor Dr. Anton v. Górski[1]; „das Fachstudium, die Musterwirtschaften und Untersuchungsstation bildeten die Richtung, in der sie . . . in die Kampfarena zog; aber sie mußte unterliegen, denn die abendländischen Kulturländer können ohne ausgiebigen Schutz von seiten der Staatsgewalt die Konkurrenz der neu erschlossenen Gebiete nicht ertragen. Der jungfräuliche Boden, der billige Kaufpreis, die Steuerfreiheit, die Entbehrlichkeit der Gebäude und sonstiger Wirtschaftseinrichtungen, das Zusammenschrumpfen von Bodenarbeit auf kurze Zeitspannen, das Valutadisagio und andere Faktoren schließen nämlich für uns eine Konkurrenz mit jenen Gebieten vollständig aus. Dies ist aber eine Erscheinung, die kein Volkswirt als eine Thatsache ruhig hinnehmen darf, sondern die gebieterisch eine Reaktion erfordert. . . . Mögen die Terminpreise, die in solch einem Mißverhältnisse zu den Gestehungskosten stehen, so lange es noch Zeit ist, ein Warnungssignal nicht nur für Private, sondern für Staat und Gesellschaft bilden, von der heutigen Nichtinterventionspolitik umzukehren und die Preisbildung, allen Weltverkehrsastronomen zum Trotz, auf die einzig richtige Basis der Erzeugungskosten zu bringen. Die liberalen Nationalökonomen werden vielleicht einen Notschrei über diesen Rückschritt ausstoßen; mir aber ist nach dem bekannten Worte von Georg Brandes ein Rückschritt zur Wahrheit lieber als ein Fortschritt in das Reich der Phantasie." Der Schutz, den der Staat seiner Landwirtschaft leisten muß, begreift darum nach Górski nicht nur die Gewährung hinreichender Zölle gegenüber der ausländischen Konkurrenz in sich, sondern auch die Abwehr gegenüber jener Spekulation, welche vermittelst des Terminhandels die Weltkonjunktur und den Weltmarktpreis in der ganzen Schwere, mit unvermittelter und deshalb verheerender Schnelligkeit auf den inländischen Markt wirken und jede den nationalen Produktionsbedingungen entsprechende Preisbildung verhindern läßt.

Eine kleine Digression möge uns an dieser Stelle gestattet sein.

Professor Dr. Gustav Ruhland bezeichnet es (in seiner Schrift „Die internationale landwirtschaftliche Konkurrenz, ein kapitalistisches Problem" und neuer-

[1] Stenograph. Protokoll, Experten der VIII. Gruppe, S. 411 f.

dings in den von ihm herausgegebenen „Monatlichen Nachrichten aus dem Internationalen Bureau zur Regelung der Getreidepreise" [1]) als einen Irrtum, wenn man für diese landwirtschaftliche Konkurrenz und den damit zusammenhängenden Rückgang der Getreidepreise den jungfräulichen Boden oder die niedrigen Produktionskosten, oder die Überproduktion, oder die sogen. Verschiebung der Verkehrswege mit Fracht- und Tarifermäßigungen ursächlich verantwortlich machen will. Ruhland zufolge liegen auf dem Grunde all dieser Erscheinungen gewaltige internationale Kapitalverschiebungen, die wesentlich von denjenigen Ländern ausgehen, deren Landwirte durch eben jene Konkurrenz am schwersten geschädigt werden. Die Thatsache der Erschließung neuer Ländereien wie die Verbilligung der Transportkosten wären hierbei keine primären Ursachen, sondern Folgeerscheinungen. Gerade in unsern Tagen seien die mitteleuropäischen Gründerbanken mit aller Energie an der Arbeit, den mitteleuropäischen Landwirten die anatolisch-mesopotamische Konkurrenz zu bescheren.

Wir sind nicht in der Lage, an dieser Stelle die Frage zu entscheiden, ob nicht doch — neben der Einwirkung des internationalen Kapitals auf die Erschließung neuer Ländereien und die Verbilligung der Transportkosten — überdies noch die Verschiedenheit der Produktionsbedingungen die ausländische Konkurrenz für unsere Landwirtschaft zu einer übermäßigen gestalte. Auch Professor Dr. Eugen v. Philippovich von Philippsberg erkennt den Zusammenhang zwischen der Ausdehnung der Getreideproduktion auf der Erde mit der industriellen Entwicklung in Europa an [2]: „Ich stimme da vollständig mit dem überein, was Ruhland und Schäffle sagen; unsere europäische Industrie, unsere europäischen Kapitalien dehnen sich aus, sie suchen Anlagen über See, sie bauen Eisenbahnen in Argentinien, in Kleinasien, und diese Anlagen müssen bezahlt werden. Wie bezahlen jene Länder? Natürlich mit dem, was sie am billigsten produzieren können, mit Getreide. Das ist eine Thatsache, die von niemandem bestritten wird, daß wir eine kontinuierliche Ausdehnung der Getreide produzierenden Gebiete haben, vermittelt durch Investierung europäischen Kapitals in überseeischen Gebieten, unter gleichzeitiger Senkung der Transportkosten, die so horrend ist, daß von Buenos Aires nach Liverpool um zehn Mark die Tonne verfrachtet worden, so daß die Raumdistanz thatsächlich keine Rolle spielt." Wenn aber v. Philippovich meint, daß diese Ausdehnung der Produktion, die Entwicklung des Verkehrs, die Verbilligung des Transports u. dgl. den niedrigen Preisstand der letzten Dezennien vollständig erkläre, und daß der Terminhandel lediglich jene Thatsachen „sogleich in ihrer Bedeutung auf alle Wirtschaftsgebiete übertragen" habe, so ist das eine ähnliche Einseitigkeit, wie wenn man behaupten wollte, der Terminhandel allein sei die Ursache der großen Preisdepression des Getreides im letzten Vierteljahrhundert gewesen.

Nicht nur hat der Terminhandel die Wirkung der ausländischen Konkurrenz auf die Preisbildung im Inlande beschleunigt und verschärft, er enthält auch Momente, die in der Beurteilung des Wertes der Produkte irreführen und geradezu eine Fälschung der Preise bewirken müssen.

---

[1] Deutsche Ausgabe Nr. 8 vom 26. Januar 1901 S. 124.

[2] Stenograph. Protokoll, Experten der VII. Gruppe, S. 82.

Mit vollem Recht hat Dr. Kienböck in seinem wohldurchdachten Referate auf die durch den Terminhandel verursachte **Verwirrung der Marktlage** hingewiesen[1]. Je öfter auf einem Markte die Ware von einer Hand zur andern wandert, ohne den Markt zu verlassen, um so unklarer wird das Bild des Marktes. Man ist nicht sicher, ob etwas, das schon gekauft wurde, noch zwanzigmal verkauft wird oder nicht. Die durch die Technik des Terminhandels ermöglichte und insbesondere durch die Versicherungsfunktion desselben künstlich gesteigerte Häufigkeit der Scheinumsätze giebt dem Markte, mit Rücksicht auf die Zahl der kaufs- und verkaufslustigen Spekulanten, eine Ausdehnung, die in absolut keinem Verhältnisse steht zur reellen Produktenmenge, zum wirklichen Bedarf an Getreide und dem thatsächlichen Vorrate. Freilich wird auch ohne Terminhandel die Summe der Umsätze von Getreide größer sein als die Produktenmenge, weil numerisch dieselbe Ware von Groß- und Kleinhändlern wiederholt gekauft und verkauft werden kann, ehe sie bis zum Konsumenten gelangt. Aber dieser Unterschied verschwindet gänzlich hinter der Verschiedenheit, welche zwischen den zuweilen die ganze Welternte übersteigenden Terminumsätzen und der effektiven Produktenmenge besteht.

Hält man nun an der teleologischen Auffassung des Wertes fest, erblickt man im Werte den Grad der Bedeutung einer Ware — nach Brauchbarkeit und Seltenheit — für die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse, dann liegt es auf der Hand, daß die enorme Menge Getreide, welche im Terminhandel zum Verkauf angeboten wird, die Vorstellung erzeugt, jede auch noch so umfassende Nachfrage werde allzeit ein mehr als ausreichendes Angebot vorfinden. Dadurch erscheint aber der Wert des Getreides als ein geringerer, da die Abhängigkeit von dem individuellen Quantum, das bei jedem Einzelkauf in Betracht kommt, sich als wesentlich herabgemindert darstellen muß.

Wenn man es als eine Schattenseite des Terminhandels bezeichnen darf, daß die durch ihn eröffnete Möglichkeit, Nachfrage und Angebot über die augenblicklich bestehenden Warenquantitäten auszubreiten, eine geradezu unbegrenzte ist, so wird damit zunächst kein Urteil über die am Terminhandel beteiligten Personen gefällt, vielmehr lediglich auf eine aus der Natur und Technik des Geschäftes sich **objektiv** ergebende unleugbare Thatsache hingewiesen. „In unserem großen Handelsverkehr", sagt

---

[1] Stenograph. Protokoll, Experten der V. Gruppe, S. 267.

Wilhelm Neurath [1], „können ... Warenmengen ausgeboten und verkauft werden, die gar nicht vorhanden sind und gar nicht produziert werden. Dies geschieht sehr häufig in den sogen. Zeit- und Termingeschäften des Börsenhandels. Es wird nicht selten im ganzen weit mehr Kaffee, Rohbaumwolle, Getreide u. s. w. auf einige Monate voraus, auf spätere Lieferung, verkauft, als von diesen Artikeln zur Zeit vorhanden oder für den Handel zugänglich sein wird. Hier haben wir es mit fiktiven Angeboten zu thun. Ebenso kann ein Teil oder ein großer Teil der Nachfragen über die für Ankauf von Waren verfügbaren Mittel hinausgehen. Man kauft dann weit mehr nach einigen Monaten zu beziehende Waren, als man wirklich zu erwerben sucht und wirklich zu erwerben im stande wäre. Die Angebote und Nachfragen des Börsenhandels werden also zu (objektiv) unwahren, falschen Angeboten und Nachfragen, und die Preise sind dann ebenfalls gefälscht. Mancher Volkswirt beruhigt sich in dem Glauben, daß die Fälschungen des Angebotes und die der Nachfrage sich im großen und ganzen gerade paralysieren, d. h. wechselseitig ausgleichen, daß die Preise sich so richtig stellen, als würden sie nur durch wahre Angebote und wahre Nachfragen gebildet." Die Erfahrung beweist jedoch, daß die fiktiven Angebote und Nachfragen sich durchaus nicht immer gegenseitig ausgleichen. Nicht selten führen vielmehr die fiktiven Nachfragen zu einer unberechtigten Steigerung, die fiktiven Angebote zu einer unnatürlichen Depression der Preise, selbst abgesehen von den Fällen, in welchen Syndikate, Corners, Ringe, Schwänze u. dgl. eine Hausse-Bewegung oder einen Tiefstand (Baisse) der Preise absichtlich und künstlich hervorrufen.

All speculation is manipulation! Man braucht dabei nicht ausschließlich an offenbar betrügerische Manipulationen zu denken, obwohl auch diese — nach dem Zeugnis hervorragender Kenner der Verhältnisse [2] — durchaus nicht ausgeschlossen sind. Daß aber direkte, künstliche, spekulative Eingriffe in die Preisbewegung überhaupt möglich sind und gerade im Bereiche des Terminhandels mit besonderer Leichtigkeit sich vollziehen, wird von niemanden ernstlich bestritten. Auch an Motiven

[1] Elemente der Volkswirtschaftslehre (3. Aufl., Wien 1895) S. 152 f.

[2] „Die so einflußreiche Statistik der sichtbaren Vorräte Nordamerikas wird vom nordamerikanischen Elevatorenring fast immer gefälscht und zwar in einem Umfange bis zu 20 % des vorgeblichen Gesamtvorrates. Dazu kommen systematisch zur Verbreitung gelangende Lügenberichte über die wachsenden Saaten, über die Aussaatfläche, über die Ernteerträge u. s. w." Ruhland, Monatliche Nachrichten a. a. O. S. 123.

hierfür fehlt es der Spekulation offenbar nicht. Während die Produktion und die Verarbeitung im allgemeinen der Stabilität der Preise und sicherer Kalkule bedürfen, hat die Spekulation ein hervorragendes Interesse an der Bewegung. Darum sucht sie mit allen Mitteln und dem ihr natürlichen Hang zur Übertreibung direkt und absichtlich Preisschwankungen zu erzeugen —, „jenes anmutige Wellengekräusel, an dem die Couliſſe schmarotzt", wie Professor Karl Adler sich ausdrückt. Man hat dem Terminhandel nachgerühmt, daß er jeder Kartellbildung zum Zwecke künstlicher Preissteigerung leicht und schnell entgegenwirken könne. Sind aber dadurch die Schäden wett gemacht, die er nach der andern Seite, durch unnatürliche Preisdepressionen, verursacht? Eine Hausse läßt sich überhaupt schwieriger mit Erfolg durchführen als eine Baissierung des Preises. Man muß, um eine Hausse-Spekulation zum Siege zu führen, nicht nur alle Ware, die an der Börse ist, zu beherrschen wissen, sondern ebenfalls die Zuflüsse von außen hemmen oder hindern. Um die Hausse in die Flucht zu schlagen, und um eine Baisse hervorzurufen, genügt es dagegen, daß man über eine mehr oder minder beträchtliche Menge Waren verfügen kann. Der mittelalterliche Kornwucherer benutzte seine Macht, um das Angebot zu verringern. Er kaufte das Getreide auf und steigerte den Preis [1]. Der heutige Spekulant vergrößert umgekehrt das Angebot, indem er den Papierweizen in Menge auf den Markt wirft. Niemand kann feststellen, ob er jenen Weizen besitzt oder von außen herbeizuziehen vermag. Das Angebot ist da, es drückt den Preis. Zur Durchführung eines solchen Manövers bedarf es nicht gerade großen Kapitals. Tausend Mark Kapital können bei einem Effektivgeschäfte nur die dem gleichen Betrage entsprechende Warenmenge in Bewegung setzen, bei einem Differenzgeschäfte aber viel bedeutendere Mengen fingierter Waren auf den Markt wirken lassen. In der Berliner Börsen-Enquete erklärte diesbezüglich ein Sachverständiger: „Wenn ich ein Differenzgeschäft machen will, kommt es mir gar nicht darauf an, ob ich 100 oder 600 Wispel Roggen kaufe; wenn ich aber ein Effektivgeschäft machen will, so nehme ich nur ein Quantum, welches meinem effektiven Engagement entspricht." Des niedrigen Preises bedürfen vor allem diejenigen Spekulanten, die auf Termin Getreide verkauft haben. Sie möchten für den Stichtag, an dem sie eventuell zu liefern haben werden,

[1] Stenograph. Protokoll, VI. Gruppe, Referat von Hofrat Prof. Dr. Friedrich Kleinwächter S. 472 ff.

oder wo der Differenzausgleich sich vollzieht, billige Ware zur Verfügung haben. Sie werden darum auch stets geneigt sein, durch Baisse-Operationen ihr Ziel zu erreichen.

Auf diese Weise vereinigt sich alles, um die Lage des Produzenten ungünstig zu gestalten. Der Händler berücksichtigt nicht die konkreten, besondern Produktionsbedingungen, mit denen der Landwirt zu rechnen hat. Er kennt nur den Welthandelspreis über sich, wie derselbe an der Börse gemacht wird. Um zu profitieren, sucht er noch einen Druck auf den Produzenten auszuüben. Ist das konkrete Produkt des Landwirts in irgend einer Hinsicht schlechter als die Usanceware, dann wird der Händler gewiß nicht verfehlen, weniger zu zahlen; ist aber das Produkt besser, dann verweist ein nicht gerade skrupulöser Händler auf den gedruckten Kurszettel der Getreidebörse und versichert, daß der Welthandelspreis eine für ihn absolut entscheidende Preisgrenze darstelle, an die er sich halten müsse, wenn er nicht dem wirtschaftlichen Ruin anheimfallen wolle. Dieser Welthandelspreis aber ist, wie gesagt, durch fiktive Angebote, durch künstliche Baisse-Operationen weit regelmäßiger zum Schaden als zum Vorteil der Produzenten gefälscht. „Der internationale Getreidemarkt wird heute", bemerkt Ruhland [1], „von einer großen permanenten Organisation der Baisse-Partei beherrscht, an deren Spitze der nordamerikanische Elevatorenring steht. Die Interessen dieses großkapitalistischen Syndikates liegen in der Richtung einer möglichsten Entwertung von Getreide, weil bei einem außerordentlichen Tiefstand der Getreidepreise eine größere Zahl von Getreidebesitzern die Ware in der Hoffnung auf bessere Preise lagern, wodurch sich der Verdienst aus den Lagerspesen für die Elevatorenbesitzer steigert. Außerdem ermöglichen niedrige Getreidepreise billigen Einkauf von Getreide zu den Zwecken der Getreidemischung, die von den Elevatoren in so ausgedehntem Maße geübt wird. Endlich vermindern billige Getreidepreise die Kapitalsumme, welche die Elevatoren für den Erwerb ihres eigenen Getreidevorrats festlegen müssen und damit auch den dafür bedingten Zinsverlust. Seit Jahren kämpft der anständige Getreidehandel Nordamerikas gegen diese unheilvolle Herrschaft des Elevatorenringes erfolglos an." Doch nicht nur Amerika trägt den dadurch verursachten Schaden. „Diese unheilvolle Herrschaft der organisierten Baisse-Partei über die Getreidepreise besteht und gilt zunächst für Nordamerika. Daß sie

[1] Monatliche Nachrichten a. a. O. S. 123 f.

aber ihre Herrschaft international und namentlich auch auf alle Terminmärkte Europas ausdehne, dafür sorgt jene nicht minder unheilvolle Thätigkeit der Banken hinter den Coulissen der Getreideterminbörsen, die man mit dem Namen ‚Arbitrage‘ bezeichnet. Wenn nämlich in Chicago eine Getreidepreissteigerung erfolgt, dann ist es Europa überlassen, darin Nordamerika zu folgen oder nicht. Wenn aber Chicago eine stärkere Preissenkung verzeichnet, dann sind die großen europäischen Getreideterminbörsen gezwungen, dieser Baisse zu folgen. Denn die Usancen an den Getreideterminbörsen haben es ja fertig gebracht, daß der ganze Getreidehandel zu einem reinen Werthandel herabgesunken ist. Und deshalb ist heute jede Bank in der Lage, im Falle einer Baisse in Chicago, die nicht sofort in Europa acceptiert wird, in Chicago Terminweizen zu kaufen und auf den europäischen Terminbörsen Terminweizen zu verkaufen und die dabei sich ergebende Differenz in die Tasche zu stecken. Weil aber dadurch die Preise in Europa wegen ‚gesteigerten Angebotes‘ geworfen werden, werden die gleichzeitig einlaufenden Warenofferten aus Nordamerika zurückgewiesen. Das wirkt dann auf den nächsten Börsentag in Chicago ‚verflauend‘ zurück, so daß der Arbitrageur außerdem noch in die angenehme Lage kommt, seine Terminverkäufe in Nordamerika vorteilhaft einzudecken und so sein ganzes Engagement mit Gewinn zu realisieren. Die geradezu sklavische Art, in der die größten europäischen Getreideterminbörsen den amerikanischen Börsenbewegungen à la baisse gehorchen, ist eine mehr als genügende Bestätigung dieser, der täglichen Börsenpraxis entnommenen Angaben.“ Jedenfalls eine beachtenswerte Illustration zur vorrat- und preisausgleichenden Wirkung des Terminhandels!

Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit für unsere Darlegungen zu erheben [1], glauben wir dennoch, daß die angeführten Momente bereits völlig ausreichen, um die preisverwirrende und preisfälschende Wirkung der Terminhandels ins helle Licht zu setzen. Nur möge es gestattet sein,

---

[1] Insbesondere müssen wir hier Abstand nehmen von der Behandlung des Reportgeschäftes, ohne welches das Börsenspiel eine größere Ausdehnung nicht erlangt, und das mit der Entwicklung des Terminhandels und seinem Einfluß auf die Preisbildung aufs innigste zusammenhängt. Über den Report, seine Bedeutung für die Entwicklung und Funktion des Termingeschäftes vgl. Karl Adler, Zum Rechte der Termingeschäfte, im Archiv für bürgerliches Recht Bd. XVII, Heft 1, Okt. 1899; Schweizer. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit Bd. XXI, Heft 4, Zürich 1892; Aufsatz von Julius Wolf, Das Getreide im Weltverkehr. III. Erläuternde Bemerkungen (Wien 1900) S. 157 f.

noch einmal kurz daran zu erinnern, daß Preisschwankungen und Preisdepressionen für den Bauernstand viel nachteiliger wirken, als dies auf andern volkswirtschaftlichen Gebieten der Fall zu sein pflegt. Zur besondern Genugthuung gereicht es uns, hierfür auf das Zeugnis des bekannten Nationalökonomen v. Philippovich[1] uns berufen zu können. Wenn auf der Effektenbörse 200 Stück Aktien angeboten werden, aber kein Käufer da ist, dann sinken alle Aktien derselben Art. Doch die Besitzer der Aktien können zumeist ihre Wertpapiere in der Kasse liegen lassen, bis bessere Zeiten kommen; nur diejenigen, die gerade in diesem ungünstigen Augenblicke unbedingt verkaufen müssen, leiden unter einer à la baisse-Spekulation. Wird in einem bestimmten Zeitpunkte durch derartige Spekulationen an der landwirtschaftlichen Produktenbörse ein Preis hervorgerufen, der zwar den augenblicklichen Angebots- und Nachfrageverhältnissen an der Börse, nicht aber dem Vorrat und Bedarf im ganzen volkswirtschaftlichen Gebiete entspricht, dann sinkt innerhalb dieses Gebietes der Wert des Getreides überhaupt. Die isolierten Landwirte können aber in der Regel nicht auf bessere Zeiten warten; sie müssen ihre Produkte jetzt verkaufen, um von dem Ertrag zu leben, Steuern zu zahlen und sonstige Verbindlichkeiten zu erfüllen. Es liegt darum auf der Hand, daß die Preisfixierung für landwirtschaftliche Produkte, die Genauigkeit, mit der sich hier der Preis an der Börse den reellen Bedingungen, dem wirklichen Angebote und der wirklichen Nachfrage, den thatsächlichen Produktions- und Konsumtionsverhältnissen anschließt, von einer unendlich größeren volkswirtschaftlichen Bedeutung ist, als wenn es sich um die Preisbestimmung von Effekten handelt. Der Getreidepreis bestimmt ja das Einkommen einer ganzen, großen, für das sittliche, gesellschaftliche, staatliche Leben überaus wichtigen Bevölkerungsklasse, beherrscht ihre Existenz, die Fortdauer und Vervollkommnung ihrer produktiven Thätigkeit. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Bei Wertpapieren kehrt stets ein Zeitpunkt wieder, wo der effektive Wert mit voller Genauigkeit festzustellen ist, und wo eine entgegengesetzte Spekulation nicht mehr aufrecht erhalten werden kann: es ist der Augenblick, in welchem die Dividende bezahlt wird. Werden z. B. 10 Gulden Dividende ausgezahlt, so schätzen wir danach das Papier auf 200 Gulden. Alle vorhergehenden Schwankungen werden dadurch — ceteris paribus — rektifiziert.

---

[1] Stenograph. Protokoll, Experten der I. Gruppe, S. 78 f.

Die Bestimmung der Dividende durch die Generalversammlung einer Aktiengesellschaft gewährt also in bestimmten Zeitpunkten eine sichere Unterlage zur Beurteilung des reellen Wertes der Papiere. Nicht so für landwirtschaftliche Produkte. Hier giebt es keinen Zeitpunkt, wo man mit gleicher Sicherheit den effektiven Wert des Getreides feststellen könnte. Da handelt es sich um zukünftige Ernten, um die Milliardenproduktion der ganzen Welt. Man ist hierfür auf Schätzungen angewiesen, welche den schwierigsten Problemen gegenüberstehen und auch trotz aller Fortschritte des Handels vor großen Irrtümern nicht geschützt sind[1]. Selbst wenn die Welternte vorhanden ist, kann man über die Größe und Art derselben sehr verschiedener Meinung sein. Dazu ist die Ernte nicht gleichzeitig auf der ganzen Welt; fortwährend wirken wechselnde Einflüsse auf den Wert des Getreides ein u. s. w. Da ist ein fruchtbares Feld für die Spekulation gegeben. Sie kann zur Zeit der inländischen Ernte, also in dem Augenblick, wo der Landwirt regelmäßig den größten Teil seiner Produkte verkaufen muß, anderswoher Getreide herbeischaffen, fiktive Terminware anbieten, um den Preis zu drücken und die Notlage des Landwirts im eigenen Interesse auszubeuten. Der nicht ausreichend organisierte Bauernstand steht hilflos solchen Machinationen gegenüber. Er fühlt die fremde Hand in seiner Tasche, doch er weiß heute ganz wohl — wie die beachtenswerten Referate der höchst intelligenten Vertreter der Landwirtschaft und des Müllergewerbes in der Wiener Enquete, eines Robert Sand, Amand

[1] Als besonderer Vorzug des Terminhandels wird die „Signalisierung“ (David Cohn) der Getreidepreise hingestellt. Es werde dadurch auch der Landwirtschaft eine verläßliche Information über die künftige Marktlage geboten, so daß sie hiernach ihre Verkäufe einrichten könne. Dr. Karl Biškovský bemerkte hierzu mit Recht (Stenograph. Protokoll, Experten der IX. Gruppe, S. 720): „Terminpreise werden in unserem Terminhandel für einen Zeitraum bis zu neun Monaten voraus notiert und von seiten des Handels als ein Ausfluß der Erwägungen der spekulativen Intelligenz über die künftige Marktlage bezeichnet. Es ist aber eine andere Frage, ob thatsächlich dem Handel solche Behelfe zu Gebote stehen, die eine thunlichst verläßliche Signalisierung des künftigen Preises zulassen, oder ob in den für einen so entfernten Zeitpunkt signalisierten Preisen nicht bloß Spekulationspreise zu erblicken sind, die mit der wirklichen Marktlage in keinem direkten Zusammenhange stehen. Für meine Person halte ich wenigstens eine Signalisierung der Getreidepreise für einen so entfernten Zeitpunkt für höchst unverläßlich, da in einem Momente, wo eine jede Basis für die Beurteilung der künftigen, sowohl inländischen wie ausländischen Ernte, sowie über die vorhandenen Vorräte aus der letzten Ernte, wie auch über den künftigen Bedarf fehlt, von einer geregelten und auch nur wenig verläßlichen Preisbildung nicht die Rede sein kann.“

Fahrich u. s. w., bekunden —, wessen Hand es ist, gegen den er den staatlichen Schutz anzurufen hat.

Wenn Lexis sagt [1]: „Die volkswirtschaftliche Aufgabe der Spekulation, wie des Handels überhaupt, wird im großen und ganzen erfüllt, während jeder einzelne Spekulant nur sein privatwirtschaftliches Interesse verfolgt, indem er billig zu kaufen und teuer zu verkaufen sucht", — so wird man, um einen manchesterlichen Optimismus fernzuhalten, doch auch noch andere Erwägungen herbeiziehen dürfen. Man hat gegen die Börsenreformbestrebungen den Vorwurf erhoben, daß sie überwiegend unter moralisierenden Gesichtspunkten arbeiten. Mit Rücksicht auf diesen Einwand betont Gustav Cohn in einem Aufsatze über „Ethik und Reaktion in der Volkswirtschaft" [2], daß gerade das nationalökonomisch Mangelhafte am Börsenverkehr zu den moralisierenden Gesichtspunkten geführt habe, und daß somit von letzteren eine Mißkennung der ökonomischen Rücksichten nicht zu fürchten sei. Die Anwendung der moralisierenden Gesichtspunkte läuft, Cohn zufolge, auf nichts anderes hinaus, als auf die Ausbreitung der schützenden Hand staatlicher Gesetzgebung auch über dieses Gebiet wirtschaftlichen Verkehrs. Hierzu drängt die ethische Pflicht, vermöge deren die Staatsgewalt das Gemeinwohl des Volkes zu schützen sich berufen weiß, anderseits die sichere Erkenntnis, daß die Art und Weise der Ausgestaltung des Börsenverkehrs für das nationale Gemeinwohl von hohem Belang ist. Man darf schließlich ja wohl — ohne zu viel zu sagen — ebenfalls behaupten, daß auf der Börse die „nächste Gelegenheit" zur geschäftlichen Unmoral nicht gerade einen Ausnahmefall darstellt.

Wenn aber speziell der Terminhandel die Aufmerksamkeit der Regierungen in letzter Zeit besonders auf sich lenkte, so begreift sich das leicht wegen des enormen Schadens, den diese Handelsform angerichtet hat. Die Milliarden, die von den Spekulanten auf diesem Felde verdient wurden, wurden von den Gerichtsboten, welche dem Bauern Hab und Gut versteigerten, für das Großkapital einkassiert. Niemand im Volke — außer den Börseninteressenten und einigen Theoretikern — wünscht in Deutschland die gesetzliche Wiederherstellung des börsenmäßigen Terminhandels, dieser ungeheuerlichen Mystifikation!

---

[1] Art. „Handel" in Schönbergs Handbuch I (4. Aufl.), 289.

[2] In Schmollers Jahrbüchern 1900. Vgl. auch Dr. Kienböcks Referat a. a. O.

Ja, der Terminhandel — eine Mystifikation! — Das ist der dritte und letzte Gesichtspunkt, unter welchem wir dieses Geschäft noch kurz betrachten wollen.

Der Terminhandel ist „Handel". Der Handel aber soll die Verbindungen zwischen Konsumenten und Produzenten ermöglichen, erleichtern, verwirklichen. Die Ware von einem Ort und von einer Person mittelbar oder unmittelbar an einen andern Ort und in die Hände einer andern Person, die ihrer bedarf, zu bringen, die Ware zu pflegen, zu sortieren, die einzelnen Grade des Wertes, der Brauchbarkeit zu bestimmen, die Ware danach einzuteilen und so für das Publikum die Möglichkeit der Auswahl zu erleichtern — dies und ähnliches gehört zu der naturgemäßen Bestimmung und Aufgabe des Handels. Und der Terminhandel? Alles ist an ihm fiktiv, ins Unnatürliche verzerrt. Er kleidet sich in die juristischen Formen des Warenhandels; er kauft und verkauft Getreide, und doch sind das fast immer warenlose Geschäfte! Eine Warenbewegung findet nur bei dem geringsten Teile der Transaktionen statt. Weder der Verkäufer braucht das Objekt zu haben oder anzuschaffen oder zu liefern, noch muß der Käufer die Ware empfangen oder bezahlen. Ein wirklicher Umsatz der Verkehrsgegenstände findet in zahllosen Scheinumsätzen nicht statt. Nur um Preisdifferenzen wird gespielt, und man nennt dies Spiel legitim, wenn man auf Versicherung und Deckung als einen ehrbaren Zweck sich berufen kann, — nach dem bekannten Satze: Der Zweck heiligt die Mittel![1]

---

[1] Die Versicherungs- oder Deckungsfunktion hat nur Bedeutung für den Großhandel, die Großproduktion, die Großmüllerei; sie beeinträchtigt sehr die Konkurrenzfähigkeit der kleinen Müller, die sich nicht auf dem Terminmarkte zu versichern im stande sind. Die großen Mühlen können vermöge der Versicherung auf sehr ausgedehnte Fristen Mehllieferungen übernehmen und beschränken dadurch dem kleinen Müller das Terrain. — Ohne Zweifel ist die Versicherung gegen Preisschwankungen für den Großkaufmann, der aus weiter Ferne Getreide importiert, von höchster Bedeutung. Allein zu allen Zeiten galt die Übernahme des Risikos als ein Wesenselement des Handels, als ein Rechtstitel für seinen Gewinn. Was etwa in dem einen Geschäfte verloren wird, können ja auch andere Geschäfte wieder einbringen. Überdies entscheidet im Bereiche der Volkswirtschaft nicht ausschließlich das Interesse des Großhandels. Versicherungsgeschäfte können, so wie heute, in größerem Umfange nur gemacht werden, wenn abstrakte und fiktive Ware, anderes und mehr Getreide als gewachsen ist, den Gegenstand des Handels bildet. Dies künstlich vermehrte Angebot der als effektive geltenden, in Wirklichkeit aber fiktiven Ware drückt jedoch, wie wir sehen, zum Schaden der Landwirtschaft auf die Preise. Warum sollte also der Großhandel nicht dieselbe Genialität, die er in der Aus-

Der Terminhandel ist Getreidehandel in unserem Falle, aber ein Getreidehandel, bei welchem die Frage nach dem wirklichen Getreidebedarf und dem wirklichen Getreidevorrat nur eine verhältnismäßig untergeordnete Bedeutung spielt. Der Differenzspieler dient ja nicht den Produzenten und Konsumenten, er beherrscht sie, diktiert ihnen die Preise, weil er den Markt völlig beherrscht. Nicht das öffentliche Wohl, sondern der eigene Verdienst ist ihm dabei das höchste, ja sogar das einzige Gesetz! — Der Terminhandel ist Getreidehandel, aber das Getreide, das er kauft und verkauft, hat keine reelle Existenz, es wächst nicht in der Natur in der Form und in der Menge, wie es den Gegenstand des Handels bildet. Der Usanceweizen ist vaterlandslos, von keiner bestimmten Provenienz und oft von einer Beschaffenheit, die den Bedürfnissen der Konsumenten wenig entspricht. Mit Recht hat man daher die Schaffung der Usanceware als eine naturwidrige Übertragung der Gepflogenheiten des Effektenhandels auf den Getreidehandel bezeichnet. Effekten erscheinen nur als Gattung oder Art; der Weizen, der Roggen dagegen unterscheidet sich nach individuellen Eigenschaften, nach Ernte, Provenienz u. s. w.

Es sind gerade diese Naturwidrigkeiten, diese überspannte Mobilisierung und Fungibilität der Ware und des Geschäftes, gegen welche der Bauernstand sich wendet [1]. Keine Klage wird laut über konkrete Fortschritte der Technik, über die Kostenersparnis beim modernen Elevatorensystem, über billige Frachtsätze für das alla rinfusa beförderte Getreide [2], über intensive Mehlgewinnung u. s. w. Mögen diese Neuerungen die Getreidepreise auch drücken, es handelt sich dabei doch um einen wahren

bildung des Terminhandels bekundete, bethätigen, indem er unter den Interessenten eine wirkliche Versicherung gegen Preisschwankungen einrichtet (die „Versicherungsfunktion" ist ja ebenfalls als „Versicherung" eine Fiktion, vgl. Stenograph. Protokoll, Experten der VII. Gruppe, S. 160 f.), nachdem schon viel schwierigere Probleme auf dem Gebiete der Versicherung gelöst wurden? Jedenfalls entspricht es der Gerechtigkeit, daß diejenigen, welche den Vorteil einer Versicherung gegen Preisschwankungen genießen, die Kosten nicht auf andere ablenken. (Vgl. Stenograph. Protokoll S. 248. 518.)

[1] Stenograph. Protokoll, Experten der VIII. Gruppe, S. 413.

[2] Das in bedeutenden Mengen zusammengeworfene Getreide hat, obwohl seiner Materie nach hart und trocken, die auch andern Massengütern, z. B. der Kohle, zukommende Eigentümlichkeit, die man als Trockenflüssigkeit bezeichnet. Als Großhandelsgut kann das Getreide ohne Wertverminderung beliebig geteilt, zusammengeschüttet werden; es gleitet ohne Verpackung durch die eigene Schwere fort, kann jeder Form eines Transportkörpers sich anpassen.

Fortschritt der industriellen Technik, um Errungenschaften, die ein Gemeingut aller darstellen. Das aber trifft beim Terminhandel nicht zu. Er ist kein Fortschritt, sondern eine völlige Verkehrung der Handelsthätigkeit. Drei Voraussetzungen müssen sich vereinen, sagt Professor v. Górski[1], damit vom Handel die Rede sein könne: „eine Thätigkeit, eine Vermittlung (zwischen Produzent und Konsument) und ein Güterverkehr. Diese drei Elemente lassen sich mehr oder weniger mobilisieren, aber eine konkrete Gestalt müssen sie haben, sich ganz in Abstraktionen verflüchtigen dürfen sie nicht. So lange dies nicht der Fall war, konnte man mit Recht von einer distributiven Funktion des Handels, von einem Erwerb, von der wertsteigernden Funktion des Handels (van der Borght), somit von seiner Produktivität reden. Sobald sich aber jene drei Elemente ganz in die Luft verflüchtigen, sobald die Thätigkeit auf das Unterschreiben eines Blankettes, die Vermittlung auf einen momentanen Kontakt von zwei Spekulanten, also von zwei Vermittlern, der Güterverkehr auf die Skontration von gegenseitigen Kündigungsscheinen, alle diese natürlichen Elemente somit auf eine Null zusammenschrumpfen, so taucht von selbst die Frage auf, ob auf solche Transaktionen noch der Name ‚Handel‘ paßt." Das Volk hat diese Frage längst entschieden. Eine Änderung des Urteils ist niemals und nirgends zu erwarten. „Das Christentum hat das Brot geheiligt", sagt Ruhland[2]. „Es zu Boden zu werfen, betrachtet die fromme Sitte als eine Sünde. Von allen materiellen Gütern dieser Erde ist für die Menschen das Brot am wenigsten zu entbehren. Und dieses Brot hat als Brotgetreide der Blankoterminhandel in eine Spielmarke verwandelt, um an der Börse ein ‚Monte Carlo ohne Musik‘ sich einzurichten, bei dem das internationale Großkapital als Bankhalter sitzt. Das ist ein der christlichen Auffassung direkt widersprechender Mißbrauch des Brotes, welcher in christlichen Staaten verboten sein muß."

---

[1] Stenograph. Protokoll a. a. O. S. 413.

[2] Zur Aufhebung der Blankotermingeschäfte S. 57.

Heinrich Pesch S. J.

Wichtige Fortschritte in der Funkentelegraphie.

Noch vor zehn Jahren hätte man die elektrische Übertragung von Depeschen direkt durch die Luft ohne vermittelnde Drahtleitung für eine Utopie oder ein Märchen gehalten. Und doch ist diese Übertragung schon seit drei Jahren in vollem Gange. Unsere Kriegsschiffe sind alle für diese „drahtlose" Telegraphie eingerichtet. An den Küsten Englands, Frankreichs, Rußlands arbeiten zahlreiche Marconische Sender und Empfänger. Die ersten Apparate waren das Ergebnis des unmittelbaren Versuches. Durch allseitiges geschicktes Experimentieren mit elektrischen Wellen, erst in kleinem und dann in großem Maßstabe, gelang es Marconi, ein einfaches Telegraphensystem zusammenzustellen, das wenigstens in seinen Händen eine sichere und deutliche Verständigung durch die Luft auf weite Strecken hin ermöglichte. Schon im Jahre 1899 trug sein Apparat Depeschen bis in eine Entfernung von 150 km. Einer Angabe des Londoner Professors J. A. Fleming zufolge soll es ihm am Tage der Thronbesteigung Eduards VII. sogar gelungen sein, eine Distanz von 200 englischen Meilen zwischen Lizard in Cornwall und St. Catherine durch elektrische Wellen zu überbrücken.

Insofern hat sich allerdings das alte Sprichwort: „Probieren geht über Studieren", von neuem bewährt. Zum Probieren mußte aber dann doch das Studieren hinzukommen, wenn diese neue Telegraphie Fortschritte machen und die der Methode noch anhaftenden Mängel erfolgreich beseitigt werden sollten. Dazu genügte es nicht, zu wissen, daß es so geht, sondern man mußte verstehen lernen, warum es so geht.

Zu diesem Verständnis haben einerseits die rein theoretischen Untersuchungen (1898—1901) A. Abrahams, Professors in Göttingen[1], geführt, anderseits die in dieselbe Zeit fallenden, mehr experimentellen Studien, welche Professor A. Slaby[2] in Berlin unter hervorragender Beteiligung des Grafen von Arco angestellt hat. Beide Arbeiten ergänzen und stützen sich gegenseitig, so daß wir uns heute eine genaue Vorstellung von dem Vorgange bilden können, der sich in der „drahtlosen" Telegraphie ab-

[1] Wiedemanns Annalen LXVI (1898), 435. Drudes Annalen II (1900), 32. Physikalische Zeitschrift II (1901), 329.

[2] Elektrotechnische Zeitschrift XXII (1901), 38. Physikalische Zeitschrift II (1901), 45. 270.

spielt. Wir wollen zunächst über die wesentlichen Ergebnisse Abrahams referieren.

Wir können als bekannt voraussetzen, daß der wesentliche Teil des Marconi-Apparates in dem Sendedraht ac (Fig. 1) mit einer angeschlossenen Funkenstrecke ab besteht und in dem Empfangsdraht de, welcher mit dem sogenannten Fritter df verbunden ist. Letzterer sowohl wie auch die Funkenstrecke ab sind in leitender Verbindung mit der Erde (E)[1]. Werden mit Hilfe eines Ruhmkorff-Apparates zwischen a und b Funken ausgelöst, so oscilliert ein elektrischer Strom längs ac mit größter Schnelligkeit, mehr denn millionenmal in 1 Sekunde, auf und nieder. Dieser Strom erregt in der umgebenden Luft elektrische Wellen (sogen. Hertzsche Wellen), welche sich mit Lichtgeschwindigkeit gegen den Empfangsdraht de hinbewegen. Indem dieser die Wellen absorbiert, wird er selbst zum Träger ebensolcher Oscillationen, wie sie im Sender ac vorhanden waren.

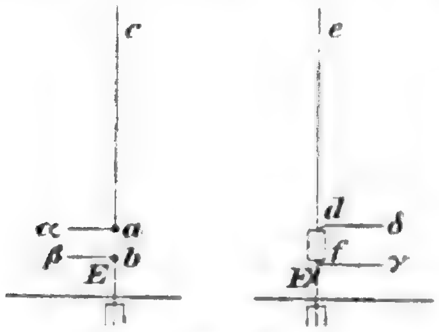


Fig. 1.

Infolge der Stromschwingungen längs ed wird der Fritter df für den Strom einer Batterie durchlässig, der über δdfγ passieren muß. Der Strom bethätigt dann den Morseschreiber und bewirkt in diesem das Aufzeichnen von Punkten und Strichen auf dem bewegten Depeschenstreifen. Hieraus leuchtet ein, daß bei der Funkentelegraphie es vor allem darauf ankommt, einerseits eine möglichst kräftige Ausstrahlung einer bestimmten Art von elektrischen Wellen im Sendedraht zu bewirken, anderseits aber dem Empfangsdraht eine möglichst große Aufnahmefähigkeit gerade für diese Art von Wellen zu erteilen, sowie den Fritter dort an ihn anzuschließen, wo er die größte Erregung erfährt. Um diese Aufgabe gut lösen zu können, mußte man sich zuerst eine möglichst klare Kenntnis von den Eigenschwingungen des Sende- bezw. Aufnahmedrahtes verschaffen, dann von ihrem Ausstrahlungsvermögen und von der Wellendämpfung in den Drähten. Über alle diese Punkte hat uns Professor Abraham vom Standpunkte der Maxwellschen Theorie aufgeklärt.

[1] Weil Sende- und Empfangsdraht wesentliche Teile dieses Telegraphen bilden, hat Slaby mit Recht statt des Namens „drahtlose Telegraphie“ den Ausdruck „Funkentelegraphie“ eingeführt. Denn der Funken ist in ihr wirklich das primum movens, und von eigentlicher „Drahtlosigkeit“ kann überhaupt bei elektrischen Stromapparaten nie die Rede sein.

Die Theorie ergiebt in Übereinstimmung mit der Erfahrung zunächst Folgendes. Elektrische Störungen werden längs eines unbegrenzt langen Metalldrahtes in einer Weise fortgepflanzt, die ganz mit derjenigen übereinstimmt, mit welcher die Erregung durch einen mechanischen Stoß längs eines elastisch gespannten Drahtes fortgepflanzt wird. Hat der Draht ein freies Ende, so werden die am Ende ankommenden elektrischen Erregungen ebenso zurückgeworfen, wie elastische Wellen an dem festgelegten Ende eines Drahtes reflektiert werden. Elektrische Erregungen von konstantem periodischen Charakter pflanzen sich als elektrische Wellen bis zum freien Ende fort, interferieren dann auf ihrem Rückwege mit den ankommenden Wellen und erzeugen so stehende Wellen mit festliegenden Schwingungsknoten und Schwingungsbäuchen. Am Ende des Drahtes entsteht immer ein Stromknoten. Die andern Knoten verteilen sich gleichmäßig über den Draht, so daß alle um eine halbe Wellenlänge voneinander abliegen; zwischen je zwei Knoten befindet sich ein Wellenbauch. Unter einem Stromknoten hat man sich einen Punkt zu denken, an welchem die Stromstärke konstant null bleibt, in den Strombäuchen schwankt sie dagegen periodisch zwischen einem positiven und einem negativen Maximum hin und her, mit andern Worten: an den Stellen der Strombäuche ändert der Strom kontinuierlich seine Intensität, indem er erst in der einen Richtung vom Nullwerte durch den Höchstwert wieder zum Nullwert übergeht und dann seine Richtung umkehrt, um ebendiese Intensitätsänderung wieder zu durchlaufen u. s. f. Schneiden wir den Draht an irgend einer Knotenstelle durch, so ist das nun beiderseitig begrenzte Drahtstück fähig, Träger solcher Wellen zu sein, deren Länge durch zwei Bäuche bestimmt ist, die durch drei Knoten begrenzt werden. Das kürzeste Stück, das wir so erhalten können, ist das zwischen zwei Knoten vorhandene. Es ist gleich einer halben Wellenlänge, denn zu einer Wellenlänge gehören drei Knoten. Die auf diesem Stücke vorhandenen Oscillationen bilden seine Grundschwingung, d. h. diejenige seiner Eigenschwingungen, welche die längste Schwingungsdauer und größte Wellenlänge hat. Eine langsamer schwingende Elektrizitätsbewegung und eine längere Welle kann das Drahtstück nicht fassen. Hätten wir den Draht an dem dritten Knoten abgeschnitten, so würden die auf ihm vorhandenen Oscillationen mit drei Knoten ebenfalls Eigenschwingungen des jetzt erhaltenen Drahtstückes sein, nicht aber dessen Grundschwingung, sondern dessen erste Oberschwingung darstellen. Die Grundschwingung dieses letzten Stückes würde eine doppelt so große Schwingungsdauer und

Wellenlänge haben als das vorher abgeschnittene Stück. Hieraus folgt, daß die Grundschwingung eines auf beiden Seiten frei begrenzten Drahtes von der Länge l immer eine Wellenlänge = 2 l hat. Diese doppelte Drahtlänge ist auch stets ein ganzzahliges Vielfaches der Wellenlänge seiner Oberschwingungen. Damit wird die Stromverteilung in einem Drahte, der Träger stehender elektrischer Oscillationen ist, für alle Fälle bestimmt.

Es ist wohl zu beachten, daß das eben Gesagte nur gilt, wenn wir die elektrischen Wellen in Bezug auf die Stromschwankungen, d. h. die Schwankungen der Stromstärke, ins Auge fassen. Zusammen mit diesen ereignen sich auch periodische Schwankungen der elektrischen Spannung oder der Potentialdifferenz. Für diese ergeben sich in manchen Punkten gerade die umgekehrten Verhältnisse. Wo im Drahte die Stromschwankungen am größten sind, werden die Spannungsänderungen null und umgekehrt; die Stellen der Stromknoten sind also gleichzeitig Stellen der Spannungsbäuche, und Stellen der Strombäuche sind Punkte der Spannungsknoten. Es sind dies alles übrigens Verhältnisse, die man bei den Schwingungen der gespannten Saiten und bei den Schwingungen der Luft in Orgelpfeifen schon seit langer Zeit aufgedeckt hat. Der physikalische Vorgang ist jedoch hier und dort grundverschieden. Ganz abgesehen vom Unterschiede der elektrischen und mechanischen Zustände überhaupt, hat die mechanische Drahtwelle ihren Sitz in dem Drahte selbst, während die elektrische in dem isolierenden Medium sitzt, welches den Draht umgiebt, und nur die Oberflächenschichte in Mitleidenschaft zieht, indem sie auf ihr hin und her gleitet.

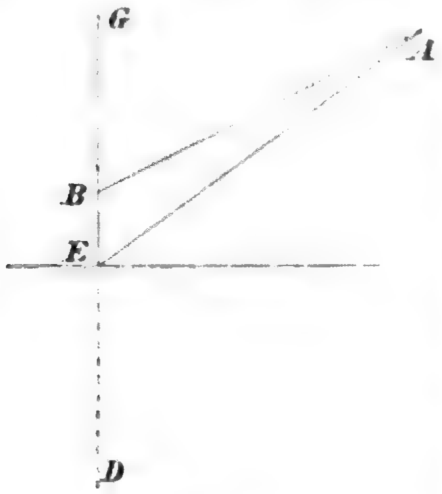


Fig. 2.

Um uns mehr dem eigentlichen Gegenstande zu nähern, denken wir uns jetzt einen vertikalen Draht EC (Fig. 2) von der Länge l im Punkte E an die Erde gelegt, oder wie der Techniker zu sagen pflegt, „geerdet“. Im Punkte E ist eine elektrische Spannung wegen der Verbindung mit der Erde unmöglich. An diesem Punkte hat also nur ein Knoten der Spannung seinen Platz bezw. ein Bauch des Stromes. Anderseits verhält sich die Erde in Bezug auf die Wellenstrahlung wie eine vollkommen spiegelnde Fläche für einen Licht aussendenden Gegenstand. Deshalb erfolgt die Strahlung von CE aus so, als ob nicht nur jeder Punkt des Drahtes EC,

sondern auch jeder Punkt seines Spiegelbildes DE elektrische Wellen aussenden würde. Die Zustände der Spannung in den einzelnen Punkten unterhalb E sind in jedem Augenblick der Intensität nach gleich, dem Vorzeichen nach aber entgegengesetzt denjenigen, welche in den gleichen Abständen oberhalb E vorhanden sind. Wenn also DE positiv elektrisch ist, ist EC negativ elektrisch und umgekehrt, die Intensität wächst gleichmäßig von E gegen C und von E gegen D hin. Wenn dem aber so ist, muß der geerdete Draht ebenso Wellen ausstrahlen, wie ein Draht von der Länge 2l, welcher mit völlig freien Enden in der Luft schwingen würde. Daraus folgt aber nach den oben gegebenen Erklärungen ohne weiteres: die Eigenschwingungen eines geerdeten vertikalen Drahtes können nur solche sein, welche im Erdungspunkte E einen Knoten der Spannung haben, am oberen Ende aber einen Spannungsbauch. Die Grundschwingung mit nur einem Knoten ergiebt eine Wellenlänge gleich dem Doppelten von CD = 4l, die Oberschwingungen mit 2, 3, 4 . . . Knoten im Drahte EC sind ihrer Ordnung nach ungeradzahlig, und es fehlt deshalb die zweite, vierte, sechste . . . Oberschwingung.

Der Sendedraht im Marconi-Apparat ist ein solcher geerdeter Draht, denn die Funkenstrecke ab (Fig. 1) hat als die an die Erde gelegte Stelle zu gelten. Durch den Funken selbst werden die elektrischen Oscillationen im Sendedraht erregt, aus ihm schöpfen sie ihre Energie. Der Funken funktioniert hierbei ähnlich wie der Luftstrom, welcher aus der Spaltöffnung im Fuße einer Lippenpfeife herausgepreßt wird und an dem Rand der Lippe einen Zischlaut, d. h. ein Gemisch sehr vieler Luftschwingungen erzeugt, aus denen dann diejenigen, welche mit den Eigenschwingungen der Luft in dem Pfeifenrohre übereinstimmen, festgehalten und verstärkt werden. Ebenso wie ein gleicher Zischlaut in verschiedenen Pfeifen verschiedene Töne hervorbringen kann, so vermögen auch gleiche Funken in verschieden langen Sendedrähten die jedem eigenen Oscillationen zu wecken. Und wie dort neben dem Grundton noch einer oder mehrere Obertöne angestimmt werden, so erregt auch der Funken mit den Grundschwingungen gleichzeitig Oberschwingungen. In beiden Fällen sind die letzteren bedeutend schwächer als die ersteren, und zwar nimmt ihre Intensität rasch mit ihrer Ordnungszahl ab. Die erregten Oberschwingungen sind deshalb für die elektrische Wellentelegraphie bedeutungslos, alles dreht sich um die Grundschwingung. Wie haben wir uns aber diese konkret vorzustellen? Einfach als ein in gleichem Rhythmus wiederholtes Auf- und Niederjagen der Elektrizität im Drahte CE. Sie bewegt sich dabei gleichzeitig im ganzen

Drahte entweder nach oben oder nach unten. Auf jede Abwärtsbewegung folgt eine Aufwärtsbewegung und umgekehrt. In der einen wie in der andern nimmt die Intensität der Bewegung kontinuierlich mit der Zeit zu und dann wieder ab. Die in jedem einzelnen Zeitmomente vorhandene lokale Verteilung der Bewegungsintensität oder Stromstärke ist eine solche, daß sie am oberen Ende, dem Knotenpunkte des Stromes, konstant null ist, von da an abwärts bis zum unteren Ende, dem Strombauche, stetig zunimmt. Mit der elektrischen Spannung verhält es sich gerade umgekehrt. Denn jede Aufwärtsbewegung gegen das freie Ende oben bedingt eine nach oben hin wachsende elektrische Spannung von statischem Charakter, die Abwärtsbewegung eine nach oben hin wachsende negative Spannung.

Mit diesen elektrischen Oscillationen auf der Oberfläche des Drahtes sind gleichzeitige elektrische und magnetische Änderungen in der Luft notwendig verbunden, die als elektrische und magnetische Wellen in die Umgebung hinauseilen. Diese Änderungen gehen von jedem Punkte des Drahtes nach allen Seiten hin aus. An irgend einem bestimmten Punkte im Wellenfelde vereinigen sie sich zu einer resultierenden Wirkung, die schon von Hertz qualitativ und quantitativ bestimmt worden ist. — Betrachten wir vorerst nur die Wirkung des Punktes B (Fig. 2) im Drahte auf den Punkt A im elektromagnetischen Wellenfelde. Das im Punkte B oscillierende Stromelement erzeugt in A e r s t e n s eine elektromotorische Kraft, welche die Elektrizität in einer Richtung verschiebt, die senkrecht ist zur Geraden AB und in die durch A, E und C gelegte Ebene fällt, z w e i t e n s eine magnetische Kraft, die senkrecht gegen besagte Ebene ist. Beide Kräfte ändern sich periodisch und übereinstimmend mit den Änderungen des Stromelementes in B bezüglich der Intensität sowohl als bezüglich des Richtungssinnes. Ist die Entfernung AB groß gegen 4 l, so können wir die Wirkung aller übrigen Stromelemente des Drahtes in Bezug auf die Richtung der erzeugten Kräfte in A mit derjenigen des Elementes B übereinstimmend nehmen. Da außerdem das Vorzeichen für die Wirkung aller Stromelemente stets das gleiche ist, so verstärken sich fortwährend alle gegenseitig, und wir dürfen uns vorstellen, es gehe die ganze Wirkung vom Punkte E aus. Die beiden resultierenden Kräfte liegen dann senkrecht zur Geraden AE, die eine in der Ebene durch A, E, D, die andere senkrecht darauf. Das physikalische Ergebnis dieser Kräfte ist, daß im Punkte A sich fortdauernd periodische minimale Verschiebungen der Elektrizität in der Richtung der elektromotorischen Kraft

und wechselnde minimale Magnetisierungen in der Richtung der magnetischen Kraft ereignen. Es sind dieses die Transversalschwingungen, welche die Grundelemente der elektromagnetischen Welle bilden, die man schlechthin „elektrische" Welle[1] zu nennen pflegt.

Was wir für den einen Punkt A gezeigt haben, das gilt für jeden andern Punkt im Wellenfelde. Weil wir für größere Distanzen den Wellenausgangspunkt immer in den Punkt E verlegen dürfen, und weil anderseits die Wellenimpulse mit derselben Lichtgeschwindigkeit nach allen Seiten hin fortgepflanzt werden, so haben wir es, wenn wir die Ausstrahlung im ganzen betrachten, offenbar mit Kugelwellen zu thun. Auf jeder Kugelfläche mit dem Zentrum in E begegnen wir übereinstimmenden Zuständen, die Intensität derselben ist aber eine wechselnde, und hierin unterscheidet sich wesentlich die elektrische Wellenausstrahlung des Sendedrahtes von der Lichtausstrahlung eines leuchtenden Punktes. — Denken wir uns den Sendedraht EC (Fig. 2) nach oben und unten unbegrenzt verlängert und beschreiben wir um diese Gerade als Achse eine Kugelfläche mit dem Halbmesser EA, der sehr groß gegen 41 sein möge, um E als Mittelpunkt, so stellen uns die beiden Punkte der Kugelfläche, welche von dem verlängerten Drahte getroffen werden, ihre Pole und der Kreis, welcher von einer in E senkrecht durch die Achse gelegten Ebene bestimmt wird, ihren Äquator vor. Konstruieren wir hierzu noch die Breitengrade und Meridiane, wie man dieses auf einem Erdglobus zu thun pflegt, so findet man die magnetische Kraft an allen Punkten der Kugelfläche in der Richtung der Breitenkreise orientiert, die elektromotorische Kraft in der Richtung des Längenkreises, beide auf der Richtung der Fortpflanzung senkrecht. Eine tiefer eingehende mathematische Behandlung des Problems lehrt des weiteren, daß für die Grundschwingung des Sendedrahtes die Schwingungs- oder Wellenamplituden ihren Höchstwert am Äquator erreichen und von da gegen die Pole hin stetig abnehmen, wo die Schwingungsintensität gerade null wird. Die Grundoscillation des Sendedrahtes erregt also Ätherwellen, die in der Richtung senkrecht zum Drahte am kräftigsten ausgestrahlt werden. Für die elektrischen Oberschwingungen findet man eine verwickeltere Intensitätsverteilung auf den kugeligen Wellenflächen. Sie liefern mehrere Maxima und Minima parallel zu den Breitengraden. Dadurch tritt die Wirkung der Oberschwingungen, die schon im Sende-

[1] Sie kann ebensogut „magnetische" Welle genannt werden, denn die eine schließt die andere ein und ist ohne sie nicht denkbar.

drahte schwach sind, nach außen hin in der Richtung senkrecht zum Drahte noch mehr gegen die Wirkung der Grundschwingung zurück.

Soviel mag über den Vorgang der Wellenausstrahlung genügen. Sie ist die Hauptursache, weshalb die im Sendedrahte erregten Stromoscillationen bald erlöschen müssen. Denn die ausgestrahlten Wellen schöpfen ihre Energie aus der Energie der Stromoscillationen. Nach 10 bis 20 Oscillationen kommt ein Draht von 50 m Länge und 1 mm Dicke wieder zur Ruhe. Soll er längere Zeit hindurch schwingen, so bedarf es einer erneuten Anregung durch Funken. Eine zweite Ursache der „Dämpfung" oder Herabminderung der Oscillationsenergie ist der Leitungswiderstand, welchen der Draht der Bewegung des Stromes entgegensetzt. Er veranlaßt die Umsetzung eines Teiles der Oscillationsenergie in Wärme. Dieser Bruchteil der Oscillationsenergie, der für die Ausstrahlung verloren geht, kann für die Arten von Wellen, um die es sich hier handelt, als geringfügig betrachtet werden. Nach Abraham beträgt die Dämpfung durch Leitungswiderstand in einem Drahte von obigen Dimensionen etwa den 20. bis 16. Teil der Dämpfung durch Strahlung.

Stellen wir im Wellenfelde dem oscillierenden Drahte EC (Fig. 2) einen andern ebenso beschaffenen gegenüber, dessen unteres Ende gleichfalls geerdet ist, so wird dieser die Wellen absorbieren. Während die Ausstrahlung im Sender die Stromoscillationen auslöscht, werden im Empfänger durch die Einstrahlung stehende Stromoscillationen hervorgerufen. Dieses geschieht jedoch nur dann, wenn die Eigenschwingungen des Empfängers mit den eingestrahlten Wellen übereinstimmen. Geradeso können ja auch die von einer tönenden Stimmgabel ausgehenden Schallwellen eine andere Stimmgabel im Wellenfelde nur dann zum Mittönen anregen, wenn beide Gabeln genau gleiche Stimmung haben.

Die nötigen Grundlagen zur Beurteilung des Marconischen Telegraphiesystems haben wir nun gewonnen. Dieser Forscher hatte bei seinen Versuchen bald erkannt, daß im allgemeinen die besten Resultate erzielt werden, wenn Sende- und Empfangsdraht vertikal gestellt und gleich lang gemacht werden. Der Grund hiervon liegt nach obigen Erörterungen auf der Hand. Wenn er aber weiter glaubte, dadurch die nötige Energie zur Übertragung auf weitere Strecken zu gewinnen, daß er die beiden Luftdrähte verlängerte, wenn er sogar den Satz als Gesetz aufstellen wollte: die Entfernung, über welche die Signale getragen werden sollten, müsse dem Quadrate der Drahtlänge proportional sein, so traf er hiermit nicht

ganz das Richtige. Eine Gesetzmäßigkeit in dieser Form existiert nicht. Und wenn auch nicht wohl zu leugnen ist, daß die Verlängerung des Drahtes in vielen Fällen günstig auf die Erweiterung des wirksamen Strahlungsgebietes einfließen wird, so kommt doch hierbei die Intensität der Ausstrahlung in erster Linie in Betracht, welche bei derselben Funkenanregung in längeren Drähten nicht größer sein kann als in kürzeren. Die Strahlungsintensität steigt und fällt mit der Oscillationsenergie im Sender; da diese aber aus dem Entladungsfunken des Ruhmkorff-Induktoriums geschöpft wird, so heißt es zunächst, diesem Funken mehr Kraft zu verleihen, indem man entweder die Funkenspannung oder die durch den Funken in Bewegung versetzte Elektrizitätsmenge vergrößert. Der letztere Umstand scheint günstiger zu wirken. Slaby und von Arco suchten deshalb eine solche Steigerung der Funkenwirkung dadurch herbeizuführen, daß sie hinter der Funkenstrecke einen Kondensator C (Fig. 3) einschalteten, der vor jedem Funkenübergang die Elektrizitätsmenge zu einer beträchtlichen Höhe anstaute. Diesem Kondensator gaben sie zuerst die Form einer Franklinschen Tafel, indem sie eine Mikanitplatte auf beiden Seiten mit Stanniolbelegen versahen, nachher verwendeten sie eine gewöhnliche Leidener Flasche. Das obere Ende des Sendedrahtes D verbanden sie außerdem mit einer Drahtspule S von großer elektrischer Trägheit — „Selbstinduktion", würde der Techniker sagen — und leiteten das andere Spulenende F zur Erde (E_1) ab. Während der Ladung der Flasche kommt die ganze durch die Erde (EE_1) geschlossene Drahtschleife (EOCDFE) zur Wirkung, in dem Entladungsstadium aber, das mit dem Einsetzen des Funkens bei O beginnt, wird für die Wellenstrahlung nur der Draht CD wirksam. Weil nämlich die träge Spule nur Ströme geringer Frequenz hindurchläßt, die durch den Funken angeregten schnellen Oscillationen dagegen reflektiert, so kommt fast die ganze im Kondensator aufgespeicherte Energie der Ausstrahlung zu gut.

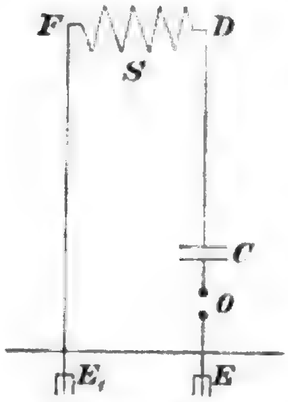


Fig. 3.

Die eben angedeutete Einrichtung bietet noch einen andern Vorteil, dessen Marconi bis jetzt entbehrte[1]. Denn sie gestattet eine genaue Ab-

[1] Nach einer Mitteilung Flemings in der Royal Institution soll auch Marconi jetzt ein Mittel zur genauen Abstimmung des Senders und Empfängers auf ganz bestimmte Wellenlängen gefunden haben. Die Art, wie er sie ausführt, wünscht er aber vorläufig noch geheim zu halten.

stimmung des Senders und Empfängers auf eine jede Art von Wellen. Bei dieser Art der Anordnung hängt die Oscillationsfrequenz, also auch Oscillationsdauer und Wellenlänge in bekannter Weise allein ab von der Kapazität (d. h. der Aufnahmefähigkeit für elektrische Ladungen) und der Selbstinduktion, welche über der Funkenstrecke vorhanden sind. Beide Faktoren lassen sich in jedem Falle messen und beliebig ändern. Man kann also jetzt auch dank der Mitwirkung der veränderlichen Kapazität und der regulierbaren Selbstinduktion auf einem und demselben Sendedraht Oscillationen von beliebiger, aber immer genau angebbarer Wellenlänge hervorbringen. Dann gilt allerdings ein Satz nicht mehr, der oben für einen einfachen Vertikaldraht aufgestellt wurde. Die Wellenlänge der elektrischen Oscillation braucht bei diesen geänderten Verhältnissen nicht gleich der vierfachen Länge des oscillierenden Sendedrahtes zu sein. Der Draht DC mit dem unten angeschlossenen Stanniolbeleg verhält sich wie ein einfacher vertikaler Sendedraht von einer ganz bestimmten Länge, dessen beide freien Enden isoliert sind. Es entsteht deshalb ein Spannungsbauch an dem Kondensator C und oben bei D, was für den Strahlungsvorgang ganz belanglos ist.

Noch einschneidender ist die Bedeutung der Verbesserungen, welche Slaby und von Arco am Empfänger anbrachten. Soweit diesem die Aufgabe zufällt, die Wellen aus der Luft zu absorbieren und in stehende Stromoscillationen zu verwandeln, lassen auch sie denselben aus einem vertikalen Drahte (bezw. Metallstange) bestehen, die unten geerdet ist. Für diesen Teil gelten also genau die Schwingungsgesetze, die wir oben angeführt haben. Er hat unten einen Knoten der Spannung, oben einen Bauch. Nachdem die Forscher dieses erkannt hatten, hielten sie auch den Platz, welchen Marconi dem Fritter bestimmte, für höchst unvorteilhaft. Nach ihrer Überzeugung sind zur Erregung des Fritters die Spannungsänderungen das Wirksame und nicht die Stromänderungen. Weil nun diese unten am Draht, wo der Marconische Fritter liegt, ein Minimum zeigen, am oberen Ende des Drahtes aber ein Maximum, so wäre der rechte Platz für den Fritter an der oberen Drahtspitze. Leider ist dieser Ort wegen seiner 30—60 m hohen Lage schwer zugänglich und der Fritter dort noch schwerer kontrollierbar. Sie gingen also darauf aus, einen zweiten Spannungsbauch in einem leicht erreichbaren Niveau unten an dem Erdboden bezw. am Zimmerboden zu erzeugen. Indem sie sich durch die überall zutreffende Analogie mit den stehenden Wellen auf

gespannten Drähten leiten ließen, fanden sie bald das rechte Mittel. Sie legten zunächst an den vertikalen Draht bei E (Fig. 4), wo er seinen Spannungsknoten besitzt, einen horizontalen Draht, dessen Länge EH sie gleich EC = $^1/_4\ \lambda$ (Wellenlänge) machten. Die von EC absorbierten Wellen erzeugen jetzt stehende Oscillationen, die in E einen Knoten haben müssen, in den Punkten C und H aber Bäuche, die ihrer Intensität nach gleich, dem Vorzeichen nach entgegengesetzt sind. Indem auf diese Weise die absorbierte Oscillationsenergie auf zwei Drähte, jeder von der Länge l, verteilt wird, muß sie jetzt im Drahtstück EC geringer sein, als wenn dieses für sich allein zur Verwendung gekommen wäre. Es wird also auch der bei H entstehende Bauch nicht mehr die gleiche Energie aufweisen wie der Bauch in E des für sich allein schwingenden Vertikaldrahtes. Trotzdem ist die Wirkung auf den zwischen H und die Erde gelegten Fritter unvergleichlich kräftiger und sicherer, als wenn er zwischen das untere Ende E des allein benutzten Vertikaldrahtes und die Erde geschaltet würde. Dieses bewiesen zahlreiche Versuche. — Wenn der Horizontaldraht so einerseits die absolut disponible Oscillationsenergie herabdrückt, so erhöht er anderseits diese Energie durch Verminderung des Ausstrahlungsvermögens. Dieses schafft im Empfänger ja nicht nur keinen Nutzen, sondern bedingt im Gegenteil Energieverschwendung.

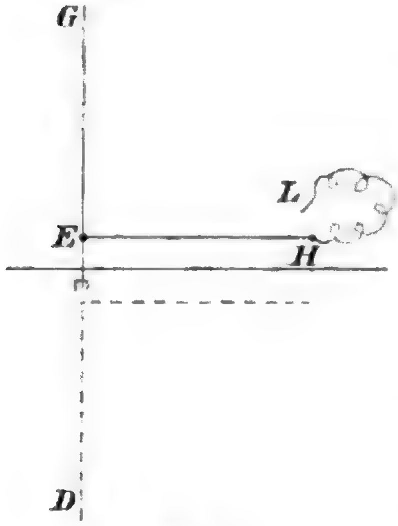


Fig. 4.

Die Oscillationen dauern deshalb länger an in einem Empfänger von der Form CEH als in einem solchen von der Gestalt CE. Der Grund dieser Verminderung der Ausstrahlung liegt in der spiegelnden Eigenschaft der Erdoberfläche. Wenn nämlich der elektrische Strom in CEH in der oben angegebenen Weise schwingt, so bewirkt die Spiegelung der Wellen an der Erde, daß seine Schwingung äquivalent wird der Schwingung des Doppeldrahtes CEH und DKJ. Dabei sind wieder die Intensitätszustände an den kongruent liegenden Punkten beider Systeme gleich, ihre Vorzeichen aber entgegengesetzt. Der letztere Umstand bedingt, daß die von EH und KJ ausgehenden elektromotorischen und magnetischen Wirkungen im Wellenfelde sich gegenseitig nahezu vollständig aufheben, wenn der Draht EH nahe an der Erde hinläuft. — Dem Grafen von Arco gelang es etwas später, die Wirkung im Punkte H auf den Fritter noch dadurch zu steigern, daß er

bei H ein weiteres Drahtstück anschloß, dessen Länge gleich 2 l (= $^1/_2$ λ) ist. Wird dieser „Anschlußdraht" mehrmals spiralig gewunden und sein Ende L (Fig. 4) dem Punkte H gegenübergelegt, so ist der Spannungsunterschied zwischen H und L doppelt so groß als der Spannungsunterschied zwischen H und der Erde. Der Fritter wird hiernach zwischen H und L kräftiger und sicherer ansprechen. Man macht so außerdem das System der stehenden Oscillationen samt dem Fritter von der Erde ganz unabhängig, was gleichfalls in verschiedener Hinsicht als ein Gewinn angesehen werden muß [1].

Der an den Erdungspunkt angelegte Horizontaldraht ist eine so einfache Idee, daß sie jedem Physiker sofort einleuchtet. Ihre Verwirklichung konnte auch, nachdem man die Natur der Oscillationen im Sender und Empfänger einmal durchschaut hatte, nicht lange auf sich warten lassen. Diese Idee war aber auch eine überaus glückliche, denn sie gewährte eine Reihe neuer, sehr wichtiger Vorteile. Die Anfügung des Horizontaldrahtes bewirkt zunächst, daß der Empfänger gewissermaßen in zwei Teile zerlegt wird, denen eine verschiedene Aufgabe zufällt. Der vertikale Teil CE hat jetzt nur mehr die Bestimmung, beliebige elektrische Wellen aus der Luft abzusaugen, dem horizontalen Teile EH, bezw. EL, kommt es zu, aus den abgesaugten Wellen jene bestimmte Art, auf die er abgestimmt ist, abzusondern, in stehende Stromoscillationen zu verwandeln und so weit zu kräftigen, daß sie im Fritter deutlich ansprechen. Es ist denn auch jetzt, wie praktische Versuche schlagend bewiesen haben, nicht mehr nötig, den Vertikaldraht abzustimmen, d. h. ihm gerade eine Länge l = $^1/_4$ Wellenlänge der vom Sender ausgestrahlten Grundwellen zu geben. Zur sicheren und deutlichen Depeschierung genügt es, den Anschlußdraht EH (bezw. EL) gleich $^1/_4$ (bezw. $^3/_4$) Wellenlänge zu machen. Denn es werden dann nur Wellen mit der Länge 4 l im Empfänger zum Stehen gebracht und auf den Fritter wirksam. Alle andern Wellen, die der beliebig lange Luftdraht sonst noch absorbiert, fließen durch den Punkt E unwirksam zur Erde ab. — Ein jeder vorhandene Blitzableiter kann von nun als ver-

[1] Fast zufällig wurde von den beiden Forschern noch ein anderes Mittel zur Verstärkung entdeckt. Eine kleine Drahtspule, die sie „Multiplikator" nennen, von bestimmter Form und Wicklungsart vermehrt und reinigt die Wellen, wenn sie vor den Fritter in den Anschlußdraht geschaltet wird. Um dieselbe Zeit machte auch in Amerika der Professor M. J. Pupin die Entdeckung, daß man die Kabeltelephonie ganz bedeutend verbessern könne, wenn man geeignet konstruierte Drahtspulen in gleichen Abständen von einer englischen Meile in den Leitungsdraht einschaltet.

tikaler Luftdraht entweder im Sender oder im Empfänger gebraucht werden. Da er schon zur Erde abgeleitet ist, hat man an ihm gar nichts weiter zu ändern, als daß man den nötigen abgestimmten Anschlußdraht an ihn anfügt. Für den Fall, daß das über der Anschlußstelle vorhandene Blitzableiterstück kürzer ist als $1/4\ \lambda$, muß der sonst in den Erdungspunkt fallende Schwingungsknoten in den seitlichen Drahtansatz verschoben werden. Dieses erreicht man einfach dadurch, daß man diesen Drahtansatz um so viel länger nimmt, als der Blitzableiter im Vergleich mit $1/4\ \lambda$ zu kurz ist. Es kommt dann die in Figur 5 angedeutete Schwingungsform heraus. Bei C und A entsteht ein Bauch, bei B ein Knoten. Alle Wellen, welche nicht dieser Schwingungsform entsprechen, fließen durch E zur Erde ab. Der Umstand, daß der Erdungspunkt jetzt nicht mit einem Knoten zusammenfällt, sondern an einem Ort ist, wo merkliche Spannungsänderungen vorkommen, schwächt die Wirkung des Empfängers nicht in erheblicher Weise. Der horizontale Anschlußdraht enthielt den Keim zur mehrfachen Funkentelegraphie. Mit einem und demselben Empfänger mußte es möglich sein, gleichzeitig verschiedene Depeschen gesondert aufzuschreiben. Legt man nämlich an den Erdungspunkt des Vertikaldrahtes mehrere Drähte an, von denen jeder auf eine andere Art von Wellen abgestimmt ist, und schaltet man am Ende eines jeden dieser Drähte einen Fritter und Morseschreiber ein, so kann der Empfänger die von verschiedenen Sendern ausgestrahlten Wellen, welche mit einem der Anschlußdrähte übereinstimmen, gleichzeitig aufnehmen und gesondert zum Schreiben bringen. Es ist dies ein ganz bedeutender Fortschritt in der Funkentelegraphie.

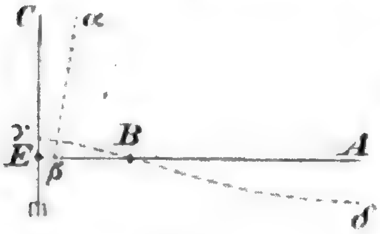


Fig. 5.

Es waren jetzt auch die Mängel, die dem früheren Funkentelegraphen anhafteten, beseitigt. Das Abstimmen zwischen Sender und Empfänger war von nun an nicht mehr Sache des blinden Herumtastens und Probierens, sondern konnte nach bekannten elektrischen Gesetzen zielbewußt ausgeführt werden. Die gegenseitige Verständigung läßt sich jetzt leicht auf zwei oder sonst eine bestimmte Zahl von Stationen beschränken, da nur die genau aufeinander abgestimmten Stationen sich gegenseitig wirksam erregen. Es ist jetzt unmöglich gemacht, die Depeschierung durch Dazwischenstrahlen fremdartiger Wellen zu verwirren. Denn im Slabyschen Empfänger werden alle Wellen anderer Stimmung direkt in die Erde spediert. Die bisher gebrauchten Apparate reagierten so ziemlich auf alle Wellen.

So kam es denn auch, daß unsere Kriegsschiffe beim Annähern an den Hafen von Schanghai schon meilenweit vor der Reede alle die Funkentelegramme erhielten, welche die dort stationierten englischen Kriegsschiffe miteinander austauschten. An eine Geheimhaltung der Depeschen war nicht zu denken gewesen. Es ist aber gerade diese Geheimhaltung ein Kapitalpunkt für die Funkentelegraphie, weil ihre wichtigsten Verwendungsgebiete die Kriegsschauplätze sind.

Aus dem bisher Mitgeteilten wird der Leser schon selbst den Schluß gezogen haben, daß die Funkentelegraphie in dem Slaby-Arcoschen System einen Grad von technischer Vollkommenheit und von Betriebssicherheit selbst in den Händen nicht gebildeter Telegraphisten erlangt hat, welche allen praktischen Anforderungen genügen kann.

Am 22. Dezember 1900 demonstrierte Professor Slaby die Wirksamkeit seines Systems in dem Sitzungssaale der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers und vieler hohen Beamten. Es befanden sich im Saale zwei Empfangsstationen. Die zwei verschieden abgestimmten Anschlußdrähte waren an einen und denselben Blitzableiter angeschlossen, welcher am Schornstein der elektrischen Zentrale „Schiffbauerdamm" vorhanden war. Der eine der Anschlußdrähte war auf Wellen von 640 m abgestimmt worden, der andere auf Wellen von 240 m. Diese Anordnung war, wie Slaby selbst bemerkte, nach den bisherigen Anschauungen die denkbar ungünstigste, da nach diesen allseitige Isolierung als die notwendige Vorbedingung zu einem guten Funktionieren betrachtet wurde. In Wirklichkeit wanderte auch ein großer Teil der ankommenden Wellen in den Schornstein und wurde durch diesen nutzlos zur Erde abgeleitet. Nur das Wenige, was von ihnen auf die Spitze des Blitzableiters fiel, wurde wirksam. Dieses Wenige reichte aber in dem neuen System vollkommen zur sichern Zeichengebung aus. Die beiden Sendestationen befanden sich in dem 14 km entfernten Kabelwerk Oberspree in Schöneweide und in der 4 km entfernten Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Den zwischen Sender und Empfänger dahinflutenden Wellen stellten sich zahlreiche Hindernisse (Turmspitzen, hohe Schornsteine, Häusergiebel 2c.) in den Weg und brachen ihre Kraft. Erst wurde der Verkehr nur mit den einzelnen Stationen aufgenommen, dann wurden gleichzeitig von beiden Sendestationen einlaufende Depeschen registriert. Der Versuch ergab eine völlig fehlerfreie Einfach- und Mehrfachtelegraphie, bei der 72 Buchstaben in der-Minute notiert wurden.

Bei diesen ersten Studien verfolgten Professor Slaby und Graf Arco vor allem den einen Zweck, die Funkentelegraphie so auszugestalten, daß sie durch die Hand auch unkundiger Beamten andauernd sicher zu betreiben ist. Nun wollen sie sich der Lösung der andern Frage zuwenden, wieweit das neue System zu telegraphieren gestattet. Der Staatssekretär des Reichsmarineamtes hat ihnen die zum Versuche erforderlichen Kriegsschiffe bereits zur Verfügung gestellt.

L. Dressel S. J.

Die englische Frühgotik.

Ein Beitrag zur ästhetischen Würdigung der englischen Gotik.

(Schluß.)

Berühmt ist in England die Westfassade der Kathedrale von Salisbury, ein Werk aus der letzten Zeit der frühenglischen Gotik (Fig. 4). In der That ist dieselbe eine glänzende Schöpfung, eine vollständige Bilderwand. Fünf Reihen von Blendarkaden, die vertikal nur durch die Fenster und Portale, horizontal aber bloß durch einen aus Vierpässen gebildeten, zwischen der dritten und vierten Reihe sich hinziehenden Fries getrennt werden und einst von unten bis oben mit Statuen gefüllt waren, bauen sich übereinander auf. Der Anblick der Fassade ist unstreitig prächtig. Leider ist dieselbe aber auch nur eine Bilderwand. Eine Fassade im eigentlichen Sinne des Wortes, der naturgemäße Abschluß und Ausklang des Langhauses und ein Abbild der demselben eigenen horizontalen und vertikalen Gliederung ist sie nicht. Man entdeckt nur bei genauerem Zusehen eine schwache Beziehung ihrer Gliederung zu derjenigen des Innenbaues. Statt daß die Frontmauern der Seitenschiffe in Dachhöhe schräg zum Mittelteil abschließen, steigen sie willkürlich bis zum Giebelanfang desselben empor, um horizontal zu endigen. Aus den Verstrebungen des Giebels aufwachsende und die Mittelpartie als solche hervorhebende Flankiertürmchen fehlen. Die Treppentürmchen, die rechts und links der Fassade angereiht sind, stehen weder

mit dieser noch mit dem Langhaus in organischer Verbindung. Außerdem ziehen sie die Anlage ungebührlich in die Breite und verkümmern, weil vor allem mit Bildwerk reich geziert, nicht wenig die Wirkung der Hauptpartie der Fassade, des dem Mittelschiff des Langhauses entsprechenden

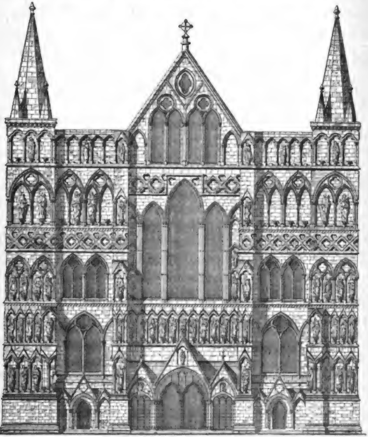


Fig. 4. Fassade der Kathedrale von Salisbury.

Teiles. Hand in Hand mit diesem Überwiegen des Nebensächlichen geht der Mangel einer klaren Scheidung zwischen Erdgeschoß und Oberbau und das Fehlen einer den Aufbau beherrschenden Bewegung. Man weiß nicht, soll die Vertikale oder die Horizontale vorwalten. Architektonisch betrachtet, kann die Fassade weder gerade ein Meisterwerk, noch überhaupt glücklich

lich

Digitized by Google

genannt werden. Weit höher stehen in dieser Hinsicht die Stirnseiten der beiden Querschiffe trotz ihrer äußersten ornamentalen Schlichtheit.

Außer der Kathedrale von Salisbury besitzen auch noch die Kathedralen von Lincoln, Peterborough und Wells bedeutende Fassadenbauten. Leider kranken alle drei an dem Grundfehler, welcher der Westfront der Kathedrale von Salisbury anhaftet; es sind großartige Schaustücke ohne organische Eingliederung in den Bau, dem sie vorgesetzt sind, luxuriöse Prunkwände, die wenig zur schlichten Größe der dahinterliegenden Anlage passen, glänzende Masken ohne tiefere Bedeutung, nicht geschaffen, um auf das Innere des Baues vorzubereiten, sondern nur um letzteren vor unbefugten Blicken zu verhüllen.

Die Fassade von Lincoln bildet in ihrer Gesamtanlage und ihren Umrissen das Gegenstück zur Westfront der Kathedrale von Salisbury, übertrifft dieselbe aber an Masse und Kraft wie imposanter Wirkung. Sie ist eine merkwürdige Verquickung von normannischen und frühenglischen Bestandteilen. Der Architekt hat nämlich die Frontmauer des Normannenbaues mit ihren fünf gewaltigen, pyramidenförmig nebeneinander angebrachten Wandnischen rechts und links um je ein Fünftel ihrer Gesamtbreite erweitert und ihr dann als Abschluß zwei achtseitige Flankierungstürmchen angebaut. Zugleich hat er sie um ein beträchtliches Stück erhöht. Die neuangefügten Partien wurden vom Boden bis zum First über und über mit Blendarkaturen versehen, deren eine Reihe sich über der andern bis zur Zahl von sieben auftürmt. Der First bildet eine endlos lange, gerade, an den Enden mit den Helmen der Ecktürmchen abschließende Linie, welche nur in der Mitte durch einen gleichfalls reich mit Blendbogen geschmückten Giebel unterbrochen wird.

Es ist ein starker Kontrast, die schweren, tiefen, ungegliederten Nischen der normannischen Fassade mit ihren schweren Schatten und die seitlich und darüber aneinandergereihten leichten und schlanken Säulchen und Bogen. An Aufwärtsbewegung fehlt es der Anlage vollständig. Ein Glück, daß man die beiden normannischen Westtürme hinter der Frontmauer nicht bloß beibehalten, sondern im 14. Jahrhundert auch noch um ein weiteres Stockwerk vermehrt hat. So erhält die Fassade wenigstens mittelbar einige Höhenwirkung. Zur Aufnahme von Bildwerk scheint nur die oberste Arkadenreihe bestimmt gewesen zu sein. Die Fassade der Kathedrale von Lincoln ist eines der markantesten Beispiele für die ausgiebige Verwendung einer Folge von Bogenstellungen in rein dekorativem Sinne.

Noch großartiger in ihrer Wirkung ist die Westfront der Kathedrale von Peterborough. Rechts und links schließt auch hier die Fassade mit Ecktürmchen ab; dieselben sind viereckig, mit achteckigem Helm versehen und mit sechs Reihen von Arkaturen ausgestattet. Die Türme begrenzen eine dem alten Normannenbau vorgelegte offene Halle, die sich nach außen in drei riesigen Bogen öffnet. Dieselben ruhen auf mächtigen, dicht mit freistehenden Säulenschäften besetzten Pfeilern und erhalten nach oben durch Giebel ihren Abschluß. Letztere sind durch kleinere Flankiertürmchen voneinander geschieden und mit einem Radfenster sowie reichem Bildwerk unter den uns schon bekannten Bogenstellungen geschmückt. Die Öffnungen der Halle sind allesamt von gleicher Höhe, nicht aber auch von gleicher Breite; die mittlere ist nämlich um ein bedeutendes schmaler als die beiden seitlichen. Die Fassade ist fast noch eigenartiger als diejenige der Kathedrale von Lincoln. Sie ist nicht eigentlich eine Fassade, sondern der ins Ungemessene hinaufgeführte Vorbau einer freilich nicht vorhandenen Riesenfassade. Aber auch so macht sie unzweifelhaft einen bedeutenden Eindruck. Je länger man sie betrachtet, um so mächtiger wird der Zauber, den sie auf den Beschauer ausübt. Es ist nicht die edelste der frühenglischen Fassadenbauten, weder in konstruktiver Hinsicht, noch was die Harmonie der Verhältnisse, die Auflösung der Mauermassen und die dekorative Behandlung anlangt; den Vorzug, die imponierendste zu sein, wird ihr jedoch keine andere streitig machen.

Die schönste Fassade besitzt die Kathedrale von Wells. Die Ecktürmchen sind bei ihr durch mächtige Türme ersetzt. Das giebt allerdings der Anlage eine ungemeine Breite, doch erhält letztere ein Gegengewicht in den hier ungewöhnlich kräftig in die Erscheinung tretenden, das Vertikalprinzip äußerst entschieden betonenden Strebepfeilern. Auch insofern zeichnet sich die Fassade der Kathedrale von Wells vor ihren Schwestern aus, als sie besser wie diese das innere System zum Ausdruck bringt. Ein kräftiges, sich der ganzen Front entlang ziehendes und selbst die Strebepfeiler umfangendes Gesimse scheidet sie in zwei Geschosse, von denen das untere niedrigere dem Unterbau des Innern, das obere höhere dem Triforium samt Lichtgaden entspricht. Die Frontmauern der Seitenschiffe steigen nach dem Brauch der englischen Architekten auch hier bis zum Giebel der Mittelpartie hinauf, doch treten sie als gesonderter Teil der Fassade infolge der seitlichen Strebepfeiler der Türme kaum hervor. Im unteren Geschoß der Front dient zur Belebung der Wandflächen eine Folge von

zweiteiligen, mit Ziergiebeln versehenen und auf schlanken Säulchen ruhenden Bogennischen, die einst mit herrlichem Bildwerk gefüllt waren, nun aber meist leer und öde dastehen. Das Obergeschoß enthält in der Mittelpartie drei hohe schlanke Lanzettfenster, denen an den Frontmauern der Seitenschiffe und der Türme ähnlich gebildete Blendbogen entsprechen. Die Strebepfeiler sowie die von den Fenstern und Blendbogen nicht eingenommenen Flächen der Wand sind mit zwei Reihen von Statuen geschmückt. Merkwürdig ist die Bildung des Giebels. Er schließt von zwei Flankiertürmchen horizontal begrenzt ab, ist aber mit einem gleichfalls horizontal endenden kleineren Aufsatz versehen, dem in der Mitte eine Fiale entsteigt, ein sonderbares willkürliches Gefüge, der augenfälligste Beweis, wie sehr bei den Architekten des early English die Vorliebe für die Horizontale überwog und wie sehr bei ihnen die dekorativen Tendenzen das Gefühl für die Schönheit eines lebendigen Organismus überwucherten. Ein Giebelabschluß, wie er uns hier entgegentritt, wäre einem Baumeister der frühen französischen Gotik ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Von dieser Unterordnung der Konstruktion unter die Dekoration zeugt auch die eigentümliche Behandlung der Strebepfeiler. Statt das Statuenwerk an denselben anzubringen, hat es der Architekt vielmehr in dieselben eingefügt, indem er sie zu dessen Aufnahme in lauter Tabernakel auflöste. Um aber doch dabei den Streben den Schein der Solidität zu wahren, hat er vom Untergeschoß an das ganze Obergeschoß hindurch an den Ecken der Strebepfeiler ein schlankes Säulchen aufsteigen lassen, ein zwar geistreicher, aber darum nicht auch schon lobenswerter Behelf.

Die Portalbildung ist wie bei allen frühenglischen Bauten, Salisbury nicht ausgenommen, unbedeutend. Der im übrigen in der Fassade fast im Übermaß vertretene bildnerische Schmuck beschränkt sich beim Hauptportal auf einiges Relief im Bogenfeld; bei den winzigen Nebenportalen, wenn man hier überhaupt noch von Portalen reden kann, fehlt jeder figurale Schmuck. Ein Giebel, der den Portalen mehr Nachdruck verliehe, ist bei keinem derselben vorhanden. Die architektonisch so durchgebildeten, ästhetisch für die Wirkung der Fassade so wichtigen und symbolisch so bedeutungsvollen Portale der französischen und deutschen Frühgotik sucht man im early English vergebens.

Die englische Gotik hat in ihrer Art glänzende und großartige Fassaden geschaffen. Es sind wohl durchdachte, geschmackvolle, reiche Bauten, sie gefallen, interessieren, gebieten Achtung, aber sie erwärmen, begeistern nicht,

lassen den Beschauer nicht vor Bewunderung verstummen. Sie reißen nicht hin; es fehlt ihnen der lebendige Zug nach oben, der die Fassaden der deutschen, das Zentrum, das diejenigen der französischen Gotik auszeichnet. Wo, wie zu Peterborough, eine große Linienführung zur Anwendung gekommen ist, hat die Anlage für das Auge des Beschauers etwas Unvollendetes. Allen Fassaden endlich mangelt, wie schon gesagt wurde, und das ist der wesentlichste Fehler, eine organische Eingliederung in den Bau. Sie geben sich nicht als den notwendigen, sondern als den zufälligen, nicht als den durch die Innengliederung vorgezeichneten, sondern als den willkürlich beliebten Abschluß des Langhauses. Sie sind eine äußerliche Beigabe, die ebensowohl anderswo stehen könnte, wie da, wo sie sich gerade erheben. In sich durchaus dekorativ behandelt, sind sie auch für den Bau, dem sie vorgelegt sind, nur ein Dekorationsstück. Die Fassadenbildung ist der schwächste Punkt der englischen Frühgotik.

Eine Ausnahme bildet die Fassade der kleinen Kathedrale von Ripon. Hier hat man aus dem normannischen Stil die beiden, die Seitenschiffe schließenden und darum unmittelbar an das Langhaus sich anlehnenden Westtürme beibehalten und mit der Frontwand des Mittelschiffes zu einem ebenso harmonisch gegliederten wie einheitlichen Bau zu verschmelzen verstanden. Bemerkenswert ist, daß auch die Portale hier besser als anderswo zur Geltung gebracht sind. Trotzdem an der ganzen Fassade sich nicht der geringste statuarische Schmuck findet und der Architekt bloß mit den gewöhnlichen Dekorationsmitteln des early English, vorgelegte, freistehende Säulchen, Traufgesimse u. s. w., gearbeitet hat, ist die Anlage von großem Reize.

Es war für die Fassadenbildung verhängnisvoll, daß die Meister der frühenglischen Gotik auf die vom normannischen Stile ihnen übermachten, die Seitenschiffe abschließenden Westtürme verzichteten. Sie beraubten sich dadurch zugleich des besten Gegengewichts gegen die Wirkung des zweiten Kreuzschiffes. Welch ganz anderes Bild würde die Kathedrale von Salisbury gewähren, wenn sie statt mit ihrer Bilderwand mit einer im Geiste der Front des Münsters von Ripon ausgeführten Fassade bedacht worden wäre.

III.

Im Innern der Kathedrale von Salisbury überrascht vor allem das ungewöhnliche Längen- und Höhenverhältnis. An Länge kommt dieselbe

beinahe dem Kölner Dome gleich. Während sich hier jedoch die Länge des Mittelschiffes zu seiner Höhe wie 3:1 und die Höhe zu seiner Breite gleichfalls wie 3:1 verhält, betragen die entsprechenden Proportionen zu Salisbury 5:1 bezw. 2:1. Und doch nähert sich die Kathedrale von Salisbury hinsichtlich der Abmessungen noch am meisten den kontinentalen Kathedralen. In York stehen Länge und Höhe des Mittelschiffes etwa im Verhältnis von 6:1, Höhe und Breite kaum in dem von 2:1. In Lichfield ist der Mittelbau beinahe siebenmal so lang wie hoch und bloß etwas mehr als $1^1/_2$mal so hoch wie breit. Hätte die Kathedrale von Salisbury die Höhe des Kölner Domes, so würde sich nach den jetzigen Verhältnissen ihre Länge auf ca. 250 m und die Breite ihres Mittelschiffes auf ca. 25 m belaufen müssen.

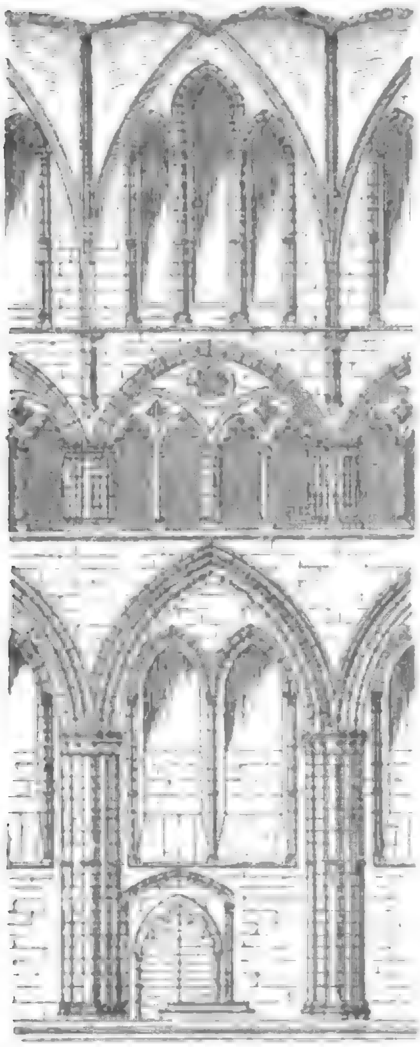


Fig. 5a. Inneres System der Kathedrale von Salisbury.

Im Aufbau (Fig. 5a) tritt uns in dem Bau scharf die aus dem normannischen Stil herübergenommene horizontale Dreiteilung entgegen. Den das Untergeschoß bildenden Wandstützen und Scheidbogen folgt, den Scheiteln der letzteren unmittelbar aufsitzend, das Triforium, das hier wie z. B. zu York, Ely, Lincoln u. s. w. fast noch den Charakter einer Empore hat, während es anderswo, wie zu Beverley, Wells, Worcester nur mehr Wandnischen mit oder ohne dahinliegendem Laufgang darstellt. Darüber hebt sich, nicht minder hart auf den Scheiteln der Triforiumbogen auflagernd, das clerkstory, der Lichtgaden. Alle drei Geschosse sind ganz nach Weise des normannischen Stiles durch ein kräftiges Gesimse voneinander getrennt, welches die Horizontalrichtung, die ohnehin in der rhythmischen, gänzlich ungebrochenen Folge der Schiffsarkaden, der Triforiumöffnungen und der Schildbogen fast mehr als genug zum Ausdruck gelangt, noch bestimmter ausprägt. Es ist der entschiedene, straffe, trotzige Normannengeist, der noch den Kern der Bauten des early English beherrscht. Anders, milder, zierlicher, gefälliger ist bloß die Formensprache geworden. Der Grundcharakter ist derselbe geblieben.

Die Pfeiler, Scheidbogen und der Hochschiffbau sind zu Salisbury etwas leichter, als es sonst wohl in den frühenglischen Kathedralen der Fall ist; doch sind sie auch so noch mehr als stark genug. Es ist charakteristisch für den Stil, daß er wie die Horizontalgliederung des normannischen Stiles so auch die Pfeiler und Mauermassen, welche derselbe zur Anwendung gebracht hatte, in kaum veränderter Mächtigkeit beibehielt (Fig. 5 b). Warum, das ist schwer zu sagen. War es die imponierende Wirkung derselben, welche das zuwege brachte, war es ein überkonservativer Sinn? Technisches Unvermögen ist es jedenfalls nicht gewesen, wie die in den frühenglischen Bauten sich kundgebende fortgeschrittene Technik und speziell zu Salisbury die staunenswert kühn angelegte Muttergotteskapelle hinter dem Chorbau beweist.

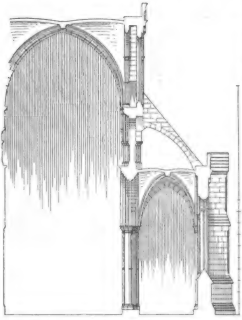


Fig. 5 b. Querschnitt der Kathedrale von Salisbury.

Übrigens ist den Architekten des early English keineswegs der Mangel entgangen, der in dem massigen Aufbau lag. Nur haben sie, statt ihn durch eine konsequent nach französischen Vorbildern durchgeführte Konstruktion in seiner Wurzel zu beseitigen, den Beschauer über ihn dadurch hinwegzutäuschen gesucht, daß sie den Pfeilern, Schildbogen, Triforienarkaden und Fenstern des Lichtgadens eine möglichst reiche, detaillierte Gliederung gaben. Erstaunlich ist die Mannigfaltigkeit, die sie hierin offenbarten. Es ist, als ob sie all ihren Geist und all ihre Schaffenskraft aufgeboten hätten, nur um stets neue Formen für die Gliederung der Pfeiler und Bogen zu erfinden.

Was die Pfeiler anlangt, so lassen sich etwa fünf Haupttypen unterscheiden. Von diesen haben namentlich drei große Beliebtheit gefunden.

Digitized by Google

Bei dem einen hat man einen festen Kern mit freistehenden, bald näher bald weiter von demselben entfernten, meist schwarzmarmornen, in der Mitte mit einem Ring versehenen Säulchen umstellt (Fig. 6e). Der Querschnitt der so gebildeten Stütze und die Zahl der Säulchen ist sehr verschieden. Es kommen, wie zu Worcester, selbst Pfeilerbildungen mit einem doppelten Kranz von Säulchen vor. Zu welch bizarren Erzeugnissen man hie und da gelangte, beweisen einige Pfeiler der Kathedrale von

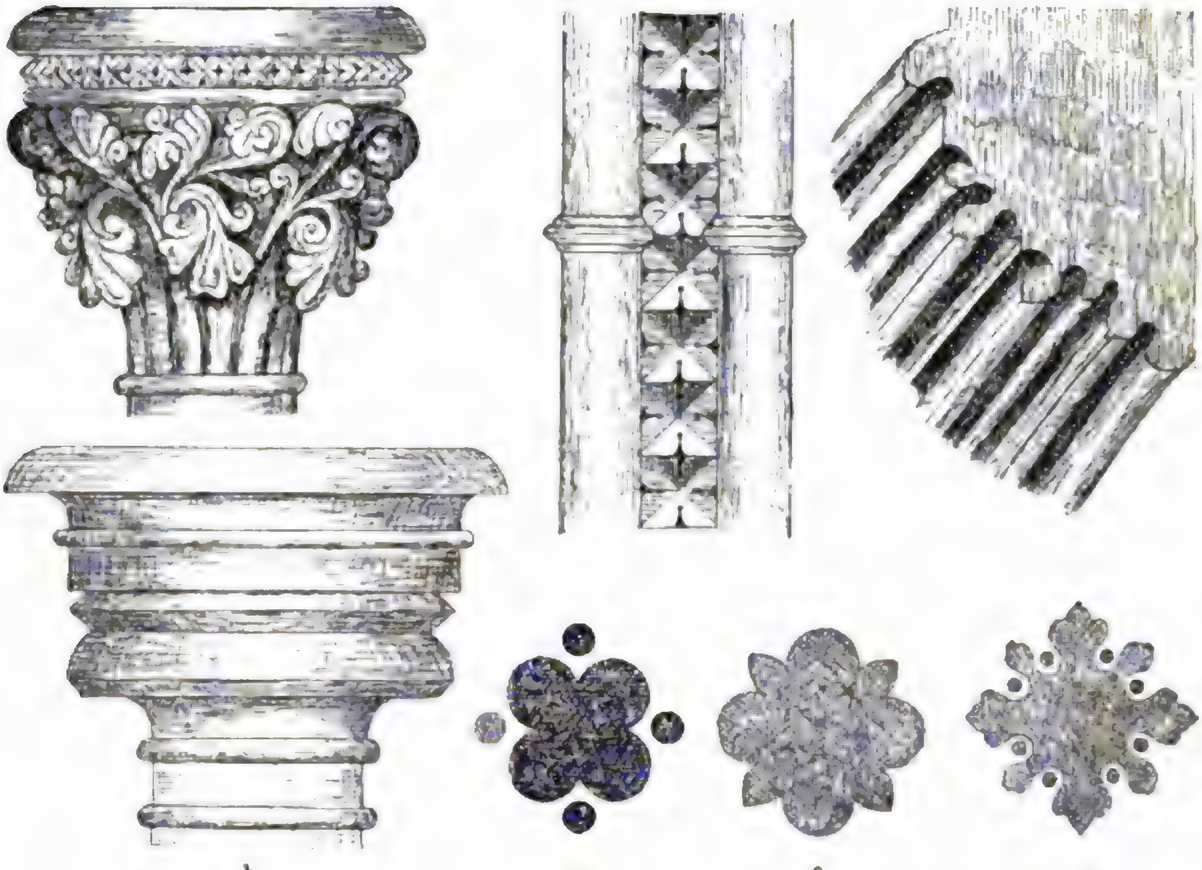


Fig. 6. a und b Kapitäle, c Säulenschaft mit Hundszahn, d Bogenprofilierung, e, f und g Pfeilerquerschnitte.

Lincoln, bei denen in abenteuerlicher Weise zwischen den detached shafts — so heißen die Säulchen — Giebelkrabben ähnliche, dem Kern entwachsende Blätter hervorstarren.

Beim zweiten Typus (Fig. 6f) sind die vorgelegten Säulchen mit dem Kern zu einer festen Masse verbunden. Vorzügliche Beispiele liefern die Kathedrale von Wells und das Münster von Beverley. Wie wenig man dabei vor lauter Freude am Dekorieren am Charakter der Säulchen festhielt, zeigen die birn- und keilförmigen Profile, die man ihnen zu geben, und das senkrechte Leistchen, das sogen. Filet, mit denen man sie wohl auszustatten beliebte.

Digitized by Google

Bei dem dritten Typus (Fig. 6g) sind freistehende und mit dem Kern verwachsene Schäfte in abwechselnder Folge zur Gliederung des Pfeilers verwendet. Es ist die am weitesten fortgeschrittene Pfeilerart und am glänzendsten im Querbau der Kathedrale von York vertreten.

In der Kathedrale von Salisbury kommt nur der erste Typus, wenngleich in mehrfacher Ausgestaltung, vor. Es wechselt nicht nur der Querschnitt des Kernes, sondern auch die Zahl der Säulchen, die zwischen vier und acht schwankt. Im allgemeinen ist zu Salisbury die Pfeilerbildung, zumal im Langhaus, einfacher und nüchterner, als in andern Bauten, wozu nicht wenig der Umstand beitragen mag, daß nicht bloß die vorgelagerten Schäfte, sondern auch der Kern aus schwarzem Marmor besteht.

Für die Profilierung der Bogenleibungen fehlt es bei der großen Mannigfaltigkeit ihrer Gliederungen an einem bestimmten Typus. Tief eingegrabene Hohlkehlen, starke Unterschneidungen, halbrunde und gewellte Wulste, Rundstäbe und birnförmige Stäbe, Leistchen, Schrägen und wie alle die dekorativen Glieder heißen mögen, in welchen man die Innenseiten der Bogen auflöste, wechseln in buntester Folge (Fig. 6d). Übrigens verraten die Bogenprofilierungen in der Regel nicht undeutlich ihre Abstammung von der Gliederung, welche der normannische Stil den Leibungen gab. Häufig treten sogar noch ganz klar im Querschnitt der Bogen die rechtwinkligen Einsprünge zu Tage, mit denen die normannischen Architekten selbige zu versehen pflegten.

Den Profilierungen des early English ist durchweg ein ungemeines Leben und ein starker Kontrast zwischen Tiefe und Höhe, Schatten und Licht, kräftigen und schwachen Gliedern eigen. Freilich ist es nicht das Leben eines wohlgeordneten Organismus, sondern nur das einer glänzenden, bewegten, Kraft und Zierlichkeit miteinander verbindenden, ganz vom subjektiven Geschmack des Künstlers bedingten Dekoration.

Gute Beispiele von Bogenprofilierungen des early English liefern die Kathedralen von Lincoln, Wells, York, namentlich aber die frühenglischen Partien des Chores von Ely, wo sich Kraft, Wechsel, Harmonie und Adel der Profilglieder zur glücklichsten Gesamtwirkung vereinen. Zu Salisbury mangelt es den Bogenprofilierungen an kräftigen Formen. Ihre ins Kleinliche gehende Bildung steht in fühlbarem Kontrast zur geringen Gliederung der Pfeiler.

Das Triforium (Fig. 5a) setzt sich in dem frühesten östlichen Teile des Baues aus zwei einfachen, weiten Bogen zusammen. Im westlichen

späteren besteht es aus einem einzigen, kräftig profilierten, zweigeteilten Bogen, dessen Bogenfeld von einem Vier-, Fünf- oder Achtpaß durchbrochen ist und dessen Unterabteilungen wiederum eine Zweiteilung erhalten haben. Die Stützen des Hauptbogens, auf dem der Lichtgaden ruht, bestehen aus einem von neun Säulchen umgebenen, gedrungenen Bündelpfeiler. Die Bogen der Unterabteilungen ruhen auf drei bezw. je einem Säulchen.

Die Wirkung des Triforiums kann nicht gerade als günstig bezeichnet werden. Hauptbogen und Nebenbogen sind allzu gedrückt und wollen gar nicht zu dem entschiedenen Aufstieg passen, der sich in den Scheidbogen ausspricht. Es ist kaum verständlich, wie der Architekt so ungleichartige Bogen hat übereinander anbringen können. Fast noch schlimmer ist jedoch, daß die Bündelpfeiler, auf denen die Hauptbogen des Triforiums ruhen, in keinerlei Verbindung mit den Schiffspfeilern stehen. Es ist nicht einmal möglich, sie auch nur ideell auf dieselben zu beziehen. Unter den vielen Bauten des early English giebt es kaum einen zweiten, in welchem die Scheidung zwischen Untergeschoß und Triforium den Beschauer so unangenehm berührt und das Triforium dem Unterbau so selbständig aufgepfropft erscheint. Es ist, wie wenn mit dem Triforium ein neuer Bau anhebe. Dabei machen die Bündelpfeiler desselben den Eindruck, als seien sie im Verhältnis zur weiten Spannung des auf ihnen aufsetzenden Bogens und des hohen Lichtgadens viel zu kurz und schwach.

Wie ungleich höher steht in all dieser Beziehung beispielsweise nicht der Querbau des Münsters von York und namentlich das Langhaus und der Querbau der Kathedrale von Lincoln. Eben darum darf man aber auch den Mangel, der sich beim Triforium in der sonst so ausgezeichneten Kathedrale von Salisbury zeigt, nicht dem Stil zuschreiben; nur insofern fällt ein wenig Schuld auf diesen, als die Anordnung, wie sie uns zu Salisbury entgegentritt, zuletzt nur die bis zum äußersten getriebene Durchführung der Grundanschauungen des early English ist.

Der Lichtgaden (Fig. 5a) wird, wie schon bei der Schilderung des Äußern der Kathedrale erwähnt wurde, in jedem Joch durch drei zu einer Gruppe zusammengestellte Lanzettfenster erleuchtet. Dieselben stehen von innen betrachtet, in einer gemeinsamen großen Nische, deren hauptsächlicher Zweck wohl die Entlastung des darunterliegenden Triforiumsbogens ist. Nach dem Innern zu hat der Architekt die ungefüge Nische mit Bogenstellungen abgeschlossen, welche hinsichtlich ihrer Form und Anordnung getreu dem Gruppenfenster an der Außenseite der Wand nach-

gebildet sind. Er hat auf diese Weise die Mauer des clerestory gleichsam in zwei durch dazwischenliegenden freien Raum getrennte und mit den gleichen Lichtöffnungen versehene Schalen aufgelöst.

Die Einrichtung ist vortrefflich, da sie bei wirksamer Erleichterung der Mauerlast zugleich dem ästhetischen Empfinden gerecht wird. In ihren Anfängen findet sie sich schon in spätnormannischen Bauten und ist sonach nicht eigentlich eine Erfindung des early English. Doch hat dieses das Verdienst, sie weiter ausgebildet und ausgiebiger zur Anwendung gebracht zu haben. Es war ein Ansatz, die in den Rippengewölben wirkende Richtung der Kräfte zur Entlastung der Schildbogen zu verwerten, aber auch nur ein Ansatz, der ohne folgerichtige, nachhaltige Weiterentwicklung blieb.

Ins Unschöne ist die Einrichtung im Querschiff des Münsters von Beverley verkehrt, wo die Nische die ganze Fläche des Lichtgadens einnimmt, während letzterer doch nur mit einem winzigen Fenster versehen ist. Hier setzt sich nämlich die Arkatur, welche zum Abschluß der Nische dient, aus einem hohen und breiten mittleren und je zwei unverhältnismäßig schmalen, äußerst spitz endenden seitlichen Bogen zusammen. Die Anordnung streift ans Bizarre.

Die Gewölbe des Mittelschiffes (Fig. 5a) ruhen auf kurzen Diensten, die erst in den Zwickeln des Triforiums beginnen. Mit dem Unterbau stehen sie in keiner, nicht einmal in idealer Verbindung. Im übrigen gehören sie zu den edelsten, lebensvollsten und schönsten Gewölbeanlagen, welche die englische Frühgotik hervorgebracht hat. Es sind einfache Kreuzgewölbe mit kräftigem Wechsel von Licht und Schatten. Sie könnten fast für französisch gelten, wiese nicht die gleichmäßige Behandlung der Diagonal- und Querrippen alsbald auf England hin.

In den Seitenschiffen besitzt jedes Joch, wie wir ebenfalls bereits früher hörten, zwei hart nebeneinander angebrachte Lanzettfenster, deren Öffnungen an der Innenseite der Wand mit schlanken Säulchen verziert und von dem üblichen Überschlaggesimse umrahmt sind.

Die Gewölbe der Seitenschiffe, einfache Rippenkreuzgewölbe, setzen an der Außenwand auf einer Konsole auf, welche für das Auge durch einen frei vor der Wand sich erhebenden überdünnen Säulenschaft mit dem Mauersockel in Verbindung gebracht ist.

Die Basen der Pfeiler und Säulchen stellen am gewöhnlichsten eine sehr freie Umbildung der sogen. attischen Basis dar. Sie sind niedrig, schüsselförmig, mit tiefer Rinne versehen, stark eingeschnürt und vielfach

einem umgestülpten Kapitäl ähnlich. Die Basenform, welche aus Frankreich eingeführt worden sein dürfte, kann als typisch für das early English bezeichnet werden. Die Idee der Basis als eines überleitenden Gliedes zwischen Pfeiler und Sockel kommt in ihr durchgängig nur sehr mangelhaft zum Ausdruck. Für den Architekten des Frühenglisch ist die Basis wie alles andere vor allem ein Stück Dekoration und wird demgemäß auch vornehmlich auf dekorative Wirkung hin behandelt.

Für die Sockelbildung giebt es keinen vorherrschenden Typus.

Bei den Kapitälen (Fig. 6a und b) lassen sich drei bestimmte Formen unterscheiden. Bei einer derselben ist die Deckplatte polygon, bei den beiden andern rund. Letztere sind am verbreitetsten. Kapitäle mit polygoner Deckplatte treten im early English nur in beschränktem Maße auf. Sie begegnen uns namentlich im Südwesten Englands und lassen sich vielleicht am besten zu Wells beobachten, doch bietet auch der Querbau von York gute Beispiele. Ausnahmslos sind sie mit dem für das early English charakteristischen Laubwerk besetzt. Dasselbe ist ein durch und durch phantastisches Gebilde, das kaum je einen naturalistischen Zug trägt. Dünne Stengel enden in dichten Büscheln von üppigen, krausen, weit vorspringenden und stark überhangenden Blättern. Am ehesten trifft man noch darin einen Anklang an das Kleeblatt. Es sind rein konventionelle Formen, ohne Kraft, aber elegant, ohne Ausdruck, aber zierlich und lebendig, keine Verkörperung der dem Kapitäl eigenen Funktion, aber ein gefälliges Dekorationsmittel, also gerade das, worauf es den Architekten des early English ankam. In der Kathedrale von Salisbury finden sich Kapitäle dieser Art nicht. Hier sind nur die beiden Typen mit runder Deckplatte vertreten.

Dieselben unterscheiden sich dadurch, daß das Kapitäl bei dem einen mit dem krausen Blattwerk des early English, bei dem andern mit Ringen besetzt ist. Die Ringe sind von verschiedener Stärke und Profilierung. Sie stellen zum Teil stark vorspringende, kräftig unterschnittene Wulste dar. Es sind eigentümliche Gebilde, diese mit Ringen verzierten Kapitäle. Sie gleichen einem gedrückten Kelchkapitäl, auf das man Scheiben von wechselnder Dicke und zunehmendem Durchmesser aufgehäuft hat. Die kontinentale Gotik kennt sie nicht. Beließ dieselbe das Kapitäl ohne Blattwerk, so gab sie ihm die bloße Kelchform. In England war dieser Kapitältypus dagegen ungemein beliebt. Es erhellt das z. B. daraus, daß in der Kathedrale von Salisbury fast nur diese Kapitälform zur Anwendung gekommen ist. Kapitäle mit runder Deckplatte und Blattwerk finden sich

in ihr, wenn wir von der späteren Westfront absehen, fast nur bei den Gewölbediensten. Sie mögen von dem Architekten als dem etwas kalten Charakter des Baues weniger entsprechend betrachtet worden sein. Auch in dem Münster zu Beverley herrscht das Ringkapitäl vor.

Will man, daß die Funktion des Kapitäls, vom Pfeiler zur Deckplatte überzuleiten und für die Ausladung der letzteren eine Stütze zu schaffen, auch in seiner Dekoration zum Ausdruck komme, wie das so meisterlich im korinthischen Kapitäl und dessen Nachbildungen im romanischen der Fall ist, dann muß das Ringkapitäl entschieden verurteilt werden. Faßt man aber die Ringe als bloßes Ornament auf und beachtet man, wie die gehäuften horizontalen Glieder in das Kapitäl, wenngleich ganz im Gegensatz zu dessen Charakter, den Ausdruck des Horizontalen hineintragen, dann wird man leicht begreifen, warum die Architekten des early English gerade für das Ringkapitäl eine so große Vorliebe hatten. Mußte es ihnen doch infolge der in ihm so stark hervortretenden horizontalen Linien als vorzügliches Mittel erscheinen, die in den Pfeilern und deren Fortsetzungen, den Bogen, sich aussprechende Aufwärtsbewegung in wirksamer Weise zu unterbrechen, zu dämpfen und mit der im Bau vorwaltenden Horizontalrichtung in Einklang zu bringen.

Die interessanteste Partie der Kathedrale von Salisbury ist die Muttergotteskapelle hinter dem Chor. Sie ist ein dreischiffiger Bau von edlen Verhältnissen und in der Ostwand mit fünf Lanzettfenstern ausgestattet, von denen je eines den Seitenschiffen, drei dem Mittelschiff entsprechen. Rechts und links ist sie von Kapellen begleitet, so daß von ihren vier Jochen nur zwei frei heraustreten. Was die Kapelle so interessant macht, ist ein doppeltes, erstens der Umstand, daß sie eine der in England äußerst seltenen Hallenkirchenanlagen darstellt, und zweitens die beängstigende Kühnheit, um nicht zu sagen Verwegenheit des Baues. Die Breite des Mittelschiffes beträgt ca. 7½ m, die der Seitenschiffe ca. 3 m; die Gewölbe beginnen in einer Höhe von ca. 8 m. Und dabei haben die schwarzen Marmorschäfte, auf welchen in den drei letzten Jochen die Gewölbe ruhen, einen Durchmesser von nur etwa 0,30 m. Die Anlage hat weder in England, noch außer England unseres Wissens ein Gegenstück. Sie zeigt handgreiflich, wie weit die Technik bereits in der Periode der englischen Frühgotik fortgeschritten war.

Bemerkenswert ist, daß bei der Kathedrale von Salisbury — die Westfront ausgenommen — von den für das early English charakteristischen

dekorativen Elementen zwei kaum vertreten sind. Das erste sind die Blendbogen. Sie finden sich in den frühenglischen Bauten vornehmlich im Lichtgaden und unterhalb der Fenster der Seitenschiffe, wo sie in Reihen nebeneinander angebracht, zur Belebung der Mauerfläche dienen. Ihre Wirkung läßt sich am vorzüglichsten zu Lincoln, York und Beverley beobachten. Das andere ist das sogen. Hundszahnornament (Fig. 6a, b und c), der dogtooth, eine pyramidenförmige, vierblätterige Rosette, wie es scheint, eine Umbildung des normannischen Diamantschnittes. Wir finden dasselbe vornehmlich an den Bogen, doch treffen wir es auch bei den Pfeilern. Dort ist es in die Kehlen der Bogenläufe eingelassen, hier starrt es aus den Aushöhlungen des Kernes zwischen den denselben vorgelegten Säulenschäften hervor. Bei Kapitälen ist es wohl den Hohlkehlen der Deckplatte eingefügt. Am häufigsten tritt es im Triforium, im Lichtgaden und an den Gewölberippen auf. Das vorzüglichste Beispiel für die Verwendung des so eigenartigen Ornamentes bietet das Querschiff der Kathedrale von York, wo es in den Bogen förmlich von dogtooth wimmelt. Gelegenheit zu einem lehrreichen Vergleich des Hundszahnes mit dem wehrhaften, trotzigen normannischen Zickzack, bietet Durhamabbey, wo in der Neunaltärekapelle hinter dem Chor und in den später eingefügten Chorgewölben der dogtooth üppig wuchert, während die Bogen des Langhauses mit dem Zickzack bedeckt sind. Es ist derselbe Gedanke, der sich im Grunde in beiden ausspricht, nur ist im Hundszahn die Form des Ausdruckes milder, leichter, eleganter geworden.

Eigentümlich ist, wie die Architekten des early English den scharfen, starrenden dogtooth hart neben Kapitälen mit weicher runder Deckplatte und dem zierlichen, lockigen Blattwerk des Stiles, ja selbst an den runden Deckplatten, haben zur Anwendung bringen können. Es erklärt sich das indessen aus einer gewissen Vorliebe für Kontraste, daher der Wechsel von hohen Lichten und schweren Schatten bei den Pfeilern und in den Bogenleibungen, daher die Zusammenstellung ganz verschiedenartiger Bogen, überspitzer, normalspitzer, unterspitzer, halbkreis- und kleeblattförmiger, ungleichschenkliger, gleichschenkliger und einschenkliger; daher auch die Verbindung zweier so ungleichartiger Dekorationsmittel, wie der Hundszahn, die runde Deckplatte und das weiche, wellige Blattwerk. Die Vorliebe für Kontraste war aber in der wesentlich aufs Dekorative ausgehenden Tendenz der frühenglischen Gotik begründet.

Die Kathedrale von Salisbury ist ein großartiges Werk und im Äußern wie im Innern von bedeutender Wirkung. Es ist ein prächtiger

Anblick, wenn man von der Stadt aus den weiten Rasenplatz betritt, in dessen Hintergrund sich der mächtige Bau mit seiner ebenmäßigen Gliederung und seiner edlen Form in ruhiger Würde lang dahinstreckt, in der Mitte der gewaltige Vierungsturm, ein stolzer Riese, der sich hoch in die blauen Lüfte emporreckt, ein starker König, um dessen Thron sich unterthänig das Volk gelagert hat. Aber auch im Innern entrollt sich dem Beschauer ein imponierendes Bild, wenn er an das Westende des Langhauses tritt und seinen Blick von Pfeiler zu Pfeiler, Bogen zu Bogen, Joch zu Joch, die lange, schier endlose Zeile bis zur Ostwand gleiten läßt.

Welch ein Gegensatz zwischen den schweren, herbgegliederten, wie Zwingburgen ausschauenden Normannenbauten und den Schöpfungen des early English! Doch die Zeiten haben sich ja geändert. Die Herrschaft der Normannen ist dahingesunken. Sieger und Besiegte sind in eins verschmolzen, in eine Nation geeinigt. Die harten Sitten der Eroberer haben ritterlicher Zucht und ritterlichem Schliff weichen müssen. Die ungestümen, ungefügen normannischen Krieger sind zum kühnen, aber feinen Rittervolk geworden. Zugleich ward das ruhige, religiöse Empfinden zur feurigen Begeisterung und tiefen Mystik verklärt. Und so hat denn auch die elementare Wucht, der urwüchsige Trotz und der düstere Ernst des normannischen Stiles einer bei aller Kraft heitern, leichten, lebendigen, glanzvollen architektonischen Sprache Platz gemacht.

Man hat die Kathedrale von Salisbury allzu monoton und kalt genannt. Der Vorwurf ist übertrieben, wenngleich nicht ganz unberechtigt. Wären die Schiffpfeiler statt aus schwarzem aus hellem Stein hergestellt worden, hätte man die Dienste des Gewölbes wenigstens bis zu den Zwickeln der Scheidbögen herabgezogen, die Kapitäle mit Blättern versehen und die sonstigen dekorativen Elemente des Stiles ausgiebiger zur Anwendung gebracht, so hätte der Bau entschieden an Wechsel und Leben gewonnen. Indessen, wo giebt es ein allseitig vollkommenes Werk hier auf Erden!

Auch darf man nicht außer acht lassen, daß die Kathedrale, so wie sie gegenwärtig dasteht, doch im Grunde eine öde, wie ausgebrannte Stätte ist. Was die sogen. Reformation und dann die Puritaner nicht vernichteten, hat am Ende des 18. Jahrhunderts Wyatt bei der damaligen Restauration derselben fast alles in rücksichtslosester Weise beseitigt. Von der inneren Pracht sind fast bloß einige Grabplatten geblieben. Wären in ihr noch die alten Altäre, das Bildwerk, die Chantries (Kapellen), der Lettner mit seinem Triumphkreuz, die Glasgemälde u. s. w., so würde

der Eindruck zweifelsohne ein anderer sein. Man leere einmal eine der französischen Kathedralen in dem Maße aus, wie es sich die Kathedrale von Salisbury hat gefallen lassen müssen, wir fürchten, es werden sich Stimmen erheben, die dann auch bei ihnen von Monotonie und Kahlheit sprechen. Man darf nicht vergessen, daß die mittelalterlichen Meister sich ihre Schöpfungen nicht lediglich als leere Bauten gedacht, daß sie vielmehr auch die Ausstattung derselben immer mit in ihre Berechnung hineingezogen haben. Sie wußten sehr wohl, daß ein konstruktiv vollendeter Bau darum allein nicht auch schon ein heimeliger, gemütlicher, wohnlicher Bau ist.

Jedenfalls wäre es zu weit gegangen, wollte man die bis zu einem gewissen Maße in der Kathedrale unzweifelhaft sich geltend machende Einförmigkeit und Nüchternheit dem Stil zur Last legen. Das kann man nur thun, wenn man die andern Bauten des early English nicht oder nur vom Papier kennt und nie unter dem Eindruck etwa des Langhauses der Kathedralen von Lincoln und Wells, des Chores der Kathedrale von Ely, der Fassaden der Kathedralen von Peterborough, Wells und Ripon oder der Querschiffe der Münster von York und Beverley gestanden hat.

Will man die englische Frühgotik richtig wägen, dann darf man nicht die Fehler, welche in ihren Schöpfungen auf Rechnung des Architekten zu setzen sind, dem Stil zur Last legen. Mängel in den Verhältnissen, übertriebene oder ungenügende Dekoration, Willkürlichkeiten in der Behandlung des Baudetails und ähnliches liegen nicht im Stil, sondern stammen von dem Baumeister her. Derartige Dinge kommen ebensowohl in Bauten der französischen wie der englischen Gotik vor. Warum also solche Fehler bei der ästhetischen Beurteilung des early English zu Gebrechen des Stiles stempeln?

Es ist aber auch unzulässig, die frühenglische Gotik lediglich nach der französischen zu werten. Freilich wird man die gotische Qualität eines Baues stets nach Maßgabe der französischen Gotik zu bemessen haben, da in dieser die Prinzipien des Stiles am durchgreifendsten zum Ausdruck und zur Durchführung gekommen sind. Allein die gotische Qualität ist denn doch nicht allein und schlechthin auch die künstlerische. In dieser Beziehung will ein Stil aus sich, aus seinem Geiste, seinen Tendenzen und seinen Prinzipien heraus beurteilt werden.

Das early English steht hinsichtlich seiner gotischen Qualitäten gewiß nicht so hoch wie die französische Gotik. Auf der andern Seite ist es aber auch kein verkümmerter Zweig derselben. Die frühenglische Gotik ist

eine durchaus selbständige Bildung, bei welcher Elemente der ererbten heimischen Bauweise mit solchen der französischen Gotik zu einem neuen, einheitlichen, nationalen Stil mit besondern Zielen und Gesetzen und einer eigenartigen, durchaus charakteristischen Formensprache verwebt wurden. Nur wenn man unter diesem Gesichtspunkt das early English und seine Schöpfungen betrachtet, wird man sie richtig zu würdigen vermögen. Nimmt man es aber in diesem Sinne, bemißt man es nach dem, was es sein will und als was es sich in seinen Werken giebt, dann wird man ihm gewiß nicht die Anerkennung versagen und, statt an Kleinigkeiten herumzunörgeln, an der ruhigen Größe, dem abgemessenen Glanz und der stimmungsvollen Hoheit seiner Schöpfungen Herz und Auge weiden.

Ihre eigenartigen Vorzüge sind eine edle, wohlthuend anmutende, ruhige Weiträumigkeit, eine fesselnde, reiche, wohl durchdachte Dekoration, die alles und jedes, selbst die konstruktiven Bestandteile in ihren Dienst gezogen hat, eine harmonisch, kräftig in die Erscheinung tretende Gliederung, welche in wirkungsvoller Weise die Massen ihrer wuchtigen Schwere zu entkleiden versteht, und eine gesetzte, vornehme, imponierende Gemessenheit.

Der Eindruck, den die Werke des early English machen, ist ein ebenso tiefer wie nachhaltiger. Als Schreiber dieser Zeilen zum erstenmal in einen frühenglischen Bau trat — es war zufällig das Querschiff von Yorkminster —, mutete ihn derselbe anfangs gar fremdartig an. Bald aber hatte er sich so in ihn eingelebt, daß er am Schluß seiner Reise nur ungern dem Stil in Gestalt des Chores der Kathedrale von Rochester Lebewohl sagte, und als ihn kurz darauf die Gelegenheit zum „heiligen" Köln und in die hehren Hallen des Wunderdomes führte, bedurfte es einer guten Weile, bis er in dessen ganz anders gearteten, ihm doch so wohlbekannten und vertrauten Räumen wieder heimisch geworden.

Um das letzte Viertel des 13. Jahrhunderts dringen vom Festlande her fremde Elemente in das early English. Der Stil gewinnt an organischer Durchbildung und gotischer Qualität, freilich unter Aufgabe eines Teiles seiner charakteristischen Eigentümlichkeiten und ohne sich zur lichten Höhe der französischen Gotik zu erheben. Das Frühenglisch ist die Glanzperiode der englischen Gotik. Für ihre Vorzüge kann weder die konstruktive Vollendung der Bauten aus der zweiten Entwicklungsphase, noch die zur glänzendsten Pracht gesteigerte Dekoration des perpendikularen Stiles entschädigen.

J. Braun S. J.

Ein neuer Stern erster Größe.

Mancher Leser könnte beim ersten Anblicke dieser Überschrift auf den Gedanken gekommen sein, es handle sich hier um einen jener figürlichen Titel, die in bildlicher Redeweise seine Aufmerksamkeit zu fesseln suchen. Dies ist jedoch nicht der Fall. Es handelt sich um einen eigentlichen und wirklichen Stern am Himmelsgewölbe, der, wie ja übrigens durch die Tagespresse bereits hinreichend bekannt ist, seit Ende Februar d. J. inmitten des Sternbildes Perseus erschien und bis zur Stunde sichtbar geblieben ist.

Die Erscheinung verdient um so mehr die allgemeine Aufmerksamkeit, da sie auch von solchen beobachtet werden konnte, die sich nicht mit dem eigentlichen Studium der Himmelskunde befassen. Es drängt sich dabei von selbst die berechtigte Neugierde auf, was wohl von einer so außergewöhnlichen Sache zu halten sei, ob und wie die Sternforscher sie erklären.

Der Thatbestand ist kurz folgender. Am Nachmittag des 22. Februar ging bei der Zentralstelle (für derartige Entdeckungen am Himmelsgewölbe) folgender Drahtbericht ein: Nova Persei Anderson 21st February 14h 40m Gr. m. t. RA = 3h 24m 25s, Decl. = + 43° 34′ (1901), Magnitude 2,7, Colour bluish white. Copland. In gemeinfaßliches Deutsch übertragen, teilt der Edinburger Astronom Ralph Copland uns durch denselben mit, daß Herr Anderson in Edinburg den 22. Februar frühmorgens (nach unserer gewöhnlichen bürgerlichen Zählweise) um 3 Uhr 40 Minuten mitteleuropäischer Zeit in dem Sternbilde des Perseus einen neuen Stern (Nova) entdeckt habe. Die genauere Stelle innerhalb des genannten Sternbildes war durch die beigefügten Koordinaten angegeben, d. h. auf dem Äquator eines für das Jahr 1901 auf einem Himmelsglobus oder auf einer Himmelskarte eingetragenen Gradnetzes haben wir zunächst den Punkt aufzusuchen, welcher im Bogenmaß vom Nullpunkte desselben 51° 7′ 30″ absteht. Diese Größe, im Zeitmaß 3 Stunden 40 Minuten entsprechend, nennt man bekanntlich die Rektascension (ascensio recta); gehen wir von dem so gefundenen Punkte um 43° 34′ gegen den Nordpol der Himmelskugel, so gelangen wir zu dem neuen Stern. Diese zweite Koordinate bestimmt die Abweichung des Sternes (declinatio); daß wir uns gegen Norden und nicht gegen

Süden zu wenden haben, ist durch das Pluszeichen (+ 43° 34′) ausgedrückt. Die Größe des Sternes zur Zeit seiner Entdeckung finden wir durch die Zahl 2,7 ausgedrückt, welche besagen will, daß der Entdecker ihn zwischen die zweite und dritte Größenklasse einrechnete, und zwar überstieg der neue Stern die dritte Klasse um drei Zehntel; mit andern Worten: teilen wir den Helligkeitsunterschied zwischen einem Stern zweiter und einem Stern dritter Größe in zehn Stufen, so fehlten dem Stern noch sieben solcher Stufen, um als ein Stern zweiter Größe gelten zu können. Dies finden wir kurz durch den Dezimalbruch 2,7 ausgedrückt. Die Farbe der Sternes erschien Herrn Anderson bläulich-weiß.

Dies war also die erste Kunde von der ungewöhnlichen Erscheinung. — Ein bis dahin nie gesehener hellleuchtender Fixstern in einer so viel beobachteten Himmelsgegend konnte natürlich nicht verborgen bleiben. Es trafen daher bald weitere Telegramme von andern unabhängigen Entdeckern in Kiel ein: aus Greenwich, Bamberg, Utrecht, Cambridge (Mass.), Potsdam, Ilmenau, Kasan, Münster, Gotha, Moskau u. s. w. Besonderes Interesse verdiente dabei der amerikanische Drahtbericht aus Cambridge, von wo aus der bekannte Astronom Pickering die Versicherung gab, daß am 19. Februar, also ein paar Tage vor der Entdeckung, ein Stern an der betreffenden Stelle, und hätte er auch nur die elfte Größenklasse erreicht, nicht zu sehen war. Man hatte nämlich an diesem Tage in Cambridge mit dem photographischen Fernrohre eine Aufnahme der betreffenden Himmelsgegend bewerkstelligt. Die betreffende Platte zeigte auch dem bloßen Auge unsichtbare Sterne bis zur Größenklasse 10,5; jedoch von der Nova keine Spur! Dasselbe wurde nachträglich auf Photogrammen vom 2., 6., 8. und 18. Februar festgestellt.

Ähnliche von F. S. Archenhold in Berlin im Jahre 1891 und 1892 gemachte photographische Aufnahmen der betreffenden Himmelsgegend zeigen auf den betreffenden Platten ebenfalls nichts. Stanley Williams aus Hove (Sussex, England) konnte sogar nachträglich die Mitteilung machen, daß eine von ihm nur 28 Stunden vor der Entdeckung aufgenommene Photographie noch keine Spur des neuen Sternes zeigte, obschon selbst Sternlein bis zur zwölften Größe ihren Eindruck auf der Platte hinterlassen hatten.

Es handelt sich also um das verhältnismäßig plötzliche Aufleuchten eines bis dahin entweder gar nicht vorhandenen, oder wenigstens (selbst in großen Fernrohren) unsichtbaren Sternes.

Wie es bei derartigen Entdeckungen stets zu geschehen pflegt, so ließe sich auch hier darüber streiten, wer als der eigentliche Entdecker des Sternes anzusehen sei. Unzweifelhaft haben manche denselben aufgefunden, ohne von anderer Seite irgend welche Nachricht über dessen Vorhandensein erhalten zu haben. Alle diese haben also ein gewisses Anrecht darauf, als Entdecker angesehen zu werden. Es ließe sich sogar in dieser Hinsicht eine Art Schwindel bewerkstelligen, um der Auszeichnung eines solchen Ehrentitels teilhaftig zu werden, weshalb einige Vorsicht bei der Annahme gewisser Zeitungsnachrichten am Platze sein dürfte, zumal wenn selbst jugendliche, dem Gymnasium noch nicht entwachsene „Entdecker" sich mehren, welche selbst als erste Auffinder des Sternes gelten möchten. Ohne die Möglichkeit einer solchen Sache bestreiten zu wollen und ohne irgend jemand zu nahe zu treten, überlassen wir es den Betreffenden, ihre Prioritätsrechte auszufechten[1].

Der entdeckte Stern wurde nach seinem Bekanntwerden sofort von Hunderten, ja Tausenden von Beobachtern nicht bloß gesehen, sondern förmlich unter besondere Aufsicht genommen. Seine Helligkeit nahm immer noch zu, und zwar in ungewohnt kurzer Zeit. Bereits am 23. Februar überstrahlte er abends zwischen 8 und 9 Uhr M. E. Z. (mitteleuropäischer Zeit) den hellsten Stern im Perseus (α Persei oder Algenib) und bildete so einen glänzenden Mittelpunkt in dem fast gleichseitigen Dreiecke, welches Algenib (zweiter Größe), der bekannte veränderliche Algol (β) und ein Stern dritter Größe (ε) in dem genannten Sternbilde des Perseus bilden: ein Umstand, der das Auffinden des Neulings nicht wenig erleichterte. Das nunmehr rötliche Aussehen des letzteren erinnerte an ähn-

---

[1] Professor Glasenapp in St. Petersburg teilt z. B. in Nr. 3700 der Astronomischen Nachrichten unter dem 5. März mit, daß der 16jährige Andreas Borisiak, Student des fünften klassischen Gymnasiums in Kiew (Rußland), den Stern bereits am Abend des 21. Februar vor 8 Uhr (mittlerer Ortszeit) entdeckt und ihm diese seine Entdeckung in einem allerdings erst am Morgen des 24. Februar abgesandten Briefe mitgeteilt habe. Der Brief, meint er, sei jedenfalls früher abgegangen, als das Telegramm der Zentralstelle dort einlaufen konnte. — Dem Herausgeber der Astron. Nachr. schien eine solche frühzeitige Entdeckung einigermaßen im Widerspruch zu stehen mit andern Angaben von Herrn Hartwig in Bamberg, Plaßmann in Münster und Schwab in Ilmenau. Nach letzteren war zu jener Zeit noch nichts Auffallendes im Sternbilde des Perseus zu sehen gewesen, während Borisiak den gefundenen Stern zwischen erster und zweiter Größe angab. Vielleicht hat er dessen Helligkeit überschätzt, da seine sonstigen Angaben ganz glaubwürdig scheinen.

liche Sterne erster Größe, die wir in nicht gar so großer Entfernung von demselben kennen, wie Capella (α Aurigae) im Sternbilde des Fuhrmanns oder auch Aldebaran (α Tauri) im Stier. Nicht gar lange nach Mitternacht zwischen dem 23. und 24. Februar überstrahlte der neue bereits beide genannten Sterne erster Größe, ja selbst der hellste Stern unserer nördlichen Himmelshemisphäre, Vega (α Lyrae) in dem Sternbilde der Leier, schien von seinem Glanze übertroffen. Damit war dann auch der Höhepunkt der Helligkeit erreicht; denn leider sollte nun sofort eine verhältnismäßig rasche Abnahme dieses Glanzes beginnen.

Bekanntlich teilt man die dem unbewaffneten Auge sichtbaren Sterne in sechs verschiedene Größenklassen. Bei der ersten und hellsten angelangt, sank der neue Stern bald wieder zur zweiten (28. Februar), dritten (7. März), vierten (12. März), fünften (1. April) Klasse zurück; wo wir dies schreiben, ist er bereits an der Grenze der Sichtbarkeit für das bloße Auge angelangt. Dabei hat er (wie wenigstens aus unsern eigenen Beobachtungen hervorgeht) seine dunkelrote Farbe stets beibehalten. Diese sowohl, mehr aber noch sein im Spektroskop zerlegtes Licht geben die besten Anhaltspunkte für eine endgültige Erklärung der seltenen Erscheinung. Bevor wir jedoch zu dieser übergehen, wollen wir des besseren Verständnisses wegen noch kurz einiger ähnlicher, von der Geschichte der Himmelskunde uns überlieferter neuer Sterne gedenken.

Es sind ungefähr drei Jahrhunderte verflossen, seitdem ein so heller Neuling (Nova sc. stella) am Himmelsgewölbe aufleuchtete. Es war zunächst im Jahre 1572, als Tycho Brahe, der berühmte dänische Astronom, am 11. November abends, vom Laboratorium zu seiner Wohnung zurückkehrend, im Sternbilde der Kassiopeia einen bisher nie bemerkten hellen Stern wahrnahm; das weiß glänzende Licht desselben übertraf an Helligkeit sämtliche Fixsterne; wie der Morgenstern (Venus) in seinem stärksten Glanze, so konnte selbst dieser neue Stern bei hellem Tage mit unbewaffnetem Auge erkannt und beobachtet werden. Allein wie bei dem gegenwärtigen, so dauerte auch damals die Glanzperiode nicht gar lange. Tychos Beobachtungen haben dem Stern bei der Nachwelt den Namen des Tychonischen Sternes eingetragen[1]. Nach ihm war er im Dezember

[1] Tycho war nämlich keineswegs der erste Entdecker des Sternes. Wie sich bald herausstellte, war der neue Stern wahrscheinlich bereits Ende Oktober, sicher aber am 7. und 8. November, von verschiedenen Beobachtern entdeckt worden. Tychos besonderes Verdienst um den wunderlichen Stern besteht darin, daß er

desselben Jahres schon kaum mehr dem minder hellen Planeten **Jupiter** vergleichbar; im Februar und März des folgenden Jahres hatte er immerhin noch die Helligkeit eines Fixsternes erster Größe; in den zwei folgenden Monaten April und Mai sank er zur zweiten, im Juli und August zur dritten Größenklasse; im Januar 1574 konnte er in seinem bleifarbigen Lichte kaum mehr zur fünften gerechnet werden. Im folgenden März wurde er wieder vollständig unsichtbar, da man bekanntlich damals noch kein Fernrohr besaß.

Durch die so festgestellten Thatsachen waren mit einem Schlage die allzu voreilig in das Gebiet der Sage verwiesenen Überlieferungen über Erscheinen und Verschwinden neuer Fixsterne wieder zu Ehren aufgenommen. Immerhin hätte die Autorität eines **Hipparch** genügen können, über ähnliche Erzählungen nicht zu schnell den Stab zu brechen.

War es doch gerade das Erscheinen eines neuen Sternes (134 v. Chr.) **im Sternbilde des Skorpions**, welches diesen Altmeister der Himmelskunde zur Anlegung eines genauen Sternkatalogs veranlaßte. Nur so, sagte er sich, wenn die Lage der vorhandenen (vorzüglicheren) Fixsterne festgelegt ist, wird es möglich sein, für die Zukunft ähnliche Erscheinungen mit größerer Sicherheit festzustellen.

Wenige Jahre nach dem Auftreten des **Tychonischen Sternes** hatten **Kepler** und seine Zeitgenossen Gelegenheit, einen neuen Stern im **Schlangenträger, Ophiuchus**, zu beobachten. Derselbe erstrahlte ebenfalls im Oktober 1604 in einem Glanze, der alle Fixsterne übertraf, um dann ähnlich seinen Vorgängern bis Anfang 1606 wiederum allmählich zu erblassen und endlich zu verschwinden. Kepler hat demselben eine besondere Abhandlung gewidmet unter dem Titel: De stella nova in pede Serpentarii [1]. In einem früher bereits veröffentlichten kurzen, in deutscher Sprache abgefaßten Berichte über dieselbe Nova [2] erzählt uns derselbe von einem andern neuen Stern, der vier Jahre früher erschienen und damals noch sichtbar war. Hören wir ihn selber: „Demnach auch vor vier Jahren ein mittelmäßiger sterne tertiae magnitudinis in pectore Cygni und

ihn am fleißigsten beobachtet und dessen Geschichte in einer eigenen Abhandlung **De nova stella A. 1572** der Nachwelt überliefert hat.

[1] Cf. Op. omnia, ed. Frisch II, 575 sqq.

[2] Gründlicher Bericht von einem ungewohnlichen Newen Stern, welcher im October diß 1604. Jahres erstmahlen erschienen. gestelt durch **Johan Kheppleru** Röm. Kay. May. Mathematicum. Erstlich gedruckt in der alten Stat Prag in Schumans Druckerey. Anno MDCV. A. a. O. I, 473 ff.

auch in via lactea auffgegangen, und noch der zeit in einerley größ und stell zu sehen ist, der zuvor nie an ermeltem ort, wie mit starckhen argumenten und genugsamen kundschafften zu erweisen weder von Hipparcho vor 1800, noch Ptolemäo vor 1400 Jahren, noch jemanden auß nachfolgenden Mathematicis gesehen worden: Also hat sich auch im jetz lauffenden 1604. Jahr, den 9. oder 10. Octobris abermahl ein sehr großer heller zwintzender stern in der constellatione Serpentarii und 17 grad 43 minuto des Schützens cum declinatione Meridiana, latitudine vero Septentrionali gr. 1.55 m., zwar nit eben in via lactea, aber doch in dem Platz des Himmels, der zwischen den zweyen pfäden deren alda gespaltenen straßen eingeschlossen ist, und zwar dem vorderen Pfad nahend, erstmahlen entzündet, und ist den 17. 18. 21. 28. Octobris observando so viel befunden worden, daß er kheinen lauff nit habe, außerhalb des täglichen Auff- und Niedergangs."

Letzterer Umstand war von Wichtigkeit, weil aus ihm („zu Vermeidung großer Absurdideten") hervorging, daß es sich nicht etwa um einen Kometen oder Planeten, sondern um einen eigentlichen (wie Kepler sich noch drastisch ausdrückt: „am eußersten Himmel und Firmament under andere fixsterne angeheffteten") Fixstern handelte.

Seit jenem glänzenden Neuling von 1604 erschien im Jahre 1670 abermals ein neuer Stern im Bilde des Füchsleins (Vulpecula), der aber nur eine Helligkeit dritter Größe erreichte. Das ganze 18. und die Hälfte des 19. Jahrhunderts verstrichen, ehe sich ein neuer Stern zeigte. Ein Neuling erster Größe kam überhaupt nicht mehr bis auf unsere Tage. Wohl haben die Sternforscher mit ihren Fernrohren noch manche kleine Nova aufgefunden und beobachtet; wir müssen uns hier mit deren einfacher Aufzählung begnügen (siehe Tafel S. 530).

Seit der Anwendung der Photographie auf die Himmelserforschung ist die Auffindung kleiner Neulinge bedeutend erleichtert. Genügt es ja, ein vor einer mehr oder weniger langen Zeit aufgenommenes Bild mit einem späteren zu vergleichen, um bald herauszufinden, ob auf der neuen Platte ein Sternlein vorhanden, welches auf der andern fehlt. Es versteht sich von selbst, daß dabei die notwendige Sorgfalt anzuwenden ist, um nicht etwa ein zufälliges Fleckchen auf der Platte oder auf dem Papier für einen Stern anzusehen [1].

[1] Frau Fleming entwickelt in dieser Hinsicht auf der Sternwarte des Harward College (Cambridge, Mass.) eine erfolgreiche Thätigkeit, wie aus der eben erwähnten Tafel hinreichend hervorgeht.

Jahr	Rektascension	Deklination	Größe	Sternbild	Entdecker
1848	16ʰ 53,9ᵐ	—12° 44′	V.	Ophiuchus	Hind
1860	16 11,1	—22 44	VII.	Skorpion	Auwers
1860	14 9,4	+19 32	X.	Bootes	Baxendell
1863	16 16,7	—17 39	IX.	Skorpion	Pogson
1866	15 55,3	+26 12	II.	Krone	Birmingham
1876	21 37,8	+42 23	III.	Schwan	J. Schmidt
1885	0 37,2	+40 43	VII.	Andromeda	Hartwig
1887	1 55,1	+56 15	IX.	Perseus	Fleming
1891	5 25,6	+30 22	IV.	Fuhrmann	Anderson
1893	15 22,2	—50 14	VII.	Winkelmaß	Fleming
1895	11 8,9	—61 24	VIII.	Schiff Argo	Fleming
1895	13 34,3	—31 8	VII.	Centaur	Fleming
1898	18 56,2	—13 18	V.	Schütze	Fleming
1899	19 15,3	— 0 19	VII.	Adler	Fleming

Verwandt, doch nicht zu verwechseln, mit den neuen sind die sogen. veränderlichen Sterne. Man kann wohl sagen, daß alle neuen Sterne zugleich auch veränderliche sind, nicht aber umgekehrt sind alle veränderlichen auch neue Sterne[1]. Auch ist die Veränderlichkeit der neuen Sterne nicht an eine erst wachsende, dann stetig abnehmende Helligkeit gebunden. Selbst bei dem gegenwärtigen Sterne haben nicht wenige Beobachter gewisse Schwankungen wahrnehmen wollen; leider tritt bei diesen feineren Beobachtungen die Erdatmosphäre mit ihren zeitweiligen und stellenweise oft kaum wahrnehmbaren Trübungen sehr störend zwischen das Auge und den zu beobachtenden Stern. Jeder Sternforscher weiß, wie oft es ihm vorkommt, daß bei scheinbar heiterem Himmel in einem Sternbilde, wo alle Sterne wohl zu erkennen sind, sich plötzlich der eine oder andere zu verdunkeln scheint. Es handelt sich dabei um kleine winzige Wölkchen, welche, dem Auge unsichtbar, sich hindernd und verdunkelnd vor den Stern stellen. Um so mehr ist dies der Fall, wenn der Himmel großenteils mit Wolken bedeckt ist und nur hie und da einen Durchblick gestattet. Für eine solche Täuschung glauben wir (salvo meliore iudicio) die Beobachtung des Berliner Astronomen F. S. Archenhold halten zu müssen, welcher in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar den neuen Stern plötzlich verschwinden sah, obschon er die übrigen Sterne im Perseus un-

[1] Außerdem pflegt man von neuen veränderlichen Sternen zu reden, d. h. von Fixsternen, die als solche längst vorhanden und bekannt sind, deren Veränderlichkeit aber jetzt erst entdeckt wird.

geschwächt sehen konnte[1]. Solche und ähnliche Beobachtungen bedürfen stets einer anderweitigen Bestätigung, sonst bleiben sie mindestens sehr zweifelhaft.

Die Ursache der Veränderlichkeit bei ganz neuen und bloß veränderlichen Sternen dürfte ebenfalls eine ziemlich verschiedene sein, besonders wenn die Veränderlichkeit der letzteren an bestimmte stets wiederkehrende Zeitabschnitte gebunden ist. Ein schönes Beispiel dieser Art bietet uns der bekannte Stern Algol (β) in demselben Sternbilde des Perseus ganz in der Nähe unseres neuen Sternes. Er ist einfachhin typisch geworden für eine Reihe ähnlicher veränderlicher; man rechnet sie zum Algoltypus. Dieser merkwürdige Stern hat für gewöhnlich eine Helligkeit zweiter Größe (2,2), doch sinkt er in regelmäßigen Zwischenzeiten von 2 Tagen, 20 Stunden, 48 Minuten, 53,7 Sekunden auf kurze Zeit (5 Stunden) zur dritten, ja beinahe vierten (genauer 3,7) Größe hinab, um dann wiederum zu seinem früheren Glanze zurückzukehren.

Es lag nahe, hier an einen dunklen Begleiter (Mond) zu denken, der etwa in der angeführten Zeit den Hauptstern umkreisend, bei seinem Vorübergange vor dem Hauptsterne sich zeitweilig verfinsternd zwischen diesen und die Erde stellen dürfte. Neuere und feinere spektroskopische Beobachtungsmethoden haben dargethan, daß der Begleiter ein erheblich dunklerer Stern ist, welcher mit Algol um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt kreist. Es ist nämlich nicht ausgeschlossen, daß in gewissen Sternsystemen ein heller und ein dunkler Stern von nahezu gleicher Masse, nicht streng genommen einer um den andern, sondern beide um einen dritten (rein mathematischen) Punkt, ihren gemeinsamen Schwerpunkt, kreisen. Es könnte sogar vorkommen, daß der Zentralkörper ein dunkler Stern, der ihn umkreisende Mond jedoch selbstleuchtend sei. Auf diese Weise ist man bei Algol im stande gewesen, das Massenverhältnis zwischen ihm und seinem Begleiter zu bestimmen; letzterer ist nahezu halb so groß wie Algol selbst.

Ein ähnliches Beispiel eines regelmäßig veränderlichen Sternes bildet der „Wunderstern" im Walfisch (Mira Ceti). Die Entdeckung desselben fällt in die Zeit zwischen den beiden neuen Sternen von 1572 und 1604. Der bekannte niederländische Astronom David Fabricius sah nämlich wiederholt im August 1596 einen Stern am Halse des Walfisches, den er im Oktober desselben Jahres trotz aller Anstrengung nicht mehr

[1] Archenhold hatte seine Beobachtung telegraphisch der Zentralstelle in Kiel mitgeteilt; doch hatte man auch hier Bedenken, die Nachricht weiter zu versenden. Vgl. Astron. Nachr. Nr. 3694.

wahrnahm. Im Februar 1609 fand er ihn wieder, und selbst in dem von Bayer im Jahre 1603 gezeichneten Sternatlas findet er sich als o Ceti eingetragen. Fast vergessen und verschollen, wurde er 1638 wieder gesehen, ebenso 1641 und 1648. Hevel belegte den wunderlichen Stern mit dem Namen Mira (unter dem er bis heute bekannt und sichtbar ist), indem er gleichzeitig dessen periodische Veränderlichkeit nachwies[1]. Die Periode Miras ist ungleich länger als die des Algol; sie beläuft sich nach einer genauen Untersuchung Argelanders auf 331 Tage, 15 Stunden, 7 Minuten. In dieser Zeit wird der Stern zeitweilig dem unbewaffneten Auge unsichtbar; sein größter Glanz unterliegt jedoch gewissen Schwankungen von einer Periode zur andern, ja die genannte (mittlere) Periode selbst ist einem Spielraum von nahezu 25 Tagen unterworfen. Fast 5 Monate verfallen dabei auf die Zeit der Unsichtbarkeit, d. h. der Stern befindet sich innerhalb der sechsten Größenklasse; im Fernrohr bleibt er als winziges Sternchen neunter Größe erkennbar; aufgestiegen zur sechsten Größe nimmt er 3 Monate lang an Glanz beständig zu, bis er am Ende dieser Zeit als Stern zweiter Größe dasteht. Doch dauert diese seine Herrlichkeit kaum 14 Tage, worauf er, wie er gekommen, langsam wieder zu seiner ehemaligen Verborgenheit zurückkehrt. Ein wahrer Phönix! Stella mira!

Wie gesagt, selbst die Glanzperiode des Sternes hat ihren Wechsel. Während es dem „Wunderstern" zuweilen gelingt, sich zum Sterne erster Größe aufzuschwingen, tritt er ein anderes Mal, bei der vierten Größenklasse angelangt, bereits seine Rückkehr zur Dunkelheit an.

So bildet Mira Ceti gewissermaßen ein Mittelglied zwischen den eigentlich neuen Sternen und den bloß veränderlichen des Algoltypus. Die bloße Trabantentheorie mit ihren gelegentlichen Verfinsterungen reicht hier nicht mehr aus; jedenfalls hat man ein weiteres Erklärungsmittel zu Hilfe zu nehmen. Vielleicht vermag unsere eigene Sonne weiteren Aufschluß zu geben, da sie ja mit ihren periodisch auftretenden Flecken und der damit verbundenen teilweisen Verdunkelung zu den veränderlichen Sternen zu rechnen ist. Doch betreten wir damit bereits das Erklärungsgebiet unserer Nova: Wie also kann am Himmel ein neuer Stern erscheinen?

---

[1] Succincta historiola novae ac mirae stellae in collo Ceti certis anni temporibus clare admodum affulgentis, rursus omnino evanescentis, so lautet der Titel eines Anhanges, den Hevel seiner Schrift Mercurius in Sole visus (Gedani 1662 in fol.) beigab.

Eine erste, allerdings bequeme, aber höchst unwahrscheinliche Erklärung wäre es, sich denselben jetzt erst durch Gottes Allmacht erschaffen zu denken. Wir erwähnen dieselbe nur der Vollständigkeit halber. Zu solchem unmittelbaren Eingreifen Gottes in sein Schöpfungswerk müßte ein wichtiger Grund vorliegen. Allerdings berichtet uns ja selbst die Heilige Schrift von einem neuen wunderbaren Sterne, der einst die Weisen des Orients zur Krippe des Erlösers führte; allein hier haben wir ein anerkanntes vollgültig bezeugtes Wunder vor uns. — Wenn dennoch einige astronomische Schriftsteller den „Stern von Bethlehem" mit unter das Verzeichnis der neuen Sterne haben aufnehmen wollen, so kann man ihnen von vornherein nicht alle Berechtigung hierzu absprechen. Alles kommt darauf an, welche Gründe sie dafür geltend machen.

Zweitens könnte an und für sich die Möglichkeit vorhanden sein, daß ein Fixstern sich in so ungeheuerlicher Entfernung von der Erde befände, daß die ersten von ihm ausgestrahlten Lichtstrahlen erst jetzt bei uns einträfen und wären sie auch bereits viele Tausende von Jahren (etwa seit dem Tage seiner Schöpfung) unterwegs. Die Himmelsräume sind ja in der That für uns unermeßlich. Wenn der nächste Fixstern (α Centauri) bereits nahezu 4 Jahre beansprucht, um seine Lichttelegramme zur Erde zu befördern, wenn andere, weiter entfernte hierzu einer Zeit von 20, 30 bis 100 Jahren bedürfen, so sind wir damit allerdings so ziemlich an der Grenze des für uns Meßbaren, aber lange noch nicht an der Grenze der wirklichen Entfernungen von Millionen weiterer Sterne angelangt. Wir sähen also jetzt auf einem Sterne, was sich vor 20, 100, vielleicht Tausenden von Jahren auf ihm zugetragen! Wir sähen einen solchen neuen Stern in seinen ersten Entwicklungsstadien, würden jetzt erst anfangen, seine Geschichte sich vor unsern Augen abwickeln zu sehen. Umgekehrt, hätte unsere Erde Lichtstrahlen von der Kraft eines solchen Sternes, so könnte man von ihm aus die Urgeschichte unseres Planeten in bequemer Weise studieren, vorausgesetzt, daß unser Auge die nötige Schärfe besäße, die Einzelheiten seiner Oberfläche beobachten zu können. Das mag manchem nüchternen Leser als Phantasterei vorkommen, und nicht ganz mit Unrecht, wiewohl man der Sache nicht jede wissenschaftliche Berechtigung absprechen kann. Dennoch glauben wir ruhig beifügen zu können, daß wir im vorliegenden Falle uns auch mit dieser Erklärung nicht begnügen dürfen.

Eine dritte weit wahrscheinlichere Erklärung wäre die, daß wir in jenem Sterne einen bis dahin dunklen, mithin für unser Auge unsicht-

baren Himmelskörper vor uns haben. Solcher dunkler Sterne giebt es zweifelsohne nicht wenige; wir brauchen ja nicht einmal über die Grenzen unseres eigenen Planetensystems hinauszugehen, um bei einer einzigen selbstleuchtenden Sonne über 400 solcher Himmelskörper anzutreffen, angefangen von dem Riesenplaneten Jupiter bis zum letzten winzigsten Duodez- oder Taschenplanetchen hinab, das vielleicht noch seiner Entdeckung harrt! Warum sollten andere sonnige Fixsterne nicht ähnliche dunkle Begleiter haben; warum sollten nicht umgekehrt helle Sterne um einen dunklen Zentralriesen kreisen; warum sollten nicht dunkle Sterne ebenso selbständig wie die uns sichtbaren leuchtenden Fixsterne am Himmel ihren Platz behaupten? Sed cui bono? ruft uns da wohl jemand zu: was könnten solche Körper, falls sie nicht bewohnt und sichtbar wären, für einen Zweck haben? — Das ist nun freilich eine andere Frage, deren vollständige Beantwortung uns hier zu weit von unserem Gegenstande abführen würde. Es genügt uns, daß das Vorhandensein solch dunkler Körper durch Störungen, die ihre Anziehung auf andere sichtbare ausüben, in einzelnen Fällen zweifellos nachgewiesen ist. Dabei bleibt durchaus nicht ausgeschlossen, daß auch diese dunklen Körper ihre vorhergehende Lichtperiode gehabt haben. Weisen doch die geologischen Schichten unseres eigenen Planeten, der noch in ihm in heller Glut glimmende Kern deutliche Spuren seiner einstigen Glanzperiode (im wörtlichen Sinne) auf. Wenn jetzt noch, nachdem derselbe mit dicker, abgekühlter Kruste sich überzogen hat, es den unterirdischen vulkanischen Kräften zeitweilig gelingt, diesen Panzer zu durchbrechen und ihre glühenden Fluten über die erstarrte Oberfläche zu ergießen — warum sollte nicht ein gleiches in weit größerem Maßstabe auf einem andern, in seinem Erkaltungsstadium weniger fortgeschrittenen Himmelskörper stattfinden können? Die sich bildende, verhältnismäßig dunkle Kruste fängt an über dem erkaltenden und mithin einschrumpfenden, aber noch glühendflüssigen Kern zu schweben. Es entsteht ein gewaltiger Seitendruck — ein wahrer Gewölbeschub! Das zarte Material ist diesem Drucke noch nicht gewachsen, das Gewölbe zerquetscht sich unter dem eigenen Gewichte; krachend stürzt es zusammen, seine Trümmer verschwinden größtenteils in der glühenden Flut des inneren Feuermeeres. Wir brauchen nur unsern Blick zu unserem Erdbegleiter, dem Monde, emporzurichten, um die Spuren ähnlicher Katastrophen deutlich wieder zu erkennen.

Ein Feuermeer überflutet tosend und zischend die kaum gebildete Ober-

flächenschicht des dunklen Himmelskörpers: wir erblicken einen neuen hell aufleuchtenden Stern!

Kaum ist das Gleichgewicht wieder hergestellt, so beginnt auch sofort von neuem der jetzt durch die plötzliche Entfesselung der eingekerkerten Wärme des Innern beschleunigte Erkaltungsprozeß. Der vorher plötzlich zu einer Helligkeit erster Größe aufflackernde Stern sinkt allmählich zur zweiten, dritten, vierten Größe zurück! Bald ist er unsern Augen wiederum entschwunden, vielleicht auf immer; vielleicht aber auch, um nach einer Reihe von Jahren oder Jahrhunderten dasselbe Spiel von neuem, wenn auch in schwächerem Maßstabe, zu beginnen.

Damit hätten wir eine befriedigende, auf sicheren Thatsachen beruhende Erklärung so ziemlich alles dessen vor uns, was ein neuer Stern dem gewöhnlichen Beobachter zu bieten pflegt.

Viertens wäre es aber auch möglich, daß ein neuer Stern einen wahren Weltuntergang bedeute, welcher etwa durch den Zusammenstoß zweier Weltkörper veranlaßt sein könnte. Jedermann weiß, daß ein Stoß oder Schlag Wärme erzeugt. Durch Hämmern kann man Eisen selbst zum Glühen bringen. Die so hell aufleuchtenden, unter dem Namen von Sternschnuppen bekannten Lichterscheinungen, die wir oft am nächtlichen Himmel beobachten, und die in ihrem Glanze uns als wahrhaftig fallende Sterne (stelle cadenti sagt der Italiener einfachhin) vorkommen, sind bekanntlich nichts anderes, als das Produkt von Reibung, welches winzige Himmelskörperchen (selbst einfacher Meteorstaub) in unserer Atmosphäre erfahren. Die Erscheinung entfaltet einen außerordentlichen Glanz, wenn ein Himmelskörper auf seiner Wanderung mit einer Riesenwolke kosmischen Staubes zusammentrifft und diesen auseinanderstiebt, wie etwa eine Kanonenkugel einen Mückenschwarm zerstieben würde.

Wir wissen aus Erfahrung, welche Gluthitze sich entwickelt, wenn ein eigentlicher Meteorstein zischend und krachend in unsere Atmosphäre eindringt, um sich tief in den Erdboden einzuwühlen. Was würde aber erst geschehen, wenn etwa ein Himmelskörper von der Größe unseres Mondes auf die Erde herabstürzte?! Was, wenn etwa unser ganzes Planetensystem auf der erkalteten Sonne zusammenbräche? Dieselbe würde infolge der hierbei entstehenden Gluthitze von neuem für ferne Himmelsbewohner als Stern erster Größe nicht etwa für wenige Stunden, sondern für viele Tausende von Jahren aufleuchten.

Fünftens endlich könnten wir in einem neuen Stern einen wirklichen Weltenbrand ohne irgend welchen Zusammenstoß vor uns haben. Jeder selbstleuchtende Himmelskörper, wie unsere eigene Sonne, strahlt unausgesetzt eine ungeheure Masse von Wärme und Licht ins Weltall hinaus. Um sich dennoch in demselben Lichtstadium zu erhalten, ist irgend ein Ersatz für den beständigen Verlust notwendig, sonst wird der Stern (die Sonne) sich allmählich mit dunklen Flecken überziehen; er wird allmählich, wenn auch zuweilen Jahrtausende hierzu erforderlich sein mögen, erkalten, in milderem Lichte leuchten, ungemein weit entfernten Beobachtern selbst unsichtbar werden. Infolge der für uns kaum darstellbaren Temperatur des leuchtenden Gestirns befinden sich alle auf ihm vorhandenen Stoffe in vollständiger gegenseitiger Scheidung (Dissociatio). Ist nun die sinkende Temperatur allmählich auf jenem Punkte angelangt, wo eine chemische Verbindung gewisser Gasmassen vor sich gehen kann, so tritt diese mit einer großartigen, alle unsere Vorstellungen überschreitenden Licht- und Wärmeentwicklung ein. Der verschwundene Stern flackert explosionsartig in ungeheurem Glanze auf: wir sehen einen neuen Stern erster Größe. Leider dauert das großartige Schauspiel nicht gar lange. Es war wie das nochmalige Aufblitzen des ehemaligen Lebensfunkens! Das Werk der Erkaltung beginnt von neuem und geht nunmehr stetig, mit einigen ähnlichen örtlichen Unterbrechungen, vor sich — der neue Stern verliert schnell seinen auf kurze Zeit nochmals entfalteten Glanz — der Stern erster Größe geht von Stufe zu Stufe, langsam, aber sicher der Dunkelheit entgegen.

Dem Astronomen liegt es ob, zu entscheiden, welche der genannten Erklärungsweisen im gegebenen Falle am besten den Beobachtungen entsprechen. Er besitzt hierbei in dem Spektroskop, jenem lichtzerlegenden Instrumente der Neuzeit, ein mächtiges Hilfsmittel. Die hier auftretenden bald hellen bald dunklen Linien sagen ihm, welche Gase da oben explodieren, welche Atmosphären sich um den ausgebrannten Himmelskörper lagern. Leider hat der sonst sprichwörtlich gewordene „heitere italienische Himmel" (il bel ciel d'Italia) den Schreiber dieser Zeilen für diesmal fast vollständig im Stiche gelassen, so daß er in dieser Hinsicht weniges aus eigenen Beobachtungen zu bieten vermag. P. Sidgreaves S. J., Direktor des Stonyhurst College Observatory in England, telegraphierte am 4. April an die Zentralstelle in Kiel, daß dem schwächeren Glanze des Sternes, wie er ihn am 22., 25. und 28. März beobachtete, eine

gleichzeitige Veränderung im Spektrum entsprach. Von verschiedenen andern Seiten wurden Änderungen der Farbe gemeldet. Trotz der zeitweiligen Schwankungen in der Helligkeit ist eine stetige Abnahme derselben immer noch erkennbar[1]. Ob die Schwankungen sich an eine bestimmte Periode anschließen, kann wohl noch nicht mit Sicherheit angegeben werden. Der den Lesern unserer Zeitschrift nicht unbekannte Direktor der Sternwarte in Georgetown (Vereinigte Staaten von Amerika), P. J. Hagen S. J., hat sich der Mühe unterzogen, zwei genaue Karten der den Stern umgebenden Himmelsgegend anzufertigen, eine für Beobachtungen mit bloßem Auge, eine zweite für teleskopische Beobachtungen. Jede Karte ist mit einem ausführlichen Katalog der Vergleichsterne versehen. Da diese Sterne den verschiedensten Abstufungen der einzelnen Größenklassen entsprechen, so bietet ihr Vergleich mit dem neuen Sterne die Möglichkeit, auch die feineren Schattierungen im Lichtstrahl des letzteren anzugeben. Leider verschwindet die betreffende Himmelsgegend jetzt bald vollständig in der Abenddämmerung; auch ist die Witterung vielfach ungünstig, so daß es schwer sein wird, jetzt schon hinreichendes Material für ein endgültiges Urteil über die wahre Natur des Sternes zu sammeln. Helle wie dunkle Linien und Bänder wurden hier (in Rom) wie anderswo in dem vielem Wechsel unterworfenen Spektrum des Neulings wahrgenommen.

Auf dem astrophysikalischen Observatorium in Potsdam, wo man über die vorzüglichsten spektrometrischen Apparate verfügt, konnte die Anwesenheit von Wasserstoff, Calcium, Magnesium, Silicium, Cleveit nachgewiesen werden, welche Stoffe ungeheure innere Bewegungen zeigten. Gerade diese vielfach entgegengesetzten Bewegungen, bei denen manchmal einige hundert Kilometer (in der Sekunde) in den Kauf zu nehmen sind, bieten noch viel Rätselhaftes. Soviel scheint jedoch bereits aus der bisherigen Sichtung des Beobachtungsmaterials hervorzugehen, daß wir in dem Neuling mehr als einen Himmelskörper vor uns haben. Dabei dürfte es sich um etwas mehr als einen bloßen Belagerungszustand handeln. Hoffentlich folgt der Aufregung des Krieges ein baldiger dauernder Friede.

Aus den immer noch mit Fleiß und Ausdauer fortgesetzten Beobachtungen genauere Schlüsse zu ziehen, muß der nächsten Zukunft über-

---

[1] Am Abend des 9. Mai um 8 Uhr (M.-E. Z.) schätzten wir denselben im Fernrohr nur mehr 7. Größe. Durch die nach unsern eigenen Beobachtungen stets rötliche Farbe hat er nicht wenig Ähnlichkeit mit dem nahen Sternlein σ in demselben Sternbild.

lassen bleiben. Für uns genügt es hier, einstweilen im allgemeinen die notwendigen Orientierungspunkte angeführt zu haben.

Zum Schlusse möchten wir nicht den Gegensatz unerwähnt lassen, welchen ähnliche Himmelserscheinungen jetzt und einst hervorzubringen pflegten. Wie mußte sich der gute Kepler nicht abmühen, um seinen Zeitgenossen klar zu machen, daß der damals erschienene neue Stern nichts Besonderes zu bedeuten habe, oder vielmehr: „In Politischen sachen und menschlichen Hendeln hab trefflich viel zu bedeuten, zwar nit seiner Natur nach, sondern per accidens wegen der Menschen gemüther. Dan anfänglichen bedeutet er den Buchdruckhern große unrhu und zimlichen gewin dabey: dan sagt ein jeder Theologus, Philosophus, Medicus und Mathematicus, oder wer sonsten ohne eine arbeitsame jme anbefohlene verrichtung seine ergetzlichkeit bey den studiis sucht, würt jme besonderliche gedanckhen machen, und mit denselben ans liecht khommen wollen. So werden andere gelehrte und ungelehrte ein jeder gern wissen wollen, was er bedeute, und die Authores, so davon geschrieben, zusamen khauffen. Diß meld ich gleichnusweise, dan wie diß ohne große kunst leichtlich ist zu errathen, also khan es eben so leicht und auff gleiche weise geschehen: das der gemeine pöffel, oder wer sonsten etwa bald glaubig, es sey nun jetzo gleich ein sinnverructer Mensch, der sich selber zu einem großen Propheten mache, oder auch ein mächtiger Herr, der zu größern digniteten ein gut fundament und anfang habe, durch erscheinung diß sternens entweder auffgemuntert werden, etwas newes anzufahen, gleich als hett jnen Gott der Herr diesen stern als ein Liecht im fünstern angezündet, jnen darzu zu leichten: oder aber auch, da sie zuvor etwas wagliches bey sich heimlich beschlossen gehabt, jetzo davon abgeschreckhet werden, vermeinende, dieser sterne bedeute ein besonder unglückh, darein auch sie durch solliches jr verwegen fürhaben gerathen möchten". . . . „Und soviel sey als zu einer vorbereitung gesagt. Die recht eigentliche bedeutung aber würt uns die zeit lehren, deren wir, so lang es dem Allmechtigen gefelt, im rechten reinen vertrawen auff **Gott**, und hindansetzung aller forcht, so uns einige creatur fürmahlet, erwarten sollen."

Adolf Müller S. J.

Zur Pekinger Volkskunde [1].

Kein Zweig der Völkerkunde ist bislang so stiefmütterlich behandelt worden wie das chinesische Volkstum. Das mag befremdend klingen. Gehören doch gerade die älteren Quellen, aus denen unser Wissen von Chinas Land und Leuten fließt, zu den trefflichsten Urkunden der Ethnographie. Die eigentlichen Beiträge zur chinesischen Volkskunde begannen in den Missionsberichten des 16. Jahrhunderts, als der entscheidende Versuch unternommen wurde, engere Fühlung mit dem Volksleben zu gewinnen. Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß durch alle Berichte der älteren Epoche eine ausgesprochen ethnographische Tendenz geht, ein Bestreben, den Leser mit den Sitten und Bräuchen des so eigenartigen Volkes vertraut zu machen. Wir besitzen in ihnen ein wahres Archiv ethnographischer Urkunden, Mitteilungen, in denen sich ein Scharfblick der Beobachtung und eine Sicherheit der Charakteristik kundgiebt, wie wir sie in den meisten jüngeren Aufzeichnungen vergebens suchen. Man fühlt es, daß die Männer, welche jene inhaltvollen Berichte niederschrieben, aus dem reichen Schatz unmittelbarer Beobachtung schöpften. Aus jeder Zeile leuchtet die Vertrautheit mit dem Denken und Empfinden des Volkes, während das, was uns in den neueren Reiseberichten geboten wird, nicht selten ein sehr subjektives Gemälde aller möglichen Gegenstände und Reiseeindrücke ist.

Darum hätten uns die älteren Berichte schon längst ein ethnographisches Quellenbuch von unschätzbarem Wert sein können. Wenn diese Urkunden gleichwohl bis jetzt ein ungehobener Schatz geblieben sind, so liegt das weniger an dem Umstand, daß der Inhalt noch Rohstoff zur Völkerkunde ist, eine Materialiensammlung, die der hebenden und ordnenden Hand bedarf. Der Grund ist in der befremdenden Gleichgültigkeit zu suchen, die das bedeutsamste Volkstum des *fernen* Ostens im Kreise wissenschaftlicher Forschung zurücktreten ließ, während andere Zweige der Völkerkunde sich längst „von ihrer alten Dienstbarkeit der Geographie und Geschichte freigesprochen", um die Lebensluft einer freien und selbständigen *Wissenschaft* zu genießen.

Die wissenschaftliche Volkskunde erstrebt ja mehr als eine Summe lose aneinandergereihter Beobachtungen. Es muß die Erkenntnis des *inneren* Zusammenhanges der Erscheinungen hinzutreten. Die Einzelbeobachtungen müssen in beleuchtender Gegenüberstellung miteinander verglichen werden, um die allgemeinen Gesetze zu gewinnen, welche die unantastbaren Grundlagen der in so bunter Mannigfaltigkeit wechselnden menschlichen Gesittung bilden. Von dieser Höhe *wissenschaftlicher* Forschung ist bis in die jüngste Zeit kein Zweig

[1] *Wilhelm Grube*, Zur Pekinger Volkskunde. (Veröffentlichungen aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde. Bd. VII, 1.—4. Heft.) 4°. (166 S. u. 10 Tafeln.) Leipzig, Spemann, 1901.

der Völkerkunde weiter entfernt gewesen als die chinesische Volkskunde. Erst die Arbeiten des holländischen Gelehrten de Groot[1] haben einen Umschwung angebahnt. Aber wenn ich den Namen de Groots nenne, so habe ich auch schon alles erschöpft, was an hervorragenden Untersuchungen zur Ergründung der chinesischen Volkspersönlichkeit seitdem geboten wurde. Die Arbeiten von Gray und Doolittle kommen ebensowenig in Betracht als die Unzahl der jüngeren Reisebriefe, die uns wohl die äußere Existenz des Volkes, den Boden, in dem es wurzelt, die Städte und Straßen, die es belebt, zu schildern verstehen, ohne jedoch in die Tiefen des Volkslebens hinabzusteigen, ganz im Gegensatz zu den alten Glaubensboten, die nicht bloß schildern, um zu unterhalten, sondern die als echte Volksforscher die Volksindividualität in ihrem innersten Wesen zu erfassen und darzustellen suchen. Während hier die Darstellung ein Leben atmet, das dem Bilde auch nach zwei Jahrhunderten noch ein frisches und jugendliches Gesicht verleiht, verliert sich dort die Schilderung in flüchtige, zum Teil falsche Linien. Es fehlt das tiefere Eindringen in das Leben und Weben des Volkes, die Vertrautheit mit der ideellen Gestaltung des Volkstums in Familie und Gesellschaft. Ich sehe es daher als ein glückliches und verheißungsvolles Zusammentreffen an, daß in demselben Augenblick, wo unser Vaterland zur lebhaftesten Teilnahme an den politischen und wirtschaftlichen Interessen des Ostens aufgeweckt wurde, ein Werk erscheint, das dem allseitig erwachten Sinn für Land und Leute von China mit einem ebenso anziehenden als inhaltvollen Bilde des chinesischen Volkstums entgegenkommt. Führt es uns doch mitten in das Zentrum des politischen und sozialen Lebens, so eigentlich in das Herz des „Reiches der Mitte", aber nicht um uns das äußere Bild Pekings mit seinen Thoren und Türmen, Tempeln und Palästen, kurz mit jener architektonischen Fülle, die auch in der zerfallenden Pracht noch bezaubernd wirkt, näher zu bringen, sondern um uns in den Sitten und Bräuchen von Familie und Gesellschaft jene geheimnisvollen Grundkräfte zu beleuchten, aus denen die chinesische Nation als individuell geprägte Volkspersönlichkeit hervorgegangen ist. Die alte Fürstenresidenz Peking wird vielleicht für immer in Trümmer gehen. Wer vermag mit vorausschauendem Blick zu sagen, welchen Lauf die Ereignisse nehmen werden? Aber das Volk, das durch Jahrhunderte in Peking seinen bewegenden Mittelpunkt hatte, steht nach wie vor ebenso fest und tief gewurzelt im Boden seiner Familiensitte. Und keine Anzeichen deuten darauf hin, daß sich an dem zähen chinesischen Volkstum so schnell ein Wandel vollziehen werde wie an dem leichten und empfänglichen Charakter des japanesischen Volkes. Um so notwendiger erscheint es, das chinesische Volk in den religiösen und sittlichen Grundlagen, auf denen es ruht, in den gestaltenden Mächten von Sitte und Recht, kurz in der ganzen Eigenart der Persönlichkeit zum Gegenstand eines eindringenden Studiums zu machen.

[1] The Religious System of China, its Ancient Forms, Evolution, History and Present Aspect, Manners, Customs and social Institutions connected therewith. Vol. I—III. Leyden 1892—1897.

Man schreibt und spricht soviel von den „unerläßlichen inneren Reformen", die in China durchgeführt werden müssen, um einem Wandel zum Bessern die Wege zu ebnen. Mit feiner Ironie hat vor einigen Monaten ein geistvoller Franzose diese „idealen" Bestrebungen gezeichnet. „Man will China für Handel und Industrie offen halten. Man will es weiter erschließen und baut dabei auf die civilisatorische Kraft des Drahtes und des Schienenweges. Aber es heißt sich eitler Täuschung hingeben, wenn man auf diesem Wege die ‚unerläßlichen inneren Reformen' durchführen will. China kann allerdings mit Gewalt erschlossen werden. Und dann wird es entweder ins Unvermeidliche sich fügen oder aber sich unsere Errungenschaften so aneignen, daß es sich ihrer gegen uns bedient. Europa wird daher immer auf Wache stehen müssen vor den Thoren des Riesenreiches. Die ‚unerläßliche innere Reform' beruht einzig auf dem wirksamen Schutz eines ehrenhaften Handels nach außen. Dieser aber hängt vor allem von dem Einfluß ab, den wir auf die Gesittung des chinesischen Volkes gewinnen. Um hier jedoch einen Wandel hervorzurufen, müssen wir vor allem die Gesittung des Volkes selbst kennen lernen. Um die Gesittung kennen zu lernen, muß Europa das chinesische Volkstum studieren." [1]

Kein treffenderes Wort hätte Grube seiner Abhandlung „Zur Pekinger Volkskunde" als Begleitwort mit auf den Weg geben können. Denn was uns vor allem not thut, das ist eine gründliche Kenntnis des chinesischen Volkscharakters, eine enge Vertrautheit mit dem Denken und Empfinden eines Volkes, das in seinen Sitten und Bräuchen, in dem Wachstum seines familienhaften und gesellschaftlichen Lebens unserem abendländischen Kulturleben um mehr als ein Jahrtausend vorausgeeilt ist. Die Wurzel dieser Erkenntnis liegt in dem Studium der Familie. Die Familie ist das Heiligtum des Chinesen, die Familiensitte der Inbegriff seiner sozialen Ideale. Daher wird uns das geistige und sittliche Leben Chinas immer unverständlich bleiben ohne ein Zurückgehen auf diesen Grundbau, aus dem die Individualität der einzigartigen Volkspersönlichkeit emporgewachsen ist. Brauch und Herkommen der Familie begründen die allgemeinsten und dauerhaftesten Sitten; sie sind die Grundpfeiler der natürlichen gesellschaftlichen Ordnung, die innerste Kulturmacht des Volkes. Die Sitte ist das natürliche Ergebnis einer ganzen Kette menschlicher Entwicklungen, das Erbe von Jahrhunderten. Nur das Volk macht die Sitte. Eine von dem Einzelnen geschaffene Einrichtung wird erst zur Sitte, indem sie sich durch eine Reihe von Geschlechtern festsetzt, erweitert und fortbildet. Alle Sitte aber hat ihre letzte natürliche Wurzel in der Familiensitte; die Familie ist der erste und engste Kreis, in welchem wir uns bei uns selbst daheim fühlen. Sie ist die ursprünglichste, menschlich-sittliche Genossenschaft. Die Familiensitte nun ordnet und formt das Familienleben. Von der Familie geht die Herrschaft der Sitte aus, um sich über die emporwachsende Gesellschaft und mit der Entwicklung der Gesetze und Rechtsgewohnheiten auch über den Staat zu verbreiten. Soll daher das bürgerliche und staatliche Leben Chinas erneuert werden, so muß die Erneuerung von

[1] Revue des deux Mondes 1901 I, 140.

der Familiensitte ausgehen. Aber nicht durch Zerstörung, sondern durch aufmerksame Berücksichtigung und Umbildung der volkstümlichen Sitte wird sich allmählich der alternde Staatsorganismus verjüngen.

Darin nun liegt der unvergleichliche Vorzug von Grubes Beitrag „Zur Pekinger Volkskunde", daß uns hier zum erstenmal die Möglichkeit geboten wird, das innerste Leben der Familie in dem überraschenden Reichtum ihrer Sitten und Einrichtungen kennen zu lernen. Als wissenschaftliche Leistung tritt die Arbeit Grubes ebenbürtig der de Groots an die Seite. Als Schlüssel zu den Fundamentalanschauungen, die das Leben des Volkes beherrschen, gewinnt das von Grube entworfene Bild des Volkslebens noch eine ungleich höhere Bedeutung im Zusammenhang mit der abendländischen Kulturmission, eine Bedeutung, die es dem Staatsmann ebenso beachtenswert macht als dem Volksforscher. Ist das Werk für den Ethnographen, der die Bewegung und Verbreitung der Sitten erforscht, von der größten Wichtigkeit durch die großartige Erweiterung und Bereicherung seines ethnographischen Wissens von China, so sieht der Staatsmann in der bewundernswerten Fülle von Einzelbildern, die zu einem lebensvollen Gesamtbild verwoben sind, das Volk in den charakteristischen Einrichtungen einer mehrtausendjährigen, hochentwickelten Gesittung vor sich, der er vor allem Rechnung tragen muß, wenn er erneuern und nicht zerstören will.

Das Bild des Volkslebens rückt unvermerkt in eine andere Beleuchtung, sobald wir einmal anfangen, das bis ins kleinste ausgebildete Familienleben in seinen Sitten und Bräuchen zu studieren. Diesem Studium kommt die Arbeit Grubes in dankenswerter Weise entgegen. Es liegt ihr eine größere ethnographische Sammlung zu Grunde, welche der Gelehrte während seines Aufenthaltes in Peking für das „Königliche Museum für Völkerkunde" angelegt hat [1]. Diese Sammlung bezieht sich zwar „ausschließlich auf Peking, indem sie die dortigen Sitten und Bräuche schildert, wie sie sowohl das Leben des Einzelnen in seinen Hauptetappen von der Wiege bis zur Bahre begleiten, als auch das Volkstum in seinem inneren und äußeren Leben charakterisieren". Aber innerhalb dieses engeren Kreises ist es Professor Grube gelungen, ein Bild zu entwerfen, das in der reichen und kunstvollen Behandlung des Stoffes vorbildend für jede weitere Darstellung sein wird. Unter seiner Hand hat die chinesische Volkskunde, der,

---

[1] Wer in jüngster Zeit die chinesische Abteilung des Museums besuchen konnte, dem werden die buntfarbigen Festaufzüge, die mannigfachen Kleidungsstücke und Schmuckgegenstände nicht entgangen sein, die hier in langer Reihe sich dem Auge des Besuchers darbieten. Er hat hier ein echtes Stück des Pekinger Volkslebens en miniature vor sich. Als Ganzes bildet Grubes Sammlung in ihrer systematischen und einheitlichen Durchführung ein würdiges Seitenstück zu denen des Musée Guimet und des British Museum. Wenn daher die chinesische Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde heute ein so wohlgeordnetes Bild darbietet, so verdankt sie das einzig dem zehnjährigen umsichtigen Schaffen, das der hervorragendste deutsche Sinolog in den Dienst des Museums stellte, um aus der chinesisch-japanischen Sammlung eine ethnographische Schöpfung ersten Ranges zu machen.

wie der Verfasser mit Recht klagt, „bislang ein so geringes Interesse entgegengebracht wurde“, eine neue Gestalt angenommen. Sie ist inhaltreicher im Stoff, einheitlicher in der Darstellung geworden. An die Stelle des bloßen ethnographischen Stoffsammelns ist wissenschaftliche Anordnung und Durcharbeitung des Stoffes getreten.

Die Abhandlung zerfällt in drei Teile. Der erste Teil schildert die Gebräuche im engeren Kreise des Familienlebens. Die Sitten und Einrichtungen gruppieren sich um Geburt, um Hochzeit, um Tod und Begräbnis. Der zweite Teil führt uns aus dem engeren Festkreis der Familie in den weiteren Kreis der Jahresfeste. Im dritten Teile gewinnen wir ein Bild der Volksbelustigungen. Wenn dem Verfasser die Absicht auch fern liegen mußte, schon mit diesem ersten Wurf ein erschöpfendes und abschließendes Bild zu erreichen, so hat er doch innerhalb der enger gezogenen Grenzen die Grundzüge des Volkstums für alle folgende Forschung in scharfen Linien vorgezeichnet. „Oft handelt es sich dabei um private und öffentliche, religiöse und profane Bräuche, deren Erwähnung und Berücksichtigung man in schriftlichen Urkunden vergeblich suchen würde, die sich vielmehr nur aus dem Volksmunde und durch eigene Anschauung kennen lernen lassen.“ [1] „In schriftlichen Urkunden?“ so mag der Leser vielleicht erstaunt fragen. In der That, solche schriftliche Urkunden zur Kenntnis des Volkslebens giebt es in China seit vielen hundert Jahren, und zwar fließen diese Quellen einer echten Volkskunde sogar außerordentlich reichlich. Es ist dies ein hervorstechender Zug der chinesischen Litteratur, daß sich die Aufmerksamkeit schon früh den mannigfachen Erscheinungen des religiösen und sozialen, des wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens zuwandte. Mit staunenswertem Sammelfleiß trugen die chinesischen Litteraten alles zusammen, was sich der Beobachtung auf den verschiedensten Gebieten darbot. Dieser Zug steht im lebendigen Zusammenhang mit dem früh erwachten Sinn für die Geschichte des Volkes. Wie triebkräftig sich das Interesse für die monumentalen Erinnerungen der Vergangenheit schon im 7. Jahrhundert vor Christus entwickelt hatte, ist bei einer früheren Gelegenheit erörtert worden. Die Umschau im Bereiche der Geschichte des Volkes, die Treue, mit der alle Ereignisse des Volkslebens gesammelt und niedergeschrieben wurden, führte im weiteren Verlauf ganz naturgemäß zur Beobachtung der Sitten und Einrichtungen des Volkslebens. In dem Studium der Vergangenheit lag eine mächtige Anregung zur Beobachtung des eigenen und gegenwärtigen Volkslebens. Der Blick wurde schärfer für das Naheliegende. Die Thatsachen des alltäglichen Lebens, welche ursprünglich der Beachtung kaum wert erschienen, traten mehr und mehr in eine neue Beleuchtung. Und so stehen wir denn vor der überaus bemerkenswerten Thatsache, daß der Chinese sich schon frühzeitig mit dem Studium seines eigenen Volkslebens abgab. In der Vergangenheit hatte sein Auge die rechte Sehweite für die Gegenwart gewonnen. Er durchforschte die Zustände seines alltäglichen Daseins, um alsdann die Bräuche und Sitten mit der Treue des Chronisten niederzuschreiben. Diese Thatsache wirft auf das kultur-

[1] Grube a. a. O. S. 3.

geschichtliche Bild des chinesischen Volkes ein ganz neues Schlaglicht, indem sie uns zeigt, zu welcher Höhe das geistige Leben der Nation bereits in früher Zeit emporgestiegen war. Um dieselbe Zeit, da unsere mittelalterlichen Chronisten und Geschichtschreiber es nur selten noch der Mühe wert halten, uns eingehender über Sitte und Brauch der Stämme zu unterrichten, wissen die chinesischen Schriftsteller nicht bloß die geschichtliche Zeichnung durch das ethnographische Kolorit zu beleben. Sie sind noch einen Schritt weiter gegangen, dadurch daß sie das, was ihnen der reiche Schatz unmittelbarer Beobachtung darbot, in den encyklopädischen Sammelwerken zu einer reichen Fundgrube der Sitten und Gebräuche zusammentrugen. Mit dieser Thatsache steht China einzig da im litterarischen Leben der Völker des Morgenlandes. Allerdings blickte um die Wende des 10. Jahrhunderts n. Chr. die chinesische Kultur auf eine fast zweitausendjährige Entwicklung zurück. Und so wird es wohl begreiflich, wie sich seit den letzten 900 Jahren ein unermeßlicher Stoff zur Volkskunde in den Sammelwerken aufspeichern konnte, von denen einzelne für sich eine ganze Bibliothek darstellen. Indem die nachfolgenden Geschlechter das Erbe übernahmen, führten sie neue Materialien den Encyklopädien zu. Auf diese Weise erwuchs im Bereiche des litterarischen Lebens selbst eine Volkskunde von China, ein Archiv zur Erforschung des chinesischen Volkslebens. Wer daher seine Aufmerksamkeit auf das gegenwärtige Volkstum richtet, darf diese ureigenen Quellen heimatlicher Volkskunde keinen Augenblick außer acht lassen. Und es bildet einen besondern Vorzug des Beitrages „Zur Pekinger Volkskunde", daß der Verfasser überall auf die chinesischen Quellen selbst zurückgeht, um in den Worten des chinesischen Ethnographen — wenn wir einmal diesen Ausdruck gebrauchen dürfen — die eigenen Beobachtungen zu beleuchten und zu ergänzen. Damit hat Grube deutlicher als irgend ein anderer vor ihm den Weg gewiesen, um den in jenen Büchern aufgespeicherten Schatz ethnologischer Einzelheiten in fruchtbringender Weise zu verwerten für den Aufbau einer wissenschaftlichen Volkskunde Chinas. Beides muß Hand in Hand gehen, eigene Anschauung des Volkslebens und systematische Erforschung der Sammelwerke. Das ist ethnologische Quellenforschung im wahrsten und umfassendsten Sinne. Sie bahnt uns den Weg zu einer ganzen Welt von neuen Thatsachen. Hier lernen wir ein ganz anderes Volk kennen, eine Nation, deren soziales Leben seinen Mittelpunkt in der unüberwindlichen Macht der Familiensitte hat. Vieles mag uns fremd und abstoßend vorkommen. Von dem engen familienhaften Zusammenhang des chinesischen Volkslebens aus gesehen schauen wir so manche höchst kindische Sitte und manchen widersinnigen Brauch in einem ganz neuen Lichte. Die Bedeutung steigt, wenn darauf der Reflex der beleuchtenden Parallelen fällt, welche uns in stand setzen, das Leben örtlich und zeitlich weit auseinanderliegender Volkspersönlichkeiten in vergleichender Gegenüberstellung einander näher zu bringen. Und wenn es wahr ist, daß der Mensch des Menschen würdigstes Studium bleibt, so wird das auch für China um so voller zur Geltung kommen, je mehr uns vergönnt wird, in die Tiefen des volkstümlichen Lebens hinabzusteigen, um die Individualität des chinesischen Volkstums als ein Glied im großen Organismus der Menschheit zu erforschen. In den buntfarbigen Sitten des Familienlebens werden wir auf die-

selben Gesetze stoßen, welche die unwandelbaren Grundlagen aller menschlichen Gesittung sind. Es wird sich immer deutlicher zeigen, wie vom Mittelpunkte der Familie aus ein reich verschlungenes Gewebe sozialer Beziehungen sich über das Volksleben ausbreitet und wie in der Familiensitte hinwiederum alle Fäden zusammenlaufen. Im Brauch und Herkommen der Familie wurzeln die Kardinalsitten der Nation, jene Einrichtungen, die seit undenklicher Zeit bestimmend für den Gesamtcharakter des Volkes wurden. Wir brauchen uns bloß eine kurze Strecke unserem trefflichen Führer durch das Pekinger Volksleben anzuvertrauen, um bald wahrzunehmen, wie reich und original einesteils die häusliche Sitte entwickelt ist, die in den Haus- und Familienfesten dem Leben seinen Glanz verleiht, und wie tief anderseits alle sozialen und wirtschaftlichen Zustände in dem Familienhaus und in der Familiensitte gegründet sind.

Sobald ein Sohn geboren ist, werden sofort alle Verwandten und Freunde durch mündliche Mitteilung von dem freudigen Ereignis in Kenntnis gesetzt. Sie finden sich alsbald ein, um ihre Glückwünsche darzubringen. Innerhalb der ersten drei Tage muß dies geschehen, wenn man nicht während des ganzen ersten Monats vom Besuche der glücklichen Mutter ausgeschlossen sein will. Daher pflegt sich die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft möglichst zeitig und vollständig einzufinden. Den drei ersten Tagen wird ein besonders festliches Gepränge gegeben. Der Hof wird durch Überdachung in eine geräumige Halle verwandelt, in der die Gäste bewirtet und durch Musik, durch Liedervorträge von Sängern und Sängerinnen, durch Gauklervorstellungen unterhalten werden. Am dritten Tage werden dem neuen Weltbürger „Glücksfrüchte" in sechs geschmückten Schüsseln dargebracht. Es sind besondere Fruchtgattungen, deren Bedeutung ein Wortspiel mit glückverheißendem Sinn enthält. Eine solche Glücksfrucht ist z. B. die Kastanie, welche Li-^{4}tße heißt und als Wortspiel für Li-tße, „Nachkommenschaft erhalten", steht. Aber Li^4, „Kastanie", im vierten Ton, darf um keinen Preis verwechselt werden mit Li^2, „Birne", im zweiten Ton. Hier zeigt sich die Wortsymbolik und der Einfluß, den sie auf den durch und durch abergläubischen Sinn des Volkes ausübt, in einer geradezu kindischen Art. Von den Früchten nämlich, die dem Brautpaare überreicht werden, ist die Birne ausgeschlossen, weil ihr Name Li^2 an das gleichlautende Wort Li^2 erinnert, das die unheilvolle Nebenbedeutung „sich trennen, auseinandergehen" hat. Auf diesen Aberglauben ist es auch zurückzuführen, wenn ängstlich vermieden wird, daß zwei Personen sich in eine Birne teilen; geschieht es dennoch, so muß wenigstens ein Stück derselben beiseite geworfen werden [1]. — Neben den Schüsseln mit den Glücksfrüchten

[1] Die drolligsten Beispiele dieses Wortaberglaubens finden sich im Buche zerstreut. So wird z. B. streng darauf geachtet, daß am Neujahrsfeste nur glückbringende Worte und Redensarten im Munde geführt werden. Wenn z. B. irgend ein Gegenstand zerbrochen wird, darf nicht das Wort h'uai, „zerbrochen", gebraucht werden, sondern man bedient sich in solchem Falle der Formel: sui-sui p'ing-an; denn obwohl auch sui „zerbrochen" bedeutet, so dient es hier doch als Äquivalent für das gleichlautende sui, „Jahr", wodurch der Satz die Form eines Glückwunsches

werden zwei Schüsseln mit buntgefärbten Eiern dargereicht. Alsdann wird ein Becken aufgestellt, und mit der Aufforderung: „Ich bitte die Herren und Damen, das Becken nachzufüllen“, werden die Anwesenden eingeladen, eine Geldmünze in das Becken zu werfen. Zuerst treten die Herren heran, um ihren Obolos dem Neugeborenen darzubringen. Jede derartige Gabe wird von einem Segenswunsch begleitet, der meist in das Gewand eines Wortspieles gekleidet ist. Einer der Anwesenden wirft z. B. 800 Cash ins Becken, und die Worte, mit denen er die *achtmal* 100 Cash begleitet, bedeuten: „Möge während der *acht* Perioden des Jahres Ruhe und Friede herrschen.“ Ein anderer spendet scherzeshalber nur *einen* Cash unter allgemeiner Heiterkeit mit dem Wunsche, daß der Neugeborene die *erste* Rangstufe einnehmen möge. Den Herren folgen die Damen mit Glücksfrüchten oder Geldmünzen. Nach Ablauf der ersten drei Tage stattet die Schwiegermutter und der Mann der Wöchnerin allen Verwandten und Bekannten, die sich zur Beglückwünschung eingefunden hatten, Dankesbesuche ab, erstere bei den Damen, letzterer bei den Herren.

Die Feier der Vollendung des ersten Monats wird in wohlhabenden Häusern besonders festlich begangen, und zwar nach der Geburt eines Mädchens am 30., nach der eines Knaben am 29. des betreffenden Monats. Zur Feier wird der Hof wiederum überdacht und in eine geräumige Festhalle verwandelt. Die Gäste, vorwiegend Frauen, erscheinen sämtlich ungebeten und bringen verschiedene für das Kind bestimmte Geschenke, meist hübsche Kleidungsstücke, dar. Unter den letzteren spielen kleine Schuhe die Hauptrolle. Diese sind entweder richtige Kinderschuhe von den verschiedensten Phantasieformen, z. B. „Löwenschuhe“, „Tigerschuhe“, „Fischschuhe“, oder solche, die den Schuhen Erwachsener nachgebildet sind, z. B. die sogen. Lei-pu-sha, „Schuhe, in denen man der Ermüdung nie unterliegt“, oder Schuhe mit dem darauf gestickten Zeichen shou, „langes Leben“, wie solche von Litteraten getragen werden, „Schmetterlingstraum-Schuhe“, so benannt nach dem Traume des großen Philosophen Chuang-tse, in dem er sich in der Gestalt eines Schmetterlings erblickte. Sehr beliebt ist als Geschenk eine mit goldenen oder silbernen Schellen versehene Mütze. Reiche Leute spenden obendrein noch ein bis zwei Paar Schweine und Hämmel, zwei Paar Hühner und Enten, kleine rote Wachskerzen und ein Faß „Freudenwein“. Geldgeschenke werden in einem roten Briefumschlage überreicht, dessen Mittelstreifen irgend eine auf die Feier bezügliche Aufschrift trägt, z. B.: „Möge er lange leben und 100 Jahre alt werden.“ Links unten am Rande des Umschlages steht der Wohnort (nie der Name) des Gebers. Über Geber und Gaben wird genau Buch geführt, während die meist sehr zahlreichen Geschenke auf den Tischen ausgebreitet werden. Beim Mahle findet häufig eine Theatervorstellung statt. Ist das Mahl beendet, so verfügen sich die Gäste in die Wohnräume, um die Geschenke in Augenschein

erhält: „Ruhe (p'ing) und Frieden (an) jahraus jahrein (sui-sui).“ Dieser Wortaberglaube geht so weit, daß man am Neujahrstage sogar vermeidet, Reis zu essen, weil fan, „gekochter Reis“, gleichlautend ist mit fan, „zuwiderhandeln, gegen etwas verstoßen“.

zu nehmen. Am Abend pflegt der Hofraum mit bunten Lampen illuminiert zu werden, während abermals ein Schaustück den Gästen vorgeführt wird. Eine ähnliche Feier wiederholt sich bei der Vollendung des hundertsten Tages. An diesem Tage spielen mit Schweinefleisch gefüllte Pastetchen eine große Rolle.

Alle jene Festlichkeiten, die an die Geburt und die ersten Lebenstage des Kindes geknüpft sind, beleuchten den familienhaften Zusammenhang, der Verwandte und Bekannte zu gemeinsamer Freude verbindet. Es versteht sich, daß auch die Namengebung gefeiert wird. Sie hat um so höhere Bedeutung, je mächtiger der Einfluß ist, den ein glücklicher oder unheilvoller Name auf die Zukunft des jungen Lebens ausübt. Von ungleich höherem Interesse jedoch werden dem Leser die Abschnitte sein, welche die Hochzeitsbräuche behandeln. Hier giebt sich so ganz die Eigenart des sozialen Lebens in China zu erkennen.

Wer die Absicht hat, einen Sohn zu verheiraten, beauftragt einen Ehevermittler, sich nach einer passenden Lebensgefährtin für ihn umzusehen. Hat er eine solche ausfindig gemacht, so werden durch Vermittelung von Verwandten und guten Freunden sorgfältige Erkundigungen über das Mädchen und dessen Familie eingezogen. Ein Gleiches geschieht umgekehrt seitens der Eltern des Mädchens. Charakteristisch für Sitte und Brauch ist nun der Austausch der Personalscheine, wenn das vorläufige Ergebnis der Erkundigungen beiderseits ein günstiges ist. Auf Grund der Personalakte, die nicht bloß über die Heiratskandidaten, sondern auch über die soziale und wirtschaftliche Stellung der Eltern und Großeltern unterrichtet, finden neue Nachforschungen statt. Erst darauf wird ein Tag verabredet, an dem der Ehevermittler den künftigen Bräutigam den Eltern der Braut im Beisein der ganzen Verwandtschaft vorzustellen hat. Diese Vorstellung heißt „die Bekanntschaft des jungen Mannes machen“ und ist ein wahres Spießrutenlaufen für den bedauernswerten Jüngling, der die Prüfung über sich ergehen lassen muß, ohne daß ihm gesagt wird, um was es sich handelt. Es wird ihm einfach befohlen, seine Staatsgewänder anzuziehen und in Begleitung des Herrn So und So, nämlich des Ehevermittlers, einen Besuch bei der betreffenden Familie zu machen. Wenn er auch den Zweck des Besuches erraten kann, so muß er nichtsdestoweniger den Unschuldigen spielen. Im Hause der präsumtiven Schwiegereltern lenkt er natürlich sofort die Aufmerksamkeit aller auf sich. Sein Aussehen, seine Kleidung, sein Benehmen, seine Kenntnisse, alles wird einer eingehenden Prüfung unterworfen. Man veranlaßt ihn zum Reden, um zu sehen, ob er sich als gebildeter Mann auszudrücken und zu benehmen versteht. Litteraten reden ihn in Ausdrücken, die nur der Schriftsprache angehören, an, um dadurch einen Prüfstein seiner Belesenheit zu erlangen. Der Angeredete muß natürlich seine Antwort mit passenden Citaten und zierlichen gelehrten Floskeln schmücken.

Sind die Präliminarien nach dieser Seite zu einem befriedigenden Abschluß gekommen, so wird ein Tag bestimmt, an dem die Mutter, oder falls diese nicht mehr am Leben ist, die Großmutter oder die älteste Schwägerin des Ehekandidaten das Mädchen persönlich kennen lernen kann. Ihr ist die endgültige Entscheidung über die Wahl der Schwiegertochter vorbehalten. Natürlich darf auch die künftige

Braut nicht wissen, um was es sich bei der Begegnung handelt. Erst nachdem die Mutter des Ehekandidaten ihre Einwilligung gegeben hat, wird den Eltern der Braut durch den Heiratsvermittler mitgeteilt, daß „das Ehebündnis beschlossene Sache“ ist, wie der offizielle Ausdruck lautet. Nunmehr bestimmen die Eltern des Bräutigams den Tag für die Übersendung der sogen. „kleinen Verlobungsgeschenke“. Die Gaben bestehen aus zwei kleinen Sceptern, von denen das eine aus Gold, das andere aus Silber ist und die in zwei seidenen, meist reich gestickten Beutelchen liegen, und aus einem Paar goldener und einem Paar silberner Fingerringe. Diese Verlobungsgeschenke werden in zwei hübschen Kästchen durch die männlichen Verwandten des Bräutigams der Braut überreicht. Erst jetzt wird der Tag für die Verlobungsfeier, die in der Überreichung der „großen Verlobungsgeschenke“ zum Ausdruck kommt, bestimmt. Die Verlobungsfeier ist ein Familienfest in des Wortes bestem Sinne, ein Hausfest, das nicht bloß die engsten Familienglieder, sondern Verwandte und Bekannte als zum Hause gehörig und in des Hauses Freud' wie Leid verflochten zusammenführt. Das Haus als Inbegriff einer sozialen Gesamtpersönlichkeit kommt in dem familienhaften Zusammensein der eingeladenen Gäste zur schönsten Geltung. Und nichts läßt uns tiefer in das innere Leben des Volkes hineinblicken als dieser Familiengeist, der die gesamte Vetterschaft und Nachbarschaft zu den Festen des Hauses heranzieht. Jedes Ereignis des Hauses muß ihnen angekündigt, zu jedem größeren Feste müssen sie eingeladen werden. Hat man einen glückbringenden Tag für die Verlobungsfeier gefunden, so werden Verwandte und Freunde persönlich durch den Vater oder die Mutter des Bräutigams und der Braut zum Feste gebeten. Die Einladungsformel lautet: „Ich komme heute, um Sie zu bitten, uns zur Verlobungsfeier unseres ältesten (resp. zweiten, dritten u. s. w.) Sohnes N. N. mit Ihrer Gegenwart beehren zu wollen.“ Die Eltern der Braut bedienen sich statt der letzten vier Worte der Formel „unsere neue Verwandtschaft zu begrüßen“. Unter den Geladenen nehmen die erste Stelle die Ehrendamen ein, die mit der Überbringung der „großen“ Brautgeschenke betraut werden. Die Brautgeschenke bestehen diesmal in einem Paar großer Scepter aus Edelmetall, in zwei Paar Blumen aus Federemail, in zwei goldenen und zwei silbernen Armspangen und in einem Paar goldener und einem Paar silberner Fingerringe. Die Ehrendamen, welche aus den Freundinnen und Verwandten mütterlicherseits gewählt werden, erscheinen selbstverständlich in Festkleidung, d. h. in einem langen Seidengewande mit einem kurzen Oberrock darüber sowie mit Diadem und Perlenhalskette geschmückt. Um die festgesetzte Zeit besteigen die Ehrendamen ihre Maultierwägelchen. Ein jeder Wagen wird von vier Dienern flankiert. Den festlichen Zug eröffnet ein Vorreiter. Am Eingange der Haupthalle werden die Ehrendamen vom Vater der Braut empfangen. Im inneren Hofe, vor den Stufen, die ins Hauptgemach führen, begrüßt die Mutter der Braut die Ehrendamen durch Handreichung, worauf letztere in einer bestimmten Ordnung ins Hauptgemach geleitet werden. Unterdessen sind auch die Geschenke hineingetragen und auf einem mit roter Decke bedecktem Tisch niedergelegt worden. Sobald alles fertig ist, nimmt die Mutter des Bräutigams die rotseidenen Hüllen von den verschiedenen Kästen,

öffnet diese und übergiebt die Geschenke der Brautmutter mit den Worten: „Wir haben hier ein paar Kleinigkeiten in Bereitschaft.“ Darauf erwidert jene: „Wie können Sie so etwas sagen! Übrigens sehe ich, daß die glückbringende Stunde bereits geschlagen hat! Darf ich die Damen bitten, die Brautgeschenke zu überreichen?“ Jetzt begeben sich die Damen unter Führung der Mutter in das Zimmer der Braut, woselbst diese, in rotseidenem Gewande aufs schönste herausgeputzt, gesenkten Hauptes dasitzt. Jede der Damen überreicht ihr Geschenk mit einer konventionellen Glückwunschformel. Wenn z. B. die zweite Ehrendame die Federemailblumen der Braut ins Haar steckt, spricht sie: „Wie diese Blumen, mögen dir Reichtum und Ansehen blühen“, oder wenn die dritte Ehrendame die goldenen Armspangen ihr anlegt, sagt sie: „Gold und Edelgestein möge dein Gemach füllen.“ Die letzte Ehrendame überreicht die silbernen Ringe mit einer Mahnung: „Richte dich stets nach den Winken deiner Schwiegermutter.“ Nach Beendigung dieser Zeremonie begeben sich die Ehrendamen ins Hauptgemach zurück, um alsbald den Eltern des Bräutigams zu berichten, was sie erlebt und gesehen haben. Sobald der Zug wiederum im Hause der letzteren angekommen ist, eilt der Vater den Ehrendamen bis vors Thor entgegen, wo die Damen ihn beglückwünschen und er ihnen für ihre Mühe dankt. Am Abend des Verlobungstages wird der Bräutigam von seinen Eltern vor die Tafeln seiner Vorfahren geführt, um ihnen seine Ehrfurcht darzubringen. Hat die betreffende Familie einen besondern Ahnentempel, so kann der Verlobte sich entweder nach der Richtung des Tempels niederwerfen oder denselben am nächsten Tage aufsuchen. Nachdem er seinen Ahnen diesen Tribut der Verehrung gezollt, muß er sich in gleicher Weise der Reihe nach vor seinen Großeltern, Eltern und sonstigen Familienangehörigen auf sein Antlitz niederwerfen. Damit hat die eigentliche Verlobungsfeier ihr Ende erreicht. Die dramatischen und musikalischen Vorträge hingegen, welche dem Festmahl einen besondern Glanz verleihen sollen, dauern wohl noch bis tief in die Nacht. Es versteht sich von selbst, daß auch für die Dienstboten ein reiches Scherflein abfällt. Es werden ihnen Trinkgelder in offenen roten Couverts überreicht, auf deren Mittelstreifen das Schriftzeichen Hsi, „Glück“, steht.

Doch das alles bildet nur ein leises Vorspiel zum Jubel, mit dem der Hochzeitstag selbst begangen wird. Es liegt außerhalb des Rahmens des Aufsatzes, das Bild in der ganzen Fülle der Einzelheiten vorzuführen, die Grube zu einem Musterstück ethnographischer Schilderung zusammengefaßt hat. Es sei nur auf einige der markantesten Züge hingewiesen, die den Charakter des Haus- und Familienfestes beleuchten können, wie er in dem familienhaften Zusammenhalt hervortritt. Die nächsten Verwandten und intimsten Freunde werden mündlich gebeten, am Feste teilzunehmen; an alle übrigen werden schriftliche Einladungen gerichtet, die auf rotem Papier geschrieben sind. Sechs bis sieben Tage vor der Vermählungsfeier müssen sämtliche Einladungen abgesandt sein. Jeder der Gäste überreicht dem Vater des Bräutigams ein rotes Couvert, in dem eine Geldspende für den Bräutigam enthalten ist. Wie die Verlobungsfeier durch Übersendung der großen Verlobungsgeschenke eingeleitet wurde, so beginnt die Hochzeitsfeierlichkeit mit der Überreichung der Mitgift, die in festlichem Zug unter Klängen der

Musik ins Haus des Bräutigams abgeholt wird. Mittlerweile hat sich die Ehrendame, welche auserkoren wurde, die Braut dem Bräutigam zuzuführen, ins Haus der Eltern der Braut begeben, wo sie am Hausthore vom Vater empfangen und im inneren Hof von der Mutter begrüßt wird. Während sich die Braut im Hause der Eltern rüstet, hat der Vater des Bräutigams daheim die Brautsänfte mit einem Bündel von Räucherkerzen durchräuchert. Nun bittet er die acht Herren, die die Braut abholen sollen, ihre Maultierwägelchen zu besteigen, worauf jene sich unter Kniebeugungen verabschieden. In demselben Augenblick fällt die Musik mit einem Freudentusch ein, und der Zug setzt sich in Bewegung. Ein Trompetensignal verkündet im Brauthaus das Nahen des Zuges, worauf sich die Ehrendame, welche die Braut abholt, ins Gemach der Braut verfügt, um dieser den roten Schleier ums Haupt zu legen, der Haupt und Antlitz ganz verhüllt. Es ist nun ein ganz eigenartiger Brauch in China, daß in dem Augenblick, da die Sänfte vor dem Brauthause anlangt, das Thor geschlossen wird. Während die Musik zur Freude der im inneren Hofe sich befindenden Kinder eine heitere Weise nach der andern spielt, stecken die Herren, welche die Braut abholen sollen, den Kindern rote, teils mit Geldmünzen teils mit Theeblättern gefüllte Päckchen durch die Thorspalte zu, um sich den Eintritt zu erkaufen. Endlich klopfen die Herren ans Thor und rufen den Kindern zu: „Öffnet nun das Thor, auf daß wir die glückbringende Stunde nicht verpassen.“ Nunmehr wird das Thor geöffnet, und die acht Herren treten unbehindert ein, indem sie gleichzeitig kleine Geldmünzen in die Luft werfen. Dieser Brauch heißt „den Himmel voller Sterne streuen“. Die Eltern geleiten jetzt die Tochter über die mit Teppichen belegten Stufen zur Sänfte hinab. Die gute Sitte erheischt, daß Mutter und Tochter in diesem feierlichen Augenblicke in Thränen ausbrechen, eine Sitte, die der Volkswitz durch folgendes Sprichwort charakterisiert: „Eine Braut, die ihr Elternhaus verläßt, lacht im Grunde, wenn sie weint; ein durchgefallener Kandidat weint im Grunde, wenn er lacht.“ Sobald die Klänge der Musik von der Straße her das Nahen des Brautzuges melden, wird auch hier das Hausthor geschlossen, so daß die Braut genötigt ist, eine Weile zu warten. Diese Sitte hat angeblich nur den Zweck, der Braut angesichts des Neuen und Unbekannten, das ihrer harrt, Gelegenheit zu geben, ihrer Gefühle Herr zu werden. Aber wir gehen wohl nicht irre in der Annahme, daß es sich hier um Überbleibsel uralter volkstümlicher Sitten handelt. Auf einen ganz ähnlichen Brauch stoßen wir in Indien [1]. Die Braut muß auch hier in Wehklagen und Weinen ausbrechen, wenn der Brautzug sich in Bewegung setzt. Der Hochzeitszug wird aufgehalten, als handle es sich um einen Kriegszug, wo die Beute noch einmal streitig gemacht wird. Von ganz besonderem Interesse aber ist uns der chinesische Brauch, bei der Heimführung Pfeile abzuschießen, sobald das Thor geöffnet und die Sänfte mit der Braut in den inneren Hofraum hineingetragen ist. Nach einigem Harren wird nämlich das

---

[1] M. Winternitz, Das altindische Hochzeitsrituell. (Denkschriften der Kaiserl. Akad. der Wissensch. in Wien, philosophisch-historische Klasse. Bd. XL.) Wien 1892. S. 42 f.

Thor dem Brautzug aufgemacht. Im Hofraum ist mittlerweile ein eisernes Becken mit glühenden Kohlen aufgestellt worden. Und nun wird die Sänfte mit der Braut darüber hinweggehoben. Dieser Brauch heißt „das Überschreiten des Feuerbeckens“ und erinnert lebhaft an das Umwandeln des heiligen Feuers im indischen Hochzeitsrituell. Mit dem rotseidenen Brautschleier war vorher der Braut ein kleiner Sattel, ein Bogen und drei Pfeile übersandt worden. Diese Gaben wurden von besondern Trägern im Hochzeitszuge mitgeführt. Während die Sänfte noch geschlossen ist, wird der vorhin erwähnte Sattel vor dieselbe auf den Fußboden gelegt, worauf sich der Bräutigam, den Bogen mit den drei Pfeilen in der Hand, rittlings über den Sattel stellt und die Pfeile abschießt. Der Bogen ist aus Pfirsichholz, die Pfeile aus Weidenholz. Damit mag nun der indische Brauch verglichen werden, daß die Braut mit einem Pfeile in der Hand dem Bräutigam übergeben wird [1]. Kein Zweifel, daß die chinesische Volkskunde der allgemeinen und vergleichenden Volkskunde ganz neue Gesichtspunkte erschließen wird, sobald wir uns einmal bemühen werden, den wunderbaren Reichtum Chinas an volkstümlichen Sitten und Einrichtungen zu ordnen und zu prüfen. In der vergleichenden Beobachtung fremder Sitten und Bräuche wird das Bild der gesellschaftlichen Einrichtungen allmählich zu einem umfassenden Panorama des Völkerlebens aller Zeiten und Länder sich erweitern, das in der großartigen Mannigfaltigkeit und Eigenart menschlicher Entwicklung doch wiederum auch die überraschendsten Züge der Familien g e m e i n s c h a f t vorführt. — Doch kehren wir zu dem chinesischen Hochzeitsrituell zurück. Nachdem die Pfeile vom Sattel abgeschossen sind, verläßt die Braut die Sänfte, um sich ins Brautgemach zu begeben. Zwei Knaben gehen ihr mit zwei roten Teppichen voraus, um abwechselnd den einen und den andern vor ihr über den Stufen auszubreiten. Auf dem Wege ins Brautgemach muß die Braut den Sattel überschreiten. Ein altes Herkommen verlangt, daß die eine Ehrendame ihr unter den Brautschleier einen Apfel steckt, den die Braut anbeißt. Im Brautgemach werden bunte Kerzen angezündet; außerdem brennt die „Lampe des langen Lebens“. Mittlerweile ist das festliche Hochzeitsmahl hergerichtet, bei dem die Brautleute einander gegenüber Platz nehmen. Das Hauptgericht besteht aus den langen sogen. „Nudeln des langen Lebens“.

Wir können die mannigfachen Bräuche übergehen, die sich auf die nächstfolgenden Tage erstrecken, an denen die Hochzeitsfeier fortgesetzt wird. Nur auf zwei eigenartige Sitten sei noch hingewiesen. Ein besonders heiliger Brauch ist es, daß bald nach der Hochzeit, etwa am sechsten Tage, die Vermählte dem elterlichen Hause den ersten Besuch abstattet. Der Brauch verlangt, daß sie im ersten Morgengrauen, „da die Dachziegel des elterlichen Hauses noch nicht zu unterscheiden sind“, wie die offizielle Formel lautet, an ihrem Bestimmungsorte eintreffe. Sie wird gewöhnlich von einem ihrer Brüder oder in Ermangelung eines solchen von einem ihrer Oheime abgeholt, der die Schwiegereltern bei dieser Gelegenheit bittet, ein wenig später auch den jungen Ehegatten abholen zu dürfen.

---

[1] A. a. O. S. 30 f.

Dieses Anerbieten pflegt mit dem Bemerken dankend abgelehnt zu werden, daß dieser allein nachkommen werde. Vor ihrem elterlichen Hause angelangt, wird die junge Frau von sämtlichen Hausgenossen am Thore empfangen, wobei die Mutter ihr einen Apfel reicht, in den sie wiederum einzubeißen hat. Die feierliche Begrüßung durch Kniebeugung findet erst im inneren Hofe statt. Darauf verfügen sich alle unter Vortritt der jungen Frau ins Hauptgemach. Einige Stunden später erscheint der Schwiegersohn und wird von den männlichen Mitgliedern der Familie am Thore, von den Damen an den Stufen, die aus dem Hause in den Hof hinabführen, bewillkommt. Darauf läßt er sich an der Seite seiner Frau nieder. Beim Festmahl wird die Darreichung eines jeden Gerichts von einer passenden Glückwunschformel begleitet. Die Tochter verweilt noch bis zum Nachmittag im elterlichen Hause, während ihr Mann, von den männlichen Mitgliedern der Familie bis ans Hausthor geleitet, schon früher den Heimweg antritt. Mit Geschenken kehrt sie zur Schwiegermutter zurück[1].

Am nächsten Tage besucht die junge Frau in der Regel in Begleitung ihrer Schwiegermutter die Grabstätte der Familie, der sie nunmehr angehört, um den verstorbenen Vorfahren vorgestellt zu werden und ihnen ihre Huldigung darzubringen. Zu diesem feierlichen Akte legt sie wiederum ihr Staatsgewand samt dem Diadem an. Der Begräbnisplatz zerfällt bei den wohlhabenderen Familien in zwei gesonderte Abteilungen, in die „dunkle Behausung" und in die „lichte Behausung". Die erstere ist die eigentliche Grabstätte, während die letztere als Absteigequartier für die Überlebenden dient, so oft diese die Gräber ihrer Ahnen besuchen. Verpflichtend sind diese Besuche der Gräber viermal im Jahre. Die Pflege und Instandhaltung der Grabstätte ist einem Grabhüter anvertraut, dessen Amt bei reichen Leuten erblich ist. Die Damen verfügen sich zunächst in die „lichte Behausung", wo ihnen Thee angeboten wird. Der Grabhüter setzt unterdessen Schüsseln mit den sogen. „Tatarenkuchen" auf die vor den Gräbern befindlichen Steintische. Sobald er meldet, daß alles für die Opferzeremonie Erforderliche vorbereitet sei, betreten die Damen den eigentlichen Begräbnisplatz. Die Schwiegermutter bringt zuerst eine Libation von Wein oder Thee am Grabe des Urahns der Familie dar, wirft sich vor demselben auf das Antlitz nieder und verrichtet ein stilles Gebet, indem sie die Seele des Toten anfleht, ihre Schwiegertochter zu beschirmen. Ihr folgt die Schwiegertochter mit der gleichen Libation und derselben Kniebeugung. Diese Zeremonie wird vor jedem einzelnen Grabe wiederholt. Den Beschluß der Feier bildet ein Imbiß in der „lichten Behausung".

Unmittelbar an den Besuch der Familiengrabstätte schließen sich die Besuche bei den Verwandten und Freunden, die sich an der Hochzeitsfeier beteiligt haben. Die stehende Formel, mit der die Schwiegermutter ihre Schwiegertochter in jedem Hause einführt, lautet: „Ich bringe meine Schwiegertochter mit, damit sie Sie

[1] Nach jedem Besuche im elterlichen Hause werden ihr Geschenke (meist Naschwerk) für die Schwiegermutter mitgegeben, eine captatio benevolentiae, die durch das volkstümliche Sprichwort: „Wenn die Schwiegertochter ihre ersten Besuche macht, sperrt die Schwiegermutter hernach den Rachen auf", illustriert wird.

begrüße und Ihnen ihren Dank abstatte." Diese Besuche nehmen selbstverständlich mehrere Tage oder gar Wochen in Anspruch. Der junge Ehemann stattet unterdessen den Herren Besuche ab; doch ist es diesem auch gestattet, sich die Mühe durch Umherschicken seiner Visitenkarte zu ersparen.

Es mögen diese Züge genügen, um dem Leser einen Einblick in das engere Familienleben zu gewähren, wie es sich an dem Feste, das unter allen Festen des Hauses das eigentliche Schau- und Prunkstück ist, so reich entwickelt kundgiebt. Dem Familienfestkreis entspricht der Kreis der Volks- und Jahresfeste. Wie die Familie sich zur Gemeinde, zum Volk erweitert, so entfaltet sich der Festkreis des Hauses zum Festkreis der Gemeinde, und das familienhafte Bewußtsein, das die Glieder einer Verwandtschaft so enge zusammenhält, setzt sich in den großen Volksfesten fort, an denen Stadt und Gemeinde mit einer Einmütigkeit teilnehmen, als handle es sich um ein einziges großes Familienfest. Kein Volk des Morgenlandes ist vielleicht so reich an Volksfesten wie das chinesische. Bei keinem tragen die Jahresfeste ein so ausgesprochen gesellschaftliches, familienhaftes Gepräge wie hier. Für das Studium der Gesellschaft und Gesittung Chinas ist diese Beobachtung von der höchsten Bedeutung. Das klettenhafte Zusammenleben des chinesischen Volkes kann sich kaum kräftiger geltend machen als in der ungeschwächten Teilnahme von reich und arm, von hoch und niedrig, von alt und jung an den Festen des chinesischen Staatskalenders. Die Art, in der diese Feste als Familienfeste gefeiert werden, schlingen ein soziales Band um die chinesische Bevölkerung, das diese starr und zäh zusammenhält. So verschieden abgestuft der Zusammenhang der einzelnen Familie mit dem ganzen Volk sein mag, so wissen sich doch alle eins in der Begehung der geselligen Festlichkeiten, welche uraltes Herkommen geschaffen hat. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnen die altherkömmlichen Festesherrlichkeiten, die sich vielfach noch so frisch und ursprünglich erhalten haben, eine vorzügliche soziologische Bedeutung, und der Leser wird mit wachsendem Interesse dem Festcyklus folgen, der in bunter Mannigfaltigkeit an seinem Auge vorüberzieht.

Wie in ganz China, so ist auch in Peking das Neujahrsfest das Hauptfest des Jahres. Lange vorher beginnt man sich für den Feiertag zu rüsten. Zunächst werden die Kanzleien um die Zeit der Jahreswende einen Monat lang geschlossen. Der Beginn der Amtsferien, die das neue Jahr einleiten, ist mit einer feierlichen Zeremonie verbunden, die unter dem Namen „Siegelverschluß" bekannt ist. Jedes Yamen (Behörde) besitzt sein eigenes Siegel, das der Obhut des Siegelbewahrers anvertraut ist. Das Siegel befindet sich unter Verschluß, und den Schlüssel zu demselben hat der Vorsitzende der betreffenden Behörde. So oft das Siegel gebraucht wird, hat daher der Siegelbewahrer den Schlüssel von dem Vorsitzenden gegen Aushändigung einer silbernen Legitimationsmarke, auf der die Zeichen für „Siegelbewahrer" eingraviert sind, zu erbitten. Der Siegelbewahrer hat jedes gestempelte Schriftstück unter Angabe, wievielmal dasselbe mit dem Amtsstempel versehen worden ist, in ein Journal einzutragen und dieses samt dem Siegel dem Vorsitzenden der Behörde zuzustellen, woraufhin er seine Legitimationsmarke zurückerhält. An dem Tage des „Siegelverschlusses" nun

wird das vorher reingewaschene Siegel mitten auf den in der Haupthalle der Behörde (kung-t'ang) aufgestellten Tisch gelegt. Zu beiden Seiten des Siegels stehen zwei Leuchter mit brennenden Kerzen, und vor demselben befindet sich ein Räucherbecken. Die Eingangsthür der Halle wird mit Draperien aus roter und grüner Seide, ähnlich denen, die bei der Hochzeitsfeier verwendet werden, geschmückt. Während die höheren Beamten unter Vortritt des Vorsitzenden die Halle betreten, stehen die übrigen Beamten in Galatracht zu beiden Seiten der Stufen und begrüßen ihre Vorgesetzten. Nachdem der Vorsitzende brennende Räucherkerzen in das vor dem Siegel befindliche Räucherbecken gesteckt hat, vollzieht er drei Kniebeugungen, worauf er die Glückwünsche seiner Beamten anläßlich des Siegelverschlusses entgegennimmt. Nunmehr wird das Siegel mit einer Papierhülle versehen und diese mit einem roten Papierstreifen zugeklebt, auf den das Zeichen für „versiegelt" geschrieben wird. Alsdann wird das Siegel in den zugehörigen Kasten gelegt, der mittels eines silbernen Vorlegeschlosses zugeschlossen wird. Endlich wird der Kasten in einen gelbseidenen Beutel gelegt und dieser mit zwei roten Papierstreifen kreuzweise überklebt. Auf dem einen Streifen stehen die Worte: „Möge der Siegel*verschluß* von großem Glück begleitet sein", während der andere die Aufschrift trägt: „Möge die Siegel*öffnung* von großem Glück begleitet sein." Alsdann übergiebt der Siegelbewahrer den Schlüssel wieder dem Vorsitzenden und trägt das Siegel in die „Siegelkammer" (yin-ku). Damit hat der feierliche Akt sein Ende erreicht, und die Beamten verlassen unter gegenseitigen Glückwünschen den Ort ihrer Thätigkeit, um sich erst einen Monat später wieder im neuen Jahr dort einzufinden. Der Tag des „Siegelverschlusses" ist in Peking ein besonderer Festtag für Bettler und Vagabunden, da sie an diesem Tage straffrei sind. Sie benutzen daher die Gelegenheit, um mit Vorliebe Passanten, die, von ihren Markteinkäufen heimkehrend, Mundvorräte bei sich führen, zu bestehlen. Werden sie auf der That ertappt, so riskieren sie höchstens eine Tracht Prügel, ohne böse Folgen vom Richter fürchten zu müssen.

Während der letzten Tage des Jahres herrscht auf den Straßen ein ungleich regeres Leben als sonst. Auf den Märkten und in den Läden wimmelt es von Händlern und Käufern. Denn da während der ersten Tage des neuen Jahres sämtliche Geschäfte geschlossen sind, so muß sich ein jeder rechtzeitig mit dem erforderlichen Bedarf an Lebensmitteln versehen. Auch herrscht in Peking wie im ganzen übrigen China die löbliche Sitte, keine Schulden ins neue Jahr hinüberzunehmen, sondern alle laufenden Rechnungen vor Ablauf des Jahres abzuschließen [1]. Am Vorabend des neuen Jahres wird in jedem Hause ein gemeinsames Mahl eingenommen, bei dem kein Familienglied fehlen darf. Es ist dies wiederum eine jener häuslichen Sitten, die so anschaulich den ausgesprochenen Charakter der Familienhaftigkeit, die alle sich abzweigenden Glieder einer Sippe

[1] In den größeren Geschäften pflegen drei Zahlungstermine und zwar vor den drei Hauptfesten des Jahres (dem 5. Tage des 5. Monats, dem 15. Tage des 8. Monats und vor dem Neujahrstage) eingehalten zu werden.

zusammenhält, ausprägt. Es handelt sich um eine Art Versöhnungsfeier, und selbst da, wo zu sonstigen Zeiten nur selten Eintracht herrscht, sind alle Angehörigen verpflichtet, für die Dauer dieses Mahles das beste Einvernehmen zur Schau zu tragen, eine hübsche Sitte, die übrigens durch das folgende Sprichwort recht drastisch illustriert wird: „Gab es auch tausendmal Prügel und zehntausendmal Schelte, am Abend des 30. sitzt man vereint beim Mahle." Nach beendetem Mahle nimmt man vom scheidenden Jahre Abschied. Das geschieht in der Weise, daß der Familienälteste zuerst den Hausgöttern und dann den verstorbenen Vorfahren Räucherkerzen darbringt, worauf sämtliche Familienglieder ihrem Altersrange nach den Göttern und Vorfahren huldigen. Nach dieser religiösen Zeremonie werfen sich Kinder und Enkel vor ihren Eltern und Großeltern auf ihr Antlitz nieder, was diese durch ein kleines Geldgeschenk zu erwidern pflegen. Die meisten verbringen die ganze Neujahrsnacht wachend, da in ihr die Hausgötter wieder in ihre irdischen Wohnungen zurückkehren. Die für das Fest bestimmten Speisen müssen jetzt vorbereitet sein, da der Gebrauch des Messers als unheilbringend am Neujahrstage untersagt ist. Um die Zeit der fünften Nachtwache findet die Bewillkommnung des neuen Jahres und die Begrüßung der Götter statt. Zu diesem Zwecke begeben sich alle auf den Hof hinaus, wo sie unter Abbrennung von Feuerwerk, den sogen. pien-pao, die ein kartätschenartiges Geknatter von sich geben, ein Opfer darbringen. Als Opfer dienen dabei in Öl geschmorte Mehlkuchen, die entweder mit gehacktem Schweine- oder Hammelfleisch oder mit Gemüse gefüllt und mit Knoblauch stark gewürzt sind. An die Opferdarbringung schließt sich die Begrüßung des Glücksgottes und des Reichtumsgottes, die darin besteht, daß man sich nach der Richtung, wo sich die genannten Götter an diesem Tage aufhalten, und die im offiziellen Kalender angegeben ist, verneigt. Darauf erst beglückwünschen sich die Familienglieder gegenseitig. Nach beendetem Frühstück legen die erwachsenen männlichen Familienglieder ihre Staatsgewänder an und machen sich auf den Weg, um allen Verwandten und Bekannten „Neujahrsbesuche" (pai-nien) abzustatten, die sich meist auf mehrere Tage ausdehnen. Die Frauen hingegen dürfen während der ersten fünf Tage des neuen Jahres das Haus nicht verlassen. Bekannte, die einander auf der Straße begegnen, begrüßen sich gegenseitig durch Kniebeugung, und bei der Wahl der Glückwunschformel richtet man sich nach Stand und Stellung des Angeredeten. Einem Beamten z. B. kann man rasche Beförderung wünschen. Kaufleuten wünscht man, recht viel Geld zu verdienen. Der Neujahrsgratulant wird von den Damen des Hauses, wo er seinen Besuch macht, empfangen, wobei zunächst außerhalb des Empfangsgemachs eine doppelte Begrüßung stattfindet. Im Empfangszimmer angelangt, hat der Besucher die anwesenden Mitglieder der Familie nach ihrem Altersrange durch Kniebeugung zu begrüßen, wobei streng auf die richtige Reihenfolge zu achten ist. Wenn das älteste Mitglied der Familie abwesend ist, so wird ihm eine „Kniebeugung in absentia" gewidmet. Bei weniger intimen Bekannten begnügt man sich, dem sogen. Men-sheng, einer Art Haushofmeister, der die Oberaufsicht über das gesamte Dienstpersonal mit alleiniger Ausnahme des Koches führt, seine Visitenkarte abzugeben, worauf jener

den Namen des Gastes in das sogen. „Thürheft“ einträgt. Die Frauen beginnen ihre Neujahrsbesuche erst am sechsten Tage, beschränken sich dabei jedoch auf ihr elterliches Haus und die Verwandten mütterlicherseits. Für die Kinder ist der Neujahrstag durch den Umstand ein besonderer Festtag, daß sie von jedem Besucher ein kleines Geldgeschenk erhalten, das alsbald für Spielzeug und Naschwerk verthan wird. An den fünf ersten Abenden des Jahres findet eine allgemeine Illumination statt; es ist dies das sogen. „Laternenfest“. Seine Fortsetzung und seinen Höhepunkt findet dieses Fest vom 14. bis zum 16. des ersten Monats. Eine feenhafte Pracht pflegt alsdann entfaltet zu werden. Ganz Peking ist auf den Beinen, und auch den Frauen ist gestattet, sich frei auf den Straßen zu bewegen. Jedes Haus ist an der Illumination beteiligt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich besonders das Ministerium der öffentlichen Arbeiten sowie das des Innern durch reichen Lampionschmuck aus. Schon am 10. des Monats wird der sogen. Laternenmarkt eröffnet. „Es giebt unter den Laternen solche, die bis 1000 Unzen Silber kosten“, bemerkt ein chinesischer Autor, der über die Pekinger Volksfeste schreibt. Es sind wahre Kunstwerke im kleinen. „Die Händler drängen sich, und sobald sie die Proben ihrer Kunstfertigkeit aufgestellt haben, finden sich Vertreter der Beamtenwelt ein, Männer wie Frauen im bunten Durcheinander. Die Mietspreise für die oberen Stockwerke am Markte steigen mit reißender Schnelligkeit. Am Abend des 14. ist Illuminationsprobe, am 15. findet die eigentliche Illumination statt, und der Abend des 16. bildet den Schluß des Laternenfestes.“

Wie die Lebenden ihre „drei Feste“ par excellence haben, nämlich das Neujahrsfest, dann den fünften Tag des fünften Monats und das Mondfest am 15. des achten Monats, so haben auch die abgeschiedenen Seelen ihre drei Hauptfeste. Das erste derselben findet gewöhnlich im dritten Monat statt, obwohl der Tag, an dem es gefeiert wird, variiert. Es ist dies ein richtiges Volksfest, an dem sich groß und klein beteiligt. Bereits drei Tage vor dem Feste wird frische Erde auf die Gräber geschüttet; man nennt das „das Grab nachfüllen“. Am Festtage selbst zieht alles hinaus, um die Gräber der verstorbenen Angehörigen zu besuchen, daselbst Opferpapier zu verbrennen und den abgeschiedenen Seelen Opfergaben darzubringen. Die Frauen stecken sich an diesem Tage Weidenkätzchen (der Chinese sagt „Weidenhündchen“) ins Haar; denn das Sprichwort sagt: „Wer am Seelenfest keine Weidenzweige mit sich führt, wird nach seinem Tode als ein gelber Hund wiedergeboren.“ So glänzend dieses Fest ist, so steht es doch an Pracht hinter demjenigen zurück, das am 15. des siebenten Monats dem Gedächtnis der Toten geweiht ist. Von allen Festen buddhistischen Charakters ist dieses Fest wie im übrigen China so in Peking das weitaus volkstümlichste. Der mit diesem Fest verbundene Besuch der Gräber ist jedoch nicht auf diesen Tag beschränkt, sondern kann vom zehnten Tag vor bis zum zehnten Tag nach demselben stattfinden; nur muß dafür ein Tag von ungerader Zahl gewählt werden. Auch die weiblichen Angehörigen beteiligen sich am Gräberbesuch, und zwar müssen sie, falls die Trauerzeit seit dem letzten Todesfalle in der Familie noch nicht abgelaufen ist, am Grabe die Totenklage anstimmen, an der sich die

Männer nicht zu beteiligen haben. Die Feier des Totenfestes erreicht in Peking ihren Höhepunkt und Abschluß in der Verbrennung des sogen. „Bootes der Lehre“. Das Boot ist etwa drei Meter lang und zwei Meter hoch. An der Spitze des Bootes steht der Totenkönig, mit dem Diadem geschmückt. Er ist mit einer schwarzen Jacke bekleidet, die mit einem Tigerfellkragen versehen ist. Der an einer gelben Halsschnur hängende Spiegel ist ein sogen. „das Herz schützender Spiegel“, wie ihn früher Soldaten als Schutz gegen Dämonen trugen. Um die Lenden trägt er einen Tigerschurz, und auch die Stiefel sind aus Tigerfell. In der Hand hält er einen Dreizack. Hinter ihm steht „der Dämon der Vergänglichkeit“, im Volksmunde „der Dämon mit der hohen Mütze“ genannt. Er ist in ein weißes Trauergewand gekleidet, und auf seiner Mütze steht der Satz: „Es ist vorteilhaft, einen großen Mann zu erblicken.“ Seine Aufgabe ist es, alles Gute und Böse im Verwaltungsbereiche seines Herrn ausfindig zu machen. Neben ihm steht der Zwergdämon und hält eine Tafel mit der Aufschrift: „Ich nehme das Leben und stelle den Seelen nach.“ Vor dem Kajütenhause des Bootes befindet sich ein Thorbogen, in dem eine weibliche Figur steht, die in der Linken einen Fliegenwedel, in der Rechten einen Fischkorb hält. Das Kajütenhaus, das nahezu das ganze Schiffsdeck einnimmt, zerfällt in drei miteinander verbundene Teile. Den vorderen Teil bildet eine offene überdachte Veranda. Vor derselben stehen rechts und links der Dämon mit dem Rindskopf und der Dämon mit dem Pferdegesicht, und in der Veranda befindet sich links von der Eingangsthür der „kleine Teufel“, eine mit Wolfszähnen besetzte Keule in der Hand haltend, rechts von der Thür der Höllenrichter, in der Linken das Buch des Lebens und des Todes, in der Rechten einen Schreibpinsel führend. An die Veranda schließt sich eine geräumige Halle mit flachem Dach, in der die zehn Höllenkönige sitzen. Sechs Ruderer bilden die Mannschaft des Bootes. Das Boot wird auf einem freien Platze, gewöhnlich in der Nähe eines Tempels aufgestellt und demselben gegenüber eine Art Bühne für die Bonzen errichtet. Unter gewaltigem Zudrang des Volkes wird alsdann das Boot um die Zeit der dritten Nachtwache verbrannt, nachdem die Priester zuvor unter Absingung der üblichen Litanei „Weihwasser“ gesprengt und Mehlkügelchen umhergestreut haben.

Am Abend ziehen die Kinder mit sogen. Lotusblumenlaternen durch die Straßen. Es sind dies Papierlaternen in Gestalt von Lotusblumen; oft wird auch ein wirkliches Lotusblatt an eine lange Stange befestigt und eine brennende Kerze hineingesteckt. Während die Kinder in langem Zug mit ihren Lampions durch die Gassen ziehen, singen sie: „Lotuslampen, Lotuslampen, heute zünden wir euch an, morgen werdet ihr fortgethan.“ Auf den Gräbern, welche im Laufe des Tages mit frischer Erde aufgeschüttet wurden, werden Räucherkerzen abgebrannt.

Auch der erste Tag des zehnten Monats ist dem Andenken der Toten geweiht und wird durch eine Zeremonie, welche „Darbringung von Winterkleidern“ heißt, gefeiert. In den Papierläden werden buntfarbige Männer- und Frauenkleider zurechtgeschnitten, etwa einen Fuß groß; dieselben heißen „Winterkleider“. Sie werden wie Schriftstücke versiegelt, und man erkennt sie an dem Geschlechts- und Zunamen des Adressaten sowie an der Angabe des Altersranges, den der

Tote in seiner Familie einnahm, genau wie bei den Briefen. In jedem Hause wird dieser Brauch beobachtet. In der Nacht bringt man eine Libation dar und verbrennt die Papierkleider unter Wehklagen. Denselben Tag halten die Stiefelverkäufer auf den Märkten Pekings für den Geburtstag des Schutzpatrons der Stiefel und bringen demselben Opfer dar. Je nachdem dieser Tag trübe oder klar ist, prophezeit man Kälte oder Wärme für den ganzen Winter. Die Patronatsfeste nehmen im chinesischen Festkalender einen breiten Raum ein. Ein jedes der vielen Feste zu Ehren der Schutzgottheiten trägt ein besonderes Gepräge. Da giebt es ein Fest zu Ehren des Schutzgottes der Branntweinbrenner, der Gärtner und Blumenhändler, der Schiffer, der Zimmerer, Töpfer, Schmiede, Steinmetzen, der Färber, Gastwirte. Der große Kriegsmann, der „das Pulver erfunden", ist zum Schutzpatron der Artillerie gemacht worden. Dem Schutzpatron der Barbiere wird ein Traktat über Haar- und Bartpflege zugeschrieben. Die Patronatsfeste werden korporativ gefeiert. Denn unter den Vertretern der mannigfachen Erwerbszweige zeigt sich ein erstaunlicher Drang zum körperhaften Zusammenhalten. Am Festtage ziehen die Gildemitglieder zu ihrem Tempel, der in besonderem Schmucke prangt. So bilden z. B. die Verkäufer künstlicher Blumen eine Korporation, welche jedes Jahr einen Thorbogen aus künstlichen Blumen stiftet. Der dritte Tag des achten Monats ist der Geburtstag des Gattes des häuslichen Herdes. Sein Tempel wird alsdann besonders von den Köchen der Residenz fleißig besucht, da er so recht eigentlich der Küchengott ist. Der Verein der Köche trägt die Kosten der Opfergaben und der mit der Tempelfeier verbundenen Festlichkeiten. Aber es giebt noch besondere religiöse Bruderschaften, die ihre Hauptaufgabe in irgend einem Werke des Kultus und der Wohlthätigkeit erblicken. Da ist z. B. die Korporation der Abstäuber, welche am 1. und 15. eines jeden Monats die Götterfiguren im Tempel auf ihre Kosten abstäuben läßt. Der Lampenverein unterhält Öllampen vor den Götzenbildern. Ein anderer Verein stellt sich die Aufgabe, in den auf dem großen Wallfahrtsweg zum heiligen Berg errichteten Herbergen und Theehäusern Gebetsmatten zu verteilen. Diese „Wallfahrten" sind Volksfeste, die mehr einem Picknick als einer religiösen Feier gleichen. Wie es mit dem „religiösen" Charakter dieser Heiligtumsfahrten bestellt ist, mag man daraus ersehen, daß Jongleure, die mit hin und her geworfenen Thonkrügen ihre Gauklerstücke ausführen, Athleten, die mit schweren Steingewichten spielen oder ein großes, mit zwei schweren Glocken versehenes Banner balancieren u. s. w., zur frommen Begleitung der Pilger gehören. Der Sammelpunkt für die Wallfahrer sind die Theehäuser, die sich heutzutage in den Händen der sogen. „Taugenichtse" zu befinden pflegen. Mit dem Namen Wu-lai-tse, „Taugenichts", bezeichnet man die Repräsentanten der Pekinger jeunesse dorée. Dieses Völkchen spielt bei allen religiösen Aufzügen eine nichts weniger als erbauliche Rolle.

Zu einem Picknick im eigentlichen Sinne gestaltet sich das Fest, das am neunten Tag des neunten Monats gefeiert wird, durch das sogen. „Besteigen von Anhöhen". Dieser Brauch besteht darin, daß Freunde und Bekannte sich zusammenthun, um an irgend einem höher gelegenen Punkte in der nächsten Um-

gebung der Stadt ein fröhliches Gelage zu feiern. Mit Vorliebe werden für diesen Zweck die Überreste des alten Mongolenwalles ausgesucht, indem man Weingeschirr, Theekessel und Speisenäpfe mitnimmt und sich für einige Stunden in Gartenpavillons einmietet, die für diesen Zweck besonders errichtet werden. Das Festgebäck ist ein Kuchen aus Weizenmehl, der mit Kastanien bestreut wird. In den Kuchenläden werden bunte Fähnchen, sogen. „Blumenkuchenfähnchen", in diese Kuchen gesteckt. An diesen öffentlichen Picknick schließen sich während der nächsten Tage große Gastmähler, welche den Namen führen „Bankette zur Begrüßung des Reifs". Auf solchen Gastmählern werden Hasen verzehrt, die man als „Hasen zur Begrüßung des Reifs" bezeichnet. Liebhaber dieses Festes schmücken ihre Gemächer mit Chrysanthemen, indem sie diese in zehn oder mehr Reihen derart aufstellen, daß die kleineren in den vorderen, die größeren in den hinteren Reihen zu stehen kommen. Das Ganze macht den Eindruck einer ansteigenden Bergwand, die sich zu einem in allen Farben leuchtenden Ringe schließt, daher der Name „Blumenmauer".

Wo es Volksfeste giebt, können Volksspiele nicht fehlen. Und so wird das Bild der Jahresfeste in den mannigfachen Volksspielen und Wettkämpfen zu einem echt volkstümlichen Bilde ergänzt. Daß es sich zum Teil um uralte Volksspiele handelt, bezeugt uns folgende, von Grube angeführte Stelle. „Unter den Chin wurden am 5. des fünften Monats nach dem Vorbild der Liao auf dem Ballspielplatze Weidenzweige in zwei Reihen aufgepflanzt. Jeder der am Wettschießen Beteiligten markierte in der seinem Range entsprechenden Reihenfolge seinen Zweig durch ein Tuch und schabte an jenem zugleich, einige Zoll von dem Erdboden entfernt, die Rinde ab, so daß das Weiße zum Vorschein kam. Zuerst sprengte dann ein Mann an der Spitze voraus, und die hinter ihm folgenden Reiter zielten mit querspitzigen Pfeilen ohne Federn auf seinen Weidenzweig. Wem es gelang, diesen mit seinem Pfeile zu durchschneiden und mitten im Galoppieren mit der Hand zu packen und an sich zu nehmen, galt als erster Sieger. Wer den Zweig zwar abgeschnitten, aber nicht vermocht hatte, sich seiner zu bemächtigen, war zweiter Sieger. Wer den Zweig da, wo er grün ist, durchschnitten oder den Zweig nur getroffen hatte, ohne ihn zu durchschneiden, desgleichen auch wer ihn überhaupt nicht getroffen hatte, hatte verloren. Jeder Schütze wurde durch einen Trommelwirbel unterstützt, der seine Leidenschaft entfachen sollte. Sobald das Wettschießen beendet war, begann das Ballspiel. Jeder der Teilnehmer bestieg ein Pferd, mit dem er wohlvertraut war, und hielt einen mehrere Fuß langen Ballstock mit einer sichelförmig gekrümmten Spitze in der Hand. Nachdem sich sämtliche Mitspielende in zwei Gruppen geordnet hatten, schlugen sie einen Ball gemeinsam um die Wette. Vorher waren am Südende des Spielplatzes zwei Pfähle errichtet worden, die oben durch ein Brett verbunden waren, so daß die so entstandene Öffnung ein Thor bildete. In diesem letzteren wurde ein Sacknetz angebracht. Wer den Ball an sich zu bringen und ins Netz zu schleudern vermochte, war Sieger. Der Ball war von der Größe einer kleinen Faust, aus leichtem, elastischem Holz, innen ausgehöhlt und von außen rot bemalt."

Die Beschreibung des chinesischen Topographen fährt dann fort: „Das Ballspiel ist heutzutage ein von alters her überlieferter Brauch. Am fünften Tage des fünften Monats und am neunten Tage des neunten Monats versammeln der Kronprinz und die übrigen Prinzen diejenigen unter den Befehlshabern von Zehntausend und von Tausend aus allen Bezirken, die im Ballspiel geübt sind. Die Spieler bedienen sich durchweg prächtiger Rosse erster Güte, die mit Fasanenfedern, Quasten, Schnüren, Spiegeln und Schellen geschmückt sind und aussehen wie gemalt. Einer sprengt voraus und schleudert einen großen, weichen Ball aus zusammengenähten Lederstücken auf die Erde. Alle übrigen Reiter stürmen hinter ihm drein, und jeder sucht mit dem Ballstock, der mit einem langen Rohr als Handhabe versehen ist, den Ball aufzufangen. Sobald der Ball zufällig mit dem Stocke aufgefangen ist, darf er, während das Pferd mit Blitzesschnelle dahinfliegt, nicht ein einziges Mal zu Boden fallen. Wer Kraft und Übung besitzt, läßt den Ball sich kreisen und in der Luft umherhüpfen, ohne daß dieser sich auch nur ein einziges Mal von dem Stocke trennt. Schließlich schleudert er ihn mit einem Schlag ins Thor hinein und hat damit den Sieg errungen." Besonders prächtig ist das unter dem Namen „Kavalleriereiten" bekannte Reitermanöver. Die gewandtesten unter den Aufsehern des kaiserlichen Marstalles werden dazu befohlen. Nachdem einige hundert Reiter gezeigt, wie Mann und Pferd sich aneinander gewöhnt haben, führen sie mit Jagdfalken und Hunden im ganzen Bereiche der Arena Jagdszenen auf. Für die Geschichte der Volksspiele bietet sich hier ein ganz neues Feld der Beobachtung und Untersuchung in Verbindung mit den Volksbelustigungen, denen Grube den letzten Abschnitt seiner Bilder aus dem Pekinger Volksleben gewidmet hat. Einen bunten Schwarm von allerlei fahrendem Volke, von Sängern, Gauklern, Schauspielern führt er an uns vorüber. Dabei fällt manches Schlaglicht auf die dunkle Seite dieses Volkslebens, wenn wir z. B. von einzelnen Gruppen der Sängerinnen hören, daß ihr Impresario „meistens irgend ein verkommenes Subjekt ist", das zwölf- bis dreizehnjährige Mädchen von hübschem Äußern kauft, gewöhnlich Töchter armer Eltern, sie in Gesang und Musik ausbilden läßt, dafür sorgt, daß sie elegant und geschmackvoll gekleidet sind, und dann mit ihnen zu Geburts- und Vermählungsfeiern zieht, um die Gesellschaft durch Gesangvorträge zu unterhalten. Eine etwas vornehmere Truppe bilden die Nü-Hsi. Es sind Schauspielerinnen, die schon im zarten Alter von zehn Jahren für die Schauspielkunst herangezogen werden. Sie treten fast ausschließlich bei den Festlichkeiten, die im engeren Familienkreis gelegentlich des Geburtstages begangen werden, auf. Man unterscheidet nämlich in Peking drei Kategorien von Geburtstagen; die Kategorie „großes Glück", nämlich den 39., 49., 59., 69. Geburtstag, die Kategorie „ordentliches Glück", den 40., 50., 60., 70. Geburtstag und die Kategorie der „dazwischenliegenden Geburtstage". Im Sommer findet die theatralische Aufführung im Hofe statt, im Winter wird in der Haupthalle eine reich dekorierte sogen. „warme Bühne" errichtet. Eine charakteristische Sängertruppe für Peking sind die „blinden Sänger". Man sieht sie mit langem Stabe bewaffnet und ihren Gong schlagend allenthalben in den Straßen Pekings umherziehen. Sie bilden gewissermaßen Schulen und wohnen

gruppenweise zusammen. An sie schließt sich der ganze Schwarm der „Geschichtenerzähler“. Eine Abart derselben bilden die „Straßenerzähler“, die sich auf den größeren Verkehrswegen umhertreiben. Eine besondere Aufmerksamkeit hat Grube den mannigfachen Gauklervereinen gewidmet. Diese Verbindungen haben eine stramme Organisation. Sie stehen unter Leitung eines Obmannes, den ein Kassierer in der Verwaltung unterstützt. Je nach den Fahnen unterscheidet man Zivil-, Militär- und kaiserliche Vereine. Das Zivilbanner ist blau mit weißem Rand, das Militärbanner schwarz mit weißem Rand. Vereine, denen die Ehre zu teil geworden, ihre Künste vor dem Kaiser produzieren zu dürfen, führen von diesem Tage an das gelbe Banner mit dem kaiserlichen Drachen. Wenn alljährlich die große Wallfahrt der Gauklervereine zum heiligen Berge stattfindet, zieht ein wunderliches Heer von Tausendkünstlern durch die Straßen Pekings. Da kommt die Truppe der „Stelzengeher“, der „fünf Tiger“, der „Löwen“, der „wegesäubernden Dämonen“ mit ihren Wimpeln und Fahnen. Auf dem Wege zum heiligen Berg wird bei vornehmen Chinesen Aufenthalt gemacht; jeder Verein giebt eines oder das andere seiner schönsten Stücke zum besten. Dafür wird er reichlich bewirtet.

Die wertvollsten Mitteilungen des letzten Abschnittes bietet die Darstellung des Pekinger Theaterwesens. Wir erhalten hier zum erstenmal einen deutlichen Einblick in die höchst charakteristische Organisation der chinesischen Schauspielkunst. Die Theater Pekings befinden sich ohne Ausnahme in der Chinesenstadt. Die Umgebung des Thores Chien-Men bildet geradezu das Theaterviertel. In der Straße Ta-Scha-Lan allein liegen sechs Bühnen: „der Garten des Glückes und der Freude“, „der Garten des Glückes und der Eintracht“, „das Lusthaus gemeinsamer Freude“, „der Turm der weiten Tugend“, „der Garten des dreifachen Glückes“, „der Garten der Mittelwegigkeit und Eintracht“. An „unlauterem Wettbewerb“ fehlt es da nicht. Die beiden erstgenannten Theater gelten als die besten. Jedes Theater steht unter der Leitung eines Direktoriums. Kein Theater verfügt über eine eigene stehende Truppe. Die verschiedenen Truppen, die der Herkunft nach in die beiden Hauptgruppen des südlichen und nördlichen Dialekts zerfallen, können für jede beliebige Bühne verpflichtet werden, indem das Direktorium die gewünschte Truppe am Jahresschluß für eine bestimmte Zeitdauer engagiert. Bei besonders renommierten Truppen fallen dem Direktorium 20%, der Truppe 80% der Einnahme zu. Frauen ist der Besuch öffentlicher Theater untersagt. Aber es werden für sie „Salonaufführungen“ von den Schauspielertruppen im engeren Kreise veranstaltet, die meistens drei Tage währen. Es sei noch der Unterscheidung von Zivil- und Militärdramen gedacht. Während die ersteren mehr oder weniger unsern Begriffen von einem Schauspiel entsprechen, bestehen die letzteren vorwiegend aus gymnastischen und akrobatischen Aufführungen. Außer diesen beiden Hauptgattungen des Dramas giebt es noch Lustspiele oder Possen. Das ältere „klassische“ Drama, das noch bis in die jüngere Zeit auf der Pekinger Bühne gespielt wurde, bewegte sich zum größten Teil in der Schriftsprache und blieb dadurch dem niedern Volke unverständlich. Seit dem Emporkommen der volkstümlichen Schauspiele sind die „klassischen“ Stücke mehr und

mehr verschwunden. Die einzige Truppe in Peking, die „Truppe der Gnade und Freude", welche ausschließlich das klassische Genre pflegte, hatte beständig mit Verlusten zu rechnen, bis sich der „siebente Prinz", der Vater des jetzt regierenden Kaisers, ihrer erbarmte und sie aus seiner Tasche unterstützte. Nach seinem Ableben löste sich die Truppe auf. Es bestehen augenblicklich vier Haupttruppen, „die Truppe der vierfachen Freude", „die Truppe des dreifachen Glückes", „die Truppe der Frühlingsbühne", „die Truppe der Priester der Fichte". Daneben pflegen noch eine Anzahl kleinerer Trupps das Bühnenspiel. Renommierte Schauspieler erhalten außer ihrem Quartalsgehalt noch ein besonderes Spielhonorar für jedes Auftreten und stehen sich auf diese Weise mitunter sehr gut. Während alle Bühnenmitglieder eine große Gilde bilden, die ihren gemeinsamen, dem Schutzpatron des Schauspiels gewidmeten Tempel außerhalb des Thores Ha-Ta-Men hat, nehmen die Mitglieder des zum Palast gehörenden kaiserlichen Privattheaters, die sich ausschließlich aus den Palasteunuchen rekrutieren, eine Sonderstellung ein. Die Oberaufsicht über das gesamte Theaterwesen ruht in den Händen von sechs Obmännern, welche den Namen „Tempelhäupter" führen, weil sie ihre Sitzungen in einem dem Theatergott geweihten Tempel abhalten. Theatervorstellungen können alle Tage stattfinden mit Ausnahme der Fasttage und solcher Tage, an denen ein Kaiser der herrschenden Dynastie gestorben ist. Die Vorstellungen beginnen um Mittag und dauern bis zum Dunkelwerden.

Nur in flüchtigen Umrissen habe ich dem Leser das an belehrenden Zügen so reiche Bild des Pekinger Volkslebens vorgeführt. In der äußeren Erscheinung stellt sich Grubes Beitrag „Zur Pekinger Volkskunde" zugleich als eine Musterleistung der Reichsdruckerei dar. Einen vornehmen künstlerischen Abschluß empfängt das Werk in den feinstilisierten Stickmustern, die uns jene eigenartige Blumen- und Tiersymbolik vor Augen stellen, welche zu einer wunderbaren Kunst entwickelt worden ist. Nicht wenige dieser symbolischen Darstellungen atmen den Hauch echter, volkstümlicher Poesie. Da sehen wir z. B. eine Blume dargestellt, die im Volksmunde den Namen „die emsige Jungfrau" trägt. Sie öffnet ihren Kelch vor Morgengrauen, um ihn, wenn die Sonne zur Rüste geht, wieder zu schließen. Daher wird sie mit der fleißigen Jungfrau verglichen, die bereits in frühester Morgenstunde ihr Tagewerk beginnt. Der Schmetterling daneben symbolisiert hohes Alter. Somit drückt das Muster den Wunsch aus, daß die fleißige Jungfrau, für die die Stickerei bestimmt ist, ein hohes Alter erreichen möge. Ein anderes Muster zeigt uns prächtige Orchideen, die in ihrem „lautern Duft" das Sinnbild des Adels der Gesinnung sind, während Fichte und Cypresse die Unwandelbarkeit ausdrücken. Die Pflaumenblüte symbolisiert anmutige Schönheit; daher spielt der Schmetterling, der die Pflaumenblüten dort umflattert, auf langes Leben und Schönheit an. Die Lotusblume mit Blatt und Knospe versinnbildlicht die Vollzähligkeit der Familie. Die Bedeutung der einzelnen Symbole erschließt sich aus dem Doppelsinn des Wortes für den symbolisierenden Gegenstand. So z. B. bedeutet tieh „Schmetterling" und „hohes Alter". Der Schmetterling, den ich auf jenem Muster in Verbindung mit dem Zepter abgebildet finde, drückt also den Wunsch aus, daß dem Betreffenden, für den die

Stickerei bestimmt ist, sich alles nach Wunsch gestalten und er ein hohes Alter erreichen möge. Ju-i, „Zepter", bedeutet nämlich auch „Nach Wunsch". Die Päonie ist die Blume des Reichtums und Ansehens. Sehr beliebt sind in der Sprache der Blumensymbolik auch Kirsch- und Pfirsichblüte, dann Jasmin- und Granatblüte. Man könnte fast von einem Wörterbuche der chinesischen Blumensprache reden, so reich und mannigfach ausgebildet ist die Symbolik, die sich hinter den zum Teil wundervoll ausgeführten Blumenbildern verbirgt. Auch hier ist Grubes Arbeit bahnbrechend. Was der Forscher bis jetzt vergebens suchte: eine zuverlässige Grundlage für die Deutung der symbolischen Bilder, wird ihm hier geboten. Daher ist der Symbolismus, den uns die schönen Originale der Stickmuster für Prunk- und Schmuckgegenstände vorführen, für die Erforschung des chinesischen Kunstlebens von nicht geringerer Bedeutung wie für die Kenntnis der Sitten und Gebräuche. Ohne die Erklärung, welche für die meisten Symbole hier zum erstenmal gegeben wird, werden dem Kunstforscher die künstlerischen Typen, die ihn durch die Schönheit und Zartheit der malerischen Ausführung erfreuen, unverständlich bleiben.

So möge denn das treffliche Bild, das uns Grube von dem Leben und Weben des chinesischen Volkes entworfen hat, den neu erwachten Eifer für das Studium des Volkstums endlich in die Bahn einer methodischen Pflege lenken. Nur dann wird sich die chinesische Volkskunde über den Standpunkt des bloßen Beobachtens und statistischen Stoffsammelns zur Höhe wissenschaftlicher Forschung erheben, wenn sie aus dem beengenden Verhältnis der Unterordnung, in dem sie bislang festgehalten wurde, in die freie Lebensluft einer selbständigen Disziplin tritt. Die Zeit ist vorüber, wo die chinesische Volkskunde im Hörsaal der Erdkunde hospitieren konnte, wo sie nichts anderes war als eine bloße Staffage des zu schildernden Landes. Das Volk als Gesamtpersönlichkeit muß in seinem durch die Gemeinsamkeit von Sprache und Sage, Sitte und Recht verbundenen Organismus Gegenstand eines selbständigen Studiums werden. Die chinesische Volkskunde muß ihr Zentrum in sich selbst finden, sie muß aus sich selbst heraus ihre Gesetze, ihre Methode entwickeln. Handelt es sich doch um das religiöse und soziale Leben eines mehr als 3000 Jahre umspannenden Kulturvolkes, um Sitten und Einrichtungen, die das unüberwindliche Bollwerk der Nation bislang gewesen sind. Soll aber China in der ganzen Eigenart seines Volkstums sich uns erschließen, so bedarf es nicht weniger des Studiums der klassischen Denkmäler der alten Zeit als der Erforschung jener Quellen, „zu deren Aufsuchung man auf den eigenen Beinen durchs Land gehen muß". Indem Grubes Abhandlung „Zur Pekinger Volkskunde" mit der umfassendsten Kenntnis der litterarischen Zeugen der Vergangenheit die lebendige Beobachtung der Gegenwart verbindet, ist sie Fundament und Vorbild für die wissenschaftliche Volkskunde Chinas geworden.

Joseph Dahlmann S. J.

Rezensionen.

1. **Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert.** Von Dr. **Heinrich Brück**, Bischof von Mainz. Vierter Band. Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland IV, 1. 8⁰. (XIV u. 504 S.) Mainz, Kirchheim, 1901. Preis geh. *M.* 6.80; geb. *M.* 8.80.
2. **Die Kulturkampfbewegung in Deutschland** (1871—1900), historisch dargestellt von Dr. **Heinrich Brück**, Bischof von Mainz. Erste Lieferung. 8⁰. (IV u. 80 S.) Mainz, Kirchheim, 1901. Preis der Lieferung (5 Druckbogen) *M.* 1.

1. Das Werk, von dessen IV. Bande die erste Hälfte vorliegt, hat seine feste Stellung sich bereits errungen. Wer über Zustände oder Ereignisse im Leben der Kirche Deutschlands rasch und sicher orientiert sein will, greift gerne nach diesen inhaltreichen, klar disponierten und handlich eingerichteten Bänden. Er hat dabei die Sicherheit, daß nichts von Bedeutung fehlt, daß er mit dem Kern der Sache auch die beste Litteraturangabe findet und in allen Fragen der Doktrin wie der Kirchenpolitik ein völlig zuverlässiges Urteil. Die Fortsetzung dieser „Geschichte" zur Anzeige bringen, heißt daher nur seine Freude darüber aussprechen, daß ein so brauchbares Handwerkszeug der litterarischen Arbeitsstube nun glücklich seine Vollendung finde, und daß durch die Erhebung des hochw. Herrn Verfassers zu hoher kirchlicher Würde seine gediegene Forscherarbeit nicht dazu verurteilt worden ist, ein Torso zu bleiben.

Für den Kenner bildete dies um so mehr ein Anliegen, als der hochw. Herr Verfasser für die späteren Bände des Werkes keineswegs bloß als fleißiger Sammler und scharfblickender Beurteiler dasteht, sondern zugleich als lebendiger Zeuge und wirklicher „Expert" der geschilderten Ereignisse. An der Seite eines so hervorragenden Führers wie des 1866 verstorbenen Dombechanten Lennig ins öffentliche Leben wie in die wissenschaftliche und publizistische Thätigkeit eingetreten, genoß er den Vorzug, neben Männern wie Ketteler, Moufang und Heinrich, und in ständigem Austausch mit diesen, seit 40 Jahren beobachtend, denkend und forschend an einem Brennpunkte des kirchlichen Lebens sich festgehalten zu sehen, in vielen wichtigen Fragen selbst mit ratend und thatend, und so in das innerste Triebwerk der gesamten deutschen Kirchenangelegenheiten einen tiefen und sicheren Einblick zu gewinnen. Bereits 36 Jahre sind es her, seit der Herr Verfasser

mit einer Studie über die kirchlichen Zustände der rheinischen Erzbistümer zu Ausgang des 18. Jahrhunderts hervorgetreten ist, 33 seit dem grundlegenden Werke über die schicksalsreiche Existenz der oberrheinischen Kirchenprovinz, mehr denn 30 seit der lehrreichen Biographie über den um die Kirche Gesamtdeutschlands hochverdienten Lennig. Wenn es in Deutschland heute einen Gelehrten giebt, welcher den verschiedenen Regungen wie Abirrungen des kirchlichen Lebens während des eben zu Ende gegangenen Jahrhunderts unverdrossen bis in die letzten Wurzeln nachgegangen ist, so darf man dies von dem hochw. Verfasser rühmen.

Eines Gewährsmannes, der solche Garantien zu bieten vermag, bedurfte es, um durch die erregteste, unstreitig aber auch großartigste Periode der neueren deutschen Kirchengeschichte mit Zuversicht sich führen zu lassen. Der vorliegende Halbband behandelt die Unruhen, welche Deutschland erfüllten aus Anlaß des vatikanischen Konzils, und den Verlauf des Kulturkampfes bis zum Höhepunkte der gewaltsamsten Anspannung.

Es braucht nicht für diesen Band erst betont zu werden, daß der hochw. Verfasser die Periode völlig beherrscht und nichts seinem Blicke entgeht, daß gewiegtes Urteil und warmer kirchlicher Sinn dem Leser überall die rechte Richtung weisen. Wenn für die Zeit des Kulturkampfes den parlamentarischen Debatten der Raum recht ausgiebig zugeteilt worden ist, so entspricht dies der Bedeutung, welche in unserer Zeit die parlamentarische Arena für alle öffentlichen Angelegenheiten gewonnen hat. Nur in ganz ausnahmsweisen Fällen spricht der einzelne Abgeordnete für seine Person allein, fast immer repräsentiert er Richtungen, Partei-Abstufungen, Anschauungen, welche in weiteren Kreisen der Nation verbreitet sind. Der Kulturkampf vollends hat zum größten Teile von den Parlamenten seinen Ausgang genommen, und seine entscheidendsten Akte haben auf den Bänken der deutschen Volksvertretungen sich abgespielt.

Drei Momente treten aus den Seiten dieses Bandes mit besonderer Deutlichkeit hervor.

Bei niemand, welcher die Verhältnisse Preußens und Deutschlands seit 1870 kennt, kann ein Zweifel bestehen, daß der Kulturkampf das Werk Bismarcks ist und diesem persönlich die Hauptverantwortung für denselben zufällt. Der König folgte fast wider Willen; Falk und die übrigen waren nur eifrige Handlanger oder feile Werkzeuge. Nach einer oft vertretenen Anschauung wäre indes die grausame Hetze gegen die katholische Kirche der Preis gewesen, um welchen Bismarck die Dienstbarkeit der früher so störrischen liberalen Parteien für seine sonstige innere Politik sich zu erkaufen gewußt hätte. Nicht so urteilt der hochw. Herr Verfasser (S. 157. 162 f.). Nach ihm wollte Bismarck den Kampf gegen die Kirche um seiner selbst willen, um sie in das hilflose Abhängigkeitsverhältnis der Zeiten vor 1837 zurückzudrängen. Nur da die Altkonservativen hierbei nicht unbedingt Heerbann leisten wollten, habe der Kanzler seine Zuflucht zu den Liberalen genommen und diesen dafür anderweite Konzessionen gemacht. „Um ihre Freundschaft und Mithilfe zu erlangen, brachte er ihnen das bisher von ihm vertretene ‚monarchisch-christliche Prinzip‘ zum Opfer.“ Bei den zahlreichen Windungen in Bismarcks politischen Wandelgängen und den

oft grellen Widersprüchen in seinen mündlichen wie schriftlichen Äußerungen je nach Zeit und Gelegenheit, lassen sich wohl für beide Auffassungen Belegstellen finden und wird schwerlich die eine als die absolut richtige und ausschließliche zu verfechten sein. Der hochw. Herr Verfasser hat es indes verstanden, die seinige recht einleuchtend zu machen. Merkwürdig ist jedenfalls (S. 399) Bismarcks direkter Appell an den protestantischen Sektenfanatismus (1873), mag derselbe auch nur ein Agitationsmittel mehr gewesen sein im Munde eines in der Wahl seiner Mittel so wenig ängstlichen Politikers.

Das zweite Moment, welches diesem Bande hervorragendes Interesse verleiht, ist die heldenhafte Größe und unzerstörbare Festigkeit, in welcher die katholische Kirche Deutschlands unter den Stürmen der bittersten Verfolgung vor ihren Feinden dasteht. Bischöfe, Klerus und Volk, Adel, Bürger und Bauern, alles scheint während jener Leidensjahre an Glaubensfreudigkeit, Opfermut und katholischer Begeisterung zu wetteifern. In einer zusammenfassenden Darstellung wie der vorliegenden war es nicht möglich, auf die Leiden und Gefahren zahlreicher dem Wilde gleich gejagter Priester näher einzugehen, noch die Züge des Edelsinnes und Heldenmutes zu registrieren, wie sie im katholischen Volke damals so vielfältig und so leuchtend hervorgetreten sind. Das sind große und heilige Erinnerungen. Es war damals eine bittere und schwere, aber, moralisch gewertet, für die katholische Kirche Deutschlands eine herrliche Zeit. Diese Erinnerungen sind es auch, welche den 4. Band vom Werke Dr. Brücks zu einer so segenswerten Gabe machen. Es kann das Studium jenes Kampfes der nachwachsenden Generation, zumal dem jüngeren Klerus, nicht genug ans Herz gelegt werden. Was katholisches Denken und Fühlen heißt, was die Kirche stützt und was sie gefährdet, was das kirchliche Leben gesunden und erstarken macht und was zersetzend auf dasselbe wirkt, das errät ein offener Blick mit Leichtigkeit aus den Blättern dieser „Geschichte".

Ein drittes Moment, das in späteren Jahrhunderten sicherlich nicht unbeachtet bleiben wird, ist die Verrohung des Geschmackes und das auffallende Sinken des Schicklichkeits- und Rechtlichkeitsgefühls im öffentlichen Leben Deutschlands im Verlaufe und Gefolge des Kulturkampfs. Auf der Höhe materieller Blüte und Macht, im Glorienschein der außerordentlichen kriegerischen und politischen Erfolge, im Vollgefühle wieder errungener Einheit und Kraft, hat die deutsche Nation leider nicht auch eine ethische Erhebung gefeiert. Noch weniger ist ein Augusteisches Zeitalter ihr beschieden gewesen. Nie während des ganzen Jahrhunderts ist unsere Publizistik und Litteratur so tief gesunken; niemals auch hat das parlamentarische Leben Deutschlands, das bis dahin in Preußen wenigstens einer gewissen Vornehmheit und Würde nie entbehrt hatte, so beklagenswerte Selbsterniedrigung sich bereitet wie während dieser unseligen Kampfeszeit. Wer heute die stenographischen Berichte der Parlamentsverhandlungen oder die öffentlichen Organe aus jenen Tagen wieder durchliest, schreckt voll Ekel zurück vor der rohen Geschmacklosigkeit und wüsten Gehässigkeit, wie sie ihm da aus den Blättern der vornehmsten Benennung auf jeder Seite entgegenstarren.

Das alles in einem Gesamtbild zu veranschaulichen, bleibt für die spätere Zeit, wenn einmal aus der Entfernung die Kontraste sich deutlicher abheben werden, der Kulturgeschichte als lehrreiche Aufgabe vorbehalten. Für jetzt hat der hochw. Verfasser nicht versäumt, oft und oft darauf hinzuweisen, insbesondere auf den gesunkenen Ton der Presse, auf das Übermaß öffentlicher Unwahrhaftigkeit und politischer Heuchelei, auf Preßkorruption und unlautere Machenschaften, endlich auch auf bedauerliche Ausartungen im parlamentarischen Leben.

Im 33. Kapitel, welches bei Gelegenheit des Altkatholikengesetzes die durch dasselbe begünstigte kirchliche Revolutionspartei in den Umrissen zeichnet, wird man ein genaueres Eingehen auf Zahl und Bedeutung der Teilnehmer wie auf Verbreitung und Gemeindebildung vielleicht vermissen. Allein zweifelsohne sind diese näheren Ausführungen für einen besondern Abschnitt im 2. Teile dieses Bandes aufgespart.

In Bezug auf Nebensächliches sei bemerkt, daß bei den Litteraturangaben über die „Katholische Abteilung“ die aus der Feder des Geh. Ober-Reg.-Rates Linhoff stammende, sorgfältige und authentische Darstellung in den „Historisch-politischen Blättern“ 1886 (XCVII, 537 f.) nachzutragen wäre. Beim Namen des holländischen Franziskanerklosters Brunssum (S. 371) hat sich ein Druckversehen eingeschlichen. Es ist vielleicht nicht ganz zutreffend, wenn S. 276 die Gymnasiasten-Zeitung „Walhalla“ als eigenes Organ einer gleichnamigen Gymnasialschüler-Verbindung bezeichnet und die Existenz der Zeitung als von dem Verbindungswesen unzertrennlich dargestellt wird. Es waren damals mindestens zwei derartige Gymnasiastenzeitungen im Umlauf, und was immer die Entstehungsgeschichte jener Schülerzeitungen gewesen sein mag, die „Walhalla“ trat nicht als „eigenes Organ“ einer bestimmten Verbindung auf. An den verschiedensten Gymnasien wurden Abonnenten und Mitarbeiter für dieselbe geworben, ohne daß überall auch Verbindungen bestanden oder irgend welcher Zusammenhang der beiderseitigen Verbindungen vorhanden gewesen wäre. Der Umstand, daß ein solches Blatt von Gymnasiasten herausgegeben und ausschließlich von solchen bedient wurde und daß jeder Abonnent auch zur Mitarbeiterschaft sich zugelassen und aufgefordert sah, genügte vollauf, um auch abgesehen von allem Verbindungswesen unreife junge Leute für das Unternehmen zu interessieren. Nicht so sehr ein innerer Zusammenhang mit dem Verbindungswesen, als die Schalheit und Erbärmlichkeit des Inhaltes war es, was Freiherrn v. Schorlemer-Alst mit vollem Rechte auf das Bedenkliche solcher völlig unkontrollierten Schülerorgane hinweisen ließ.

Es ist oft gesagt worden, daß kein Zweig des menschlichen Wissens in solchem Maße geeignet ist, eine Schule des Lebens zu sein, wie die Geschichte. Was sonst nur die bewegteste und überlegteste Erfahrung einer langen öffentlichen Laufbahn lehrt, vermag sie zu ersetzen. Vorzüglich gilt dies von der Kirchengeschichte, in welcher die wichtigsten Fragen der Menschheit, die höchsten Interessen der Gesellschaft beständig um ihre Lösung und Befriedigung ringen. Ohne Gefahr der Übertreibung darf aber behauptet werden, daß seit drei Jahrhunderten keine Periode unserer Kirchengeschichte so reich war an ernsten Lehren und erhabenen Beispielen, wie die zwei Jahrzehnte von der Berufung des vatikanischen Konzils bis zum goldenen Priesterjubiläum Leos XIII. (1868—1888) oder vom Zusammentritt des Zentrums bis zum Tode Windthorsts (1871—1891).

Möchten alle zum geistigen Kampfe waffenfähigen Katholiken die Seiten dieses IV. Bandes nachdenkend studieren und meditieren. In der so einfachen ruhig und klar dahinfließenden Erzählung werden sie viele weise Lehren finden.

2. Ein recht praktischer Griff war es von seiten der Verlagshandlung, jene Abschnitte im oben angekündigten IV. Bande Dr. Brücks, welche auf den Kulturkampf sich beziehen, auch im Sonderabdruck, und zwar, zum Zwecke leichterer Verbreitung, in Lieferungen erscheinen zu lassen. Das Ganze wird auf etwa 10 Lieferungen zu je 5 Bogen (80 Druckseiten) sich belaufen und alles zusammenfassen, was bis heute über den Kulturkampf geschrieben worden ist. Eine kurze historische Einleitung ist vorausgeschickt, welche bis zur großen Ausplünderung und gewaltsamen Auseinanderreißung der deutschen Kirche am Anfange des jetzt abgelaufenen Jahrhunderts zurückgreift. Mit vollem Recht werden die Wurzeln der heutigen Zustände in solcher Tiefe gesucht. Daher eben rühren so viele Mißverständnisse und falsche Beurteilungen des heute Vorhandenen und so manche verfehlte Heilungsversuche, weil man die tödliche Katastrophe nicht mehr kennt und in ihren Folgen nicht zu ermessen vermag, aus welcher die Kirche in Deutschland während dieses Jahrhunderts unter unsagbaren Schwierigkeiten hat langsam wiedererstehen müssen.

Otto Pfülf S. J.

Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. Mit besonderer Berücksichtigung von Cultur und Kunst nach den Quellen dargestellt von **Hartmann Grisar** S. J., Professor an der Universität Innsbruck. Mit vielen historischen Abbildungen und Plänen. Erster Band: Rom beim Ausgang der antiken Welt. Nach den schriftlichen Quellen und den Monumenten. 8°. (XX u. 856 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 22.40; geb. *M.* 27.

„Die Geschichte Roms im Mittelalter", sagt der Verfasser (S. 107), „umfaßt einerseits Rom als Stadt und hat in dieser Hinsicht vor allem seine äußere Entwicklung, seine Gestalt, seine lokalen Geschicke in den verschiedenen Epochen zur Anschauung zu bringen, anderseits umfaßt sie die kulturhistorische, weit über die Mauern hinausgehende Bedeutung Roms, welche in seiner Würde als Sitz der Hierarchie gipfelt. Die beiden Elemente verhalten sich zu einander fast wie Leib und Seele."

Seinen Standpunkt und Plan hat der Verfasser in diesen Worten klar genug ausgesprochen. Gegenstand seiner Schilderung soll der doppelte Gedankenkreis sein, den der Begriff Rom für den Katholiken einschließt. Sein Werk will zugleich Stadtgeschichte Roms und Papstgeschichte sein, und die Berechtigung, diese beiden Gegenstände als einheitlichen Vorwurf zu betrachten und in demselben Werke zu behandeln, schöpft er aus der innigen und untrennbaren Verbindung derselben. Die eingehendste rein topographische Beschreibung der ewigen Stadt würde doch noch keine wirkliche Vorstellung von dem geben, was Rom ist und immer bleiben wird; denn die ewige Stadt besitzt ihre Bedeutung und Anziehungskraft nicht in ihren Mauern, Kirchen, Denkmälern, sondern darin, daß sie Sitz

des hl. Petrus und Mittelpunkt der Christenheit ist. Wie aber die Stadtgeschichte Roms den beständigen Ausblick auf die weltumfassende Wirksamkeit des Papsttums zu ihrem Verständnis fordert, so kann auch umgekehrt die Papstgeschichte nicht verstanden werden ohne Rücksicht auf die Geschichte der Stadt, in welcher das Papsttum seinen Sitz aufgeschlagen hat. Denn vielfach ist die universelle Wirksamkeit desselben beeinflußt, gehindert, gefördert durch die örtlichen Verhältnisse der ewigen Stadt.

Der vorliegende Band, betitelt „Rom beim Ausgang der antiken Welt", umfaßt die Ereignisse zwischen den Jahren 394 und 590, d. h. er beginnt mit dem letzten Versuch des Heidentums, Kaiserthron und Herrschaft wieder zu gewinnen, und führt die Erzählung weiter bis zur Wahl Gregors I. Ein nicht gar langer, aber ereignisschwerer Zeitraum diese zwei Jahrhunderte! Es sind die Jahre, da eine ganze Welt aus den Fugen weicht und untergeht, eine Zeitlang eine trübe Schlammflut von Greueln, Gewaltthat, Barbarei alles zu verschlingen scheint und dann beim Verlaufen der Fluten langsam ein ganz neues Weltbild sich gestaltet. Naturgemäß muß deshalb die Schilderung dieses Zeitraumes in einer Reihe großartiger und ergreifender Gegensätze sich bewegen zwischen dem verfallenden Weltreich und der aufstrebenden Kirche, zwischen der feinen Bildung der Römer und der Barbarei der Nationen, den Verhältnissen zu Anfang des geschilderten Zeitraumes und den Zuständen bei deren Ende.

Beim Ausgang des 4. Jahrhunderts, mit dem die Schilderung des Verfassers einsetzt, steht noch das alte Römerreich, es ist noch nicht ganz das Geschlecht jener Staatsmänner ausgestorben, welche die Welt zu einem Reiche zusammenschmiedeten und es zusammenzuhalten verstanden durch ihre Heerstraßen und Gesetze, durch die Errungenschaften der Kultur und das majestätische Ansehen des römischen Namens. Vielleicht giebt nichts uns eine höhere Vorstellung von der Regierungskunst des heidnischen Roms, als wenn wir beim Verfasser lesen, daß selbst noch in der Zeit des Verfalles und Zusammenbruches der Gallier Sidonius sich ebenso mit Stolz und patriotischem Schmerz einen Römer nennt (S. 90), wie der von Hunnerich verfolgte Afrikaner (S. 450); wenn wir hören, wie selbst ein Alarich Ehrfurcht vor dem sinkenden Rom an den Tag legt, wie nach dem thatsächlichen Zusammenbruche des Reiches die Völker wenigstens in der Erinnerung und Vorstellung sich immer noch als ein einheitliches Reich betrachten und ein Theoderich statt des eigenen das Bild der invicta Roma auf seine Münzen setzt. Namentlich aber die Stadt Rom, das Sinnbild der Größe des Reiches, der „Erdkreis im Auszug" (epitome orbis) strahlt zu Beginn des vom Verfasser geschilderten Zeitraumes noch in voller Pracht. Die herrlichen Tempel werden freilich nicht mehr besucht, sind aber auch unter den christlichen Kaisern unversehrt geblieben — P. Grisar widerlegt ausführlich die noch immer verbreitete gegenteilige Ansicht —, nur hat man die Götterbilder aus ihnen entfernt und zum Schmuck der öffentlichen Plätze verwandt. Und abgesehen von den gottesdienstlichen Gebäuden, ist die ganze Stadt wie übersät mit einer ganzen Menge von Prachtbauten. Eine Beschreibung aus dem 4. Jahrhundert weiß von 11 Fora, 10 profanen Basiliken, 28 öffentlichen Bibliotheken, etwa 300 öffent-

lichen Magazinen, 1790 Palästen (S. 144). Dazu kommen dann noch die gewaltigen Räume, welche als Badehallen und Vergnügungsräume dienen, die bewundernswerten Abzugskanäle im Boden, die Wasserleitungen, welche 856 öffentliche Bäder, 1352 Fontänen, 15 Gebäude für Wasserkünste rc. speisen, und die prachtvollen Säulengänge (S. 143). Und welch ein Reichtum von Kunstwerken und Kostbarkeiten aller Art in diesem „Meer von Schönheit", diesem „Wunder" aller Wunder, bei dessen Anblick selbst Kaiser starr vor Staunen waren! Eine kleine Vorstellung davon mag S. 116 das Verzeichnis der Gegenstände geben, die nur in den Jahren 1872—1887 im Boden Roms aufgefunden wurden. Es sind darunter z. B. 1864 Inschriften, 77 Säulen, 192 gut erhaltene Marmorstatuen, 266 Büsten und Köpfe, 711 Gemmen und Kameen, 18 Marmorsarkophage, 36 679 Münzen rc., und dazu eine ungezählte Menge der verschiedensten Bruchstücke.

Doch trotz aller Pracht war das Geschlecht, das dieses Paradies bewohnte, für den Untergang reif. Wohl zeitigte das Christentum in der römischen Gesellschaft große Charaktere, bei deren Gestalten voll heroischem Opfermut der Verfasser mit Liebe verweilt, und bei unzähligen Ungenannten und Unbekannten wird es ohne Zweifel im verborgenen ebenso Großes gewirkt haben. Aber zahlreiche Mißstände und Schattenseiten fehlten nicht. Es war Zeit, daß an die Stelle der entarteten Römer neue Völker traten, deren Vertreter Arbogast, Stilicho, Ricimer die Zügel der Herrschaft ohnehin schon längst in den Händen gehalten hatten. Es folgten also die dreitägige Plünderung Roms 410, die vierzehntägige 455, die erneute Eroberung 471; es folgte die Herrschaft Odovacars und Theoderichs, die Besitzergreifung der Stadt durch Justinian, es kamen endlich die schrecklichen Longobarden. „Die Menschen allenthalben sanken wie gemäht dahin", sagt Gregor der Große von ihrem Einzug. „Städte wurden entvölkert, die Ackerfelder verödeten, und wo früher die Menschen sich drängten, da hausen jetzt in der Einsamkeit wilde Tiere". Die Anforderungen der Kanones konnten bei der Anstellung der Kleriker nicht mehr streng beachtet werden, sagt Papst Pelagius I., denn es fehlte nicht nur an würdigen Männern, sondern an Menschen überhaupt (S. 672. 756). Natürlich war an eine Pflege der Dichtung und bildenden Kunst unter diesen Umständen nicht mehr zu denken. An die Darstellung menschlicher Figuren wagte sich der Künstler nicht mehr heran (S. 748). Die Sprache selbst verrohte in dem Grade, wie es die auf S. 744 erwähnte Inschrift zeigt, wo jemand sich rühmt, an der Paulusbasilika picturas, quas in ruinas erat totas wiederhergestellt zu haben, während seine Gehilfen Gitter anbrachten wegen der Diebe: causa fures, cia multa mala facent. Ebenso sank der Sinn für Geschichtschreibung bis zu beklagenswerter Tiefe; manche Erdichtungen und Fälschungen, die in der Folge noch manche Verwirrung anrichteten, schreiben sich aus der damaligen Zeit des Verfalles her.

Doch der Verfasser hat nicht nur von Verfall und Untergang zu erzählen. Mit sichtlicher Vorliebe verweilt er vielmehr bei jenen Seiten seines Gegenstandes, bei denen ihm von fröhlichem Aufkeimen und hoffnungsreicher Entwicklung zu reden erlaubt ist.

In dankenswerter Ausführlichkeit wird zunächst gezeichnet, wie der Stuhl des hl. Petrus sich immer mehr als Grundfeste der Christenheit offenbart. In den ersten Jahrhunderten bis auf Konstantin ist er freilich bereits dasjenige, wozu der Wille des Herrn ihn bestimmt hat, es sind auch die Grundsätze in der Kirche anerkannt, aus welchen die Machtfülle des Heiligen Stuhles folgt. Aber seltener übt er seine Macht und seinen Einfluß, solange das innere Leben der Kirche von heftigeren Krisen noch verschont bleibt. Als aber vom 4. Jahrhundert an die großen Stürme der Häresien über die Kirche hereinbrechen, erweist Rom von Pontifikat zu Pontifikat sich immer mehr als der Fels, der einzig und allein unerschüttert in den wogenden Fluten dasteht, und an den Athanasius und Basilius, Hieronymus und Augustinus Anschluß suchen, zum Teil trotz einzelner persönlicher Verstimmungen, als an dem einzigen Retter in der Not der Zeit. Mit der Eroberung Roms durch die Westgoten 410 ist Roms politische Bedeutung ziemlich zu Ende. Wenn von nun an die Pilger es aufsuchen, so sind fast ausschließlich das Grab des hl. Petrus und die Heiligtümer die Anziehungspunkte, welche sie von den Enden der Welt her die Reise nach der ewigen Stadt unternehmen lassen. Unter Leo dem Großen erscheint der Primat bereits auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung.

Zugleich zeigt sich in der damaligen Zeit auch bereits die Rolle, welche des Papsttums den Barbaren gegenüber wartete. Als die Westgoten Rom plünderten, verschonten sie nur die Kirchen, besonders die Basiliken der Apostelfürsten, und zeigten dadurch, wo die einzige Macht zu finden war, die in dem allgemeinen Zusammenbruch den Barbaren Ehrfurcht einzuflößen geeignet war. Papst Innocenz I. hatte vor der erwähnten Eroberung teil an einer Gesandtschaft genommen, welche die Greuel der Plünderung von der ewigen Stadt hatte abwenden wollen. Dem großen Leo sollte die Rettung Italiens vor den schrecklichen Hunnen wirklich gelingen. So tritt also von dieser Zeit an das Papsttum in seine Rolle als Beschirmer der unglücklichen Römer, als Bezähmer und Bildner der wilden Barbarenstämme ein. Während die arianischen Hofbischöfe für die Kultur kaum etwas leisten, erweisen sich die Priester und Mönche, welche in Rom ihren Mittelpunkt und Leitstern finden, als die Lehrer der neuen Volksstämme und als die einzige Hoffnung einer besseren Zukunft auch in weltlicher Beziehung.

Um den vollen Wert dieser Wirksamkeit sich zu vergegenwärtigen, darf man auch die Schwierigkeiten nicht außer acht lassen, welche zeitweise das Papsttum fast in seiner Existenz zu bedrohen schienen. Außer den widrigen Zeitverhältnissen war es behindert durch die zahlreichen zwiespältigen Papstwahlen zur Zeit des Liberius, Damasus, Bonifaz I. und II., Symmachus, durch die Einmischung der weltlichen Gewalt, durch Fehlgriffe einzelner Päpste, namentlich des unglücklichen Vigilius, endlich durch das traurige Schisma, welches an dessen Regierung sich knüpft. Die Achtung der Völker mußte auf festen Grundlagen ruhen, das Papsttum eine unversiegliche Quelle von Kraft in sich tragen, wenn trotz allem diese Dinge doch nur wie leichte Wolken vorüberzogen, die das Licht der Sonne verdecken, aber nicht auslöschen.

Ein besonderer Reiz und Wert der Darstellung, welche der Verfasser diesem großartigen Vorwurf widmet, liegt darin, daß sie die neuen Entdeckungen und Forschungen monumentaler und anderer Natur ausgiebig verwertet. Rom hat seit dem Beginn des Mittelalters und in der Neuzeit sein Angesicht derart verändert, daß die Reste der einzelnen Bauwerke und Straßen 3 oder sogar 11 m tief unter der jetzigen Bodenhöhe entdeckt wurden und 22 m Schutt bei der Entdeckung des Hauses der Vestalinnen abgetragen werden mußten. Über sehr viele Fragen aus der Topographie des alten Rom konnten daher nur Ausgrabungen Licht verbreiten, und seit man diese von 1872—1889 eifrig betrieb, ist „über Rom in den letzten Decennien mehr gelernt worden als in einem Jahrhundert" der früheren Bemühungen (S. 116). Der Verfasser hat die Ergebnisse dieser Ausgrabungen mit emsigstem Fleiße studiert, und da er in der Topographie des alten Rom zu Hause ist wie wenige, so vermag er hier auf Schritt und Tritt neue und sehr bemerkenswerte Aufschlüsse zu bieten. Auch eigene Forschungen hat er in seine Darstellung verflochten, von denen diejenigen über die Kirche S. Maria antiqua trotz heftiger Anfeindung jüngst eine unerwartete Bestätigung und Rechtfertigung gefunden haben. Auch die neuen Funde an schriftlichen Quellen sind überall verwertet. Gleich die Darstellung der Usurpation des Eugenius, mit welcher der Band beginnt, stützt sich zum großen Teile auf eine erst 1867 veröffentlichte wichtige Quelle. Ebenso sind verwertet z. B. das neu gefundene Leben der hl. Melania (S. 47), die Appellationen des Flavian und Eusebius von Doryläum vom Räuberkonzil an Papst Leo (S. 314), der syrische Bericht über die Schicksale des späteren Papstes Hilarus auf dem genannten Konzil (S. 333), die Nachrichten, welche zeigen, daß die Päpste Felix IV. und Bonifatius II. sich ihren Nachfolger ernannten (S. 494), die von Morin O. S. B. entdeckten Homilien über Petri Stuhlfeier (S. 314) u. s. w. Überhaupt wird man nicht über viele Seiten weg in dem Buche lesen, ohne bisher unbekannte und wertvolle Aufschlüsse zu finden.

Nicht vergessen dürfen wir, auf die vielen Bemerkungen zur Geschichte unserer Liturgie hinzuweisen, welche an manchen Stellen des Werkes zerstreut sich finden. Auch die Geschichte der Kunst, welche in der Zeit vor Roms Plünderung noch eine schöne christliche Nachblüte erlebte, ist mit besonderer Liebe behandelt.

Über die Beziehung des hl. Patricius zu Rom hatte der Verfasser wohl nicht die nötigen Bücher zur Hand. Sonst mußten notwendig die Entdeckungen seines Ordensbruders Hogan über den Book of Armagh genannt werden; s. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland I (Mainz 1890), 14. 37 f. Betreffs der Wallfahrten nach Rom konnte erwähnt werden, daß bereits Eusebius in der nur syrisch erhaltenen Theophanie (IV, 7, ed. Lee p. 221) von solchen spricht. Die Stelle ist auch abgedruckt bei *Migne*, P. graec. XXIV, 583: ad quod (sepulcrum s. Petri) populorum ex omni Romana ditione tamquam ad asylum templumque Dei accurrit multitudo. Die eben erwähnte Homilie über Petri Stuhlfeier ist vollständig herausgegeben in Rev. Bénédictine XIII (1896), 343, wo aber Morin über deren Datum sich wieder zweifelnd ausdrückt. Von dem pompösen Stil Leos I. hat sie wohl kaum viel an sich. Die christliche Deutung der Sage von Odysseus und den Sirenen (S. 423 Anm.) findet sich am ausführlichsten vielleicht bei Methodius

von Olympus durchgeführt in der Schrift vom freien Willen (ed. Bonwetsch, Erlangen u. Leipzig 1891, S. 1 ff. *Migne*, P. graec. XVIII, 239). Die S. 613 vorgetragene Erklärung des Sigels *XMΓ* hat an Wahrscheinlichkeit verloren, seit man auf dem Rand eines Papyrus ausgeschrieben fand: *Χριστὸς* (sic) *Μαρία γεννᾷ*, s. Byzantinische Zeitschrift IX (Leipzig 1900), 60.

P. Grisars Werk darf unter den historischen Erzeugnissen der letzten Jahre einen der ehrenvollsten Plätze beanspruchen. Es ist die Frucht eines jahrzehntelangen, ausdauernden und aufopferungsvollen Fleißes, es steht auf der Höhe der neuesten Forschung, es bietet die gesicherten Ergebnisse derselben in einer durchaus edlen Sprache und Form. Dem Verfasser sagen wir Dank für diese Bereicherung unserer katholischen Wissenschaft und rufen ihm für die folgenden Bände ein herzliches Glück auf zu.

C. A. Kneller S. J.

Psychology: empirical and rational. By *Michael Maher* S. J., Professor of mental philosophy at Stonyhurst College, examiner for the diploma in teaching of the Royal University of Ireland. Fourth edition, re-written and enlarged. 8°. (XVI, 602 and XII p.) London, Longmans, Green and Co., 1900. Preis 6 *sh.* 6 *d.*

Dieses ausgezeichnete Buch erlebte trotz seines bedeutenden Umfanges vier Auflagen innerhalb zehn Jahre. Es zeichnet sich nicht bloß durch große Klarheit und Gründlichkeit aus, sondern auch durch eine wirklich interessante, fesselnde Schreibweise. Die neue Auflage hat sehr gewonnen. Ursprünglich zum Lehrbuch für Philosophie-Studierende bestimmt (es gehört zu der Stonyhurst Philosophical series), wird es doch auch dem Lehrer wichtige Dienste leisten. Man erhält einen gründlichen Einblick in die Entwicklung der Psychologie in England und genügenden Aufschluß über die wichtigeren Systeme des Auslandes.

Sehr bemerkenswert sind die psychologischen Exkurse, welche, durch treffliche Illustrationen unterstützt, in schöne organische Verbindung mit den philosophischen Theorien gebracht werden. Als Beispiel mag der Abschnitt über die Empfindung (sensation) dienen: nach einer umschreibenden Definition folgen gute Bemerkungen über die Art der Sinneserregung, wobei eine bündige, aber äußerst klare Beschreibung des Nervensystems eingeschoben wird. Der Einteilung der Empfindungen nach Qualität, Intensität und Dauer schließt sich eine Auseinandersetzung des Erkenntnismomentes in der Sinneswahrnehmung an zugleich mit einer Erklärung der scholastischen Lehre von dem sinnlichen Bilde. Den Schluß des Abschnittes bildet eine treffliche Darlegung und Kritik der psycho-physischen Theorien Webers und Fechner-Wundts, sowie einiger psychometrischer Thatsachen. Gegen das sogen. psycho-physische Gesetz, demgemäß die Empfindungsstärken zunehmen wie die Logarithmen der Reizstärken, wendet P. Maher unter anderem mit Recht ein, daß die Urteile, welche über die kleinsten Unterschiede der Empfindungen entscheiden, nicht notwendig den gleichen Grad des Bewußtseins (equal quantities of consciousness) zur Voraussetzung haben; dann sind aber alle Messungen

notwendig ungenau. Auch ist es gar nicht ausgemacht, daß die Qualität der Empfindung mit der Zunahme der Intensität sich nicht irgendwie ändern könne. Damit fällt natürlich das Gesetz nicht, es muß sich aber eine Korrektur gefallen lassen und sich mit einer annähernden Richtigkeit zufrieden geben.

Eine ähnliche lichtvolle Darlegung und Kritik einschlägiger Thatsachen der Experimental-Psychologie findet sich in den meisten andern Abschnitten. Sehr hübsch ist z. B. das Kapitel über die Entwicklung der Sinneswahrnehmung beim Individuum und die Erziehung der Sinne. Beim Tastsinn kommt hier die Lokalisation der Empfindungen zur Sprache, beim Gesichtssinn die unmittelbare Wahrnehmung der Flächenausdehnung und die mittelbare der Entfernungen und Größenverhältnisse, sodann das Problem des einheitlichen Sehens mit beiden Augen; beim Zusammenwirken der äußeren Sinne mit dem inneren und dem Geist wird der Parallelismus der geistigen Entwicklung mit der Entwicklung des Gehirns im Organismus des Kindes behandelt.

Recht reichhaltig ist auch das Kapitel über die Einbildungskraft: hier werden nämlich nicht bloß ihre allgemeinen Thätigkeiten besprochen, sondern auch ihre verschiedenen Variationen als ästhetische, als wissenschaftliche Phantasie, als Mithelferin beim Witz und Humor, endlich auch ihre Irrgänge bei Illusionen und Hallucinationen.

Mit gleicher Sorgfalt ist auch der zweite Teil des ersten Buches über das geistige Leben ausgearbeitet. Den Traktaten über den Unterschied des sinnlichen und geistigen Lebens, den Ursprung der Ideen und das Urteilen und Schließen sind eingehende und übersichtliche historische Einleitungen über die verschiedenen Systeme vorausgeschickt.

Ganz charakteristisch für das Vorangehen des Verfassers ist das 17. Kapitel, welches die Entfaltung der intellektuellen Erkenntnis erörtert. Zunächst werden die verschiedenen Grade des Selbstbewußtseins bei der Entwicklung des Kindes vorgeführt; sodann folgt eine Darstellung des vollentwickelten Selbstbewußtseins. Hier wird vor allem der Ursprung der Erkenntnis des eigenen Ich nach Thomas von Aquin untersucht und im Unterschiede zur konkreten Erkenntnis des „Selbst" der abstrakte Begriff der eigenen Persönlichkeit mit aller Bündigkeit und Klarheit als ein sehr verwickelter und veränderlicher erwiesen; im Anschlusse daran macht P. Maher eindringlich auf den Unterschied aufmerksam zwischen der sogen. Einheit des Selbstbewußtseins, welche die ganze Reihe der Lebensprozesse in einem ungeteilten Selbst zusammenfaßt, und der Kontinuität des Bewußtseins, welche überhaupt nicht streng und wörtlich zu nehmen ist. Nach dieser Entwicklung der Idee des eigenen Selbst folgt ein Überblick über den Ursprung der andern grundlegenden Ideen, der Substanz und des Accidens, der Kausalität, des Unendlichen, des Raumes und der Zeit.

Die letzten Kapitel des ersten Buches sind dem Willen und den Affekten gewidmet. Auch hier wird den Beobachtungen, den Resultaten moderner Psychologen, der Physiologie und der Praxis Rechnung getragen. Sehr lesenswert sind die Bemerkungen über die mannigfachen Arten der Wahl, die vernünftige, die ungestüme (impetuous), die nachgiebige (acquiescent), die widerstrebende (anti-

impulsive). Die Physiologie kommt zu ihrem Recht bei Behandlung der physiologischen Grundlagen der Habitus. Im Anschluß an den amerikanischen Psychologen James betonen die praktischen Regeln die Notwendigkeit der Selbstzucht und Selbstüberwindung. Nach so vortrefflichen Vorarbeiten erwartet man eine eingehendere Behandlung des Charakters und der Temperamente, als sie uns geboten wird.

Ganz vorzüglich und modern im besten Sinne ist dagegen das Kapitel über die Willensfreiheit.

Eine streng wissenschaftliche Einteilung der Affekte hält P. Maher für unmöglich. Die Klassifikationen Spinozas, Browns, Spencers weist er ab, und auch die der Scholastiker genügen ihm nicht. So beschränkt er sich darauf, gewisse Formen von Affekten anzuführen und zu beschreiben; er unterscheidet 1. Affekte, die das eigene Selbst betreffen, 2. altruistische, 3. Affekte, welche mit der intellektuellen Thätigkeit zusammenhängen, 4. ästhetische und 5. moralische Gefühle.

Mit Seite 458 schließt die empirische Psychologie; die rationelle ist auf den nächsten 170 Seiten zusammengedrängt. Die verhältnismäßige Kürze hat der Gründlichkeit der Beweisführung für die Einfachheit, Einheit und Unsterblichkeit der Seele keinen Eintrag gethan. Mit verhältnismäßiger Ausführlichkeit werden die wichtigsten neueren Theorien über das Ich und die monistischen Hypothesen über das Wesen des Gedankens vorgeführt und kritisiert. Die scholastische Theorie von der Verbindung des Leibes und der Seele zu einer Substanz wird vom Verfasser als die beste hingestellt, aber nur ganz kurz bewiesen.

Das letzte Kapitel faßt einige psychologische Probleme über den Sitz der Seele, die Lokalisation der Gehirnfunktionen, Fragen der Phrenologie zusammen und schließt mit guten Bemerkungen über den Ursprung der Seele.

Wie man sieht, hat P. Maher die Psychologie der Pflanzen in sein Buch nicht aufgenommen. Die Tierpsychologie ist in einem Supplementaufsatz berührt. Wir wünschen lebhaft, daß in einer neuen Auflage die Abschnitte über den Instinkt umgearbeitet und so auf die Höhe der übrigen Untersuchungen gebracht werden. Sehr gut ist hingegen der zweite Artikel im Supplement über den Hypnotismus; man erhält auf wenigen Seiten allen nötigen Aufschluß über die experimentelle, psychologisch-philosophische und moralische Seite der Frage.

Der Student, welcher nach dem Buch P. Mahers seinen psychologischen Kurs durchmacht, lernt einen echten philosophischen Gehalt von wortreichen Phantasien unterscheiden und gut gestützte Theorien luftigen Hypothesen vorziehen; für eingehendere physiologische Studien, für ein selbständiges Urteil über empirische Psychologie ist er ausgezeichnet vorgebildet. Der große Wert des Werkes wurde auch von der Londoner Universität anerkannt, welche unlängst P. Maher auf Grund dieser hervorragenden Leistung auf dem Gebiet der Psychologie zum Dr. Litt. ernannte. So wäre es denn sehr zu wünschen, daß dieses wissenschaftliche Lehrbuch auch in Deutschland bekannt würde, und wir erlauben uns, die Aufmerksamkeit der Herren Professoren und Hörer auf den Hochschulen darauf hinzulenken.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Das Lob des Kreuzes. Eine Kloster- und Hofgeschichte aus der Karolinger-Zeit. Von **Jos. Grau.** 8°. (596 S.) Köln, Bachem, 1900. Preis brosch. *M.* 6; geb. *M.* 7.50.

Gute Bücher empfehlen ist immer zeitgemäß, selbst wenn sie schon ein ganzes Jahr auf dem Büchertische liegen. Ein ganzes Jahr — das ist heutzutage für Bücher wie Menschen eine lange Zeit, und es muß wirklich schon etwas nicht ganz Verdienstloses sein, was man nach einem Jahre noch der Erwähnung für wert hält. Es ist denn auch mehr als eine Art schon eigentlich verjährter Rezensentenpflicht, was uns heute zur Besprechung des oben genannten Buches drängt; es ist, klipp und klar herausgesagt, die Reue über eine immer aufgeschobene Ehrenpflicht, die jeder Kritiker einem Buche gegenüber hat, das er für so empfehlenswert, weil für so vortrefflich hält wie wir in diesem Falle „Das Lob des Kreuzes“. Seit wir dieses Buch vor mehreren Jahren als Feuilleton in der „Köln. Volkszeitung“ lasen, waren uns dessen Personen und Hauptbegebenheiten so frisch und lebhaft im Gedächtnis geblieben wie kaum je irgend welche andere, und trotzdem (oder vielleicht ebendeshalb) freuten wir uns beim Erscheinen der Feuilletons als Buch auf dessen erneute Lesung wie auf einen ersehnten Genuß. Und diese Erwartung hat uns in keinem wesentlichen Punkte getäuscht, wie es nur zu oft zu ergehen pflegt, wenn man vor Jahren liebgewordene Bücher später zum zweitenmal vornimmt. Die Stimmung ist meist nicht mehr dieselbe; die nachschaffende Phantasie hat die Vorzüge vergrößert, die Gestalten verklärt. Aber ein wirklich gutes, tiefes, künstlerisches Buch muß eben auch den verschiedensten Stimmungen genügen und den Anforderungen der Erinnerung standhalten. Und das haben wir, für unsere Person wenigstens, an diesem Buche erprobt. Die Wirklichkeit blieb fast niemals hinter den Phantasiebildern zurück, sie verschärfte nur deren Linien und belebte die nachgedunkelten Farben. Beim ruhigen Studium des Buches traten ja kleinere Unebenheiten, Unwahrscheinlichkeiten in der Erfindung, Rauheiten und Unausgeglichenheiten in der Ausführung besser zu Tage als in den Bruchstücken der Zeitung; dafür fielen aber auch die großen, einheitlichen Züge des Ganzen, die Gliederung im einzelnen, die großartige Gegenüberstellung und Abstufung der Personen, die vortrefflich reiche Auswahl des kulturellen Rohmaterials und dessen künstlerische Zubereitung und Verwendung besser ins Auge. Eben weil man das Ziel der Dichtung kannte, wußte man die verschlungenen Wege zu demselben besser zu würdigen. Und — last not least — aus der ersten Lesung waren uns die Personen und Dinge so lieb und vertraut geworden, daß es wirklich wie ein Wiedersehen alter Freunde auf das Gemüt wirkte, ihnen bei der zweiten Lesung wieder zu begegnen.

Es mag bei dem allem ja viel Subjektives mitspielen, aber ohne wirklichen objektiven Wert kann doch ein Buch nicht sein, das zu wiederholten Malen solche Wirkung übt. Und schließlich ist trotz allem Dogmatismus der Ästhetik jede ehrliche Kritik nur der Ausdruck persönlichen Empfindens einem Werke gegenüber, das sonst gegen die Grundgesetze der Kunst nicht verstößt.

Dieser Roman oder diese Geschichte ist nicht wie alle andern. Auch er redet und singt von der Liebe, aber er beschränkt sich nicht auf eine Unterart der-

selben. Nicht wie ein aufgelöstes Drama, sondern wie ein in Prosa nacherzähltes Heldenlied mutet diese Geschichte an, die dabei den seltenen Vorzug hat, einen wahrhaft nationalen, volkstümlichen Stoff zu behandeln. Was dem Dreizehnlinden-Dichter im höchsten Maße gelungen ist, uns die alten Zeiten der Sachsen- und Franken-, Heiden- und Christenwelt wieder nahe zu bringen, uns für die handelnden Personen wie für unsere Altvordern zu interessieren, das hat auch J. Grau in erfreulichster Weise zuwege gebracht. Eine Zeit, die für jeden Deutschen von größter Wichtigkeit sein muß, lebt vor den Blicken des Lesers wieder auf; Personen, deren Namen uns seit der Jugendzeit vertraut waren, sehen wir hier leben und weben — die ganze Welt eines christlich nationalen Epos. Es muß wirklich auffallen, daß nicht eher ein christlicher Dichter in diese Fuldaer Welt gegriffen hat.

J. Graus Erzählung setzt mit den letzten Jahren Karls des Großen ein, um mit dem Tode Ludwigs des Frommen zu schließen. Nichts liegt ihr natürlich ferner als einen politischen Geschichtsabriß dieser Zeit zu geben, wenn sie auch die großen Ereignisse der Weltgeschichte als Hintergrund oder als Motiv für ihre eigene Handlung benutzt. Diese Handlung ist nur sehr lose zu einer äußern materiellen Einheit verknüpft; um so straffer ist dagegen die innere Einheit des leitenden Gedankens — das immer siegreichere Vor- und Eindringen der Religion des Kreuzes in die germanische Ideen- und Gemütswelt. Die äußere Handlung ist eigentlich nur ein Symbol für diese tiefere Idee, wie denn überhaupt ein geistreicher Symbolismus und Parallelismus sich in der ganzen Anlage und Durchführung der Dichtung bemerkbar macht. Dies wird schon durch den Titel angedeutet, der sehr glücklich die äußere Handlung und den tieferen Sinn zum Ausdruck bringt. Unter „Das Lob des Kreuzes“ versteht J. Grau zunächst das poetische Werk des Fuldaer Mönches Rhabanus Maurus; das Entstehen und Wachsen dieses seltsamen Buches sowie die Schicksale des noch nicht ganz vollendeten Manuskriptes bilden den leitenden Faden der Handlung. Mit der Überreichung der endlich abgeschlossenen Dichtung an den Papst nimmt auch die Erzählung ihr Ende. Aber wie geschickt ist diese an sich magere litterarhistorische Thatsache mit den verschiedensten Charakteren und Geschehnissen verknüpft, und wie klingt der Inhalt des kunstreichen Büchleins in den verschiedensten Klangfarben und Tonstärken aus den Personen wieder! Schon gleich das erste Kapitel „In St. Bonifacius' Gotteshaus“ ist ein kleines Meisterwerk der Exposition. Rhabanus, der junge Magister, faßt den Entschluß, sein De laudibus zu schreiben, während der baukundige Abt Ratgar den Plan für seine Monumentalbauten entwirft. Mit diesem Doppelentschluß ist die ganze äußere Handlung so ziemlich gegeben. Kloster und Kaiserhof sind verbunden; der Grund des großen späteren Konfliktes ist gelegt. Wenn man es versteht wie J. Grau, die Charaktere der Handelnden zu fixieren, so genügt der Blick, den uns dieses erste Kapitel in das Nationalkloster von Fulda thun läßt, den gebildeten, reifen Leser in den Bannkreis der Erzählung zu fesseln. Von einer Schönfärberei der Mönche ist bei Grau ebensowenig die Rede wie bei Weber; knorrig und eckig, witzig und vorlaut, selbständig und kritisch, wie das Leben und der Beruf die oft kaum getauften Heiden in den Klosterfrieden getrieben, so führt Grau sie uns vor,

ohne dadurch im mindesten Gefahr zu laufen, unsere Hochachtung oder unser Interesse an diesen Helden christlicher Kulturarbeit zu verringern. Man merkt überall: hier führt weder falscher Idealismus noch tendenziöse Schmähsucht den Griffel, sondern die verstehende, nachfühlende Wahrheit. Magister Rhabanus einerseits und Abt Ratgar anderseits boten wirklich Gefahr der Übertreibung nach der guten oder schlechten Seite. Es ist ja wahr, daß die Entwicklung des Charakters beim Magister von allem Anfang an die Sympathien des Lesers hat; aber es ist auch ebenso wahr, daß der bauselige Abt mit seiner Strenge und Starrheit nie die Schranken überschreitet, die ihn unserem Interesse entzögen, und seine schließliche Umwandlung ergreift uns um so tiefer, als wir den Mann selbst in seinen edlen Verirrungen immer noch verstehen konnten. Zwischen diesen beiden Mönchsextremen, dem über sein Werk immer demütiger werdenden Magister und dem mit seinen aufsteigenden Bauten auch höher fliegenden Abt — welch eine Galerie von Mönchsköpfen und Charakteren! Der Spiteler Eigil, die Gelehrten Walafried Strabo, Otfried, Samuel, Hatto, die Maler und Karikaturisten Candidus und Modestus, der alte Degen Walton, der Einsiedler Bangulf, der Klosterschmied Werinbert, der seinen Hammersegen nicht lassen kann und nur statt Donars den hl. Martinus einfügt u. s. w. Viele von diesen Namen haben später auf den wichtigsten Bischofssitzen geglänzt oder unvergängliche Werke gezeichnet. So, um das nur nebenbei zu bemerken, ist es ein feiner Zug, dem übergekünstelten lateinischen Dichtwerk des Magisters den einfachen deutschen „Christ" des Schülers Otfried gegenüberzustellen. Durch die Sendung Eginhards, des kaiserlichen Geheimschreibers, der den Mönchen von Fulda den Enkel Karls, Bernhard, und seinen eigenen Sohn zur Erziehung überbringt, ist auch die „Hof"gesellschaft gleich zu Anfang mit dem „Kloster" in Verbindung gebracht, abgesehen davon, daß keine Persönlichkeit besser geeignet war, die Verbindung zwischen beiden herzustellen, als dieser halbe Mönch und Freund Alkuins am Kaiserhofe. Im folgenden Kapitel tritt uns dann auch diejenige weibliche Gestalt entgegen, welche neben Rhabanus und Karl die ganze Geschichte mit dem unwiderstehlichen Zauber ihrer Persönlichkeit beherrscht. Die junge Priesterin der Hulda, Hadumut, Sigemunt des Sachsen Kind, ist eine Phantasieschöpfung Graus; aber wir fürchten keinen Widerspruch, wenn wir Erfindung, Zeichnung und Durchführung dieses Charakters ein wahres Meisterwerk nennen, um dessentwillen allein diese Erzählung dauernden Wert behalten wird. Es ist wie eine Verkörperung dessen, was die altgermanische Natur Edles, Reines und Hohes dem Christentum entgegenbrachte, was wir in dieser Sachsenmaid mit ihrem Adel unnahbarer Frauenwürde, herbem Ernst, lauterster Wahrhaftigkeit und unwiderstehlichem Freiheitsbedürfnis begrüßen. Es geht von allem Anfang an etwas so Maienfrisches, Herbjungfräuliches, Tiefnatürliches von dieser jungen Huldapriesterin aus, daß man sich nicht wundert, wie es zuerst die Himmelskönigin Maria ist, die dieses reine Herz dem Christentum gewinnt, während der germanischem Fühlen so fremde Kreuzesheld sie zurückschreckt. Und wie versteht es Grau, die Läuterung dieses edlen Charakters zu steigern! Erst wo ihr in der Verbannung von Poitiers die Lehre des Kreuzes aufgeht, hat sie das volle

Christentum erfaßt und fühlt sie, die Freiheitsfrohe, sich endlich ganz frei. Es ist ein feiner Zug in der Erzählung, daß kein Geringerer als Karl der Große diese Perle beim ersten Anblick entdeckt, und daß eigentlich nur sein königliches Herz ganz das Königliche in dem Herzen der Tochter seines ehemaligen Feindes zu schätzen weiß. Wie sich aus dem erst rein idealen Interesse des Kaisers an der heidnischen Fürstentochter nach und nach eine andere Leidenschaft entwickelt, wie diese Leidenschaft sich ins Gewaltsame auswächst und schließlich im Anblick des Kreuzes unter dem strengen Wort des Kreuzessängers besiegt wird, das ist ganz vorzüglich dem Charakter der Personen entsprechend erfunden und durchgeführt. Überhaupt ist Herr Karl nach den verschiedensten Richtungen trefflich gezeichnet, nicht fehlerfrei, aber edel, nicht Übermensch, aber immer groß. Mit Wehmut wohnt der Leser der letzten Ratssitzung bei, wo Grau es versteht, durch kleine Züge das rasche Hinwelken dieser Riesenblüte zu charakterisieren. Nicht minder gut ist die Zeichnung des frommen Ludwig, der immer das Beste will und immer nicht kann; das Gefühl der Unsicherheit und Zerfahrenheit in den Reichssachen bemächtigt sich immer stärker auch des Lesers — und er versteht den tieferen Sinn der erschütternden Szene, wo der schon kranke Ludwig in Fulda beim Eintritt in die Kirche vor dem Bilde seines Vaters wie vor einem Richter erschreckt. Wie über Karls Seele in den letzten Jahren der Gedanke an die Bluthat von Werden liegt, so bricht des frommen Sohnes Lebensmut sein Bluturteil gegen den Bruder und Neffen.... An Thatkraft sticht gegen den schwachen Kaiser die vortrefflich gezeichnete Figur der Judith ab, bei der die Mutterliebe zur gewaltigen Triebfeder aller guten und bösen Handlungen wird. In einen gewissen Gegensatz bringt Grau die verbannte Kaiserin mit der verbannten Nonne Hadumut, und es sind nicht die mindest interessanten Stunden, die der Leser mit den beiden Frauen im hochummauerten Klostergarten von Poitiers verbringt. Bei Judith dauert es lange, bis das Kreuz endlich siegt, und es siegt auch bei ihr wieder — wie bei den meisten andern Personen — durch das, was in ihr das Edelste, aber auch Gefährlichste ist: die Mutterliebe. Zwischen den beiden Frauencharakteren Hadumut und Judith lernen wir noch eine ganze Reihe anderer kennen, die für die Ökonomie der Erzählung nötig sind. Da ist vor allem Kunilind, die für das Kloster bestimmte Tochter des Pfalzgrafen, die aber einen irdischen Bräutigam gewinnt und auch ihrerseits erst durch Kreuz zum Glück kommt; da ist ihre Mutter, Frau Heltiburg, die zwar fromme, aber ungütige, im Gegensatz zu der Äbtissin Engeltrud von Bischofsheim, die Güte mit Frommsinn, Hoheit mit Demut, Bildung mit Bescheidenheit zu paaren weiß, ein Frauenbild aus der Reihe derer, denen unser Vaterland seine Kultur mitverdankt. Überhaupt enthält wie der Fuldaer Konvent, auch das Frauenkloster Bischofsheim eine wahre Galerie von Charakteren, von der geschwätzigen Gerlindis und der ängstlichen Pröpstin an bis zu der heimwehkranken Thekla und der Seherin Coliba, alle verschieden und doch ehrlich eines Strebens. Wenn übrigens von den gelungenen Charakteren dieser Erzählung die Rede ist, darf einer nicht vergessen werden, so nebensächlich und untergeordnet er scheint, und das ist Wolfbrand, der Schirmer, Erzieher, Knecht, Freund, Spielgenosse und fast möchte man sagen Verehrer Hadumuts,

der es seinem gefallenen Waffenbruder Sigemunt versprochen hat, für das Kind zu sorgen, und dies nun auch thut mit echt deutscher Treue gegen Kaiser und Sorben, Pfaffen und Christengott. Aus Liebe zu dem Kind überwindet er seinen Haß gegen die Franken und dient er dem großen Karl als Wolfsjäger auf der Salzburg. Wie sucht er in der Seele des Mädchens alles zu wecken, was er für gut und groß hält, besonders die Treue gegen die heimischen Götter und die heimischen Lieder! So erzieht er das Kind zu einer Priesterin und einer Schlachtenjungfrau, und es ist eine geistreiche und hochpoetische Erfindung, den Alten, inzwischen auch Mönch Gewordenen mit seinem Pflegling, die als Nonne in Bischofsheim weilt, noch einmal auf dem Wall bei Verteidigung des Klosters gegen die Sorben zusammenzuführen und ihn in ihren Armen sterben zu lassen. Wie eine Rethelsche Freske gemahnt uns die Schilderung dieses letzten Kampfes, wo er in seiner Berserkerwut Felsblöcke auf die Katzen schleudert und sie, die Jungfrau, in der übergeworfenen Brünne und dem unter dem Helm hervorwallenden Schleier ihm Waffen zuschleppt, daß die anstürmenden Feinde sie notwendig für eine Walküre halten müssen. Noch ergreifender ist womöglich die letzte Szene dieses Kampfes, wo Hadumut mit dem Osterleuchter vor dem Altar den kühn vordringenden Heiden erschlägt, der das Schwert gegen ihre geliebte Äbtissin geschwungen hatte. Nachher kann sie, die von kanonischen Gesetzen nichts weiß, nicht begreifen, wie in diesem Akte etwas Böses sein soll — und in ihrer Ehrlichkeit will sie auch dem strengen Ratgar gegenüber sich nicht zu der Erklärung versteigen, daß sie eine That bereue, die ihrer Mutter das Leben gerettet hat! Still, aber nicht überzeugt, zieht sie ins Elend nach Poitiers — bis sie dort lernt: Selig sind die Sanftmütigen . . .

So viel über die Hauptpersonen der Erzählung. Den Verlauf und das Ineinandergreifen ihrer Schicksale können wir hier unmöglich in Kürze wiedergeben. Im ersten Teil ist die Handlung straffer und einheitlicher geschürzt, örtlich und zeitlich beschränkt; im zweiten greift sie weiter aus, zerteilt sich in einzelne Fäden und verteilt sich fast auf ebenso viele Jahre, als der erste mit Monaten rechnet. So läßt sich denn auch nicht leugnen, daß bei einer ersten oder zweiten Lesung dieser zweite Teil einige Längen aufweist, die zwar auch bei näherem Studium nicht ganz verschwinden, aber dann doch wieder so manche kleine Einzelschönheit aufweisen, daß man sich mit ihnen aussöhnt. Das ist dem Leser ja schon im ersten Teil zum Bewußtsein gekommen, daß er es nicht mit einem spannenden Roman, sondern mit einer im besten Sinne geschichtlichen Erzählung zu thun hat, bei der die Hast der Neugier niemals dem gemütlichen Verweilen kunstverständigen Kostens Eintrag thut. Übrigens bleibt keiner der vielerlei Fäden ohne endgültige Verknüpfung; jeder Person Schicksal wird bis zum Schluß verfolgt; nur das Ende der Hauptpersonen, Rhabans und Hadumuts, wird summarisch gegeben, weil es mit der eigentlichen Erzählung nichts mehr zu thun hat.

Inwieweit die Erzählung sich der Geschichte auch in den nackten Thatsachen anschließt, kann man bei der unleugbar treuen Wiedergabe des geschichtlichen Geistes und Charakters auf sich beruhen lassen. Wir stimmen dem Vorwort bei,

wenn es sagt: „Wenn die Einbildungskraft beim Erzählen manches zugeflüstert hat, von dem der strenge Historiker nichts weiß, so wird man trotzdem die historische Wahrheit im höheren Sinne nicht vermissen.“ Wie wir daher das bedeutende historische Wissen des Dichters nicht besonders hervorheben, wollen wir ihm wirklich schon seine Freiheiten nicht ankreiden. Ob z. B. Otfried von Weißenburg auch in Fulda seinen „Christ“ begonnen und noch zu Lebzeiten der Kaiserin Judith ziemlich weit fortgeführt hat oder nicht, ist uns hier gleichgültig — in der Dichtung mußte dies geschehen.

Daß auch einzelne kleine Unwahrscheinlichkeiten in Nebendingen mit unterlaufen, sei gerne zugestanden; wir werden selbst nicht widersprechen, falls der eine oder andere diese oder jene Szene etwas theatralisch zugerichtet findet. Allein man muß dem Dichter einer solchen Erzählung, die eng mit dem Sagen- und Legendenkreis zusammenhängt, auch nach dieser Richtung einige Freiheit lassen, und wir glauben nicht, daß J. Grau die Grenzen dieser Freiheit in nennenswert unstatthafter Weise überschritten hat. Mit welch feinem Kunstgefühl die einzelnen Szenen aufgebaut sind und wie viel Schönheiten das Buch enthält, die eine erste Lesung nicht auskostet, zeigt z. B. das zehnte Kapitel des ersten Teiles „Im grünen Walde“ mit seiner dreifachen, episch „zufälligen“ Begegnung: Kunilind-Gernot, Hadumut-Karl und zuletzt Hadumut-Rhaban.

Die Sprache ist von einer wohlthuenden Einfachheit und Objektivität, die die Gegenstände zum natürlichen und darum wirksamsten Ausdruck kommen läßt. Sie zieht niemals die Aufmerksamkeit auf sich von der Sache ab. Wo es nötig ist, wird eine mäßig hervorleuchtende Lokalfarbe angewendet. Anfangs könnte der Satzbau leichter und fließender sein; man hat in etwa das Gefühl der Schwierigkeit, die es kostete, den Leser in kürzester Weise in die geschichtlichen Vorereignisse einzuführen. Im Verlauf schwindet diese Schwäche, und durchgehends steht die Sprache an Kraft und Geschmeidigkeit, Fülle und Richtigkeit auf der Höhe ihrer Aufgabe. Neben manchen Übersetzungen von Liedern aus dem Lateinischen, Altdeutschen, Altirischen u. s. w. bringt die Erzählung auch ein Lied, das ein Originalgedicht zu sein scheint und in seiner Art klassisch genannt werden muß. Man möchte es einem alten Märchen entnommen glauben, wenn es nicht so genau den geschichtlichen Verhältnissen entspräche. Kaiserin Judith, die Dichterin und Freundin der fahrenden Sänger, singt es ihrem kleinen Karl vor dem glänzenden Wolfsbild auf dem Aachener Pfalzhof:

„Säusele, wehe, Sommerwind!
Eia du mein süßes Kind,
Kaisersohn, du jüngster!
Steht ein Wolf vorm Königshaus,
Knäblein lacht ihn lustig aus.
Kaisersohn, du jüngster!“ U. s. w.

Doch genug zur Empfehlung eines Buches, das nur dort einer Empfehlung bedarf, wo es ganz unbekannt ist. Es gehört zwar in Anlage und Durchführung noch ganz zur alten Schule — aber es zeigt auch entschieden, daß jene Schule an

sich eine vorzügliche ist, da sie Werke wie dieses „Lob des Kreuzes" hervorbringt, vielleicht nicht tadellos, aber höchsten Lobes wert, kein prickelnder Tagesroman, aber ein Volksbuch im edelsten Sinne, an dem hoch und nieder, Leser und Kunstfreund eine nachhaltige, gesunde und im besten Sinne erbauende Freude haben können.

Der Vergleich mit einem andern Klosterroman, den wir vor kurzem an dieser Stelle besprochen haben, liegt nahe. Es ist keine Frage, Buch gegen Buch gehalten, geben wir dem „Lob des Kreuzes" vor dem „Denkwürdigen Jahr" unbedingt den Vorzug; anderseits ist aber auch sicher, daß in diesem letzteren ein viel originelleres, moderneres und allseitigeres Talent zur Aussprache kommt als in jenem; sicher ist ferner, daß Handel-Mazetti in uns unbedingt die Hoffnung auf fernere und höhere Kunstleistungen erweckt, während wir bei J. Grau eine solche Hoffnung kaum auszusprechen wagen, da es schwer hält zu sagen, ob der Stoff hier nicht den Dichter mehr getragen hat als umgekehrt, sich also auch nicht gut voraussehen läßt, ob der Dichter einem in sich minder großartigen Stoff die epische Größe zu geben vermag, wie Handel-Mazetti dies ohne Zweifel in ihrem Buche gethan hat. Freilich das, was J. Grau den gegebenen Thatsachen hinzufügte, und die Art, wie sie die Thatsachen auswählte, zupaßte und verwertete, d. h. den geschichtlichen Rohstoff zum poetischen Stoff verarbeitete, zeigt eine unbedingt starke Gestaltungskraft und ein künstlerisches Schauen; es käme also schließlich doch wieder nur auf einen Versuch an, ob uns die Dichterin in dem „Lob des Kreuzes" ihr Höchstes geschenkt hat oder nicht. Wir sagen, „die Dichterin"; denn in einem Punkte hat uns das schöne Buch eine Enttäuschung bereitet. Wir hatten nur einen Mann für fähig gehalten, uns solche Gestalten zu zeichnen — und nun ist es doch wieder eine Frau, der wir diese schöne Gabe zu danken haben.

Wilh. Kreiten S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Authenticité et Date des livres du Nouveau Testament, étude critique de l'histoire des Origines du Christianisme de M. Renan. Par Gustave Desjardins. 8°. (220 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 4.

Der Herr Verfasser verfügt über eine genaue Kenntnis der Schriften des Neuen Testamentes und über ein gesundes historisches Urteil. Er läßt die Frage nach der Wahrhaftigkeit der Berichte der ältesten christlichen Schriftsteller aus dem Spiel und weist nach, daß ein Vergleich der verschiedenen in den Evangelien, Briefen, in der Apostelgeschichte und der Apokalypse enthaltenen Nachrichten und

daß sonstige innere und äußere Gründe keine Verschiebung in der traditionellen Datierung dieser Bücher erfordern. Seine Beweisführung ist klar und unbefangen. Allerdings erscheinen manche Probleme in dieser Darstellung weit einfacher, als sie in Wirklichkeit sind. Das kommt zum Teil daher, daß Desjardins hauptsächlich gegen die luftigen kritischen Gebilde Renans polemisiert. So wirken zumal die Abschnitte über die Pastoralbriefe, das Johannesevangelium und die Apostelgeschichte unbefriedigend. Übrigens hat die protestantische Exegese eine Reihe klarer Probleme durch gesuchte Spitzfindigkeiten unnütz verwickelt, und eine Reaktion dagegen ist gewiß erwünscht. Nur hat die Art der Darstellung Desjardins' die Kehrseite, daß auch einige positive Erörterungen, so z. B. die über die Theologie des hl. Paulus, an Vollständigkeit und Tiefe verlieren. Immerhin ist das Buch lesenswert und anregend.

Synopse évangélique. Par Joseph Bruneau, Prêtre de Saint-Sulpice, professeur au Grand Séminaire de New York. 16°. (XII et 196 p.) Paris, Lecoffre, 1901. Preis *Fr.* 3.

Das Buch war zuerst englisch erschienen für die Seminaristen der Diözese New York und hatte sich viele Freunde erworben. Der französische Text dieser Ausgabe — der lateinische ist nicht mit aufgenommen — schließt sich im wesentlichen an die Übersetzung Le Maistre de Sacys an. Sowohl in der Anordnung der evangelischen Erzählung als auch in den beigefügten Anmerkungen werden die Ergebnisse und die begründeten Vermutungen der neueren katholischen Exegese verwertet. Diese Anmerkungen sind dem Zwecke des Büchleins entsprechend sparsam eingestreut; trotzdem werden eigentümlicherweise hie und da etwas fernliegende Hypothesen erwähnt, während andere wichtige Punkte keine Erklärung finden.

De sacramentis. Scholarum usui accommodavit H. Noldin S. J., S. theologiae professor in Universitate Oenipontana. Cum approbatione Episcopi Brix. et Super. Ordinis. 8°. (564 p.) Oeniponte, Rauch, 1901. Preis *M.* 5.60.

Vorliegender Band ist der III. Band der Summa theologiae moralis des Verfassers, aber der zuerst für die Öffentlichkeit bestimmte; die beiden ersteren sollen innerhalb eines Jahres nachfolgen. Nach diesem Bande zu urteilen, wird das Werk ein Schulbuch im besten Sinne des Wortes. Die praktische Seite der Sakramentenlehre, mit Ausschluß jedoch der Lehre über die Ehe, ist in kurzer und klarer Weise dem Studierenden geboten. Die Hauptsachen und die leitenden Grundsätze in jeder Frage sind in größerem Druck, die näheren Ausführungen, Begründungen und genauere Einzelfälle in kleinerem Druck gegeben. Wo kirchliche Entscheidung oder gesetzliche Bestimmung vorliegt, ist auf diese stets hingewiesen; sonst wird die Lösung durch Hinweis auf den einen oder andern Autor gestützt. Der Verfasser steht auf dem Standpunkt des reinen Probabilismus, zeigt im Verlaufe des ganzen Bandes eine weite Rücksichtnahme auf die Ansicht anderer, ohne jedoch eine selbsteigene Entscheidung, nach billiger Abwägung der Gründe, zu vermeiden. Auf Meinungsverschiedenheiten näher aufmerksam zu machen, ist hier kaum der Platz. Der Schluß von n. 405 über die Behandlung der Rückfälligen dürfte wohl vor der Gefahr nicht ganz sicher sein, mißverstanden zu werden. — Hoffentlich wird durch Erscheinen der zwei rückständigen Bände das ganze Werk recht bald vollständig sein.

Die Lehre von der Anfangslosigkeit der Welt bei den mittelalterlichen arabischen Philosophen des Orients und ihre Bekämpfung durch die arabischen Theologen (Mutakallimûn) dargestellt von Dr. M. Worms. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen Bd. III, Heft 4.) 8°. (VIII u. 70 S.) Münster, Aschendorff, 1900. Preis *M.* 2.50.

Dieser interessante Beitrag zur Philosophie der Araber ist um so wertvoller, als er aus der Feder eines gewiegten Kenners arabischer Weisheit stammt. Ursprünglich wollte der Verfasser bloß eine kritische Ausgabe einer kleinen, in hebräischer Übersetzung erhaltenen Abhandlung des arabischen Philosophen Ibn-Rošd (Averroës) über das Problem der Weltschöpfung liefern. Ibn-Rošd sucht darin nachzuweisen, daß die arabischen Philosophen und Theologen in dieser Frage gar nicht so sehr voneinander abweichen. Nunmehr ist diese Abhandlung im Anhang zur vorliegenden Schrift veröffentlicht, während die Schrift selbst die einschlägigen Lehren der arabischen Philosophen des Orients und die Polemik der Theologen darlegt und zugleich kurze, aber inhaltreiche Bemerkungen über die Systeme der drei Philosophen, welche in Betracht kommen, Al-Kindîs, Al-Fârâbîs und Ibn-Sînâs (Avicenna), und des Theologen Al-Ġazâlî einflicht. Der Vermittlungsversuch des Averroës erweist sich als schwer haltbar; von einer eigentlichen Schöpfung der Materie kann, wie es scheint, bei den arabischen Peripatetikern des Orients kaum die Rede sein. Immerhin ist das letzte Wort über diese Frage auch jetzt noch nicht gesprochen. Jedenfalls wurde die Geschichte der Philosophie mit einer guten Arbeit bereichert.

Der Schild des Glaubens. Beweis und Erklärung jener katholischen Wahrheiten, welche insbesondere von den protestantischen Kirchen geleugnet werden, mit Widerlegung der gegen dieselben erhobenen Einwendungen. Von Msgr. Eduard Brynych, Bischof von Königgrätz. Autorisierte Übersetzung von Dr. C. A. Schelbicky. 8°. (IV u. 120 S.) Innsbruck, Rauch, 1899. Preis *M.* 1.

Diese ursprünglich böhmisch von Msgr. Brynych als Kanonikus von Wyschehrad in Prag abgefaßte Schrift soll nach der Meinung des Übersetzers sowohl dem Laien zur Abwehr der „kriegerischen“ evangelischen Katechismen als auch dem Seelsorger beim Konvertitenunterricht dienlich sein. Sie eignet sich auch dazu durch die einfache, verständliche Darstellung und die Rücksichtnahme auf den „populären“ Lehrbegriff der protestantischen Katechismen. Nur müßten die mißverständlichen Stellen, auf welche wir gleich aufmerksam machen werden, geändert werden. Das Büchlein ist in zwei Kolumnen gedruckt; die eine enthält die katholische Lehre, die zweite die entsprechende evangelische und deren kurze Widerlegung. Die Polemik ist stets ruhig und vornehm gehalten; hie und da, z. B. bei Erwähnung der Lehre Luthers über die guten Werke (S. 5), wäre, um jeden Stein des Anstoßes zu vermeiden, größere Genauigkeit wünschenswert gewesen. Hübsch und treffend ist zum Teil auch die Darstellung der katholischen Lehre; allerdings hat das Streben nach Kürze und vielleicht auch ein weniger glücklicher Ausdruck beim Übersetzen an manchen Stellen der dogmatischen Präzision stark Eintrag gethan. Man darf z. B. nicht sagen, daß uns Christus ohne Maria gar nicht erlösen konnte (S. 32); mißverständlich ist auch der Satz, es gehe nicht an, leicht anzunehmen, daß man ein

wirklich verdienstliches Werk verrichtet habe (S. 52). Man kann ferner nicht sagen, Christus sei in der Hostie nicht körperlich gegenwärtig, sondern nur der Substanz nach (S. 66). Auf S. 87 steht sogar zu lesen, daß die Konfessionsverschiedenheit zu den Hindernissen gehört, „welche eine gültige Ehe ausschließen“. Aus Interesse für das Buch möchten wir noch bitten, daß man den Absatz über die Tradition (S. 17) genauer fasse und die Argumente aus 1 Kor. 15, 29 für das Fegfeuer, die aus den drei Evangelisten auf S. 86 für die Unauflösbarkeit der Ehe und den Satz über die sieben Sakramente (S. 54 letzte Zeile u. S. 55) fallen lasse.

Beati Petri Canisii, Societatis Iesu, epistulae et acta. Collegit et adnotationibus illustravit Otto Braunsberger, eiusdem Societatis sacerdos. Volumen tertium: 1561, 1562. 8°. (LXX et 876 p.) Friburgi Brisgoviae, Herder, MCMI. Preis *M.* 23.

Der stattliche Band von über 900 Seiten umfaßt trotz seines Umfangs doch nur zwei Lebensjahre des Apostels von Deutschland, nämlich die Briefe, die er vom 4. Januar 1561 bis 31. Dezember 1562 erhielt oder absandte, und die auf ihn bezüglichen Nachrichten aus demselben Zeitraum. Gewiß ein Leben voll rastloser Thätigkeit und reichem Inhalt, wenn von zwei Jahren desselben noch so viele Spuren erhalten sind! In der That zeichnet auch der vorliegende Band ein erhebendes Bild von der rastlosen Thätigkeit des großen Reformators. Inmitten von trost- und scheinbar hoffnungslosen Zuständen sehen wir ihn, wie er ohne Verbitterung, Verzweiflung, Überstürzung, ohne Schelten und unnützes Klagen ruhig und einfach seinen Weg geht und seine Aufgabe als Reformator darin sieht, daß er Gutes thut, soviel er nur kann und auf allen Gebieten, die ihm offen stehen. Als Priester ist er rastlos thätig auf der Kanzel und im Beichtstuhl; 210 Predigten, in 18 Monaten gehalten, sind noch von ihm nachweisbar, meist in seinen Nachtwachen vorbereitet. Als Vorsteher einer Ordensprovinz hat er mühsame Reisen nach München und Innsbruck, Wien und Prag auszuführen, die Seinigen zu leiten und zu mahnen, Verhandlungen über die Gründung neuer Ordensniederlassungen zu führen; die großen idealen Gesichtspunkte muß er ebenso vor Augen behalten wie die kleinen prosaischen Anforderungen des gewöhnlichen Lebens. Dazu wird er als Ratgeber von allen Seiten in Anspruch genommen. Auf alles, was für und gegen die Kirche in Deutschland geschieht, hat er sein Augenmerk und wird nicht müde, diejenigen, welche Abhilfe schaffen können, aufmerksam zu machen und zu beraten, und alle, welche für die Kirche eintreten, durch Fürsprache oder thätige Mithilfe zu unterstützen. So bietet also auch der vorliegende Band wiederum wichtige Beiträge zur Lebensgeschichte des Seligen. Und abgesehen davon ist er eine Quelle ersten Ranges zur Geschichte der noch so wenig bekannten katholischen Restauration. Auch für die Litteraturgeschichte fällt manches ab, so für die Geschichte der Konziliensammlungen, namentlich der Akten des Ephesinums, für die Geschichte der Cyprian- und Hieronymus-Ausgaben, und namentlich für die Geschichte der Canisiuskatechismen. Was die Arbeit des Herausgebers angeht, so können wir nur sagen, daß sie auch in diesem Bande musterhaft ist. Faßt man die Mühe ins Auge, die es kostete, all diese in Hunderten von Schriften zerstreuten Briefe und Nachrichten zu sammeln, die Sorgfalt und Genauigkeit, mit welcher der Text wiedergegeben wurde, die Gelehrsamkeit in der Erläuterung aller Anspielungen auf Personen und Zeitereignisse, so wird ein billiger Beurteiler der Leistung des Herausgebers die verdiente Anerkennung nicht vorenthalten wollen. Möchte das schöne Werk zur Ehre des katho-

lischen Deutschlands die Unterstützung finden, die eine Ehrenschuld der Gegenwart an die Vergangenheit ist.

Lehrbuch der Philosophie auf aristotelisch-scholastischer Grundlage zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Von Alfons Lehmen S. J. Zweiter Band. Erste Abteilung: Kosmologie und Psychologie. 8°. (XVI u. 526 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 6.

Auch dieser zweite Band verbindet Faßlichkeit und Klarheit der Darstellung mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und spekulativer Tiefe. Die philosophischen Fragen, deren Behandlung nicht zu umgehen war, sind so zahlreich, daß selbst bei knappster Darstellung die einschlägigen physikalischen, chemischen und physiologischen Vorfragen auf das Notwendigste beschränkt werden mußten. Vielleicht hätte aber doch durch Kürzung einiger Partien, so des Abschnittes über die Kompenetration und Replikation der Körper, über die Einheit und Teilbarkeit der Pflanzenseele, Raum gewonnen werden können für eine breitere Darlegung einiger Punkte aus der empirischen Psychologie und Physiologie. Das Buch verbindet sonst in vorzüglicher Weise die sicheren neueren Ergebnisse mit den scholastischen Theorien. Man vergleiche nur die Widerlegung des Darwinismus, der verschiedenen Erklärungen über das Wesen der Körper, der Tierintelligenz, der Descendenztheorie, sodann die Abschnitte über den Hypnotismus, die Willensfreiheit und Unsterblichkeit der Seele. Wünschenswert wäre allerdings gewesen ein näheres Eingehen auf die Neovitalisten und die modernen psychologischen Theorien. Das Werk P. Lehmens ist recht dazu angethan, den Universitätsstudenten viel Nutzen und Anregung zu verschaffen. Möge es in ihren Kreisen große Verbreitung finden.

Die barmherzige Liebe. Eine heilige und erhabene Berufspflicht für die christliche Jungfrau in der Welt. Von J. C. Lichtle. 18°. (XVI u. 516 S.) Dülmen, Laumann, 1901. Preis in Leinwand geb. *M.* 1.50.

Aus den Lehren des Glaubens und der Kirchenväter, aus der Natur und den Verhältnissen des Standes, an den er sich wendet, aus den Beispielen der Heiligen, weiß der greise, durch lange Missionsthätigkeit erfahrungsreiche Verfasser ein ansprechendes Bild von einer Jungfrau zu entwerfen, die sich für das Wohl des Nebenmenschen opfert und dabei froh und glücklich wird. Besonders zu loben ist, daß er keineswegs Überschwengliches oder Unerreichbares verlangt oder anrät. Mit Recht verwirft und widerlegt er den oft behaupteten Satz, daß die Jungfrau entweder heiraten oder ins Kloster gehen müsse (S. 49). Und wo er vom Gebete spricht, will er keine neuen Andachten auferlegen (S. 387). Wer auch nur das Inhaltsverzeichnis durchsieht, wird sich überzeugen, daß in diesem Büchlein solide, gesunde Kost geboten wird, daß dasselbe ferner nicht nur Jungfrauen, sondern überhaupt allen Frauen ohne Ausnahme von großem Nutzen sein wird.

St. Ulrich, Graf von Kyburg-Dillingen, Bischof von Augsburg. 890 bis 973. Ein hehres Lebensbild aus dunkler Zeit. Quellenmäßig untersucht und dargestellt von Ulrich Schmid. 8°. (X u. 110 S.) Augsburg, Seitz, 1901. Preis *M.* 3.

Die verläßlichsten Nachrichten über einen beliebten heimischen Heiligen, den ersten, soweit bekannt, welchen der feierliche Schiedsspruch des Papstes zur Ehre der

Altäre erhob, finden sich hier kurz und schlicht zusammengestellt. Liebevoller Fleiß wirkt mit dem Bestreben nach einer maßvollen Kritik zusammen, ohne daß das Haschen nach gelehrtem Schein irgendwo sich lästig hervordrängte. Die gerade in ihrer Schmucklosigkeit anmutende Erzählung, die sich gleich einer alten Heiligenlegende liest, will nur ein Bild des Mannes, des Heiligen bieten. Auf seine Person, seinen Lebensweg und seinen Kult beziehen sich auch die beigegebenen Stammbäume, Urkunden und die 24 hübschen Illustrationen. Tiefere pragmatische Erfassung, Zeitgeschichte und Kulturschilderungen darf man nicht erwarten, doch wird das freundlich ausgestattete „St. Ulrichsbuch" nicht nur dem einfachsten Leser Vergnügen und Erbauung gewähren, sondern auch dem Geschichtsbeflissenen wohlgefallen und ihm dienlich sein. Es ist eine liebe und sehr willkommene Gabe.

Leben des heiligen Antonius von Padua. Nach dem Französischen des P. Leopold de Chérancé O. M. C. bearbeitet von Schwester M. Paula. Mit 12 Abbildungen. 8°. (IV u. 180 S.) Regensburg, Habbel, 1900. Preis geb. *M.* 2.

Sorgfältig gewählte Sprache bei sonst schlichter und fließender Erzählung, kurze Kapitel, hübsche Ausstattung und bescheidener Umfang werden diese neue Lebensbeschreibung des vielverehrten Wunderthäters von Padua von selbst vielen empfehlen. Von den zwölf Abbildungen gehen drei auf die Antonius-Basilika zu Padua, neun bieten Szenen aus dem Leben des Heiligen nach dort vorhandenen künstlerisch ausgestalteten Reliefbildern. Das Kunstinteresse ist dabei freilich vor dem der Erbauung vorwiegend, aber dem eifrigen Antoniusverehrer werden diese Bilder wert sein.

Die heilige Cäcilia, Jungfrau und Martyrin. Verfaßt von Dr. Peter Anton Kirsch. 4°. (168 S.) Regensburg, Rom und New York, Kommissionsverlag von Pustet, 1901. Preis *M.* 4.

Unter den mehr als 200 Handschriften der Cäcilia-Akten, welche der Verfasser eingesehen hat, befindet sich eine, welche im Vergleich zu den andern einen bedeutend besseren und kürzeren Text enthält und nach der Meinung des Entdeckers dieselben in jener Gestalt bietet, wie man ihn zu Anfang des 5. Jahrhunderts las. Das Nähere über seinen Fund und die Geschichte der hl. Cäcilia überhaupt behält Herr Dr. Kirsch einer späteren wissenschaftlichen Arbeit vor. Die einstweilen vorliegende reich illustrierte Schrift wendet sich an einen weiteren Leserkreis und giebt in populärer Darstellung eine Zusammenfassung dessen, was man über die Geschichte der heiligen Musikpatronin Haltbares sagen kann. Abweichend von de Rossi möchte der Verfasser das Martyrium der Heiligen ins Jahr 229 oder 230 und zwar auf den 16. September verlegen. Ein näheres Eingehen auf die Ansicht des Herrn Verfassers versparen wir uns für die Zeit, wenn die versprochene wissenschaftliche Arbeit vorliegen wird. Wie sich die vom Verfasser gefundene kürzere Rezension zu jener verhält, über welche laut der Bibliotheca hagiographica der Bollandisten C. Fr. Arnold, Cäsarius von Arelate (S. 459), handelte, werden wir dann erfahren, ebenso wird auch die neuere Litteratur über die Christenverfolgungen mehr berücksichtigt werden müssen; eine Verurteilung der Christen wegen sacrilegium (S. 38) kann man heute nicht mehr behaupten.

Une Femme de Diplomate. Lettres de Madame Reinhard à sa mère, 1798—1815, traduites de l'allemand et publiées pour la Société d'Histoire Contemporaine par la Baronne de Wimpffen, née Reinhard, sa petite fille. Deux portraits en héliogravure. 8°. (XXVIII et 432 p.) Paris, Picard, 1901. Preis *Fr.* 8.

Karl Reinhard, Sohn eines württembergischen Predigers und selbst ursprünglich Theologe, kam als Hauslehrer nach Bordeaux und dann in den diplomatischen Dienst der französischen Republik. Er hat in dieser Eigenschaft eine ehrenvolle, aber wechselreiche Laufbahn durchgemacht. Die letzten acht Monate, bevor Napoleon I. die öffentliche Gewalt an sich riß, war er Minister des Auswärtigen; er starb als Graf und Pair von Frankreich 1837. Eine deutsche Biographie von ihm erschien 1896 zu Bamberg von Wilhelm Lang. Bekannt ist er namentlich durch seine Stellung am westfälischen Hofe als Vertreter des Kaisers Napoleon und durch seinen gedruckten Briefwechsel mit Goethe. Als Vertreter Frankreichs bei den Hansestädten hatte er 1796 in Hamburg die Tochter des gelehrten Arztes Reimarus heimgeführt, welche von da an in Toskana und Frankreich, der Moldau und Rußland, Kassel und Paris unter den abenteuerlichsten Wechselfällen mutig ihm zur Seite blieb. Die Briefe und Tagebücher, welche diese ungemein sympathische Frau für ihre Eltern niederschrieb, sind hier zum erstenmal zugänglich gemacht. Sie umfassen die Jahre 1798—1815, doch mit zwei großen Lücken, da 1802—1806 die Schreiberin sich in Hamburg mit ihren Eltern vereinigt sah; die wichtigen Jahre am westfälischen Hofe 1809—1813 sind einer besondern Publikation vorbehalten. Wiewohl die Gattin des Diplomaten während kritischer Perioden in ihrer Korrespondenz zu großer Zurückhaltung genötigt war und ihr Gemahl an den abgehenden Briefen mit Schere und Tintenschwärze strenge Censur übte, bleiben doch diese Aufzeichnungen inhaltreich und ihre Lesung anziehend. Die bunt wechselnden Erlebnisse fesseln; die Beobachtungen und Urteile der scharfblickenden, geistig hochstehenden Frau sind von Wert, so ihr ausgezeichnetes Urteil über Goethe, ihre Beobachtungen über Napoleon und Josephine, Talleyrand, Madame de Staël u. s. w. Auch manche bekannte Deutsche kreuzen ihren Weg. Die Schreiberin, obgleich nicht sehr gläubig, hat nichts Irreligiöses; die Not hat sie beten gelehrt. Nur selten läßt sie, etwa bei Bemerkungen über Reliquien u. dgl., leise die Protestantin durchschimmern: sonst erscheint sie ohne Vorurteil. In den beigefügten, recht dankenswerten Anmerkungen sind einige kleine offenbare Versehen unterlaufen. Im übrigen entschädigt die Anmut der Übersetzung für das Bedauern, die Aufzeichnungen der trefflichen Hamburgerin nicht im deutschen Urtexte lesen zu können.

Steuerlisten des Kirchspiels S. Kolumba in Köln vom 13.—16. Jahrhundert. Herausgegeben von Dr. Joseph Greving. (Mit einer Karte.) [Mittheilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, begründet von K. Höhlbaum, fortgesetzt von J. Hansen. XXX. Heft.] 8°. (LX u. 176 S.) Köln, Du Mont-Schauberg, 1900. Preis *M.* 6.

Aus dem Amtleute-Archiv des Kolumba-Kirchspiels hat Hoeniger 1887 (Annalen des Historischen Vereins des Niederrheins S. 46) eine Grundnutzungs-Steuerliste aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts abgedruckt, deren Wert für die Kenntnis des altkölnischen Wirtschaftslebens er richtig erkannte, die aber leider eine große Lücke aufwies. Dr. Greving ist es gelungen, diese Liste, die älteste

ihrer Art in Deutschland, in ihrer Vollständigkeit aufzufinden, Datum und Schreiber genau zu bestimmen und in vielen Stücken sie glücklich zu kommentieren. Er hatte den guten Gedanken, zwei gleichfalls völlig erhaltene Steuerlisten für dieselben Straßenkomplexe aus späteren Jahrhunderten (1487 und 1589) in gleicher Anordnung daneben zu stellen. Es wird dadurch in die bauliche wie finanzielle Entwicklung eines ansehnlichen Teiles der Stadt ein trefflicher Einblick gewährt und zugleich für eine wirklich volkswirtschaftliche Erfassung der altkölnischen Stadtgeschichte eine gute Vorbedingung geschaffen. Die mit vielem Scharfsinn und musterhafter Sorgfalt gearbeitete Schrift gewinnt erhöhte Bedeutung durch reiches ungedrucktes Material, was zur Erläuterung anderweits herbeigezogen worden ist. Es fehlt daher auch nicht an wertvollen Einzelheiten, z. B. die Familie Rinck S. 132 f., 168 f., die französische Schule S. 147, die vertriebenen belgischen Nonnen S. 149, Sittenpolizeiliches in Bezug auf verdächtige Häuser S. 158 f. u. a. Reiche Ausbeute gewähren vor allem die Angaben über Beghinen- und Begharden-Konvente. Der im Eckhaus der Brückenstraße (S. 17, 59) 1589 zur Miete wohnende Jost von den Funden (v. d. Vondel) wird doch wohl der Vater des großen holländischen Dichters sein, welch letzterer am 17. November 1587 allerdings im Kirchspiel St. Johann, in der Witschgasse im „Haus zur Viole" das Licht der Welt erblickt hatte. Zu bemerken ist, daß auch das Kirchspiel Kolumba ein „Haus zur Fyole" und gleich noch ein Nebenhaus „zur kleinen Fyole" aufzuweisen hatte (S. 160).

Souvenirs Politiques du Comte de Salaberry sur la Restauration 1821—1830. Publiés pour la Société d'Histoire Contemporaine. Par le Comte de Salaberry son petit-fils. Tome I et II avec héliogravure. 8°. (XX, 286 et 336 p.) Paris, Picard, 1900. Preis *Fr.* 16.

Salaberry (1766—1847), als vielseitiger und fruchtbarer Schriftsteller bekannt, hat 1814—1816 und 1821—1830 der französischen Deputiertenkammer angehört und als feuriger Royalist an ihren Verhandlungen lebhaften Anteil genommen. Seine Glossen über den Gang der inneren Politik vom Amtsantritt des „royalistischen" Ministeriums Villèle-Corbière bis zum Sturze des so warm geliebten Karl X. sind hier niedergelegt. Es ist nicht die Erzählung persönlicher Erlebnisse, mögen auch persönliche Vorkommnisse zuweilen eingeflochten sein, noch eine geschichtlich entwickelnde Darstellung der Ereignisse, sondern es sind die Expektorationen eines ehrenhaften und energischen Charakters, der in die politischen Erregungen und Parteiungen sich mitten hineingestellt sah und seine Beobachtungen und vertraulichen Informationen, seinen Ärger und seine Entrüstung nur dem stummen Papiere anvertrauen konnte. Für die Familie Orleans und für einen großen Teil des legitimistischen Adels sind diese Ergüsse nicht gerade schmeichelhaft. Wenn Salaberrys Urteil überall zu Recht bestände, so müßte der Kurzsichtigkeit und Charakterlosigkeit, den Empfindlichkeiten und Begehrlichkeiten des alten Adels der Sturz der Monarchie an erster Stelle zur Last gelegt werden. Doch sind seine Urteile von Einseitigkeit nicht frei. Lehrreich ist es, in die heute so fremd gewordene Anschauungsweise des konsequenten und grundsatzfesten Royalismus, wie die Legitimisten alten Schlages ihn vertraten, tiefer eingeführt zu werden. Er sieht einen weltenweiten Unterschied zwischen la Charte selon la Monarchie und la Monarchie selon la Charte; Religion und Monarchie, Königstreue und Gottesglaube sind ihm völlig untrennbar. Und daß ein Pair bei den Abstimmungen der Pairskammer stets nur für und mit

seinem König stimmen darf, ist selbstverständlich. Um Karls X. Regierung und Sturz recht zu verstehen, wird man mit Nutzen diese Souvenirs politiques lesen. Dieselben gewähren, dank ihrem guten Personenregister, überdies den praktischen Vorteil, über eine außerordentlich große Zahl von Persönlichkeiten, die im öffentlichen Leben Frankreichs jener Zeit eine Rolle gespielt haben, raschen Aufschluß zu geben.

Die Blutzeugen aus den Tagen der Titus Oates-Verschwörung (1678 bis 1681). Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Englands im 17. Jahrhundert. Von Jos. Spillmann S. J. Mit dem Porträt des ehrwürd. Oliver Plunket. 8°. (XIV u. 378 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 3.60.

Im September 1678 trat ein bis dahin unbekanntes Individuum von sehr problematischer Vergangenheit bei dem obersten Gerichtshofe von England mit einer Reihe ungeheuerlicher Anklagen gegen die angesehensten Katholiken des Landes hervor. Trotz aller Unglaubwürdigkeit bemächtigten sich die englischen Staatsmänner des Prozesses sofort als eines Hebels zu ihren Parteizwecken. König und Thronfolger, von der Unschuld der Angeklagten überzeugt, waren ohnmächtig, dieselben zu retten; binnen drei Jahren waren viele und edle Opfer gefallen. Da die Verfolgung aus Glaubenshaß geschah und das treue Festhalten am Glauben die Verurteilung entschied, so sind 25 der ungerecht Getöteten der Schar jener englischen Glaubenszeugen beigezählt, deren Seligsprechung eingeleitet ist. Dies der Inhalt der oft tief erschütternden geschichtlichen Darstellung, für welche die vorhandene Litteratur bis auf die neuesten Erscheinungen herab recht fleißig herangezogen wurde. Da wechseln Priesterhetzen und aufregende Gerichtsszenen mit Volkstumulten und ränkevollen Komplotten, die Greuel der Richtstätten mit den Schrecken der Kerkerverließe. Nicht alle Angeklagten sind jedoch wirklich zum Opfer gefallen, und nicht alle Opfer haben auf dem Blutgerüst geendet. Es finden sich unter ihnen Männer aller Stände: ein Erzbischof, ein hoher Lord, ein Beamter, ein Advokat, drei heldenmütige Franziskaner, ein menschenfreundlicher Benediktinerbruder, viele Weltpriester und die angesehensten der englischen Jesuiten. In diesen Verwicklungen spielte auch das unblutige Martyrium sich ab, das dem Apostel der Herz-Jesu-Andacht, dem ehrwürdigen P. de la Colombière, beschieden war. Die Kerker Englands haben seine kräftige Gesundheit gebrochen. Mit Recht ist diesem ehrwürdigen Opfer der Titus Oates-Verschwörung ein besonderes Kapitel gewidmet worden; es gehört zu den anziehendsten von allen. Das Werk, welches die Vorgänge schildert, in deren Verlauf die letzten Blutzeugen auf englischem Boden für den katholischen Glauben ihr Leben eingesetzt haben, bildet ein hübsches Gegenstück zu dem früheren, bereits in zweiter Auflage verbreiteten Werke P. Spillmanns über die englischen Märtyrer unter Heinrich VIII. und Elisabeth (vgl. diese Zeitschrift LVIII, 221).

Der Liber ordinarius der Essener Stiftskirche und seine Bedeutung für die Liturgie, Geschichte und Topographie des ehemaligen Stiftes Essen. Von Franz Arens. Mit 2 Tafeln. [Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. Herausgegeben von dem Historischen Verein für Stadt und Stift Essen. XXI. Heft.] 8°. (X u. 156 S.) Essen, Bädeker, 1901.

Die in zwei Handschriften aus dem 14. und 15. Jahrhundert noch vorhandene alte Gottesdienstordnung für die Kirche des reichsfürstlichen Damenstiftes Essen ist

hier nicht im Wortlaut abgedruckt, sondern nur dem Handschriftenbefunde nach beschrieben, dem Inhalte nach ausgiebig erklärt und durch weitere handschriftliche Nachrichten zu einer ganz brauchbaren Geschichtsquelle ergänzt. Der Liturgiker kann an den vielgestaltigen, wechselreichen, gottesdienstlichen Gebräuchen, die mit manchem Zuge hier ganz einzig dastehen, seine helle Freude haben; auch der Freund der kirchlichen Kunst findet reichen Gewinn. Manche willkommene Korrekturen ergeben sich zum Katalog der Essener Äbtissinnen und wertvolle Angaben zur Geschichte des Kultus des hl. Altfrid. Reichlicher noch als die Geschichte kommen die Bestimmungen des Ordinarius der Topographie für den Immunitätsbezirk während des 14. Jahrhunderts zu gute. An beachtenswerten Einzelnotizen wimmelt es. Kurz, es ist wieder eine recht reichhaltige und schöne Gabe, mit welcher der „Historische Verein für Stadt und Stift Essen" (vgl. diese Zeitschrift LX, 218) jetzt zum 21. Male seine Mitglieder erfreut hat.

Kléber et Menou en Égypte depuis le départ de Bonaparte (Août 1799—Sept. 1801). Documents publiés pour la Société de l'Histoire Contemporaine par M. François Rousseau. Avec une carte. 8°. (LX et 456 p.) Paris, Picard, 1900. Preis *Fr.* 8.

Die amtliche Korrespondenz der beiden dem heimgekehrten Bonaparte im Oberbefehl über die ägyptische Expedition nachfolgenden Generale ist hier teils zum erstenmal aus dem Kriegsarchiv veröffentlicht, teils nach den Originalien nochmals kollationiert. Eine gute Einleitung geht voraus. Die Sammlung dient vor allem der Kriegsgeschichte. Bei der hohen Bedeutung indes, welche die Herrschaft über Ägypten seitdem erlangt hat, und der dadurch wesentlich veränderten Beurteilung von Bonapartes abenteuerlichem Unternehmen bieten diese Dokumente noch andere Seiten der Beachtung dar. Ohnehin waren mit dieser Expedition auch wissenschaftliche Unternehmungen verschiedener Art enge verknüpft und spielen in dieser Kriegskorrespondenz die Zierden der französischen Gelehrtenwelt ihre Rolle. Was dem Werke besondern Reiz verleiht, ist die imposante Gestalt Klébers, der durch Fähigkeit wie Charakter weit über das Durchschnittsmaß eines tüchtigen Korpskommandanten hinausragt. General Graf Pujol hat ihm 1877 schon eine eigene Biographie gewidmet. Der doppelte Renegat Menou, aus einem christlich getauften Aristokraten ein Sansculotte und Muselmann geworden, kann nur etwa als Phantast und Sonderling die Aufmerksamkeit erregen. Klébers Amtsführung hingegen wird man schwerlich näher folgen, ohne für dessen überlegenen und ritterlichen Geist mit Hochachtung erfüllt zu werden. An Noblesse und Selbstlosigkeit steht er ebenso hoch über Napoleon, wie dieser durch sein Glück Klébers tragische Laufbahn überstrahlt hat. Aber um so mehr giebt es Zeugnis für Bonapartes Adlerblick, daß er diesen eminenten Mann, den er nie unter seine Freunde zählen durfte, mit sich nach Ägypten nahm und dort an der Spitze einer preisgegebenen Armee zurückließ. Keiner war der Aufgabe besser gewachsen, aber auch unter allen Rivalen Bonapartes war keiner für seinen Ruhm gefährlicher.

Miscellen.

Von Gänsefüßen und Fuchsfährten. Ein drittes Wort der Abwehr wider Professor Paulsen. Streitbare Philosophie (Philosophia militans) betitelt Prof. Paulsen einen jüngst erschienenen Sammelband, worin sich fünf Abhandlungen vereinigt finden, die er innerhalb der letzten zwei Jahre in vier verschiedenen Zeitschriften herausgab. Diesem Neudruck wurden zwei kleine Stücke hinzugefügt: ein „Nachwort", das Haeckel gilt (S. 188—192), und eine „zweite Nachschrift", die an unsere Adresse geht (S. 78—83). Auf Paulsens allerdings sehr streitbare Besprechung von Haeckels Welträtseln wurde in dieser Zeitschrift schon hingewiesen. Deshalb möge zur Ergänzung bemerkt werden, daß Paulsen „jetzt, aus größerem Abstand auf das Buch zurückblickend" (S. 188), Bruno, Spinoza, Goethe als das hervorleuchten sah, „was Haeckel eigentlich will" (S. 189). Sonach wird sich die pantheistisch-materialistische Konkordienformel, nach der Strauß so sehnsüchtig verlangt hat, schon irgendwie herstellen lassen.

Im Nachwort an Haeckel rüstet die streitbare Philosophie ab; in der Nachschrift an uns aber ist sie schlechthin streitbar, und zwar leider nicht in sachlicher, sondern in sattsam persönlicher Weise. Die Abwehr hat deshalb kaum ein anderes Objekt als persönliche Angriffe. Dürfen wir unsere Leser mit so Uninteressantem behelligen? Vor Paulsens Lesern vermögen wir die Anklage, die im Grunde auf unredliche Arbeit lautet, nicht zu widerlegen, und vor unsern Lesern dürfte es, wie wir hoffen möchten, nicht nötig sein. Sagten wir schon früher, eine aussichtslose Kontroverse sei von erschütternder Langweiligkeit, so kommt nun dazu, daß die Affaire eine peinliche Wendung nimmt. Als litterarische Episode mag uns die Sache immerhin einen Augenblick beschäftigen, und wenn wir von vornherein gestehen, daß unsere Abwehr nichts anderes sein kann als Verteidigung in eigener Sache, so ist jeder Leser, der Sachliches sucht, genugsam gewarnt. Wir denken übrigens nicht daran, eine beleidigte Miene anzunehmen, weil es dem hohen Herrn beliebt, uns so schnöde zu behandeln. Paulsen sagt irgendwo, die Jesuiten würden nicht leicht bös und blieben auch verletzenden Angriffen gegenüber gelassen und höflich. Er soll mir nicht umsonst das gute Beispiel meiner Ordensgenossen vorgehalten haben.

In einem früheren Jahrgang dieser Zeitschrift haben wir uns mit den zwei großen philosophischen Werken Prof. Paulsens eingehend beschäftigt und zumal seine Auffassung des Verhältnisses von Wissen und Glauben besprochen. In unsern Darlegungen wurden die Citate nicht in Anmerkungen verwiesen, sondern in den Text gewoben. Deshalb mußten wir einen erheblichen Aufwand von Anführungszeichen oder Gänsefüßen machen. Es geschah in der lautersten Absicht, und nichts lag uns so fern als die Besorgnis, daß uns deshalb der Prozeß gemacht würde. Paulsens, des Philosophen, Sätze citiert man gern; sie sind zumeist schön geschliffen, oft zierlich gewendet. Das sind wertvolle Vorzüge, die man seine Leser mitgenießen lassen möchte. Hätte mich ein tödliches Schicksal

verurteilt, Hegel eingehend zu behandeln, so wäre ich gewiß nicht grausam genug gewesen, unsere Leser Hegelsche Sätze scheffelweise mitgenießen zu lassen. Übrigens gebeut ja doch kritisches Verfahren, daß man dem Sprachgebrauch eines Autors sich thunlichst anpasse, Parallelstellen berücksichtige und jegliche Gerechtigkeit erfülle.

Die herdenweise auftretenden Gänsefüße scheinen aber Prof. Paulsen nervös gemacht zu haben. Daß es allenthalben stimmt, kann er nicht leugnen. Aber er steht ganz im Bann des Verdachtes, das kritische Verfahren sei nur eine Maske, die boshafte Hinterlist verbergen solle. Hinter all den Gänsefüßen vermeint er Fuchsfährten zu sehen. Genugsam deutlich schreibt er, die Citate seien „sinnreich“ (S. 82) ausgewählt. Er behauptet, daß ich seine Darlegungen in „einzelne mit Gänsefüßchen ausgestattete Wortsätze“ zerreiße (S. 78). Und wiederum: „Er läßt es zwar an Gänsefüßchen nicht fehlen, um anzudeuten, wie getreu er citiere; aber zwischen den Gänsefüßchen ist nicht selten ausgelassen, was für den Sinn der Rede unentbehrlich war“ (S. 82). Wer so listig mit Gänsefüßen umzugehen weiß, setzt sich eigentlich dem Verdacht aus, selbst durch Bocksfüße verziert zu sein. Bleiben wir aber in der empirischen Wirklichkeit und begnügen wir uns damit, die Anklage euphemistisch dadurch wiederzugeben, daß wir Fuchsfährten zurückgelassen zu haben bezichtigt werden.

Da wir nicht annehmen können, daß unsere ersten zwei Worte der Abwehr jemand erinnerlich sind, mag eine flüchtige Erinnerung daran vorausgehen.

Der Verfasser der „Geschichte des gelehrten Unterrichts“, der „Einleitung in die Philosophie“, des „System der Ethik“ hat Anspruch darauf, als einer der führenden Geister deutscher Nation gewürdigt zu werden. Wir vermeinten dieses zu thun, als wir in dieser Zeitschrift einen Angelpunkt seines Philosophierens, das Verhältnis von Wissen und Glauben, darlegten. Bei dieser Gelegenheit mußten wir sagen, daß in Paulsens sämtlichen Werken der schlichte und eigentliche Glaubensbegriff, wie wenn ich sage: „jemand etwas glauben“, vermißt werde. Die einzige Ausnahme, eine kurze Erwähnung in einer der jüngsten Schriften, haben wir unverzüglich konstatiert [1]. In diesem Verfahren können wir nichts sehen, was sich lediglich aus Bosheit erklären ließe. Wenn Paulsen mir vorwirft, ich hätte seine Werke nicht als „aufmerksamer Hörer“ gelesen, sondern als feindseliger „Inquirent“, so erklärt sich das erstere aus der Gewohnheit des Autors, im Hörsaal zu sprechen. Was das andere betrifft, so können wir versichern, daß diese Annahme jeglicher Begründung entbehrt. Seit dem Erscheinen der „Geschichte des gelehrten Unterrichts“ haben wir uns oft an dem Geist hoher historischer Objektivität erfreut, der dieses Werk durchweht. Mit freudigem Staunen begegneten wir da Urteilen, welche uns blaue Wunder deuchten, deren Bläue noch dadurch gewinnt, daß sie Berliner Blau ist. Zu diesen Wundern rechnen wir manche Urteile über das Mittelalter, den Jesuitenorden u. a. m., von denen der Verfasser selbst sagt, daß sie ihm „genug harte Worte“ eintrugen. Wer immer endlich, wenn es ihm unbekannt war, durch Hofrat Pastors schönes Buch von der edlen Freundschaft, die Paulsen mit Reichensperger verband, Kunde erhielt, wird den irenischen Ein-

[1] In dieser Zeitschrift Bd. LVII (1899), S. 476.

druck, den Paulsens frühere Werke hervorriefen, in seinen persönlichen Beziehungen bestätigt finden. In derlei Gesinnungen las und studierte ich Paulsen und wähnte sogar, meine Wiedergabe seiner Ideen lasse deutlich durchblicken, daß ich seine geistreiche Art, zu philosophieren, die vom Weltmann mehr an sich hat als vom gestrengen Professor, hochzuschätzen verstehe. Seine neue Art zu polemisieren aber wäre auch dann nicht nach meinem Geschmack, wenn ein anderer die Kosten davon zu tragen hätte als der ergebenst Gefertigte.

Es mußte Befremden erregen, als Paulsen, der irenische Philosoph, plötzlich wider Willmanns „Geschichte des Idealismus" in kräftig zürnendem Ton sich wandte. Im Gegensatz zum Philosophen hat der Polemiker da den bekannten, in weitesten Kreisen beliebten Brustton reichlich verwenden zu sollen geglaubt. Diejenigen, welche früher dem Philosophen „harte Worte" sagten, werden nun im Polemiker einen Bundesbruder begrüßt haben.

Wir haben schon damals bemerkt, daß Willmanns monumentales Werk überhaupt keiner Verteidigung dawider bedürfe, am wenigsten einer solchen von unserer Seite: sua mole stat. Immerhin war dieser Losbruch im Namen der Denkfreiheit so merkwürdig, daß wir ein Wort der Abwehr wagen wollten, dem es aber an jeglicher Härte gebrach. Darauf haben wir die erste „Nachschrift" bezogen, deren schwerstes Kaliber der „Idiotismus" war. Das hat uns zu einer zweiten Abwehr befeuert. Hierauf kam es zur „zweiten Nachschrift", und hiermit kommt es zur dritten Ab- und Notwehr.

Wie steht es also mit unsern Citaten? Eignet ihnen bei formeller Richtigkeit in der That materielle Falschheit? Hat sich das merkwürdige Phänomen zugetragen, daß Gänsefüße Fuchsspuren zurückließen? Paulsen hat zum Beweise zwei „Beispiele" angeführt. Nach allen Regeln der Kunst wird man annehmen dürfen, daß ein mehreres nicht aufzutreiben war.

Wenn ich im folgenden nun genötigt bin, ganze Texte abzuschreiben und die Widerlegung der Anklage gewissermaßen in Dialogform zu geben, so könnte ich doch durchaus nicht behaupten, daß ich das erstere unterhaltend, das andere schön finde. Aber da steht nun einmal Paulsens Forderung: „Ich möchte bitten, für die Folge solche Kürzungen zu unterlassen, wenn dadurch auch die Widerlegung etwas unbequemer werden sollte" (S. 82). Es erübrigt also nur ungekürzter Paulsen und im Anschluß an ihn unsere möglichst kurze Antwort.

Paulsens Philosophia militans (S. 82): „So läßt er mich einmal sagen (ich gebe den Passus genau, wie er dort gedruckt ist [I, 247]): der Glaube an Gott und Götter, wozwischen ‚kein wesentlicher Unterschied' besteht, sei im ‚Aussterben' oder ‚Absterben' begriffen und werde ‚nicht wieder lebendig werden'. Dazu überall in Anmerkungen die Stellen, wo die Wörter vorkommen. Wie sorgfältig, denkt der Leser, hat der Mann gelesen, daß er selbst die Variante ‚Aussterben' und ‚Absterben' mitteilt!"

Antwort: Wenn Akribie, wie billig, Trumpf ist, so muß ich bemerken, daß Paulsens ausdrücklich als genau bezeichneter Abdruck meines Satzes im fünften Wort einen Irrtum enthält. Ich schrieb nicht: „der Glaube an Gott und Götter", das wäre mäßig exakt gewesen; sondern: der Glaube an Gott oder

Götter. Übrigens liegt mir am Versehen des Abdruckes nicht das allergeringste. Die Variante bei Paulsen (Absterben und Aussterben) habe ich aber deshalb mitgeteilt, damit man im Text sehe, es handle sich um einen Satz, der Paulsen so wichtig und richtig dünkt, daß er ihn in zweien seiner Werke nur mit unerheblicher Verschiedenheit eingerückt hat. Das nebenher; nun aber folge als Selbstcitat Paulsens der eine von den beiden Sätzen, die über meine Redlichkeit entscheiden sollen: Philos. militans a. a. O.: „Ich setze nun die Stelle, wie sie in meiner Einleitung in die Philosophie (S. 7) steht, zur Kontrolle hierher: ‚Der Glaube an Götter oder Dämonen, die als Einzelwesen irgendwo Existenz haben und durch gelegentliche Eingriffe den kausalen Zusammenhang des Naturlaufes unterbrechen, ist im Aussterben begriffen und wird nicht wieder lebendig werden, es sei denn, daß Wissenschaft und Philosophie im Abendlande wieder erlöschen. Auch macht es keinen wesentlichen Unterschied, ob man viele derartige Wesen annimmt oder nur ein einziges.‘"

Antwort: Da es sich Paulsen um Kontrolle handelt, wollen wir behufs erschöpfender Kontrolle neben dem Satz aus der „Einleitung in die Philosophie" die Parallelstelle aus dem „System der Ethik" folgen lassen (4. Aufl. I, 393): „Es ist wahr, der Glaube an Götter, die als menschenähnliche Einzelwesen irgendwo irgendwelche empirische Existenz haben und auf die irdische Welt nach gelegentlichen Absichten wirken, ist im Absterben und wird nicht wieder lebendig werden. Es macht auch keinen wesentlichen Unterschied, ob man solcher Wesen mehrere oder nur ein einziges annimmt. Ein Monotheismus, der Gott als ein Einzelwesen neben andern ansieht und ihn gelegentlich auf die Welt als ein ihm äußerliches und fremdes Dasein wirken läßt, ist vom Polytheismus begrifflich nicht verschieden. Besteht man darauf, als Theismus nur eine solche Anschauung gelten zu lassen, dann wird es schwer sein, denen zu widersprechen, welche behaupten, die Wissenschaft führe zum Atheismus." Drei Zeilen weiter wird dieser Atheismus „die Verneinung des Theismus", weiterhin als „Verneinung der Ansicht" bezeichnet, „daß es vor, außer, neben, über der Welt ein derartiges Einzelwesen gebe, das die Welt, wie ein Uhrmacher die Uhr, nach einem Plane angefertigt habe und nun gelegentlich in ihren Gang eingreife". Heute wie vor Jahren sehen wir mit offenen Augen, daß diese Sätze voll sind von Hinterthüren und Versenkungen, durch die erhebliche Stücke ihres Sinnes verschwinden können. Heute aber wie früher sind wir der Meinung, daß unsere Wiedergabe den objektiven Sinn getreu getroffen hat, in sorgsamem Ausschluß an die Diktion des Autors, um jede subjektive Nuance zu vermeiden. Hätte uns diese Rücksicht nicht geleitet, so wären wir berechtigt gewesen, auf Grund dieser zwei Stellen so zu schreiben: Theismus oder Monotheismus ist die Überzeugung vom Dasein eines außerweltlichen Gottes, Atheismus die „Verneinung dieser Ansicht". Nach Paulsen führt zu dieser Verneinung „die Wissenschaft"; der Polytheismus des alten Heidentums unterscheidet sich vom Monotheismus lediglich dadurch, daß alle Götter und Göttinnen in Abgang kamen bis auf einen Gott, der übrig blieb. Dieser zum Monotheismus reduzierte Polytheismus ist jetzt im Aussterben begriffen, immer „der Wissenschaft" wegen, und kann nicht wieder lebendig werden,

es sei denn, „die Wissenschaft“ stürbe. Eine solche Wiedergabe dessen, was Paulsen nun einmal thatsächlich sagt, trüge u. E. einen zu persönlichen Stempel, aber sinngetreu wäre sie durchaus. Was hat nun Paulsen gegen unsere vorsichtige, abgeschwächte Fassung einzuwenden? Hören wir ihn.

A. a. O.: „Wie sinnreich P. v. Nostitz-Rieneck aus diesen Wörtern die für ihn passenden gewählt und zum Beweis seiner Gewissenhaftigkeit mit Gänsefüßchen umgeben hat, wird dem Leser nicht entgehen. Ich sage: der Glaube an einen Gott, der als ein ähnliches Einzelwesen wie die griechischen Götter existiert und wirkt, ist im Aussterben. Flugs nimmt der Pater sein Blatt und notiert: ‚Der Glaube an einen Gott‘ ist nach Paulsen ‚im Aussterben‘ und wird nicht wieder lebendig.“ . . .

Antwort: Zunächst, weder auf ein Blatt habe ich notiert, noch in einen Artikel geschrieben, „der Glaube an einen Gott“ sei nach Paulsen im Absterben; das klingt zu scharf und bestimmt, mit Rücksicht auf Paulsens Schreibweise faßte ich es unbestimmter: „der Glaube an Gott oder Götter“. Sodann — was soll nun plötzlich der griechische Gott in diesem Zusammenhang? Es handelt sich um einen Gottesglauben, der im Aussterben „begriffen“ oder einfachhin im Absterben ist, also jetzt und unter uns noch nicht ganz tot, aber schwindend ist; es handelt sich um einen Gottesglauben, wider den abendländische Philosophie und Wissenschaft erfolgreich ankämpfen, um einen inmitten der abendländischen Kulturwelt ab- und aus-, hin- und wegsterbenden Gottesglauben. Und das soll nun lediglich der Glaube an einen solchen Gott sein, wie es die griechischen Götter waren, also etwa an einen Gott bärtig wie Zeus, hinkend wie Hermes, der im Meer herumwirtschaftet wie Poseidon und Krupp Konkurrenz macht wie Hephaistos? Früher las man anders, ganz anders. Da war der absterbende Gottesglaube der Glaube an einen Gott „vor, außer, über, neben der Welt“, der die Welt nach einem Plan geschaffen hat. Und in der That, die Zeitbestimmung: jetzt absterbend, die Ortsbestimmung: inmitten der abendländischen Kulturwelt, ließ die Vermutung nicht aufkommen, daß man allein an griechische Mythologie zu denken habe. Wir mögen uns anstrengen, wie wir wollen, es bleibt das eine für unsere Fassungskraft unfaßliche Geschichte, dieser gegenwärtig im Abendland abnehmende Glaube an einen Gott, „der als ähnliches Einzelwesen wie die griechischen Götter existiert und wirkt“. Wie existieren denn die griechischen Götter als Einzelwesen? Erstens treten sie meistenteils paarweise auf. Zweitens bilden sie eine Art Korporation. Glaubt man an Gott wie an ein Einzelwesen, so glaubt man monotheistisch, nicht griechisch-polytheistisch. Glaubt man aber an griechische Götter, so glaubt man an göttliche Kollektivwesen, nicht an ein göttliches Einzelwesen. Sollten wir sagen, was unseres Erachtens Paulsens Ausführungen im Grunde enthalten, so brauchten wir uns gewiß nicht zu besinnen. Sie besagen dieses: die Überzeugung von der Existenz einer ewigen und unendlichen, außer- und überweltlichen, persönlichen Gottheit ist im Plural wie im Singular anthropomorph. Grob anthropomorph das mythologische Pluralitätssystem, feiner, aber immer noch anthropomorph der bisher sogenannte Monotheismus. Deshalb ist zwischen beiden kein wesentlicher Unterschied. Sie kommen auch darin

überein, daß beide ihre Zeit gehabt haben. Der Polytheismus ist längst tot, und schwindsüchtig der bisher sogenannte Monotheismus. Es kann ihm aber eine Renaissance beschieden sein. Man glaube an Gott nicht wie an ein Einzelwesen, sondern an das große Sammelwesen, das Weltall. Da es alles in sich begreift, ist es jedenfalls nur Eines. Man glaubt also scheinbar pantheistisch, thatsächlich monotheistisch.

Mit diesem monopantheistischen Gottesglauben vollzieht sich aber eine Umbiegung und Rückläufigkeit in der Entwicklung des Gottesglaubens, die uns glücklich wieder mitten in die griechische Götterwelt hineinführt.

Paulsen hat nämlich auch versucht, den Glauben an Gott als ein Wesen außer der Welt mit dem Glauben an Gott als ein der Welt immanentes Wesen zu vereinen. Er bemerkt, der außerweltliche Gott sei ja doch auch in der Welt, der Welt immanent [1]. Und in der That, „in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir"; wie jedes christliche Kind dieses Wort der Heiligen Schrift kennt, so weiß es von der Allgegenwart Gottes und von seiner Allwirksamkeit. Umgekehrt sei aber der immanente Gott des Pantheismus nicht ausschließlich immanent, „Gott und Natur fallen nicht schlechthin zusammen" [2]; er ist also irgendwo, wo die Natur nicht ist, das Universum aufhört; er ist irgend etwas, was die Natur nicht ist, irgend etwas über das Pan hinaus. Während man sonst meinte, der Pantheismus bestehe darin, daß er nur einen immanenten Gott zulasse, daß ihm Gott und Natur oder Universum schlechthin zusammenfallen, giebt es nun einen pantheistischen Gott jenseits des Pan, jenseits des Universums. Es ist klar, hier hat eine Rückläufigkeit stattgefunden. Wir stehen vor dem Altar des „unbekannten Gottes", mitten in Athen. Der „symbolische Anthropomorphismus", den Paulsen frei giebt, wird das übrige besorgen: Zeus, Hera und Konsorten in Spree-athenischer Bearbeitung.

Zunächst aber stellen wir fest: Keinerlei griechische Gottheit kann etwas daran ändern, daß unsere beanstandete Wiedergabe der Paralleltexte einer editio critica an Treue nicht nachsteht, so treu ist, daß ein Verkürzungsapparat sie nicht hätte treuer hervorbringen können.

Nun wenden wir uns zu dem zweiten Beweis der peinlichen Klage: Vor allem keine Kürzung! S. 83: „Noch ein Beispiel: II, 481 läßt er mich sagen: das Korrelat des Katholizismus sei der ‚Idiotismus'. Ich habe oben (S. 78) gesagt: ‚Das Korrelat des vollkommenen Absolutismus ist der Idiotismus'. Er notiert ‚Idiotismus'; da auch vom Katholizismus die Rede gewesen ist, so läßt er mich nun schreiben: Das Korrelat des Katholizismus ist der ‚Idiotismus'. Wohl gemerkt: nur der Idiotismus erhält Gänsefüße, nicht der ganze Satz; das wäre gegen die Gewissenhaftigkeit unseres Autors: das wäre ja Fälschung. Daß aber der Leser, der diese peinliche Gewissenhaftigkeit der Gänsefüßchen nicht kennt oder nicht beobachtet, liest: Paulsen behauptet: Katholizismus und Idiotismus seien Korrelate, dafür kann doch der P. v. Nostitz-Rieneck nicht; er hat ja die Gänsefüße ausdrücklich als Warnungszeichen beigefügt. 1. Dezember 1900."

---

[1] Einleitung in die Philosophie (5. Aufl., 1898) S. 265 f.

[2] A. a. O. S. 266.

Antwort: Als wir das zuerst lasen, war uns, als hätte sich die Datierung um neun Monate verspätet. Der Thatbestand ist dieser: Katholizismus und geistlicher vollkommener Absolutismus sind für Paulsen Korrelate immer und allenthalben. Paulsen giebt zu, geschrieben zu haben, vollkommener Absolutismus und Idiotismus seien Korrelate. Solang also Logik Menschenrecht ist, war ich berechtigt, zu schreiben, nach Paulsen seien Katholizismus und Idiotismus Korrelate. Daß ich zu letzterem Wort Gänsefüße setzte, war ganz in der Ordnung; denn es steht ja da, woher ich es nahm; daß ich zu diesem Wort immer die Zeichen setzte, geschah, um die Verantwortung für diese Feinheit so weit als möglich von mir abzuschieben. Was hat Paulsen dagegen zu sagen? Es sei „auch“ vom Katholizismus die Rede gewesen! „Auch“ — das soll hier wohl heißen nebenher, im Vorbeigehen; zwar nicht von Herzen, aber mit Schmerzen, nur ein klein wenig, im Grunde fast gar nicht; und deshalb sei es höchst unanständig, daß ich den vollkommenen Absolutismus, als dessen Korrelat der Idiotismus bezeichnet wird, für den Katholizismus angesehen habe. Die Gründe, die mich zu dieser Auffassung veranlaßten, sind folgende: Schon im ersten Satz der beregten Schrift Paulsens ist dergestalt auch vom Katholizismus die Rede, daß er bloß vom Katholizismus handelt: „Der Neuthomismus, die Philosophie des restaurierten Katholizismus der Gegenwart, sammelt seine Kräfte zum Angriff auf Kant“ (Philos. mil. p. 31). Die Einteilung der Schrift thut dar, daß in ihr „auch“ vom Katholizismus gehandelt werden soll und zwar in einem Hauptteil: „unter solchen Umständen wird eine Untersuchung des Verhältnisses, in dem die Kantische Philosophie zum Protestantismus und anderseits zur katholischen Philosophie steht, nicht unzeitgemäß sein“ (S. 32). Demgemäß beschäftigen sich die letzten 15 Seiten des Schriftchens fast ausschließlich mit dem Katholizismus. Gegen Ende dieses Exkurses über den Katholizismus heißt dieser S. 77 unten Bindung des Denkens durch äußere Autorität, S. 78 oben geistlicher Absolutismus. Das „System des geistlichen Absolutismus bis zur äußersten Konsequenz durchgeführt“ [S. 78, Zeile 2 v. o.] wird wohl das nämliche sein wie der vollkommene Absolutismus [ebd. Zeile 9 v. o.]. Ebd. Zeile 5 v. o. wird jener geistliche Absolutismus schärfster Art so gekennzeichnet: er mache „Vernunft und Gewissen überflüssig“. S. 53 heißt es vom Glauben an die Unfehlbarkeit der Kirche und des Papstes, also vom Katholizismus, er sei der „grundsätzliche Verzicht“ auf den Gebrauch von Vernunft und Gewissen. Der Katholizismus und der vollkommene Absolutismus sehen sich also bei Paulsen fabelhaft ähnlich. Wiederholt identifiziert Paulsen das katholische Prinzip mit einem Absolutismus, dessen nähere Bestimmungen einen so vollkommenen geistigen Absolutismus zum Ausdruck bringen, daß man gar nicht mehr wissen kann, woran Paulsen bei jenem vollkommenen Absolutismus, dessen Korrelat der Idiotismus ist, gedacht hat, wenn nicht an den Katholizismus. S. 71 unten und 72 oben werden folgende Wortverbindungen als gleichbedeutend gebraucht: „Das katholische Prinzip der äußeren Autorität“, „die Lehre des Absolutismus“, die „Lehre von der Unfehlbarkeit einer äußeren Autorität“ — das alles ist „Sünde wider den Heiligen Geist“.

könnte es einen andern, noch vollkommeneren geistlichen Absolutismus geben, einen, der noch mehr wäre als „Sünde wider den Heiligen Geist"? S. 68 steht zu lesen: „Das katholische Prinzip, das Prinzip der absoluten Autorität, führt ein schweres Übel mit sich: es tötet die Individualität. Aller Absolutismus führt zuletzt zu Lähmungserscheinungen, wie der politische, so auch der Absolutismus auf geistigem Gebiet." Wenn der Katholizismus als geistiger Absolutismus die Individualität tötet, so muß man annehmen, daß er im Sinn des Verfassers gründlich vollkommen ist. Was sollte denn ein noch vollkommenerer mehr thun als Individualitäten töten? Wer hätte nach alledem glauben können, daß Paulsen nicht von ferne an den Katholizismus dachte, als er den Idiotismus das Korrelat des vollkommenen Absolutismus genannt hat! Alles zwang zu dieser Annahme. Jedenfalls ist sie nicht tückisch-persönlich, sondern sachlich und berechtigt. Unsere Gänsefüße sind und bleiben materiell und formell unanfechtbar.

Außerdem finden sich in der „zweiten Nachschrift" nur noch zwei so außerordentliche Mißverständnisse dessen, was wir ausgeführt haben, daß wir uns darauf beschränken müssen, sie mit einigen Worten zu kennzeichnen.

Zunächst noch ein Kuriosum. Die „zweite Nachschrift" hebt mit der peinlichen Klage an, welche unsere Citate betrifft (S. 78). Auf der folgenden Seite citiert Paulsen einen unserer eigenen Sätze in Anführungszeichen — ja wahrhaftig in Gänsefüßen! Bei Paulsen steht unser Satz so da: „Wenn Voltaire bloß der größte Straßenräuber gewesen wäre, so möchte die Polemik wider ihn nicht nur überflüssig gewesen sein, sondern auch das rechte Maß weit überschritten haben. Weil er aber das Geistesleben von Generationen verseucht und vergiftet hat" — ist er schlimmer als der größte Straßenräuber und muß an einen zehn Ellen höheren Galgen gehängt werden — nein, so sagt der Pater nicht, sondern: „ist seine Verantwortung eine ungemein größere als die des größten Straßenräubers" (Stimmen aus Maria-Laach, Jahrg. 1899 I, 20). So in der Philosophia militans p. 79. Jeder verständige Leser wird sich mit Recht sagen müssen, es sei meinerseits ebenso sinn- als geschmacklos, bei einer gelegentlichen Erwähnung Voltaires ohne jeden ersichtlichen Grund mit einem Straßenräuber hereinzuplatzen. Allein im unmittelbaren Zusammenhang ist das ganz anders. Der vorhergehende Satz lautet: „Wir erinnern uns, vor einigen Jahren in einer panegyrischen Schrift auf Voltaire gelesen zu haben, wenn Voltaire der größte Straßenräuber gewesen wäre, so hätte er nicht heftiger angefeindet werden können, als dieses geschehen ist. Darauf ist zu entgegnen: „Wenn Voltaire bloß der größte Straßenräuber gewesen wäre" u. s. w. wie oben. — Danach erscheint die Sache genügend begründet. Paulsen hat aber den begründenden Satz amputiert. So kann man leicht Leute zu Fanatikern stempeln, deren Herzenswünsche zwar auf Rad und Galgen gerichtet sind, die aber gerade noch so viel „modernes Schamgefühl" haben, um derlei nicht herauszusagen. Ich denke nicht daran, Paulsens peinliche Anklage umzuwenden; sehe jeder, wie er's treibe. Wir eilen zum Schlusse.

Als die sozialen Konsequenzen unbegrenzter Denk-, Lehr- und Preßfreiheit erörtert wurden, haben wir in dürren Worten unsere Meinung dahin abgegeben, daß eine Situation ohne jeden Ausweg das Ende sein müsse. Wir bitten zwei

Selbstcitate hersetzen zu dürfen: „Es ist eine Unmöglichkeit, durch staatliche Maßregeln oder Maßregelungen dem Übel beizukommen, geschweige es an der Wurzel zu fassen.“ Ein Jahr, bevor der Goethe- und der Heinzebund lärmten, schrieben wir: „Welch ein Hohngelächter geht durch die ‚freie‘ Presse, wenn irgendwo irgend ein schüchterner Versuch gemacht wird. Und was würde es erst geben, wenn das Wagnis einer durchgreifenden Maßregel auch nur geplant würde.“ In verschiedenen Wendungen betonten wir: Gesetze, Zensur, Polizei — verlorene Liebesmüh [1]. Daraufhin hätte uns nicht einmal in Fieberträumen die Furcht zu ergreifen vermocht, daß jemand uns für byzantinische Scharfmacher ausgäbe. Aber siehe — auch darauf zielt die „zweite Nachschrift“. Paulsen läßt uns Regierungen warnen; in einem seltsam verwegenen Bilde meint er, wir überließen es den weltlichen Armen, aus unsern „Vordersätzen“ „Konsequenzen“ zu ziehen (S. 79. 80); er sieht in unsern Ausführungen über die soziale Verantwortung alles Lehrens und Schreibens lediglich die alte „Litanei“, welche „Fürsten und Politikern vorgesungen wird“, natürlich um scharf zu machen, um Gunst zu ergattern. Prof. Paulsen könnte aber wissen, daß sowohl die Scharfmacher wie die Kriechtiere unter den katholischen Schriftstellern nicht zu finden sind. Unsere Unabhängigkeit müssen wir ungemein teuer bezahlen. Sie ist aber jeglichen Preises wert. Ich sagte als Privatmeinung: Die Polizei ist unvermögend zu helfen, und Paulsen stellt dieses dar, als riefe ich nach der Polizei! Ich sage, weder die Präventiv- noch die Repressivzensur ist unseres Erachtens imstande, gegen die Weltmacht der öffentlichen Meinung aufzukommen, und höre nun, das sei eine Aufforderung an die weltlichen Arme, zuzupacken! Ich sage, die Gesetzgebung könne nichts machen, und das soll nun Scharfmacherei sein!

Noch größer ist das andere und letzte Mißverständnis. Der Ausdruck „religiös-soziale Dekomposition des Protestantismus“ stand in Verhandlung. Als religiös-soziale Dekomposition bezeichnete ich den Zustand der Gesellschaft, der sie in zwei entgegengesetzte Schichten auflöst, die keinen Gedanken miteinander gemein haben: oben privilegiert Religionslose oder Glaubensfreie, unten solche, denen man die Religion erhalten muß. Die grundsätzliche Rechtfertigung des Vorganges, daß Ungläubige von oben her nach unten Glauben predigen, beleuchtete ich mit Worten von Kant und von Strauß. Weil die Aufklärung das nämliche Verfahren empfahl, brachte ich Parallelen dazu aus Voltaire bei. Aber es dünkte mir völlig selbstverständlich, daß Kant und Strauß als Kronzeugen dastehen, da es sich um religiös-soziale Dekomposition des Protestantismus handelt. Paulsen fertigt das mit der Frage ab: „Sind die Voltaire und Diderot u. s. w. Protestanten und Deutsche?“ (S. 81), als ob Kant und Strauß mit keinem Worte erwähnt worden wären, während doch ihre monumentalen Aussprüche abgedruckt wurden. Oder sollten neueste Forschungen ergeben haben, daß Kant und Strauß katholische Slovaken waren?

[1] In dieser Zeitschrift Bd. LVI (1899), S. 134.

N. v. N.-N.

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Einundsechzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1901.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des einundsechzigsten Bandes.

	Seite
Die katholische Moraltheologie und das Studium derselben. (A. Lehmkuhl S. J.)	1
André Marie Ampère. (C. A. Kneller S. J.)	20. 151
Deutschlands älteste Gotteshäuser. (St. Beissel S. J.)	36
Die Vaticana unter Nikolaus V. Neue Bücherschätze. (J. Hilgers S. J.)	48
Franz Eichert. (W. Kreiten S. J.)	62
Kirchliche Denkmalspflege. (St. Beissel S. J.)	113
Ein Kantianer und sein Christentum. (V. Cathrein S. J.)	132
Begriff und erste Entwicklung der Biologie. (E. Wasmann S. J.)	165
Ein anarchistischer Fürst. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.)	181. 303
Der Heiland im Umgang mit den Menschen. (M. Meschler S. J.)	241
Die Entwicklung der modernen Morphologie und ihrer mikroskopischen Zweige. (E. Wasmann S. J.)	259
Die Moraltheologie und die Kritik ihrer Methode. (A. Lehmkuhl S. J.)	275
Ausstattung und Einrichtung der Bibliothek Nikolaus' V. (J. Hilgers S. J.)	287
Agrarstaat und Industriestaat. (H. Pesch S. J.)	345. 464
Schätze merowingischer Könige und Kirchen. (St. Beissel S. J.)	361. 502
Das Apostolat und der Aufbau der Weltkirche. Ein Versuch über die Entwicklung des Katholizismus. III. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.)	372
Die neueste Entwicklung des Zellenbaues. (E. Wasmann S. J.)	390
Zur Choralkunde. (Th. Schmid S. J.)	404. 516
Die Religion des Sonnenscheins. (V. Cathrein S. J.)	449
Die Harmonie der Sphären. (Ad. Müller S. J.)	482
Die Legende vom Ableben des hl. Johannes in der liturgischen Poesie. (G. M. Dreves S. J.)	528

Miscellen.

	Seite
Neues Licht über den Neanderthalmenschen?	107
Die Protestanten und die Beicht	109
Mittel gegen Mondfinsternis	109
Die neuesten Ergebnisse in der Sternkunde	229
Johann Joest, der Maler der Flügel des Hochaltars zu Calcar	232
Ein zeitgenössischer Bericht über Franz Drake	236
Wägen	338
Indianererziehung	342
Herbarien des 16. Jahrhunderts	440
Alter und Ursprung des sogen. Gabelkreuzes auf mittelalterlichen Kaseln	444
Die Russen auf dem heiligen Berge Athos	446
Ein Bismarck-Brief	564
Zur 100jährigen Gedächtnisfeier von Schillers „Jungfrau von Orleans“	566
Ein hochmoderner Totenacker	567

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

	Seite
Algué, Atlas de Filipinas . .	193
Aloysius Stanislaus, Epistel-Worte. (Katechet. Handbibliothek. 40.)	327
Archipiélago Filipino, El . . .	193
Arendt, De sacramentalibus, disquisitio scholastica-dogmatica. Edit. altera	552
Arens, Schul- und Vereinsbühne. II. Bändchen. Vitus. Nach dem Französischen des P. H. Tricard. III. Bdchn. Hektor von Loc'h Maria. Nach dem Französischen des P. V. Delaporte	221
van Aerssen, Kirchengeschichte für Schule und Haus . . .	435
Aus Vergangenheit und Gegenwart, s. Hirschfeld, Kerner. Winterholm.	
Baernreither, Martha . .	328
Baumgartner, Durch Skandinavien nach St. Petersburg. 3. Aufl. (Nordische Fahrten. II.)	562
— Geschichte der Weltliteratur. I. Bd. 3. u. 4. Aufl. . . .	556
— Geschichte der Weltliteratur. IV. Bd. 1. u. 2. Aufl. . . .	204
v. Bechtolsheim, Der christl. Pilger auf d. Weg zur ewigen Heimat	325
Becker (Joh.), Geschichte der Pfarreien des Dekanates Münstereifel. (Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln. XXXIV.)	558
Beissel, Das Leben Jesu Christi von Jan Joest geschildert auf den Flügeln d. Hochaltares zu Kalkar	563
— Aus der Sammlung Boisserée. Vierzig Lichtdrucke zum Leben Jesu und Mariä	563
Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters, s. Domański.	
Belser, Einleitung in das Neue Testament	198
Boulay, Principes d'Anthropologie générale	326
v. Brackel, Eine Nähmamsell .	104
v. Brandt, Erbrecht und ländliche Erbsitten in Frankreich . . .	79
Bücherei, allgemeine, s. v. Kralik.	
De Busschere, Le Rosaire de Marie	220
Cathrein, Recht, Naturrecht und positives Recht	554
Chevalier, Étude critique sur l'origine du St. Suaire de Lirey-Chambéry-Turin	226
Chollet, Psychologie surnaturelle. La psychologie des élus	225
Clemen-Renard, Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Bd. V. Heft 1. 2	327
Cornely-Scheid, Leben des seligen Petrus Faber. 2. Aufl.	101
Costantini, Institutiones Theologiae moralis. Edit. 3. . .	429
Cros, Notre-Dame de Lourdes	435
Cüppers, Der König von Sion	323
— Im Banne der Wiedertäufer .	323
Cursus Scripturae Sacrae, s. de Hummelauer.	
Danieli, Parochialis methodus instruendi pueros primis christianae fidei veritatibus . .	326
Deckert, Ulrich v. Hutten's Leben und Wirken	217
Delaporte, s. Arens.	
v. Deutinger-Specht, Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik d. Erzbistums München u. Freising. VII. Bd. N. F. I. Bd.	560
Diel-Duhr, Friedr. Spe. 2. Aufl.	561
Domański, Die Psychologie des Nemesius. (Beitr. zur Gesch. der Philos. d. Mittelalters. III. 1.)	225
Duhr, Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts. (Erläuterungen u. Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. II. 4.) .	437
— s. Diel.	
Égremont, L'année de l'Église, 1900. Troisième année . . .	219
Eichert, Höhenfeuer	62
Einig, Institutiones Theologiae dogmaticae. Tractatus de sacramentis. Pars II	553
Eisenring-Kleiser, Guttae quotidianae ad recreandas animas pro singulis anni diebus ad meditandum distributae . .	101
Endler, Apologetische Vorträge über die Gottheit Jesu . . .	214

	Seite
Endres, Frobenius Forster, Fürstabt von St. Emmeram in Regensburg. (Straßburger theologische Studien. IV. 1.)	333
Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, s. Duhr, Postina.	
Falk, Bibelstudien, Bibelhandschriften u. Bibeldrucke in Mainz vom achten Jahrhundert bis zur Gegenwart	555
Febvre, Nos devoirs envers N. S. Jésus-Christ dans la Ste Eucharistie. 62e mille	100
Felder, Die liturgischen Reimofficien auf die hll. Franziskus und Antonius, gedichtet und komponiert von Fr. Julian von Speier	433
Ferrer-Sorbelli, De moderno ecclesiae schismate	330
Fischer (E. L.), Friedrich Nietzsche, der „Antichrist" in der neuesten Philosophie	97
Fogazzaro, Piccolo Mondo Moderno	222
Forschungen, reformationsgeschichtliche, s. Landmann.	
— zur christlichen Litteratur- und Dogmengeschichte, s. Funk.	
Frank, Der unerschöpfliche Gnadenborn der Christenheit	100
Funk, Das Testament unseres Herrn u. d. verwandten Schriften. (Forschungen z. christl. Litteratur- u. Dogmengeschichte. II. 1. 2.)	545
Fürst, Biograph. Lexikon für das Gebiet zwischen Inn und Salzach	561
Geiler von Kaysersberg, s. Hoch.	
Gerabaus, Primaner! Ein Appell	222
Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln, s. Becker (Joh.).	
Gihr, Die Sequenzen des römischen Meßbuches. 2. Aufl.	428
Götz, Kardinal Karl August Graf von Reisach als Bischof von Eichstätt	438
Grandjean, s. Spillmann.	
Gutjahr, Die Briefe des heil. Apostels Paulus. I. Bd., 2. Heft	213
Halusa, Bilder aus der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts	336
Hamon, Un grand Rhétoriqueur Poitevin, Jean Bouchet 1476 à 1557	439
Handbibliothek, Katechetische, s. Aloysius Stanislaus, am Rhein.	
Harten, Fräulein Uebermeer	439
Haseloff, s. Sauerland.	
Haßmann, Allgemeine Erziehungslehre für Lehrer- u. Lehrerinnen-Bildungsanstalten. 2. Aufl.	98
auf der Heide, Die Missionsgenossenschaft von Steyl	99
Helmling, Hagiographischer Jahresbericht für das Jahr 1900	559
Herbert, Aus dem Buche d. Lebens	105
— Marianne Fiedler und andere Novellen	105
Hillebrand, s. Sienkiewicz.	
Hirschfeld, Einfache Leute. (Aus Vergangenheit u. Gegenwart. 27.)	337
Hitze, Die Arbeiterfrage und die Bestrebungen zu ihrer Lösung. Nebst Anlage: Die Arbeiterfrage im Lichte der Statistik. 13. bis 14. Tausend	556
Hoch, Geilers von Kaysersberg „Ars moriendi" aus dem Jahre 1497. (Straßb. theol. Studien. IV. 2.)	437
Högger, Junges Leben. 2. Aufl.	227
Hollweck, Das Testament des Geistlichen	214
Huber, Abriß der Kunstgeschichte	102
Huch, Das Haus auf dem Berge	215
Hugon, Le rosaire et la sainteté	226
— Les voeux de Religion	101
Hulley, Der Trierer Dom vor hundert Jahren	103
de Hummelauer, Commentarius in Deuteronomium. (Cursus Scripturae Sacrae.)	314
Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. VI. Bd. 15. u. 16. Aufl.	329
Janssens, Summa Theologica ad modum commentarii in Aquinatis Summam. T. III	428
Julius, Die griechischen Danielzusätze u. ihre kanonische Geltung. (Biblische Studien. VI. 3. 4.)	543
Kehrein (Val.), Joseph Kehrein, der Germanist und Pädagog	560
Kerner, Alte Geschichten vom Rhein. (Aus Vergangenheit und Gegenwart. 29.)	337
Kirche, die katholische, unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild. III. Bd.	555
Klein, Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung. 3. Aufl. der „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels"	94
Kleiser, s. Eisenring.	
Koulen, Frühlingsfahrten durch Italien	103

Digitized by Google

Seite

v. Kralik, Das deutsche Götter- und Heldenbuch. I. Amelungensage. (Allgemeine Bücherei. Neue Folge 4—8.) 210
— Kulturstudien 327
Krapotkin-Pannwitz, Memoiren eines Revolutionärs 181. 303
Kreiten, Allerlei Weisheit . . 223
Kröll, Die Beziehungen des klassischen Alterthums zu den Schriften des Alten und Neuen Testaments 433
Kroener, Wahl und Krönung der deutschen Kaiser und Könige in Italien. (Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br. VI.) 435
Kühlen, Neuheiten 562
Künstle, Eine Bibliothek der Symbole u. theologischer Tractate 313
Landmann, Das Predigtwesen in Westfalen in der letzten Zeit des Mittelalters. (Reformationsgeschichtliche Forschungen. I.) . 216
Lang, Maine de Biran und die neuere Philosophie 436
Langhans, Specialkarte der Samoa-Inseln 220
de Lasteyrie, L'Abbaye de Saint-Martial de Limoges . . 215
Leben Jesu Christi, das, in Betrachtungen für alle Tage des Jahres 328
Lebreton, Caesariana Syntaxis quatenus a Ciceroniana differat 319
— Études sur la langue et la Grammaire de Cicéron . . . 319
Ledos, Sainte Gertrude. („Les Saints") 332
Lejeune, La pratique de la S^te Communion 102
Lémann, La vierge Marie présentée à l'amour du XX^e siècle. 2^e édit. 100
Lepitre, St. Antoine de Padoue. („Les Saints") 332
Lersch, Einleitung in die Chronologie. II. Teil 436
Lesêtre, Notre Seigneur Jésus-Christ dans son Saint Evangile 430
Hl. Liguori, Der vollkommene Christ. 2. Aufl. 329
Longhaye, Dix-neuvième siècle. Esquisses litt. et mor. I^er Vol. 557
Lühr, 24 Jesuitendramen der litauischen Ordensprovinz . . 218
Maitre, La Prophétie des Papes attribuée à S. Malachie . . 330
Mazzella (Horat.), Praelectiones scholastico-dogmaticae, quas habebat Camillus Card. Mazzella, tractatibus qui deerant locupletatae atque in Compendium redactae. Ed. 2 . . 325
Meffert, Arbeiterfrage und Sozialismus 556
Menčik, Ein Beitrag zur Geschichte der Verhandlungen über die Erteilung des preußischen Königstitels 85
Michiels, L'origine de l'épiscopat 76
Mirbach, Nach Oben! . . . 106
Molitor, Die Nach-Tridentinische Choral-Reform zu Rom. I. Bd. 404. 516
van Nieuwenhoff, Leben des heiligen Ignatius von Loyola 331
Ollivier, Le Père Chocarne de l'Ordre de Saint Dominique . 99
Pannwitz, s. Krapotkin.
Pastor, s. Janssen.
Péchenard, Un Siècle . . . 224
v. Pechmann, Der hl. Philipp Neri 332
Pfülf, Hermann von Mallinckrodt. 2. Aufl. 559
Pierling, La Russie et le Saint-Siège. III. 216
Piolet, Les Missions catholiques françaises au XIX^e siècle. T. I 423
Planeix, Une œuvre d'étudiants à Paris 329
Pohle, Die Sternenwelten und ihre Bewohner. 2. Aufl. . . 94
Postina, Der Karmelit Eberhard Billick. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. II. 2. 3.) 333
Poulain, Les grâces d'oraison 554
Pradels, s. Spillmann.
Pruner, Lehrbuch der Pastoraltheologie. II. Bd. 192
Puntigam, Peter Barbarić, ein Jüngling nach dem Herzen Gottes 221
Renard, s. Clemen.
Resemans, De competentia civili in vinculum coniugale infidelium 219
am Rhein (Bruno), Soziale Christenlehren. (Katechet. Handbibliothek. 39.) 326
Rindfleisch, Die Requiemmessen nach dem gegenwärtigen liturgischen Rechte 219
de la Roncière, Saint Yves. („Les Saints") 436
Röntgen, Gemüt und Gemütsbildung 326
Rossi, Die Blume der Einsamkeit 228
Royer, Die Eschatologie des Buches Job. (Bibl. Studien. VI. 5.) 543

Digitized by Google

Seite

Sägmüller, Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts. I. Teil . 415
„Les Saints“, s. Ledos, Lepitre, de la Roncière.
Sauerland-Haseloff, Der Psalter Erzbischof Egberts von Trier 538
Schaefer (Al.), Die Gottesmutter in der Heiligen Schrift. 2. Aufl. 428
Schaffgotsch, Edelrauten und Immortellen 103
Scheid, s. Cornely.
Schiffini, Tractatus de gratia divina 553
Schindele, Beiträge zur Metaphysik des Wilhelm von Auvergne 98
Schmittdiel, Betrachtender Kommentar zur Nachfolge Christi des gottseligen Thomas von Kempen 430
Schmitz (W.), Führer durch die Ausstellung von Aufnahmen alter Gebäulichkeiten der Stadt Trier 102
Seeböck, Gesammelte Goldkörner. 2. Aufl. 431
Sepet, Origines catholiques du théâtre moderne 432
Sienkiewicz-Hillebrand, Sturmflut 425
Solieri, Iuris publici ecclesiastici elementa 554
Sommi Picenardi, Itinéraire d'un chevalier de Saint-Jean de Jérusalem dans l'île de Rhodes 434
Sorbelli, s. Ferrer.
Sörensen, Malerei, Bildnerei und schmückende Kunst . . . 432
Souben, Les manifestations du beau dans la nature 430
Spahn, Philipp Veit 227
Specht, s. v. Deutinger.
von Speier, Fr. Julian, s. Felder.
Spillmann-Grandjean, La Fleur merveilleuse de Woxindon 224
Spillmann-Pradels, Bravour et Fidélité 223
Spitta, Mein Recht auf Leben 136
Steig, Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe 550
Stephinsky, Der deutsche Lehrerverein und die katholischen Volksschullehrer 334
Stolz, Gesammelte Werke. Billige Volks-Ausgabe 221
Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br., s. Kroener.
— Biblische, s. Julius, Royer.
Studien, Straßburger theologische, s. Endres, Hoch.
Swarzenski, Die Regensburger Buchmalerei des X. und XI. Jahrhunderts 317
Texier, Marie-Louise de Jésus, première Supérieure de la Congrégation de la Sagesse . . 333
Thoemes, Zweihundertjahrfeier der Königerhebung Preußens. I. Anteil der Jesuiten an der Preußischen Königskrone. 2. Aufl. II. Friedrichs des Großen Bündnis mit der Gesellschaft Jesu. III. Rom und Berlin zur Zeit Friedrichs des Großen 84
Tibesar, Fr. W. Webers Dreizehnlinden. 3. Aufl. 334
Tissier, Soyons Apôtres . . 430
Tondini de Quarenghi, L'Attitude de la Russie dans la Question du Calendrier 558
— La Question du Calendrier au point de vue social 558
Tricard, s. Arens.
Urráburu, Institutiones Philosophicae. Vol. VIII. Theodiceae II. 429
Veuillot (E.), Louis Veuillot. T. II[me]. 3[e] édit. 418
Viti Mariani, L'Arciduca Ernesto d' Austria e la Santa Sede 1577—1594 218
— — La Spagna e la Santa Sede I 218
Vochezer, Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben 547
Volpi, Lectiones philosophiae moralis 214
de Waal, Juda's Ende. 2. Aufl. 336
Weis-Liebersdorf, Das Jubeljahr 1500 in der Augsburger Kunst. I. Teil . . . 103
Weiß (A. M.), Die Kunst zu leben 555
Weißbrodt, Der hl. Gertrud der Großen Gesandter der göttlichen Liebe. 2. Aufl. . . . 431
Welter, Griselinde 335
Werner (J.), Notkers Sequenzen 433
Wernz, Ius Decretalium ad usum praelectionum in scholis textus canonici. T. III . . 416
v. Winterholm, Entlarvt. (Aus Vergangenheit u. Gegenwart. 28.) 337
Zitelli Natali, Epitome Historico-Canonica Conciliorum Generalium 217
Zöhrer, Am Hirtenstab . . . 98

Die katholische Moraltheologie und das Studium derselben.

Leider ist die Frage über die Behandlung der Moraltheologie in die Öffentlichkeit geworfen. Sie spitzt sich zu in der Anklage, daß die katholische Kirche in der Behandlung dieser hochwichtigen Disziplin und in der Heranbildung ihrer Priester im Rückstande geblieben sei.

Ich meine nun, es handle sich hier um eine durchaus kirchliche Angelegenheit. Der Gegenstand der Moraltheologie gehört in gleicher Weise wie das Dogma zu dem Gebiete, worüber die Kirche zu befinden hat; und die Heranbildung und Schulung derer, die sich ihrem Dienste widmen wollen, ist *ihre* Sache, nicht Sache des großen Publikums, noch auch derjenigen Organe, welche das Publikum mit Tagesnachrichten und Vorkommnissen des öffentlichen Lebens bedienen.

Bei profanen Wissenszweigen und andern weltlichen Dingen und staatlichen Angelegenheiten mag das gehen; da wird das Interesse des ganzen Volkes berührt, und da dasselbe durch die Volksvertretung ein Recht zur Mitwirkung und Mitbestimmung hat, hat es auch ein gewisses Recht, in derartigen Dingen öffentlich beraten zu werden. Aber die Kirche und das kirchliche Recht haben ganz andere Grundlagen. Da kommt alles von oben; das demokratische Element der öffentlichen Meinung hat dort keinen Platz.

Gegen die maßlosen Angriffe eines Graßmann und Konsorten, welche in den Einrichtungen der katholischen Kirche die heiligsten Güter des katholischen Volkes in den Kot zogen, hat auch das katholische Volk das Recht, seine teuersten Güter öffentlich zu verteidigen und gegen so grobe Verunglimpfungen zu schützen. Von diesem Rechte hat es, Gott sei Dank, entschieden Gebrauch gemacht.

Allein der Lärm jener schmählichen öffentlichen Beschimpfung der katholischen Kirche und ihrer Einrichtungen war noch nicht verklungen, da wurde das katholische Volk auch katholischerseits belehrt, Graßmann habe

denn doch Angriffspunkte gefunden, die Behandlung der Moraltheologie nämlich, wie sie bis dahin vorgelegt werde, sei nicht so ganz unschuldig an jenem Sturm. Solche Behauptungen können nur beunruhigend und verwirrend auf die katholischen Leser wirken.

Bezeichnenderweise machen diese Äußerungen katholischer Zeitungen auch ihren Gegnern Freude, daß sie darin ein „erfreuliches" Zeichen „des deutschen Empfindens gegenüber romanischer Einseitigkeit" finden, und daß sie zu sagen sich erdreisten: „Selbst die ‚Germania', das Berliner Zentrumsorgan, läßt die Frage, wer an alledem, an der durch die Enthüllungen Graßmanns und des Grafen Hoensbroech hervorgetretenen Erregung, die Schuld trage. Und sie bleibt auch die Antwort nicht schuldig: die geistige und moralische Rückständigkeit, in welche die deutsche katholische Theologie geraten ist." So die „Neue Bayr. Landeszeitung" nach der „Köln. Ztg." 6. Mai, Abendblatt. — Darum dürfte jetzt eine kurze Behandlung der Frage auch an dieser Stelle wohl angebracht sein.

Graßmann, heißt es, hat Angriffspunkte gefunden. Ja, das ist eine selbstverständliche Sache. Ein Angriff ohne Angriffspunkt läßt sich nun einmal nicht denken; dieser Angriffspunkt muß auch im Angegriffenen liegen, oder er muß ihn darbieten; d. h. im Angegriffenen muß etwas sein, was mit Recht oder Unrecht sich angreifen läßt. Solche Angriffspunkte hat selbst Christus der Herr geboten. Heuchelei und Bosheit haben sie zu schrecklichen Angriffspunkten gemacht. Darum trifft ihn keine Schuld.

Daß also die Behandlung der Moraltheologie, wie sie in der katholischen Kirche dasteht, Angriffspunkte bietet, ist an sich noch kein Grund, ihr irgend welche Schuld beizumessen. Allein es werden als berechtigte Klagepunkte besonders folgende hervorgehoben:

1. Die Moraltheologie weist seit hundert Jahren keinen Fortschritt auf.

2. Das eigentliche Gebiet der christlichen Sittenlehre, das christliche Leben nach seiner Lichtseite der Tugend und Vollkommenheit, wird zu stiefmütterlich behandelt.

3. Die Schattenseite der Sittenlehre, die Lehre über Sünde und Sündhaftigkeit, wird zu weitläufig und zu wenig systematisch behandelt; die kasuistische Behandlung muß entschieden eingeschränkt werden.

Also kurz: 1. Stillstand, 2. zu wenig systematische Behandlung, 3. zu viel Kasuistik. Gehen wir auf diese Klagepunkte etwas ein, so will uns zuerst dünken, es fehle in der Zusammenstellung dieser Klagepunkte etwas an Folgerichtigkeit.

1. Die systematische Behandlung der Sittenlehre kann doch nur die Grundlagen und die allgemeinen Grundsätze betreffen; die Anwendung auf das praktische Leben und dessen einzelne Fälle greift in das Gebiet der Kasuistik. Daß aber bezüglich der Grundlagen der christlichen Sittenlehre und der Grundsätze über Sittlichkeit und Tugend die katholische Moraltheologie nicht den Schwankungen und Neuerungen unserer modernen Ethiker unterliegt, darf ihr von keinem Verständigen zum Vorwurf gemacht werden. Ohne eisernen Bestand nicht seit Jahrhunderten, sondern seit Jahrtausenden wäre sie durch sich selbst gerichtet: sie wäre ebensowenig Moral*theologie* im christlichen Sinne, als eine schwankende Dogmatik Dogmatik wäre. Mit der christlichen Offenbarung ist die christliche Moral so gut wie das christliche Dogma nach ihrem wesentlichen Inhalt gegeben. Da also einen wesentlichen Fortschritt haben wollen, hieße die christliche Sittenlehre in Trümmer schlagen.

Der ganze Fortschritt kann sich da fast nur auf eine gefälligere Form der Darstellung beziehen und auf die Anwendung auf neu auftauchende Verhältnisse des menschlichen Lebens. Hie und da allerdings bringen die Errungenschaften der neueren Naturforschung auch eine Verbesserung oder eine tiefere Begründung gewisser moralischen Fragen. Thatsächlich wird aber die Klage dahin weitergeführt, als ob die Moraltheologie die Verhältnisse der Neuzeit nicht ins Auge fasse, sondern sich auch bezüglich der Anwendung auf das praktische Leben nur in den ausgetretenen Geleisen früherer Lebensverhältnisse bewege. Ob das richtig ist, wollen wir vorab ununtersucht lassen. Ist es aber richtig, dann muß man für Erweiterung und Vervollkommnung der Kasuistik eintreten, nicht für Beschneidung und Unterdrückung derselben! Wie schlecht passen also jene beiden Anklagen zusammen!

Als Beispiel, wie wenig die Moraltheologie sich den Zeitverhältnissen anpasse, wird die Unkenntnis des modernen Kunstlebens angeführt und das Fehlen „einer ins Detail gehenden Abschätzung sämtlicher dramatischen Dichtungen, insofern sie sich etwa für ein katholisches Zuschauerpublikum eignen möchten". Aber wie ist es denn möglich, daß so etwas als Anklage und als Beweis für die Rückständigkeit und den Stillstand der katholischen Sittenlehre dienen kann? Daß die Klage von einem Universitätslehrer erhoben wird, kann das Staunen nicht mindern, sondern nur vergrößern. Für die *moderne* Kunst gelten doch keine andern Sittenregeln als für die antike; und wenn die moderne Kunst sich in Anstößigem ge-

fällt, so wird es nicht dadurch sittlicher, weil es künstlicher ist, sondern vielmehr unsittlicher, weil es ärger noch die Sinnlichkeit reizt. Es würde aber ans Ungeheuerliche streifen, wenn man der Moral die Abschätzung sämtlicher dramatischen Dichtungen zumuten wollte, und zwar der Moral, welcher der Vorwurf zu reichhaltiger Kasuistik gemacht wird. Wer eine solche Fühlung der Moral mit der Kunst verlangt, daß der Moralist alle oder auch nur die hauptsächlichsten Werke der Kunst geschaut oder gelesen habe, und wer über eine Moral, welche diese Fühlung nicht hat, zur Tagesordnung übergehen will, den muß die christliche Moral seine Wege gehen und Gottes Gericht überantwortet sein lassen. Ich fürchte, die natürliche Moral besorgt bei einem solchen genug ihr Geschäft in der Weise, daß die Worte des Völkerapostels nach ihrer schlimmen Seite sich bewahrheiten werden: „Das Werk des Gesetzes steht geschrieben in ihren Herzen, indem ihr eigenes Gewissen ihnen Zeugnis giebt und untereinander ihre Gedanken sich anklagen" (Röm. 2, 15.) Haben denn die alten Moralisten so gehandelt gegenüber den Kunstwerken ihrer Zeit? Oder hat etwa ein hl. Alfons von Liguori die Museen seiner Zeit durchwandert und die Theaterstücke seiner Zeit mit ihrem Schmutze gelesen, um genau angeben zu können, bei welchen für andere der Schmutz kleben bleibe, bei welchen nicht?

Aber ja, der hl. Alfons soll nicht mehr mustergültig sein für unsere Zeit. Es muß freilich sehr rasch gekommen sein, daß unsere Zeit eine solche Veränderung erfahren hat. Pius IX. und selbst Leo XIII. noch im Jahre 1879 haben ihn für mustergültig erklärt. Aber es sei dem für einstweilen so; jedenfalls war er mustergültig für seine Zeit, und das hätte er nicht sein können, wenn jene Anklagen gegen die heutige katholische Sittenlehre auf Wahrheit beruhten.

Übrigens ist es kein Zweifel, daß die katholische Sittenlehre zu jeder Zeit die zeitweiligen Verhältnisse ins Auge fassen muß, und, falls neue Verhältnisse einer neuen sittlichen Beurteilung bedürfen, dieser Beurteilung sich nicht entziehen darf. Ist das aber seit einem vollen Jahrhundert vernachlässigt worden? Das behaupten wollen, würde eine große Unwahrheit in sich enthalten. Oder ist es denn wirklich wahr, was gesagt wurde: „Höchstens der eine oder andere neue Kasus, den einmal das Leben in das Studierzimmer des Moraltheologen hineingespült hat, wird mit aller Liebe zerfasert und entschieden"? Als ich dieses las, mußte ich unwillkürlich denken: Ist denn der Schreiber solcher Zeilen so in seine eigenen

Gedanken und reformatorischen Pläne vertieft, daß sein Auge und sein Studierzimmer gegen alle litterarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der christlichen Sittenlehre hermetisch verschlossen geblieben ist?

Dazu gehört ein stärkeres Abschließen vor dem Leben und der Wirklichkeit, als es bei demjenigen zutrifft, der noch hie und da einen thatsächlichen Kasus in sein Studierzimmer „hineinspülen" läßt.

Die neuen Verhältnisse seit dem 19. Jahrhundert haben hochwichtige Fragen aktuell gemacht, welche ganz gewiß in ausgiebiger Weise ihre sittliche Seite haben. Ich brauche nur an die soziale Frage zu erinnern und an die Zins- und Wucherfrage. Haben wirklich die katholischen Gelehrten die sittliche Seite dieser Fragen außer acht gelassen? Nicht bloß in knappen moraltheologischen Lehrbüchern sind diese Fragen behandelt, sondern in einer ganzen Reihe eigener Schriften und größerer Werke kommen sie ausführlich zur Sprache. Dadurch aber, daß sie eine gesonderte und ausführlichere Behandlung finden, werden sie doch nicht aus dem Gebiete der christlichen Sittenlehre hinausgestoßen. Und wenn eigene Professuren für die Behandlung der sozialen Frage nicht nur nach der wirtschaftlichen, sondern auch der sittlichen Seite hin geschaffen werden, so bedeutet das keine Verkürzung in der Behandlung des Gebietes der christlichen Sittenlehre, sondern eine Erweiterung. Und wenn der oberste Sittenlehrer der katholischen Kirche über jene brennenden Fragen der Gegenwart nach ihrer sittlichen Seite hin eine lehramtliche Encyklika erläßt, welche von katholischen Gelehrten zum Ausgangspunkte ihrer Erörterungen und von akademischen Lehrern zur Grundlage ihrer Vorträge gemacht wird, so kann ich darin nichts weniger als eine Verknöcherung und einen Stillstand der wissenschaftlichen Behandlung der christlichen Sittenlehre erblicken. Wenn aber solche Fragen in kompendiösen Lehrbüchern der christlichen Sittenlehre, welche speziell der praktischen Beratung des Beichtvaters dienen sollen, nur kurz gefaßt oder auch auf dem einen oder andern Blatte abgemacht werden, so kann ich auch darin keine Vernachlässigung der brennenden Fragen finden. Der Beichtvater hat sich mit so vielen Einzeldingen zu befassen, daß die eine oder andere Einzelfrage doch nicht einen beträchtlichen Teil eines Bandes füllen kann. Das würde noch schlimmer sein, als wenn ein akademischer Lehrer das ganze erste Semester über Einleitung in die christliche Sittenlehre lesen und das folgende mit der Behandlung des obersten Moralprinzips ausfüllen wollte. Gott erbarme sich der Beichtkinder, welche einen nur so gebildeten Beichtvater erhielten!

Doch da wir einmal in das Gebiet des modernen wirtschaftlichen Lebens hineingeführt sind, so kann ich mein Staunen nicht unterdrücken, wenn ich lese, wie der Gegner der Kasuistik in der „Wissenschaftl. Beilage zur Germania" diese Frage in seine Ausführungen hineinbezieht. S. 166 (Jahrg. 1901) sagt er, daß die „Lohnfrage der Moraltheologie reiche Gelegenheit zu einem Streifzug ins Gebiet der sozialen Frage und der Sozialwissenschaften böte". Aber, muß ich mir sagen, haben denn bisher keine katholischen Moralisten sich darüber geäußert? In kasuistisch angelegten Lehrbüchern thun sie das kurz und knapp; in andern eigenen Schriften des längern. Jedoch noch wunderlicher ist es, daß derselbe Verfasser S. 131 die Kasuistik beschuldigt, als ob „die Moral durch Konstruktion und Lösung gewisser Kasus den Fluch der Lächerlichkeit auf sich geladen habe, besonders durch die Verschiedenheit, ja den Gegensatz, der zwischen den Lösungsversuchen der Kasuisten bestand". Man sollte danach meinen, eine derartige Verschiedenheit der Meinungen sei bei „wissenschaftlicherer", nichtkasuistischer Behandlung einer Frage ausgeschlossen. Nun ist aber gerade hier (S. 166) als Resultat weitläufiger Abhandlungen und wissenschaftlicher Erörterungen über die Lohnfrage ein solches Durcheinander von verschiedenen, sich gegenseitig widersprechenden Meinungen verzeichnet, daß man unwillkürlich denken muß: Käme doch ein Kasuist, um die Meinungen zu sichten und für die Praxis ein sicheres Resultat zu geben!

2. Hiermit soll keineswegs befürwortet werden, daß die ganze Behandlung der christlichen Sittenlehre sich auf ein Eindrillen für die praktische Heranbildung zum Beichthören beschränke. Ganz gewiß soll die wissenschaftliche Behandlung der einzelnen Teile der Sittenlehre die Unterlage zur praktischen Heranbildung des Beichtvaters und Seelsorgers bieten. Sehen wir uns darum ein wenig das Gebiet an, welches der christlichen Sittenlehre zugehört.

Die Sittenlehre im allgemeinen behandelt die menschlichen Handlungen, d. h. diejenigen, die er als Mensch mit Erkenntnis und Freiheit setzt, nicht nach ihrem physischen Sein, sondern ihrem ordnungsmäßigen Sein nach.

Die christliche Sittenlehre thut das, insofern die menschlichen Handlungen der übernatürlichen Ordnung, der Offenbarungs-Ordnung, eingereiht sind. Sie ist somit ein Teil der gesamten Religions- oder auch der Glaubenslehre. Ich sage, ein Teil der Religionslehre: denn die Sittenlehre ist wesentlich religiös; ohne Bezug auf Gott ist Sittlichkeit ein Unding, und Sittenlehre eine große Lüge. Die Religion umfaßt das

ganze Verhältnis des Menschen zu Gott, sowohl die mit dem Verstande vollzogene Aufnahme der auf Gott bezüglichen Wahrheiten als auch den durch den Willen bewirkten Vollzug der auf Gott bezüglichen Pflichten und Leistungen, und diesen Charakter der Bezüglichkeit auf Gott kann im Grunde keine menschliche Handlung abstreifen.

Ich sagte auch, die christliche Sittenlehre sei ein Teil der Glaubenslehre. Der Glaube ist es ja, der uns nebst andern Wahrheiten auch lehrt, wie unsere Handlungen beschaffen sein müssen, um in Einklang mit der übernatürlichen Ordnung der Dinge zu stehen. Die Vorschriften der geoffenbarten Religion kann nur der Glaube uns verkünden; die Vorschriften des natürlichen Sittengesetzes aber, welche durch die übernatürliche Ordnung nicht aufgehoben werden, finden im Glauben und durch ihn ihre Festigkeit und ihre Verklärung. Nach dieser Seite hin beherrscht also die Glaubenslehre die christliche Sittenlehre. Anderseits reiht sich der Glaube in die christliche Sittenlehre ein; er ist ein Teil dessen, was in der übernatürlichen Ordnung von der rechten Sitte gefordert wird.

Hieraus geht hervor, daß Glaubenslehre und Sittenlehre gegenseitig ineinander greifen, daß mit andern Worten Dogma und Moral nicht völlig geschieden werden können, ja daß derselbe Lehrstoff für seine wissenschaftliche Behandlung entweder dem einen oder andern Gebiete zugewiesen werden kann. Wird er in der Sittenlehre behandelt, so verliert er dadurch seinen dogmatischen Charakter nicht; wird er im Dogma behandelt, so büßt er seine Eigenschaft nicht ein, daß er der christlichen Sittenlehre zugehörig und deren wesentlicher Bestandteil ist. Einen dogmatisch-moralischen Charakter trägt wohl der größte Teil der katholischen Glaubenslehren.

Die natürliche Sittenlehre hat das Ziel des menschlichen Lebens, die Norm des menschlich-sittlichen Lebens oder die Norm des sittlich Guten, das sittliche Gute selbst mit Verdienst und Lohn, das sittliche Böse mit seinen Folgen in den Kreis ihrer Erörterungen zu ziehen; sie hat alsdann im besondern und einzeln das sittliche Verhalten des Menschen gegen Gott: gegen sich selbst, gegen den Mitmenschen und die menschliche Gesellschaft nach den Forderungen des natürlichen Lichtes der Vernunft festzustellen. Der übernatürlichen, der christlichen Sittenlehre entsprechen alle diese Fragen, insofern sie von der göttlichen Offenbarung oder dem christlichen Glauben beleuchtet oder in eine ganz andere, höhere Ordnung hinübergerückt werden.

Eine ganze Reihe von eminent wichtigen Lehrstücken tauchen da auf, die Lehre vom übernatürlichen Ziele des Menschen, die übernatürliche

Verklärung des Menschen und seiner Fähigkeiten schon im Diesseits durch Mitteilung der heiligmachenden Gnade und der übernatürlichen Tugenden; die Bethätigung dieser Fähigkeiten durch Ausübung der verschiedenen Tugendakte sowohl nach ihrer menschlichen Seite als nach ihrer göttlichen, durch die Gnadenhilfe sich bethätigenden Seite; die besondern Pflichten, welche aus der Hineinstellung des Menschen in die übernatürliche gesellschaftliche Ordung, die Eingliederung in die Kirche und durch die Teilnahme an den Gnadenmitteln erwachsen: alles dies und ähnliche hochwichtige Lehrstücke gehören dem Gebiete der christlichen Sittenlehre an.

Ganz gewiß können all diese Fragen nicht rein kasuistisch behandelt werden. Beziehen sie sich doch ihrer edelsten und wichtigsten Seite nach auf die göttliche That und die göttlichen Wirkungen, durch die er, der Ewige, in das Heil der Menschen mit starker und doch milder Hand eingreift und es in denen, die sich ihm überlassen, siegreich auswirkt. Die göttliche That und Wirksamkeit unterliegt nicht menschlicher Kasuistik.

Aber wird denn in der katholischen Kirche oder wird von den katholischen Gelehrten dieser Teil der christlichen Sittenlehre und die wissenschaftliche Behandlung all dieser Gegenstände so stiefmütterlich betrieben?

Wenn wir auf die verflossenen Jahrhunderte zurückgreifen, so haben wir da die Riesenwerke eines Thomas von Aquin, eines Suarez und vieler andern, welche sehr eingehend und systematisch wissenschaftlich alle jene Fragen behandeln. Um von der Behandlung der Sakramenten- und der Gnadenlehre zu schweigen, sei nur aufmerksam gemacht auf die vier Foliobände des letztgenannten Gelehrten, die allein der Tugend der Gottesverehrung gewidmet sind, und aus denen wie aus einer Fundgrube noch heutzutage die Gelehrten schöpfen können.

Solche Riesenwerke hat unsere leicht- und kurzlebige Zeit freilich nicht hervorgebracht. Allein unfruchtbar ist sie doch nicht geblieben, und auf bloßen Abdruck alter Werke hat sie sich auch nicht beschränkt. Schon vorher, aber besonders nach dem Erlaß der Encyklika Leos XIII. Aeterni Patris, hat die katholische Wissenschaft, in die Fußstapfen des heiligen Lehrers Thomas von Aquin eintretend, auch die moralisch-dogmatischen Lehrpunkte der Theologie in Behandlung gezogen, strittige Lehrmeinungen der Alten von neuem untersucht und neues Licht über dieselben zu verbreiten unternommen, den Inhalt der Folianten in gefälligerer Form und knapperer Fassung unserer Zeit zugänglicher gemacht. Es kann ja eine ganze Reihe nicht bloß außerdeutscher, sondern auch deutscher Ge-

lehrter genannt werden, welche diesbezüglich die theologische Litteratur bereichert haben.

Also rücksichtlich der litterarischen Erscheinungen ist die Klage schwerlich begründet, als ob die systematische oder die dogmatische Behandlung der die Sitten und Sittenlehre betreffenden christlichen Wahrheiten vernachlässigt worden sei. Will man aber zu noch regerem Eifer in diesem Punkte anspornen, so geschieht nur, was die gesamte katholische Theologie mit Freuden begrüßt.

Oder soll mit der Klage über die Rückständigkeit der gegenwärtigen Moralbehandlung die Behandlung derselben in den Lehrvorträgen der Schulen gemeint sein? Dann muß die Klage an die betreffenden Lehrer der Hochschulen und an den dort befolgten Schulplan gerichtet werden. Ich kann mir nicht denken, daß der Universitätslehrer, der diese Klage erhebt, damit alle Hochschulen treffen will. Aus Erfahrung kann ich zwar in dieser Beziehung nicht reden. Die theologische Bildung, welche ich vor mehr als vierzig Jahren genossen habe, schöpfte ich nicht an deutschen Hochschulen, sondern in der Schule meines Ordens. Dort hat seit der Zeit der Bildungsgang kein niedrigeres Niveau angenommen. Damals wie jetzt ward den dogmatisch-moralischen Fragen der christlichen Sittenlehre eine recht ausgiebige Behandlung zu teil. Die erste Grundlage auch der christlichen Sittenlehre ist die natürliche Sittenlehre oder Ethik; die Übernatur hebt die Natur nicht auf; der Dekalog der Offenbarung ist fast nur eine positiv-göttliche Bekräftigung der Forderungen des natürlichen Sittengesetzes. In der Ethik nun werden all die grundlegenden Fragen der Sittenlehre systematisch und scholastisch behandelt: ihnen widmet die Ordensschule ein volles Jahr, so daß in diesem ganzen Jahre nicht einmal ein anderer Lehrstoff für die Vorlesungen hinzutritt außer den theoretischen Fragen der natürlichen Gotteslehre.

Dieses ganze Studium nebst zwei andern Jahren der Philosophie ist jedoch nur eine Vorbereitung auf die eigentliche Theologie. Dort kommen in einem vierjährigen Kursus nebst den rein spekulativ-dogmatischen Fragen auch die moralisch-dogmatischen Fragen zur systematischen Behandlung. Ob das nun Dogmatik oder Moral oder scholastische Theologie überhaupt betitelt wird, gleichviel: die ins Gebiet der christlichen Sittenlehre hineinreichenden Fragen genießen jedenfalls das ihnen zukommende Recht, wissenschaftlich und systematisch in Angriff genommen zu werden. Ein ähnlicher Studiengang findet sich doch sicher auch anderswo als in der Ordens-

schule. Höchst befremdlich muß es daher erscheinen, wenn die Moraltheologie angeklagt wird, sie nehme keine oder zu wenig Notiz von den „im breiten Bette flutenden Strömen der Gegenwart", welche eine ganz neue Anschauung der Moral in die Welt hineintragen, eine Anschauung, nach welcher die Moral den Anspruch erhebe, „absolut und autonom zu sein, die Verbindung mit der Religion zu lösen und die sittliche Pflicht auch ohne Gott und jenseitige Glückseligkeit begründen zu können" (vgl. Wissenschaftl. Beilage zur „Germania", 1901, Nr. 21, S. 162 f.). Allein dieser Kampf des Unglaubens wird mit reinen Vernunftgründen unternommen; es ist also auch die Abwehr eben mit Vernunftgründen zu führen, nicht mit den Offenbarungswahrheiten. Wir befinden uns somit im eigensten Gebiete der Ethik. Wenn das zur Moraltheologie gehört, dann bleibt der Ethik nichts mehr übrig; dann ist der Verfasser jener Klagen aber von der Richtigkeit seiner Beschwerden schon überführt durch den Hinweis auf die reiche Entwicklung der Ethik im abgelaufenen Jahrhundert, an der doch auch katholische Gelehrte sehr wohl teilgenommen haben. — Allein soll auf diese Weise alles, was mit der Moraltheologie irgendwie in Berührung kommt, zur Moraltheologie selbst gezogen werden, dann wird aus ihr statt eines Zweiges der Wissenschaft eine ganze Encyklopädie der Wissenschaften. Nach diesen Vorschlägen würde also die Moraltheologie noch mit vielem, vielem Stoffe aus den bisher ihr fremden Gebieten belastet werden. Andere Vorschläge wollen das gerade Gegenteil. So will eine Zuschrift an die „Köln. Volkszeitung", mitgeteilt in der Litterar. Beilage, 1901, Nr. 21, alles herausgeworfen wissen, was zur Dogmatik, Liturgik, zum Kirchenrecht gehört. Allen also kann es keiner recht machen. Letztere Forderung ist jedenfalls berechtigter, wenn es sich um die Abgrenzung des eigentlichen Gebietes der moraltheologischen Disziplin handelt. Will man also für die Vorlesungen der Hochschulen eine solche Verteilung des Stoffes, daß der Lehrer der Moraltheologie alles dasjenige, was die Liturgik und das Kirchenrecht berührt, übergehe, daß er aber dafür den ganzen Stoff der Tugendlehre und andere dogmatisch-moralische Fragen zur systematisch-scholastischen Behandlung übernehme, so ist das im Grunde genommen eine Nebenfrage, falls nur auch der praktisch-kasuistischen Behandlung des ganzen moralischen Gebietes ihr volles Recht und ein ausgiebiges Zeitmaß eingeräumt wird. Nicht auf der Personenfrage, sondern auf der Sache liegt das Hauptgewicht.

Bezüglich der Sache können wir aus dem Gesagten doch das festlegen: Die allgemeine Behauptung, daß die wissenschaftliche Behandlung

der christlichen Sittenlehre der Behandlung der andern Zweige der Wissenschaft nicht ebenbürtig sei, ist jedenfalls eine arge Übertreibung. Schilt man sie als in formeller Hinsicht ungenügend, dann muß gezeigt werden, daß die Art und Weise der Behandlung nicht zum genügenden Verständnis des Gegenstandes führt, und daß eine neue Art der Behandlung das besser thut; denn diejenige Behandlungsform ist die beste, welche das beste und tiefste Verständnis der Sache vermittelt. Hält man sie für ungenügend in materieller Hinsicht, dann möchte ich erfahren, welche allgemeine und prinzipielle Fragen der christlichen Sittenlehre denn unausgebaut liegen geblieben seien. Diese allgemeinen und prinzipiellen Fragen sind die ewig festen Normen, um welche die Sittlichkeit sich dreht; sie gehören der streng wissenschaftlichen Behandlung an; sie sind nicht im ewigen Flusse der Zeiten und Zeitumstände, sondern beherrschen dieselben. Ein Weiterausbau und Neubau in dieser Hinsicht wäre dem Niederreißen gleich.

3. Alles, was neu gebaut und neu ausgebaut werden kann, ist, wie oben schon bemerkt, die Anwendung der wissenschaftlich behandelten Sittengrundsätze auf neu auftauchende praktische Fälle. Damit betreten wir das eigentliche Gebiet der Kasuistik.

Aber gerade in dieser Hinsicht wird der herrschenden Behandlung der christlichen Sittenlehre der Vorwurf eines Zuviel gemacht. Man glaubt einzusehen, daß die Zeit, welche dem gesamten Studium der Theologie von den Priesterkandidaten gewidmet wird, nicht ausreicht, um das ganze Gebiet der christlichen Glaubens- und Sittenlehre systematisch breit zu entwickeln, und dazu die Zuhörer in das Verständnis der praktischen Folgerungen der großen dogmatischen und moralischen Wahrheiten auf das menschliche Leben einzuführen und sie zur sichern Anwendung des Erlernten in den bevorstehenden priesterlichen Amtshandlungen zu befähigen. Das erste hat die dogmatisch-moralische Behandlung der in Rede stehenden Fragen zu leisten, das zweite die pastorell-kasuistische. Wenn bei der Befehdung der heutigen Behandlung der Moraltheologie an einer Stelle gesagt wird (Litterar. Beilage zur „Köln. Volkszeitung", 1901, Nr. 18): „Nur die ausschließliche Kasuistik mit fast gänzlicher Ignorierung der grundsätzlichen Auseinandersetzungen hat nach dem Gesagten schwere Bedenken gegen sich", so ist das vollauf richtig. Ich stehe nicht an, ein solches Verfahren für einen förmlichen Unverstand zu erklären. Das hieße, für die schwierigen und verwickelten Fälle des menschlichen Lebens eine Lösung geben

wollen, ohne sie zu verstehen. So etwas kann vielleicht bei Ausführung eines Rechenexempels geschehen; Rechenmaschinen sind ja schon erfunden; auf Denkmaschinen müssen wir aber noch warten. Wer Kasuistik so betreibt, daß er vor seinen jungen Zuhörern Gewissensfälle zu lösen versucht, ohne die Lösung auf die Grundsätze zurückzuführen und eine wissenschaftliche Erklärung der Grundsätze zu geben, der schafft freilich die Gefahr, die jungen Theologen zu schablonisieren und ihren Geist eher abzustumpfen als zu schärfen. Ein solcher Lehrer sollte sein Amt als Lehrer der Moraltheologie, auch der kasuistischen, nur niederlegen. Wie aber bei verständiger Behandlung der Kasuistik der Blick für die Lösung anderer thatsächlich vorkommenden Fälle getrübt werden soll, ist für mich ein Rätsel. Im Gegenteil, sie übt einerseits den jungen Theologen, die einmal erfaßten und durchschauten Grundsätze der Sittenlehre rasch und sicher auf die konkreten Umstände anzuwenden und die richtigen Grundsätze aufzufinden, welche in Anwendung kommen müssen; sie schärft anderseits den Verstand und erweitert die wissenschaftliche Durchdringung der grundsätzlichen Auseinandersetzungen. Sie fördert also in hohem Grade das wissenschaftliche Verständnis der Sache und die Gewandtheit in praktischer Verwertung des Verstandenen. Beides ist für den jungen Theologen, zumal für seine bald zu übernehmende seelsorgerliche Thätigkeit mindestens ebenso wichtig, wie für den jungen Juristen die Anwendung der allgemeinen Gesetzesnormen auf bestimmte Einzelfälle.

Daß die Beantwortung und Lösung von Einzelfällen für das tiefere Eindringen in hochwissenschaftliche Fragen von Bedeutung ist, war den alten Theologen eine so handgreifliche Wahrheit, daß sie nicht nur bei Behandlung der christlichen Sittenlehre, sondern sogar bei den spekulativsten dogmatischen Fragen manchmal konkrete Fälle, mögliche oder unmögliche, aufzustellen pflegten, um durch Beantwortung derselben die Richtigkeit oder Unrichtigkeit spekulativer Sätze zu prüfen oder zu beleuchten. Man macht ihnen ja den Vorwurf, dabei sich in unnütze Spielereien verloren zu haben. Zuweilen mit Recht; allein im großen und ganzen wurde die eigentliche Wissenschaft dadurch gefördert, und nicht alles, was auf den ersten Blick eitle Geistesspielerei scheint, ist es in Wirklichkeit.

Noch notwendiger jedoch für den jungen Theologen ist die zweite Funktion der Kasuistik, nämlich die Einübung in rasche und sichere Entscheidung von Gewissensfällen. Wissen und Können muß im Beichtstuhle Hand in Hand gehen, und letzteres wird nur durch Übung erworben.

Darum kann es auch nur auf den unerfahrenen Teil des Lesepublikums Eindruck machen, wenn gegen die kasuistische Moraltheologie der Vorwurf erhoben wird, sie schleppe Gewissensfälle aus vergangenen Jahrhunderten mit, die sich in ganz andern Verhältnissen bewegten und nach andern Rechtsnormen zu beurteilen wären. Mag dem wirklich so sein, darum ist ein derartiger Fall noch gar nicht unnütz; zur Übung dient er ebensogut wie ein aus der Gegenwart gegriffener Fall; ja er muß noch das Gute haben, die vom Gegner der Kasuistik an die Wand gemalte Gefahr zu vermeiden, daß nämlich der kasuistisch eingeübte Theologe nicht schablonenmäßig den eingeübten Kasus auf einen ihm thatsächlich vorkommenden Fall anwende. Aber solche alte Kasus fallen gar nicht einmal vom heutigen Leben ab. Die Gewissensnormen sind doch heute noch dieselben wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden; das menschliche Herz wird noch von denselben Leidenschaften bewegt wie ehedem. Aus positiven Rechtsnormen können allerdings Verschiedenheiten in der Lösung von Fällen sich ergeben, welche die Gerechtigkeit und deren Verletzung berühren. Allein selbst für dieses Gebiet ist es gar nicht unnütz, auch ein wenig Kenntnis von den Normen des alten Rechts, des römischen und „gemeinen" Rechts, zu haben. Wenn dessen Studium den heutigen Juristen besten Klanges, auch nach der Einführung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches, noch wertvoll und notwendig erscheint, dann kann auch der Moraltheologe aus demselben noch etwas lernen, zumal da das *kirchliche* Recht vielfach auf jenem fußt.

Vielleicht haben wir aber eine Erklärung der Anklage, die bestehende kasuistische Behandlung der Moraltheologie trübe den Blick des Theologen, darin zu finden, daß später gesagt wird, die Kasuistik mache *einseitig*; denn sie behandle nur die eine, die sündhafte Seite des Menschen, gebe deshalb auch keine richtige Menschenkenntnis, wie sie der Priester unserer Tage brauche. Macht vielleicht die wissenschaftlichere systematische Behandlung den Theologen allseitiger? Ich fürchte, nein. Sie behandelt wohl eine etwas andere Seite der Moral; aber behandelt sie *mehrere* Seiten? Im Gegenteil unterstellt die Kasuistik eine allseitige Kenntnisnahme nicht bloß von theologischen, sondern auch von andern die Sitten streifenden Fragen und Wissensgebieten. Übrigens braucht ein Wissenszweig, der von einer Sache *nur eine Seite behandelt*, darum nicht *einseitig zu machen*. Wenn ich die eine Seite des Kölner Domes betrachte und studiere, so werde *ich* dadurch nicht einseitig. Daß aber die kasuistische Moraltheologie nicht eine allseitige Menschenkenntnis vermittle,

ist zuzugeben: dazu ist sie nicht eingesetzt. Das thut die systematisch scholastische Behandlung der Moralfragen noch viel weniger. Doch befähigt die kasuistische Durchbildung den Theologen sehr wohl dazu, durch den Beichtstuhl eine große Menschenkenntnis sich in Bälde anzueignen. Ist er richtig kasuistisch gebildet, dann erfährt er aus dem Beichtstuhle nicht bloß die Sünden, sondern auch den Kampf gegen die Sünde, den geistigen Fortschritt und die Versuchungen der Menschenseele; er wird ein viel feinerer psychologischer Beobachter sein als ein Beichtvater, der aus Mangel an kasuistischer Bildung nicht zu fragen weiß oder das Beichtkind durch Fragen belästigt und abstößt.

Bezeichnend für die Behandlungsweise der moraltheologischen Fragen, welche der Gegner der bisherigen Behandlung der Moraltheologie in der Wissenschaftl. Beilage zur „Germania", 1901, Nr. 19, vorgenommen wissen will, und zwar gegenüber den Priesterkandidaten, sind folgende Worte, die zur Erklärung dienen sollen, daß die Kasuistik in der systematischen Behandlung der Moraltheologie nur geduldet werden dürfe: „Aber diese ‚Toleranz' darf nicht so weit gehen, daß das naturgemäße Verhältnis zwischen beiden geradezu umgestürzt wird, daß die ‚Geduldete' sich als die Herrin aufspielt und die Berechtigte aus dem ihr zustehenden Gebiete hinausdrängt; die Frau und Herrin hat nicht der Dienerin zu weichen; im Konfliktsfall müßte ‚Sara' bleiben und ‚Hagar' müßte das Haus zu räumen haben."

Ob bei diesem Austreibungsbefehl auch das Wort der Sara von oben her bestätigt wird: „Alles, was Sara dir gesagt hat, thue, höre auf ihr Wort", ist denn doch noch nicht ausgemacht. Bis das geschieht, kann die böse Hagar trotz der Frau Sara noch Recht auf häusliche Unterkunft beanspruchen.

Die Stellung dieses „Konfliktsfalles" dürfte aber nicht dazu beitragen, uneingeweihte Leser über den wahren Sachverhalt aufzuklären. Daß die Kasuistik je den Konflikt in dem Sinne herbeiführen könnte, als wollte sie die grundsätzliche Behandlung der christlichen Sittenlehre aus dem Hause der Hochschulen herauswerfen, ist ein Unding: die Kasuistik soll Gewissensfälle nicht bloß aufstellen, sondern auch lösen; eine Lösung ohne Eingehen auf Gründe ist keine theologische Lösung. Wenn aber im Gegenteil die grundsätzliche Behandlung der christlichen Sittenlehre so sehr mit den Grundsätzen und den theoretischen Erörterungen sich breit machte, daß sie der Kasuistik das Hausrecht verböte, so wäre das meines Erachtens

nicht so sehr ein Unding als vielmehr ein Unglück, ein Unglück für die Studierenden und ein Unglück für diejenigen, welche so ausgebildete Theologen später als Priester und Seelsorger erhielten.

Will der Gegner der Kasuistik nur Gelehrte heranbilden, oder auch wohl solche Priester, welche allenfalls sich dazu eignen, schön zu reden oder zu schreiben, dann mag er recht haben — dazu ist Kasuistik nicht gerade notwendig. Aber will er Priester vorgebildet wissen, welche dem künftigen Amte eines Seelsorgers gewachsen sind, welche die ihnen anzuvertrauenden Seelen unterweisen, in ihren Zweifeln beraten können, und welche das gottgewollte Amt eines Beichtvaters nach Gebühr zu verwalten verstehen, dann ist die Kasuistik unumgänglich notwendig, und dann wird sie, wenn sie auch die unfreie Magd sein soll, das Hauswesen in der Kirche Gottes besser besorgen als eine ungeschickte Herrin. Ein gut kasuistisch gebildeter Theologe kann nie ohne Kenntnis der systematischen Theologie geblieben sein, aber mit geringerer Kenntnis dieser letzteren wird er ohne Zweifel besser des seelsorgerlichen Amtes walten als ein in der systematischen Theologie gut durchgebildeter Theologe, dem die Kasuistik fremd geblieben ist: ersterer ist für die ganze seelsorgerliche Thätigkeit genügend vorbereitet, letzterer für den einen hochwichtigen Teil der Seelsorge, den Beichtstuhl, gar nicht. Hören wir hierüber den heiligen Lehrer Alfons von Liguori. In seiner Moraltheologie (l. 6, n. 628) spricht er sich in folgender Weise aus:

„Übrigens dürfen diejenigen, welche sich nach dem Amte des Beichthörens sehnen, ja nicht leichthin meinen, sie könnten sich zu einem so wichtigen Amte genügend befähigen ohne langdauerndes Studium der Moral. Dazu genügt es sicherlich nicht, eines von solch kleinen Kompendien durchlaufen zu haben, wie sie feil sind; noch ist es genug, die allgemeinen Grundsätze der Moral zu kennen, wie einige, welche auf die Kasuisten verächtlich herabschauen und sich mit dem Namen eines Gelehrten brüsten, es wähnen möchten. Denn die Kenntnis der Moral ist nicht bloß sehr notwendig für das christliche Gemeinwesen, da von ihr die gute Leitung der Seelen abhängt, sondern sie ist auch höchst schwierig. Einerseits nämlich erfordert sie eine gewisse allgemeine Kenntnis aller andern Wissenschaften, aller Ämter und verschiedener Berufe, sie umfaßt so viele verschiedene Dinge, stützt sich auf so viele positive Gesetze . . .; anderseits wird ihre Handhabung gar sehr erschwert durch die unzähligen Umstände vorkommender Gewissensfälle, nach welchen die Lösung verschieden ausfallen

muß; denn je nach den veränderten Umständen kommen andere Grundsätze zur Anwendung. In dieser Anwendung besteht gerade die größte Schwierigkeit; es kann dieselbe nicht richtig geschehen ohne gründliche Erwägung und ohne Studium mehrerer Bücher, welche solche Dinge prüfen und beleuchten."

Gegenüber einer solchen Betonung der kasuistischen Behandlung der Moraltheologie heißt es aber: „Aufgabe der Wissenschaft ist es eben zunächst, ein gesichertes Wissen anzustreben, und insofern ist ihr Hauptinteresse nicht ein praktisches, sondern ein theoretisches. Die Nutzbarmachung des Wissens im praktischen Leben steht dann erst an zweiter Stelle. Das Wissen, die Theorie ist zunächst Selbstzweck der Wissenschaft, die Begründung, Sicherstellung, Erweiterung, die Systematik des Wissens ist zunächst ihre vornehmste Aufgabe. Dann bleibt sie wirklich Wissenschaft; im andern Fall aber wäre sie eine Anleitung zum praktischen Handeln, eine Sammlung von praktischen, mehr oder weniger erprobten Regeln mit wissenschaftlichem Anstrich."

Was sollen diese Ausstellungen beweisen? Nächste Aufgabe und vornehmste Aufgabe sind doch nicht gerade dasselbe; im Gegenteil, die letzte Aufgabe oder das letzte Ziel wurde bis jetzt immer als das vornehmste angesehen, und wenn es das in der That nicht sein sollte, so fand man darin stets eine Verkehrung der richtigen Ordnung. Übrigens handelt es sich nicht so sehr um den Zweck der Wissenschaft, als vielmehr um den Zweck dessen, der Wissenschaft treibt. Für ihn ist das „Wissen" doch nicht Selbstzweck oder oberster Zweck. Das wäre eine Entwürdigung der Wissenschaft; oberster Zweck ist die Verherrlichung Gottes; dem muß auch das menschliche Wissen, die Wissenschaft dienen, das ist ihr höchster Adel. Geht also die praktische Verwertung des Wissens unmittelbar auf Gottes Verherrlichung, dann steht diese Nutzbarmachung des Wissens höher als dessen Aneignung. Selbstverständlich kommt sie erst an zweiter Stelle: das Wissen muß da sein, um nutzbar gemacht werden zu können. Also unbestritten soll und muß der Priesterkandidat ein gründliches Wissen haben und kann der Wissenschaft der Moraltheologie nicht entbehren. Aber er muß die Wissenschaft so besitzen, daß er sie auch für das Heil der ihm anzuvertrauenden Seelen nutzbar machen kann. Manches wird er rein theoretisch erlernen können, nämlich solche Dinge, welche nicht unmittelbar der praktischen Verwertung zu dienen haben. Diejenigen Wissensgegenstände jedoch, welche auf die praktische Verwertung aus sich abzielen,

möchten doch besser so erlernt werden, daß mit der wissenschaftlichen Durchdringung die Nutzbarmachung für die praktischen Amtshandlungen zugleich ins Auge gefaßt wird. Zu dieser Klasse gehören nicht zwar alle, aber doch viele Lehrpunkte der christlichen Sittenlehre. Vorlesungen und Bücher, welche jene doppelte Seite der christlichen Sittenlehre miteinander zu verbinden suchen, versündigen sich keineswegs an der Wissenschaft. Daß auch da alle Leistungen noch vervollkommnungsfähig und -bedürftig sind, ist das Los aller menschlichen Dinge.

Zum speziellen Vorwurf aber wird es der heutigen Behandlung der Moraltheologie gemacht, daß sie sich auch mit den dunkelsten Nachtseiten des menschlichen Lebens des näheren beschäftigt. So wenig wie dies in den Katechismus und das Brautexamen gehöre, gehöre es in die Moraltheologie, selbst wenn sie unter dem Gesichtspunkte der Beichtpraxis aufgefaßt würde; diese Sachen seien in das kanonische Strafrecht und in die Wissenschaft des Arztes zu verweisen. Aber wie? Der Beichtvater, welcher nach Christi Geheiß und im Namen Christi über alle Sünden nach Zahl und Art, auch über die geheimsten und nur in Gedanken begangenen Sünden zu richten hat (Trid. 14, 5), welcher nicht bloß zu richten, sondern auch betreffs der Zukunft den Sünden vorzubeugen und den Sünder über die Schwere der Sünde zu belehren hat: er soll unwissend sein dürfen in den Dingen, die der Strafrichter, vor den nur äußere Thatsünden kommen, genau wissen muß! Wo bleibt da das Verständnis für die Aufgabe des Beichtpriesters? Mag auch manches nicht in die akademischen Hörsäle vor junge Studenten gehören, es gehört dann doch zum Lehr- und Lernstoffe des Seminars. Das pflichtmäßige Studium dieser Dinge bringt einem ernsten Manne keine Gefahr; wem es Gefahr bringen sollte, der taugt nicht zum Priesterstande. Aus Rücksicht aber auf „unsere Zeit", wo unberufene Leser aus sträflicher Neugier oder aus Skandalsucht die ernstesten Sachen zu ihrem Verderben mißbrauchen können, die nötige Unterweisung dem Beichtvater versperren zu müssen glauben, das wird der Kasuist eine unberechtigte Rücksichtnahme auf pharisäisches Ärgernis nennen. Eines solchen Ärgernisses wegen hat das höhere Gute nicht zu unterbleiben; da paßt das Wort des Heilandes: „Laßt sie gehen; blind sind sie und Führer von Blinden" (Matth. 15, 14). Je besser der Beichtvater die erforderliche Kenntnis besitzt, desto sicherer und kürzer behandelt er diesen Gegenstand.

Selbst Professor Paulsen anerkennt, daß bei der Unterstellung des Beichtinstituts die Kasuistik auch die eben berührte Seite des menschlichen

Lebens nicht umgehen kann. Ich würde jedoch Paulsen hier nicht erwähnt haben, wenn er nicht von seiten des Verfassers der Artikel über die katholische Moraltheologie mehrmals angezogen worden wäre. Was soll denn dieser Mann uns hier imponieren? Ein Christusleugner, ein Ungläubiger, ein Gottesleugner (denn wer einen persönlichen Gott nicht annimmt, leugnet Gott) soll uns belehren über das, was zur christlichen Sittenlehre gehört und für ihre Behandlung not thut? Ich denke, dafür haben wir andere Autoritäten. Doch genug von dieser Sache. Sie erinnert stark an das Graßmannsche Gespenst. Diesem ist jedoch schließlich so viel in die Augen geleuchtet, daß auch vor einem schwachen Widerscheine desselben die Furcht verschwinden sollte.

Nicht minder hinfällig ist der Vorwurf, daß sich die herrschende Methode der Moraltheologie überhaupt zu sehr mit der Sünde, zu wenig mit der Tugend beschäftige. Die Moraltheologie, welche speziell die Heranbildung und Beratung der Beichtväter ins Auge faßt, muß sich naturgemäß mit den Sünden befassen, und mit den Tugenden, soweit sie Pflicht sind und verletzt werden können: als Beichtvater muß er über die Sünden richten; die Tugenden hat er nicht als Gegenstand der Anklage und der Vergebung entgegenzunehmen. Also die Sünden und deren Tragweite und ihre Schwere muß er vor allem genau kennen. Das kann er freilich nicht, wenn er sich nicht auch gründlich in der Tugendlehre umsieht; denn die Verletzung der Tugend wird nur durch die Kenntnis der Tugend nach ihrer Art, ihrem eigentlichen Gegenstand und ihrem Zweck hinlänglich gekannt. Diese Kenntnis muß also beim Studium der Moraltheologie entweder zugleich mitgegeben oder aus andern Vorlesungen und Büchern erworben werden. Übrigens ist es mehr Schein als Wahrheit, wenn so sehr betont wird, die Hauptsache der christlichen Sittenlehre läge nicht in der Belehrung, was Sünde, sondern in der, was Tugend sei. Ich denke, die Hauptsache der christlichen Sitten ist gerettet, wenn nur alle das thun, was ihre strenge Pflicht ist, und daher vor jeder Begehungs- und Unterlassungssünde sich hüten. Wenn das von jeder, auch der freiwilligen Sünde verstanden wird, dann dürfen wir dreist sagen: „Wer ist so heilig? ihn wollen wir loben." Ja, wenn der Beichtvater es dahin bringt, seine Beichtkinder insgesamt dauernd vor schwerer Sünde zu bewahren, dann darf er auf das Tagewerk seines Lebens mit großer Freude und großem Troste zurückblicken. Mag auch das Heranbilden zu höherer Vollkommenheit, folglich auch die Kenntnis derselben, immerhin mit zu seiner Auf-

gabe und zu seiner ernsten Aufgabe gehören, so ist und bleibt das Erfüllen der Pflicht, und damit auch die Kenntnis der Pflicht und der Sünde, das Wichtigste und Notwendigste.

Soll aber die volle Aufgabe der ganzen christlichen Sittenlehre allseitig gezeichnet werden, dann genügt noch keineswegs das Hineinbeziehen der grundsätzlichen Behandlung der ethischen und dogmatisch-moralischen Fragen; dann gehört auch noch ausführliche Ascetik und Mystik zu ihrem Gebiete. Daß auch diese Sachen dem Beichtvater nicht so ganz unbekannt seien, ist nicht nur wünschenswert, sondern unter Umständen recht nötig. Ein für die Beichtväter berechnetes Lehrbuch der Moral giebt daher auch wenigstens diesbezügliche Andeutungen und weist hin auf Werke, in denen sich jemand des näheren Rats erholen kann. Aber weder ein gewöhnliches Lehrbuch noch die gewöhnlichen Vorlesungen der Hochschule über Moraltheologie können diesem Teile der christlichen Sittenlehre einen beträchtlichen Raum gewähren. Für das wirkliche Leben ist ein weises Maßhalten überall am Platze.

Aus allem Gesagten dürfte sich ergeben, wie unberechtigt die auch katholischerseits neulich erhobenen Klagen über die Moraltheologie sind und wie aussichtslos auf einen guten Erfolg der befürwortete Umsturz in der Behandlung dieses kirchlichen Lehrzweiges sein würde. Allein soll denn in der Behandlung der Moraltheologie das ganze 19. Jahrhundert hindurch alles so vollkommen gewesen sein, daß kein Fehl zu entdecken wäre, nicht Verbesserungsbedürftiges sich je gezeigt hätte? So blind oder so thöricht bin ich sicher nicht, um das zu behaupten. Leider lag die ganze kirchliche Wissenschaft beim Beginne des 19. Jahrhunderts arg danieder; die Moraltheologie war davon nicht ausgenommen. Nach dem hl. Alfons von Liguori ward ein Niedergang der Moraltheologie ganz sichtlich. Man braucht nur einen Blick zu werfen in die seichten und dürren Lehrbücher, welche in den letzten Jahrzehnten des 18. und den ersten des 19. Jahrhunderts erschienen, um sich davon zu überzeugen. Allein kaum war durch Sprengung der Fesseln, in welche der Josephinismus einerseits und die eherne Faust des französischen Bedrückers anderseits die Kirche geschlagen hatte, dieser in etwa die Freiheit wiedergegeben, so erwachte auch allseitig neues Leben in kirchlichen Dingen, auch in den kirchlichen Wissenschaften. Für die Wissenschaft der Moraltheologie gab Alfons von Liguori, dessen Seligsprechungsprozeß sich soeben erst vollzogen hatte, durch seine von der Kirche geprüften und anerkannten Schriften Anstoß und zeigte die Richtung an. Mögen die Schüler ihren Meister auch nicht erreicht haben und in

der Behandlung der Moral zuweilen zu elementär gewesen sein, so wurde dieser Fehler doch immer mehr abgestreift. Hätte der Gegner der Kasuistik sich darauf beschränkt, solche vielleicht hie und da noch fortgeschleppte Mängel zu rügen, dann wären seine Ausführungen weniger anfechtbar geworden; aber dann hätten sie nicht als Anklagepunkte gegen den gegenwärtigen Stand der Moraltheologie gelten können, sondern wären vielmehr ein Beweis dafür gewesen, daß auch die wissenschaftliche Behandlung der Moraltheologie in den ihr zustehenden Grenzen im verflossenen Jahrhundert einen recht wesentlichen Fortschritt zu verzeichnen hat.

Diese Zeilen waren schon geschrieben vor dem Erscheinen der letzten Artikel in Nr. 22 und 23 der „Wissenschaftl. Beilage zur Germania". Fast scheinen dieselben irgend einen Rückzug zu gunsten der Kasuistik offen zu lassen, welche jetzt doch als wichtig für die Seelsorge bezeichnet wird. Allein wesentlich stehen sie auf dem Standpunkt ihrer Vorgänger. Deshalb haben auch wir nichts geändert. Doch wollen wir dessen uns freuen, wenn die angezogenen Artikel neuen Anstoß geben zur gründlichen Behandlung auch des mehr philosophischen und des mehr dogmatischen Stoffes der christlichen Sittenlehre. **Aug. Lehmkuhl** S. J.

André Marie Ampère.

Zwei Gelehrten ist die Auszeichnung zu teil geworden, daß überall, wo eine elektrische Kraftmaschine aufgestellt ist, auch ihre Namen angeschrieben und verewigt sind. Treten wir ein in die Räume, wo eine dieser Maschinen ihr dem Laien so geheimnisvolles Spiel entfaltet und die Ströme erzeugt, welche den Glühlampen ihr goldiges Licht verleihen, so bemerken wir in deren Nähe unter anderem zwei Zifferblätter, über deren Zahlenreihe ein Zeiger hin- und herzittert. Auf dem einen derselben steht geschrieben „Volts", auf dem andern „Ampères", und wenn wir uns erkundigen, was diese Zifferblätter sollen, so antwortet man uns, es seien Meßwerkzeuge, Volt und Ampère seien die Maßeinheiten, nach denen man die Stärke des Stromes und die Kraft der Maschine geradeso berechne, wie man andere Dinge nach Meter und Liter bemesse. Die Namen aber seien

gewählt zum Andenken an die großen Entdecker Volta und Ampère, deren Genie und Ausdauer es möglich machten, daß heute die Verwendung der Elektrizität einen so riesenhaften Aufschwung genommen hat.

So ist also auch an jenen Stätten, an denen Nutzen und nüchterne Zweckmäßigkeit jeden andern Gedanken zu verbannen scheinen, der idealen Rücksicht der Dankbarkeit ihr Recht gewahrt und sind in sinniger Ehrung die Namen zweier Forscher vereint, die nicht nur als Gelehrte und Entdecker, sondern auch ihrer ganzen Weltanschauung nach nahe Verwandte sind. Freilich, was äußere Lebensumstände und inneren Entwicklungsgang angeht, möchte sich auf den ersten Blick kaum ein größerer Gegensatz auffinden lassen, als er zwischen den beiden Gelehrten besteht. Auf der einen Seite Voltas Leben nach außen und innen so glücklich, wie nur selten ein Menschenleben gefunden wird[1]. Auf der andern Ampère, betroffen von allem Unglück, das einen Sohn, Vater, Gatten heimsuchen kann, und dazu in seinem inneren Leben herumgeschleudert von allen Stürmen und Strömungen einer glaubenslosen und zweifelsüchtigen Zeit, bis er endlich nach langen Kämpfen Frieden findet in demselben Hafen, den Volta nie verlassen hatte. Tandem felix, „Endlich einmal glücklich“, das war das Wort, welches Ampère auf seinen Leichenstein eingegraben wünschte. In beredter Kürze faßt es das ganze Leben des Gelehrten zusammen, wie es hindeutet auf dessen Angelpunkt[2].

I.

Vielleicht bei keinem neueren Gelehrten, meint Sainte-Beuve, habe jener Heißhunger, zu erkennen und zu entdecken, der den Forscher und Bahnbrecher ausmacht, jenes Streben, da bis zum Grund und Wesen

---

[1] Vgl. über Volta diese Zeitschrift Bd. LIX, S. 1—25. 138—156.

[2] Vgl. über Ampères Leben: Journal et correspondance de André-Marie Ampère, publiés par M^me^ *K. Ch.* . . . Paris 1872; A.-M. Ampère et J.-J. Ampère, Correspondance et souvenirs, recueillis par M^me^ *H. C.* 2 voll. Paris 1875; *Sainte-Beuve* et *E. Littré*, Notice sur M. Ampère, vor Ampères Essai sur la philosophie des sciences II. Paris 1843: I. Jeunesse, Études etc. (von Sainte-Beuve) l. c. p. I—LIX; II. Physique (von Littré) ib. p. LX—XCIV; *A.-J. Ozanam*, Ampère in Oeuvres complètes VIII (4^e^ éd. Paris 1872), 83—92; *F. Arago*, Ampère, biographie lue par extraits en séance publique de l'académie des sciences, le 21 août 1839 (Oeuvres complètes II [Paris-Leipzig 1854], 1—116); *V. van Tricht*, Ampère. Namur 1891; *C.-A. Valson*, La vie et les travaux d'André-Marie Ampère. Nouv. éd. Lyon 1897. Das an erster Stelle genannte Buch kennen wir nur aus den wörtlichen Auszügen bei Valson und Van Tricht; die übrigen Werke haben wir selbst eingesehen.

der Erscheinung vorzudringen, wo tausend andere achtlos vorübergehen, sich ausgeprägter gezeigt als in Ampère. In der That war das Lernen und Forschen seine herrschende Leidenschaft. Nichts schloß er von seiner Wißbegierde aus, und wenn einmal ein Problem ihn erfaßt hatte, so ließ er es nicht wieder los, bis er es bemeistert hatte. Zuerst machte sich bei dem jugendlichen Ampère die Freude an mathematischen Studien geltend. Man erzählt, schon in frühester Kindheit habe er mit Kieselsteinen arithmetische Spielereien ausgeführt; als in einer Krankheit des Siebenjährigen die besorgte Mutter ihm seine Kieselsteine wegnahm, habe er das erste Biskuit, das er nach dreitägigem Fasten erhielt, sofort zerbrochen, um mit den Stücken wiederum seine Zahlen- und Rechnungsversuche aufzunehmen. Das mag ausgeschmückte Anekdote sein. Sicher ist, daß er mit 11 bis 12 Jahren die niedere Mathematik und analytische Geometrie beherrschte, wenig später die höhere Mathematik bewältigte, mit 18 Jahren in die analytische Mechanik von Lagrange sich vertiefte, welches Werk damals den Höhepunkt der mathematischen Wissenschaft bezeichnete. Noch später hörte man ihn öfter sagen, mit 18 Jahren habe er so viel Mathematik verstanden, als er später jemals besessen habe[1]. Das will viel sagen, denn es heißt mit andern Worten, daß er mit 18 Jahren zu den größten Mathematikern Frankreichs gehörte.

Dabei lernte er das alles fast ohne Beihilfe eines Lehrers. Sein Vater, ein Kaufmann zu Lyon, hatte bald nach der Geburt seines Sohnes (geb. am 20. Januar 1775) sein Geschäft aufgegeben und sich auf ein Landgut zu Poleymieux[2], einem Dorf bei Lyon, zurückgezogen. Hier, zwischen Felsen und Wald, Wiesen und Feldern wuchs der junge Ampère heran. Auf einer Schulbank hat er nie gesessen; daher komme es auch, meinte er später, daß er niemals gelernt habe, die Langeweile zu ertragen. Abgesehen von einigen Unterrichtsstunden zur ersten Einführung in die höhere Mathematik, die er in Lyon erhielt, genoß er niemals einen andern Unterricht, als den seines Vaters. Das meiste aber lernte er durch Lektüre. Er las alles, was ihm in die Hände fiel, ohne Auswahl; leider auch ohne alle und jede Beaufsichtigung. Namentlich war es die französische Encyklopädie, deren 20 Folianten er Band für Band und Artikel für Artikel von einem Ende zum andern durchstudierte. Für sein riesenhaftes

[1] *Sainte-Beuve* l. c. p. VIII.

[2] Poleymieux ist die jetzige Schreibweise, zur Zeit der Revolution schrieb man Polémieux.

Gedächtnis mag als Beweis gelten, daß er ein Menschenalter später unter den Gelehrten der französischen Akademie sich anheischig machen konnte, jeden beliebigen Artikel aus diesem großen Sammelwerk dem Inhalt nach aus dem Gedächtnis wiederzugeben. Man wählte, um ihn auf die Probe zu stellen, natürlich nicht die nächstliegenden Worte. Aber selbst bei so abgelegenen Gegenständen wie „Falkenzucht“ und „Wappenkunde“ ging er siegreich aus ihr hervor. Dabei war sein Studium nicht ein bloßes Aufspeichern von Wissensstoff im Gedächtnis. Alles suchte er in seiner Art zu verarbeiten und ließ durch das Gelesene zu selbständiger Geistesarbeit sich anregen. So veranlaßten ihn die Ausführungen der Encyklopädie über „Sprache“ zu dem von Descartes und Leibniz bereits begonnenen Versuch, eine Weltsprache zu schaffen; er verfaßte Grammatik und Wörterbuch einer solchen und schrieb sogar einige Gedichte in dem neuen Idiom. In der Mathematik hatte er mehrere schwierige Rechnungsarten bereits aus sich gefunden, ehe er sie aus Büchern kennen lernte.

Im Angesicht all dieser verbürgten Thatsachen war es wohl nicht zu viel gesagt, wenn man von der immensen Intelligenz Ampères gesprochen hat, oder wenn Arago ihn „eine der schärfsten und tiefsten Intelligenzen nennt, welche die Natur jemals hervorbrachte“ [1]. Ein schönes, aber auch gefährliches Geschenk des Schöpfers, diese Überlegenheit über andere! Doch gegen diese Gefahren war in Ampères Charakter in merkwürdiger Art ein Gegengewicht geschaffen. Zunächst durch ein neues Geschenk: ein Gemüt nämlich, das ebenso reich und empfindsam als sein Verstand umfassend war. Er war nicht das, was man einen „trockenen Gelehrten“ zu nennen pflegt. Er hatte viel Herz, war leicht zu begeistern, fühlte ein Bedürfnis nach Freundschaft und Mitteilung. Neben diesem neuen Vorzug lag aber auch in seiner Natur ein verhängnisvoller Mangel, der infolge der Einsamkeit seiner Jugend und seines Autodidaktentums noch gesteigert wurde. Es war noch das geringste, daß er sein Leben lang linkisch und unbeholfen im Äußern blieb. Es ist eine gleichgültige aber bezeichnende Kleinigkeit, daß er niemals regelrecht schreiben lernte. Er formte die Buchstaben durch die Bewegung des ganzen Vorderarmes, und seine Schriftzüge waren so übertrieben groß, daß ein witziger Freund einst eine ganze Einladung zum Mittagessen in den Anfangsbuchstaben seiner Namensunterschrift hineinschrieb. Dazu haftete ihm für immer etwas Scheues und Furchtsames im

[1] *Sainte-Beuve* l. c. p. 113.

Umgang mit Menschen an, und was schlimmer war, es mangelte ihm fast völlig die Welt- und Menschenkenntnis und die praktische Klugheit in den Geschäften dieser Welt. Mit dieser Ausrüstung war er vor Selbstüberhebung ziemlich sicher, gehörte vielmehr zu denjenigen Menschen, die förmlich bestimmt scheinen, in alles mögliche Mißgeschick hineinzugeraten und es dann zehnfach zu empfinden.

In der That sollte das idyllische Leben in Poleymieux nicht lange dauern. Den Vorboten der Revolution von 1789, die übrigens von Vater wie Sohn in der Ampèreschen Familie mit Freude begrüßt wurden, folgten bald Unruhen, Plünderung, Brandstiftung auch in Poleymieux, und Ampères Vater faßte den unglücklichen Plan, in Lyon größere Sicherheit zu suchen. Frau und Kinder sandte er zwar bald wieder nach dem friedlichen Landgut zurück, er selbst aber blieb in der Stadt, nahm eine Stelle als Friedensrichter an und behielt diesen Posten auch dann noch, als 1793 Lyon Hauptsitz der Gegner des Konvents wurde. Die Ereignisse, welche jetzt folgten, sind bekannt: die Belagerung der Stadt durch die Truppen der Regierung, die endliche Übergabe, die Blutszenen, durch welche Collot d'Herbois und Fouché die Widersetzlichkeit bestraften. Mit welcher Angst Ampères Familie dem Lauf der Ereignisse folgte und Nachrichten vom Vater erwartete, braucht man nicht weiter auszumalen. Endlich nach dem Fall der Stadt kam am 17. Oktober der erste Brief. Er war datiert aus „Zelle Nr. 5 des Gefängnisses Roanne" und klang wie ein Testament, denn der Vater gab seiner Gattin Nachricht über den Stand seines Vermögens, das in den letzten Jahren gewaltig zusammengeschmolzen sei, und Anweisungen für die Regelung der Vermögensangelegenheiten. Ein paar Wochen später, am 23. November, folgte dann ein Brief mit den entscheidenden Nachrichten. Er möge dem ganzen Umfange nach hier stehen.

„Dein tröstendes Briefchen habe ich erhalten, und es hat einen erfrischenden Balsam auf die Wunden gegossen, die meinem Herzen das Bedauern verursacht, von meinen Mitbürgern mißkannt zu sein. Sie legen mir die schmerzliche Trennung von meinem Vaterlande auf, das ich so geliebt habe und dessen Wohlergehen mir so sehr am Herzen lag.

„Ich wünsche, mein Tod möge das Siegel einer allgemeinen Versöhnung unter all unsern Brüdern sein; ich verzeihe allen, die sich über ihn freuen, die ihn veranlaßt, die ihn angeordnet haben.

„Ich darf hoffen, daß die Rache der Nation, zu deren am meisten unschuldigen Opfern ich gehöre, sich nicht auf den geringen Besitz ausdehnen wird, der für uns ausreichte dank Deiner weisen Sparsamkeit und unserer Lieblingstugend, der

Genügsamkeit. Dieser Besitz stammt von Dir, er gehört Dir, Deinen Schwestern und einigen Gläubigern, deren Ansprüche nicht zweifelhaft sind. Mache also Deine Rechte im Verein mit ihnen geltend und halte Dich dabei an die Instruktion, die ich in den ersten Tagen meines Aufenthalts im Gefängnis an Dich habe gelangen lassen. So werden die Unterpfänder unserer Liebe wenigstens vor der Dürftigkeit geschützt sein, sie, die unsere Zärtlichkeit so sehr verdienen.

„Ich hoffe, daß dieser so gewichtige Beweggrund es Dir ermöglichen wird, meinen Verlust mit Mut und Ergebung zu ertragen. Nach meiner Hoffnung auf den Ewigen, in dessen Schoß, wie ich hoffe, gelangen wird, was von mir übrig ist, ist mein süßester Trost, daß Dir mein Andenken immer so teuer sein wird, wie Du mir teuer gewesen bist; auf diesen Lohn habe ich einen Anspruch.

„Wenn von der Ewigkeit aus, wohin unsere teure Tochter uns vorausgegangen, es mir gestattet ist, mit den Dingen hier unten mich abzugeben, so wirst Du mit den lieben Kindern der Gegenstand meiner Sorgen und meiner Freude sein. Möchte ihnen ein besseres Los beschieden sein als ihrem Vater, möchten sie immer die Furcht Gottes vor Augen haben, diese heilsame Furcht, die in uns Reinheit und Gerechtigkeit hervorbringt, der Schwäche unserer Natur zum Trotz.

„Die herzlichsten Abschiedsgrüße an (meine Schwägerin) Tatan; ich rechne auf ihre Freundschaft für Dich und die Deinigen; ich wünsche ihr etwas von dem Mut, der mich beseelt, damit Ihr Euch gegenseitig stärken könnt. Sage meiner (jüngsten Tochter) Josephine nichts von dem Unglück ihres Vaters, richte es so ein, daß sie nichts davon erfährt. Was meinen Sohn angeht, so giebt es nichts, was ich nicht von ihm erwartete, solange Du unsere Kinder und unsere Kinder Dich haben. Umarmt Euch zum Andenken an mich. Ich hinterlasse Euch allen meine Liebe. Adieu, liebe Frau. Noch einmal den letzten Ausdruck meiner Zärtlichkeit und meines Mitgefühls.

J. J. Ampère,

Gatte, Vater, Freund und allzeit treuer Bürger."

Getreu diesen Anweisungen teilte also die Mutter dem Sohne mit, daß der Vater nicht wiederkehren werde. Aber es sollte sich bald zeigen, daß die Eltern, wenn auch nicht in dem Talent, so doch in dem Gemüt ihres Sohnes sich verrechnet hatten. Man kann es sich ausmalen, wie er die Schreckensbotschaft entgegennahm, bleich und zitternd und mit starrem Blick. Als er die ganze Wahrheit erfahren, war es vorderhand zu Ende mit allen gelehrten Studien. Er verlor nahezu den Verstand vor Entsetzen. Tagelang saß er jetzt wie ein Blödsinniger am Boden und formte kleine Häufchen von Sand, eines nach dem andern und bei dem einen so gedankenlos wie bei dem andern. Freunde und Bekannte bemühten sich um ihn, aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Nahmen sie ihn fast mit Gewalt mit sich zu Spaziergängen in die Wälder von Poleymieux, so schien er mit offenen Augen nichts zu sehen, bei dem, was er

etwa sah, nichts zu denken; jedenfalls vermochte nichts, ihm ein Wort zu entlocken.

Doch allmählich besserte sich dieser Zustand, der etwa ein Jahr lang angedauert hatte. Er begann wieder in Büchern zu blättern. Die Briefe Rousseaus über Botanik machten ihn auf diese früher nur oberflächlich betriebene Wissenschaft aufmerksam. Er begann jetzt eifrig Blumen und Kräuter zu sammeln und pflanzte sie bei seiner Heimkehr in einem kleinen Gärtchen so an, daß sie nach Familien und Arten bei einander zu stehen kamen. Nach und nach wurde sein Eifer für das botanische Studium zur Begeisterung, und so hatte er denn wieder einen Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit ablenkte und fesselte. Dazu kam noch ein anderes Linderungsmittel für seinen Schmerz. Zufällig öffnete er in der Bücherei des Vaters eine Sammlung lateinischer Dichter, und sein Auge fiel auf eine Strophe von Horaz, deren materieller Wohlklang ihn entzückte.

Saepius ventis agitatur ingens
Pinus et celsae graviore casu
Decidunt turres feriuntque summos
  Fulgura montes.

Sofort war er nun Feuer und Flamme für die Schönheit der Poesie. Auf seinen Spaziergängen recitierte er mit lauter Stimme den Schatz von Gedichten, den er bald auswendig wußte, und kam so durch Botanik und Poesie allmählich wieder zu sich. Die Jahre 1794—97 waren ganz den bisher fast ganz vernachlässigten klassischen Studien und der Dichtkunst gewidmet, und mit seiner gewöhnlichen Beharrlichkeit ruhte er auch hier nicht, bis er die erwünschte Gewandtheit erlangt hatte. In seinem Nachlaß fand sich noch eine Menge von Gedichten: Charaden, Madrigale, Lieder, Fragmente von Trauer- und Lustspielen. Ganz hatte er seiner geliebten Mathematik darüber doch nicht entsagt. Es trifft sich, daß mitunter mitten zwischen Gedichten mit einemmal die x und y wieder auftauchen, und die Rede eines tragischen Helden in eine mathematische Formel ausläuft.

II.

Ein Heft von vergilbten Blättern, in Ampères Nachlaß erhalten, giebt uns Aufschluß über seine innere Geschichte vom Jahre 1796 an. Es ist ein Tagebuch von seiner Hand geschrieben, in welches er fast von Tag zu Tag die Ereignisse eintrug, die er der Erinnerung wert hielt. Die ersten Sätze mögen hier stehen.

„Sonntag, den 10. April. Habe sie zum erstenmal gesehen.

„Samstag, den 10. August. Habe sie besucht, erhielt Soaves Novelle morali geliehen. . . .

„Samstag, den 17. September. Begann mich zu eröffnen.

„Montag, den 19. September. Habe mich vollständig ausgesprochen. Erhielt schwache Hoffnungen und das Verbot, auf die Sache zurückzukommen vor der Rückkehr ihrer Mutter."

Der scharfsinnige Leser merkt leicht, daß nunmehr der erste Akt der Tragödie vorüber ist und so etwas wie ein Roman beginnt. In der That hatte Ampères Herz ihm wieder einen Streich gespielt, diesmal aber nicht einen schlimmen. Julie Carron, Tochter aus einer Lyoner Familie, die im Sommer nicht weit von Polemieux im Dorfe Saint-Germain-au-Mont-d'or ihren Aufenthalt nahm, paßte zu Ampère, insofern sie alle Eigenschaften besaß, die ihm fehlten. Sie war klug und besonnen, hatte praktischen Sinn, war bei aller Lebenslust doch im Grunde tief religiös. Anfangs zeigte sie sich nichts weniger als geneigt, ihr Los an das eines jungen Menschen ohne Stellung und Vermögen zu knüpfen. Zudem stieß sie sich anfänglich an seiner Unbeholfenheit. Er hatte eine so linkische Art zu grüßen, und die Kleider hingen ihm so nachlässig und ungeschickt am Leibe! Aber Ampère ließ sich nicht abweisen, und allmählich gewannen die großen Eigenschaften seines Geistes und Herzens den Sieg. Anfang Juli 1797 wurden die beiden Familien eins über die Heirat, nur sollte Ampère vorher sich eine Stellung schaffen. Aber was anfangen? Eine Zeitlang dachte man daran, in einem kaufmännischen Geschäft ihn unterzubringen, und man kann sich des Gedankens nicht erwehren, welches wohl die Folgen für Wissenschaft und Kulturfortschritt hätten sein können, wenn dieser Plan zur Ausführung gekommen wäre. Glücklicherweise drang endlich Ampère mit dem Vorschlage durch, in Lyon durch Privatunterricht in den mathematischen Wissenschaften sein Brot sich zu verdienen. So durfte er denn am 8. August 1799 seine Braut heimführen; die Trauung fand statt vor einem unvereideten Priester und somit ganz in der Stille. Die beiden jungen Leute lebten dann in Lyon; ihr Zusammensein sollte jedoch nicht lange dauern. Im Frühjahr 1800, einige Monate vor der Geburt ihres Kindes, mußte die Gattin der besseren Verpflegung wegen aufs Land ziehen. Ampère erhielt im Dezember 1801 eine Stelle als Professor der Chemie und Physik in Bourg an der Zentralschule des Departements Ain. Nach Bourg konnte er Frau und Kind vorderhand nicht mitnehmen. Der gegenseitige Verkehr beschränkte

sich auf die Ferientage und einen eifrig gepflegten, uns noch erhaltenen Briefwechsel.

Jean Paul hat irgendwo von der Poesie der Armut geredet, und wenn auch Ampère in den damaligen harten Jahren von dieser Poesie wenig wahrnehmen mochte, so weht sie doch heute den Leser aus den Briefen der jungen Eheleute an. Arm durften sie sich wirklich nennen. Der Gehalt des jungen Professors betrug 2006 Francs; die Privatstunden, die er nebenbei erteilte, wurden mit 9 bis 12 Francs den Monat bezahlt; sein väterliches Erbteil belief sich auf ganze 2350 Francs. So hieß es also sich einschränken, und es ist rührend zu sehen, wie der besorgte Gatte sich die Francs und Sous am Munde abspart, auf alle Mittel sinnt, billig durchzukommen, um nur seiner Julie möglichst viel übersenden zu können. Aus seinen Briefen erfahren wir, wie er eine Wirtin gefunden hat, die ihm für 3 Francs monatlich ein Frühstück, für 18 Francs ein Mittagessen liefert, so daß er mit 40 Francs im Monat auskommt. Und dabei welche Sorge, ja keinen Sou ohne Not auszugeben; welches Lamentieren, wenn es doch geschehen ist oder ein Unglück an seinen Kleidern etwas verdorben hat! Die häufigen Ausflüge von Bourg nach Lyon während der Feiertage macht er den größten Teil zu Fuß, ein Umweg von einer halben Meile ist ihm nicht zu viel, weil er so hoffen kann, bei einem Freunde ein Frühstück zu erhalten. Ermüdet von den kotigen Wegen findet er sich einmal noch 3 Meilen von Bourg „so müde, so müde, daß ich mich unter einen Baum setzte und nicht wußte, was thun“. Glücklicherweise kamen Freunde in einem Wagen die Straße daher, die ihn aufnahmen, „und da sie nicht gestatteten, daß ich mitbezahlte, so zog ich mich mit 15 Sous Trinkgeld aus der Sache“! Ein andermal legt er mit der Verlegenheit eines Schulknaben seiner Gattin das reuige Geständnis ab, daß er sich das Gesicht, und was ihm vielleicht noch empfindlicher ist, seine Kleider mit Säure verbrannt hat, und gelobt treuherzig zum Schluß ernstliche Besserung. Noch nie ist ihm bei chemischen Experimenten etwas Ähnliches vorgekommen, und gerade jetzt, da der berühmte Mathematiker Lalande zur Inspektion der Schule gekommen ist, muß ihn das Unglück heimsuchen! Doch lassen wir ihn selbst erzählen, damit eine Probe aus dem reichen, gedruckt vorliegenden Briefwechsel jener Jahre nicht fehle.

„Schon seit vorgestern überlege ich, ob ich Dir von dem Mißgeschick schreiben soll, das mir in der Chemiestunde begegnet ist. Aber da es weiter keine Folgen

hatte, so entschließe ich mich, es Dir zu erzählen. Monsieur Lalande hatte angekündigt, daß er am Donnerstag in die Stunde kommen werde; ich hatte mich aufs beste herausgeputzt und fürchtete um so weniger, daß das vorbereitete Experiment mir einen bösen Streich spielen würde, als mir noch nichts zugestoßen war seit ich Chemie treibe. Ich schaute danach, wie in den Röhren des Apparates das Experiment sich entwickelte, als ein Pfropfen in die Höhe sprang. Ins rechte Auge, wo heute alles in Ordnung ist, drang mir etwas von dem ganz heißen Scheidewasser. Monsieur Sylvain, ein Arzt, der gegenwärtig war, wusch mir auf der Stelle das Auge mit Ammoniak aus, was mir den Schmerz — den lebhaftesten, den ich seit langem gefühlt habe —, sofort hinwegnahm; ich wusch dann das Auge mit frischem Wasser, worauf es sich gerade so gut befand wie das andere. Ich dachte sofort an meine Kleider, welche ich ebenfalls mit Ammoniak bedeckte, so daß der Schaden nur sehr gering sein wird. Es hätte sich ganz vermeiden lassen, wenn ich nicht ein wenig verwirrt gewesen wäre und nicht zuerst ausschließlich an mein Auge gedacht hätte. So habe ich nur einen Brandflecken an zwei Fingern der linken Hand, der morgen verschwunden sein wird. Ich versichere Dir, daß in all dem kein Grund ist, Dich zu beunruhigen; daß meine Kleider nicht verdorben sein werden und daß ich von dem ganzen Unfall nichts mehr fühlen werde, wenn ich Dich in acht Tagen wieder besuchen werde. Liebe Julie, wirklich in acht Tagen hoffe ich abreisen zu können; Sonntag 5 Uhr abends werde ich Dich umarmen, werde ich den Kleinen küssen dürfen. Weißt Du, daß es gestern drei Jahre her waren, seit Du mich glücklich gemacht hast? Wie schnell diese drei Jahre vorübergegangen sind! Wie viel Leid, dessen Ursache ich bin, hast Du durchgemacht, während Du mich mit Freude überschüttet hast! Und nun, um meine Dummheiten voll zu machen, muß ich mir auch noch Scheidewasser ins Auge springen lassen, trotz all Deiner Mahnungen zur Vorsicht. Verzeih mir, liebe Julie, es ist das letzte Mal, daß ich Dir Kummer machen werde. Gewiß, ja, ich verspreche es Dir zum Beginn des vierten Jahres unserer Ehe. Unser Sohn wird Donnerstag zwei Jahre alt. Ich danke Dir, daß Du ihn mir geschenkt hast!"

Trotz der nicht glänzenden Besoldung hatte Ampère tüchtig zu arbeiten.

„Hier meine Tagesordnung," schreibt er an seine Gattin. „Monsieur Clerc arbeitet mit mir von 6 Uhr morgens bis 10 Uhr; Gripière von 11½ bis 1 Uhr; nachmittags habe ich von 3—4 Uhr meine Vorlesung über Physik. . . . Während der Vakanz an Decadi macht Monsieur Clerc mit mir chemische Experimente. Gestern kam ich zum Abendessen erst um 10 Uhr und war tüchtig müde vom Zerstoßen und Herbeitragen der Kohlen und vom Anblasen des Feuers während 12 oder 13 Stunden, aber trotzdem zufrieden, einigemal Erfolg erreicht zu haben. Oh! wenn alles das mich ans Lyceum gelangen ließe, so wäre ich zufrieden und brauchte nicht zu fürchten, getrennt von meiner Julie leben zu müssen, und ihr das Notwendige nicht beschaffen zu können, da sie doch oft tausend unentbehrlicher Dinge entraten muß."

Trotz der Schwierigkeiten ließ sich der junge Forscher indes nicht niederschlagen, sondern trug sich im Gegenteil mit hochfliegenden Plänen. Vor allem war es sein Wunsch, eine von den gut bezahlten Stellen an dem Lyceum zu erlangen, welches gerade in Lyon gegründet wurde. „Lyceum, Lyceum, wann werden wir dich gewonnen haben,“ das ist das Wort, das in den Briefen der Gattin wie des Gatten überall wiederkehrt. Es war gerade damals die Zeit, da Voltas Entdeckungen so großes Aufsehen machten und Napoleon einen Preis demjenigen versprochen hatte, der die Kenntnis der Elektrizität um einen ebenso bedeutenden Schritt wie Franklin oder Volta vorwärts bringe.

„Ein Preis von 60 000 Francs,“ schreibt da alsbald Ampère, „ist ausgesetzt worden von Bonaparte, den ich zu gewinnen mich bestreben werde, sobald ich Zeit dazu habe. . . . O, meine Liebe, wenn Monsieur Lalande mir die Ernennung für das Lyceum von Lyon verschafft und ich den Preis von 60 000 Francs gewinne, dann werde ich von Herzen glücklich sein, denn dann wird es Dir an nichts fehlen und Du brauchst Dir keine Sorge mehr zu machen wegen der 10 Francs Zimmermiete in (dem Badeort) Charbonnières.“

Doch bloße fromme Wünsche konnten ihn an das Lyceum nicht bringen. Er mußte durch eine wissenschaftliche Arbeit die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und so kam es zur Veröffentlichung von Ampères erstem wissenschaftlichen Werk.

Plötzlich, „ohne zu wissen wie“, hatte Ampère die Lösung eines Problems aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der Theorie des Spiels gefunden, an dem er seit sieben Jahren öfters vergeblich sich abgemüht hatte. Veröffentlichte er dieselbe, so war er seiner Stelle am Lyceum sicher, denn, wie er öfter schreibt, es gab wenige Mathematiker in Frankreich, die an einer ähnlichen Aufgabe sich versuchen konnten. So dachte er denn an den Druck des Werkchens. Sein Schwager, der Buchhändler Perisse in Lyon, würde den Druck schon übernehmen, dafür sorgte seine Gattin. Er selbst meinte, in einem Tag mit seiner Broschüre fertig zu sein. Aber die Gattin wartet und wartet vergebens auf Einsendung des Manuskriptes. Bald bemüht sich Ampère tagelang vergebens um den Beweis einer Formel, den er dann plötzlich „nachts um 2 Uhr“ findet; bald sind neue Ideen in seinem Geiste aufgetaucht. Kurz, er wirft das schon Geleistete immer wieder um trotz der Mahnungen der angstvoll harrenden Gattin, daß die Zeit bis zu den Ernennungen für das Lyceum bald verstrichen ist. Endlich ist der letzte Buchstabe geschrieben. Aber wiederum neue Sorgen: Ist die Lösung, die er giebt, auch wirklich neu?

Eine wichtige Frage, über die aber in ganz Lyon ihm niemand Auskunft geben kann. Ein Trost für ihn ist es, daß Lalande nach Lyon kommt, die Schrift sich ansieht und sie gewaltig lobt.

So sendet er denn die Abhandlung an die Pariser Akademie der Wissenschaften ein. Die Antwort kommt; aber, o Schrecken, in einer Nachschrift zu derselben weist Laplace ihn mit strengen Worten auf einen Rechenfehler hin. „Ich meinte," schreibt Ampère, „mein Todesurteil zu lesen; ich sah meine Stelle am Lyceum und meinen wissenschaftlichen Ruf verloren." Doch bei näherem Zusehen findet er, daß die Sache nicht so schlimm ist; es handelt sich um ein bloßes Versehen, das auf das Schlußergebnis keinen Einfluß hat. So braucht es also nur wiederum ein zerknirschtes Geständnis bei seiner Julie und die Bitte, daß sie bei Perisse sich um den Neudruck der unglücklichen Seiten 18 und 19 der Broschüre verwende. Damit ist denn nun endlich alles gut. Delambre, ebenfalls ein berühmter Mathematiker, der die Besetzung des Lyceums in seiner Hand hat, lobt ihn über die Maßen, verspricht ihm die ersehnte Anstellung, verlangt von Ampère gleich eine neue Abhandlung, die er dem Pariser Institut vorlegen will, die Kollegen schauen zu ihm als zu einem bedeutenden Gelehrten mit Achtung auf, kurz, der bisher unbekannte Professor ist mit einemmal ein berühmter Mann geworden und schwamm in Glück und Freude. „Ich werde wieder bei meiner Julie leben für immer, welches Glück! Meine Freundin, meine Freundin, wir werden uns nicht mehr trennen."

Es berührt eigentümlich, daß gerade dieses die letzten Worte des letzten Briefes sind, den Ampère an seine Julie schrieb. Die Trennung stand nahe vor der Thür. Schon seit längerer Zeit hatte die Gattin gekränkelt, und allmählich wurde die Krankheit immer schlimmer. Am 5. Juli hielt Ampère seine erste Vorlesung am Lyceum, 8 Tage später hauchte seine Gattin ihren letzten Seufzer aus.

Für Ampère war dieser Schlag ein furchtbarer. Wie früher der Tod seines Vaters ihn in eine Art von Lethargie versenkte, so geriet er jetzt in einen Zustand fieberhafter Aufregung. Seine Anstellung am Lyceum war ihm völlig verleidet, er dachte seinen Abschied zu nehmen und wollte bald eine Vitriolfabrik, bald ein Pensionat anfangen. Seinen Freunden war es schwer, ihm einen Rat zu geben, es konnte ihnen bei Versuchen zu einem solchen begegnen, daß Ampère sie heftig, mit beleidigenden Worten, zurückstieß. Da war es denn die alte Mutter, die es am ersten unternehmen konnte, ihm brieflich zuzureden.

„Du dauerst mich, mein armer André, wenn ich Dich in dem Zustand sehe, in dem Du am Sonntag warst. Bestrebe Dich doch, mein lieber Sohn, Dein Kreuz mit Jesus Christus zu tragen; er prüft diejenigen, die er liebt. Was würde aus dem armen Kind werden, wenn es Dich verlöre? Ich sehe ja alle Tage, wie sehr es Dich nötig hat. Bedenke, daß sie ihren und Deinen Sohn Dir empfohlen hat. Befolgst Du denn ihren letzten Willen? Nein. Der Gram ist tödlich für uns Menschen, Du machst mir Angst, so abgemagert und blaß, wie Du bist. Weißt Du, wohin das Dich führen kann? Zur völligen Entkräftung. Wieviel Unglück und Betrübnis ist nicht schon über Deine Mutter gekommen? Sei also vernünftig, denke, daß Du eine Aufgabe zu erfüllen hast. Die Vorsehung hat Dir einen Sohn zu Deinem Trost gelassen; Julies Kind ist ihr anderes Ich. Du bist verpflichtet zu leben, um es in der Liebe und Furcht Gottes zu erziehen. . . .

„Adieu, mein Sohn. Habe Mitleid mit Deiner armen Mutter, die alles darum geben würde, Dich glücklich zu sehen, und die dies Glück höchstens einen Augenblick besessen hat."

„Ist es möglich," schreibt die Mutter in einem andern Brief, nachdem sie ihm das Unpraktische seiner neuen Pläne gezeigt und seine Heftigkeit verwiesen hat, „ist es möglich, daß ein guter Christ, ein Glied Jesu Christi, das alles mit Geduld, Ergebung, Milde tragen muß, sich so der Verzweiflung überläßt, wie Du es thust? Wirf Dich zu den Füßen des Kruzifixes nieder und bitte, daß er Dich erleuchte über das, was er mit Dir vorhat. Ich werde von meiner Seite die Mutter aller bitten, daß sie ihre Fürbitte bei ihm einlege, daß er Dich gütig und geduldig gegen jene mache, die Dir wohlwollen. . . ."

War Ampère damals wohl in der Verfassung, daß derartige Worte einen Eindruck auf ihn machen konnten? Werfen wir einen kurzen Rückblick auf die religiöse Entwicklung des großen Gelehrten.

III.

Daß eine Mutter, welche die eben vernommenen Worte schrieb, ihrem Sohn eine religiöse Erziehung zukommen ließ, bedarf keiner Erinnerung. Aus Ampères eigenem Mund wissen wir ferner, daß seine erste Kommunion einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Später aber standen die Dinge anders. Er besuchte keine Kirche mehr, empfing nicht die Sakramente und war, wenn nicht vollständig ungläubig, so doch religiös gleichgültig. Die ungeordnete Lektüre, das beständige Anhören der Hunderte von Einwürfen gegen das Christentum schienen in dem nicht hinlänglich befestigten Geist ihr Werk gethan zu haben.

Mit Schmerz sah diesen Zustand namentlich die Gattin Ampères. Sie hörte nicht auf, ihn zu mahnen, zum Nachdenken über die Religion ihn aufzufordern, und das in ihrem Namen sowohl als in dem ihres

Kindes. „Du bist ihm gutes Beispiel schuldig, und es wird dich um Auskunft über deine Meinungen fragen. Um sie ihm klar auseinanderzusetzen, mußt du vor allem selbst überzeugt sein.“ Allein zunächst drang sie mit ihrem Zureden nicht durch. Ampère konnte sich, wenn die Osterzeit herannahte, zu dem entscheidenden Entschluß nicht aufraffen, obschon gerade die Unentschlossenheit ihm Ruhe und Frieden raubte. So schreibt er um Ostern 1803:

„Ich fühle mein Herz zusammengeschnürt durch eine Traurigkeit, die wenigstens das Gute hat, daß sie mich für die Frömmigkeit disponiert. Seit ich Dich verlassen habe, denke ich beständig an das, was Du von mir verlangst; Du weißt nicht, wieviel Überlegung das bei meiner jetzigen Geistesverfassung kostet. Übrigens bin ich ganz entschlossen, es zu thun; aber wie hart fällt es mir, Dir nicht alle meine Gedanken mitteilen zu können. Brieflich läßt sich so etwas nicht abmachen.

„Du sagst mir, ich möchte nachdenken. Das thue ich nur allzuviel. Mein Geist hat gar keine Freiheit mehr. Zur Not kann ich arbeiten. Ich betrachte diesen Schritt als einen der wichtigsten, die es geben kann. Könnte ich ihn thun aufs Geratewohl, um dann wieder zu leben, als hätte ich ihn nicht gethan? . . .“

Erst in der letzten Krankheit seiner Gattin kam für ihn die Entscheidung. In seinem Tagebuch, das er um diese Zeit wiederum zu führen begann, erhalten wir darüber Auskunft.

„17. April, Sonntag Quasimodo. Rückkehr von Bourg, um Julie nicht mehr zu verlassen.

„14. Mai, Samstag. St. Polykarp. Besuch in Polémieux.

„15., Sonntag. Zum erstenmal seit dem Tod meiner Schwester wieder in der Kirche von Polémieux.

„19., Donnerstag. Christi Himmelfahrt. Hochamt in Polémieux. Trauriges Beieinander auf dem Kirchweg.

„21., Samstag. Spaziergang im Garten. Julie sehr krank.“

Dann folgen Notizen über den Besuch des Arztes, über Pflaster und Schröpfköpfe und alle möglichen Arzneien, und darunter auch die drei kurzen Bemerkungen:

„28., Samstag. Sprach Herrn Lambert in seinem Beichtstuhl.

„6. Juni, Montag. Absolution.

„7., Dienstag. St. Robert. Dieser Tag hat über den Rest meines Lebens entschieden.“

Am Vorabend des Todestages seiner Gattin, als er noch über deren Zustand sich täuschen konnte und zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, findet sich endlich folgende ergreifende Einzeichnung.

„13. Juli, Mittwoch, 9 Uhr morgens:

„Multa flagella peccatoris; sperantem autem in Domino misericordia circumdabit.

„Firmabo super te oculos meos et instruam te in via hac qua gradieris. Amen. (Ps. 31, 8. 10.)

„Mein Gott, ich danke dir, daß du mich geschaffen, erlöst und mich mit deinem göttlichen Licht erleuchtet hast, indem du mich im Schoß der katholischen Kirche geboren werden ließest. Ich danke dir, daß du mich zurückgerufen hast nach meinen Verirrungen und sie mir verziehen hast. Ich fühle, du willst, ich soll nur für dich leben, und alle meine Augenblicke sollen dir geweiht sein. Willst du mir alles Glück auf dieser Erde nehmen? Du bist Herr darüber, o mein Gott. Meine Sünden haben diese Strafe verdient, aber vielleicht wirst du noch auf die Stimme deiner Barmherzigkeit hören.

„Multa flagella peccatoris; sperantem autem in Domino misericordia circumdabit.

„Ich hoffe auf dich, o mein Gott! aber deinem Beschluß werde ich mich unterwerfen, wie er auch ausfallen wird. Ich hätte den Tod vorgezogen; aber den Himmel verdiente ich nicht, und in die Hölle wolltest du mich nicht hinabstürzen. Lasse dich herab, mir zu helfen, damit ein Leben in Schmerzen mir eine gute Todesstunde verdiene, deren ich mich unwürdig gemacht habe.

„O Herr! Gott der Barmherzigkeit! Was du mir zu lieben erlaubt hast auf Erden, damit vereine mich auch im Himmel."

Man sieht, es war Ampère Ernst mit seiner Rückkehr zum Christentum, und wie sein energischer Charakter alles, was er anfaßte, mit ganzer Seele ergriff, so war er alsbald auch entschlossen, andern die gleiche Gnade zu vermitteln, die ihn jetzt tröstete und glücklich machte. Er gründete zu diesem Zwecke unter dem Namen Société chrétienne eine Vereinigung, deren Mitglieder wöchentlich einmal sich versammeln und sich gegenseitig in der Erkenntnis des Christentums fördern sollten. In jeder Sitzung wurde ein Vortrag von einem der Mitglieder gehalten, an welchen sich die Besprechung von Einwänden und Zweifeln anschloß. Eine Liste der Gegenstände dieser Vorträge ist noch erhalten, zugleich mit den Namen derjenigen, denen sie zugeteilt waren. Sie lautet:

M. Bredin: Wichtigkeit, das Ziel und Ende des Menschen zu kennen.
M. Grognier: Kann der Mensch aus sich sein Ziel erkennen?
M. Ballanche: Ist eine Offenbarung notwendig und möglich?
M. Barret: Hat die Offenbarung Kennzeichen göttlichen Ursprungs?
M. Deroche: Geschichte der Offenbarung seit dem Ursprung der Welt.
M. Ampère: Darlegung der historischen Beweise für die Offenbarung.
M. Chatelain: Vergleich der christlichen Moral mit der der Philosophen.
M. Ballanche: Einfluß des Christentums auf das Menschengeschlecht.

Es war gewiß ein gewagtes Unternehmen, wenn Laien ohne theologische Bildung es unternahmen, solche Gegenstände zu diskutieren. In der That löste sich schon im folgenden Jahr mit Ampères Abreise von Lyon die „christliche Gesellschaft“ auf. Aber die Freunde, die sich in ihr zusammengefunden, hielten auch später noch zusammen. Namentlich Bredin und Ballanche waren Ampères Vertraute, denen er sein Herz ausschüttete. Mehrere aus dem Freundeskreise dankten es Ampère, daß sie den christlichen Glauben wiedergefunden hatten.

Einige Sätze aus einer Aufzeichnung vom September 1804 mögen hier stehen, um Ampères damaligen Geisteszustand zu beleuchten.

„Sei mißtrauisch auf deine Einfälle, sie haben dich so oft in Irrtum geführt, wie könntest du dich noch auf sie verlassen? Als du es darauf ablegtest, Philosoph zu werden, fühltest du schon, in welchem Grade diese Geistreichigkeit eitel ist, die in einer gewissen Leichtigkeit, glänzende Gedanken hervorzubringen, besteht. Heute, wo du ein Christ werden willst, fühlst du da nicht, daß es keinen guten Geist giebt, außer jenem, der von Gott kommt? . . .

„Richte dich in deinen Ideen nicht nach jenen der Welt, wenn du willst, daß sie der Wahrheit gleichförmig sein sollen. Die Lehre der Welt ist eine Lehre des Verderbens. Den Menschen gegenüber muß man einfach, demütig, völlig losgeschält sein, Gott gegenüber ruhig, gesammelt und nach dem Warum nicht fragend. Die Gestalt dieser Welt vergeht. Wenn du dich von diesen Hohlheiten nährst, wirst du vergehen wie sie. Die Wahrheit Gottes hingegen bleibt in Ewigkeit. Nährst du dich von ihr, so wirst du bleiben wie sie. . . .

„Arbeite im Geiste des Gebetes. Studiere die Dinge dieser Welt, das ist deine Standespflicht. Aber betrachte sie nur mit einem Auge, das andere sei beständig auf das ewige Licht gerichtet. Höre die Gelehrten an. Aber höre auf sie nur mit einem Ohr, das andere sei stets bereit, die süßen Laute der Stimme deines himmlischen Freundes zu vernehmen. Schreibe nur mit einer Hand. Mit der andern halte dich am Gewand Gottes, wie ein Kind sich am Kleid seines Vaters hält. Du würdest dir sonst unfehlbar den Kopf an einem Felsen zerschmettern.

„Möchte ich immer im Gedächtnis haben, was der hl. Paulus sagt: ‚Gebrauchet die Welt, als gebrauchtet ihr sie nicht.‘ Möchte meine Seele so von heute an mit Gott und Jesus Christus vereinigt sein. Gieb mir deinen Segen, o mein Gott.“

Vorderhand waren indes diese schönen Gedanken nur gute Vorsätze, wie sie in einer glücklichen Stunde gefaßt und niedergeschrieben wurden. Ehe sie wirklich die bestimmenden Leitsterne für das Leben des großen Gelehrten wurden, vergingen noch Jahre — lange Jahre voll von harten Kämpfen und bittern Enttäuschungen, Jahre, von denen er selbst 1814

schrieb: „Was habe ich gewonnen in den zehn Jahren meines Aufenthaltes in Paris? Stoff für die Hölle. Wir konnten so von Herzen lachen in Lyon. Hier lacht man nicht."

(Schluß folgt.)

C. A. Kneller S. J.

Deutschlands älteste Gotteshäuser.

Die ersten Glaubensboten verfuhren am Rhein naturgemäß ebenso, wie die heiligen Apostel gethan hatten, benutzten also den Saal eines Privathauses zum Gottesdienst. Der also geheiligte Raum wurde dann später oft in eine Kirche verwandelt. Noch zur Zeit Gregors von Tours († 594) feierte man zu Bourges die heiligen Geheimnisse in dem Hause, das der Ahnherr seiner Mutter, der Senator Leocadius aus dem Geschlechte des Märtyrers Vectus Epagatus, den ersten Verkündern des Evangeliums in dieser Stadt überwiesen hatte [1].

Zu Trier soll bei der Mosel, vor den südlichen Mauern der Stadt, in der Villa einer Witwe Albana, deren Fundamente man ausgegraben hat, der erste christliche Gottesdienst gefeiert worden sein. Um den Bau dieser Villa entstand ein christlicher Kirchhof, auf dem sich Kirche und Kloster des hl. Eucharius erhoben, die später wegen der Reliquien des Apostels Matthias dessen Namen annahmen [2].

Ein zweiter christlicher Kirchhof bestand zu Trier vor den nördlichen Stadtmauern, der Porta nigra gegenüber.

Der hl. Athanasius berichtet dann, als er zu Trier in der Verbannung geweilt habe, sei dort im Jahre 337 wegen der wachsenden An-

---

[1] *Gregor. Tur.*, Historia Francorum I, 31 (Mon. Germ., SS. rerum Meroving. I, 49; cfr. p. 4).

[2] v. Wilmowsky, Die römischen Moselvillen (Trier 1870) S. 7 f.; Trierer Jahresbericht 1878 bis 1881 S. 7 f.; Diel, Die St. Matthiaskirche S. 4; Beissel, Geschichte der Trierer Kirchen I (Trier, Paulinusdruckerei, 1887), 136 f. 185 f.

zahl der zum Christentum Bekehrten in einer neuen Kirche der Gottesdienst gefeiert worden, bevor sie vollendet und geweiht war[1].

Schon damals wurden die Christen verpflichtet, an Sonntagen der heiligen Messe beizuwohnen, sie mußten also an größeren Orten mehrere Kirchen besitzen[2]. Das unter den Augen des hl. Athanasius errichtete Gotteshaus konnte also weder das erste noch das einzige der Stadt sein. Vor ihm bestand jedenfalls eine Kathedrale. Am Ende des 4. Jahrhunderts fügte Bischof Felix eine weitere Kirche hinzu, indem er auf dem Kirchhofe vor der Porta nigra eine Marienkirche errichtete, in deren Nähe die Anfänge der kaiserlichen Abtei St. Maximin aufwuchsen.

Der Grund der heutigen, jedenfalls aus dem Ende des 3. oder aus dem 4. Jahrhundert stammenden Domkirche weicht nun so stark ab von demjenigen der ältesten, dem 4. Jahrhundert entstammenden Kirchen des Abendlandes, daß er die Überlieferung stützt und glaubhafter macht, Konstantins Mutter habe einen Saal ihres Palastes dem hl. Agritius zur Feier der heiligen Geheimnisse überwiesen, und der genannte Bischof habe seine Kathedrale aus St. Eucharius dorthin übertragen. Freilich thaten im Jahre 1900 eingehende Untersuchungen an der Südseite des Domes dar, daß zur Herstellung des römischen Kerns ältere Römerbauten abgebrochen und durchschnitten wurden, und daß die Außenfläche des römischen Mauerwerkes an der südlichen Seite außergewöhnlich schlecht und sorglos ausgeführt war. Beides spricht aber nicht gegen die alte Überlieferung; denn der Palast der Kaiserin konnte um 300 rasch erbaut werden auf einem Bauplatz, der von andern Wohnungen besetzt gewesen war, und er konnte wenige Zeit nachher auf den Bischof übergehen.

Die römischen Umfassungsmauern der Domkirche umschließen ein Quadrat, um dessen Mitte vier gewaltige Säulen aufstiegen. Vier aus Ziegel gemauerte, große Rundbogen verbanden diese Monolithen untereinander, acht kleinere mit den Umfassungsmauern. Der Altar erhob sich in der Mitte zwischen jenen Säulen auf einem achteckigen Unterbau, das Chor hinter diesem Altar. Nach Osten hin soll sich angeblich die Halle durch

---

[1] Apologia ad Constantium (*Migne*, Patr. graec. XXV, 611 sq.); Beissel a. a. O. S. 155 f.

[2] Vgl. die Akten der Konzilien von Elvira (306) und Sardika (343 oder 344) bei Hefele, Konziliengeschichte I (2. Aufl.), 164. 535 und 593.

drei große Thore geöffnet haben, neben denen zwei kleine Treppentürme zur flachen Decke und zum Dache hinaufführten[1].

Zu Köln lag die erste Kathedrale innerhalb des Mauerringes der Ubierstadt, also im Kern der römischen Ansiedlung, dort, wo jetzt St. Cäcilia und St. Peter sich befinden. Ein großer Kirchhof erstreckte sich vor der Nordseite des heutigen Domes, hinter dem jetzigen Zentralbahnhof, von der Kirche der Ursulinerinnen bis zum Stifte St. Ursula. Auf ihm erneuerte im 4. oder 5. Jahrhundert Clematius, ein vornehmer Römer, eine Basilika über den Reliquien der hl. Ursula und ihrer Gefährtinnen[2].

Ein zweiter altchristlicher Kirchhof vor der nordwestlichen Ecke der Stadtmauer umschloß die Cömeterialkirche des hl. Gereon. Ihren Kern bildete ein unregelmäßiges Zehneck. In der westlichen Seite öffnete sich der Eingang, hinter der östlichen war das Chor angebaut, an die acht übrigen lehnten sich tiefe mit halben Kuppeln überwölbte Nischen. Die Gesamtanlage erinnert also an die Ruinen des sogenannten Tempels der Minerva medica zu Rom. Die Mauern bestehen aus Tuffstein, der mit flachen Ziegeln vermischt wurde[3].

Auf einem dritten, vor der südlichen Stadtmauer weit ausgedehnten Leichenfelde soll der hl. Bischof Severin um 386 eine Kapelle zu Ehren der hll. Cornelius und Cyprian erbaut haben. Älter als diese Gotteshäuser dürfte das in Maria-Lyskirchen erhaltene Grabgewölbe sein, worin laut der Überlieferung die Leiche des hl. Maternus vor ihrer Übertragung nach Trier ruhte[4]. Wie weit es den römischen Krypten des Kirchhofes von St. Matthias zu Trier gleicht, müßte eine gründliche Untersuchung darthun.

Mainz besaß unter römischer Herrschaft zwei christliche Begräbnisstätten, aus deren Cömeterialkapellen die Kirchen St. Alban und St. Aureus entstanden. Die Kathedrale der Stadt, worin die Alamannen im Jahre 368 mehrere tausend Christen hinmordeten, muß geräumig gewesen sein[5]. Kaum glaublich dagegen dürfte die Behauptung der Kanoniker des

---

[1] Geschichte der Trierer Kirchen I, 67 f.; diese Zeitschrift Bd. XXX, S. 13 f.; Bonner Jahrbücher CVI, 215.

[2] Kraus, Die altchristlichen Inschriften der Rheinlande I (Freiburg, Mohr, 1890), 143 f.; Wetzer u. Welte's Kirchenlexikon XII (2. Aufl.), 476 f.

[3] Mohr, Die Kirchen von Köln (Berlin, Niethe, 1889) S. 60; Dehio und v. Bezold, Baukunst Tafel 4 und 209.

[4] *Gelenius*, De admiranda magnitudine Coloniae (Coloniae 1645) p. 408.

[5] *S. Hieron.*, Epistola 123, 16 (*Migne*, Patr. lat. XXII, 1057). Cfr. *Amm. Marc.* XXVII, 10.

vor den Mauern gelegenen Viktorstiftes sein, die hl. Helena habe nicht nur die Kirchen der thebäischen Märtyrer zu Xanten, Köln und Bonn, sowie den Dom zu Trier, sondern auch ihr Gotteshaus begründet und begütert[1].

Die Gegend um Salzburg bis zum Chiemsee und bis zu den Alpen besaß im 5. Jahrhundert beim Einfalle der Barbaren zahlreiche aus Stein erbaute Gotteshäuser; denn der hl. Severin († 482) fand dort Kirchen an fast allen von ihm besuchten Orten[2].

In Bayern hatte nicht nur Regensburg, sondern auch Augsburg altchristliche Basiliken. In Regensburg zeugt der Grabstein der gegen Ende des 4. Jahrhunderts neben der Grabstätte heiliger Märtyrer bestatteten Sarmanna für frühe Einführung des katholischen Glaubens[3], dessen Bekenntnis und Gottesdienst ohne Kirchen für jene Zeit undenkbar ist. Kam ja das Christentum aus Italien nach Deutschland. Von Rom gestützt und gestärkt, richtete es sich zuerst an römische Bürger und Soldaten. Seine Gotteshäuser waren mit der Liturgie so eng verbunden, daß deren Bau und Einrichtung zweifelsohne ebensowohl römische Vorbilder nachahmte wie der Gottesdienst. Fast alle auf Steinbauten bezügliche Worte der deutschen Sprache sind dementsprechend dem Lateinischen entlehnt und zeigen, daß frühzeitig die römische Technik für wichtigere Bauten, also gewiß auch für Kirchen, aufgenommen und festgehalten ward. Man erinnere sich nur an die Worte: Fundament, Mauer, Pfeiler, Ziegel, Kalk, Mörtel, Gewölbe, Kammer, Dom, Tempel, Turm und Krypte. Soweit war der Steinbau eingeführt, daß selbst zwischen Main und Rhein die einfachen Häuser, welche Julian auf seinen Streifzügen zerstörte, sorgfältig in Stein aufgemauert waren[4].

---

[1] Beissel, Die Bauführung des Mittelalters I, Baugeschichte der Kirche des hl. Viktor zu Xanten, 23. und 24. Ergänzungsheft zu dieser Zeitschrift S. 20 f.

[2] Vita s. Severini c. 1 sq. Ecclesia Asturis; c. 9 sq. Basilica monasterii; c. 11 Ecclesia Cucullis; c. 13 Basilica iuxta urbem Iuvao; c. 15 sq. Ecclesia ex lignis constructa Quintanis extra muros (also eine Landkirche); c. 22 Basilica extra muros oppidi batavini in loco nomine Boiotio; c. 23 In monasterio Favianis basilica s. Ioannis; c. 28 Cuncti pauperes in una (!) basilica Lauriaci oppidi; c. 39 Parvum oratorium (Mon. Germ., Auctor. antiqu. I, 2). Vgl. Hauck, Kirchengeschichte I, 326 f.

[3] Graf Walderdorff, Regensburg (4. Aufl., Regensburg, Pustet, 1896) S. 15.

[4] Domicilia cuncta curatius romano ritu constructa (*Amm. Marcell.* 17). Vgl. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde I, 89 und 499.

Wenn also Binterim und Mooren sagen: „Durchgehends kann man annehmen, daß einige der alten Pfarrkirchen in der Kölner Diözese aus der Zeit der Römer, die meisten aus merowingischer und karolingischer Zeit herstammen“ [1], so gilt das auch von den andern älteren Bistümern Deutschlands und Galliens. Man kann sogar weiter gehend behaupten, beim Beginn der Völkerwanderung sei schwerlich ein bedeutender, der Herrschaft Roms unterworfener Ort ohne christliche Gemeinde, also ohne kirchliche Basilika gewesen. Daß jedenfalls in jenen rheinischen Städten und Weilern, worin Christen für ihre Gräber Inschriften auf Steintafeln eingraben ließen [2], steinerne Kirchengebäude sich befanden, kann wohl nicht bezweifelt werden. Ohne Zweifel hatten die alten Städte Metz, Toul, Verdun und Trier, Tongern, Maastricht, Köln, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Konstanz (Windisch), Basel (Augst) und Chur, Seben, Augsburg und Regensburg im 4. Jahrhundert ihre Cömeterien, sowie Kirchen oder Kathedralen mit Taufkapellen aus Stein.

Wie eifrig man bei Kirchenbauten voranging, zeigt das Beispiel des Bischofs Victricius von Rouen, des Freundes der hll. Ambrosius und Paulin. Als er begonnen hatte, eine Kirche zu Ehren der ihm vom großen Bischofe von Mailand gesandten Reliquien zu bauen, und deren Altar den hll. Gervasius und Protasius geweiht hatte, sagte er am Schlusse seiner Lobrede über jene Heiligen, jetzt seien die Fundamente zu der Kirche gelegt und lange Mauern aufgeführt. Er werde nicht zögern, sie zu vollenden, wo nötig, mit eigenen Händen Steine herbeizuwälzen und Felsstücke auf seinen Schultern herbeizutragen [3].

Erfahrene Forscher werden leicht zugeben, vor der Völkerwanderung seien steinerne Kirchen an den von römischer Kultur beherrschten Orten, also besonders in den bischöflichen Städten, zu finden gewesen. Sie werden aber fragen: „Mangelte es nicht, nachdem fast alle Kirchen von den Barbaren verbrannt worden waren, im 5. und 6. Jahrhundert an Mut, Kraft und Geschick, sie in würdiger Weise zu erneuern?“

---

[1] Die Erzdiözese Köln im Mittelalter. Neu bearbeitet von A. Mooren, I (Düsseldorf 1892), 29.

[2] Sie sind gesammelt von Kraus, Die christlichen Inschriften der Rheinlande I. Freiburg, Mohr, 1890. Cfr. *Le Blant*, Inscriptions chrétiennes de la Gaule, Paris 1856, und Nouveau recueil des inscriptions chrétiennes de la Gaule, Paris 1892.

[3] *Victricii* Rothomagensis episcopi liber de laude sanctorum 12 (*Migne*, Patr. lat. XX, 457 sq.).

Verbürgte Thatsachen zur Beantwortung dieser Frage fehlen in den Rheinlanden nicht, sind aber doch verhältnismäßig selten. Da nun in Gallien fast dieselben Kulturverhältnisse das kirchliche Leben beherrschten, wie am Rhein, dort aber die Nachrichten ausgiebigere Aufklärung bieten, wird es ratsam sein, zuerst zu sehen, wie es dort stand, um aus dem gewonnenen Ergebnisse Schlüsse für unsere Gegenden zu ziehen. Nach Gewinnung einer solchen Grundlage werden unmittelbare Berichte über rheinische Kirchen mehr Klarheit und Gewicht bieten.

Gregor von Tours sowie viele seiner aus reicheren und alten Familien stammenden Zeitgenossen sahen sich als Erben der Römer an, deren Sprache sie redeten. Sie lasen die römischen Klassiker und ahmten sie nach. Gregor selbst liebte vor allem Virgil und Sallust[1]. Sie sahen es als eine Ehrensache an, größere Kirchen, besonders Kathedralen, „nach römischer Art“ zu bauen, so wie ihre Vorfahren gethan und Italien zu thun gewohnt war. Für weite Verbreitung des Steinbaues zeugt Gregors Erzählung, als die Königin Radegundis 587 gestorben sei, hätten Steinmetzen, welche in den benachbarten Brüchen arbeiteten, Engelstimmen vernommen[2]. Benedikt Biscop, der berühmte Abt von Wearmouth in England († 690), holte aus Frankreich Bauleute zur Errichtung einer steinernen Kirche „nach Art der Römer, die er stets liebte“[3].

Viele gallische Kirchen ruhten auf Marmorsäulen, die oft antiken Bauten entstammten und z. B. in der um das Jahr 515 geweihten Basilika des hl. Antolian zu Clermont sogar aus parischem Marmor waren[4]. Die runden Apsiden waren meist gewölbt. Auf Bogen ruhten die Oberwände des Mittelschiffes, welches in einer flachen Decke oder in einem offenen Dachstuhle endete. Als Bischof Perpetuus († 480) die alte Martinsbasilika zu Tours niederlegte, um eine größere zu errichten, fand er die Decke ihres Chores so reich geschnitzt, daß er sie nicht zerstören mochte, sondern eine Kirche zu Ehren der Apostelfürsten baute, in die er sie einfügte[5].

---

[1] Revue des questions historiques XXIV, 586 s.

[2] Vita s. Radegundis II, 22 (Mon. Germ., SS. rerum Meroving. II, 392).

[3] *Beda*, Historia s. abbatum I (*Migne*, Patr. lat. XCIV, 716): Benedictus Oceano transmisso Gallias petens caementarios, qui lapideam sibi ecclesiam iuxta Romanorum, quem semper amabat, morem facerent, postulavit.

[4] *Gregor. Tur.*, In gloria martyrum c. 64 (Mon. Germ. l. c. p. 531).

[5] Acta SS. 8. April. I, 745 ed. nov.

Eine kostbare, geschnitzte und vergoldete Decke der von Bischof Leontius erneuten Basilika des hl. Eutropius besingt Venantius. Derselbe meldet, das Dach der Peterskirche zu Nantes sei mit Blei gedeckt gewesen [1]. Neben den gallischen Kirchen befand sich eine Sakristei (Sacrarium, Secretarium) [2] und ein zu Versammlungen bestimmter größerer Raum (Salutatorium) [3]. Wie die Kirchen der größeren Städte, besonders die Kathedralen, waren manche kleinere Gotteshäuser aus Stein erbaut [4].

Die dem hl. Vincentius gewidmete Abteikirche St-Germain-des-Prés zu Paris hatte von Childebert die Kreuzesform erhalten, ruhte auf Marmorsäulen, besaß eine vergoldete Täfelung, einen Mosaikfußboden und Wandgemälde. Das Volk nannte sie wegen der vergoldeten Kupferplatten ihres Daches „das goldene Haus des Germanus" [5].

Bischof Mamatius von Clermont-Ferrand erbaute sich um 460 im Zeitraume von zwölf Jahren eine kreuzförmige Kathedrale von 150 Fuß Länge, 60 Fuß Breite und 50 Fuß Höhe mit einer runden Apsis, 42 Fenstern, 70 Säulen und 8 Thüren [6].

Ungefähr ebenso groß war die von Bischof Perpetuus zu Tours neu errichtete Martinskirche, die 160 Fuß lang, 60 Fuß breit und 45 Fuß hoch wurde; ihr Chor erhielt 32, ihr Schiff 20 Fenster. Sie hatte 120 Säulen und 8 Eingänge [7]. In ihre 52 Fenster waren nach damaliger Sitte in hölzernes Stabwerk Glasscheiben eingefügt [8]. Außer dieser Kathedrale und der genannten Kirche der Apostelfürsten baute Perpetuus fünf Pfarrkirchen außerhalb seiner Bischofsstadt. Doch wird uns nicht gemeldet, ob sie von Holz oder Stein waren.

Malereien fand man auf den Wänden der Schiffe und in der Apsis häufig. Nicht nur gewöhnliche Leute, selbst der spätere Thronprätendent

---

[1] *Venantius Fortunatus* I, 13; III, 7 (Mon. Germ. l. c. p. 15. 57).

[2] *Gregor. Tur.*, Histor. II, 21; VI, 11; VII, 22, p. 84. 256. 303.

[3] Ibid. VII, 27 et 29; IX, 12, p. 307. 309. 369.

[4] Ibid. II, 14 et 16; Liber gloriae martyrum 12. 46. 64; Liber vitae patrum II, 4; VII, 4; XII, 3 (Mon. Germ. l. c. p. 81. 82. 496. 519. 531. 671. 689. 715).

[5] *Mabillon*, Annales I, 135 ad ann. 555. Diese Annalen bieten noch andere Beispiele prächtiger Kirchen des 6. und 7. Jahrhunderts.

[6] *Gregor. Tur.*, Hist. Franc. II, 16, l. c. p. 82.

[7] Ibid. II, 14; Acta SS. 8. April. I, 745 ed. nova.

[8] Ibid. VII, 10; VIII, 29; In gloria martyrum 58; De virtutibus s. Iuliani 13 et 27 (Mon. Germ. l. c. p. 255. 310. 528. 570. 578. 621); *Audoeni* Vita s. Eligii II, 47 (*Migne*, Patr. lat. LXXXVII, 575); *Venantius Fortunatus* II, 10; De ecclesia Parisiaca (Mon. Germ. l. c. p. 40).

Gundovald bemalte die Wände und Gewölbe der Kirchen mit Figuren[1]. Der Geschichtschreiber der Franken berichtet, da die Namen der dargestellten Heiligen neben deren Bilder geschrieben gewesen seien, habe ein frommer Jüngling dies benutzt, um lesen zu lernen[2]. Geübte Meister stellten sogar den Körper des Gekreuzigten mit auffallender Naturwahrheit dar, verstießen aber dadurch so sehr gegen die Sitte, daß man ihr Bild mit einem Kleidungsstück bedecken mußte[3]. Einen noch merkwürdigeren Beweis für die Handfertigkeit fränkischer Künstler liefert die Erzählung Gregors, bei der Ausmalung der Stephanskirche von Clermont habe sich die Stifterin um 460 zu den Malern hingesetzt und diesen die Legenden vorgelesen. Die Künstler hätten dann alles so auf die Wand gezeichnet, wie die Matrone angab[4]. Die Beschreibung von sieben Gemälden, in welchen der oft genannte Gregor zu Tours Ereignisse aus dem Leben des hl. Martin darstellen ließ, beweist, wie wenig seine Künstler selbst vor großen und schwierigen Kompositionen zurückschraken[5]. Mosaiken der Lyoner Kirchen besang im 6. Jahrhundert Apollonius Sidonius[6], Venantius Fortunatus aber die durch Bischof Felix bestellten Mosaiken der Kirche der heiligen Apostel Petrus und Paulus zu Nantes mit ihren Scenen aus dem Leben der hll. Hilarius und Fereolus[7]. In demselben Jahrhundert ließ Gregor von Tours in seiner Martinskirche Mosaiken anbringen, ebenso Bischof Numatius in seiner Kirche zu Clermont[8]. An den Mauern der Kirche zu Toulouse glänzten in goldenen Glaspasten die Bilder Christi, der Apostel, Evangelisten, Erzengel und Patriarchen. Selbst in die Säulen waren dort Mosaiksteine eingefügt[9]. Wenig jünger waren die Mosaiken zu Chalons, in der Kirche des hl. Petrus zu Paris und in der Basilika

[1] *Gregor. Tur.*, Hist. Franc. VII, 36, p. 316.

[2] Liber vitae patrum c. 2, p. 713.

[3] In gloria martyrum c. 22, p. 501.

[4] Hist. Franc. II, 17, p. 82. Über gleichzeitige Malereien in der Kirche des hl. Antolian zu Clermont vgl. In gloria martyrum c. 64, p. 531.

[5] Vita s. Gregorii c. 12 (*Migne*, Patr. lat. LXXI, 121); *Venantius Fortunatus* X, 5, p. 237 sq.; *Gregor. Tur.*, Hist. Franc. VII, 22, p. 303.

[6] *Apollinaris Sidonius*, Epistol. II, 10 (Mon. Germ., Auctores antiq. VIII, 34); cfr. Carmen 23, p. 251.

[7] *Venantius Fortunatus* III, 7, p. 57.

[8] *Gregor. Tur.*, Hist. Franc. II, 16, p. 82. Über die alten Mosaiken im Tempel des Merkur zu Clermont vgl. I, 32, p. 50.

[9] *Gerspach*, La Mosaïque (Paris, Quantin) p. 45 s.; Bucher, Geschichte der technischen Künste I, 107. 119 f.

der hl. Genovefa daselbst[1]. Bischof Desiderius von Auxerre († 623) benutzte zur Herstellung der auf Goldgrund glänzenden Bilder seiner Apsis die von Bischof Syagrius von Autun († 600) ausgeführten[2].

Nachdem für die der Völkerwanderung folgende Zeit im Frankenreich eine hohe Blüte der christlichen Kunst nachgewiesen ist, wenden wir uns wiederum zu den Rheinlanden. Daß man dort auf den Pfaden der römischen Kunst blieb und rüstig voranarbeitete wie in Italien, zeigt eines der bedeutendsten Werke jener Zeit: die Erneuerung des von den Barbaren im 5. Jahrhundert eingeäscherten Domes zu Trier. Die brennenden Balken des Daches und der flachen Decke waren auf den Boden gefallen und hatten durch ihre Glut jene vier großen, oben erwähnten Säulen verkalkt und gestürzt. Bischof Nicetius († um 565) ließ die Außenmauern in stand setzen, vier neue Monolithen aus Kalkstein errichten und auf sie Kapitäle legen, deren Form den römischen Kompositenkapitälen gleicht, die jedoch an den Ecken statt der Voluten Köpfe erhielten. Jeder der zwölf auf die Säulen gestützten Rundbogen wurde aus drei übereinander gewölbten Lagen gebildet, deren Ziegel die Länge, Breite und Dicke der römischen hatten. Mörtel wurde zwischen ihnen so reichlich verwendet, wie in Gebäuden des 4. Jahrhunderts. Doch blieben die Deckziegel weg, welche von den römischen Arbeitern stets auf den dritten Bogen gelegt wurden, um das Ganze noch mehr zu festigen und auch schöner zu gestalten. Die Wände ließ Nicetius mit Mörtel verputzen, dem nicht, wie es vordem gewesen war, Ziegelmehl beigemischt wurde. Dann befahl er, bei Bemalung des Innern unten die ehemalige Täfelung der Marmorplatten, oben aber Mosaikverzierungen nachzuahmen, die Decke zu kassettieren, den Schaft der Säulen grünlichgrau, also granitartig, die Blätter der Kapitäle rot, deren Masken goldgelb zu färben[3]. Zur Vollendung seines Baues hatte er Arbeiter aus Italien, vielleicht aus Como, berufen. Leider erfahren wir nicht, ob sie ihm als Maurer, Steinmetzen oder Mosaicisten dienten[4]. Wie Venantius Fortunatus ihn zur Erneuerung seines Domes und

---

[1] *Gregor. Tur.*, Hist. Franc. V, 45, p. 238.

[2] Historia episcoporum Antissiodorensium (*Labbé*, Nova bibl. I, 413); *Labarte*, Histoire des arts industriels IV, 226.

[3] v. Wilmowsky, Der Dom zu Trier. Trier, Lintz, 1874.

[4] Epistola *Rufi* ad Nicetum (*Hontheim*, Historia Trevirensis I, 37): Harum portitores, *artifices de partibus Italiae accisitos* et sacramentorum legationi securitate traditos ad vos (Deo ducente) transmisi. Über jene Meister von Como vgl. Krieg von Hochfelden, Geschichte der Militär-Architektur in Deutschland

zur Erbauung einer mächtigen Burg beglückwünschte, ist in dieser Zeitschrift früher dargelegt worden[1].

Unterhalb der Stadt Trier erhob sich früh eine zweite, vielleicht vor dem 6. Jahrhundert gegründete Marienkirche dicht bei der Mosel. „Sie trug den Namen „Maria im Kapitol", „Maria am Ufer" oder „Maria zu den Märtyrern". Etwa eine Stunde stromabwärts wurde das Kloster Pfalzel in den Resten eines römischen Palastes (Palatiolum) eingerichtet. Innerhalb der Stadt gründete Bischof Modualb († 636) ein der hl. Symphorosa geweihtes Frauenkloster, die hl. Irmina aber um 700 in den Ruinen des römischen Kornspeichers (Horrea) ein Kloster für Benediktinerinnen, an das sich eine Kirche anlehnte. Daß alle diese Trierer Bauten nicht aus Holz oder Fachwerk hergestellt wurden, kann keinem Zweifel unterliegen.

Erinnert man sich, daß neben diesen neuen Stiftungen die Kirche des hl. Eucharius in dem südlichen und die der Gottesmuttter im nördlichen Leichenfelde der Stadt wiederhergestellt war, daß das Kloster des hl. Maximin aufblühte und in der Stadt neben dem Dome jedenfalls mehrere Pfarrkirchen bestanden, dann findet man in Trier für das 7. Jahrhundert bereits eine stattliche Reihe von Gotteshäusern.

Auch Köln besaß deren nicht wenige. Das Innere der Kirche des hl. Gereon hatte wegen ihrer herrlichen Mosaiken den Namen „Zu den goldenen Heiligen" erhalten[2]. Venantius sandte auch dem Bischof Carentius einige verbindliche Verse nach Köln, um ihn wegen der Instandsetzung dieser Kirche zu beloben[3].

S. 158 f.; Mothes, Baukunst in Italien I, 236 f. und die dort angegebene ältere Litteratur; Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie II (5. Aufl.), 49 Anm.; Historisch-politische Blätter CX (1892), 187 f.; Kreuser, Der christliche Kirchenbau I (2. Aufl.), 375 f.; *Giuseppe Merzario,* I Maestri comacini (Milano, Agnelli, 1893); diese Zeitschrift Bd. XXX, S. 144.

[1] Bd. XXX, S. 140 f.

[2] *Gregor. Tur.,* Liber in gloria martyrum c. 61: Est apud Agrippinensium urbem basilica . . . et quia admirabili opere ex musivo quodam modo deaurata resplendet, Sanctos Aureos ipsam basilicam incolae vocitare voluerunt (Mon. Germ. l. c. p. 530).

[3] *Venantius* III, 14 (Mon. Germ. l. c. p. 68):

Aurea templa novas pretioso fulta decore:
Tu *nites,* unde Dei *fulget* honore domus,
Maioris numeri, quo templa capacia constent.
Alter in excelso pendulus ordo datur.

Der vierte Nachfolger des Carentius, der hl. Kunibert, errichtete im Beginn des 7. Jahrhunderts am Rhein, unweit vom ursulanischen Kirchhofe, eine Kapelle zu Ehren des hl. Klemens, und noch vor Schluß desselben Jahrhunderts schenkten Pipin und Plektrudis den Benediktinern in Köln eine Martinskirche, den Benediktinerinnen die Kirche der heiligen Maria im Kapitol, deren Grundriß sehr an denjenigen des Kaiserpalastes zu Trier erinnert.

Mainz sah seinen Dom bald nach der Völkerwanderung wiederhergestellt und hörte, wie Venantius Fortunatus, der unermüdliche Gelegenheitsdichter seiner Zeit, den Bischof Sidonius wegen neuer Restaurationsarbeiten beglückwünschte und dessen neue Taufkirche mit einer hoch aufragenden Burg verglich[1]. Hier waren, wie in ganz Frankreich, die Fenster der Gotteshäuser mit Glas verschlossen. Hatte sich doch die Glasindustrie der römischen Zeit bis in die Tage der Karolinger daselbst so gut erhalten, daß der englische Abt Gutberct von Erzbischof Lullus aus Mainz einen Mann erbat, welcher seine Mönche die Zubereitung von Glasgefäßen lehren sollte. Sein Vorgänger Benedikt Biscop († 690) hatte aus Frankreich Arbeiter zur Herstellung der Glasfenster der Abtei Wearmouth berufen[2].

Straßburg besaß seit dem Beginn des 6. Jahrhunderts wiederum Bischöfe, also auch eine Kathedrale, die 769 unter Pipin erneuert wurde[3]. Aus der Nachricht, der hl. Fridolin habe im Beginn desselben Jahrhunderts an der Mosel (in den Vogesen), in Chur und Straßburg zu Ehren seines Patrons, des hl. Hilarius von Poitiers, Holzkirchen erbaut[4], zu beweisen, jene ältere Kathedrale Straßburgs sei ein Holzbau gewesen, ist unthunlich. Der genannte heilige Abt konnte doch für seine Mönche Fachwerkskirchen bauen, während ein Bischof für seinen Gottesdienst etwas Festeres und Besseres, nach römischer Sitte Gestaltetes herstellte.

---

[1] *Venantius Fortunatus* II, 11 sq.; IX, 9 (Mon. Germ. l. c. p. 40 sq. 215); Friedrich, Kirchengeschichte Deutschlands II, 362 f.; Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands I, 580 f.; Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I, 31.

[2] *Beda*, Vita s. abbatum I (*Migne*, Patr. lat. XCIV, 717); *Jaffé*, Bibl. III. (Mon. Moguntina ep. 134, p. 301).

[3] *Gerbert*, Vetus liturgia Alemanica I, 181; *Ermoldus Nigellus*, In honorem Hludovici IV, 499 sq. (Mon. Germ., Poetae II, 76 sq.); Kreuser a. a. O. S. 181.

[4] Acta SS. 6. Mart. I, 432 sq. ed. nov.

Zu Regensburg bestattete man den hl. Emmeran um 680 in einer an der Stelle eines Herkulestempels auf dem römischen Kirchhofe erbauten Georgskirche [1].

In Augsburg zeugt der fortgesetzte Kult der hl. Afra für die Blüte einer festen Gemeinde, die ohne Kirche undenkbar ist. Venantius Fortunatus besuchte dort 564 eine jener Heiligen geweihte Kapelle [2].

Zu Freising fand der hl. Korbinian bei seiner Missionsreise im Jahre 718 zwei Kirchen, der hl. Bonifatius aber traf nicht nur in Eichstätt, sondern auch an andern Orten Bayerns ältere Gotteshäuser [3].

Die Kathedralen und größeren Kirchen wurden nun im 6. Jahrhundert meist aus Ziegeln, Tuffblöcken, Quadern oder Bruchsteinen errichtet, und alle derartigen Gebäude zählten zu den nach „römischer Weise" hergestellten. Daß Ziegelbauten damals noch aufgeführt wurden, zeigt der von Nicetius zu Trier erneuerte Dom und der Umstand, daß Gregor von Tours von Ziegelbrennereien als von einer allgemein bekannten Sache redet. Noch um 777 wurde in England die Basilika des hl. Alban aus gebrannten Steinen errichtet [4]. Am Rhein freilich zogen viele Bauherren den aus der Nähe des Laacher Sees und aus dem Brohlthal bezogenen oder älteren römischen Gebäuden entnommenen Tuff den Ziegeln vor. Andere bedienten sich kleiner Bruchsteine und der aus den Flüssen geholten Kiesel, bei deren Verwendung leicht durch Musterungen und Zusammenstellung verschiedenartiger Farben Wechsel und eine schöne Wirkung zu erzielen war. Sie nannten diese Bauart die gallikanische. Eines ihrer besten Werke ist der Klarenturm zu Köln, ein Rest der alten fränkischen Befestigung der Stadt [5].

---

[1] Graf Walderdorff a. a. O. S. 298 f. *Venantius Fortunatus*, Vita s. Martini IV, 643 (Mon. Germ. l. c. p. 368).

[2] Hauck a. a. O. I, 89 Anm. 326.

[3] Vita s. Bonifatii c. 6; *Jaffé*, Bibl. III (Mon. Moguntina p. 432 sq.); Sighart, Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern (München 1863) S. 15 f.

[4] *Gregor. Tur.*, Liber vitae patrum 4 (Mon. Germ. l. c. p. 671); Monasticon Anglicanum 177; Rithulphus Droberensis basilicam s. Albani a fundamento inchoans miro opere de cocto lapide latere circa haec tempora (777) consumavit.

[5] *Mabillon*, Annales ordinis s. Benedicti I, 359 (In monasterio s. Amanti Desiderius episcopus Cadurensis circa annum 632) primam loci basilicam non *Gallicano ritu* minutis ac rudibus, sed quadratis ac dedolatis lapidibus extruendam curavit. Abbildung des Kölner Turmes in: Köln und seine Bauten (Köln 1888) S. 15.

Wie die Landbewohner aus vielfachen Gründen sich mit Holzkirchen begnügten und die aus Schottland eingewanderten Mönche ihren schottischen Holzbau festhielten, wird ein anderes Mal darzulegen sein. Das aber ist klar, die alte römische Weise, nicht nur den Altar, sondern auch das Gotteshaus wo möglich aus Stein auszuführen, wurde seit Einführung des Christentums festgehalten. Da die Architektur die Grundlage aller Kunst ist, verdankt man diesem Bestreben die Entwicklung der gesamten christlichen Kunstthätigkeit. Steinerne Tempel haben selbst alle höher entwickelten heidnischen Völker errichtet. Die Träger des Christentums sind nicht hinter ihnen zurückgeblieben. Sie haben in Italien, Spanien, Gallien und am Rhein auch in den Stürmen der Völkerwanderung ihre wichtigeren Kirchen stets wieder in Stein erneuert und dadurch einen großen Teil römischer Technik und Kultur in das Mittelalter gerettet, das den überlieferten Schatz nicht nur treu hütete, sondern auch verwertete und förderte.

Steph. Beissel S. J.

Die Vaticana unter Nikolaus V.
Neue Bücherschätze.

Nikolaus V. war kein humanistischer Schriftsteller, er war kaum schriftstellerisch thätig. Deshalb darf man ihn jedoch nicht einem leidenschaftlichen Antiquar oder Handschriftensammler gleichstellen. Er war mehr, er entwickelte zumal eine doppelte fruchtbare litterarische Thätigkeit, die hinwiederum seiner Bibliothek, der Vaticana, zu gute kam.

I.

Die Kenntnis des Griechischen war um die Mitte des 15. Jahrhunderts noch eine seltene Ausnahme selbst bei den Gelehrten. Nikolaus hatte es als Magister Thomas nicht erlernt und fand später natürlich nicht Muße dazu. Von seinen griechischen Büchern wollte er dennoch Genuß und Freude haben, wollte auch überhaupt den des Griechischen Unkundigen die griechische Weisheit: Philosophie, Geschichte und Poesie, alsbald flüssig machen. So ward denn das Übersetzenlassen der griechischen Klassiker

für ihn ein erstes, großes Arbeitsfeld. Er warf sich darauf beinahe mit Leidenschaftlichkeit und gewann damit seiner Bücherei nicht wenige kostbare Handschriften. Mit Unrecht hat man diese Mühen des Papstes geringschätzig behandelt [1].

Es „verdient eben die fieberhafte Übersetzerthätigkeit, welche Papst Nikolaus V. unter seinen Genossen anregte und durch Ermahnungen und Belohnungen immer mehr steigerte, nicht den verächtlichen Namen einer Übersetzerfabrik, durch den man sie hat verdammen wollen“ [2]. Die wenigen tüchtigen Gräzisten jener Zeit standen wegen dieser ihrer Wissenschaft überall in hohen Ehren. Ihre Arbeit galt als eine würdige, echt litterarische Beschäftigung, deren sich der gefeiertste Humanist nicht zu schämen brauchte. Überhaupt war man der Ansicht, daß nur ein Klassiker einen Klassiker übersetzen könne. Der aufgeblasene Filelfo ging so weit, wegen seiner Kenntnis der griechischen Klassiker sich für den Unvergleichlichen zu erklären. Kann er doch, wie er meint, im Latein kühn mit Virgil und Cicero sich messen.

„Rechnest du aber dazu, daß ich beide die Sprachen bemeistre,
Hellas' und Romas zugleich, sprich, wer vergleichet sich mir?“ [3]

Man muß noch hinzunehmen, daß, wie eben bereits angedeutet, diese Übersetzungen so recht das Studium waren für den Papst selbst. Wer will es ihm verargen, wenn er nicht bloß neue Bücher besitzen und der Nachwelt überliefern, sondern auch selbst seine Lieblingsbücher lesen und studieren wollte? In Wirklichkeit hat auch „für die Verbreitung und Kenntnis der griechischen Sprache und Litteratur, deren hervorragender, unvergänglicher Wert für die Geisteskultur von Nikolaus V. mit tiefem Verständnis erfaßt wurde, der von diesem Papste in Rom vereinigte Gelehrtenkreis Namhaftes geleistet“ [4]. Zu der Übertragung besonders der griechischen Geschichtswerke urteilt daher Reumont mit Recht: „Papst Nikolaus hat auf diesem Felde eine Thätigkeit entwickelt und veranlaßt, die man nicht gering anschlagen darf, so unvollkommen manche der Arbeiten an sich sein mögen, so sehr man in der Textkritik bei den ersten Schritten stehen blieb. . . . Die bis dahin nur aus Kompendien geschöpfte Kenntnis der griechischen Geschichte wurde zugleich mit jener der Historiker gefördert.

[1] Vgl. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums II, 158.
[2] Geiger, Renaissance und Humanismus S. 124.
[3] Die metrische Übersetzung ist von Reumont, Die Stadt Rom III,, 330.
[4] Pastor, Geschichte der Päpste I, 445.

Thukydides, Herodot, Diodor, Polybius, Xenophon, Plutarch, Arrian, Strabo u. a. wurden um die Mitte des Jahrhunderts ganz oder teilweise übertragen. Diese Übertragungen ließen meist so in Bezug auf Treue wie auf den lateinischen Ausdruck viel zu wünschen übrig, aber es war doch eine unendliche Bereicherung des wissenschaftlichen Materials und geistigen Reichtums, namentlich eine Aufforderung zur vollkommenen Aneignung."[1]

Nikolaus' V. Schuld ist es nicht, wenn das Resultat nicht besser ausfiel. Mit dem Lohn und dem Gold zur Ermunterung der Übersetzer kargte er wahrlich nicht. Und so weit es in seiner Macht stand, zog er die besten Kräfte, die es damals überhaupt gab, die berühmtesten Humanisten seiner Tage zu dem Unternehmen heran. Es war freilich der Plan des Papstes, die gesamte griechische Litteratur ins Lateinische übertragen zu lassen und in Italien einzubürgern. In der Widmung seiner Thukydidesübersetzung redet daher Valla Nikolaus selber an mit den Worten: „Du hast uns, die wir beider Sprachen mächtig sind, geheißen, so weit es nur möglich, ganz Griechenland dir zu unterwerfen, d. h. die griechischen Bücher dir ins Latein zu übertragen." Die Übersetzung gelang ihm in Wirklichkeit nur bei einer guten Anzahl Historiker, bei verschiedenen Werken des Aristoteles und Plato sowie bei einzelnen griechischen Dichtungen. Zur Gründung der Vaticana waren das immerhin kostbare Bausteine.

Zunächst nahm der Papst die Übersetzung der Werke des Aristoteles in Angriff; er hoffte, in nicht so ferner Zukunft den Stagiriten vollständig im lateinischen Gewande zu besitzen. Selbst der Kardinal Bessarion half dazu und übernahm die 14 Bücher der Metaphysik, und wie es von einem Bessarion, der Grieche und Philosoph zugleich war, nicht anders zu erwarten, die Übersetzung war philosophisch und sprachlich gut und getreu, wenn auch das Latein nicht zu elegant erschien. Der Kardinal widmete jedoch dies sein Werk dem König Alfons von Neapel. In der Widmung des Buches sehen wir, wie auch diesem großen Griechen die Übersetzung am Herzen lag; denn er sagt dort, daß er die Sprachenkenner aufgerufen habe, alle aristotelischen Schriften von neuem ins Lateinische zu übertragen.

Der zweite Aristotelesübersetzer, auch ein geborener Grieche, war ein in jeder Beziehung fähiger Gelehrter, Georgios Trapezuntios. An der Universität zu Rom dozierte er nicht bloß Griechisch, sondern auch Dialektik und Rhetorik, sein Latein war sehr gut. Schon unter Eugen IV. hatte

---

[1] Pastor a. a. O. III$_1$, 328 f.

er zu Florenz beim Konzil das Werk des hl. Basilius über die Gottheit des Sohnes und das Ausgehen des Heiligen Geistes übersetzt. Für Nikolaus V. übertrug er jetzt des Aristoteles Buch von den Tieren sowie dessen größere Rhetorik. Darauf wurde er mit Platos zwölf Büchern De legibus (*νόμοι*) beauftragt, und auch diese Übersetzung brachte er bald zu stande. Vorher hatte er dem Papste eine ganze Reihe von Übersetzungen aus den griechischen Kirchenvätern geliefert: so des Eusebius Bücher De praeparatione evangelica, den Kommentar des hl. Cyrillus zum Johannesevangelium nebst dessen Werk über die heiligste Dreifaltigkeit und Homilien vom hl. Chrysostomus. Später übersetzte er noch mit Tortello das Leben des hl. Athanasius vom hl. Gregor von Naziànz (Orat. 21), dann einige Sachen vom hl. Basilius und Cyrillus samt dem Leben des Moses vom hl. Gregor von Nyssa. Schon waren dem fruchtbaren Übersetzer zu neuer Arbeit die 80 Homilien des hl. Chrysostomus über das Evangelium des hl. Matthäus übergeben, als er sich dem päpstlichen Gönner mit der lateinischen Übertragung des Almagestus von Ptolemäus nebst den dazu gehörigen Kommentaren nahte. Bei dieser Arbeit erkannte nun der Papst, wie der Trapezuntier seine Gunst mißbrauche und ihn mit der liederlichen Ungenauigkeit der Übersetzungen betrogen hatte. Nikolaus entzog ihm alsbald seine Huld und beauftragte den würdigsten und tüchtigsten Griechen, Theodoros von Gaza aus Saloniki, mit der Übersetzung der 80 Homilien des Goldmundes. Theodoros übersetzte auch die Problemata der Mechanik von Aristoteles nach dem kostbaren einzigen Exemplar, von dem oben schon die Rede war. Zudem schrieb er aufs neue die von Trapezuntios schlecht übersetzte aristotelische Schrift über die Tiere, und diese Handschrift, herrlich illuminiert, befindet sich in der heutigen Vaticana unter Nr. 2094. Alsdann folgte in Übersetzung ein Werk des Theophrastos über die Pflanzen[1]. Gazas Latein war ebenso trefflich wie sein Griechisch; sagten ihm doch Kenner, wie Platina, nach, daß er die Beredsamkeit des Cicero im Griechischen wiedergebe und daß man an seinem Latein nicht die Spur des geborenen Griechen merke. Seine Übertragungen wurden als Kunstwerke gepriesen.

Ein anderes Buch des Theophrastos, das Bruchstück der Metaphysik, übersetzte der Gräzist Gregorio da Città di Castello, welcher später (1456) als Professor der griechischen Sprache und der Rhetorik an der Hochschule

---

[1] Vgl. Christ, Geschichte der griechischen Litteratur S. 495.

zu Paris Anstellung erhielt. Ebenso übertrug Papst Nikolaus ihm die beiden Ethiken des Aristoteles, ἠθικὰ Νικομάχεια und ἠθικὰ Εὐδήμεια. Diese beiden Ethiken nebst dem kleineren aristotelischen ἠθικὰ μεγάλα[1] hat dann später nach des Papstes Tode auch Manetti am Hofe des Königs von Neapel ins Lateinische übertragen[2]. Von Gregorio aber stammt noch eine Übersetzung von 15 Homilien des hl. Chrysostomus[3]. Außerdem erhielt er von Nikolaus zugleich mit dem 80jährigen Guarino von Verona den ehrenden Auftrag, Strabons Werk in Angriff zu nehmen. Nur die Übertragung der sieben letzten Bücher Strabons ist die Arbeit des Gregorio, während die zehn ersten Guarino zukommen, der aber später auch noch die seinem Werke fehlenden sieben Bücher des Geographen nachtrug und das Ganze herausgab.

Guarino war einer der tüchtigsten und ehrwürdigsten unter den seltenen und würdigen humanistischen Größen, zugleich der Lehrer vieler anderer. Enea Silvio, als Pius II., rühmt ihm nach, daß keiner der damaligen Gelehrten einen besseren Namen hinterlassen. Für den Papst Nikolaus scheint er weiter nichts übersetzt zu haben. Daß aber dieser ihn zu schätzen wußte, geht schon allein aus den 1000 Goldgulden hervor, mit denen er den nicht wohlhabenden Greis nach Vollendung jener zehn Bücher beglückte.

Einer der fruchtbarsten Schriftsteller aus den Humanistenkreisen des 15. Jahrhunderts — seine Grabschrift meldet, daß er mehr denn 127 Bücher aus allen Gebieten verfaßte —, doch lange nicht der beste, war Pier Candido Decembrio. Vom Papste war er ausersehen, Diodor und Appian in feinem Latein zu geben. Er brachte auch bald einen Teil des Appian Nikolaus V. dar; ob er ihn noch zu Lebzeiten desselben vollendet, ist nicht gewiß. Die Übersetzung des Diodor, in die er sich nach der Anweisung des Papstes mit Poggio teilte, begann er mit dem 16. Buche. Da aber Nikolaus bald starb, kam seine Arbeit nicht zur Vollendung. Überhaupt war Nikolaus der Ansicht, die Übertragung der griechischen Historiker sei so recht die Aufgabe seiner besten lateinischen Stilisten. Poggio hatte denn auch, von seinem päpstlichen Gönner angeregt, die Cyropädie des Xenophon in feines, aber freies Latein gegossen. Jetzt übersetzte er ihm die fünf ersten Bücher Diodors in derselben freien Art.

[1] Christ a. a. O. S. 413.

[2] *Muratori,* Rer. ital. script. XX, 596. 607.

[3] Cfr. *Migne,* Patr. graec. IL, 273—276 und LVI, 563 sq.

Schon sein Name bewirkte, daß die Arbeit viel gepriesen, gelesen, gedruckt wurde. Die Übersetzung von Xenophons Gespräch über die beste Führung des Hauswesens *(Οἰκονομικός)* widmete dem Papste der vielversprechende jüngere Lapo da Castiglionchio, den ein früher Tod an weiteren Arbeiten hinderte.

Bei der Übertragung der Historiker durfte natürlich Valla nicht fehlen. Er übernahm auch bald Thukydides sowohl als Herodot. Mit dem ersteren war er schon 1452 fertig[1], Herodot vollendete er erst nach dem Tode des Papstes. Als er die Thukydidesübersetzung, die sich übrigens später als minderwertig und ungenau erwies, dem erfreuten Papste darreichte, drückte ihm dieser 500 Scudi in die Hand. Auch Niccolò Perotti, der Freund und Günstling Bessarions, ein ausgezeichneter Stilist und Philologe, dazu lorbeergekrönter Dichter, dessen wir schon früher gedachten, wurde von Nikolaus durch ein reiches Geschenk überrascht, als er dem Papste die Übertragung der fünf Bücher des Polybios darbrachte.

Dem erstaunten, damals noch jugendlichen Perotti drängte Nikolaus die mit 500 neugeprägten päpstlichen Dukaten gespickte Börse förmlich auf mit dem Bemerken, er sei ihm noch zu mehr verpflichtet und werde es nicht vergessen. Später lieferte er dem Papste noch in Übersetzung die Sittenlehre des Epiktet sowie das Werkchen Plutarchs vom Glücke der Römer und den Kommentar des tüchtigen Aristotelikers Simplicius zur Physik des Stagiriten[2]. Ein anderer Gräzist aus dem Hause des Bessarion, der Venetianer Lauro Quirini, s. Z. Professor zu Padua, nahte sich dem Papste mit einer kleineren Übersetzung. Ebenso sandte Aurispa, der schon Tommaso da Sarzana eine Übersetzung zugeeignet hatte, mit Widmung eine neue, nämlich Hieroclis philosophi in versus Pythagorae aureos expositio, an den Papst. Es ist der in jenen Zeiten berühmte Kommentar zu Pythagoras' Χρυσᾶ ἔπη[3]. Als Nikolaus eben Kardinal geworden, hatte Rinuccio d'Arezzo für ihn bereits die Übersetzung des Lebens und der Fabeln des Äsop[4] in Angriff genommen; später erfreute er den Papst noch mit der lateinischen Übertragung der dem Hippokrates fälschlich zugeschriebenen Briefe[5]. Filelfo endlich, der eben in Rom von Nikolaus so freundlich empfangen und mit 500 Dukaten königlich beschenkt worden

---

[1] Cod. Vat. 1801.

[2] Cfr. *Giorgi, Dom.*, Vita Nic. V. p. 183 sq. [3] Ibid. p. 196.

[4] Vgl. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Litteratur (2. Aufl.) S. 898.

[5] *Giorgi* l. c. p. 195; vgl. Christ a. a. O. S. 712.

war, suchte sich des päpstlichen Gönners Wohlwollen zu erhalten. Er schrieb für ihn die Übersetzung der unter dem Namen des Plutarch bekannten Ἀποφθέγματα Λακωνικά und pries den Mäcen in der Widmung über die Maßen.

Obgleich nun diese Übertragungen den Papst geradezu beglückten, so hätte er dennoch alle gerne hingegeben, wenn ihm einer in schönen lateinischen Hexametern den Vater Homer zu Füßen gelegt hätte. Seine Bemühungen in dieser Beziehung hätten einen besseren Erfolg verdient. Man hatte den Fürsten aller Dichter schon in guter oder schlechter lateinischer Prosa. Valla z. B. übersetzte 16 Bücher der Ilias. Aber das weckte gerade die Lust, ihn auch in einem seiner Dichtkunst würdigen Latein zu genießen. Nikolaus wandte sich alsbald an den Kanzler von Florenz, Carlo Marsuppini, der wohl dazu befähigt war. Und als nun gar Marsuppini wirklich in kurzer Frist den ersten Gesang der Ilias und einen Teil des neunten in trefflicher Weise für Nikolaus V. fertig stellte, stieg dessen Freude einerseits wie seine erneute Sehnsucht anderseits aufs Höchste. Wie oft wird er nicht die ersten Verse gelesen haben:

Nunc iram Aeacidae tristem miseramque futuram,
Diva, cane, et quantos Graiis dedit ille dolores,

und wie strengte er sich nicht an, den Staatskanzler in Florenz loszubitten, damit dieser zu Rom in Muße das Werk vollenden könne! Es kam nicht dazu; nach einem halben Jahre war Marsuppini tot. Neue Hoffnungen weckte im Papste ein junger römischer Dichter Orazio da Roma, von dem Enea Silvio sagt, daß er wirklich einige Bücher der Ilias in so würdiger Weise übertrug, daß dieselben nostra miraretur, prisca non improbasset aetas. Aber auch diese Hoffnung schwand, eine Fortsetzung kam nicht, wir wissen nicht, warum.

Da hätte nun Francesco Filelfo, welcher der Aufgabe sicherlich gewachsen gewesen wäre, die sich mit den Jahren noch steigernde Sehnsucht des Papstes stillen können. Nikolaus that alles. Filelfo, der am Hofe zu Mailand in Diensten stand, sollte nach Rom übersiedeln; ein prächtiges Haus und ein reiches Landgut sollte sein Musensitz werden, und 10000 Zechinen, bei einer beliebigen Bank hinterlegt, sollten sein Lohn sein nach der Vollendung der Ilias und Odyssee. Über den Unterhandlungen mit Filelfo, die Tortello führte, starb der Papst.

Nicht viel mehr Erfolg hatte Nikolaus bei einem andern Übersetzungsunternehmen, das vollendet ihm noch mehr zur Ehre gereicht hätte.

Gianozzo Manetti war ein guter Latinist und verstand ausgezeichnet die biblischen Sprachen, sowohl Griechisch als Hebräisch. Obwohl Kaufmann und verheiratet, hatte er alles dieses durch das eifrigste Studium in späteren Lebensjahren zu wege gebracht. Ihm nun dachte Nikolaus die vollständig neue Übersetzung der Heiligen Schrift aus den Ursprachen zu. Derselbe schrieb auch eine Übersetzung der Psalmen nach dem Hebräischen; nach dem Griechischen aber übertrug er die vier Evangelien, die Briefe der Apostel sowie die Apokalypse des hl. Johannes. Das berichtet ausdrücklich Naldo Naldi in seiner Biographie [1]. Nach demselben Biographen hatte Manetti auch drei Werke des Aristoteles übersetzt [2]; aber von alledem sah Nikolaus nichts, es geschah nach dessen Tode zu Neapel am Hofe des Königs Alfons. Pastor [3] bemerkt, daß Manetti früher schon auf Befehl des Papstes des Eusebius Werk De praeparatione evangelica übertragen habe, ebenso aus dem Griechischen einzelne Werke des Gregor von Nazianz, des Cyrillus, Basilius und Gregor von Nyssa. Bei Naldo Naldi findet sich darüber nichts, obgleich dort alle dessen Arbeiten zusammengestellt sind. Übrigens genügt das, was oben zusammengetragen, vollauf, um zu zeigen, wie die Vorliebe des Papstes für griechische Litteratur in lateinischem Gewande der Vaticana zu Gute kam.

Bedeutungsvoll schließt die Grabschrift Nikolaus' V., die ihm Enea Silvio gedichtet — es ist die letzte Grabschrift eines Papstes in Versen —, mit dem Hinweis auf die oben geschilderte Übersetzungsthätigkeit des päpstlichen Mäcen:

> Attica Romanae complura volumina linguae
> Prodidit, en tumulo fundite thura sacro [4].

> Viele der attischen Schriften erneut' er in römischer Sprache,
> Streut ihm Weihrauch hier, opfernd dem heiligen Grab.

In der That spielten die Übersetzungen bei dem humanistischen Papste eine nicht untergeordnete Rolle zur Mehrung seiner Bücherschätze. Wenn es vollkommener ist, neue geistige Schöpfungen hervorzubringen als zu reproduzieren, mag man das auch mit dem besser klingenden Namen von Wiedergeburt oder Wiederbelebung schmücken, so war Mangel an selb-

---

[1] *Muratori* l. c. XX, 596. 607; cfr. ibid. III_2, 927.

[2] S. oben S. 52.

[3] A. a. O. I, 450; cfr. *Migne*, Patr. graec. XXI, 18.

[4] *Platina*, De vit. pont. rom. (Colon. 1600) p. 314; die Übersetzung nach Gregorovius, Die Grabdenkmäler der Päpste (2. Aufl.) S. 93.

ständiger Schöpferkraft eben der Grundfehler der Renaissance auf litterarischem Felde. Man kann aus der Litteratur jener Zeit kein einziges würdiges Denkmal namhaft machen, das meisterhaft und mustergültig ohne Anlehnung an andere Meisterwerke vom Geiste des Humanismus wäre hervorgebracht worden. Gleichwohl hat das Zeitalter Nikolaus' V. auch Neues zuwege gebracht, und der Papst ist dabei wahrlich nicht ohne Verdienst. Und eben diese Verdienste wurden für die Vaticana und ihren Gründer eine neue und wohl die edelste Bücherquelle.

II.

Nikolaus' V. litterarische Thätigkeit beschränkte sich nicht auf das Sammeln und Übersetzenlassen. Wie er neben der litterarischen, oder besser gesagt, neben der Bibliotheksthätigkeit eine ganz unglaubliche Bauthätigkeit entwickelte, wobei er, der Papst, die Seele von allem war trotz der Architekten, die ihn umgaben, so staunt man mit Recht darüber, daß derselbe Papst trotz seiner Regierungsgeschäfte auf dem Gebiete der Wissenschaften die Schriftsteller und Gelehrten nicht bloß mit Geldbeutel und Fürstenhand stützte und schützte, sondern auch als echter Mäcen aufmunternd, anregend miteingriff und eine Reihe neuer schriftstellerischer Schöpfungen unmittelbar oder mittelbar veranlaßte, die zuletzt hinwiederum die Schätze der Vaticana mehrten. Eben dieses sagt Enea Silvio de' Piccolomini in seiner Weise, wenn er schreibt: „So sehr wußte Nikolaus die Geister zu wecken und anzuregen, daß sich kaum eine Zeit finden läßt, in der die humanistischen Studien und die Beredsamkeit samt allen schönen Künsten so aufblühten wie in der seinigen." [1]

Kaum eine Erscheinung in der humanistischen Welt des 15. Jahrhunderts ist so merkwürdig wie die des Leone Battista degli Alberti. Künstler war er und Gelehrter; vielseitig in seinem Wissen und Können, erregte er überall Aufsehen. Er war Philosoph und Dichter, Pädagog und Mathematiker, Maler und Baumeister, Reiter und Turner und Sportsman erster Güte. Seine Schriften „gehören den verschiedenartigsten Litteraturzweigen an. Poetischen Versuchen reihen sich streng wissenschaftliche Arbeiten, mathematische Traktate und antiquarische Abhandlungen an, kunsttheoretische Werke wechseln mit philosophischen Schriften ab" [2]. Landini schildert ihn

---

[1] Opera geographica et historica (Helmstadii 1699), De Europa c. 59.

[2] Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte I (2. Aufl.), 268; cfr. *Tiraboschi*, Storia della letteratura italiana VI_1, 315 sgg.

als den genialsten Mann seit Menschengedenken und nennt ihn einfachhin den vir divinissimus. Und diesen merkwürdigen Geist finden wir in seiner besten Zeit an der Seite des Papstmäcens. Springer [1] ist geneigt, „ihm den Löwenanteil an den großen Bauentwürfen des Papstes Nikolaus V. zuzuschreiben", und durchweg sind die Forscher und Fachmänner heute der Ansicht Janitschets, daß Alberti als oberster Architekt die Bauthätigkeit Nikolaus' leitete [2]. Biondo hatte seinen Freund Alberti beim Papste eingeführt, und in der Nähe des päpstlichen Bauherrn schrieb Alberti, von diesem angeregt und beeinflußt, in den Jahren 1450—1452 sein bedeutendstes Werk: Dell' architettura.

Matteo Palmieri berichtet darüber zum Jahre 1452 seiner Chronik: „Da der Papst dem hl. Petrus eine schönere Kirche bauen wollte, legte er gewaltige Fundamente und führte die Mauer bis zu 13 Ellen in die Höhe (nur an der Chorabsis). Aber das große und jedem antiken ebenbürtige Werk wurde zuerst nach dem Rate Leon Battistas unterbrochen, dann durch den vorzeitigen Tod des Papstes zum Stillstand gebracht. Leon Battista Alberti, ein Mann von scharfem und durchdringendem Geiste und in den Künsten und Wissenschaften geschult, legte dem Papste seine ungemein kenntnisreichen Bücher von der Architektur vor." [3] Wenn auch mit diesen Worten vielleicht nicht gesagt sein soll [4], daß Alberti damals dem Papst sein Werk überreichte und widmete, so bleibt doch das Wort Enea Silvios zu recht bestehen: „Alberti von Florenz verdiente sich die Gunst des Papstes durch Abfassung seiner vortrefflichen Bücher über die Architektur." [5] Also ein Alberti selbst stand in seinem Schaffen und Schreiben unter Nikolaus' V. anregendem Einfluß, die innigsten Wechselbeziehungen verknüpften die beiden universell angelegten Geister.

Nikolaus V. war friedliebender Natur, vielleicht mehr als damals angebracht. Konstantinopel war erobert, die Türkengefahr rückte immer näher. Es ist nicht zu verwundern, daß darüber viel gesprochen und geschrieben ward [6]. Lampo Birago verfaßte ein größeres Werk, betitelte es Strategicon adversum Turcos und übersandte es mit Widmung [7] an

[1] A. a. O. I, 290. [2] Vgl. Dehio, Bauprojekte S. 250 ff.
[3] *Palmerius*, Opus de temporibus eius, in Rer. ital. script. I (ed. Tarlin), 241.
[4] Vgl. Burkhardt, Geschichte der Renaissance in Italien (3. Aufl.) S. 43. Geiger (Renaissance und Humanismus S. 126) schreibt jedoch: „Sicher ist nur, daß Alberti dem Papst sein Hauptwerk De re aedificatoria gewidmet hat. . . ."
[5] De Europa c. 59. [6] Vgl. Pastor a. a. O. I, 504.
[7] *Giorgi* l. c. p. 214.

den Papst. Die Widmung und das Buch nahm der Friedenspapst dennoch huldreich entgegen. Handschriftlich findet sich dasselbe im Cod. 3423 der heutigen Vaticana.

Unter all den päpstlichen Sekretären und Skriptoren, unter all den Schriftstellern und Gelehrten des Musenhofes Nikolaus V. tritt keiner infolge seiner Bescheidenheit so zurück wie Albertis Freund Flavio Biondo aus Forli, aber auch keiner in demselben Grade so hervor durch seine wissenschaftlichen Leistungen und grundlegenden Forschungen auf dem Gebiete von Altertumskunde, Geschichte und Geographie [1]. Er stand zwar näher dem edeln und gelehrten Kardinal Dom. Capranica, dessen Vertrauen er in hohem Maße besaß, aber am päpstlichen Hofe war er doch so gut gelitten, daß er unter vier Päpsten vom Jahre 1432—1463, seinem Todesjahr, daselbst in Amt und Würden verblieb, von Anfang 1434 an als päpstlicher Skriptor. Er war ein christlicher Humanist durch und durch, mehr Gelehrter und Geschichtsforscher als Litterat. Schon dem Papste Eugen IV. konnte er sein erstes größeres Werk aus der Altertumskunde, seine Roma instaurata, widmen. Ein zweites antiquarisches Werk von Bedeutung, seine Roma triumphans, überreichte er später (1459) dem Papste Pius II., während er von 1440 an bis zu seinem Tode an seinem Hauptgeschichtswerk fortarbeitete, das in drei Dekaden die römische Geschichte von 410, von der Einnahme Roms durch Alarich, bis auf seine Zeit fortführte und als „erste gelehrte Geschichte des Mittelalters“ Namen hat [2]. Unter Nikolaus V. aber vollendete er im Jahre 1453 seine Italia illustrata. Es ist eine wahre Encyklopädie über die Städte und Landschaften Italiens, der Hauptsache nach geographischer Natur, aber durchwebt mit den Resultaten der geschichtlichen Forschungen und Untersuchungen des Verfassers auf dem Gebiete der alten wie mittleren Zeiten Italiens. Dieses Werk, kritisch und fleißig gearbeitet wie wenige andere in jenen Renaissancezeiten, war um so einziger, als es von dem bescheidenen Biondo ohne Muster, ohne Vorarbeit fertiggestellt war allein durch sein unermüdliches stilles Schaffen. Biondo gilt auch mit Recht für Italien und Rom zumal als der Begründer sowohl einer kritischen Quellenforschung wie der Topographie und Geographie. Mit dieser Arbeit beglückte er den Papstmäcen, und wenn derselbe auch für diese Art Werke weniger Interesse und Vorliebe besaß,

[1] Vgl. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom VII (3. Aufl.), 563 ff. 582 f.
[2] Voigt a. a. O. II, 493.

so kann doch Biondo in seinem Briefe an Francesco Barbaro von der großen Freude des Papstes über sein Werk berichten [1].

Ähnlich wie Biondo gehörte auch Giovanni Tortello zu den wahrhaft christlichen Zierden der damaligen Gelehrtenwelt. Er war ein Mann nach dem Herzen des Papstes Nikolaus: ein tüchtiger Theologe, ein edler Humanist, Grammatiker und Gräzist. Wie sehr Nikolaus ihn schätzte, geht am klarsten daraus hervor, daß er ihn alsbald (1449) zu seinem Kämmerer und darauf gar zu seinem Bibliothekar ernannte. Das war bei einem Manne und Papste wie Nikolaus der erste Vertrauensposten, den Tortello übrigens vollauf verdiente sowohl durch seine Bildung und Gelehrsamkeit als durch sein freundliches, bescheidenes Wesen, durch das er so neidlos alle zu gewinnen wußte. Er paßte wie kein zweiter zu seinem päpstlichen Herrn. Schon früher unter Eugen IV. war er mit einem Werke hervorgetreten und hatte dasselbe — es war das aus dem Griechischen übertragene Leben des hl. Athanasius — diesem Papste überreicht. Jetzt aber, im Vatikan an der Seite Nikolaus' V., arbeitete er unermüdlich an einem größeren selbständigen Werke, das, obgleich mehr grammatikalisch-lexikalischer Natur, ganz ein Werk war, um den Papst zu erfreuen. Es sind Kommentare über die Orthographie griechischer Phrasen, die dort mit Hilfe der Mythologie, der Geschichte und Geographie erklärt werden. Somit war es das wichtigste und notwendigste Lexikon für die Humanisten jener Tage, die Übersetzer, die Bücherabschreiber, die Textverbesserer. Nikolaus verfolgte mit Freuden die Arbeit seines Bibliothekars und nahm, als sie nun endlich vollendet war, mit noch größerer Freude die Widmung entgegen. In dieser Widmung sagt Tortello es auch ausdrücklich, daß er das Buch geschrieben habe, um die dem Papste so teure Bibliothek mit einer Arbeit bereichern zu können.

Der Humanist Gasparo da Verona, welcher später das Leben Pauls II. verfaßte, schrieb zu Nikolaus' Zeiten einen Kommentar zu den Satiren des Juvenal. Auch dieses Buch, dem Papstmäcen zugeeignet, war Nikolaus natürlich eine willkommene Gabe. Handschriftlich soll es sich noch finden sowohl in der Vaticana als auch in der Bibliothek der Minerva [2].

Daß jenem halbheidnischen Humanismus besonders in den Reihen der Mönche Gegner erstanden, ist leicht erklärlich. Und so kommt von

---

[1] Cfr. *Giorgi* l. c. p. 178.

[2] Cfr. *Muratori* l. c. III_2. 1024; *Giorgi* l. c. p. 199.

daher auch der Satz: „Für Christen ist es besser, Bauer zu werden, als die Bücher der heidnischen Schriftsteller zu studieren.“ Gegen diese Unterschätzung der klassischen Litteratur wandten sich aber alsbald auch echt christliche Humanisten. Einen merkwürdigen Beleg dafür bietet der Cod. Vatic. 5076[1]. Er ist das Werk des Timoteo Maffei von Verona, welcher als Prior der regulierten Stiftsherren von Fiesole dasselbe verfaßte und Nikolaus V. dedizierte. „Dialoge gegen die heilige Unwissenheit, die Feindin der klassischen Litteratur“, so betitelt sich das Buch und beweist, daß auch dem Mönche die klassischen Bücher und Studien von großem Nutzen sein können. Das war natürlich wieder ein Buch nach dem Geschmacke Nikolaus V.: es konnte nur ihm gewidmet sein.

Eine ganz ähnliche apologetische Tendenz verfolgte ein Dominikaner Raphael de Pornaxio. Pastor fand das für verloren gehaltene Werk dieses Verteidigers der klassischen Studien in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. Der Verfasser machte es sich zur Aufgabe, die Harmonie der Wahrheiten der vier Evangelien mit den Aussprüchen der heidnischen Klassiker darzuthun, ohne dabei zu vergessen, die erhabene Weisheit des Gottmenschen ins rechte Licht zu stellen. Deshalb nennt er das Werk: Liber de consonancia nature et gracie[2], das auch wiederum Nikolaus V. gewidmet in die Vaticana einzog.

Bartolomeo Fazio nahte sich dem neugewählten Pontifex schon bald bei seiner Thronbesteigung und wünschte ihm dazu Glück durch die Widmung eines philosophischen Traktates: De excellentia ac praestantia hominis. Nach Domenico Giorgi[3] hätte ihm auch Paolo Maffei aus Verona seine Epistola contra duellum ad Nicolaum Marchionem Estensem widmend dargebracht. Dieselbe soll sich im Cod. Vat. 5076 noch vorfinden.

Poggio hatte schon 1446 dem Magister Tommaso einen seiner philosophischen Traktate zugeeignet. Als dieser nun den Stuhl Petri bestiegen, nahte er sich auch bald mit einem größeren Werke. Es sind die vier Bücher über den Wandel des Schicksals, die der alte Humanist nunmehr dem päpstlichen Gönner mit Widmung überreichte.

Unmittelbarer war der Einfluß, den der Papst auf die Verfassung und Herausgabe anderer noch verdienstvollerer Werke ausübte. Antonio

---

[1] Cfr. *Müntz-Fabre*, La bibliothèque du Vatican au XV. siècle p. 85 ss.

[2] Pastor a. a. O. I, 449 f.; cfr. *Tiraboschi* l. c. VI$_1$, 216 sg.

[3] L. c. p. 199.

degl' Agli gab auf seine Veranlassung ein Werk über Leben und Thaten der Heiligen heraus. In der Widmung des Buches an Nikolaus gesteht der Verfasser, wie er vom Papste selbst bewogen worden sei, die schon beiseite gelegte Arbeit wieder aufzunehmen und zu vollenden. Um sein Werk der vatikanischen Bibliothek würdig zu gestalten und um manchen unglaubwürdigen Heiligenlegenden gute historische Forschung aus den besten Quellen entgegenzustellen und so das Leben der Heiligen auch den Humanisten in einer Weise zu schildern, die denselben genehm sein müsse, habe er die Arbeit unternommen. „Dieses erste Buch," so fährt er in der Widmung fort, „das ich in gekürzten Nächten verfaßte, sende ich Deiner Heiligkeit zur Einsicht und zur Prüfung; sollte es Deine Anerkennung finden, so wird mich das mit mehr Mut beseelen, die übrigen Bücher alsbald folgen zu lassen." [1] Gianozzo Manetti wurde vom Papste ausdrücklich angegangen, ein größeres theologisches Werk zur Verteidigung der christlichen Religion gegen Juden und Heiden zu schreiben. Manetti machte sich an die Arbeit, aber Nikolaus starb vor der Vollendung und auch Manetti selbst starb darüber, er hinterließ als opus imperfectum zehn Bücher contra Iudaeos.

Von noch größerem theologischen Werte waren die beiden Werke, welche der spanische Dominikaner Kardinal Torquemada ihm widmete. Dieser große Theologe, dessen gelehrte Werke zur Verteidigung des Papsttums und seiner Vollgewalt bis in unsere Tage hochgeschätzt sind, vereinigte die größte Gelehrsamkeit mit ebenso viel Frömmigkeit und echtem kirchlichen Sinn. Nikolaus V. nahm die Kommentare in Gratiani decretum und die Summa ecclesiastica contra Ecclesiae et primatus Petri adversarios vom Verfasser dankbar entgegen [2]. Noch drei andere Theologen und Kanonisten von Namen verehrten dem Papste ihre Werke, welche ähnlich wie diejenigen Torquemadas die päpstliche Autorität verteidigten. Es sind dies der hl. Johannes Capistranus, der spanische Kanonist Rodericus von Arevalo und der Bischof von Brescia, Piero del Monte, ein geborener Venetianer. Um so lieber erwähnen wir im einzelnen gerade diese echt kirchlichen Autoren und Bücher, als man daraus rückschließend den streng kirchlichen Sinn des humanistischen Papstes erkennt. Und so erhielt denn auch die Vaticana unter Nikolaus V., mochte er noch so

---

[1] Cod. Vat. 3742; cfr. *Giorgi* l. c. p. 198.

[2] *Nicol. Anton.*, Bibl. hisp. II, 288.

sehr Humanist sein, das Gepräge, welches der Papstbibliothek geziemte. Alles in allem „dürfte das wenigstens niemand leugnen, daß Nikolaus V. von den gelehrtesten Männern so viele Bücher gewidmet sind, wie weder einem seiner Vorgänger noch einem der Kaiser“[1].

Mehr noch als Humanist war Nikolaus Förderer des christlichen Humanismus, er war ein weiser Papst und die erwähnte Grabschrift enthält kaum eine Übertreibung, wenn sie anhebt:

Nikolaus des Fünften Gebein, hier ruht es im Grabe,
Der Jahrhunderte dir, goldene Roma, geschenkt.
Herrlich im Rat, viel herrlicher noch durch Tugend erglänzend,
Hat er die Weisen gepflegt, weiser als diese zumal.

Da wir es aber hier mit Nikolaus, dem Gründer der Vaticana, zu thun haben, werden wir nächstens einen Einblick in die Ausstattung und ganze Einrichtung der Bibliothek Nikolaus' V. zu gewinnen suchen.

Joseph Hilgers S. J.

Franz Eichert[2].

Es ist immer ein anziehendes Schauspiel, eine wirkliche Dichterkraft sich wandeln und wachsen zu sehen. Doppelt anziehend und erfreulich, wenn dies Aufwärtsstreben gegen den herrschenden Wind der Volksgunst und der Kritik geschieht. So thun's nur Gewitterwolken, schwanger vom himmlischen Feuer und begabt mit der erderschütternden Stimme des Donners.

Eine solche Dichterkraft begrüßen wir in Franz Eichert (geb. 1857), der es vom kleinen Bahnbeamten in Znaim zu einem vielbeschäftigten Redakteur von vier Blättern gebracht hat und die kargen Stündchen, die er den Musen widmet, den schwersten und drückendsten Sorgen um eine zahlreiche Familie abstiehlt. Mitten im Kampf um katholische Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit stehend, sucht er die Lauen der eigenen Partei zu wecken, die Feigen zu beschämen und zu ermutigen, die Verstreuten zu sammeln, die Verborgenen ans Licht zu ziehen, daß sie Farbe bekennen und männlich eintreten für die gute gemeinsame Sache. In diesem entschieden christlichen Sinne, der für Österreich doppelt nötig ist, schreibt er seine begeisterten und entrüsteten Artikel in sein „Volksblatt für Stadt und Land“; in

[1] *Aeneas Sylvius*, De Europa c. 59.

[2] Höhenfeuer. Gedichte von Franz Eichert. Stuttgart u. Wien, Roth, 1901.

demselben Geiste redigiert er sein Familienblatt „Der Pilger“ und die Halbmonatsschrift des katholischen Schulvereins für Österreich, „Die christliche Familie“, samt ihrer Beilage „Das gute Schulkind“, sowie den „Katholischen Schulvereinskalender“. Man mag sich danach einen Begriff von den Anstrengungen machen, welche die Feuerseele des nur für die edle Sache entflammten Dichters es sich kosten läßt, den Tag des Sieges herbeizuführen, denn eigentlich ist Eichert erst in zweiter Linie Journalist. Sein ganzes Wesen ist dichterisch veranlagt, mag er sich auch oft und oft darin getäuscht haben, daß er den Parteimann im engeren Sinne nicht genug vom Dichter trennte und auch als Dichter Parteikämpfer sein wollte. Als er im Jahre 1893 mit seinem „Wetterleuchten“ hervortrat, jubelte ihm die christliche Tageskritik entgegen als „dem Tyrtäus der christlichsozialen Partei in Österreich“. Man hieß ihn geradezu einen „Propheten“, einen „jener gottgesandten Männer, hochragend, mit sinnender Stirne, im Antlitz den Widerschein seelischer Gluten“, die „unter die Menschen treten, sie entweder im Sturm mit fortreißend auf den Flammenschwingen ihrer Begeisterung, oder sie abstoßend, indem sie ihnen zum Stein des Ärgernisses werden“.

Bei solcher ziemlich allgemeinen und lauten Begeisterung wäre es unklug gewesen, die notwendigen, sehr wesentlichen Vorbehalte ernstlich geltend zu machen, die eine höhere als die Tageskritik bei den Liedern machen mußte. Sie wäre einfach nicht gehört oder gar unlauterer Beweggründe bezichtigt worden. Die ganze Angelegenheit war überdies mehr eine parteipolitische als rein ästhetische. Erreichten die Lieder — wie man damals zu hoffen vorgab — ihren praktischen Zweck, waren sie wirklich erfolgreiche Weckrufe, „eiserne Lerchen“, so wäre es in der That unerlaubt gewesen, durch eine rein litterarische Kritik ihre Wertschätzung herabzusetzen, sie in ihrem Siegeslauf zu behindern. Litteratur ist eben der Güter höchstes nicht, und eine Brandrede, ob gereimt oder ungereimt, hat ihr wohlbegründetes Existenzrecht und ihren eigenen Wert.

Wäre nun Eichert nicht wahrer Dichter, nicht Künstler von Gottes Gnaden gewesen, so hätte er ruhig in dem so freudig begrüßten Tone fortsingen können; es hätte wohl noch ein Weilchen gedauert, ehe ihn „die Kritik“ eines Besseren belehrt hätte. Aber er war Dichter, und statt sich vom Winde treiben zu lassen, stieg er empor gegen den Wind. Dem „Wetterleuchten“ folgten 1899 die „Kreuzlieder“. Eichert war er selbst geblieben, aber doch ein anderer geworden. Die echte Kunst, die in dem „Wetterleuchten“ nur in einzelnen milderen Strahlen hervorgeschossen war, durchbrach in den „Kreuzliedern“ die Sturmwolken schon oft genug als ruhiges, leuchtendes Licht. Es war kein Nachtgewittern mehr, sondern ein Aufflammen des Morgens über den Bergspitzen. Aus dem christlichsozialen Parteidichter war ein christlicher Ideendichter geworden. Und nun sah auch „die Kritik“ die Mängel des ersteren in den Vorzügen des letzteren. Jetzt erkannte und anerkannte man, daß der Dichter im Wetterleuchten „noch nicht so ganz verstanden hatte, sich zu zähmen; und daß ihm so viele Lieder zu lang wurden, was deren poetische Kraft und Wirkung beeinträchtigte. Auch wußte Eichert damals noch nicht in allen Fällen, solche unpoetische Stoffe von den passenden Sujets zu trennen, die bei aller Begeisterung und aller poetischen Ge-

staltungskraft keine wirklich vollendeten lyrischen Gedichte werden **konnten**, sondern ihrer Natur nach immer etwas vom gereimten Leitartikeltypus zurückbehalten mußten".

Daß aber bei allem Fortschritt gegenüber dem **Wetterleuchten** auch die **Kreuzlieder**, übrigens nur ein Bändchen von 82 Seiten, noch stark an den gerügten Fehlern litten, das wollte man in der ersten Freude nicht sehen. Auch in den **Kreuzliedern** herrscht immer noch mehr „Polemik als Poesie", Rhetorik als Lyrik, Allgemeinheit als Gemeingültigkeit, mehr Schlagwort als Lied.

Zum Beweise dessen geben wir dasjenige Lied, das besonnene Kritiker für den „herrlichsten Edelstein der Anthologie" halten:

„Kreuz, o du herrliches, schimmerndes Zeichen,
Purpurweintriefender Baum ohnegleichen!
Hell wie die Sonne strahlt deines Stammes
Schaft vom geheiligten Blute des Lammes.
Feurige Säule, Weltzeiten trennend,
Herwärts den Suchenden leuchtend und brennend;
Rückwärts in Finsternis, abgrundgeboren,
Hüllst du den prahlenden Hochmut der Thoren.
Markstein der Ewigkeit, zeitenlos ragend,
Welten erbauend und Welten zerschlagend!
Fackel des Weltbrands, purpurumglommen,
Sehn wir im Siegeslauf einstens dich kommen,
Thronend im heiligen, lebenden Lichte,
Lodernd von Blitzen der Gottesgerichte!"

Wir geben ja gewiß gerne zu, daß diese Zeilen manche poetische Gedanken enthalten, die Einkleidung derselben will uns jedoch als eine lobenswerte, ästhetisch vollendete nicht erscheinen.

Aber trotz dieser verbliebenen Mängel war eine Läuterung, eine Bewegung nach oben, „wo die reinen Ideale wohnen", nicht zu verkennen. Und daß diese Aufwärtsbewegung mehr noch der Erfolg einer inneren Entwicklung im Dichter selbst als einer ihm von außen kommenden Erkenntnis war, das wurde jedem, der sehen wollte, klar vor Augen geführt durch die nächste Gabe des Dichters, die „**Höhenfeuer**", welche den **Kreuzliedern** in Jahresfrist folgten. Wir glauben zwar nicht, daß das Büchlein auch in dem Jahre entstanden ist. Wie die Entwicklung selbst nicht von heute auf morgen vor sich geht, so ändert sie auch nicht den Charakter der Dichtung von einer Weihnacht zur andern. Wenn die letzten Schauer des März und April noch tosen, erblühen schon einzelne Lenzblumen, und, wie dann die Stürme sich mehr verziehen, gewährt auch die Flur nach und nach einen neuen Anblick — und eines schönen Tages ist es ganz Frühling und Blütenmai. So halten wir auch diese **Höhenfeuer** noch nicht für den ganz entschiedenen Dichterlenz Eicherts; es ist noch Aprilnatur, oder wie das Volk sagt, „falsche Luft" auch in diesen Liedern, aber es muß jetzt Frühling werden, dessen ist diese letzte Gabe uns sichere Bürgschaft. Eichert ist hier vom christlichen Ideen- und Kampfdichter einfach zum christlichen Dichter geworden, die Phrase

wird zum Wort, der Gedanke zum Gefühl, vom Typischen ist das Zufällige entfernt, die Polemik des schwertfrohen Wortes ist der werbenden Macht der Wahrheit und Schönheit gewichen.

Eichert ist darum seiner ersten Liebe, seinem christlich-sozialen Programm, nicht untreu geworden. Aber er hat versucht, reinliche Scheidung zu machen: die Polemik und den Kampf den Zeitungen und Reden, die Kunst und Poesie seinem Liederbüchlein vorbehalten. Beide fahren dabei besser. Dem kleinen David keine schwere Rüstung; sein Hirtenkleid und seine Hirtenwaffe; den übrigen Kriegern Israels Schild und Brünne, Helm und Speer; dem Journalisten der flammende, überzeugende Leitartikel über die Tagesfrage in ihrer ganzen zufälligen Materialität, — dem Dichter die reine Kunst, die abgeklärte Gemütsstimmung und der feingeschliffene Diamant des poetischen Gedankens. Eichert müßte übrigens nicht mehr Eichert bleiben, wenn er durch diese Scheidung nicht auch für seinen ursprünglichen Zweck besser, weil naturgemäßer, wirken könnte. Wir wollen damit gewiß nicht der Poesie das Recht, ja die Pflicht absprechen, ihr Wort mitzusprechen bei den großen Kulturfragen, aber sie soll und kann es nur thun in ihrem Kreise und in ihrer Weise; sie soll singen, nicht deklamieren; sie soll bekennen, nicht predigen; sie soll nicht jegliches Wahre und Gute suchen, sondern die echte Schönheit, in der ihr Wahrheit und Güte mitgegeben werden; und je mehr sie an erster Stelle und unmittelbar nur Kunst ist, um so fruchtbarer wird sie wirken in ihrer natürlichen Weise, nicht am Tag für den Tag, sondern mit der Zeit für die Zeit.

Die neue Liedersammlung Eicherts zerfällt in sieben Abteilungen: Sturmesharfen, Schreibende Hand, Licht und Dunkel, Sonnenstäubchen, Heimatslieder, Raute und Edelweiß, Des Liedes Weihe.

Von den elf Stücken der ersten Gruppe bildet das letzte jedenfalls die Krone. Es ist eine kraftvoll und charakteristisch gehaltene Betrachtung über die Jahrhundertwende — ein echter Eichert. Die übrigen reichen trotz mancher glücklichen Einzelgedanken und mancher Schönheit in Ausdruck und Wendung an dieses Gedicht nicht hinan. Sie sind allzusehr künstlerische Variationen eines und desselben Gedankens und fesseln nicht hinreichend durch plastisches Herausarbeiten der Ideenverkörperung. Sie erinnern, wenn auch in der Form oft geläuterter, in ihrer ganzen Art noch sehr stark an den Eichert des „Wetterleuchtens".

Ganz in dieser ersten Art gehalten sind die 15 Sonette der zweiten Abteilung. Sie beschäftigen sich mit allerlei aktuellen Fragen und behandeln sie mit einer wuchtig klingenden Rhetorik. Wir hätten sie lieber an den Schluß als an den Anfang des Büchleins gesetzt. Zur Probe geben wir hier das 14., dem wir kritische Bemerkungen wohl nicht beizufügen brauchen, da jeder sowohl die Begeisterung des Gedankens herausfühlen als die recht starken Mängel der sprachlichen Einkleidung sofort selbst merken wird, wenn er überhaupt für derlei Sinn hat.

„O daß ich grimmer Donner Stimme hätte
Und vom Vulkan die zornesflammenroten,
Von greller Blitze Flammenschrei durchlohten
Gluthartfen, heulend an verlass'ner Stätte.

O daß mein Ruf mit Stürmen um die Wette
Die Welt umkreiste, und zum Kampf entboten
Von seinem Dröhnen stünden auf die Toten
Und drohend winkten mit der Schwerter Glätte!

Nur einmal wollt' ich rufen und dann schweigen,
Nur einen Schrei ins morsche Herz der Feigen,
Die unsern Herrn zum zweitenmal verraten;

Die knirschend sich vor blinden Götzen neigen,
Und, vom Verderb zu retten Christi Saaten,
Nur stets mit Worten hadern, nie mit Thaten." (S. 43.)

Bezeichnend überschreibt Eichert den dritten Abschnitt seiner Sammlung: „Licht und Dunkel", und sagt im Motto:

„Wenn zum Streite, glutdurchkreist,
Mich der Geist
Nicht mehr weist,
Mir den Lenz die Lerche preist."

Es kämpfen in der That in dieser Gruppe als „Licht und Dunkel" die beiden Richtungen des Dichters, die alte und die neue, und der aufmerksame Beobachter gewahrt mit Freuden, daß die neue immer leuchtender die Oberhand gewinnt. Die Skala der Empfindungen wird umfangreicher, das Reden geht in Singen über, der zwar gesunden aber auf die Dauer etwas ermüdenden Kampfdichtung folgen weichere, echt persönliche Töne, eine ausgesprochene Lyrik der Sehnsucht nach Stille und Frieden.

Charakteristisch in dieser Beziehung sind die Lieder: „Friedensahnung", „Friedenssehnsucht", „Verzage nicht".

„Manchesmal durch Staub und Wust
Hebt es frischer meine Brust,
Eine Kerkermauer bricht
Und mein Auge bebt zum Licht.

Wie ein Strom so licht und breit
Dehnt sich allerfernste Zeit,
Meine Seele wie ein Schwan
Zieht den stillen Fluß hinan.

Alles ruht und alles lauscht,
Keine Woge klingt und rauscht;
Wo die Sonne glühend schied,
Steht ein marmorstilles Lied.

In die Wogen, tief entbrannt,
Meiner Kräfte all entspannt,
Tauch' ich, wie in Friedens Schoß,
Aller meiner Sehnsucht los." (S. 49.)

Ein anderer, ebenfalls erfreulicher, weil unmittelbar herzlicher Ton klingt uns aus dem Liede „Hand in Hand" entgegen, einem charakteristischen Liebeslied, das Eichert an seine Gattin richtet, die für ihn so schwer geschafft, gesorgt und gelitten

hat. Das ist echt menschlich und dabei doch originell gedacht und ausgesprochen und darum anziehend und zu Herzen gehend. Beachtung verdient ferner als ein neuer Vorklang das Stück „Der verlassene Heiland“. Wir begegnen hier zum erstenmal dem Gegensatz zwischen Stadt und Land, dunstiger Ebene und freier Bergeshöhe, der sich hier in der Gegenüberstellung eines unbeachteten Kreuzes an der Straßenecke einer großen Stadt und eines solchen auf einer von Lawinen umkrachten Felsenhöhe ausspricht. Während der Dichter an dem ersten nie eine Blume oder einen Beter sah, fand er vor dem zweiten ein junges Blut knieen und neben des Heilands Wunden Alpenrosen glühen. Bedenkt man, wie des Dichters Wiege auf dem waldigen Rücken des hohen Schneeberges stand, wie er hoch oben zwischen dunklen Tannenwäldern seine ersten frommen Jugendeindrücke empfing, und wie er dann später in die dunstige, düstere Häusermasse der Stadt eingeengt, mitten im Alltagskampf der Politik sich nach dem Frieden und der Weite der Höhen sehnen muß, so werden Gedichte der Art zu echten Symbolen des Lebens, die mehr bedeuten als den Ausdruck eines bloßen Naturgefühls oder die Aussprache eines einzelnen Erlebnisses.

Die Kampfstimmung fehlt, wie gesagt, auch in dieser Abteilung nicht, aber sie spricht sich ebenfalls gemäßigter, gesänftigter aus. Auch das religiöse Motiv nimmt persönlichere, charakteristisch lyrischere Formen an, wie z. B. in dem schönen, so schlichten und wahren „Gebet“:

> Guter Gott, ich bitte dich,
> Hüte vor dem Schlimmsten mich:
> Daß mich Täuschung je bedroht
> Über meiner Seele Not;
>
> Daß mich narrt der Tugend Schein,
> Wo die Schwäche wohnt allein,
> Daß ich eitel rühmend schau'
> Gott, auf deiner Gnade Bau! u. s. w. (S. 88.)

Die neuen Klänge dieser dritten Abteilung ertönen fast ausschließlich in der vierten Gruppe, „Sonnenstäubchen“, die Eichert recht geistreich charakterisiert:

> „Stäubchen, die farblos sich heben
> Leicht im Tagesgetriebe —
> Was giebt ihnen funkelndes Leben?
> Die Sonne, die Liebe.“

In dieser Abteilung begegnen wir denn auch verhältnismäßig den meisten Treffern, Liedchen, in denen der Gedanke ganz Stimmung geworden, Bildchen, die sich genau mit dem Inhalt decken. Dahin gehören beispielsweise: Rettendes Licht — Nur einmal möcht' ich stille sein — Solang es liebt — Ohne Ruh — Ferne — Vorüber — Du bist gewiß im guten Land — Ahnung. Wir geben das letztere als Probe für den eigenen Stil, den Eichert sich geschaffen hat:

> Wann wird das tiefe, schaurigsüße,
> Das milde Leuchten mich umwehn,
> Das Zeichen aus dem Paradiese
> Für Seelen, die zum Himmel gehn!

Für Seelen, die mit leisen Schwingen
Schon an das Ewige gestreift,
In denen reich mit Harfenklingen
Die Himmelssaat der Liebe reift.

Wann wird das tiefe, schaurigsüße,
Ersehnte Leuchten mich umwehn?
Ich weiß, warum ich weinend büße —
Ich hab's im Traum vor mir geseh'n. (S. 112.)

Warum Eichert die Gedichte der folgenden Abteilung „Heimatslieder" nicht in eine der andern aufnahm, ist nicht recht ersichtlich. Wir haben wenigstens in den bunten Inhalt keine Einheit zu bringen vermocht, die auf die wirkliche oder symbolische Heimat hervorragend Bezug nähme. Wenn sie sich von den andern unterscheiden, so ist es fast nur durch den ausgesprochen „modernen" Ton, in dem die meisten gehalten sind. Damit berühren wir denjenigen Punkt, der bei einer Besprechung Eicherts fast zur Hauptsache geworden ist. Es genügt einer gewissen Kritik nicht mehr zu sagen: Eichert ist ein wirklicher Dichter oder ein großer Dichter — es muß notwendig bekannt und gesagt werden, Eichert sei ein moderner Dichter. Es sei ferne von uns, den sogenannten „modernen Ton" zu verwerfen oder ihn nicht ebenso poetisch zu finden als jeden andern. Nur muß auch dieser „moderne Ton" sich den alten allgemeinen Regeln der Kunst und lautern Schönheit fügen. Eichert selbst äußert sich zur Frage nach seiner Modernität in folgenden Strophen:

„Du willst, ich soll modern die Harfe stimmen —
Nennst du modern, was heute Mode ist?
Dann will ich nicht als krankes Nachtlicht glimmen
Mit viel Geräusch, doch karg bemess'ner Frist.

Doch heißt modern, was uns mit Feuerzungen
Der Zukunft Blitze künden nah und fern,
Was quellenfrisch dem Zeitenschoß entsprungen —
Dann, lieber Freund, dann sing' auch ich modern.

Der Zeiten Sprache weiß auch ich zu sprechen,
Durch meine Saiten rollt es lebensheiß,
Und manchen will ich noch vom Rosse stechen,
Der Haar und Geist modern zu kräuseln weiß." (S. 185.)

In einer Studie über F. Eichert lesen wir: . . . „Derselbe (Eichert) erlaubt sich nämlich ein **moderner** katholischer Dichter zu sein, trotzdem unsere Kunstorthodoxen älterer Ordnung ‚modern katholisch' längst als eine contradictio in adiecto erklärt haben, und das ‚bißchen Formgewandtheit, dessen die Modernen sich rühmen, für ihre innere Schadhaftigkeit, die vielfach in moralische Verkommenheit ausartet, keinen Ersatz bieten kann'. Wie! Eichert, der katholische Tyrtäus — ein moderner Dichter? Unmöglich! Und doch ist es so. Freilich bin ich nicht der Überzeugung, daß zu einem katholischen Dichter das Vorhandensein technischer Unebenheiten und ein frommer Inhalt gehöre, zu einem ‚modernen' aber ‚Form-

gewandtheit' und frivoler Inhalt. Das sind lediglich Nebensächlichkeiten und machen das Wesen der Poesie, die Lyrik, noch lange nicht aus. Die sich aber noch immer auf dieselben versteifen, beweisen dadurch, daß sie aus den litterarischen Auseinandersetzungen der letzten Zeit nichts gelernt und verstanden haben." So geschrieben in einem katholischen Litteraturblatt Oktober 1900.

Wer gesagt hat: „modern katholisch" sei eine contradictio in adiecto, wissen wir nicht; jedenfalls hat er, wenn er überhaupt Beachtung verdient, das Wort „modern" in einem ganz andern prägnanten Sinne gefaßt, als ihm in der angeführten Stelle unterschoben wird. Er hat gewiß nicht die poetische Form und die lyrische, rein künstlerische Auffassung gemeint, denn mit beiden hat der Katholizismus ebensowenig und ebensoviel zu thun, wie mit dem Einmaleins. Womit der Katholizismus aber sehr viel zu thun hat, das ist die Weltanschauung, das moralische Verhältnis, in dem der Dichter zu seinem Gegenstand steht. Ob ein moderner Maler im Recht ist, wenn er die Tupfmanier für die einzig richtige Darstellungsweise hält, ob er die Farben in der Natur ganz anders sieht als andere Leute, ob er Pleinairist oder Atelierist sein will — das geht den Katholizismus nichts, aber auch gar nichts an. Ob er aber durch seine Darstellungen die christliche Moral verhöhnt, die heilige Geschichte fälscht oder sonst das religiöse Gefühl verletzt, darüber hat auch der Katholizismus ohne Anmaßung fremder Rechte zu befinden. Und das ist es eben, was jener Ungenannte offenbar hat sagen wollen. Unter „modern" versteht er gewißlich nur die moderne Weltauffassung, die moderne Moral und Gottlosigkeit. Und da wird er wohl ebenso recht behalten, wie wenn er sagt: epikureisch-katholisch, heidnisch-katholisch, lüstern-katholisch seien contradictiones in adiectis. Ganz ebenso hat er nicht sagen wollen, „zu einem katholischen Dichter gehöre das Vorhandensein technischer Unebenheiten und ein frommer Inhalt". So dumm sind denn doch selbst „unsere Kunstorthodoxen älterer Ordnung" nicht. Sie wissen, daß weder der fromme Inhalt allein, noch die glatte Form allein, noch die Verbindung beider ein echtes Gedicht ausmachen, daß weder glatte Form noch frommer Inhalt notwendig mit poetischer, persönlicher, wahrhaftiger Auffassung verbunden sind, daß aber diese letztere die Seele der lyrischen Poesie ist, während der objektive Inhalt ihr Körper und die poetische Form ihr Kleid ist; sie wissen ferner noch aus ihrer Studentenzeit, daß zu einem vollendeten Gedicht notwendig alle drei Elemente vollendet sein müssen: Auffassung, Inhalt und äußere Form; nach dem Adagio: Bonum ex integra causa, malum ex quocunque defectu. Wenn also die „Kunstorthodoxen älterer Richtung" sich von den modernen Kunstliberalen unterscheiden, so kann dieser Unterschied nicht in der Forderung eines subjektiven Auffassens eines würdigen Gegenstandes und eines originellen formvollendeten Ausdrückens desselben überhaupt bestehen. Denn das ist, wie gesagt, eine Forderung aller kunstverständigen Zeiten und Schulen. Das giebt denn auch der Verfasser des angezogenen Aufsatzes unmittelbar darauf selbst zu. Er sagt: „Eichert ist ein moderner Dichter, weil er ein großer Dichter ist. Alle großen Dichter, speziell Lyriker, sind in diesem Sinne modern — Goethe, Eichendorff und Heine. Nicht die größere und geringere ‚Formgewandtheit' oder Verskünstelei macht den großen Lyriker aus — ich erinnere an den

‚Pegnitzorden‘ und seine Kollegen seligen litterarhistorischen Andenkens —, auch der katholische, akatholische oder neutrale Inhalt nicht, sondern die Erfassung des Lebens. Das Leben macht die Kunst aus, nicht die bloße Technik oder sonst etwas.“ Lassen wir die zwei letzten Sätze vorläufig auf sich beruhen — sehen wir uns den Anfang an. Wenn Goethe, Eichendorff und Heine modern sind, warum dann der Ausfall gegen die „Kunstorthodoxen älterer Ordnung“? Erkennen diese vielleicht auch Goethe, Eichendorff und Heine als Dichter nicht an, weil sie „modern“ sind? Haben diese drei Dichter auf die Kunstliberalen warten müssen, um verstanden zu werden? Ja was hat dann überhaupt das Wort „modern“ noch für einen spezifischen Sinn, daß man es eben als Gegensatz zu der älteren Kunst braucht? So grundverschieden waren die Kulturfaktoren zu Goethes, Eichendorffs und Heines Zeiten doch nicht, wie es die Arten der Dichtung dieser drei sind. Der herrschende Zeitgeist war wenigstens für die beiden letzteren derselbe — also kann bei ihnen die Poesie nicht insofern modern genannt werden, als sie spezifisch der Ausdruck des Zeitgeistes gewesen, und doch versteht man gewöhnlich nur das unter modern, was die jeweilige Gegenwart in Denken, Auffassen, Geschmack und Sitten von der Vergangenheit unterscheidet. Der wahrhaft große Dichter steht über seiner Zeit, er drückt dem Geiste seiner Zeit sein eigenes persönliches Siegel auf. Er ist zwar auch ein Kind seiner Zeit, aber nicht wie alle andern. Er fühlt und weiß, was die andern nur unklar ahnen, und kündet den Zukunftsgedanken aus dem Wirrwarr der Gegenwart, das ewig Bleibende in „der Erscheinungen Flucht“. In der Behauptung, Goethe, Eichendorff und Heine seien modern, kann dieses Wort also nur gleichbedeutend sein mit subjektiv wahr, persönlich, originell, selbständig. Und auch nur in diesem Sinne kann es eine Forderung der Kunst bilden. Die wahre Kunst ist ewig. Nicht das Wechselnde in ihrem Ausdruck, sondern das Ständige ihres allgemein menschlichen Inhaltes ist es, was ihre Wirksamkeit durch die Jahrtausende sichert. Was hat Goethes Lyrik und Shakespeares Dramen und Homers Epen international und unsterblich gemacht? Jedenfalls am allerwenigsten das, was die Zeitgenossen als sich am meisten verwandt, als das Zeitgemäße und das spezifisch Neue, Moderne anstaunten. Warum soll es zu Goethes Zeiten modern gewesen sein zu singen: „Über allen Wipfeln ist Ruh“ — oder: „Füllest wieder Busch und Thal“, und heute nicht mehr? Was wirklich in sich wahr ist und gut, ist immer gleich wahr und gut; ebenso ist immer schön, was einmal absolut schön war, jedes zu starke Rücksichtnehmen auf zufällige Zeitverhältnisse ist eine Herabminderung des absoluten Wertes. Die Mode wechselt, das Wesen der Kunst nicht.

Aber nun fragen wir: wo ist denn der Unterschied zwischen den „Kunstorthodoxen älterer Ordnung“ und den Kunstliberalen jüngerer Jahrgänge? Wir finden absolut keinen. Die Zeitgenossen mögen den „Pegnitzorden“ angestaunt haben, er war im vollsten Sinne des Wortes modern; die „älteren Kunstorthodoxen“ sind denn doch ihrerseits wieder zu modern, um so geschmacklos zu sein. Sie sind sogar noch etwas kritischer als der Verfasser, der sagt, „nicht der Inhalt, sondern die Erfassung des Lebens machen den Lyriker aus. Das Leben macht die Kunst aus, nicht die bloße Technik oder sonst etwas“. Sie

behaupten: die Erfassung des Lebens mache den Mann, die Erfassung der Situation den Künstler. Auch bei gleicher Erfassung des Lebens wechselt die Stimmung, d. h. die Erfassung des Erlebnisses, und darauf beruht die Abwechslung der Dichtungen desselben Mannes. Daß die Auffassung des Erlebnisses von der Auffassung des Lebens mitbedingt ist, beweist noch nicht, daß beide dasselbe sind. Aber auch nicht jede Erfassung des Erlebnisses macht den Dichter, sondern eben die poetische, d. h. die Wertung und Auflösung des realen Gegenstandes auf und in seinen Stimmungsgehalt. Wir haben ein treffendes Beispiel an Eichert selbst. Die Erfassung des Lebens ist bei ihm wohl dieselbe bei seinem „Wetterleuchten" und bei seinem „Höhenfeuer". Aber in der ersten Sammlung täuschte er sich nicht selten in der richtigen Erfassung des Erlebnisses; er unterschied nicht hinreichend zwischen dessen Ideen- und dessen reinem Stimmungsgehalt; er wollte in poetische Form kleiden, was nur einer rednerischen fähig war. Je vollständiger er von diesem Irrtum zurückkam, um so reiner und kräftiger trat seine poetische Kraft zu Tage. Im Grunde werden auch die „Kunstliberalen" dieser Ansicht sein, sie sollen's wenigstens. Auch damit sagen sie nichts Neues, wenn sie dekretieren: „Anempfundene Gefühle und gereimte schöne Gedanken geben selbst bei vollendetster Technik noch keinen Dichter, selbst wenn die Zeitgenossen ihn dafür halten; die Nachwelt wird ihn einfach vergessen." Hat denn dieser Moderne niemals Rezensionen aus der Feder von „Kunstorthodoxen älterer Ordnung" gelesen, wo von „Anempfindung", von „Anklängen", von „Nachahmung", kurz vom Epigonentum die Rede war und diese Dinge bei der Wertschätzung eines neuen Dichters sehr entschieden in die Wagschale fielen. Vielleicht aber hat er von einem gewissen Schiller, „Kunstorthodoxen älterer Ordnung", gehört, der die Dichterlinge seiner Zeit schon höhnt, weil sie sich groß zu sein deuchten, da sie in einer Sprache sangen, die für sie dichtete und dachte. Darum wird ein älterer Ästhetiker auch nicht sagen: „Eichert ist ein m o d e r n e r Dichter", sondern einfach: Eichert ist ein Dichter, „weil er das ausspricht, was er empfindet und wie er es empfindet, weil er aus dem vollen Herzen schöpft, weil er wahr ist und echt und lebensvoll sich giebt".

Wir gehen aber einen Schritt weiter und sagen: In vielen Stücken der vorliegenden Sammlung ist Eichert auch ein m o d e r n e r Dichter, insofern er die moderne, d. h. in den letzten 20 Jahren Mode gewordene, auf verschiedenen Wegen nach neuen Idealen suchende Kunstrichtung überhaupt auf sich hat einwirken lassen, insofern er sich moderne Anschauungsweise angeeignet hat. Das ist keine eigentliche Anempfindung, es ist der Stempel der Zugehörigkeit zu einer Schule, die keineswegs die Wahrheit und Originalität der Empfindung ausschließt. Auch Maler älterer Richtung werden das Berechtigte des Pleinair anerkennen und gelegentlich Stoffe, die dieser Weise natürlich sind, auch so behandeln, ohne darum ein wirkliches Prinzip aufzugeben und einseitig zu werden. Aber, so wird man fragen, was ist in der Lyrik moderne Anschauungsweise? Sind es die Wortpunktierer? die Mystiker? die Mittellinier? die Symboliker? die Artisten? die Überbrettler? Ist es Liliencron, Dehmel, Holtz, Schlaf, Bierbaum, Stern *c.? Das ist alles schwer zu sagen, und es wäre Aufgabe derer, eine genaue Begriffsbestimmung des Wortes „modern" für die Lyrik zu geben, die dieses Wort immer

im Munde führen. Allein so viel ist auch ohne strenge Feststellung klar, daß wer alle die genannten Dichter und Richtungen genießend auf sich hat wirken lassen, dem wird ein Rest von allen anhaften und bewußt oder unbewußt sein Schaffen beeinflussen. So ist es denn auch keinen Augenblick zweifelhaft, daß Eichert z. B. in diesem Sinne modern schafft in „Friede“:

„Lieb' an Liebe, Lust an Lust,
Sel'ge Träume in der Brust,
Um die Stirne Rosenzier. —
Seele spricht: Kein Friede hier!

Säulen, glänzend im Palast,
Bunter Schimmer, gold'ne Last,
Ruhmeskränze winken dir.
Seele spricht: Kein Friede hier!

Stille Gräber. Sanftes Licht,
Heil'ge Nähe atmet dicht.
Zeit an Zeiten, schweigend thront.
Seele schweigt hier — Friede wohnt,“

oder wie es nachträglich verbessert wird:

Leuchtend siegt der Hoffnung Keim,
Seele schweigt und sehnt sich heim. (S. 95.)

In einem andern modernen Ton gehalten ist:

Sah dich jüngst im Garten gehn,
Dort im Lichte bliebst du stehn.
Eine Rose glutentbrannt
Sah ich blüh'n in deiner Hand.

Sah noch oft dein Bild; umher
Nacht — und keine Rose mehr.
Hab' nicht Freude, hab' nicht Schmerz —
Jene Rose war mein Herz . . .

Man hat gesagt, Goethe und Heine hätten das Lied wohl kaum besser gemacht. Uns dagegen will bedünken, sie hätten's ganz anders gemacht oder gar nicht gemacht. Ein anderes von den Kunstliberalen belobtes Gedicht ist „Erinnerung“:

„Die Stirnen rot vom Abendfeuer,
So stiegen wir den Pfad empor
Zum stillen See, ich trat ans Steuer,
Am Wasser hing ein Nebelflor.

Wenn Wolkennacht den See vermummte,
Wie dunkel unser Nachen glitt.
Des Schiffers Ruderweise summte
Und unsre Herzen sangen mit.

Ein fernes Läuten war verklungen,
Still trank der See des Abends Brand.
Am Grunde wandelten verschlungen
Zwei müde Sterne Hand in Hand.

Dort schwimmt er noch in Abendgluten,
Der ferne Nachen, weiß beschäumt. —
Ich starre einsam in die Fluten,
Wo halb verlöscht ein Sternlein träumt." (S. 130.)

Wir müssen es dem Leser überlassen, was er zu diesem Gedichte denkt und sagt. Unsere ganz entschiedene persönliche Ansicht geht dahin, daß wir gar keinen Grund haben für solche Modernität unsere gute alte natürliche Singweise aufzugeben. Wir können selbstredend nicht alle Stücke hier anführen, in denen sich der neue Ton für alle „Kunstorthodoxen" mehr oder minder lobenswert geltend macht. Nur auf einige Modernitäten des Ausdrucks möchten wir uns einen Hinweis gestatten. Da „schreit die sterbende Sonne" (S. 144), da sind die „Flammen ein Jubelschrei, denen das Licht die Bruderhand leiht" (S. 155), da sind „Glutharfen von greller Blitze Flammenschrei durchloht" (S. 43), da ist etwas „dunkelfeucht" und „dunkelstill" (S. 102), da „ruft etwas dämmernd" (S. 115), da lesen wir: „Zitterndes Licht stammelnd, noch bricht Leis aus des Morgens erwachendem Blick" (S. 167), oder: „Hat Nebelneid ihr (der Flammen) Glutgewand zerschlagen" (S. 155), oder: „Mein Lied bewehrt und dornig der scharfgeschliffenen Klinge gleicht" (S. 182) oder: „Leuchtend siegt der Hoffnung Keim" (S. 95), oder: „thatendurstbeseelte Liebe" (S. 182), oder: „im Eise ein frierender See" (S. 119), „eine Seele ist sonnenwund" (S. 189), d. h. nach der Sonne sich sehnend; „Leicht mein Erdenflug schwankte durch ein goldenes Licht" (S. 179), „Nebel nur im grauen Kleide, Triefend von gebeugter Weide, Irren meinen Weg entlang" (S. 131). Wie weit jemand solche Ausdrücke und Wendungen noch schön findet, hängt vielleicht noch mehr von seinem allgemeinen Geschmack als von seinem alten oder modernen Standpunkt ab: denn auch manchen Modernen wird es scheinen wollen, als überschritten solche Bilder die feine Schönheitslinie einer poetischen Sprache. Wir wenigstens hoffen zuversichtlich, daß Eichert auch von diesen Übertreibungen eines noch fast jugendlichen Kraftgenietums zur vollsten Natürlichkeit und Einfachheit abgeklärten Empfindens zurückkehrt. Schon jetzt ist ihm, auch in der modernen Tonart, so manches Lied gelungen, an dem auch die „knurrigen Alten" ihre helle Freude haben müssen und werden. Als solche betrachten wir z. B.: „Im Grünen" (S. 127), „Frühling" (S. 133), „Im Nebel" (S. 137), „Duftender Lenz, du Gottesgedanke" (S. 141), „Abendgebet" (S. 146), „Dämmerung" (S. 147). Eines derselben finde hier seine Stelle:

„Gebroch'nen Auges starrt der See
Ins graue Einerlei
Und Nebel, wie ein endlos Weh,
Ziehn ohne Rast vorbei.

Ein grauer Felsenkegel stiert
Hinab in trübem Schwall.
Wie Kohle, dunkelrot geschürt,
Erstirbt der Sonnenball.

Ich steh' und weite meine Brust
Und lüfte mir das Herz —
Ach, nichts ist drinnen mir bewußt
Von Freude oder Schmerz."

So viel über Eichert als modernen Dichter. Für uns hat dieses Beiwort weiter keine Bedeutung. Uns genügt, daß er einfachhin Dichter ist. Und das allein auch wird die Zukunft interessieren . . .

Von den beiden letzten Abteilungen des Büchleins „Raute und Edelweiß" und „Des Liedes Weihe" enthält die erstere noch einzelne bezeichnende Nummern. So gleich das erste und dritte Stück „Über den Wettern" und „Die Flamme", in denen das schon besprochene Höhenheimweh des Dichters immer wieder zum Durchbruch kommt. Auch ihn wie den „Alpenschütz" hat „die Welt (der Großstadt und der qualmenden Ebene) krank gemacht" (S. 196). Da ist ihm selbst „im Urgebirge" noch wohler:

„Zerschmettert und zerrissen
Von heißer Blitzesflamm',
So funkelt mit schwarzen Spießen
Der kühngezackte Kamm.

Des Gipfels scharfe Nadel
Empfängt der Sonne Gruß,
Und wahrt ihren reinen Adel
Vor jedes Menschen Fuß.

Durch dunkle Plattenschilde
Dringt keine Wurzel ein —
Kein Gruß erbarmender Milde
Im toten Felsgestein.

Kein Grün in grauer Blöße
Und keiner Blume Spur:
Des Todes schweigende Größe
Im Spiegel der Natur!" (S. 160.)

Dieser Sehnsuchtsschrei aus der Tiefe des Menschengewühls, die der Nebel und Fabrikschwaden drückt, hinauf in die reine, gewaltige, unverfälschte Höhenwelt geht durch das ganze Büchlein. Neben ihm klingt stark mit eine bald wilde bald stille Sehnsucht nach Frieden und Vergessen, nach einer Auflösung in das ewige Licht und die ewige Wahrheit und Liebe. Nicht so sehr den Kampf als das hetzende Getriebe hat der Dichter satt. Der Künstler und Dichter begehrt auf gegen den Journalisten. Ein jeder, der das Leben des Dichters kennt, wird ihm nachfühlen. Von den verschiedensten Seiten ist denn auch schon mit Recht darauf hingewiesen, daß es eine Ehrenpflicht des katholischen Österreichs sei, eine Kraft wie Eichert nicht in der Alltagstretmühle häuslicher Sorge sich verzehren zu lassen, sondern ihr einen freieren Spielraum zur Entfaltung und Bethätigung zu bieten. Das K. K. Österreichische Ministerium für Kultus und Unterricht hat ja schon den Dichter mit einem Preise ausgezeichnet; auch ist ihm 1890 das Stipendium der „Schwestern Fröhlich Stiftung für hervorragende schaffende Talente auf dem Ge-

biete der Litteratur" zuerkannt worden; aber was not thäte, wäre z. B. eine feste Lebensstellung in einem der vielen Ämter der Residenz oder der Provinz, die, ohne Sinekuren zu sein, doch nicht so vampyrartig wie die journalistische Thätigkeit alle Lebens- und Schaffenskraft verzehren. Mit dieser persönlichen Schlußbemerkung haben wir keineswegs das litterarisch kritische Gebiet verlassen. Denn in „Höhenfeuer" haben wir es mit lyrischen Gedichten zu thun, die, wenn echt, ebensoviel persönliche Bekenntnisse sind und bei denen die Persönlichkeit und ihre Stellung ebensosehr in Betracht kommt als das Bekenntnis. Eichert sagt vollends mit Recht:

„Ich bin mein Lied — mein Lied bin ich,
Du, glaub an mich!
Mein Lied ist weder Spiel noch Scherz —
Es ist mein Herz . . .

Ich glaube, daß in meinem Lied
Der Odem zieht
Des Geistes, der da nimmt und giebt
Und liebt — und liebt." (S. 181.)

So tritt denn auch in diesem Büchlein der begeisterte, fast jugendlich optimistische Kämpfer für alles Edle und Wahre vor uns, dessen frühere Zornesreden jetzt schon gemildert sind nicht durch Nachgiebigkeit oder Erkaltung in der Sache, sondern durch eine wachsende Liebe und Erbarmung mit dem Irrenden selbst. Ihn packt nicht mehr so sehr der Zorn über die Bosheit als das zehrende Mitleid mit dem Jammer der Menschen. Auch jetzt noch heißt es:

„Die Lieder, die aus meiner Harfe sprühen,
Sie sollen Tod ins Herz der Lüge glühen,
Sie sollen zornig mit der Bosheit rechten
Und Geißeln für entnervte Feigheit flechten." (S. 5.)

Aber auch:

„Nicht Kampfbegier läßt meinen Schlachtruf dröhnen —
Mein Lied will streiten, aber auch versöhnen.
Und könnten sterben einst der Liebe Gluten —
Soll's auf der Zeiten Schlachtfeld still verbluten." (S. 6.)

Er ist frei und unabhängig. Aber er weiß auch, was es ihn kostet:

„Der geht auf rauhen Pfaden,
Der solche Töne singt;
Er ist nicht eingeladen,
Wo Gold und Lob erklingt.

Drum bleib' ich arm und habe
Die Wange sorgenbleich —
Des Liedes stolze Gabe
Macht ganz allein mich reich." (S. 16.)

Wahrlich, alles in allem, ist uns Eichert der Mensch und ideale Kämpfer eine wenigstens ebenso erfreuliche Erscheinung als Eichert der Dichter.

Wilh. Kreiten S. J.

Rezensionen.

L'origine de l'épiscopat. Étude sur la fondation de l'église, l'oeuvre des apôtres et le développement de l'épiscopat aux deux premiers siècles. Dissertation présentée à la faculté de théologie de l'université de Louvain pour l'obtention du grade de docteur. Par l'abbé ***André Michiels,*** licencié en théologie, professeur de dogme au séminaire de Malines. 8°. (XVIII et 432 p.) Louvain, Van Linthout, 1900.

Wir haben es hier mit der ausführlichsten und einer der bedeutendsten katholischen Monographien über den wichtigen und schwierigen Gegenstand, die Anfänge des Episkopats, zu thun, und somit ist eine eingehende Besprechung gerechtfertigt.

Der Verfasser forscht zunächst nach dem Verhältnis Jesu zur werdenden christlichen Kirche; die eigentliche wissenschaftliche Untersuchung beginnt mit dem dritten Kapitel über die Mission und die Amtsgewalt der Apostel. Die vorhergehenden Abschnitte: „Der Messias und die zwölf Apostel", „Jesus und die jüdische Synagoge", sind gar kurz und mit Rücksicht auf die Schwierigkeit der Frage und die Ausdehnung der darüber vorhandenen Litteratur zu fragmentarisch. Die Studien über die zwei Haupttexte Matth. 16, 16—19 und Matth. 18, 18 sind dagegen sehr gründlich und anregend. Auf 28 Seiten (p. 20—48) wird die Echtheit der ersten Stelle so treffend verteidigt, daß nur eine Tendenzkritik an einer späteren Einschiebung festhalten kann. Die übrigen Texte, welche die Aussprüche Jesu über die Gewalt der Apostel enthalten, werden freilich nicht mit derselben Liebe und Sorgfalt behandelt.

Bei Darstellung der Verfassungsentwicklung selbst geht Dr. Michiels streng methodisch und vorsichtig voran. Angesichts der großen Verwirrung, welche in dieser Frage geschaffen wurde, schlägt er den einzig richtigen Weg ein, indem er nicht bloß die Thatsachen an der Hand der Quellen fortlaufend erzählt, sondern auch den Stoff nach bestimmten Gruppen, welche teils durch den Stand der Forschung, teils durch die Natur der Quellen selbst gerechtfertigt erscheinen, durchforscht und verteilt.

So behandelt das zweite Buch die Gründung der Kirche in Jerusalem, erörtert aber zugleich die Handauflegung und die Einsetzung des Diakonats in eigenen Kapiteln. Das dritte Buch ist überschrieben: „Die Presbyter und die Episkopen

des ersten Jahrhunderts." Nach einer kurzen Darlegung der modernen Anschauungen über den Gegenstand folgt die Urgeschichte der Presbyter (Alten), der Proïstamenen und Hegumenen und der Episkopen (Aufseher). Das Schlußkapitel stellt das Verhältnis der „Alten" zu den „Aufsehern" und ihre Stellung fest. Das vierte Buch bringt eine zusammenfassende Darstellung der Organisation in den Kirchen der apostolischen Zeit, es macht auf die lokalen Verschiedenheiten aufmerksam und zeichnet den Einfluß und die Wirksamkeit einzelner großen Männer der ersten Epoche.

Die Bischofslisten kommen im fünften Buche zur Sprache; das sechste schildert den Episkopat im zweiten Jahrhundert; das siebente behandelt die apostolische Nachfolge als historische und als theologische Frage.

So notwendig bei dem jetzigen Stande der Forschung diese Verbindung einer historisch-erzählenden Darstellung mit einer juridisch-systematischen ist, so dürften doch manche über einige Einzelheiten der Anordnung eine andere Ansicht haben; indessen können ja in solchen Dingen verschiedene Gesichtspunkte maßgebend sein. Wir möchten gleich hier erwähnen, daß ein näheres Eingehen auf die Geistbegabten anzuraten wäre. Die Sache ist allerdings schwierig und dunkel; man hat aber an Jacquiers trefflichen Darlegungen in seiner Ausgabe der Didache (3e partie, ch. 6) ein gutes Vorbild.

Michiels' Resultate lassen sich kurz so zusammenfassen:

Neben den Aposteln erscheinen zuerst in Jerusalem sieben gewählte und von den Aposteln bestellte Hilfsarbeiter, Diener, welche im wesentlichen identisch sind mit den späteren Diakonen (p. 110 ss.). Hier ist die Argumentation allerdings nicht ganz befriedigend.

Bald tritt Jakobus an die Spitze der jerusalemitanischen Kirche; ihm zur Seite steht ein Rat von Ältesten, deren Name jüdischen Vorstehern entnommen ist; sie nehmen teil an der Kirchenverwaltung (p. 142 ss. und 231 ss.). Solche Älteste treten auch in andern neu gegründeten Gemeinden als Vorsteher und Hirten auf; sie lehren und handeln im Namen Gottes, sind aber der Autorität der Gründer untergeordnet (p. 147 ss. und 247 ss.). Zeugnisse für diese Einrichtungen finden sich in der Apostelgeschichte, den Pastoralbriefen, dem Jakobus- und ersten Petrusbrief, dem Schreiben des hl. Klemens von Rom und Polykarps. Der Verfasser beweist recht gut, daß es methodisch zulässig ist, diese Quellen aneinander zu klären und die eine durch die andere zu ergänzen; er zeigt auch ihre wesentliche Übereinstimmung. Mit Recht findet er eine Bestätigung seiner Ansichten in den ältesten Nachrichten über die Proïstamenen und die Hegumenen (p. 169 ss.).

Nun widmet er seine Untersuchung den Episkopen, „Aufsehern". Er definiert gut ihr Amt im engsten Anschluß an die Quellen; sie sind Vorsteher, bevollmächtigt zur Feier der Eucharistie, zur Lehre, zur Hirtensorge, und stehen unter der Oberaufsicht der Apostel, ihrer Stellvertreter oder Nachfolger (p. 173—209). In einer eingehenden Studie wird ferner die Gleichheit der Ältesten und Aufseher auch in Bezug auf ihre Funktionen festgestellt; nur kam der Name „Episkop" außerhalb Palästinas auf und betonte mehr das Amt, während Presbyter größeren Nachdruck auf die Würde legte (p. 210 ss. 414). Die Amtsstellung dieser Würden-

träger wird dahin bestimmt, daß sie wohl mit den Presbytern der folgenden Zeit, aber nicht mit den späteren Episkopen, wie sie bei Ignatius auftreten, zu vergleichen sind (p. 218 ss.).

Für diese letzten Resultate scheint die Argumentation des Verfassers nicht durchschlagend. Daß es von Anfang des 2. Jahrhunderts an nur je einen Bischof in den Gemeinden gab, beweist nichts gegen die Annahme, zu der auch nach Petavius und Perrone einige treffliche Exegeten, Theologen und Kirchenhistoriker neigen, daß in der ersten Zeit alle oder die meisten Vorsteher die eigentlich charakteristische Gewalt des späteren Episkopats besaßen.

So wird es denn auch schwerlich gelingen, den Beweis zu liefern, daß die Adressaten der Pastoralbriefe und die im Klemensbrief genannten Nachfolger der Apostel weder Episkopen noch Presbyter im ursprünglichen Sinne hießen. Da uns ferner die älteren Quellen nichts über die innere Zusammensetzung des Presbyterkollegiums berichten, so ist der Fall ganz wohl denkbar, daß von Anfang an eine leitende Persönlichkeit im Kollegium mit eigenartigen Rechten bedacht war. Man muß diese Möglichkeit genau prüfen und den Grad ihrer Wahrscheinlichkeit bestimmen. Nach den treffenden Ausführungen Jacquiers über diesen Gegenstand hat sich noch unlängst V. Ermoni in einem sehr lesenswerten Artikel Les Origines historiques de l'épiscopat monarchique (Revue des QQ. hist. XXXV, Oct. 1900, p. 337—363) darüber geäußert, allerdings ohne alle Schwierigkeiten gebührend zu würdigen.

Die folgende zusammenfassende Darstellung Dr. Michiels' über die Organisation der Kirchen im apostolischen Zeitalter bestätigt das bis dahin Gesagte und bringt auch Neues. Die Adressaten der Pastoralbriefe werden als apostolische Hilfsarbeiter, Evangelisten, dargestellt mit den wesentlichen Vollmachten der späteren Bischöfe (p. 249 ss.). In Korinth und Philippi waren nach Michiels keine monarchischen Bischöfe vor dem 2. Jahrhundert (p. 253—270 und 367 ss.). Bei dieser Gelegenheit werden auch — allerdings zu kurz — die Charismen erörtert und die Hypothese ausgesprochen, daß bedeutendere Männer, welche charismatisch begabt waren, die wesentlichen Vollmachten der späteren Bischöfe erhielten und selbständig neue Gemeinden gründeten. Man nannte sie Propheten (p. 257 ss. und 261 ss.).

Aus alle dem erklärt sich dann die verhältnismäßig frühe allgemeine Verbreitung des Einzelepiskopats leicht und ungezwungen. Die dominierende Stellung einzelner Apostel und „Propheten" als Kirchengründer, das in gewissem Sinne monarchische, autoritative Amt der Evangelisten als apostolischer Stellvertreter, die „monarchische" Organisation der jerusalemitanischen Kirche unter Jakobus, die Stellung Symeons, die ganz ähnliche Organisation einiger andern Kirchen (Rom, Antiochien, Alexandrien, die vom hl. Johannes gegründeten Kirchen), enthalten alle wesentlichen Merkmale der späteren Episkopalorganisation. Die Gründe, mit denen Michiels die johanneischen Gründungen und die Angaben der Bischofslisten stützt, sind von hohem Interesse (p. 288—364). Auch sind die Rückschlüsse, welche er aus den Ignatianen auf ein gewisses Alter des dreistufigen Amtes (Episkop, Presbyter, Diakonen) in den von Ignatius genannten Kirchen zieht, so vorsichtig gehalten, daß sie keinen Methodiker beleidigen können (p. 339 ss. und besonders p. 371 ss.).

Die Bemerkung auf S. 261 ff., welche die „Apostel"-Bezeichnung im offenbaren Widerspruch zu den Quellen, zumal zur Didache, einschränkt, beruht gewiß auf einem Versehen.

Wir scheiden vom Buche Dr. Michiels' mit großer Befriedigung; die schwierige Frage ist hier wirklich gefördert; so viel auch noch zu thun übrig bleibt, wird doch niemand, welcher sich mit den Anfängen des Episkopats zu beschäftigen hat, achtlos an diesem interessanten Werke vorübergehen dürfen.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Erbrecht und ländliche Erbsitten in Frankreich. Von Dr. **v. Brandt.** 8°. (182 S.) Berlin, Parey, 1900.

Unter diesem Titel veröffentlichte der Breslauer Regierungsreferendar Dr. v. Brandt im letzten Jahrgange (1900) der „Landwirtschaftlichen Jahrbücher, Zeitschrift für wissenschaftliche Landwirtschaft und Archiv des Königlich Preußischen Landesökonomiekollegiums" (S. 101—282; auch als Sonderabdruck, Berlin, Verlag Paul Parey erschienen) eine gediegene und vortreffliche Abhandlung, deren Inhalt weitere Kreise interessieren dürfte. Der Verfasser untersucht die Folgen des modernen französischen Erbrechts für die Landbevölkerung und das ländliche Grundeigentum.

Man hat sich zu Gunsten der erbrechtlichen Bestimmungen des Code civil auf die statistisch erwiesene Thatsache berufen, daß der Kleinbesitz im Laufe des Jahrhunderts einen immer größeren Anteil an der landwirtschaftlich benutzten Fläche erworben habe. A. v. Brandt ist der Ansicht, der nämliche Erfolg wäre in besserer Weise auch bei einer andern Gestaltung des Erbrechts zu erzielen gewesen. Beweist doch der Umstand, daß bereits unter dem ancien régime der dem Erwerbe wirklich zugängliche Teil des Bodens von dem Kleinbesitze erworben wurde, wie es lediglich einer gesunden, dem Gemeinwohl entsprechenden Freiheit des Immobiliarverkehrs, unter gleichzeitiger Beseitigung des maßlosen Steuerdrucks, bedurft hätte, um dem kleinbäuerlichen Besitze die weiteste Verbreitung zu verschaffen. Dagegen hat die Zwangsteilung oft zur Zerstäubung kleiner Wirtschaften geführt, die selbstwirtschaftenden Landwirte durch Pächter städtischer Kapitalisten ersetzt, überall, wo die Bestimmungen des Code zur vollen Geltung kamen, einen unnatürlich raschen Besitzwechsel herbeigeführt, die Verbindung zwischen Landwirt und Boden gelockert, die ländlichen Familien periodisch erschüttert, zersplittert, zerstört.

Auf die Ausgestaltung des ländlichen Erbrechts üben naturgemäß die ursprüngliche Siedlungsform, die dem Volkscharakter entsprechenden Rechtsanschauungen, ganz besonders aber die durch die Eigentümlichkeiten eines gegebenen Territoriums bedingte Art der Bodenkultur bestimmenden Einfluß aus. Wo die Siedlung sich hof-, nicht dörferweise vollzogen hatte, die in Bearbeitung genommene Fläche seit langem einer festen Bewirtschaftungsweise unterworfen war und zur Ernährung einer zahlreichen Familie ausreichte, konnte man sich um so weniger zu einer gleichen Realteilung des Grundbesitzes verstehen, je mehr Klima und Bodenart

eine extensive Kultur erheischten. „Das Recht der Erstgeburt“, sagt Cordier (v. Brandt a. a. O. S. 132), „erklärt sich von selbst in den Gebirgsgegenden, wo die Art der Bodenkultur beschränkt ist, wo der Mensch im Kampfe gegen einen undankbaren Boden zunächst nur eine Form der Assoziation kennt, nämlich die Familie. Um ihr Oberhaupt, den alleinigen Eigentümer, welcher alle Hilfsquellen des Hauses in seiner Hand vereinigt, geschart, kann die ganze Sippe hoffen, ihr Auskommen zu finden, während man durch die Zersplitterung der Kräfte und Teilung der Interessen die Existenzmöglichkeit vermindern würde. . . Wenn eine Art des Eigentums von Natur aus zur Teilung nicht geeignet ist, so ist es eine Weidewirtschaft, bestehend aus mehreren Hütten in verschiedenen Gebirgshöhen, welche je nach der Jahreszeit eine nach der andern in Benutzung treten. . . Dieser Umstand der Unzulänglichkeit des Bodens ist mehr, als man glaubt, der eigentliche Grund vieler Bestimmungen.“

Für die Nationalversammlung der Revolutionszeit hatten jedoch bei der Neuregelung des Erbrechts wirtschaftliche Rücksichten weniger zu bedeuten als der Haß gegen den erbeingesessenen Adel und gegen alle Einrichtungen, die man irgendwie, mit Recht oder Unrecht, auf feudalen Ursprung zurückführte. Überdies stand das Erstgeburtsrecht im Widerspruch mit der von der Philosophie des 18. Jahrhunderts so sehr gepriesenen Gleichheit. „Es giebt keine Erstgeburt, keine Privilegien mehr in der großen nationalen Familie“, deklamierte Mirabeau, „es darf auch keine mehr in den kleinen Familien geben, welche jene bilden.“ Diese Motive erklären die Beschlüsse der Nationalversammlung im Sinne des gleichen Erbrechts aller Kinder, mochten auch die Vertreter des Südens, wie Cazalès, Vaudreuil, nachdrücklichst darauf hinweisen, daß, wenn man so grundverschiedenen Provinzen, wie der Normandie und der Provence, in dieser Sache die gleichen Gesetze gebe, notwendig die eine oder die andere schlecht regiert werde. Die von der Konsularregierung am 13. August 1800 zur Ausarbeitung eines Bürgerlichen Gesetzbuches gebildete Kommission (Tronchet, Portalis, Bigot-Préameneu, Maleville) ging von der Anschauung aus, Eigentum und Erbrecht stützten sich allein auf den Willen des menschlichen Gesetzgebers. Dabei erschien das Eigentum lediglich als Quelle individuellen Genusses, nicht als Grundlage eines dauernden Wohlstandes der Familie: mit dem Tode des Besitzers höre das Recht auf, und allein der positiven Rechtsordnung verdankten die Erben es, daß sie von dem Nachlaß etwas erhielten. Das waren zugleich mit der revolutionären Gleichheitsidee die prinzipiellen Voraussetzungen der bekannten, das Erbrecht regelnden Artikel des Code civil. Auch der Konsul Napoleon hatte bei den Beratungen gesagt: „Die zu große Teilung der mäßigen Vermögen macht notwendigerweise deren Existenz überhaupt ein Ende, besonders wenn sie die Veräußerung des väterlichen Hauses zur Folge hat, welches gewissermaßen ihren Mittelpunkt bildet.“ Es half alles nichts. Tronchet drang durch. Die gleiche Realteilung wurde als gesetzliches Intestaterbrecht statuiert und die Testierfreiheit der Eltern aufs äußerste beschränkt.

In einzelnen Gegenden, wo früher die Einzelerbfolge herkömmlich war, erwies sich jedoch die alte Tradition mächtiger als das moderne Gesetz. Die Autorität der Eltern, der Familiensinn, das Verlangen, den Familienstamm im Wohlstand

zu erhalten, siegten hier über das neue Erbrecht. So wird bis in die Gegenwart noch in manchen Departements des Westens die Hofeinheit vielfach erhalten, sei es durch Einzelerbfolge, sei es mittels Aufrechterhaltung der Gemeinschaft unter den Erben, bei dem Großgrundbesitz durch Zuteilung des ganzen oder nach Höfen zerteilten Grundbesitzes in der Erbauseinandersetzung. Auch für die Gebirgsgegenden des Südwestens konnte die landwirtschaftliche Enquete von 1866 vielfach den Triumph der befestigten Erbsitte über das Erbrecht des Code konstatieren. Besonders im Departement Basses-Pyrénées findet sich die vom alten baskischen Recht geforderte Einzelerbfolge am strengsten durchgeführt. Die von den Eltern vollzogene Teilung gilt dort als unverletzlicher Familienpakt. Freilich kann ein Querkopf aus Eigensinn oder Selbstsucht des gesetzlichen Erbrechts sich bedienen, um mittels gerichtlicher Entscheidung die Tradition über den Haufen zu werfen, wie das Beispiel der von Le Play beobachteten Familie Melouga zeigt. Vierhundert Jahre lang hatte derselbe Grundbesitz sich in dieser Familie vererbt und deren Wohlstand erhalten. Da mußte 1882 das Ganze verkauft werden, um den „gesetzlichen" Erbansprüchen einiger unzufriedenen Familienglieder zu genügen. Auch im Zentrum Frankreichs findet sich noch zum Teil die Einzelerbfolge. Ebenfalls die Alpen des Südostens sind wie die Pyrenäen und das Zentralplateau eine Hochburg der alten Erbsitten geblieben, wenn auch mancherorts das gesetzliche Erbrecht den Sieg errang. Im Norden und Nordwesten bestand schon vor dem Code die Gleichteilung. Diese Gegenden weisen eine große Zersplitterung des Grundbesitzes auf. Die Bevölkerung zeigt wenig Familiensinn, ist sehr beweglich. In einzelnen Departements (Aisne, Oise, Seine-et-Marne) bildete sich die Sitte aus, daß ein Erbe den übrigen den Grundbesitz abpachtet und allmählich wieder zu Eigentum erwirbt. Anderwärts dagegen, wie in Pas-de-Calais, Nord, Manche, verkaufen die Erben ihre Parzellen sogleich. Das führt aber zur Entstehung sehr armer Wirtschaften. „Eine Art Bettlerrepublik" nennt Faucher z. B. die Gemeinde Crosville in Eure, wo die Zwerggüter zum Unterhalt ihrer Besitzer nicht mehr ausreichen. Läßt sich die Industrie auf dem Lande nieder, dann wird die Landwirtschaft oft ein Nebenbetrieb, der nur die hauptsächlichsten Nahrungsmittel für den Haushalt produziert. Dieser Aufgabe vermag allerdings auch ein zersplitterter Grundbesitz zu genügen. Übrigens schafft gerade in Industriegegenden nicht selten das Kapital wieder größere Besitzungen, ein Umstand, der für das Hinterland solcher Bezirke ein beträchtliches Gegengewicht gegen die Tendenz der Aufteilung des ländlichen Grundeigentums bilden kann. Im Seine-Departement (Paris und nächste Umgebung) giebt es keine eigentliche landwirtschaftliche Bevölkerung, sondern nur Gärtner und Gemüsebauern. Die Nähe großer städtischer Zentren fördert überhaupt die Teilung des bäuerlichen Besitzes, einerseits weil dort die den beweglichen Besitz regelnden Grundsätze leichter auf den Immobiliarverkehr übertragen werden, anderseits ist ja auch das der Stadt zunächst gelegene Gebiet, wegen der Möglichkeit intensiverer Kultur, weitgehender Teilung fähig.

Noch müssen wir einer verhängnisvollen Erscheinung gedenken, die von hervorragenden Nationalökonomen Frankreichs mit dem dort geltenden Erbrecht in Verbindung gebracht wird.

Es giebt keinen schlimmeren Mangel für einen Staat, als den an Menschen! Die Wahrheit dieses Rousseauschen Ausspruchs empfindet das heutige Frankreich. Betrug die Geburtenzahl im ganzen Lande während der Zeit von 1800—1805 noch 4,24 pro Ehe, so war sie 1886—1890 in ununterbrochenen Fällen auf 2,96 gesunken. Zwar ist heutzutage die Kindersterblichkeit eine geringere als früher. Dennoch überwogen die Todesfälle 1890—1892 und 1895 die Geburten. Nur einer ganz außergewöhnlich niedrigen Sterbeziffer ist es zuzuschreiben, wenn gegenwärtig die Geburtenzahl die Sterbezahl übersteigt. Die Nachteile einer derartigen Gestaltung der Bevölkerungsbewegung liegen auf der Hand. Nicht bloß militärische Schwächung ist die Folge. Die gesamte Volkswirtschaft leidet darunter. Insbesondere wird auch der Mangel an Initiative und an Expansionskraft im Bereich des auswärtigen Handels auf den geringen Bevölkerungszuwachs zurückgeführt. Grund der Erscheinung ist nach dem Urteile aller Sachverständigen lediglich der Wille der Eltern. Auf dessen Entschlüsse aber wirkt bestimmend nicht bloß Genußsucht, Scheu vor den Lasten der Erziehung und der Etablierung der Kinder, sondern vor allem auch der Wunsch, den Nachkommen eine gesicherte Existenz zu hinterlassen, bei den Landleuten ganz besonders die Furcht vor der Zersplitterung ihres Grundbesitzes. Beachtet man, daß in den ländlichen Gegenden, wo man an den alten Erbsitten, dem alten Rechte festhielt, noch eine immerhin beträchtliche Kinderzahl sich findet, während in den Gebieten der thatsächlich durchgeführten gleichen Erbteilung die Geburtenfrequenz wesentlich geringer ist, so wird man dem Begründer der „Allianz für die Vermehrung der französischen Bevölkerung", Dr. Bertillon, beistimmen dürfen, wenn er den Gesetzen der Vererbung zum nicht geringen Teil die Schuld an den herrschenden Mißständen zuschreibt. Der Umstand, daß andere Länder mit den gleichen Erbrechtsnormen nicht die gleiche Entwicklung in der Bevölkerungszunahme aufweisen wie Frankreich, berechtigt lediglich zu dem Schlusse, daß in jenen Gegenden noch andere Momente Einfluß übten, die in Frankreich weniger oder gar nicht zur Geltung kamen. Im ganzen Nordwesten Frankreichs ist, abgesehen von den großindustriellen Bezirken, die Geburtenziffer eine sehr niedrige, am schwächsten in der Normandie. In den Departements des Westens beträgt die Kinderzahl pro Ehe durchschnittlich 2,23, im Nordwesten 2,04. Am stärksten überwiegen die Geburten die Todesfälle in den fünf Departements der Bretagne, sowie in Deux-Sèvres, Vienne und in der Vendée, also gerade dort, wo die Hofeinheit durchgängig bewahrt wird. Hier ist der Sinn für Erhaltung der Familie lebendig, steht auch Religion und Sittlichkeit noch in Übung und Achtung. „Oft stellt man", sagt Baudrillart (Les populations agricoles de la France 1885—1893, I, 464), „die Vorsorge der Eltern in der Normandie dem Mangel an solcher in der Bretagne gegenüber. Dort geht die Vorsorge bis zum Mißbrauch, hier äußert sie sich durch eine berechnende Verzögerung der Eheschließung statt in der Beschränkung der Kinderzahl. Man verheiratet sich erst, wenn genügende Ersparnisse vorhanden sind. In der Normandie giebt es weniger eheliche, aber doppelt so viele uneheliche Kinder." Allerdings giebt es auch hier Gegenden und Orte, die eine Ausnahme von der Regel bilden. Auch in den Gebirgsgegenden des Südwestens

läßt sich ein verhältnismäßiger Kinderreichtum feststellen. Wo aber im Süden die Gleichteilung durchgeführt wurde, findet sich auch wieder die Beschränkung der Nachkommenschaft. „Malthus, den die Leute nicht kennen, würde hier Altäre haben, wenn er ein Gott wäre!" heißt es in einem Bericht über den Bauernstand von Lot-et-Garonne in der Revue d'économie politique (1895). Das zweite Kind ist ein Zufall, das dritte wird als Kalamität angesehen. Und das in Gegenden, wo nach dem Bericht der Intendanten im 18. Jahrhundert die Fruchtbarkeit der Ehen eine sehr große war. Seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts beginnt im Garonnethal die Bevölkerung sich zu lichten. „Die Zahlen der Bevölkerungsstatistik weisen auf Dekadenz hin und strömen einen Geruch der Zersetzung aus" (Bericht der Société des agriculteurs de France, section générale de 1897, Commune de Merville p. 247 ss.). Im Zentrum Frankreichs, insbesondere im Departement Aveyron, nähert sich die Zahl der Kinder der in der Bretagne beobachteten. Wo die Realteilung üblich wurde, wie in Allier, Dordogne und Haute-Loire, zählen die meisten Haushaltungen nur 2—3 Kinder. „Kleiner Bauer, der wohlhabend werden will; reicher Bauer, der seine Familie wohlhabend erhalten will; Bauer, der's zum Herrn (monsieur) bringen will, — Malthus ist Gesetzgeber für alle!" heißt es in einem Berichte über den südlichen Teil des Departements Creuse. Die Generalitäten Provence, Lyon und Grenoble hatten im 18. Jahrhundert nach Levasseur pro Ehe 4,7, 4,2, 4,1 Kinder. Heute beträgt im Südosten die Geburtenziffer nur 2,21, steht somit zwar noch über dem Durchschnitt sämtlicher Departements (2,10), aber hinter dem Zentrum (2,37) zurück, um etwas auch hinter dem Westen (2,23).

Diese Zahlen enthalten eine sehr ernste Mahnung. Das französische Volk ist von Staats wegen systematisch demoralisiert worden. Da bedarf es gewaltiger Anstrengungen zur Wiederbelebung des religiösen und sittlichen Geistes! Die heute herrschende Geistesverfassung schildert Baudrillart (l. c. I, 128) mit den Worten: „Der Mensch mit allem, was er an natürlicher und erworbener Produktionskraft an sich trägt, verschwindet vor dem vorwiegenden Gedanken des materiellen Besitzes. Er dankt gewissermaßen ab vor dieser kurzsichtigen Voraussicht, welche nicht nur für den jeweiligen Besitzer, sondern auch für die künftigen Geschlechter im voraus Sicherheit haben will. Diese Lebensauffassung vernichtet das Vertrauen in die Zukunft und tötet alle schöpferische Energie im Keime. Es fehlt, was der naive, gesunde Menschenverstand, welcher der Weisheit der wirtschaftlichen und sittlichen Welt vertraut, mit der einfachen und rührenden Bezeichnung des Glaubens an die Vorsehung benannt hat." Der Code hat, wie v. Brandt (S. 186) betont, „die Entstehung dieser Denkungsart nicht herbeigeführt, aber er hat zu ihrer Entwicklung beigetragen."

Einigermaßen brach bereits das Gesetz (vom 30. November 1894) über die billigen Wohnungen mit den erbrechtlichen Prinzipien des Code civil, indem es für die Häuser der industriellen Arbeiter und kleinen Bauern den Kreis der Fälle, in welchen eine Versteigerung stattfinden muß, sehr einengt, die Aufrechterhaltung der Gemeinschaft unter den Erben und die Übernahme des Hauses durch einen Erben, eventuell auch gegen den Willen anderer Miterben, ermöglicht,

ferner dem Familienhaupte die Befugnis giebt, demjenigen Kinde ein Anrecht auf Übernahme des väterlichen Hauses zu gewähren, welches ihm zur Erhaltung des Besitzes als eines Mittelpunktes der Familie am geeignetsten erscheint. Ein neuer Gesetzentwurf vom 11. März 1897, der aber noch nicht erledigt ist, fordert die Ausdehnung des Gesetzes vom 30. November 1894 auf den bäuerlichen Besitz bis zu 5 ha im Höchstwert von 5000 Frs.

Dem zusammenfassenden Urteile, mit welchem v. Brandt seine ebenso gründliche wie interessante Abhandlung beschließt, wird man vollständig beistimmen können: Das Erbrecht des Code civil hat für die Landbevölkerung und das ländliche Grundeigentum in weitem Umfange ungünstig gewirkt. Ähnlich hatte Le Play geurteilt. „In allen Gegenden," sagt er (La réforme sociale en France [7e édit. 1887] p. 72), „wo das Herkommen entsprechend der Natur des Bodens und des Klimas die Einzelerbfolge in den ländlichen Besitz üblich gemacht hatte, ist die bäuerliche Bevölkerung durch das neue Recht geschädigt worden." Es zeigt sich hier wiederum, „wie verhängnisvoll es für eine Civilgesetzgebung ist, wenn parteipolitische Rücksichten ihr die bestimmende Richtung geben. Zur Schwächung des Großgrundbesitzes bestimmt, ist der Grundsatz der Zwangsteilung dem Kleinbesitz verhängnisvoll geworden, während es als Angriffswaffe gegen jenen versagt hat" (v. Brandt a. a. S. 279).

Heinrich Pesch S. J.

Zweihundertjahrfeier der Königerhebung Preußens. Studien und Lesefrüchte aus den Akten der vaterländischen Geschichte. Jubiläumsschriften eines preußischen und deutschen Katholiken. Von Dr. phil. **Nikolaus Thoemes.** 8°. Nordhausen, Vincentiusbuchhandlung, 1901.

1. **Anteil der Jesuiten an der Preußischen Königskrone.** (2. Aufl.) I. Teil: P. Friedrich Baron v. Wolff; II. P. Karl Moritz Vota; III. Für das Königthum der Hohenzollern, Denkschrift von P. Vota, d. d. 18. Okt. 1700. (XII u. 108 S.) Preis *M.* 1.80.
2. **Friedrichs des Großen Bündnis mit der Gesellschaft Jesu.** I. Teil: Die Abmachung von 1747; II. Die Leistungen der Jesuiten im Staat und Dienst des Königs; III. Des Königs Schutz und Schirm in schwerer Zeit. (IV u. 130 S.) Preis *M.* 2.
3. **Rom und Berlin zur Zeit Friedrichs des Großen** (1740—1786). Benedikt XIV., Clemens XIII. und XIV., Pius VI. (28 S.) Preis 60 *Pf.*

Geschichtliche Erinnerungen und Betrachtungen mannigfacher Art sind durch die Centenarfeier des preußischen Königtums naturgemäß wachgerufen worden. Dies war für den Verfasser der Anlaß, eine Reihe von Dokumenten zusammenzustellen, deren Inhalt für jeden Preußen, insbesondere den preußischen Katholiken, von unleugbarem Interesse und einer näheren Kenntnisnahme wirklich wert ist. Keines von diesen Dokumenten findet sich hier zum erstenmal veröffentlicht.

Aug. Theiner, G. Droysen, Waddington (L'Acquisition de la couronne royale de Prusse, Paris 1888), insbesondere aber Lehmann in seinen umfangreichen „Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven" (Preußen und die katholische Kirche seit 1640) haben alle diese Stücke in der Ursprache nach dem Original längst zugänglich gemacht; über die Kirchenpolitik Friedrichs II. ist auch noch andere Litteratur, wie namentlich Bach und Pigge, zweckentsprechend herbeigezogen worden. Die fleißige Zusammentragung aus wenig zugänglichen Werken, die Übersetzung, Erläuterung und Herausgabe in einem Augenblick, welcher dem Inhalt dieser Dokumente eine besondere Bedeutung verlieh, war jedenfalls geschickt und verdienstlich. Auch gewinnen durch die Zusammenstellung die einzelnen Dokumente entschieden an Wert. Die Sammlung verteilt sich auf sieben einzeln käufliche und in sich abgeschlossene Broschüren von bescheidenem Umfang und zerfällt in drei Hauptabschnitte oder Sonderdarstellungen.

1. Die ersten drei Broschüren stellen eine Neuauflage der 1892 unter gleicher Aufschrift erschienenen Schrift des Verfassers dar. Sie haben jene merkwürdige Thatsache zum Gegenstand, welche der preußische Staatsminister Freiherr v. Ilgen 1704 in seiner Denkschrift über „die Erwerbung der königlichen Dignität" für das Haus Brandenburg, nachdem er die unübersteiglich erscheinenden Schwierigkeiten, die dem Werk entgegenstanden, dargelegt hat, in den Satz zusammenfaßt (Lehmann I, 533), daß „dieses Negotium an den kaiserlichen und königlichen polnischen Höfen hauptsächlich durch Jesuiter [hat] geführt werden müssen".

Allerdings ist es irreführend und sachlich unbegründet, wenn der Verfasser den Titel gewählt hat: „Anteil der Jesuiten an der Preußischen Königskrone von 1701." Der Orden der Gesellschaft Jesu, wie insbesondere die oberste Ordensleitung, standen dieser Frage völlig unbeteiligt und, als einem fremden Gebiete angehörig, ganz neutral gegenüber. Auch steht fest, daß bei den amtlichen Beratungen und Beschlüssen am Wiener Hofe nicht einmal einer der beiden in Frage kommenden Jesuiten direkt hervortrat oder auch nur mit Namen genannt wurde. Onno Klopp hat schon vor Jahren (Österreich. Litteraturblatt I, 406—408) mit Nachdruck hierauf hingewiesen, und erst kürzlich ließ der Custos der k. k. Hofbibliothek, F. Menčik, ein interessantes Schriftchen erscheinen, aus welchem das Gleiche hervorgeht und welches die Verdienste des Grafen Harrach in dieser Sache in den Vordergrund stellt (Ein Beitrag zur Geschichte der Verhandlungen über die Erteilung des preußischen Königstitels, Wien 1901).

Immer aber bleibt es eine merkwürdige Fügung, daß zwei Mitglieder der Gesellschaft Jesu infolge der exceptionellen Stellung, in welche das Zusammenwirken äußerer Verhältnisse und ein mächtigerer Wille als der ihres Ordensgenerals sie hineingeführt, gänzlich unabhängig voneinander in die Frage der preußischen Königswürde verwickelt wurden und zu deren glücklicher Lösung nicht unwesentlich beigetragen haben. Schon der Umstand allein ist denkwürdig, daß der erste Preußenkönig, seiner sonstigen starr protestantischen und exklusiven Richtung unerachtet, mit zwei angesehenen Priestern des Jesuitenordens brieflichen Verkehr unterhielt, beide wiederholt an seinem Hofe empfing, sie in mannigfacher Weise auszeichnete und seine Dankesschuld gegen dieselben offen bekannte.

Es ist ein Verdienst des Verfassers, dies alles ins Licht gestellt zu haben, mag ihm auch, wie bei dergleichen improvisierten Einzelforschungen leicht geschieht, begegnet sein, daß er sich dazu fortreißen ließ, die Bedeutung der beiden Patres zu überschätzen. Weder in ihrem Orden noch an den betreffenden Höfen ist einer derselben, wie der Verfasser meint, „maßgebend“ gewesen, und es ist wohl zu viel, von „der entscheidenden Anteilnahme der einflußreichsten, scharfsinnigsten, hochherzigsten und uneigennützigsten Jesuiten“ zu sprechen. Bemerkenswerte Männer waren jedoch beide. Beide haben ihre ganze Ausbildung im Orden erhalten und haben bis zu ihrem Tode demselben angehört, beide lange Jahrzehnte hindurch der Sache der Kirche, und man darf sagen, auch des europäischen Friedens, hervorragende Dienste geleistet.

P. Fr. Ladisl. Freiherr v. Lüdinghausen, gen. Wolff, Livländer von Geburt, war 1659 im Alter von 16 Jahren in den Orden getreten und hat im Lehrfach wie in der Verwaltung wichtige Ämter bekleidet. Er war nahe beteiligt bei der Gründung der Universität Breslau durch Kaiser Leopold, blieb sechs Jahre lang Rektor des dortigen Kollegs und versah zweimal das Amt eines Kanzlers der Universität. Gewiß ist, daß er bei den Kaisern Leopold I. und Joseph I. persönlich von Einfluß war, ohne jedoch als deren Beichtvater zu fungieren. Der Kurfürst von Brandenburg bekannte in Bezug auf ihn, nachdem die Erhebung Preußens zum Königtum einmal feststand, 30. November 1700 gegenüber seinem Gesandten Bartholdi: „Wir wohl wissen, daß ohne seine Assistenz und gute Officia Wir es schwerlich so weit würden gebracht haben“. Und doch sollten damit die wesentlichen Dienste, welche Wolff in dieser Angelegenheit der Krone Preußen geleistet hat, noch nicht ihr Ende finden. In Wolffs ganzer diese Sache betreffenden Korrespondenz aber wird auch der Gegner, wenn nur einigermaßen kundig und rechtlich urteilend, nicht das Leiseste vorfinden, das nicht eines Ordensmannes, und man kann hinzufügen, eines Edelmannes durchaus würdig wäre. Entgangen ist dem Verfasser, daß P. Wolff seine Reise nach Berlin zur Beglückwünschung des neuen Königs im Herbst 1701 dennoch ausgeführt hat; die Gemahlin des römischen Königs (Joseph I.) zahlte ihm die Reisekosten. Leibniz meldet seine Abreise von Berlin am 8. November 1701. Bei der Königin von Preußen erwarb P. Wolff sich nicht so hohe Gunst wie sein in die gleiche Krönungsangelegenheit verwickelter Ordensbruder. Auch der Kurfürstin Sophie von Braunschweig-Lüneburg, an deren Hof er sich bald darauf vorstellen durfte, erschien er zu ernst und wurde mit seiner stringenten theologischen Argumentation bei der Kontroverse unbequem. Sie fand 8. Januar 1702, er habe nicht viel esprit, scheine aber ein Ehrenmann. Als Todesdatum des P. Wolff giebt der Verfasser in Übereinstimmung mit Sommervogel (Bibliothèque VIII, 1196) den 17. April 1708. Allein noch im Juni 1713 wird er von der Kurfürstin von Braunschweig als in Wien lebend und einflußreich bei Hof und zu ihrem eigenen Sohne in nahem Verhältnis stehend wiederholt erwähnt.

Noch weniger stimmen die Lebensdaten für den andern der beteiligten Jesuiten. Karl Moritz Votta — so schreibt er selbst seinen Namen — war 19. Februar (anders bei Sommervogel VIII, 918) 1629 zu Turin geboren, 12. November 1645 zu Avignon ins Noviziat getreten und hatte 2. Februar 1663 zu Venedig die Profeßgelübde abgelegt. Schon um diese Zeit stand er in lebhaftem Verkehr mit fürstlichen Persönlichkeiten, die sich in Venedig aufhielten. Er leitete als Instruktor den Unterricht der Söhne des Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, und dieser

selbst liebte und suchte seinen Umgang. In Begleitung dieses Fürsten kam er zuerst nach Deutschland, wenn auch nur auf einige Monate. Die erste große diplomatische Mission erhielt er 1683 von Papst Innocenz XI. zunächst nach Moskau im Interesse der kirchlichen Unionspläne, dann nach Polen zu Johann Sobieski, dessen ganzes Vertrauen er gewann und bis zum letzten Augenblicke bewahrte. Er war nicht Sobieskis Beichtvater, sondern mehr dessen Gesellschafter und Ratgeber. Vergebens waren dieses Königs Bemühungen, den Jesuiten für einen Bischofssitz in seinem Reiche zu gewinnen. Als Jakob II. 1686 für P. Petre in England etwas Ähnliches anstrebte, berief der Papst sich auf die abschlägige Antwort, die er Sobieski in dieser Sache in Bezug auf Votta gegeben habe (Theolog. Zeitschr. X, 689).

Noch einflußreicher wurde Votta unter Sobieskis Nachfolger Friedrich August II. von Sachsen. Die ihm vom Papst gewordene Aufgabe für den Frieden Europas und die Sicherung der Christenheit brachten es mit sich, daß Votta auf ein gutes Einvernehmen zwischen Polen und Preußen und auf engen Anschluß dieser beiden an Österreich hinarbeitete, dagegen beide Mächte von einer immer wieder drohenden Allianz mit Frankreich gegen das Kaiserhaus zurückzuhalten bemüht war. In Berlin betrachtete man ihn daher bald als Freund der preußischen Interessen; bei der Zusammenkunft der beiden Höfe zu Johannisburg 1698 wurde Votta vom Kurfürsten von Brandenburg persönlich in jeder Weise ausgezeichnet und ihm eine Jahresrente von 300 Reichsthalern ausgeworfen. Der Pater, der sich um solche Vergünstigung in keiner Weise beworben, ja sich anfangs gegen dieselbe gesträubt hatte, ließ es als Zeichen dauernder Huld von seiten eines so mächtigen protestantischen Fürsten geschehen und verwandte das Geld zur Unterstützung katholischer Gemeinden. Die Rente wurde indes recht unregelmäßig gezahlt und der Pater durch die wiederholte Stockung in Verlegenheit gesetzt. In jenem Jahre 1698 war es auch, daß der Kurfürst durch ein besonderes Schreiben an den Kaiser seinem Wunsche Ausdruck gab, Votta zur Würde und zum Einfluß des römischen Kardinalats erhoben zu sehen.

Über Vottas Persönlichkeit und Laufbahn in wenigen Worten ein erschöpfendes Urteil abzugeben, ist nicht leicht, und es ist nicht dieses Ortes. Über seine außerordentliche Begabung, seine Rührigkeit und Unermüdlichkeit bis ins hohe Alter kann keine Frage sein. Er hat zur Konversion mehrerer fürstlichen Persönlichkeiten glücklich mitgewirkt; er hat auch für die Lage der Katholiken in Preußen und Sachsen wie für die Stärkung der katholischen Kirche in Polen Namhaftes erreicht. Durch die Macht der Umstände und im Dienste der Kirche zum Ratgeber zweier Könige geworden, hat er auch auf die Weltereignisse im großen eingewirkt, mit zweifellosem Geschick und zum Vorteil der Christenheit. Vottas Denkschrift vom 18. Oktober 1700 über die für das Haus Brandenburg zu schaffende Königswürde hat Lehmann, soviel er sonst am Charakter der beteiligten Jesuiten zu mäkeln sucht, „ein wahres Meisterstück der diplomatischen Kunst“ genannt; man sollte sie richtiger das Denkmal eines überlegenen staatsmännischen Geistes nennen. Schon damals zog Votta die Möglichkeit in Betracht, daß das zum Königtum erhobene Haus Brandenburg eines Tages bis zur Kaiserwürde sich emporschwingen könnte. „Außer dem erlauchten Hause Österreich . . .“, meint er, „existiert im Deutschen Reiche thatsächlich nur noch das Haus Hohenzollern, welches die Wucht der Kaiserkrone zu tragen vermöchte.“ Die trüben Erfahrungen Karls VII. sollten diesem Worte des Jesuiten erst noch das Siegel der Bestätigung aufdrücken.

Ein Schriftstück, das bei Lehmann fehlt und das eine Lücke der Korrespondenz glücklich ausfüllt, habe ich vor vielen Jahren einmal Gelegenheit gehabt, aus dem

Collectaneum eines greisen Ordensgenossen, der in früheren besseren Zeiten am Ordensarchiv in Rom gearbeitet hatte, völlig genau zu kopieren. Ich ahnte damals nicht, daß ich je in die Lage kommen würde, von der Abschrift Gebrauch zu machen. Es ist ein Brief des Hofrats Werner an Votta, datiert vom Hoflager in Königsberg 12. Januar 1701, also nur wenige Tage vor der Krönungsfeier. Vom Eintreffen der Briefe Vottas und von dem Eifer des Kurfürsten erzählend, dieselben sogleich persönlich zu öffnen, fährt Werner fort: „Ich benutzte die gute Gelegenheit, an die Rückständigkeit Ihrer kleinen Jahrespension zu erinnern, und der Kurfürst erwiderte mir, wie auch der Kanzler, daß nicht nur Ihre Pension pünktlich würde ausgezahlt werden, sondern daß er für Sie noch besonders eine Denkmünze werde schlagen lassen zur Belohnung oder vielmehr zur Erinnerung an die Bemühungen, die Sie es sich haben kosten lassen in der Angelegenheit der königlichen Würde, mit welcher Seine Kurfürstliche Hoheit demnächst bekleidet werden wird, nächsten Samstag den 16. d. M. durch öffentliche Proklamation und am 18. durch die Krönung. Seine Hoheit der Kurfürst hat mir befohlen, Ihnen dies zu versichern und Ihnen zu sagen, daß, solange Sie leben, es Ihnen an nichts fehlen soll, und Seine Gnaden, der Großkanzler wiederholte dasselbe.“ [1]

Zu bemerken ist, daß wie P. Wolff so Votta auch nach der Krönung von Königsberg noch eifrig thätig war, um Schwierigkeiten zu ebnen und die offizielle Anerkennung der neuen Königswürde durch die verschiedenen Mächte zu erwirken. Namentlich auf die italienischen Staaten, bei denen er Verbindungen besaß, suchte

---

[1] Der ganze Brief folgt hier im Wortlaut. Auf Interpunktion und Accente des Originals ist nicht geachtet:

Könixberg ce 12. Janvier 1701.

Mon très Révérend Père.

Comme il ne faut pas conter sur l'amitié de ceux qui ne la témoignent que par des paroles, ainsi j'espère que je serais excusable devant vous de ne vous avoir pas écrit que lorsque je vous puis témoigner par des effets que je suis celui que j'ai été c'est à dire votre très humble serviteur. J'ai rendu votre lettre à S. E. Msgr le Comte de Wartenberg, Grand Chambellan de S. A. E. dans le cabinet de Msgr l'Electeur même, et S. A. E. étant impatienté d'avoir la sienne ouvrit le paquet elle même. Je pris occasion de parler sur l'arriérage de votre petite pension, et S. A. E. me répondit aussi bien que Msgr le Grand Chambellan que non seulement votre pension vous serait pointuellement (so) payée, mais, qu'elle ferait faire encore exprès une medaille pour vous, en recompense ou plutot en memoire des peines que vous vous étes donné dans l'affaire de la digneté Royale de laquelle S. A. E. sera revetüe Samedy qui vient, le 16., par la proclamation publique et le 18. par le couronnement. S. A. E. m'a ordonné de vous en assurer, mon Père, et de vous dire qu'autant que vous vivrez vous ne manquerez de rien, ce que S. E. Msgr le Grand Chambellan a répété.

Si cette nouvelle vous donne du plaisir, par la distinction que le Maitre fait de vous, vous pouvez croire que je vous l'écris avec une joie extrême et que j'espère que vous voudrez toujours me continuer l'honneur de votre bienveillance, étant à jamais, Monsieur mon très révérend Père,

Votre très humble et très obeissant serviteur

Werner.

Votta in diesem Sinne einzuwirken. Vielleicht daß die Sendung des französischen Dominikaners W. Felle, der im Herbst 1702 dem König von Preußen Schreiben des Großherzogs von Toskana, des Großmeisters von Malta und des Generalkapitäns der Republik Venedig, Alessandro Molini, zu überbringen hatte, damit zusammenhängt. Wenigstens schrieb derselbe 15. Dezember 1702 an den General der Gesellschaft Jesu, Thyrsus Gonzalez, „der Papst werde seiner Zeit Bericht erhalten von dem Guten, was er in Preußen gethan" (vgl. Theolog. Zeitschr. XXI, 207). Da Felle unter Sobieski lange in Polen lebte und an dessen Hof in Amt und Ansehen stand, so gehörte er zweifelsohne zu Vottas näherer Bekanntschaft. Auch litterarisch ist Votta in Polen für die preußische Sache thätig gewesen; der König von Preußen hat ihm dafür 18. November 1701 Dank und Anerkennung ausgesprochen.

Im Februar oder März des gleichen Jahres war Votta nach Königsberg gekommen, dem neuen König persönlich seine Verehrung zu bezeigen; um die Jahreswende auf 1703 war er abermals in Berlin und reiste von da nach Hannover, wo die Königin gerade weilte, um auch ihr wie der Kurfürstin von Braunschweig-Lüneburg die Aufwartung zu machen; er blieb bis in den März. „Ich bedaure mit Ihnen", schrieb die Kurfürstin an Leibniz 17. März 1703, „daß die Königin den P. Votta verliert." Das Jahr 1709 fand Votta wiederum in Berlin, diesmal bei der Zusammenkunft der Könige von Preußen, Dänemark und Polen. Im Gefolge des letzteren befand sich zur Zeit noch ein anderer italienischer Jesuit, der zeitweilig die Geschäfte eines päpstlichen Nuntius am Hofe des Polenkönigs zu besorgen hatte, der nachmalige Kardinal Joh. Bapt. Salerno. Um diese Zeit handelte es sich darum, daß Votta als Administrator an die Spitze des gesamten katholischen Kirchenwesens in den preußischen Staaten gestellt werden sollte. Allein da hierfür die bischöfliche Würde wünschenswert gewesen wäre, welcher Vottas Profeßgelübde entgegenstand, anderseits er die volle Freiheit der kirchlichen Verwaltung gegenüber der Bureaukratie in Anspruch nahm, so scheiterte das Projekt. Dasselbe beweist aber, daß auch nach dem frühen, 1705 erfolgten Ableben der Königin der greise Jesuitenpater beim preußischen Hofe unverändert in Gnaden stand.

Wer die Verhältnisse jener Zeit etwas genauer kennt, die vielfachen Pläne zur Vereinigung der getrennten Konfessionen, die Vorliebe der deutschen Höfe für religiöse Kontroverse und die zahlreichen Rücktritte fürstlicher Personen zur Mutterkirche, wird es nur selbstverständlich finden, wenn auch P. Wolff und P. Votta die Möglichkeit einer Wiedervereinigung Preußens mit der Kirche in Erwägung gezogen haben sollten. Daß sie als katholische Priester eine so glückliche Änderung von Herzen gewünscht haben und keine Gelegenheit versäumen wollten, soviel von ihnen abhing, Anhaltspunkte darzubieten, an welche eine Unterhandlung oder ein innerer Entwicklungsprozeß leicht anknüpfen konnte, ist wohl anzunehmen. Die Korrespondenz des P. Wolff weist allerdings hierfür kaum einen Beleg auf, es sei denn der wiederholte Hinweis auf das Los in der Ewigkeit. Die Denkschrift Vottas vom Oktober 1700 visiert dagegen in einzelnen Partien unverkennbar nach dieser Richtung, aber es geschieht vorsichtig und taktvoll, in keiner Weise zudringlich.

Völlig unbegründet ist die Darstellung, als hätten diese Patres, in thörichte Illusionen eingewiegt, durch schöne Worte und trügerische Vorspiegelungen von

Berlin her sich gängeln und thatsächlich sich dupieren lassen. Erdmannsdörffer (Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis Friedrich d. Gr. II, 132) spricht von der „schweren Täuschung", in welcher Votta sich befunden; er traut dem ersten preußischen Königspaare zu (a. a. O. II, 130), daß es bei vorkommenden Anlässen geflissentlich „das Thema des Konfessionswechsels berührte". „Dabei mochte es vorkommen, daß die beiden fürstlichen Personen, ihrer selbst vollkommen sicher, wohl bisweilen etwas mit dem Feuer spielten und bei dem nach seinem Beruf auf Bekehrungsgedanken gerichteten Pater frohe Hoffnungen erweckten." Von dem andern Jesuiten weiß Droysen gar zu erzählen: „Mit dem Scheitern seines Planes [der Konvertierung des preußischen Königshauses] schien Wolff wie gebrochen. Sonst so sicher in seinem Auftreten... war er nun kleinmütig, scheu, vor den Ränken seiner Feinde besorgt."

Nichts von all dem ist wahr; aus den vorhandenen Dokumenten ist ein Beleg dafür nicht zu erbringen. Vielleicht sind es die Überschwenglichkeiten und Geschmacklosigkeiten, deren bei der ersten Veröffentlichung hierher gehöriger Stücke Theiner sich schuldig gemacht hat, was die Späteren unversehens in die Seele der beiden Jesuiten hineingelegt haben. Die Übertreibungen Theiners stehen für sich da. Votta wie Wolff waren viel zu welterfahrene und klarschauende Männer, um in einer so offenbaren Sache sich Illusionen hinzugeben.

Keiner von beiden hat in der That sich „enttäuscht" gesehen. Wolff hat dem Kurfürsten von Brandenburg gegenüber daraus kein Hehl gemacht, daß ihm als treuem Ratgeber des Kaisers bei seinen Schritten in Ansehung der preußischen Königskrone vor allem der Nutzen des Hauses Österreich bestimmend gewesen sei. Persönliche freundliche Beziehungen, die er bei seinem früheren Berliner Aufenthalt 1686 mit dem Kurfürsten und andern vom Hofe angeknüpft, mögen seine Dienstwilligkeit erhöht haben. Sicherlich trug auch der Gedanke, daß es im katholischen Interesse liege, einen mächtigen protestantischen Fürsten den Vertretern der katholischen Kirche zu verpflichten, nicht wenig dazu bei. Wenn er später, wie behauptet wird, für eine Verbindung des preußischen Thronfolgers mit einer österreichischen Erzherzogin sich bemühte, so erstrebte er dies im Interesse des Hauses Österreich ebensosehr wie in dem seiner Kirche. Darin, daß dieses Projekt scheiterte, lag wahrlich keine Dupierung für P. Wolff. Daß er übrigens eine gewisse Vorliebe oder Teilnahme für das Haus Brandenburg gehabt habe, ergiebt sich wohl aus seiner Korrespondenz.

Votta scheint in Bezug auf die erste preußische Königin Sophie Charlotte an eine Konversion wirklich gedacht zu haben. Allein diese Hoffnung erwuchs doch wohl erst aus dem regen persönlichen Verkehr, welchen er in den Jahren 1701—1703 teils mündlich teils brieflich mit der Königin pflegen konnte. Dem allem waren aber die Bemühungen Vottas zu Gunsten der preußischen Königswürde schon vorausgegangen, und sie waren daher von den Hoffnungen, die Votta sich machte, gänzlich unabhängig. Inwieweit diese Hoffnungen selbst auf einer festen Grundlage beruhten, ist nicht mehr zu bestimmen. Sicher ist, daß Votta persönlich in sehr hoher Gunst bei der Königin stand und daß sie lebhaften Austausch mit ihm unterhielt, vorwiegend über religiöse Kontroversfragen. Ein Brief von ihr aus dem letzten Jahre ihres Lebens, vom 19. August 1704, der mir vorlag, drängt ihn lebhaft, bald wieder an den Hof zu kommen, macht ihm das Kompliment, daß „niemand es so wie er verstehe, Religionsdispute angenehm zu machen", und daß es auch selbst ihren Pre-

digern „immer ein Vergnügen sei, im Austausch mit ihm die Wahrheiten der Religion mehr aufzuhellen". Jede Andeutung ist aber sorglich vermieden, die etwas Ernsteres vermuten lassen könnte. Wenn Votta der Überzeugung Ausdruck gegeben hat, daß die geistreiche Fürstin bei längerem Leben den Weg zur katholischen Kirche sicher noch gefunden haben würde, so muß er für diese seine Überzeugung Anhaltspunkte gehabt haben. Daß sie solche Gedanken nicht ihren Briefen anvertrauen durfte, leuchtet ein, schon in Rücksicht auf die damalige Unsicherheit des Briefverkehrs. Wenn irgend jemand, so konnte Votta wissen, wie es in dieser Beziehung mit der Königin stand.

In Bezug auf den Kurfürsten und ersten Preußenkönig konnte eine ähnliche Hoffnung, selbst bei starkem Optimismus, nur in weiter Perspektive sich spiegeln. Sollte Votta 1698 vorübergehend einer Hoffnung sich hingegeben haben, so erkannte er doch schon damals, daß durch Zaluskis Dazwischenkunft alles definitiv gescheitert sei. Einstweilen hatte er jetzt näher liegende Ziele zu erreichen, so vor allem die Erhaltung und Festigung der Beziehungen zwischen Polen, Österreich und Preußen, die im Interesse Österreichs wie dem der Kirche lag. Dann waren es die religiösen Verhältnisse der Katholiken innerhalb der Grenzen des preußischen Staates. Votta hat denselben Erleichterungen und Vorteile verschafft, welche der neue König abermals bestätigte. Votta durfte hoffen, noch mehr zu erreichen. Überdies fällt auch bei ihm, der wiederholt am preußischen Hofe in ungewöhnlichster Weise der Gegenstand der Auszeichnung gewesen war, das persönliche Moment ins Gewicht. Es wäre zu verwundern, wenn er nicht besondere Sympathien für das preußische Königshaus gepflegt hätte, und es ist offenbar, daß er es that.

Konnte ihm in Ansehung seiner gebundenen Stellung als Ordensmann so wenig wie P. Wolff für die großen Dienste, welche er der preußischen Krone geleistet, ein entsprechender Lohn zu teil werden, so läßt sich doch nicht behaupten, daß er bei seinen Bemühungen lediglich dem Irrlicht einer Selbsttäuschung nachgelaufen und daß er durch überlegene Schlauheit „dupiert" worden sei. Votta wußte ganz klar, was er wollte und was er zu hoffen hatte. Seine Beziehungen zum König von Preußen blieben bis zu seinem Scheiden aus Deutschland 1713 die allerfreundlichsten.

2. Ein Interesse ganz verschiedener Art bieten die drei Broschüren der zweiten Abteilung. Hier steht König Friedrich II. als der Handelnde, Wollende, alles Erzwingende allein im Vordergrund; die Jesuiten verhalten sich duldend, willfahrend, vorsichtig abwartend und zuletzt auch dankbar vertrauend. Es handelt sich dabei nicht um einzelne besonders hervortretende Patres, wenn auch Friedrich stets Männer seines Vertrauens und Wohlgefallens in ihren Reihen zählte, sondern es ist der Orden, der Provinzial der böhmischen bezw. schlesischen Ordensprovinz in seiner Eigenschaft als Oberer und vor allem der Ordensgeneral, mit denen der König zu thun hat. Der Inhalt dieser Dokumente, zumal wenn im Zusammenhang betrachtet, ist oft lehrreich und anziehend. Jede Zeile verrät, wie immer sonst die Urteile über Friedrich II. auseinandergehen mögen, den weitblickenden, grundgescheiten Mann. Es spiegelt sich vor Augen ab, in welcher Weise ein Regent von wirklich staatsmännischer Begabung und Kraft, dem die Stärkung seiner Monarchie die Angelegenheit seines Lebens war, die konfessionelle Frage in Preußen nach Maßgabe der Zeit aufgefaßt und gelöst hat. Bei aller persönlichen Abneigung gegen die katholische Religion und das katholische Ordens-

wesen gründete er die Schaffung eines mächtigen preußischen Nationalbewußtseins und Vaterlandsgefühles gerade auf die Wohlthat eines freien und gesicherten Nebeneinanderbestehens der Konfessionen innerhalb seiner Staaten.

Leider hat auch hier der Verfasser den Genuß seiner fleißigen Zusammenstellung durch einige, wenn auch wohlgemeinte Übertreibungen beeinträchtigt. Von einem „Bündnis" Friedrichs II. mit der Gesellschaft Jesu kann durchaus nicht gesprochen werden, wie jedem, der die damaligen Zeitverhältnisse kennt und die Natur der Dinge etwas näher erwägt, ohne weiteres einleuchten muß. Abgesehen von dem ersten Schreiben, mit welchem der Ordensgeneral Franz Retz dem König für erwiesenes Wohlwollen Dank bezeigt und ihm die in seinen Staaten arbeitenden Jesuiten empfiehlt, sind die 1747—1773 zwischen dem König und der Ordensleitung gewechselten Schreiben fast ausschließlich bloße Höflichkeitsbezeigungen. Der Tod der Ordensgeneräle wurde dem König angezeigt, der mit einem Kondolenzbrief antwortete, und der neugewählte General seinerseits versäumte nicht, dem König seine Wahl mitzuteilen mit der Bitte um ferneres Wohlwollen, worauf dann der König stets in sehr verbindlichen Formen erwiderte. Fast alle diese Briefe — einer oder zwei fehlen — hat Lehmann abgedruckt, und gewiß waren solche Zeichen der Achtung und des Wohlwollens von seiten eines protestantischen Staatsoberhauptes wie Friedrich II. nicht ohne Bedeutung, zumal zuweilen ein beigefügtes huldvolles Wort über die hergebrachten Höflichkeitsformen hinauszugehen schien.

Der General Franz Retz hatte in seinem ersten Briefe den König nur um die Vergünstigung gebeten, die Jesuiten in seinen Staaten unbehindert nach ihren Ordenssatzungen leben zu lassen, wie sie es in allen andern Staaten dürften. Von seiner Seite versprach er, bei Leitung derselben auf die Wünsche und Winke des Königs alle Rücksicht zu nehmen. Er versicherte dem König, daß derselbe an den Jesuiten in seinen Staaten treue und gehorsame Unterthanen haben werde, die gewiß auch auf andere im Sinne der Unterthanentreue einwirken würden. Im Falle einer Klage werde der General selbst sofort mit allen Mitteln einschreiten.

In der Antwort auf diesen Brief spricht der König über diese Versicherung seine Genugthuung aus. Er gebraucht dabei den Ausdruck engagement im Sinne einer ihm gegebenen „Zusage". Der Verfasser legt jedoch auf diesen Ausdruck ungewöhnlich viel Gewicht. Er übersetzt ihn mit „Abmachung", erblickt darin die Erklärung einer wechselseitigen Verpflichtung und läßt sich durch diesen einen Ausdruck dazu verleiten, sogar in der Titelüberschrift von einem „Bündnis" zu reden. An ein solches hat gewiß weder König noch Ordensgeneral gedacht, und es ist nicht die Sache eines religiösen Ordens, mit Königen Bündnisse zu schließen. Es handelt sich höchstens um eine Fortdauer guten Einvernehmens.

Es mag indes sein, daß in der That nicht nur konfessionelle Weitherzigkeit und kluge Rechnung auf Festigung der königstreuen Gesinnung innerhalb seines Volkes, sondern doch auch staatspolitische Seitenblicke mitbestimmend auf Friedrich II. eingewirkt haben. Noch waren in nicht wenigen Ländern Deutschlands die Jesuiten bei den Staatslenkern wie beim Volke beliebt und in Ansehen. Insbesondere war Friedrich durch seine deutsche Politik auf den Hof von München hingewiesen, Bayern

von engerer Verbindung mit dem Kaiserhaus loszulösen und wo möglich dessen Bundesgenossenschaft gegen Österreich zu gewinnen. Wurde er zum Bedrücker und Verfolger der Jesuiten in seinen Staaten, so mußte dies, wie die Dinge einmal lagen, ein Zusammengehen mit Bayern bedeutend erschweren. Ein feindseliges Hervorkehren des konfessionellen Momentes von seiner Seite mußte naturnotwendig Bayern und Österreich, wie sie damals noch waren, einander nähern. Friedrich war klug genug, ein solches Hindernis nicht mutwillig zu schaffen, und das österreichische Kabinett kam bald in Sorge, es möchten einzelne Jesuiten in München die am dortigen Hofe vorhandene preußenfreundliche Partei verstärken helfen. Im Sommer 1758 wandte Maria Theresia selbst sich klagend an den Papst gegen P. Daniel Stadler in München, welcher „zum Schaden der katholischen Sache" in politische Angelegenheiten sich mische und auf Abschluß oder Lösung von Staatsverträgen Einfluß übe. Unter dem 18. August desselben Jahres schrieb sie in dieser Sache auch an Kardinal de Rodt, den Bischof von Konstanz, einen treuen Diener des Hauses Österreich, der in kirchenpolitischen Dingen ihr hohes Vertrauen besaß: Stadler verkehre freundschaftlich mit den Häuptern der preußischen Partei am Münchener Hofe: Hofrat v. Schroff, General Mentres und de Rossé.

P. Stadler wurde sofort von seinem Ordensgeneral zur Rechenschaft gezogen. Außer den eigenen Erklärungen und Versicherungen konnte dieser jedoch Schreiben von den ersten bayrischen Staatsmännern vorlegen, welche über die Anklage unverhüllt ihre Entrüstung aussprachen. Sowohl der Geh. Kanzler Aloys v. Kreithmayr wie Graf Max Preysing bezeugten nachdrücklich, daß sie während der ganzen Zeit ihrer amtlichen Thätigkeit niemals hätten wahrnehmen oder in Erfahrung bringen können, daß Stadler auch nur im mindesten in Staatsangelegenheiten sich eingemischt oder Einfluß darauf genommen habe. Kreithmayr fügte noch hinzu: wer den derzeitigen Münchener Hof und die Natur der in Frage stehenden Staatsangelegenheiten nur einigermaßen kenne, müsse die völlige Ungereimtheit solcher Anklagen sofort durchschauen. Trotzdem mußte der Ordensgeneral dem Mißtrauen Österreichs nachgeben. Auf seinen Wunsch legte der angebliche „Preußenfreund" Stadler Ende 1762 sein Amt als Beichtvater des Kurfürsten von Bayern nieder und schied im Januar 1763 von München und dem ganzen bayrischen Gebiete, um Jahrs darauf in der Schweiz zu sterben.

Wie immer es mit solchen politischen Nebenrücksichten sich verhalten mag, gereicht es Friedrich II. gewiß nicht zur Unehre, daß er in einer seine katholischen Unterthanen so nahe berührenden Frage weder von konfessioneller Abneigung noch von aufklärerischem Religionshaß, sondern einzig durch staatsmännische Gesichtspunkte sich leiten ließ. Weder Preußen noch seine Dynastie hat darunter einen Schaden gelitten. Man muß dem alten Fritz es lassen, daß seine innere Politik im ganzen nicht nach dem protestantischen Pfarrhause schmeckte, und daß er ein Recht hatte, über den „Bruder Sakristan" auf dem damaligen Kaiserthrone zu spotten.

3. Die dritte Abteilung behandelt in einer einzigen kurzen Broschüre die Beziehungen, welche Friedrich II. zu den Päpsten seiner Zeit direkt unterhalten hat. Auch hier zeigt sich der König, so wenig rühmenswert manches in seinem Verhalten gegenüber Klemens XIII. erscheinen mag, von der Politik des Fanatismus weit entfernt, als klug berechnender, nüchtern urteilender, alles seinen Zwecken

dienstbar machender Staatsmann. Man kann vieles in diesen Dokumenten mit Vergnügen lesen. Da operiert ein heller Kopf und eine feste Hand, und sie operieren glücklich. Durch ein Versehen hat der Verfasser das Breve, welches Klemens XIV. zur Unterdrückung des Jesuitenordens sich abnötigen ließ, konsequent als „Bulle" bezeichnet; es besteht immerhin ein Unterschied, der nicht ganz ohne Belang ist. Ein anderes Bedauern fällt dem fleißigen Sammler nicht zur Last; es ist, daß über die Beziehungen Friedrichs II. zum Papsttum seiner Zeit nur so weniges bis jetzt gefunden ist. Die römischen Archive werden wohl noch manches bergen.

Otto Pfülf S. J.

1. **Die Sternenwelten und ihre Bewohner.** Von Dr. **Joseph Pohle**, o. ö. Professor an der Universität zu Breslau. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 5 farbigen Tafeln und 53 Abbildungen. 8°. (XII u. 462 S.) Köln, Bachem, 1899. Preis *M.* 8.

2. **Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung** nach dem Standpunkte der astronomischen Wissenschaft am Schlusse des 19. Jahrhunderts. Von Dr. **Hermann J. Klein.** Dritte, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage der „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels". Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. gr. 8°. (XIV u. 610 S.) Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1901. Preis *M.* 10.

Ein sprechender Beweis für das stets rege Interesse, welches von vielen Seiten der Himmelskunde und ihren Forschungsergebnissen entgegengebracht wird, sind die erneuten Auflagen von mehr oder weniger populären Werken, die geeignet sind, immer weitere Leserkreise mit dem gestirnten Himmel bekannt zu machen.

Das erstgenannte Werk verfolgt zwar dem Titel nach einen besondern Zweck, nämlich über die vielbesprochene Frage der Bewohner anderer Welten Aufklärung zu geben, umfaßt jedoch dabei fast das gesamte Gebiet der Astronomie und kann daher (wie der Verfasser selbst in der Vorrede ausdrücklich hinzufügt) in gewissem Sinne eine populäre Astronomie ersetzen; zumal die Erörterungen ihrem sachlichen Werte nach unabhängig bleiben von der Stellung, die jemand in der „Streitfrage" über kosmisches Leben einnimmt.

Wir können sogar noch hinzufügen, daß das Buch gerade durch das Anlehnen sonst trockener und sachlicher Erörterungen an jene lebhaft interessierende Frage eine gewisse Frische und Abwechslung der Darstellung gewonnen hat, die ihm einen großen Leserkreis sichern wird.

Auch ist es mit Dank zu begrüßen, daß eine gründliche Besprechung solcher und ähnlicher Welträtsel nicht ausschließlich glaubensfeindlichen Federn überlassen bleibt, welche dieselben nur zu gern in ihrem kirchenfeindlichen Sinne auszunützen suchen. Dabei teilt der Verfasser keineswegs den engherzigen Standpunkt jener, die von gewissen berechtigten Zugeständnissen in dieser Hinsicht Gefahren für die christliche Philosophie oder das katholische Dogma wittern. Als langjähriger

Professor der Philosophie und Geologie ist er gewiß berechtigt, auch hier ein Wort mitzureden, und es geschieht dies mit anerkennenswerter Gründlichkeit im 10. und letzten (11.) Kapitel, welche zusammen nahezu 70 Seiten umfassen.

Was unsern eigenen Standpunkt in der Frage der Sternbewohner angeht, so haben wir denselben unlängst in zwei besondern Aufsätzen dieser Zeitschrift [1] auseinandergesetzt, weshalb es nicht nötig ist, hier von neuem auf dieselbe zurückzukommen. Wer das dort Gesagte mit den Erörterungen Pohles vergleicht, wird finden, daß wir in einzelnen Punkten mit etwas weniger Begeisterung an die Frage herangetreten sind, deren endgültige Lösung uns trotz aller Fortschritte der Himmelsforschung noch wenig Aussicht zu haben scheint. Übrigens legt auch Pohle sich schon eine weise, die Frage ungemein umschreibende Beschränkung auf, wenn er (S. 28) ausdrücklich sagt, daß er den noch nicht zu festen Weltkörpern verdichteten Nebelflecken, Sternnebeln, Fixsternen, Kometen, sowie den bereits erkalteten, regungslos erstarrten Monden unseres eigenen Sonnensystems alles Leben abspricht, wenngleich auch hier eine absolute Unmöglichkeit einer Bewohnbarkeit nicht behauptet werden könne.

Nichtsdestoweniger weiß der Verfasser mit großem Geschick die Sonne (6. Kap.), die Fixsternwelten und deren Systeme (7. Kap.), die Kometen und Nebelflecke (9. Kap.) in den Bereich seiner Erörterungen hineinzuziehen, wenn auch nur, um seine negative Ansicht zu bekräftigen. Den Schwerpunkt in der Frage bildet natürlich das achte, unser näheres Planetensystem behandelnde Kapitel, während die ersten fünf mehr allgemein belehrenden Charakters sind, Bedeutung und Geschichte des Gegenstandes, die neueren Forschungsmethoden, besonders der Spektralanalyse und Himmelsphotographie, in anziehender Weise vor Augen führen.

Einige kleine Versehen, auf die wir bei Lesung des Buches gestoßen sind, lassen sich leicht verbessern und wirken durchaus nicht störend. So z. B. (um nur das eine odere andere zu erwähnen) ist es nicht richtig, daß Kepler „am Abende seines Lebens zur Stütze der Bewohnbarkeit des Mondes seinen berühmten astronomischen Traum“ schrieb (S. 48); es bildete das von seinem Sohne nach Keplers Tod erst veröffentlichte Manuskript vielmehr eine der zuerst in Angriff genommenen Jugendarbeiten Keplers; auch war dessen ausgesprochener Zweck wohl ein ganz anderer. — Wenn kurz vorher (S. 46) Galilei einfachhin „Erfinder des Fernrohrs“ genannt wird, so ist dies zum wenigsten irreführend, da selbst die nachherige, unabhängige (auf theoretische Grundsätze sich stützende) „Erfindung“ des Fernrohrs durch Galilei heutzutage außerhalb Italiens kaum mehr Verteidiger findet.

Die stark übertriebenen Farben der Doppelsterne (S. 208), die wenig der Wirklichkeit entsprechende Figur von Sonnenflecken (S. 141), sowie die verunglückte Figur der Sonnenscheibe (S. 138) wären besser weggeblieben, selbst das kaum kennbare Bild P. Secchis (S. 53) wünschten wir durch ein besseres ersetzt. Im übrigen erfreut sich das Werk einer durchaus würdigen, prächtigen Ausstattung.

---

[1] I. Die Bewohner der Gestirne Bd. LVIII (1900), S. 141 ff. II. Die Bewohnbarkeit der Gestirne Bd. LIX (1900), S. 70 ff.

Das ganze Buch ist in schöner und edler, allgemein verständlicher und aller polemischen Härte entbehrender Sprache geschrieben. Wir können dasselbe aufs beste allen Freunden der Himmelskunde empfehlen.

Das an zweiter Stelle angeführte neuere Handbuch der Himmelsbeschreibung von Dr. Klein ist von dem soeben besprochenen Werke in manchen Beziehungen grundverschieden. Zwar will auch Klein kein eigentliches Lehrbuch der Astronomie schreiben, dennoch neigt sein Buch viel mehr nach der Seite eines solchen, als nach der einer unterhaltenden Lesung hin, indem es der Reihe nach das Sonnensystem mit seinen einzelnen Himmelskörpern behandelt, sodann zu den Kometen, Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteoriten übergeht, um endlich mit einer genauen Durchmusterung der gesamten Stellarastronomie abzuschließen. Letztere „dritte Abteilung" umfaßt die Astrognosie, die veränderlichen, Doppel- und mehrfachen Sterne, Sternhaufen und Nebelflecke; zum Schlusse werden Untersuchungen über die Milchstraße und den Bau des Weltalls beigefügt.

Das Werk erschien bekanntlich zuerst vor etwa drei Jahrzehnten in bescheidenem Umfang unter dem Titel „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels". An diese erinnert unmittelbar fast nur mehr der erste und letzte Abschnitt gegenwärtiger Auflage. Im ersten wird den Freunden der Himmelskunde eine durch Abbildungen erläuterte kurze Schilderung der gebräuchlichsten astrophysikalischen Instrumente geboten; im letzten (4.) finden wir eine (mit Andromeda beginnende und mit Vulpecula abschließende) alphabetisch geordnete „Durchmusterung des siderischen Inhalts der Sternbilder, welche in Mitteleuropa sichtbar sind".

Das Werk wird deshalb vor allem jenen Liebhabern der Astronomie willkommen sein, welche, im Besitze eines Fernrohrs, sich nicht damit begnügen, aus Büchern über die Resultate der Himmelsforschung belehrt zu werden, sondern sich auch durch den Augenschein von denselben überzeugen möchten; es mag so geeignet sein, schlummernde astronomische Talente zumal bei jungen Leuten rechtzeitig zu wecken und zu fernerer Ausbildung anzuregen. Dabei ist der Inhalt des Buches so reichhaltig und zuverlässig, daß selbst ein Fachmann es nicht ungern seiner Bibliothek einverleiben wird. Ein alphabetisches Sach- und Namensregister neben dem ausführlichen Inhaltsverzeichnis erleichtern nicht wenig den Gebrauch des Werkes; zahlreiche und durchweg recht gute Abbildungen und Tafeln sind dem Texte beigefügt.

Besonders interessante Sterne sind durch kleine, ihre Umgebung darstellende Kärtchen deutlicher angegeben, so daß deren Einstellung selbst in einem nicht parallaktisch montierten und mit eingeteilten Kreisen versehenen Fernrohre ermöglicht ist.

Absolute Vollständigkeit darf natürlich niemand von einem derartigen Kompendium der Himmelsbeschreibung erwarten; der Verfasser mußte sich damit begnügen, „die aus irgend welchen Gründen interessanteren Objekte des Sternhimmels vorzuführen".

Auf Einzelheiten hier einzugehen, läßt der uns zu Gebote stehende Raum nicht zu. Daß übrigens bei der Fülle des Stoffes hie und da einzelne Ungenauigkeiten

mit untergelaufen sind, wird niemand wundernehmen. So ist z. B. wohl nicht der Wahrheit entsprechend, daß, wie S. 29 gesagt wird, „die ersten Wahrnehmungen der Sonnenflecke durch Scheiner im Oktober 1611 geschahen"; P. Scheiner hat in Begleitung seines Ordensgenossen P. Cysat bereits im März desselben Jahres auf der Kirche des Kollegs von Ingolstadt regelrechte Sonnenflecke-Beobachtungen angestellt. Auch ist es wohl nicht ganz richtig, daß die Entdeckung der Flecke erst nach Erfindung des Fernrohrs erfolgte, da bekanntlich die Chinesen bereits seit 301—1205 n. Chr. denselben ihre Aufmerksamkeit schenkten. — Bei der Frage über die Rotation des Planeten Venus hätte die Berücksichtigung einer vom Referenten in den Astronomischen Nachrichten (Nr. 3646) mitgeteilten neueren Untersuchung wohl eine vollständigere Orientation geboten. — Zuweilen vermißt man auch ungern bei der Wiedergabe längerer Stellen anderer Beobachter die Angabe der Quelle. So z. B. (S. 158) wo zwei ganze Seiten von Schiaparelli über Mars angeführt werden, während doch anderseits mit Citaten nicht gekargt wird. — Bei der Aufführung der Mondkarten (S. 126) hätte die von Riccioli in seinem berühmten Almageste ausgeführte wohl nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen, zumal von diesem Astronomen die Nomenklatur der einzelnen Formationen herrührt. (Vgl. diese Zeitschrift Bd. LIV [1898], S. 252 ff.) Diese und ähnliche Ausstellungen ändern jedoch wenig an dem dauernden Werte des Buches, dem wir eine weite Verbreitung wünschen.

Adolf Müller S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Friedrich Nietzsche, der „Antichrist" in der neuesten Philosophie. Eine Ergänzung zu meinem Werk: „Der Triumph der christlichen Philosophie". Von Msgr. Dr. Engelbert Lorenz Fischer, Geheimer Kammerherr Sr. Heiligkeit des Papstes, Stadtpfarrer in Würzburg. 8°. (VIII u. 258 S.) Regensburg, Verlagsanstalt, vorm. G. J. Manz, 1901. Preis *M.* 3.

Das Leben, der Entwicklungsgang und die Philosophie Nietzsches werden uns in einer fesselnden und klaren Darstellung geboten. Das Urteil Msgr. Fischers über den Modephilosophen ist stets ruhig, sachlich, gerecht; seine Kritik schließt sich an die einzelnen Paragraphen des zweiten Teiles an: „Nietzsche der Kunstphilosoph, der Freigeist, der Übermensch-Prophet, der Antichrist", und ist objektiv und allgemein verständlich abgefaßt. Eine katholische Arbeit über Nietzsche war notwendig, und man kann sich nur freuen, daß sie von einem so bewährten philosophischen Schriftsteller unternommen wurde.

Beiträge zur Metaphysik des Wilhelm von Auvergne. Inaugural-Dissertation von Dr. St. Schindele. 8°. (VI u. 70 S.) München, Kastner u. Lossen, 1900.

Den verschiedenen Monographien verdienter Gelehrten über einzelne Teile der Philosophie Wilhelms von Auvergne schließt sich diese Arbeit würdig an. Auch in seiner Metaphysik erscheint Wilhelm in einer ähnlichen Abhängigkeit von der arabisch-peripatetischen Philosophie, den Platonikern, Boëthius und dem hl. Augustin wie in seiner Erkenntnislehre und Psychologie. Das philosophische Verhältnis zu Aristoteles ist bei ihm noch nicht geklärt, die Terminologie schwankend, die Begriffsbildung und Beweisführung trägt den Charakter einer Übergangsperiode. Es ist zu bedauern, daß Dr. Schindele uns den zweiten Teil seiner Beiträge noch vorenthalten hat. Die Darstellung dürfte fließender und weniger aphoristisch sein. Recht dankenswert ist die einleitende Studie über die Abfassungszeit der Schriften Wilhelms.

Am Hirtenstab. Erzählung aus dem Leben des Dieners Gottes Franz Josef Rudigier, Bischof von Linz. Von Ferdinand Zöhrer. 8°. (VIII u. 320 S.) Innsbruck, Marian. Vereinsbuchhandlung, 1901. Preis kart. *Kr.* 1.60; geb. in Ganzleinen *Kr.* 2.

Wie schon der Titel vermuten läßt, liegt hier nicht nüchterne Geschichtserzählung vor, sondern eine Aufeinanderfolge von Lichtbildern, Glanzschilderungen, religiösen und patriotischen Betrachtungen, welche an Thatsachen aus dem Leben des frommen Bischofs anknüpfen. Dieselben sind so geordnet, daß das ganze Leben Rudigiers, wie die Umgebungen, in welchen sich dasselbe abspielte, in den Umrissen umschrieben werden. Der Verfasser verfügt über eine schöne Sprache, und der Gegenstand war es wert, daß auch in der sprachlichen Darstellung das Beste aufgewendet wurde. Ob aber gerade der Ton der poetischen Schönbeschreibung und des Kunstdialoges, die hier ununterbrochen sich folgen, für einen solchen Gegenstand das völlig Entsprechende ist, hängt wohl etwas vom Geschmacke ab. Die höchste Kunst der Sprache bleibt immer, gleichwie die Seele mit dem Leibe, mit ihrem Gegenstande zu eins zu werden. Manchem wird indes die aufgebotene sprachliche Zierde das Buch besonders anziehend machen, wenn auch die gleichen Wendungen und Kunstausdrücke zuweilen häufiger wiederkehren mögen, als für die Wirkung vorteilhaft ist. Im übrigen ist die Schrift vom allerbesten Geist beseelt und durch Druck und Bildwerk recht hübsch ausgestattet.

Allgemeine Erziehungslehre für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Bearbeitet von Professor Fr. S. Rudolf Haßmann. Zweite, verbesserte Auflage. 8°. (VIII u. 136 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1900. Preis geb. *M.* 1.70.

Kurz und klar, aber ziemlich vollständig wird alles gegeben, was in einem Lehrbuch der Pädagogik zur Behandlung kommen kann. Das Werkchen, ganz auf praktischer Erfahrung beruhend, hat überall die Wirklichkeit der Dinge vor Augen und giebt für dieselbe treffliche Winke. Alles ist echt christlich, besonnen, gediegen. Die in ähnlichem Geiste gehaltene „Allgemeine Unterrichtslehre" des gleichen Verfassers 1898 ist in dieser Zeitschrift Bd. LV, S. 336 rühmend zur Anzeige gekommen; die hier in zweiter Auflage vorliegende Erziehungslehre verdient nicht minder warme Empfehlung.

Die Missionsgenossenschaft von Steyl. Ein Bild der ersten 25 Jahre ihres Bestehens. Jubiläumsausgabe zum 8. Sept. 1900. Von Herm. auf der Heide, Priester der Gesellschaft des Göttlichen Wortes. 8°. (608 S.) Steyl, Verlag der Missionsdruckerei, 1900.

Ein Werk, das aus den unscheinbarsten Anfängen und unter den mannigfachsten Schwierigkeiten in kurzer Zeitspanne zu solch großartigen Dimensionen angewachsen ist, giebt zu einem zusammenfassenden historischen Rückblick auch schon nach dem ersten Vierteljahrhundert ein gutes Recht an die Hand. Dieser Rückblick beschränkt sich darauf, schlicht und fromm zu erzählen, was, vom ersten Aufkeimen des Gedankens an ein deutsches Missionshaus angefangen, alles zustande gekommen ist: die Gründung des ersten Hauses, die Bildung der Genossenschaft, das Entstehen der übrigen Anstalten und Niederlassungen, die verschiedenen Einrichtungen und Unternehmungen. Mit Recht ist auch hervorleuchtenden Beispielen der Tugend und des Eifers hingeschiedener Mitglieder, wie den Zügen christlichen Heldenmutes unter Neubekehrten ein Andenken gewidmet worden. Zum Teil konnten die vor Jahren im „Kleinen Herz-Jesu-Boten" oder der „Stadt Gottes" gedruckten gleichzeitigen Berichte wieder Verwendung finden; für das, was in den Missionen geleistet und angestrebt wurde, in China, Argentinien, Brasilien, Togo und Wilhelmsland, lagen ohnehin die Schreiben der Missionäre vor. Geziert ist das Buch mit vielen Abbildungen vor allem der prächtigen Bauten, die jetzt schon an vielen Orten von dem Aufblühen und dem Unternehmungsgeist der Genossenschaft Zeugnis geben, dann aber auch mit vielen Porträts lebender oder bereits hingeschiedener Mitglieder, was das Buch für Freunde und Verwandte zum lieben Erinnerungszeichen machen wird.

Le Père Chocarne de l'Ordre de Saint Dominique. Par le Père M. J. Ollivier du même Ordre. 8°. (416 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 6.

Alfons Chocarne (1826—1895) schloß sich 1849 als Seminarist der von Lacordaire neu begründeten französischen Provinz des Dominikanerordens an und war nach kurzer Vorbereitung in den wichtigsten Stellungen für seinen Orden thätig. Enthusiastischer Verehrer und Nachahmer Lacordaires, war er auch dessen Liebling, wurde sein Socius, sein Stellvertreter, zweimal sein Nachfolger im Provinzialat, vor allem aber sein Biograph. Er war gern gehört als Prediger, als Oberer sehr beliebt und um seine Provinz verdient. Differenzen mit seinem Ordensgeneral P. Jandel wurden der Anlaß zu längerer Thätigkeit auf amerikanischem Boden 1866—1870. Hier trat er in freundschaftliche Beziehungen zu dem vielgenannten P. Hecker und übte entscheidenden Einfluß auf die Einführung französischer Dominikaner in Kanada. Die Schilderung der Ausbreitung des Ordens in Kanada wie später die Beziehungen Chocarnes zur Exkaiserin Eugenie und zu der durch ihr tragisches Ende bekannten Herzogin Sophie von Alençon geben dem Lebensbild des Ordensmannes eine weiter reichende Anziehung. Chocarne war auch der Novizenmeister und lebenslange Gönner des P. Didon. Der Ordensbruder, der mit so vieler Wärme diese Biographie geschrieben hat, sieht eine Pflicht darin, verschiedene kleine Schwächen, die man an dem Verstorbenen beobachtet, genau zu registrieren. Als besonderes Verdienst aber rühmt er ihm nach, daß derselbe im Herzen purer Republikaner und auch auf anderem Gebiete von Jugend an der liberalen Richtung hingegeben gewesen sei. Die etwas gesuchte Hervorhebung und öftere Wieder-

holung dieses Lobes könnte dem Andenken des Verstorbenen unrecht thun. Um so mehr muß betont werden, daß P. Chocarne der Kirche und ihrem Oberhaupte kindlich ergeben war und als Ordensmann auf seine Regel, auf das gemeinsame Leben und auf die Verpflichtungen des Gehorsams mit Strenge hielt. Er war ein vorzüglicher Verehrer der Gottesmutter; die „nationale Pilgerfahrt nach Lourdes“ 1872 war hauptsächlich sein Werk.

Nos devoirs envers N. S. Jésus-Christ dans la Ste Eucharistie. Par l'abbé S. Febvre. Soixante-deuxième mille. 18°. (486 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 1.25.

Das Buch hat sich durch einfache Frömmigkeit, klare Darlegung des Glaubensinhaltes, fromme Anwendung der Glaubenslehre und gut gewählte Beispiele, durch ungekünstelte Hingabe an den im heiligsten Sakrament verborgenen Gott und seine heilige Mutter so viele Freunde verdient. Es leitet in den ersten 16 Kapiteln zu andächtiger Besuchung des heiligsten Sakramentes an, im 17.—30. zum fruchtreichen Empfange der heiligen Kommunion, im 31.—38. zur würdigen Beiwohnung der heiligen Messe, und in 7 weiteren zur Benutzung verschiedener auf das heiligste Sakrament gerichteter Andachtsübungen. S. 336—471 geben Gebete, welche zum Inhalte des Buches trefflich passen.

Der unerschöpfliche Gnadenborn der Christenheit. Betrachtungen über die vom apostolischen Stuhle genehmigte Herz-Jesu-Litanei nebst einem Anhange von Gebeten von Dr. Fr. Frank, Pfarrer der Diöcese Würzburg. 12°. (512 S.) Würzburg, Bucher, 1900. Preis *M.* 3.

Zahl und Umfang der von der heiligen Kirche den Gläubigen gegebenen Gebetsformulare ist nicht sehr groß. Es ist von der größten Wichtigkeit, in deren Sinn einzudringen, weil tieferes Verständnis innigere Andacht und reichere Früchte vermittelt. Das vorliegende Buch führt durch 39 schöne Betrachtungen ein in den Gehalt der vom Heiligen Vater beim Beginn des 20. Jahrhunderts für die Christenheit dringend empfohlenen und mit einem Ablaß von 300 Tagen versehenen Litanei vom göttlichen Herzen. Wer diese Betrachtungen benutzt hat, wird sicherlich aus der Litanei doppelten Nutzen schöpfen und bei jedem Titel mehr und mehr durch die Liebe des Herrn angezogen werden.

La vierge Marie présentée à l'amour du XXe siècle. La mère des chrétiens et la reine de l'église. Par l'abbé Joseph Lémann, chanoine honoraire de Lyon et de Reims. Deuxième édition. 8°. (530 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 3.50.

Dem Titel entsprechend zerfällt dieser zweite Band des Werkes, welches das 20. Jahrhundert zur Liebe der Gottesmutter begeistern will, in zwei Teile. Im ersteren wird im Anschlusse an Nicephorus Callisti und den hl. Johannes Damascenus als sicher angenommen, die seligste Jungfrau sei bis zu ihrem frei gewählten Tode vom Cönakulum aus die Seele alles Guten gewesen, wodurch die Christengemeinde zu Jerusalem sich auszeichnete; denn „Maria und die Kirche“ hätten am Pfingsttage „den Heiligen Geist empfangen, um beide Mütter der Christen zu sein“. Der zweite Teil verherrlicht die Person und die Ämter, den Reichtum, den Glanz und die Macht der Himmelskönigin, die schon im Alten Bunde Besitz genommen habe vom Karmel, und deren vorzüglichstes Heiligtum Lyon besitze auf

dem Hügel von Fourvière, worauf mit dem hl. Irenäus 19 000 Märtyrer gestorben seien und der heilige Märtyrer Pothin, der Lehrer des hl. Irenäus, im 2. Jahrhundert das Gnadenbild aufgestellt habe. Man sieht, daß der Verfasser, der geistreich und glänzend schreibt, alles benutzt, um seinen Zweck zu erreichen, und vor gewagten Behauptungen nicht zurückschreckt, die jedoch im 20. Jahrhundert nicht nur Begeisterung auf einer Seite, sondern auch auf der andern Zweifel und Widerspruch erregen werden.

Les voeux de Religion. Contre les attaques actuelles. Par le R. P. Édouard Hugon des Frères Prêcheurs. 12°. (86 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 1.50.

Der von Waldeck-Rousseau der französischen Kammer gegen die Ordensgenossenschaften vorgelegte Gesetzesentwurf nennt die religiösen Gelübde „eine Verzichtleistung auf die Verwertung der natürlichen Eigenschaften des Menschen". Dagegen zeigen die vier Kapitel dieser Schrift, daß die Gelübde die christliche Vollkommenheit durch ständigen Kampf gegen die dreifache böse Begierlichkeit erstreben, weder die Freiheit ersticken noch ein Attentat gegen die Natur sind, den wahren Menschenrechten und der Bethätigung der Menschennatur nicht entgegenstehen, endlich die höchste sociale Bedeutung haben besonders für das Wohl des heutigen Frankreichs. Ihre bedeutungsvollen Thesen werden so klar und gründlich bewiesen, daß die Abhandlung nicht nur als Gelegenheitsschrift Beachtung verdient, sondern auch bleibenden Wert beanspruchen darf.

Guttae quotidianae ad recreandas animas pro singulis anni diebus ad meditandum distributae; accedit B. Petri Canisii S. J. Manuale Catholicorum . . . a C. J. Eisenring, par., et J. E. Kleiser, Can. et Prot. apost. Mit bischöflicher Druckerlaubniß. 16°. (XXXVI et 102 p.) Friburgi Helv., Typis Soc. B. Canisii, 1900. Preis *Fr.* 1.25 = *M.* 1; dutzendweise zu je *Fr.* 1.

Ein hochverdienter Priester des Bistums Sankt Gallen, der 1899 verstorbene Dekan und Domherr Josef Anton Zindel, hat — heutzutage eine seltene Kunst — auf jeden Tag des Jahres ein lateinisches Distichon verfaßt, vielfach im Anschlusse an das Kirchenjahr; wir erhalten bald eine christliche Weisheits- und Tugendregel bald einen andern fruchtbaren Gedanken oder eine fromme Anmutung und Anregung. Daran reihen sich Andachtsübungen, hauptsächlich dem kräftigen, gottinnigen Manuale des seligen Canisius entnommen. S. 82—86 könnte einiges mißverstanden werden, besonders S. 83, n. 15; auch wären manche Druckfehler zu verbessern, besonders S. 83, n. 16 das loco.

Leben des seligen Petrus Faber, ersten Priesters der Gesellschaft Jesu. Von Rudolf Cornely S. J. Zweite Auflage, verbessert und vermehrt von H. Scheid S. J. Mit Gutheißung des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und der Ordensobern. 12°. (XII u. 196 S.) Freiburg, Herder. 1900. Preis *M.* 1.60.

Die Gestalt des seligen Petrus Faber, des ersten Genossen des hl. Ignatius, hat für Deutschland ein besonders Interesse; Faber ist der erste Jesuit, der hier gewirkt hat; er hat für den Orden den ersten Deutschen, den seligen Petrus Canisius, gewonnen; in seinem Benehmen überaus einnehmend, mit Feuereifer eine tiefe

Bescheidenheit paarend, hat er während der wenigen Monate, die er in der Zeit des großen Abfalles zu Speyer, Worms, Mainz, Regensburg, Köln verbrachte, viele Zagende ermutigt, Schwankende befestigt, Irrende zurückgeführt. Noch viel schöner als das äußere Wirken, ist das innere Geistesleben des überaus gottinnigen, vom Himmel hochbegnadeten Mannes, wie es in seinem teilweise noch erhaltenen geistlichen Tagebuche sich uns erschließt. Kein Wunder, daß das Lebensbild Fabers, welches P. Cornely 1873 zur Feier seiner Seligsprechung veröffentlicht hatte, seit Jahren vergriffen war. Für die neue Ausgabe hat P. Scheid mehrere seither erschlossene zeitgenössische Quellen benutzt, besonders den 1894 in Spanien erschienenen ersten Band von Fabers Briefen; auch das Tagebuch wurde noch etwas ausgiebiger, als früher, verwertet. Manche neue Einzelheiten hätten sich auch aus dem 1896 veröffentlichten ersten Bande der Briefe des seligen Canisius schöpfen lassen.

La pratique de la Ste Communion. Par M. l'abbé P. Lejeune, chanoine honoraire de Reims, aumônier du pensionnat des Frères. Ouvrage approuvé par son eminence le Cardinal Langénieux, Archevêque de Reims. 12°. (378 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 3.50.

Abbé Lejeune glaubt, bis zum Beginn des 9. Jahrhunderts hätten alle guten Christen in jeder Woche einmal die heilige Kommunion empfangen. Sein Ideal ist, alle eifrigen Katholiken, junge Leute in Pensionaten und außerhalb derselben, an Universitäten und in Werkstätten, Männer und Frauen in religiösen Vereinen und guten Pfarreien, sollten alle acht Tage zum Tische des Herrn gehen; doch dürfe ein eifriger Seelsorger sich damit nicht begnügen, sondern die tägliche heilige Kommunion für eine möglichst große Anzahl von Seelen stets als Ziel im Auge behalten (p. 189 s.); denn das Reich Christi entspreche dem der Eucharistie. Der Verfasser verteidigt seine Ansichten nicht ohne Geschick, verfügt über eine reiche Erfahrung und zeigt sich dem Leser als seeleneifriger Priester. Wenn auch seine Forderungen jedenfalls für Deutschland zu hoch gespannt sind, so wird man doch sein Buch auch bei uns nicht ohne Nutzen lesen und für manchen guten Wink dankbar sein.

Abriß der Kunstgeschichte. Mit besonderer Rücksichtnahme auf die Entwicklung der Kunst in der Erzdiöcese München-Freising. Von Sebastian Huber, Kgl. Lycealprofessor. 12°. (166 S. mit 8 Abbildungen.) Freising, Datterer, 1901. Preis geb. *M.* 2.

Dieser Abriß erfüllt einen seit langem von vielen ausgesprochenen Wunsch, zeigt durch ausgedehnte Hinweisungen auf die Litteratur Beherrschung des Gegenstandes, durch Kürze weise Beschränkung bei eingehender Kenntnis des weiten Stoffes. Wo Kandidaten der Theologie in das Verständnis der Kunstgeschichte einzuführen sind, wird ihr Lehrer ihn als brauchbaren Grundriß benutzen können. Fehlt ein Lehrer, so kann das Buch zum Selbststudiun trefflich dienen. Wäre es zur weiteren Verbreitung nicht zweckmäßiger gewesen, sich mehr an den allgemeinen Rahmen zu halten und die Hinweise auf die lokale Kunst und deren Werke dem mündlichen Vortrage oder einem Anhange zu überlassen?

Führer durch die Ausstellung von Aufnahmen alter Gebäulichkeiten der Stadt Trier. Von W. Schmitz, Dombaumeister. 8°. (30 S. mit 14 Abbildungen.) Trier, Schaar und Dathe, 1901.

Der Trierer Dom vor hundert Jahren. Vortrag von Joseph Hulley, Domvikar. 8°. (66 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1901.

Die Trierer „Gesellschaft für nützliche Forschung“ feierte am 10. April dieses Jahres das Fest ihres hundertjährigen Bestehens. Bei diesem Anlaß wurde eine Ausstellung von Zeichnungen alter, zum Teil zerstörter oder veränderter Gebäude veranstaltet, deren illustriertes Verzeichnis auch in weiteren Kreisen Beachtung verdient und zu ähnlichen Veranstaltungen Anregung bieten möge. Der Vortrag über die Kunstdenkmäler, welche der Dom zur Zeit der Stiftung jener Gesellschaft besaß und von denen viele leider zerschlagen, verstreut oder verschleudert sind, ergänzt jenes Verzeichnis in dankenswerter Weise.

Das Jubeljahr 1500 in der Augsburger Kunst. Eine Jubiläumsgabe für das deutsche Volk von Dr. J. E. Weis-Liebersdorf. I. Theil. gr. 8°. (VIII u. 108 S. mit 57 Abbildungen.) München, Verlagsgesellschaft, 1901. Preis *M.* 5.

Das Kloster der hl. Katharina zu Augsburg erlangte 1487 die Begünstigung, daß seine Schwestern durch Besuch dreier ihnen durch die Priorin angezeigten Plätze im Bereiche ihres Hauses alle Ablässe eines für Rom ausgeschriebenen Jubiläums gewinnen konnten. Zur Erinnerung daran ließen sie in ihrem neuerbauten Kreuzgang durch Hans Holbein d. Ä., Hans Burgkmaier, L(eo) F(ras) und deren Schüler 1499—1504 sechs große, mit vielen Scenen und Figuren versehene Bilder malen, worin die Hauptkirchen Roms, Leidensscenen, die Legende der Patrone dieser Kirchen und dergl. dargestellt sind. Der Verfasser schildert im 1. Kapitel die Feier des Jubeljahres 1500 zu Rom, im 2. die Zustände Augsburgs und seines Katharinenklosters um 1500, im 3. und 4. die von Holbein und seinen Schülern gemalten „Basilikabilder“ von Santa Maria Maggiore und St. Paul. In seinen an neuen Gesichtspunkten reichen Ausführungen erfreut uns ein offenes Einstehen des Verfassers für die Einrichtungen der katholischen Kirche, wissenschaftlich gehaltener Text und reiche, auf Originalaufnahme beruhende Illustration.

Edelrauten und Immortellen. Gedichte von Graf Franz Schaffgotsch. kl. 8°. (150 S.) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung, 1901. Preis brosch. *M.* 1.20; geb. *M.* 2.50.

In dem Verfasser der „Edelrauten“ haben wir es jedenfalls mit einer charakteristischen, dichterisch veranlagten Persönlichkeit zu thun. Das schmucke Goldschnittbändchen führt uns nicht die ausgetretenen Wege von Lenz und Liebe, und wo es auch von Dingen redet, die von allen Dichtern behandelt werden, so thut es das doch in seiner eigenen Weise. Ist dieser Umstand sehr erfreulich, so kommt doch ein anderer dazu, der den reinen künstlerischen Genuß nicht ganz aufkommen läßt. Es will uns manchmal bedünken, als ob die Stoffe in der Phantasie und im Verstande geblieben, statt im Herzen sich zur reinen Lyrik geläutert zu haben. Das wirkt denn auch manchmal auf die Sprache zurück, die etwas Sprödes, bisweilen sogar etwas Ungelenkes hat. Einzelne kleine Fehler sind wohl nur Flüchtigkeiten.

Frühlingsfahrten durch Italien. Dichtungen von Jos. Koulen. kl. 8°. (98 S.) Köln, Kommissionsverlag von Bachem, 1891. Preis brosch. *M.* 1.20.

Ein Büchlein, das nach mehr als einer Richtung hin sehr angenehm enttäuscht. Da kommt ein Neuling auf dem Büchermarkt und mutet uns zu, uns an den Ein-

drücken zu erbauen, die er auf einer Hetzfahrt durch ganz Italien vom 23. März bis 11. April weniger gesammelt als blitzartig aufgenommen und in Verse gebracht hat. Er scheint nicht zu bedenken, daß sein Stoff ebenso abgenützt ist, als seine Beherrschung desselben von vornherein fraglich scheinen muß. Mochte die Reise noch so gut vorbereitet sein, mochte der Reisende als Philologe sich noch so rasch orientieren, mochten endlich die Gedichte ihre letzte äußere Form erst lange nachher erhalten haben — wie kann, so fragt man sich, ein noch so klassisch gebildeter Mensch bei einer solchen Geisteshetze, bei einer solchen Überfüllung mit Bildern und Eindrücken überhaupt nur an eine poetische Auffassung derselben denken? Wie kann das Erschauen zu einem Erleben werden, wie die Dichtung es erfordert? Stärker voreingenommen kann man kaum an die Durchblätterung eines von vornherein verurteilten Buches gehen als wir in diesem Falle. Allein es dauerte nicht lange, so begann die Enttäuschung. Hier lud ein einzelner gut geprägter Vers, dort eine originelle Überschrift zum Lesen ein, und mit jeder solchen Lesung schwand das Vorurteil. Koulen hat trotz der Eile selbst geschaut und empfunden; mag er Augenblicksphotograph sein, er hat fast immer einen eigenen Standpunkt. Dabei gewahrt man bald, daß man es mit einem fein gebildeten, geistreichen Cicerone zu thun hat, der keine angelernte Lektion hersagt, sondern der sich erlaubt, selbst Eindrücke und Ansichten zu haben. Es mag vorkommen, daß der Leser diese Ansichten nicht teilt, sie sind jedenfalls in einer Weise vorgebracht, daß sie sich Gehör verschaffen. Mag auch der Inhalt besonders jene interessieren, welche die behandelten Gegenstände selbst gesehen und besucht haben, so bleibt doch wahr, daß auch alle übrigen an dem Büchlein Gefallen und Anregung finden werden. Das eben ist der beste Beweis für sein Verdienst, daß es uns nicht so fast die Gegenstände in sich, sondern in der Seele des Dichters vorführt. Ein gereimter Bädeker ist das Büchlein zu allerletzt. Dabei herrscht eine große Verschiedenheit nach allen Richtungen. Touristisches, Künstlerisches, Geschichtliches und allgemein Menschliches kommt in den meist knapp gehaltenen Gedichten zum Ausdruck, bald in schildernder, bald in erzählender, bald in epigrammatischer und noch häufiger in lyrischer Form. Koulen beherrscht sie so ziemlich alle, und man gewinnt den Eindruck, daß hier mit dem Gedanken sogleich die Form geboren wurde. Bisweilen klingt auch ein humoristischer Ton sehr glücklich durch. Die Sprache ist durchgehends dem Gegenstande angepaßt, der Vers wohlgebildet, der Reim natürlich. Am meisten Unebenheiten begegneten wir seltsamerweise in den klassischen Metren. — So erfreulich also auch diese überraschende Erstlingsgabe sein mag, der Hauptgrund, warum wir sie froh willkommen heißen, ist doch der, daß sie uns ein neues, eigenartiges, fein gebildetes Dichtertalent offenbart, von dem wir hoffentlich unter normaleren Schaffensverhältnissen noch weit Wertvolleres als diese schönen frischen Frühlingsfahrten zu erwarten haben.

Eine Nähmamsell. Novelle von F e r d. v o n B r a c k e l. kl. 8°. (238 S.) Köln, Bachem, 1901. Preis *M.* 2.50.

Die berühmte Verfasserin, welche in diesem Jahre das Silberjubiläum ihres ersten Meisterwerkes, der von allen anerkannten „Tochter des Kunstreiters“, feiern konnte, beschenkt uns diesmal mit einer Novelle, die eigentlich eine Art litterarischer Broderie um zwei Verse eines Soldatengassenhauers bildet. Das Büchlein liest sich angenehm, wenngleich ihm ein besonders hoher litterarischer Wert nicht zuzusprechen ist. Wir haben stark den Eindruck, als läge der Stoff der Dichterin nicht so ganz, ob-

wohl wir gern anerkennen, daß die ersten Kapitel uns das Dorftreiben plastisch wiedergeben. Außerdem geht es doch mit zu manchen Unwahrscheinlichkeiten zu, um einen ganz ungetrübten Genuß aufkommen zu lassen. Man merkt gar zu sehr, daß man es mit einer Geschichte zu thun hat, die eigens zu einem Vers erfunden ist, wo deshalb auch alles mit Variationen des Verses klappen muß. In der Sprache verrät kaum etwas, daß wir es mit einer originellen, künstlerisch schaffenden Erzählerin zu thun haben. Alles ist glatt und geschickt erzählt, aber nirgends ein Wort, das zu Herzen ginge. Aber noch einmal: das Büchlein bietet immerhin eine sehr annehmbare Leistung, die hoch über manchen andern steht; es gewährt eine gesunde, anregende Unterhaltung und kann wegen seines Inhaltes — Schilderung der Folgen von Verleumdungen — auch wohl bei vielen Lesern sittlich wirken.

Aus dem Buche des Lebens. Novellen von M. Herbert. 8°. (268 S.) Regensburg, Verlagsanstalt, vorm. G. J. Manz, 1901. Preis *M.* 2.40.

Marianne Fiedler und andere Novellen. Von derselben. 8°. (206 S.) Köln, Bachem, 1901. Preis brosch. *M.* 2.50; geb. *M.* 3.50.

Wir haben hoffentlich unsern Lesern nicht erst die eigenartige, in gewissem Sinne einzigartige Erzählungskunst M. Herberts zu schildern, weder deren große Vorzüge hervorzuheben noch deren hie und da hervortretende Mängel aufzuzeigen. M. Herbert ist, was die Modernen vor allem fordern, was übrigens auch die alte Kunsttheorie schon als unumgänglich notwendig erklärte, ein litterarischer Charakter und in den meisten Schöpfungen nur sie selbst. Nicht allen sagt dieser Charakter ohne Einschränkung zu, wie das ja auch im Leben zwischen zwei Menschen oft genug der Fall ist, ohne daß einem der beiden darum ein Vorwurf zu machen ist. Was bei M. Herbert nie oder fast nie zu beobachten ist, ist litterarische Farblosigkeit; nicht so selten dagegen trifft man auf die défauts de ses qualités, auf ein Zuviel nach verschiedenen Richtungen. . . . Ganz unberechtigt dürfte auch nicht das Gefühl sein, als könne besonders in den letzten Jahren der Stil manchmal eine sorgsamere Feile vertragen, ohne daß darum etwas von der Feinheit und dem Gekörne des ersten Gusses verloren gehe, als dürfe eine etwas aufmerksamere Selbstkritik einzelne Flüchtigkeiten des Zeitungsabdruckes für die Buchausgabe entfernen. Aber warum uns durch diese und ähnliche Mängel den hohen Genuß verleiden lassen, den die Schöpfungen der Regensburger Erzählerin bereiten müssen? Aus allen Werken M. Herberts spricht ein hoher Lebensernst, eine ideale Weltanschauung, tief moralische Wertung und eine Art intuitiver Menschenkenntnis; in allen finden wir die eigentümlich Herbertsche Fähigkeit, aus den Charakteren das Problem zu entwickeln und zu lösen, eine große Kühnheit, auch den modernsten Zeitereignissen künstlerisch zu Leibe zu gehen und das politische Geschehnis in eine Charakterfrage und in ein allgemeingültiges Problem umzusetzen; in allen auch tritt mehr oder minder die Kunst des Wortes zu Tage, jene Kunst, mit wenig originellen Worten einen Charakter, eine Situation, ein Erlebnis oder eine Lebensanschauung dem Leser vorzuführen und ihn zu überraschen. Vielleicht ist gerade die erste Erzählung aus dem „Buche des Lebens", die den bezeichnenden Titel „Nur Worte" führt und den „Fall Hammerstein" behandelt, für die Schaffensweise M. Herberts typisch. Auch die übrigen Stücke der beiden Bändchen legen für die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Dichterin ein erfreuliches Zeugnis ab. Sind sie auch nicht alle gleichwertig und machen sich die dem Vielschaffen unvermeidbar anhaftenden kleinen

Mängel auch hie und da dem aufmerksameren Leser etwas unliebsam und vielleicht auch etwas häufiger als früher bemerkbar, so begrüßen wir sie doch alle als Gaben einer dichterischen Kraft, der wir auf dem Gebiete keine zweite an die Seite zu setzen haben.

Nach Oben! Gedichte von Margaretha Mirbach. Mit dem Portrait der Verfasserin. 8°. (268 S.) Köln, Bachem, 1901. Preis geb. *M.* 4.50.

Treue Schwesterliebe bietet hier einen Blütenstrauß, den sie aus dem Gärtlein einer Verstorbenen mit Fleiß und Geschick zusammengestellt hat. Dieser Sammlung gegenüber, die die Dichterin selbst in wahrer Bescheidenheit als „schlichte Weisen" bezeichnet hat, wäre es ungerecht, nur die litterarische Kritik zu Worte kommen zu lassen. Die meisten der vorliegenden Stücke stammen aus schmerzvollen Jahren, welche die Dichterin in hoffnungslosem Leiden auf dem Krankenlager zubrachte; es sind Passifloren von ernster Farbe und ernster Bedeutung, mehr Gebet und Mahnung und Selbstbescheidung als litterarische Produktionen und insofern echte Poesie. Ihr größter und unbestrittener Vorzug ist eben die Wahrheit. Das fühlt man am besten aus jenen Stücken heraus, in denen die Dichterin von sich selbst redet. Aber auch außerdem muß gesagt werden, daß Marg. Mirbach wirklich eine nicht alltägliche poetische Anlage besaß, die leider nur nicht wegen der äußeren Umstände zu jener Entfaltung und Selbstzucht kam, welche den geborenen Dichter zum überragenden Künstler machen. Sie weiß sich durchgehends noch zu wenig auf das Charakteristische zu beschränken und anderseits einen guten eigenen Gedanken nicht mit zwingender Subjektivität durchzuführen. Sie hat sich leider nicht selbst gefunden in Auffassung und Ausdruck. Ihre Sprache ist korrekt, leicht und wohlklingend, poetisch, wenn man will, aber es ist nicht ihre eigene Sprache. Wo dies der Fall ist, da fesselt sie auch den Leser in ganz besonderer Weise. Allein noch einmal: vom rein litterarischen Standpunkt will das Buch nicht beurteilt sein. Wie ihr Erstlingsbüchlein „Aus stiller Welt" will auch diese vorliegende Sammlung ein Trostwort für leidende Seelen und Mitkreuzträgerinnen sein. Und dazu paßt es ganz ausgezeichnet. Non ignara malis; selbst auf das härteste geprüft, weiß die Dichterin überzeugend vom Leiden mitzusprechen, nicht auf äußere Anregung und Bestellung, sondern aus innerstem Herzensdrang. Und da wird, was litterarisch vielleicht zu tadeln wäre, zu einem praktischen Vorzug. Die gemütliche Gedankenentwicklung geht für die Mehrzahl leichter ein als streng künstlerische Quintessenzierung; die Reflexion ist den meisten vertrauter und scheint ihnen inhaltreicher als die reine Lyrik. Und so wünschen wir denn dem Büchlein, das sofort wegen seines schlichten treuen Tones für sich einnimmt, viele Leserinnen und sind überzeugt, daß sie manche gute und segensreiche Anregung darin finden werden. Es steht in jeder Hinsicht bedeutend über mancher sogen. frommen Gedichtsammlung, die in den letzten Jahren wie Fabrikware auf den Markt geworfen wird, die Frömmigkeit verwässert und den Geschmack der anspruchslosen Jugend und Frauen verdirbt.

Miscellen.

Neues Licht über den Neanderthalmenschen? Lange war es dunkel und fast grabesstill geworden über dem einst durch Schaaffhausen so anschaulich geschilderten primitiven, wilden Urmenschen aus dem Neanderthal. Derselbe hatte nämlich außer seinem Schädeldach und einigen Extremitätenknochen keine Spur von seinen Erdentagen hinterlassen, und die Wissenschaft konnte nicht darüber einig werden, wie sie jene Spuren deuten solle. Neuerdings hat jedoch Professor Gustav Albert Schwalbe in Straßburg den Neanderthalschädel und die zu ihm gehörigen andern Skelettteile einem neuen eingehenden Studium unterzogen (Bonner Jahrbücher. Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland, Bonn 1901, Heft 106). Wie er selbst in der Einleitung sagt, ist er zu dieser Untersuchung angeregt worden durch seine vorhergehenden Studien über das Schädeldach des Pithecanthropus erectus Dubois. Und wie Eugène Dubois dadurch berühmt zu werden suchte, daß er die vieldeutigen Reste seines Pithecanthropus mit dem Aufgebote aller Beredsamkeit auf verschiedenen Kongressen zu einem missing link in der Ahnenreihe des Menschen erhob, so lenkt jetzt Schwalbe die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, indem er den Neanderthalmenschen der staunenden Welt als ein ähnliches Bindeglied in unserer Ahnenreihe nachzuweisen sucht. Allerdings bemerkt ein Fachkenner beim Studium dieser Arbeit bald, daß man je nach den Vergleichspunkten, unter denen man den Neanderthalschädel betrachtet, alles mögliche aus ihm machen kann. Und wer es aus dem beigebrachten sachlichen Material noch nicht merken würde, dem müßte es sofort in die Augen springen, wenn er nur auf S. 52 und 57 der Schwalbeschen Untersuchung die außerordentlich verschiedenen und widersprechenden wissenschaftlichen Urteile liest, die bisher über jenes verzweifelte Schädeldach abgegeben worden sind. Wir wollen hier unsern Lesern die übersichtliche Tabelle jener Gutachten mitteilen (nach Schwalbe S. 56).

I. Der Neanderthalschädel ist keine typische, sondern eine modifizierte, individuelle Schädelform:

1. Er ist durch frühzeitige Synostose (Verwachsung der Schädelnähte) künstlich deformiert. So Barnard Davis 1867.
2. Er gehörte einem Idioten an. So Blake 1864, Karl Vogt 1863 und 1867 zum Teil, Pruner-Bey 1863 zum Teil, Hölder 1892 und Karl Zittel 1893.
3. Er zeigt so zahlreiche pathologische Veränderungen, ebenso wie das ganze Skelett, daß man ihn nicht zum Typus einer Rasse machen darf. So R. Virchow 1872 und Joh. Ranke bis heute.

II. Der Neanderthalschädel gehört der noch lebenden Menschenart an:

1. Er ist ein ganz rezenter Schädel, und zwar der eines mongolischen Kosaken vom Jahre 1814, der lebend in die Höhle geraten und dort gestorben ist. So Mayer 1864 und 1865.
2. Er gehört historischen Völkern an, und zwar:
   a) Einem alten Kelten oder Germanen. So Pruner-Bey 1863.
   b) Einem alten Holländer (Batavus genuinus). So R. Wagner 1844
   c) Einem alten Friesen. So R. Virchow 1876 zum Teil.
3. Er gehört einer primitiven menschlichen Rasse an, die aber durch Zwischenformen (neanderthaloide Formen) mit den jetzt lebenden niedrigsten Rassen verbunden ist. Und zwar:
   a) Er hat große Ähnlichkeit mit Australnegern. So Huxley 1863 und 1865, Lyell 1863, Karl Vogt 1863 und 1867, de Quatrefages und Hamy 1882.
   b) Er bildet die älteste dolichocephale Menschenrasse, die sogen. Canstatt-Rasse. So Hamy 1870 und de Quatrefages und Hamy 1882.
4. a) Er gehört einer in manchen Charakteren von den jetzt lebenden Menschen gänzlich verschiedenen primitiven, wilden Urrasse an. So Schaaffhausen 1865—1888.

   Dies ist die „Neanderthalrasse" nach Fraipont und de Lohest 1887 und nach Fraipont 1895—1896.

   b) Diese Rasse unterscheidet sich von den jetzt lebenden Menschen mehr als die Neger von den Weißen.

   Dies ist die „Neanderthalrasse" nach de Mortillet 1883.

III. Der Neanderthalschädel gehört einer Form an, die vom rezenten Menschen spezifisch, ja vielleicht sogar generisch verschieden ist. So King 1864, Cope 1893 und G. Schwalbe 1901.

Der Neanderthalschädel hat somit fast ebensoviele „wissenschaftliche Formen" angenommen, als gelehrte Häupter sich mit ihm beschäftigt haben: quot capita, tot sensus. Das Facit daraus ist, daß je nach den verschiedenen Anschauungen, mit denen ein jeder an die Beurteilung dieses Schädels herantritt, und je nach den verschiedenen Gesichtspunkten, unter denen er ihn betrachtet, auch das Resultat der Untersuchung ein durchaus verschiedenes wird. Das heißt doch mit klaren Worten: Man kann aus diesem Proteusschädel einstweilen noch nicht klug werden und muß deshalb zuwarten, bis weitere Funde ein zuverlässiges Urteil ermöglichen. Daran kann auch die neueste Studie Schwalbes nichts ändern, so gerne er auch aus dem ehemaligen Neanderthalmenschen einen Zwillingsbruder des Pithecanthropus erectus machen möchte.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß neuerdings durch C. Koenen sogar das diluviale Alter der Lehmschicht, in welcher die Neanderthalknochen gefunden wurden, bezweifelt und in ein vordiluviales, tertiäres Alter verwandelt wird. Damit erheben sich neue Schwierigkeiten für die richtige Altersbestimmung jener Skelettreste, von denen man nicht wissen kann, in welcher Oberflächenschicht sie ursprünglich gelegen haben, da sie auch erst später in die tieferen Schichten hineingeraten sein können.

Die Protestanten und die Beicht. Während die von Graßmann und seinen gewissenlosen Helfershelfern betriebene widrige Hetze zeigt, mit welchen Mitteln der Verleumdung und niedrigster Propaganda das Institut der Beicht bei dem katholischen Volk in Verruf gebracht wird, beweist manche Stimme aus dem protestantischen Lager, daß man auch dort von dem außerordentlichen Nutzen der Beicht sich ganz wohl bewußt wird, so oft der Haß gegen die katholische Kirche es nicht angezeigt erscheinen läßt, anders zu sprechen und zu schreiben, als man eigentlich denkt.

Ein gewisser Abramowski schilderte unlängst in den Kirchlich-sozialen Blättern, IV, 3 (März 1901) S. 19 ff., eine „Evangelisationsreise" zu den evangelischen Masuren nach Gelsenkirchen in Westfalen. „Ganz besonders ergriffen haben mich," so schreibt er unter anderem, „die Sprechstunden. Jedesmal waren im Durchschnitt fünf Personen da; einige von Ihnen (sic) auch mit mehr äußerlichen Angelegenheiten, die Mehrzahl aber mit großen Seelennöten, eine ganze Anzahl mit schweren Lasten aus der Vergangenheit, Übertretungen vor Gott und Menschen. Es hat sich mir da die Überzeugung aufs neue befestigt, daß an dieser Stelle ein Teil des Notstandes der evangelischen Kirche liegt. Ihre verantwortlichen Leiter sollten alle Hebel in Bewegung setzen, die Privatbeicht, diese alte, organische Einrichtung der evangelischen Kirche, wieder zu beleben. Gewiß, ihre ehemalige Form ist unwiederbringlich dahin, aber die Gegenwart schafft neue Formen, und eine derselben bietet die Evangelisation. Wie wichtig die Beicht für beide Teile, das Beichtkind und den Seelsorger, ist, hat schon Büchsel (Erinnerungen Bd. 2) meisterhaft ausgeführt. Gott gebe, daß die Kirche um der Seelen und ihrer selbst willen bald zur Praxis übergeht."

Um der Seelen willen hat allerdings Christus die Beicht eingesetzt und die katholische Kirche hat sie gegen die ärgsten und böswilligsten Angriffe immer verteidigt und hochgehalten. Es ist erfreulich, daß manche Protestanten einzusehen beginnen, wie sehr das göttliche Institut der Beicht den Bedürfnissen des Menschenherzens entspricht. Man darf aber nicht vergessen, daß ohne die göttliche Sendung des Seelsorgers die Beicht ihren Hauptzweck verliert, und daß ohne die genausten Vorschriften und weisen Vorsichtsmaßregeln, mit welchen die katholische Kirche das Institut der Beicht umgeben hat, schlimme Mißbräuche ganz unausbleiblich sind. Und wer hat erst das Recht, die Beicht vorzuschreiben, außer der Gottmensch Jesus Christus?

Mittel gegen Mondfinsternis. Aus Reisebeschreibungen und Missionsberichten ist es ziemlich bekannt, in welcher Weise unzivilisierte und halbzivilisierte Völker sich den Vorgang einer Mondfinsternis zurechtzulegen pflegen. Sie meinen, der Mond sei in Nöten, etwa in Gefahr, von einem Drachen verschlungen zu werden, und bemühen sich also durch Lärm und Getöse aller Art das Untier zu verscheuchen und dem trauten Erleuchter der Nacht zu Hilfe zu kommen. Weniger bekannt ist es, daß auch die Kulturvölker des Altertums ähnlichen Anschauungen huldigten, daß z. B. die Römer meinten, durch Zauberformeln könne man den Mond vom Himmel herabziehen, bei der Verfinsterung des Mondes

seien solche magische Künste in Wirksamkeit, und folglich müsse man möglichsten Lärm schlagen, damit die Kraft des Zaubers gebrochen werde. Und doch läßt sich das Bestehen solcher Anschauungen durch zahlreiche Stellen der Klassiker nachweisen. So z. B. aus Tacitus (Ann. 1, 28). Bei einer Meuterei der pannonischen Legionen kam es nach seinem Bericht dem Drusus sehr zu statten, daß plötzlich in der Nacht der Mond sich verfinsterte. Die Soldaten sahen das Ereignis als eine Vorbedeutung an; würde für den Mond, meinten sie, die Sache gut ablaufen, so werde auch ihr Aufstand glücklichen Ausgang haben und umgekehrt. So bemühten sie sich denn, durch Lärmen mit Metallgegenständen, durch Blasen mit Trompeten und Hörnern einen Höllenspektakel aufzuführen und so dem Mond Beistand in seinen Nöten zu leisten. Zum Glück für Drusus hüllte sich aber trotzdem der Mond immer mehr in Wolken, und so gab man denn die Hoffnung und mit ihr die Meuterei selber auf. Schon zwei Jahrhunderte früher, im Jahre 168, als vor der Schlacht bei Pydna am 4. September des römischen, am 22. Juni des julianischen Kalenders der Mond sich verfinsterte, sollen die römischen Soldaten sich in gleicher Weise benommen haben. So erzählt wenigstens Plutarch (Aem. Paull. c. 18), während Livius anders zu berichten weiß. Nach ihm hätte Sulpitius Gallus, dafür auch von den Römern als Ausbund einer unmenschlichen Gelehrsamkeit angestaunt, schon tags zuvor die Finsternis vorausgesagt und so dem römischen Heer die Furcht benommen. Vielleicht haben beide recht, Plutarch wie Livius, denn vollständig wird wohl die Gelehrsamkeit des sternkundigen Offiziers den italischen Bauernsöhnen ihre Angst nicht ausgetrieben haben. Jedenfalls war zu Wirkungen in größerem Maßstabe die damalige Sternkunde machtlos. Man ließ sich das Vergnügen, einmal tüchtig sich austoben und lärmen zu können, von den Gelehrten nicht verkümmern. Livius spricht von dem „Lärm, wie er in der Stille der Nacht bei einer Mondfinsternis geschlagen wird“, in einer Weise, daß man sieht, dieser Ausdruck bedeutet ihm ungefähr das, was wir einen rechten Heidenlärm zu nennen pflegen (lib 26, c. 5); wer weitere Zeugnisse wünscht, findet deren bei fast sämtlichen Dichtern der Kaiserzeit, Ovid, Seneca, Juvenal, Tibull, Martial, Petronius, Statius, Claudian.

Doch diese Stellen sind längst zusammengetragen, und es hätte keinen Zweck, sie hier noch einmal alle auszuschreiben. Weniger bekannt sind im allgemeinen die entsprechenden Belege aus den Kirchenschriftstellern, die allerdings nicht so sehr die Fortdauer des erwähnten Gebrauches, als dessen rasches Verschwinden und die Gründe für dieses Verschwinden erkennen lassen. Es sind nämlich dieser Stellen nur wenige, so daß man sieht, wie ein eigentlicher energischer Kampf von seiten der Bischöfe und Priester gegen den fraglichen Aberglauben nicht notwendig, vielmehr sein Schicksal besiegelt war, sobald die Erkenntnis des einen Gottes, des Schöpfers und Herrn der leblosen Natur, Wurzel in den Herzen geschlagen hatte.

Vereinzelte Spuren der alten Gebräuche finden sich allerdings, wie dieselben Äußerungen der Kirchenväter zeigen, auch nach Annahme des Christentums bei der rohen Menge noch vor. Der gewöhnliche Mann hält eben fest am Althergebrachten und giebt sich über dessen Bedeutung nicht immer Rechenschaft.

„Als ich vor längerer Zeit“, sagt z. B. der hl. Maximus von Turin († 457), „wegen eurer Habsucht euch Vorwürfe gemacht hatte, da entstand noch an demselben Tag gegen Abend unter dem Volk ein Geschrei, das in seiner Roheit bis zum Himmel drang. Und als ich fragte, was denn dies Rufen bedeute, da antwortete man mir, daß die Kraft eurer Kehle dem Mond in seinen Nöten zu Hilfe komme und ihm in seinem Hinschwinden mit Schreien Beistand leiste. Ich mußte lachen und mich über eure Gedankenlosigkeit wundern, daß ihr als brave Christen unserem Herrgott zu Hilfe kommen wolltet. Denn ihr schriet ja, damit er nicht durch euer Schweigen um eines seiner Geschöpfe käme; denn natürlich, er ist ja schwach und kraftlos; wenn ihr mit eurem Schreien ihm nicht geholfen hättet, so konnte er die Himmelsleuchten nicht im Dasein erhalten, die er geschaffen hat. Daran thut ihr gut, daß ihr Gott die Beruhigung zu teil werden lasset, daß er mit eurer gnädigen Beihilfe den Himmel in Ordnung halten kann! Aber wenn ihr dieses eures Amtes recht vollkommen warten wollt, so müßt ihr alle Nächte vom Abend bis Morgen wach bleiben, denn wie oft geschehen nicht während eures Schlafens Angriffe auf den Mond, freilich ohne daß er jemals vom Himmel gefallen wäre! Oder kommt vielleicht immer nur am Abend der Mond ans Schwinden, niemals aber unter Tags? Freilich bei euch beginnt er nur in den Abendstunden zu wanken, wenn ihr nämlich ein reichliches Essen im Magen habt und wegen der zahlreich geleerten Becher euch der Kopf nicht mehr ganz fest steht. Dann leidet für euch der Mond Gewalt, wenn bei euch der Wein seine Gewalt übt; dann wird durch Zauberlieder der Mond aus dem Gleichgewicht gebracht, wenn die Becher eure Augen getrübt haben. . . .“

Fügen wir hinzu, daß der hl. Maximus nicht an seine ganze Gemeinde diese Vorhaltungen richtet. Er sagt ausdrücklich zu Anfang seiner Rede: „Nicht von euch allen rede ich, denn es sind welche unter euch, an deren Religiosität ihr euch ein Beispiel nehmen solltet.“ Vgl. *S. Maximi Taurinensis* Hom. 101. *Migne* Patr. lat. LVII, 485.

Eine andere Spur desselben Aberglaubens finden wir in einer Rede des hl. Cäsarius von Arles, die erst im Jahre 1896 G. Morin O. S. B. in vollständigem Text herausgegeben hat. „Und was soll denn das heißen“, sagt er, „daß thörichte Menschen meinen, sie müßten dem Mond, wenn er gleichsam Gewalt leidet, ihren Beistand leisten! Sie bilden sich nämlich ein, wenn sein feuriger Ball aus natürlichen Ursachen, durch die Beschaffenheit der Luft, zu gewissen Zeiten verdunkelt, oder durch die sich ihm nahende Glut der untergegangenen Sonne mit Rot übergossen wird, so handle es sich um einen Kampf der Zauberformeln gegen den Himmel, den sie durch Hörnerklang oder durch erbärmliches Schellengeklingel meinen besiegen zu können. Und sie glauben in heidnischer Gedankenlosigkeit durch gottloses Geschrei ihn sich gnädig stimmen zu können. Während der Mond auf Geheiß Gottes dem vernunftbegabten Menschen seinen Dienst leistet, zollt ihm der Mensch zur Schmach Gottes eine thörichte Unterwürfigkeit. Ich bitte euch, jeder, der noch Vernunft und Glauben hat, soll doch solch einen Wahn oder vielmehr Wahnsinn, solche schmachvolle Kindereien fliehen und verabscheuen. Wenn das leuchtende Element weniger ist als du, warum

fürchtest du, durch dein Schweigen es zu beleidigen? Wenn es mehr ist als du, warum glaubst du, es bedürfe deiner Hilfe?" (Rev. Bénédictine XIII [Maredsous 1896], 207).

In einer andern Rede, die ebenfalls dem hl. Cäsarius zugeschrieben wird, scheint der heilige Bischof selber nicht ganz gewiß zu sein, ob die Gebräuche bei der Mondfinsternis noch ausgeübt werden oder nicht, und giebt Maßregeln an für den Fall, daß sie noch bestehen sollten. „Wenn ihr seht, daß bei der Verdunkelung des Mondes noch immer einige ein Geschrei verführen, so ermahnt sie und sagt ihnen, sie begingen schwere Sünde, wenn sie den Mond, der auf Gottes Geheiß zu gewissen Zeiten sein Licht verliert, mit ihrem Geschrei in gottlosem Beginnen verteidigen zu können sich einbilden." (*S. Aug.*, Opp. tom. V app. serm. n. 265, *Migne* Patr. lat. XXXIX, 2239).

Auch Hrabanus Maurus kam einmal in die Lage, eine eigene Predigt gegen solche zu halten, „welche bei der Mondfinsternis sich mit Schreien abmühen". Nachdem er zuerst seine jungen Christen wegen ihres Eifers gelobt hat, mahnt er sie, nicht durch ein paar läppische Überbleibsel aus dem Heidentum sich zu beflecken, weil „ein klein wenig Sauerteig die ganze Masse verdirbt". Dann erzählt er, genau wie Maximus von Turin und in wörtlicher Anlehnung an denselben, wie er eines Abends ein Geschrei gehört und auf seine Erkundigung ihm eine Mondfinsternis als Ursache desselben angegeben worden sei. Am andern Tage habe er dann bei solchen, die ihn besuchten, nähere Kunde eingezogen. „Die aber gestanden, sie hätten ähnliches und noch schlimmeres an ihren Wohnorten wahrgenommen. Der eine berichtete, er habe das Schmettern von Hörnern gehört, als gelte es die Aufforderung zu einem Krieg, ein anderer, man habe die Schweine zum Schreien gebracht. Einige erzählten, sie hätten die einen Speere und Pfeile gegen den Mond, die andern brennende Späne gegen den Himmel abschleudern sehen, und sie sagten, ich weiß nicht welche Unholde zerfleischten den Mond, und kämen sie ihm nicht zu Hilfe, so würden jene Ungeheuer ihn ganz verschlingen. Wieder andere aber hätten, vom Teufel bethört, ihre Umfriedigungen zerhauen und die Geschirre im Hause zerschmettert, in der Meinung, das werde dem Mond gar große Hilfe bringen. Was ist das für eine Thorheit, meine Brüder, was für ein Wahnsinn? Seid ihr stärker als Gott, daß ihr für ihn zu kämpfen euch abmüht, oder sind eure Schweine mächtiger als die Engel, daß sie deren Gequieke von nöten haben? Wie wollt ihr dem Himmel und den Gestirnen Hilfe bringen, die ihr euch selbst auf der Erde nicht schützen könnt?" Dann folgen Vorhaltungen, um die Thorheit ihres Beginnens den Leuten vor Augen zu stellen, und andere Belehrungen. Die Unholde, welche den Mond verschlängen, seien nichts und bloße Geschöpfe der Einbildung, „denn es ist ein Aberglaube, daß Menschen sich in Tiere verwandeln können". Sonnen- und Mondfinsternisse aber seien natürliche Vorgänge, die mit Notwendigkeit aus der Stellung von Sonne, Mond und Erde sich ergäben.

Auch in einigen Bußbüchern findet derselbe Aberglaube Erwähnung.

Kirchliche Denkmalspflege.

Wo immer jahrhundertelang die Kultur wohnte, legte sich Schicht auf Schicht. Jede ist gefüllt mit Resten der Vorzeit. Im Morgenlande ragen noch hier und da vereinsamte Trümmer auf, zwischen denen ein armes Volk seine Hütten errichtete. Im Abendlande wurden die wichtigsten Stätten früherer Kulturen selten verlassen; viele sind wiederum ausgewachsen zu großen Städten und zu Mittelpunkten des Verkehrs. Der Boden innerhalb und außerhalb ihrer ehemaligen Ringmauern birgt nicht nur verborgene Schätze der Vergangenheit, sondern trägt auch noch zahlreiche Denkmäler, die sich so hoch in die Luft erheben, daß sie sogar moderne Bauten weit überragen.

Der Wechsel der Jahrhunderte ist nicht spurlos an ihnen vorübergegangen. Zuerst hat der Zahn der Zeit sie verstümmelt. Seine Wirkungen sind indessen weit geringer als die der menschlichen Leidenschaften. Bilderstürmerei und Kriege schafften traurige Ruinen und schleppten die Schätze weg aus Kirchen und Palästen, die sie nicht zerstörten. Die große Revolution und ihre Tochter, die Säkularisation, haben um die Wende des 19. Jahrhunderts gleich einer Sturmflut vieles hinweggefegt oder so weit weggetragen, daß wir nach Paris und London und jetzt auch bis nach Amerika zu gehen haben, um die Kunstwerke wiederzusehen, welche ehedem unser Land zierten. Doch der schlimmste Feind der Denkmäler war die stets wechselnde Mode besonders da, wo sie sich mit den Anforderungen eines kräftigen Lebens paarte. Im 13. Jahrhundert begeisterte man sich für die lichte, hochanstrebende, klar gegliederte Gotik. Wer größere Mittel besaß, huldigte dem neuen Stil; im 16. Jahrhundert trat in Deutschland die Renaissance die Herrschaft an, bis sie vom Barock und Rokoko abgelöst wurde. Wo kirchliches oder bürgerliches Leben blühte und das Geld nicht fehlte, wurden Kirchen, Paläste und Häuser im Stile ihrer Zeit erneuert und deren Ausstattungsgegenstände umgeformt. Wie

oft mag das Silber eines Leuchters in dieser oder jener großen Kirche seine Form im Schmelzofen geändert haben, um einem neuen Stile sich zu fügen!

Mit dem heiligen Köln haben auch andere freie Städte des untergegangenen heiligen römischen Reiches deutscher Nation sehen müssen, wie ihre stattlichen Ringmauern und Thorburgen wenigstens zum Teil abgerissen wurden, wie prachtvolle Kirchen, zierliche Kapellen, Kreuzgänge und Zunfthäuser vom Erdboden verschwanden, damit öffentliche Plätze den aufgeklärten Bürgern Licht und Luft gäben und die von Ecken und Winkeln befreiten Straßen zu geraden Wegen würden. Fälle, in denen Widerwillen gegen die katholische Religion Kreuze, Heiligenbilder und Denkmäler entfernte, blieben nicht vereinzelt.

Dann folgte das Sammeln von Antiquitäten, das sich bald zum Rang einer noblen Passion erhob. Schlaue Händler haben alle Kirchen gemustert, Sakristeien und Speicher durchsucht, dann alle Dörfer und Höfe ausgeforscht, so daß an manchen Orten kaum mehr etwas zu finden ist, was irgend einen antiquarischen Wert besitzt. Einer dieser Altertumsfreunde hat z. B. alle Kirchen, Städte und Gemeinden der Rheinprovinz systematisch auf alte Siegelstempel abgesucht und Hunderte der wertvollsten ins Ausland geschleppt. Ein anderer machte Jagd auf alte Stoffe, deren Wert die Besitzer damals kaum ahnten. Ein dritter erwarb alte Scheiben und Glasgemälde. Kanzeln wurden zu Büffetten, Altarteile zu Spiegelrahmen, Paramente zu Möbelüberzügen, Burgen alter Dynastengeschlechter zu Landhäusern rasch emporgestiegener Geldmänner.

Unberechenbaren Schaden haben aber auch die Freunde christlicher Kunst angerichtet durch verfehlte Restaurationen und einseitige Bevorzugung eines Stiles auf Kosten der andern. Nicht wenige Geistliche und Laien, welche als Kirchenvorstände walteten, auch staatliche Vertreter der Kunst vertraten das Prinzip der Stileinheit, das sich oft paarte mit einem blinden Vorurteil gegen nicht mittelalterliche Kunstwerke. Alles, was nicht gotisch war oder zu sein schien, mußte weg. Diese Vorliebe für das Mittelalter ging so weit, daß Kirchen der Renaissance und Barockzeit romanisch restauriert wurden, weil deren Fenster und Gewölbe die Form von Halbkreisen hatten. Ließ man ihnen ihren Charakter, so wurde wenigstens der unmittelbar nach Vollendung derselben errichtete, wirkungsvolle Altar entfernt, um einen „stilgerechten“ hinzustellen. Heute ist man nach zwanzig oder dreißig Jahren an manchen Orten zur Erkenntnis gekommen, daß

bei Instandsetzung der Kirche nichts Besseres zu thun sei, als den alten, in eine Landkirche versetzten Hochaltar zurückzukaufen und wiederum an seine Stelle zu bringen. In mehr als einem Gotteshause, worin das Chorfenster durch einen Riesenaltar im Rokokostile verdeckt war, ist dieses „unkirchliche" Werk mit seinen Gemälden entfernt worden, um jenes Fenster zu öffnen und einen gotischen Altar zu errichten. Nun leiden die Augen der Betenden jeden Morgen durch das viel zu grell einfallende Sonnenlicht und die bäurischen Farben des kunstlosen Glasgemäldes, unter dem ein Altaraufsatz steht, der sich durch eine Menge von Fialen die Bezeichnung eines gotischen verdienen möchte und dessen wertlose Figuren aus einer renommierten kirchlichen Kunstanstalt bezogen wurden.

Hunderte von Holzfiguren sind verdorben worden, weil man Gold, Farbe und Kreidegrund ablaugte und dann den infolge der Feuchtigkeit vielfach zerrissenen Kern rot, blau und weiß bemalte. Eventuell hat man diese Figuren auch noch verschönert, indem einzelne Teile nachgeschnitzt wurden. Wertvolle Gemälde wurden unerfahrenen Anstreichern ausgeliefert, damit diese Maler das Putzen, Waschen, Ergänzen, Übermalen und Firnissen derselben besorgten. Das Werk glänzte nach seiner Vollendung. Der dem Meister für seine Arbeit gezahlte Preis war freilich gering, nicht aber der Schaden, den die Kirche oder Anstalt litt; denn er stand im umgekehrten Verhältnis zur Befriedigung des Auftraggebers.

Steinernen Denkmälern, Figuren, Grabdenkmälern, Sakramentshäuschen, ja ganzen Kirchen gab der Steinmetz ein frisches Aussehen, indem er deren Oberfläche 2 bis 3 Millimeter tief abmeißelte. Alle Einzelheiten änderten sich, die Feinheiten wurden stumpf und die Profile flau. Vielleicht kam noch Ölfarbe hinzu, um mit dichter Schicht das Ganze zu überziehen und die Gliederungen sowie die Struktur des Steines unwirksam zu machen.

Bronzewerke werden geputzt und gescheuert, verlieren durch scharfe Säuren die Patina und geben alsdann dem Roste die besten Angriffsstellen.

„Retten wir, was noch zu retten ist", riefen vereinzelte Archäologen und begeisterte Freunde der Kunst, aber lange verhallte ihre Stimme ohne Gehör zu finden. Das Philistertum hat bis vor wenigen Jahrzehnten auf alle jene mit Mitleid herabgeschaut, welche eintraten für alte Thore, Stadtmauern und Häuser, für Kirchen, die den Verkehr hinderten oder nicht zum Gottesdienst nötig waren.

Heute ist alles anders geworden aus sehr verschiedenen Gründen. Hier ist der historische Sinn erstarkt und der Lokalpatriotismus; dort ist

die zur Mode gewordene Begeisterung für die Kunst wirksam. An andern Orten will man den Reiseverkehr heben und darum doch auch etwas haben, was sich sehen lassen kann. Alle Denkmäler der Vorzeit ohne Unterschied des Stils sind zu Ehren gekommen. Das eine wird erhalten und restauriert, weil es schön ist, das andere, weil es ein hohes Alter besitzt. An dieses Denkmal knüpft sich eine Lokalsage, jenes hebt die Schönheit der Gegend. Auch kleinere Städte wollen ihr Museum haben. Sie dürfen aber nicht zu wählerisch sein, weil wirklich gute Sachen nicht leicht mehr erworben werden. Während das Publikum früher den Altertümern mit einem gewissen Stumpfsinn entgegentrat, ist jetzt ein Teil desselben in das entgegengesetzte Extrem gefallen. Die Wertschätzung der Denkmäler ist zum Zeichen der Bildung, die Denkmalspflege, wenn nicht zur höchsten, so doch zur schönsten Kulturaufgabe der Gegenwart geworden. Die geschichtlichen Zeugen der Vorzeit sollen unsere Erzieher werden. Wie das Epheu sich an die alten Mauern anklammert und emporwächst, um sie mit neuem Leben zu bekleiden, so sollen die Denkmäler die Herzen zur alten Größe und Kraft emporheben und die Nachkommen mahnen, ihrer Vorfahren sich würdig zu zeigen. Der Handwerker soll von den Meisterwerken der Vergangenheit zum tüchtigen Schaffen angeregt, der Reichere je nach Stand und Verhältnis mehr oder weniger zum Mäcenatentum angeleitet werden.

Nachdem die Denkmalspflege in den Vordergrund der heutigen Zeit geschoben und als Kulturaufgabe der Gegenwart erklärt worden ist, ließ sich die Frage nicht umgehen: „Wem übertragen wir die Sorge für die Denkmäler?“ Daß für eine große Partei der Staat die einzige in Frage kommende Macht zu sein schien, ist selbstverständlich. Viele Deutsche sind durch die ehemalige Kleinstaaterei so sehr daran gewöhnt, regiert zu werden, daß sie sich in eine Selbständigkeit, wie sie in England und Amerika, selbst in Belgien und in der Schweiz selbstverständlich ist, kaum hineinfinden. In vielen Fällen ist es berechtigt, nützlich und dankenswert, wenn der Staat sich der Denkmalspflege annimmt. Oft besitzt er allein die Macht, dem Vandalismus entgegenzutreten; oft auch vermögen nur seine starken Hände und seine Geldmittel die Lösung großer Aufgaben mit raschem Erfolge zu unternehmen.

Soll die Kirche bei der Denkmalspflege unbeteiligt bleiben, also mit allen ihren Gotteshäusern und mit deren gesamter Einrichtung gänzlich unter die Obhut des Staates gestellt werden, so daß in allen Fragen, in denen es sich um Kunst handelt, dem modernen Staate

dasselbe Recht zugebilligt wird, das er für Unterricht und Erziehung besitzt oder beansprucht?

Für die Beantwortung dieser Frage ist ein Blick auf Frankreich unerläßlich, wo sie durch die Gesetzgebung in eigenartiger Weise beantwortet wurde. Im Jahre 1789 war daselbst auf Antrag Talleyrands ein von Mirabeau formuliertes Gesetz angenommen worden, welches alle Kirchengüter der Nation zur Disposition stellte, d. h. verweltlichte und säkularisierte, also den staatlichen Fiskus als Eigentumsnachfolger des kirchlichen Rechtsträgers erklärte. Das Konkordat von 1801 bestimmte, die Kathedralen, Pfarrkirchen und andere noch nicht verkauften Gotteshäuser sollten den Bischöfen zurückgegeben werden, und zwar nach der allgemeinen Ansicht als Eigentum, nach der von anderer Seite behaupteten Meinung nur zum Gebrauche[1].

Ein Gesetz vom 30. März 1887[2] verordnete, ohne irgend etwas in den Eigentums- und Zuständigkeitsverhältnissen der öffentlichen Denkmäler zu ändern, eine amtliche Feststellung der Bedeutung und Würdigung derjenigen beweglichen und unbeweglichen Sachen, welche im nationalen Interesse eine geschichtliche und künstlerische Bedeutung besitzen. Es bestimmte, die in solcher Art bezeichneten (classé) Gegenstände dürften, so lange, als nicht eine gegenteilige Verfügung erschiene, nur unter Genehmigung des Unterrichtsministers verändert oder veräußert werden. In amtlichen Listen werden also ganze Gebäude mit allem ihrem Zubehör oder nur einzelne Teile derselben, z. B. der Kreuzgang, das Portal, eine Thüre, eine Glocke oder Grabplatte, ein Taufstein oder Altaraufsatz eingetragen. Wichtigere Kunstwerke im Eigentum des Staates, der Departements, Gemeinden und Kirchenfabriken werden ohne weitere Anfrage in jene Listen versetzt, wodurch dann eine sehr starke Beschränkung im Verfügungsrecht entsteht; denn keine Restauration, Instandsetzung und Veränderung derselben darf ohne Erlaubnis des Unterrichtsministers vorgenommen werden. Ebensowenig ist es gestattet, ohne seine Zustimmung bewegliche Sachen zu dauerndem Verbleib in eines jener Gebäude zu bringen. Wie letzteres zu verstehen sei, lehrt ein bereits vor Erlaß jenes Gesetzes fallender Vor-

[1] Meurer, Begriff und Eigenthümer der heiligen Sachen II (Düsseldorf, Bagel, 1885), 335 f. 384 f. Vering, Lehrbuch des Kirchenrechtes (3. Aufl., Freiburg, Herder, 1893) S. 766 ff.

[2] Loersch, Das französische Gesetz vom 30. März 1887. Ein Beitrag zum Rechte der Denkmalspflege (Bonn, Georgi, 1897) S. 10 f.

gang. Als die Kirche des hl. Audoenus zu Rouen vom Staate mit einem Aufwande von fast anderthalb Millionen Franken ausgebaut und restauriert worden war, stellte der Kirchenrat eine Anzahl Statuen in derselben auf, welche dem Charakter und Stile des Baues nicht entsprachen. Er wurde gezwungen, sie wieder zu entfernen [1].

Wer an einem Gebäude oder an Gegenständen, die als Denkmäler erklärt sind, etwas ändert, kann durch den Unterrichtsminister verklagt und zum Schadenersatz verurteilt werden. Der Staat wird durch jenes Gesetz nicht verpflichtet, zu den Restaurationsarbeiten einen Beitrag zu liefern, zeigt sich aber sehr großmütig in frei gewährter Bewilligung von Geldmitteln. Für die Kathedralen und Diözesangebäude verwendet er jährlich zwei und eine halbe Million Franken, für die Denkmalspflege aber in letzter Zeit jährlich bis zu ein und eine halbe Million. Eine feste Grundlage zu dem Gesetze lieferte die Auffassung der Republik, alle Kathedralen seien Eigentum des Staates, die meisten andern Kirchen aber Eigentum der Zivilgemeinden, den Bischöfen und Pfarrern stehe nur die Nutznießung zu.

Denkmäler, welche Privaten gehören, können nach dem französischen Gesetz nur mit deren Bewilligung in jene Listen eingetragen, aber auch gegen deren Willen enteignet werden. So wurden viele im Innenraum des römischen Theaters zu Orange und um die Römerbauten von Arles und Nimes errichtete Wohnungen enteignet und niedergelegt.

In der Rheinprovinz behauptete der Oberpräsident am 5. Februar 1876 in einem Reskript, die Pfarrdotalgüter seien infolge der französischen Gesetze Eigentum des Staates, also der Kirche nur zum Nießbrauche überwiesen. Die Kgl. Regierung zu Aachen verfuhr nach seiner Anweisung. Auf eine bei den Gerichten erhobene Klage erging aber die 1880 vom Reichsgericht bestätigte Entscheidung, die Restitution der Pfarrdotalgüter und der Fabrikgüter sei nach französischem Recht völlig zu Eigentum erfolgt. Das preußische Gesetz vom 14. März 1880 für die Landesteile des linken Rheinufers erkennt das Eigentumsrecht der Kirchengemeinden über Pfarrwohnungen und kirchlichen Zwecken gewidmete Gebäude an, zu deren Beschaffung und Unterhaltung die bürgerlichen Gemeinden Beiträge aus ihrem Vermögen zu leisten verpflichtet sind [2].

---

[1] Loersch a. a. O. S. 15.

[2] F. v. Schilgen, Das kirchliche Vermögensrecht I (2. Aufl., Paderborn, Bonifatiusdruckerei, 1891) 12 f. Vering a. a. O. S. 769, Anm. 6.

Über Kirchen und deren Ausstattung steht dem Staate in Preußen ein Eigentumsrecht nur da zu, wo besondere Titel vorhanden sind. Verwalten Gemeindeorgane Kirchengüter, so müssen sie als Regel festhalten, diese Güter seien Eigentum der einzelnen kirchlichen Institute in der Gemeinde, also der Pfarrkirche, der Filialkirche, Kapelle, der Pfarrei u. s. w.[1] Nicht als Eigentümer, sondern aus andern Gründen hat nun der preußische Staat seit langem ein Aufsichtsrecht über bewegliche oder unbewegliche Kunstdenkmäler geübt, das besonders da berechtigt ist, wo ihm Patronatsrechte zufielen, oder wo er mit reichen Geldmitteln bei einer Restauration zu Hilfe kam. Die Grundsätze, wonach er sein Aufsichtsrecht ausübt, sind bereits in einer Verfügung vom 9. Oktober 1844 niedergelegt, deren wichtigere Stellen hier Platz finden mögen:

„Daß ein kirchliches Gebäude, welches noch gegenwärtig seine Bestimmung für den Gottesdienst erfüllt, nicht ein Konservatorium für Altertümer sein soll, bedarf an sich keiner Erörterung. Wohl aber ist der Umstand zu berücksichtigen, daß die alten Gotteshäuser in ihrer zumeist großartigen Ausdehnung Jahrhunderte hindurch Gelegenheit gegeben haben, die Denkmäler des religiösen Sinnes verschiedener Geschlechter in sich aufzunehmen, und daß es schon die Pietät gegen das Andenken der Vorfahren zur Pflicht macht, diese Denkzeichen, soviel es angeht, zu bewahren. In den meisten Fällen wirken dieselben aber auch, selbst wenn sie keinen ausgezeichneten Kunstwert besitzen, zur Erbauung mit, indem die gegenwärtige, zum Gottesdienst versammelte Gemeinde, indem sie sich in ihnen von Werken *ihrer Vorfahren* umgeben sieht, zugleich an den *frommen Sinn* derselben erinnert wird. Diese Denkzeichen sind es, die besonders dem *geschichtlichen Leben* der Gemeinde eine stete Nahrung geben.

„Bei einer Erneuerung des inneren Zustandes der alten Kirchen ist aber auch deshalb mit Schonung gegen die alten Denkmäler zu verfahren, weil dabei jedesmal *die Geschmacksrichtung des Augenblickes* zu entscheiden pflegt, deren Billigung seitens der künftigen Generation nicht immer vorauszusetzen ist[2].

---

[1] *Schilgen* a. a. O. I, 51 f.; III, 34 f. *Hermes*, Die Verwaltung des Kirchenvermögens (2. Aufl., Köln, Bachem, 1891) S. 35.

[2] Leider entscheidet nur zu oft die Geschmacksrichtung des augenblicklichen Pfarrers, dessen Nachfolger bereits nach einigen Jahren einer entgegengesetzten Richtung huldigt. Wie oft hört man die Äußerung: „Mein Vorgänger meinte es ja gut, aber er war schlecht beraten."

„Es wird somit im allgemeinen wesentlich auf Pietät und Schonung gegen die alten Denkmäler und auf sinnvolle Beachtung der Umstände ankommen.

„Es ist vor allem wünschenswert, daß die betreffenden Gemeinden durch freundliche Belehrung und Rat auf jene Gesichtspunkte aufmerksam und in solcher Art zur selbständigen Beobachtung des richtigsten und würdigsten Verfahrens geneigt gemacht werden, da die Erfahrung zur Genüge gelehrt hat, daß hierdurch ungleich mehr und Nachhaltigeres erreicht wird, als durch Befehle und Anordnungen von seiten der Behörden."

Eingehende Verfügungen haben 1843 über die Vornahme von Außenrestauration belehrt, 1854 über Restauration von Altären, 1855 über Erhaltung von Grabsteinen und Taufsteinen, 1890 über Entfernung von Kunstdenkmälern, „welche einer einheitlichen und stilgerechten Wiederherstellung" entgegenstehen [1].

Im Jahre 1853, also nach Erlaß der Verfassung, welche der Kirche Selbständigkeit für Verwaltung ihrer Angelegenheiten verbürgte, ist durch ministerielle Verfügung betont worden, daß „Baulichkeiten irgend einer Art, sofern diese nur irgend eine artistische oder monumentale Bedeutung haben, Bildwerke, Gemälde und Kunstgeräte" vor erfolgtem Bescheide von seiten des Ministers der geistlichen Angelegenheiten durch niemand verändert werden dürfen, und daß von dieser Maßregel „nur die Gegenstände des unbeschränkt freien Privateigentums ausgeschlossen bleiben" [2]. Am 1. Juli 1893 ist dann für die Rheinprovinz ein besonderer Konservator der Kunstdenkmäler eingesetzt worden. Auch die übrigen Provinzen erhielten nach und nach ihre eigenen Konservatoren, während seit 24. Januar 1844 nur ein Generalkonservator für das ganze Königreich gewaltet hatte.

Durch die kirchlichen Behörden sind die erwähnten Verfügungen der Regierung amtlich der Geistlichkeit mitgeteilt worden. Die Bischöfe haben nicht allein die von den Ministern aufgestellten Grundsätze hingenommen und deren Befolgung eingeschärft, sondern sich zu weiteren Schritten entschlossen, indem sie verlangten, vor Beginn jeder Restauration seien gut

---

[1] Clemen, Die Denkmalspflege in der Rheinprovinz (Düsseldorf, Schwann, 1896) S. 52 f.

[2] A. a. O. S. 51. Ähnlich lautet die Verfügung bei Einsetzung des ersten Konservators der Kunstdenkmäler S. 49.

durchgearbeitete Pläne einzusenden, vor Verkauf alter Sachen sei die Genehmigung der Behörde einzuholen, die zur Verwendung in Kirchen nicht mehr brauchbaren Altertümer seien in das Diözesanmuseum zu schicken u. s. w.[1] Dieselben Bischöfe haben aber auch stets an dem Grundsatze festgehalten: „Die Oberaufsicht über die Gestalt, Einrichtung und Ausstattung der Kirchengebäude ist wie eine Pflicht, so auch ein unveräußerliches Recht der Kirchenbehörde, der Prüfung und Entscheidung derartiger Pläne ohne Ausnahme unterliegen, und welche nicht zugeben kann, daß die christliche Kunst in Kirchen und auf kirchlichen Stätten ihre Form und Gebilde einem fremden, oft sogar entgegengesetzten Geiste entlehnt.“[2]

Daß die Vertreter des Staates der Ansicht huldigten, durch solche Ansprüche würden dessen Rechte in keiner Weise beeinträchtigt, zeigt die 1850 vom Oberpräsidenten der Rheinprovinz im Auftrage des Ministers den Bischöfen gemachte Eröffnung:

„Anlangend das kirchliche Bauwesen, so findet sich von Staats wegen nichts dagegen zu erinnern, daß Ew. Bischöfliche Gnaden einen eigenen geprüften Architekten zur technischen Bearbeitung der Kirchen und Pfarrbausachen annehmen. Dabei bleibt es Ew. Bischöflichen Gnaden anheimgestellt, inwieweit auch für die Folge die höhere technische und ästhetische Einsicht der Zentral-Baubehörden des Staates in erheblichen Fällen, namentlich bei eigentlichen Neubauten, zu Hilfe zu nehmen sein wird. Die selbständige Mitwirkung der Staatsbehörde bleibt jedoch sowohl in den Fällen vorbehalten, wo der Staat aus irgend einem Grunde, sei es wegen Rechtsverpflichtungen oder im Gnadenwege, sich bei kirchlichen Bauten beteiligt, oder auch wo der kirchlich monumentale Charakter des Bauwerkes die Beachtung der die Erhaltung solcher Bauwerke bezweckenden allgemeinen Bestimmungen bedingt.“

Wie in der Rheinprovinz und in Westfalen, so ist staatlicherseits auch in den übrigen preußischen Provinzen die Sache geregelt[3].

---

[1] A. a. O. S. 57 f. Die Verordnungen der Generalvikariate von Köln, Trier und Münster. Die Kölner Verordnungen sind vollständig wiedergegeben bei Dumont, Sammlung kirchlicher Erlasse für die Erzdiözese Köln (2. Aufl., Köln, Bachem, 1891) S. 285 f. 464 f.

[2] Dumont a. a. O. S. 285. Verordnung des erzbischöflichen Generalvikariates vom 23. Juli 1861.

[3] Vgl. Boetticher, Anleitung für die Pflege und Erhaltung der Denkmäler (Königsberg i. Pr., Rautenberg) S. 78 f. A. v. Wussow, Die Erhaltung der Denkmäler (Berlin, Heymann, 1885).

In Bayern unterliegen fortwährend selbst die Vornahme von Neubauten und die Anschaffungen neuer Kircheneinrichtungsgegenstände der kuratelamtlichen Würdigung des Staates, es mögen die Mittel hierfür aus was immer für einer Quelle fließen. Die Genehmigung der mit der Sorge für ungeschmälerte Erhaltung des Stiftungsgutes betrauten staatlichen Kuratelbehörden ist also beispielsweise erforderlich, wenn auch im kleinsten Dorfe durch Neubemalung der Wände der unbedeutendsten Kirche, durch Ersetzung vorhandener Renaissancealtäre mittelst neuer gotischen Altäre ein bestehender Zustand beseitigt, somit das Kirchenstiftungsvermögen gemindert wird. Verkäufe von Kunstgegenständen können als nichtig angefochten und die Geistlichen dürfen zum Schadenersatz angehalten werden[1]. Nach einem Ministerialerlaß vom 10. Oktober 1895 sind „die der aufsichtlichen Genehmigung (des Staates) unterliegenden Projekte der Restauration des Innern von Kirchen dann (an das Staatsministerium) zur Bescheidung mit Bericht in Vorlage zu bringen, wenn eine in künstlerischer oder historischer Beziehung merkwürdige Kirche in ihrer inneren Erscheinung, sei es im ganzen oder in Bezug auf einen künstlerisch oder historisch bedeutsamen Gegenstand der inneren Einrichtung oder Ausschmückung — z. B. Altäre, Kanzel, Beicht-, Bet- und Chorstühle, Orgelgehäuse, Taufsteine, Grabdenkmäler, Gemälde u. s. w. — einer wesentlichen Veränderung unterworfen werden soll, desgleichen, wenn in Kirchen der bezeichneten Art Neuanschaffungen in Frage stehen, welche für das Gesamtbild der Innenarchitektur von Belang sind. Auch dann ist die Entscheidung des königlichen Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten zu erholen, wenn es zweifelhaft erscheint, ob die zu restaurierende Kirche künstlerisch oder historisch von Bedeutung ist.“[2]

Gegenüber dieser bis ins Einzelnste gehenden Beaufsichtigung oder Bevormundung durch die niedern oder höchsten Vertreter des Staates, welche ihre Sorge sämtlichen beweglichen und unbeweglichen Denkmälern widmen, ist in Württemberg bei allen nicht im Eigentum des Staates

---

[1] Ministerialerlasse 1884. Schmid, Anleitung zur Denkmalspflege im Königreich Bayern (München, Leutner, 1897) S. 79 f.

[2] A. a. O. S. 85 f. Das Ordinariat des Erzbistums München und Freising hat durch Erlasse vom 16. Oktober 1896 und vom 25. Juni 1901 (dessen Amtsblatt 1896 Nr. 21 und 1901 Nr. 16) wichtige Bestimmungen über die Sorge der Geistlichen für die ihnen unterstellten Kunstdenkmäler veröffentlicht.

stehenden Bauwerken nur der Weg gütiger und belehrender Einwirkung gegeben, auf dessen Vorteile bereits jene oben angeführte preußische Verordnung hinwies. In Sachsen erfreut sich das evangelisch-lutherische Landeskonsistorium bis heute noch großer Selbständigkeit in Beaufsichtigung der dasselbe betreffenden Kunstdenkmäler.

Im September 1900 hat nun der fünfte zu Lübeck tagende kunsthistorische Kongreß sich nicht nur mit den 1899 zu Straßburg über die Denkmalspflege gefaßten Resolutionen des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in allen Punkten einverstanden erklärt, sondern auch den Wunsch ausgesprochen, die dort niedergelegten Grundsätze möchten bald thunlichst zur allgemeinen Anerkennung und Durchführung gelangen, also als gesetzliche Vorschriften erlassen werden. Die beiden ersten Resolutionen betreffen die kirchliche Denkmalspflege. Sie besagen:

„1. Ein unbewegliches Denkmal von kunstgeschichtlicher und geschichtlicher Bedeutung, das sich im Eigentum des Staates oder einer Körperschaft im Sinne des öffentlichen Rechtes befindet, darf ohne Genehmigung der Aufsichtsbehörde nicht zerstört und nicht wiederhergestellt, wesentlich ausgebessert oder verändert, noch wissentlich dem Verfall überliefert werden."

„2. Ein beweglicher Gegenstand von kunstgeschichtlicher oder geschichtlicher Bedeutung, der sich im Eigentum des Staates oder einer Körperschaft im Sinne des öffentlichen Rechtes befindet, darf ohne Genehmigung der Aufsichtsbehörden nicht zerstört oder veräußert und nicht wiederhergestellt, wesentlich ausgebessert oder verändert werden." [1]

Auf Antrag seines Vorsitzenden, des Geheimen Justizrates Loersch, hat dann zu Dresden am 25. September 1900 der erste Tag für Denkmalspflege beschlossen, die oben mitgeteilten Straßburger Resolutionen als feste Grundlage für die weiteren Beratungen anzunehmen [2]. Da dort Vertreter fast aller deutschen Regierungen und der wichtigeren Museen zugegen waren und bereits früher 124 deutsche Geschichts- und Altertumsvereine dieselben gebilligt haben, wird wohl bald versucht werden,

---

[1] Kunstchronik. Neue Folge, XII (1900/1901), Sp. 314.

[2] Der offizielle Bericht erschien im „Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine" 1900 und als Sonderabdruck unter dem Titel: „Erster Tag für Denkmalspflege" (Berlin, Mittler, 1900), vgl. daselbst S. 58.

ihnen in der Gesetzgebung des Deutschen Reiches in irgend einer mehr oder weniger veränderten Form Aufnahme zu verschaffen.

An und für sich besagen diese Sätze nicht viel mehr als die preußischen Minister seit Jahrzehnten beansprucht und die Bischöfe zugestanden haben. Wenn sie aber zu Gesetzen würden, könnten sie als scharfe Waffen benutzt werden; denn nach dem Wortlaute unterliegen dann alle Kirchen und alle Einrichtungsgegenstände ausnahmslos und unbedingt, sobald man sie irgendwie als Kunstwerk betrachten kann, der unmittelbaren, eingehendsten und strengsten Beaufsichtigung der vom Staate angestellten Konservatoren, ohne deren Genehmigung keine geistliche Behörde irgend etwas für die einmal in einer Kirche aufgestellten Kunstwerke thun dürfte. Am Rhein und in Westfalen, in Preußen, Sachsen und Württemberg, in ganz Deutschland würde man die nicht gerade erwünschbaren Zustände erhalten, welche anderorts herrschen. Wie weit solche Gesetze reichen würden, erhellt schon daraus, daß in ganz Frankreich nur etwas über 2000 bewegliche oder unbewegliche Denkmäler in jene Listen eingetragen sind, während hier alles und jedes, was Kunstwert hat, in Bausch und Bogen der freien Verfügung der Kirche entzogen werden soll. Vernehmen wir, wie die zu Dresden versammelten Herren sich die Ausführung der geplanten Gesetze dachten.

Der Provinzial-Konservator der Rheinlande, Professor Clemen, betonte, es „müsse die große Gefahr vermieden werden, daß das Denkmälerschutzgesetz zum Polizeigesetz werde. Es könnte dann eines der am besten gehaßten, von Korporationen wie Privaten mit gleichem Mißtrauen begrüßten Gesetze werden. Aber gerade ein Denkmälergesetz müsse mit allgemeinem Vertrauen aufgenommen werden, die Wohlthat dürfe nicht zur Plage werden, alle übertriebenen Forderungen müßten deshalb unterbleiben.“ [1]

Letzteres wird um so nötiger sein, weil anderseits darauf aufmerksam gemacht wurde, dem rühmlichen Wetteifer zum Schutze der Denkmäler stehe noch immer ein hartnäckiger und verbissener Widerstand entgegen. Die Waffen gegen diesen Widerstand und gegen die Indolenz seien noch viel zu schwach. Demnach stände nicht die Frage zur Debatte: Brauchen wir überhaupt ein Schutzgesetz und was kann uns ein Gesetz nützen? Es handele sich nur darum, wie dieses Gesetz am zweckmäßigsten zu

---

[1] A. a. O. S. 21.

gestalten sei. Das beste Gesetz nütze nichts ohne eine wirksame Organisation. Die besten Konservatoren vermöchten wenig ohne einen Stab von Mitarbeitern und geschulten ausführenden Künstlern. Gesetz, Organisation und Künstler aber blieben machtlos ohne die erforderlichen Geldmittel. Bei der Einrichtung der Organisation müsse man sich wohl vor den Fehlern einer allzu ausgedehnten Kunst-Bureaukratie hüten, kein Polizeigesetz schaffen wollen[1].

Um solche Absichten in dem in Aussicht genommenen Gesetzesentwurf festzulegen, brachte der Vertreter von Hessen-Darmstadt, Ministerialrat Frhr. v. Biegeleben, Resolutionen vor, aus denen für unsere Frage folgende sehr wichtig sind:

„3. Es empfiehlt sich eine gesetzliche Bestimmung, wonach jeder bürgerlichen Gemeinde im Wege eines geregelten Verfahrens von der Aufsichtsbehörde angesonnen werden kann, für die ordnungsmäßige und würdige Unterhaltung oder Wiederherstellung, für die Freilegung und Freihaltung eines Baudenkmals nach dem Maß ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit Sorge zu tragen. Gegenüber den andern Körperschaften des öffentlichen Rechts soll ein solches Ansinnen wenigstens insofern zulässig sein, als es erforderlich ist, um ein Baudenkmal vor Verfall zu schützen. Bei ganz oder teilweise mangelnder Leistungsfähigkeit der Gemeinden 2c. zur Unterhaltung der wichtigsten Baudenkmäler soll der Staat eine Verpflichtung, helfend einzugreifen, anerkennen.

„4. Hinsichtlich der Baudenkmäler, welche Eigentum von Körperschaften des öffentlichen Rechtes sind, erscheint die Aufstellung eines Verzeichnisses bezw. der Erlaß einer besondern Verfügung als Voraussetzung der Anwendbarkeit der für diese Körperschaften maßgebenden gesetzlichen Bestimmungen nicht unbedingt erforderlich und nur insofern erwünscht, als dadurch der beteiligten Körperschaft von vornherein jeder Zweifel, ob das fragliche Bauwerk als ein Bauwerk im Sinne des Gesetzes zu betrachten sei, benommen wird."

Gegen diesen letzten Absatz wurde betont, der Schutz des Staates dürfe keineswegs beschränkt werden; auf die klassierten Denkmäler, auch auf die nichtklassierten Denkmäler müßten in Preußen alle früheren Bestimmungen nach wie vor anwendbar bleiben. Der Gesamtheit der Denkmäler solle der Vorteil der jetzt zu erlassenden schärferen

---

[1] A. a. O. S. 11 u. 58.

Bestimmungen zu gute kommen. Strafbestimmungen seien auch auf Unterbehörden, sowie auf die Vorsteher von Körperschaften auszudehnen. Der badische Gesetzentwurf von 1884 habe zu diesem Zwecke seiner Zeit Geldstrafen bis zur Höhe von 500 Mark, auch Haftstrafen vorgesehen gehabt. Auch andere Vertreter des Staates verlangten Strafbestimmungen selbst für Kirchenbehörden und weltliche Beamte. Doch wünschte ein Mitglied der Versammlung die an verschiedenen Entwürfen vorgesehene Gefängnisstrafe bis zu zwei Jahren in Haftstrafen verwandelt zu sehen[1].

Viele wollen also die Frage nach der Ordnung der Denkmalspflege mit großem Ernst und mit Entschiedenheit in die Hand nehmen und zwar bald, obwohl dabei die schwierigsten Verhältnisse zu berücksichtigen sind, die Stellung des Staates zur Kirche, das Vermögensrecht der Kirchengemeinden und Privatpersonen und sogar das Strafrecht. Jedenfalls wird vor Abschluß der Verhandlungen eine Verständigung zwischen den höheren Vertretern der Kirche und des Staates stattfinden, damit nicht Verwicklungen eintreten, welche an die Zeiten des Kulturkampfes erinnern. Daß verständnisvolle Freunde der Geschichte, der Archäologie und Kunst mit Eifer für die Erhaltung der Denkmäler eintreten, wird von allen Einsichtigen, denen die Gefährdung der Monumente bekannt ist, mit großer Genugthuung begrüßt. Aber wird alles gesichert sein, wenn der Staat in seinen Konservatoren zum Oberaufseher aller kirchlichen Denkmäler gemacht wird? Ist es wünschenswert, daß diese Konservatoren mittelst eines Stabes von Gehilfen und Künstlern alles ins Werk setzen und diejenigen Geistlichen, welche sich nicht fügen, mit Gefängnis- und Haftstrafen bedrohen? Liegt es im Interesse des Staates, das Gebiet der christlichen Kunst so beherrschen zu wollen? Freiheit, Wissenschaft und Kunst, Gottesfurcht, Dankbarkeit und Sparsamkeit antworten: „Nein!"

Ein bestimmtes Maß von Freiheit ist die erste Bedingung wahrer Kunstblüte. Seine Notwendigkeit ist gerade in letzterer Zeit so stark betont worden und hat gehindert, daß bedenkliche Malereien und Kunstwerke anderer Art beschränkt wurden. Soll die Kirche für ihre Kunst keine Freiheit genießen? Ist sie doch im verflossenen Jahrhundert aufgewachsen und groß geworden, sobald die Tage der Freiheit gekommen waren.

---

[1] A. a. O. S. 64.

Nicht der Akademie, nicht dem Staat ist das Wiederaufleben der mittelalterlichen Baukunst, des Goldschmiedehandwerks, der Stickerei und Glasmalerei zu verdanken. Reichensperger hat das so oft gesagt und bewiesen, daß die Nennung seines Namens hier vollauf genügt. Wo blüht die kirchliche Kunst mehr, dort wo die strenge Beaufsichtigung herrscht, oder da, wo die preußische Regierung selbst im Kulturkampf für die Kunstpflege freie Bahn ließ? Welche Übelstände sich ergeben, wenn in der Kunstpflege auf kirchlichem Gebiete zu viel regiert wird, hat man in den letzten fünfzig Jahren in mehr als einer Diözese gefühlt, wenn ein Diözesanbaumeister mit seinen Künstlern alles machen wollte. Vielleicht waren seine Vertrauten wirklich tüchtiger als andere Meister, aber wie leicht täuscht man sich bei Beurteilung seiner Freunde und wie viel böses Blut macht auch nur der Schein einer Parteinahme für bestimmte, überall bevorzugte Persönlichkeiten und Werkstätten!

Freiheit wird verlangt von der Wissenschaft. Nicht alle Fragen über die Art der Restauration und Erhaltung der Kunstdenkmäler sind gelöst. Wird der Staat autoritativ bestimmen, wie sie zu beantworten seien? Hat doch in Dresden gerade beim ersten Tage der Denkmalspflege über sehr wichtige Grundfragen Einigkeit sich nicht erreichen lassen. Der Vertreter der Kgl. Sächsischen Kommission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler erklärte, er habe einen wahren Zorn auf den größten aller Restauratoren, auf Viollet-le-Duc, bekommen. Eine angeblich treue Restauration „strebe ein unerreichbares Ziel an und dabei ein solches, dessen Erreichung eine innere Unwahrheit darstellen würde". Man soll das, was zerfallen will, vor weiterer Beschädigung behüten, das, was man neu hinzufüge, auch stilistisch als neu kennzeichnen und nicht „das Kommen eines neuen Stiles verhindern" [1].

Dombaumeister Tornow von Metz stellte als vierte Grundregel auf: „Bei keiner Art von Restaurierungsarbeiten darf unter dem Vorwand der Verbesserung eines vermeintlichen Verstoßes gegen den guten Geschmack die alte Form irgendwie geändert werden." Kardinal Geissel und das Kölner Domkapitel gründeten auf denselben Grundsatz in sehr bedeutenden Einzelheiten ihren Widerstand gegen die Art des Ausbaues ihres Domes durch Zwirner, der nach seiner entgegenstehenden Meinung die Sachen vollendete [2].

---

[1] A. a. O. S. 50 f.

[2] Kardinal von Geissel, geschildert von O. Pfülf II (Freiburg, Herder, 1896), 135 f.

Es dürfte klüger sein, wenn bei ähnlichem Widerstreit die höchste Autorität der Diskussion den freiesten Raum läßt und da, wo die Sache zweifelhaft bleibt, weil die angesehensten Kenner sich nicht einigen, die Verantwortung gut beratenen Eigentümern überläßt.

Die zweite Grundregel Tornows lautete: „Alle geschichtlichen Stilrichtungen gelten in Hinsicht auf die Pflicht der Erhaltung und Pflege ihrer Denkmäler für untereinander gleichwertig." Was hätte man dann thun sollen, als der Dom von Bamberg zu restaurieren war, die Stuckdekorationen des Aachener Münsters herabgeschlagen und eine Reihe der Fenster des Aachener Kaisersaales zu Gunsten der Fresken Rethels vermauert wurden?

Da, wo der Weg klar vorgezeichnet ist, weil Archäologie und Kunstwissenschaft keinen Zweifel übrig lassen, kommt es auf das Können an; denn die Kunst ist ein durchaus praktisches Ding. Professor Clemen hat zu Dresden treffend dargelegt, „geschulte ausführende Künstler" seien eine der wichtigsten Bedingungen zur Pflege der Kunst. Es liegt nun aber auf der Hand, daß für Gotteshäuser Künstler zu beschäftigen sind, welche aus innerer Begeisterung für die Sache, mit gläubiger Überzeugung und Ehrfurcht vor den Dogmen und sichern Überlieferungen der Religionsgemeinschaft erfüllt sind, welcher das Gotteshaus gehört. Die katholische Kirche hat nie die Kunst als Selbstzweck angesehen, sondern stets nur anerkannt als Helferin, deren Werke den Glauben festigen und die Andacht fördern sollen. Das aber vermögen dieselben nicht zu leisten, wenn die Künstler nicht etwas Entsprechendes hineinlegten, was der Beschauer herausliest.

Zwischen moderner und kirchlicher Kunst liegt leider ein Abgrund und zwar deshalb, weil die meisten Modernen sich nicht mehr zur übernatürlichen Offenbarung bekennen wollen und die Autorität der Vertreter der Kirche mißachten. Die theoretischen und prinzipiellen Gegensätze führen zu wesentlich verschiedener Ausbildung der Künstler. Ein Maler, der nicht an die Wahrheiten des Christentums glaubt, wird kein für Christen genügendes Werk schaffen. Er mag den Stil, den Faltenwurf und die Färbung dieses oder jenes Jahrhunderts treffen, auch die Ikonographie und Archäologie richtig verwerten, aber den Geist wird er verfehlen. Wer soll nun die ausführenden Meister wählen, welche unbedingt im Geiste einer bestimmten Religionsgesellschaft arbeiten müssen? Der Staat? Warum genügt es nicht, daß der Staat die von dieser Religionsgesellschaft frei

gewählten Künstler beaufsichtigt, soweit es berechtigt, nützlich und ratsam erscheint?

Gottesfurcht ist ein Erbteil des deutschen Volkes, sie aber behandelt die Kirchen, deren Geräte und Ausstattung als **geheiligte Sachen**. Das Kirchenrecht bezeichnet sie als res sacrae. Es wäre ein Symptom steigender Entchristlichung, wenn sie nur mehr als Kunstdenkmäler statt als Hilfsmittel zum Dienste Gottes betrachtet und behandelt, zu Museumsobjekten degradiert werden sollten, obgleich sie dem Gottesdienste noch dienen können und ihn verherrlichen helfen. Große Kirchen und deren Schätze werden leider immer mehr zu Schaustücken, die man besichtigt und durchwandert, ohne den Herrn des Hauses zu beachten.

Haben die Vertreter der katholischen Kirche, um deren Eigentum es sich handelt, verdient, einfach beiseite geschoben zu werden, sobald es sich um Kunstfragen handelt? Ist es unbescheiden, zu verlangen, daß den Bischöfen und Pfarrern ihre altverjährten Rechte bleiben, daß die Vertreter katholischer Kirchen auch in Kunstsachen so berücksichtigt werden, wie Recht und Billigkeit es ihnen bisher zugestanden? Die Kirche, ihre Bischöfe, Priester und Laien haben doch den weitaus größten Teil der Kunstwerke, um die es sich bei der Denkmalspflege handelt, ins Leben gerufen und bis heute erhalten. Wenn eine große Anzahl der ehedem in kirchlichem Besitz gewesenen Meisterwerke nicht mehr in Gotteshäusern bewahrt wird, so ist das in den meisten Fällen Schuld der Revolution und Säkularisation.

Freilich ist auch vieles durch Unwissenheit und Sorglosigkeit verloren gegangen, aber wurde nicht aus dem Besitz der Staaten, Städte und Gemeinden mehr verschleudert? Es ist eine durch Jahrtausende erwiesene Thatsache, daß Kunstwerke um so länger dauern, je enger sie mit der Religion verbunden sind. Das Parthenon zu Athen, die Porta nigra zu Trier, eine große Reihe alter Denkmäler zu Rom sind nur darum bis in unsere Zeit gerettet worden, weil sie in kirchlichen Gebrauch genommen waren. Gleiches gilt von vielen Werken der Kleinkunst. Zahlreiche Gewandstücke, Kleinodien, Handschriften haben sich nur darum erhalten, weil sie als Reliquien von Heiligen galten oder solche Reliquien einschlossen und verzierten. Verbindung der Kunstwerke mit der Kirche ist eines der sichersten Mittel der Denkmalspflege. Vielleicht wird nach tausend Jahren von dem, was die Kirche an Kunstwerken besitzt, mehr übrig sein als von allen Schätzen unserer großen Museen.

Die Kunst ist endlich eine teure Sache, ihre Pflege bedarf vieler Geldmittel. Wo reges kirchliches Leben herrscht, weil den Katholiken Freiheit gewährt wird, findet sich fast ungemessene Freigebigkeit. Das Volk hat stets auf die Dauer mehr gegeben, als der reichste Staat spenden kann. Läßt er der Geistlichkeit und ihren Gemeinden einen angemessenen Spielraum, so werden sie Mittel aufbringen, die versiegen, sobald der Polizeistock sich zeigt. Viele Millionen wurden in den letzten fünfzig Jahren im Deutschen Reich durch freiwillige Gaben zum Besten der kirchlichen Kunst gespendet und wie einst bei Salomons Tempelbau mit freudigem Herzen beigebracht.

Die Einwendung, der Freigebigkeit bleibe noch ein weites Feld bei Neuanschaffungen, kann nicht Stich halten; denn auch Neuanschaffungen müssen früher oder später unter die Obsorge der Konservatoren gestellt werden, sobald man dem Staate die unumschränkte Beaufsichtigung und Besorgung aller älteren Denkmäler zuweist. Das verlangt die Logik. Der Syllogismus, worauf sich eine ausschließlich staatliche Denkmalspflege gründet, lautet:

Dem Staate obliegt die Pflege der Kunst als Kulturaufgabe.

Nun aber gehören alle älteren Denkmäler in das Gebiet der Kunst, auch die kirchlichen.

Also muß der Staat sich ihrer gänzlich annehmen, nichts ohne seine Mitwirkung geschehen lassen.

Die Logik der Thatsachen wird, wenn man auf dem Wege der Denkmalspflege zu eifrig vorangeht, dazu zwingen, den Untersatz aufzustellen:

Ältere und neuere Kunstdenkmäler gehören in das Gebiet der Kunst.

Also muß dem Staat wie bei Restaurationen so auch bei Neubauten und Neuanschaffungen Gehör und Gehorsam verschafft werden.

Der Fehler bei beiden Schlußfolgerungen liegt darin, daß Begeisterung und Liebe zur schönen Kunst die Sache zu sehr verallgemeinert und zu weit faßt. Gewiß obliegt auch dem Staat die Pflege der Kunst, aber nicht ihm allein. Gewiß muß er sich unter den heutigen Verhältnissen der Denkmäler annehmen, sie schützen, deren Erhaltung und Wiederherstellung, Ausbau und Schmuck durch Rat und That fördern. Aber er hat nicht die Aufgabe, und es liegt nicht in seinem Interesse, nach Monopolisierung des gesamten Unterrichtswesens, nach Verstaatlichung der Posten und Eisenbahnen, nun auch die Pflege der kirchlichen Kunst in seine Hand zu nehmen, durch seine Konservatoren und deren Stab von Ratgebern und Künstlern die Thätigkeit der kirchlichen Behörden und Amtspersonen wenigstens in allen wichtigeren Dingen zu ersetzen.

Retten wir, was an den Denkmälern noch zu retten ist! Leider kommt der Ruf um ein Jahrhundert zu spät. Hätte man die großen Städte und die alten Gemeinden im verflossenen Jahrhundert schärfer hingewiesen auf die Notwendigkeit der Erhaltung ihrer Denkmäler, dann würden Bedeutung und Zahl bürgerlicher Kunstwerke nicht in so unvergleichlich ungünstigem Verhältnis stehen zu den kirchlichen. Hätte man auf kirchlicher Seite schärfere Organisation, bessere Künstler, gereiftere Erfahrung und gründlichere Kenntnisse besessen, so würden manche Verluste erspart worden sein. Die Pflege kirchlicher Kunst bedarf zweierlei: Erstens einer größeren Anzahl gründlich und wissenschaftlich gebildeter Kenner im Klerus. Sehr schaden ihr alle Dilettanten, die vermeinen, bei Neubauten oder Restaurationen entscheidend mitsprechen zu können, weil sie ein oder das andere Buch über die Kunst lasen und auf einigen raschen Reisen durch größere Städte, durch Kirchen und Museen eilten, nie aber zu einem eigentlichen Studium kamen. Wohl ist die Kunst in einer Hinsicht jedermanns Sache, nicht aber die Beurteilung, wie Denkmäler zu errichten und zu erneuern seien. Zweitens bedarf die christliche Kunst tüchtiger Meister. Man darf mit Befriedigung sagen, daß es an guten Architekten, Goldschmieden und Stickerinnen nicht gerade fehlt. Es giebt auch gute Bildhauer und Maler, die für katholische Kirchen zu arbeiten im stande sind. Wenn deren Zahl und Bedeutung nicht größer ist, so liegt das an Verhältnissen, deren Besprechung nicht hierhin gehört. Man errichtet heute Fachschulen für alle Zweige der menschlichen Thätigkeit. Eine im kirchlichen Sinn geleitete Fachschule für christliche Kunst, wie Belgien deren mehrere besitzt, ist ein unabweisbares Bedürfnis. Ohne sie wird es kaum möglich sein, mit durchschlagendem Erfolge jenen „kirchlichen Kunstanstalten" entgegenzutreten, vor denen zu Dresden v. Bezold, der Direktor des Germanischen Museums zu Nürnberg, warnte. Mit Recht sagte er, wenn sie Restaurierung und Ausstattung kleiner Kirchen in Verding nehmen, so müsse man sich mit aller Entschiedenheit hiergegen wenden[1].

Wie kann dies besser geschehen, als durch die Sorge, daß der künstlerische Geschmack besser und gründlicher gebildet werde, und es nicht an Meistern fehle, die passende Sachen für kleinere Kirchen zu einem nicht viel höheren Preise liefern als jene Kunstanstalten thun, welche ihre Geschäfte nach diesem oder jenem Heiligen nennen, um auf unerfahrene

[1] „Erster Tag für Denkmalspflege" S. 56.

Käufer und Besteller desto mehr Eindruck zu machen? Kirchliche Behörden haben seit Jahrzehnten immer wieder vor unzureichenden Geschäften gewarnt; Reichensperger und andere sind nicht müde geworden, deren Wert zu würdigen.

Werden staatliche Konservatoren dieses Unkraut zu entfernen vermögen? Gewiß hat eine staatliche Denkmalspflege auch für die in kirchlichem Besitz befindlichen Bauten und Dinge ihre Vorteile. Prinzipiell darf man nichts dagegen einwenden, nachdem die Bischöfe seit Jahrzehnten sich stets bereit zeigten, mit den Vertretern des Staates in Beziehung zu treten, deren Rat und Unterstützung in wichtigeren Fällen zu benutzen und zu erbitten. Es fragt sich nur, wie weit soll der Einfluß des Staates reichen? Welche Rechte bleiben also den Pfarrern und Bischöfen?

Es liegt ebenso im Interesse des Staates wie der Kirche, der Kunst, der Archäologie und Wissenschaft, daß Konflikte und Mißtrauen vermieden und ein wirksamer Weg zum Zusammenwirken aller Beteiligten gefunden werde. Da die eine Seite der Sache öffentlich und vor allen Interessenten besprochen worden ist, kann es nur dienlich sein, in bescheidener Art auch auf die Kehrseite hinzuweisen. Vielleicht liegt, wie bei den meisten Streitfragen, die Wahrheit in der Mitte, vielleicht verstehen die Parteien sich gegenseitig nicht genug. Ist dies der Fall, dann wird eine leidenschaftslose, ruhige Erörterung auf die Dauer den rechten Weg zeigen und das von allen erwünschte Ziel erreichen lassen: den Schutz unserer bürgerlichen und kirchlichen Denkmäler vor Geringschätzung, Unwissenheit und Übereifer.

Steph. Beissel S. J.

Ein Kantianer und sein Christentum.

Vor etwas mehr als einem Jahrhundert traf in Königsberg beim Verfasser der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ folgender vom 1. Oktober 1794 datierter Kabinettsbefehl ein: „Unsere höchste Person hat mit großem Mißfallen ersehen, wie Ihr Eure Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der Heiligen Schrift und des Christentums

mißbraucht. — Wir verlangen des ehesten Eure gewissenhafte Verantwortung und gewärtigen uns von Euch, daß Ihr Euch künftighin nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu verwenden, daß unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgesetzter Renitenz, unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt."

Kant unterwarf sich löblich der lehramtlichen Entscheidung des Summus Episcopus und erklärte, daß er „als Sr. Majestät getreuester Unterthan" sich fernerhin „aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es sei die natürliche oder geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen als in Schriften, gänzlich enthalten werde."

So vor hundert Jahren.

Und heute? Wie sich die Zeiten doch ändern! Heute wird dieser selbe Kant als der große Bannerträger des Protestantismus, als der echte und rechte Vertreter des Reformationsgedankens gefeiert. Der Franzose A. Fouillée nennt irgendwo scherzend Kant den „letzten Kirchenvater". Und das scheint thatsächlich die Rolle zu sein, welche dem Königsberger Philosophen heute in weiten protestantischen Kreisen zugewiesen wird. Wie in philosophischen Fragen überhaupt seit Jahren der Ruf erschallt, zurück zu Kant, so sucht man auch in Sachen der Religion und des Christentums Kant auf den Schild zu erheben. Insbesondere ist es Professor Fr. Paulsen, der in verschiedenen Schriften Kant als den „Philosophen des Protestantismus" hinstellt [1].

So weit ist es also schon mit der abwärts gerichteten Entwicklung des Protestantismus gekommen, daß Kant als der echte und rechte evangelische Christ gelten kann!

Man vergegenwärtige sich doch, was das heißen will! Nach Kant kommt unser Verstand nicht über die Erscheinungen der Erfahrungswelt hinaus. Was darüber hinaus liegt, die sogen. intelligible Welt, ist unserem Wissen verschlossen und nur dem Glauben zugänglich. Der Glaube stammt aus der praktischen Vernunft, d. h. aus der Willensseite unseres Wesens und stützt sich nicht auf Vernunftgründe oder fremdes Zeugnis, sondern auf das subjektive Bedürfnis des sittlichen Bewußtseins. Wissen können wir von Gott nichts, aber wir müssen sein Dasein postulieren, d. h.

[1] Namentlich in der Schrift: Kant, der Philosoph des Protestantismus, 1889.

glauben, weil nur Gott die Heiligkeit mit der Glückseligkeit zum höchsten Gute verbinden kann. Sonst ist Gott zu nichts da.

Alles was man außer dem rechtschaffenen Leben noch thun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, z. B. beten, ist nach Kant „thörichter Religionswahn und Afterdienst Gottes“. Sich den göttlichen Geboten aus Gehorsam unterwerfen, ist Heteronomie und deshalb nicht sittlich.

So ist im Kantschen System die Religion ein leerer Name und Gott nur ein Lückenbüßer, ein Anhängsel der autonomen sittlichen Ordnung, und man begreift, wie Heine zu der spöttischen Bemerkung kommen konnte, Kant habe nur seinem Diener Lampe, der ihm den Regenschirm nachzutragen pflegte, einen Gott retten wollen.

Und dieser selbe Kant soll der echte Vertreter des evangelischen Christentums, der Philosoph des Protestantismus sein! Ja, wenn das wahr ist, kann dann noch ein Zweifel daran bestehen, daß der echte Protestantismus das Christentum längst preisgegeben und mit demselben nichts mehr gemein hat als den Namen?

Und doch ist es wahr! Wir wissen wohl, daß das gewöhnliche protestantische Volk in Deutschland, besonders auf dem Lande, noch wenig berührt ist von der zersetzenden Kritik des Christentums an unsern Universitäten, aber in den sogen. gebildeten Kreisen hat man vielfach vom Christentum nichts mehr als die leere Flasche mit der evangelischen Etikette. Den Inhalt besorgt sich jeder selbst nach seinem Geschmacke, und diese Kreise können mit Grund auf Kant als den richtigen und konsequenten Vertreter des Protestantismus hinweisen.

Welches sind denn die eigentlichen Grundgedanken, auf die sich Luther bei seiner Auflehnung gegen die alte Kirche stützte? Er leugnete das Vermögen der Vernunft, in religiösen Dingen etwas mit Sicherheit zu erkennen. Luther kam, wie Paulsen schreibt, zum Schlusse: „Also ist die Vernunft in religiösen Dingen überhaupt blind. Und die Kirche ist blind, daß sie der Vernunft zu viel zugetraut hat. . . . Also hinaus mit der falschen Lehre, mit dem Menschenwitz philosophisch-theologischer Schulsysteme, mit ihren Spekulationen über Dasein und Wesenheit Gottes und sein Verhältnis zur Welt, mit dem Heidentum der Vernunftreligion und der Vernunftmoral, sie hindern nur den Glauben an die Offenbarung Gottes in der Person Jesu. . . . Um eine ungeheure, befriedigende Vereinfachung handelt es sich, mit Harnack zu reden, in der

Reformation, um die Freimachung des religiösen Glaubens von der Spekulation und den sophistischen Künsten der Schulen und Schulgelehrten; das dogmatische Christentum ist abgethan und eine neue evangelische Auffassung an die Stelle getreten."[1]

Luther hat aber, klagt Paulsen, seinen Standpunkt nicht konsequent festgehalten. Durch seine Schuld hielt „auch in der protestantischen Welt der Dogmatismus, der den Glauben in ein Lehrsystem verwandelt, alsbald wieder seinen Einzug". „Und als der Protestantismus sich in Kirchen äußerlich befestigte, führte das Bedürfnis nach Klarstellung der neuen Lehre . . . wieder zu dogmatischen Systemen, die um so mannigfaltiger und komplizierter wurden, je mehr es den Neubildungen an der Kraft, die Lehre durch authentische Deklarationen zu binden, fehlte." „So drang die Scholastik mit all ihren sophistischen Künsten verwüstend in das Gebiet des eben in seiner Freiheit wiederhergestellten religiösen Glaubens ein: Melanchthon hatte es schaudernd vorausgesehen, ohne es abwehren zu können, ja, er selbst wurde in diese Sophistik aufs tiefste verstrickt." Harnack hat, nach Paulsen, „dieses tragische Verhältnis der Reformation an Luthers Person meisterlich dargestellt"[2].

Wohl nie hat ein Katholik ein vernichtenderes Urteil über den historischen Protestantismus gefällt, als hier Paulsen und Harnack. Er war ein beständiger Widerspruch gegen seine eigenen Grundanschauungen.

Da kam endlich Kant und sprach das erlösende Wort. Die spekulative Vernunft kommt nicht über die durch die Erfahrung gegebene Wirklichkeit hinaus und überläßt die Bildung der Weltanschauung der praktischen Vernunft, d. h. dem Glauben, der aus dem Willen oder Gefühle entspringt. „Daß hierin zu voller Klarheit gebracht ist, was im ursprünglichen Protestantismus in seinen Grundtendenzen angelegt war, ist mir nicht zweifelhaft. . . . Kant zieht die letzte Konsequenz: Das Wort Gottes in uns ist der letzte Maßstab des Wahren." „Wer das nicht anerkennen will, der muß katholisch werden."[3]

Damit ist der extremste Subjektivismus zur Grundlage der Religion gemacht. Jede äußere Autorität, auch die Bibel, an deren Buchstaben die Protestanten mit abergläubischer Verehrung festhielten, ist definitiv beseitigt. Das Wort Gottes in uns ist die letzte Quelle und Grund-

---

[1] Paulsen, Kant, der Philosoph des Protestantismus S. 10—11.
[2] Ebd. S. 12. [3] Ebd. S. 15.

lage des Glaubens. Und was ist dieses „Wort Gottes in uns“? Nichts als rein subjektiver „Bedürfnisglaube“. Obwohl wir von der intelligiblen Welt nichts wissen können, so haben wir doch den Drang, über die Schranken der Erfahrungswelt hinauszugelangen und uns im Glauben eine Weltanschauung zu bilden. Natürlich entspricht dieses im Herzen wurzelnde Weltbild ganz den individuellen Bedürfnissen eines jeden und ist deshalb gerade so mannigfaltig als diese Bedürfnisse.

Von diesem Standpunkt kann sich nun jeder eine ideale Welt nach seinem Herzen bilden, und er braucht nicht zu fürchten, widerlegt zu werden, da sich der Glaube auf einem Gebiete herumtummelt, wohin der kritisch-sichtende Verstand nicht zu folgen vermag.

Wir wollen dem Leser heute die neueste Frucht dieses subjektiven Bedürfnisglaubens vorlegen und an einem Beispiele zeigen, was auf der Grundlage dieses Glaubens aus dem Christentum alles werden kann.

Professor Spitta[1] in Tübingen will sich beteiligen an dem heutigen „Kampf um einen Lebensinhalt“; er will fröhlichem Rechtthun die Wege bahnen durch eine neue, sittlich-religiöse Weltanschauung auf der Grundlage des Bedürfnisglaubens. Folgen wir etwas seinem Ideengange. Wir wollen zuerst sein System darlegen und dann zeigen, wie er dasselbe mit dem Christentum in Einklang zu bringen trachtet.

I.

Jeder Mensch hat von Natur aus den Trieb, sich gegen die Außenwelt zu behaupten und sich auszuleben. „Das Bedürfnis der Naturflucht und der Naturüberwindung stellt sich als eine unleugbare Thatsache des menschlichen Bewußtseins dar.“ Sobald für des Lebens Notdurft gesorgt ist, geht der Geist des Menschen auf Kundschaft in höhere Regionen. In der Kunst schafft er sich eine höhere Natur, die seinem höheren Selbst entspricht und ihn gewissermaßen vom Zwang der Natur befreit. Aber dauernde Befriedigung findet er in ihr nicht.

Ebensowenig in der Wissenschaft, die allein nicht glücklich machen kann, vor allem deshalb, weil sie uns keine unbedingte Wahrheit zu verschaffen vermag. Die Wissenschaft forscht nach den Naturgesetzen, aber diese Gesetze sind schließlich nur Gesetze, welche der Geist der Natur auf-

[1] Mein Recht auf Leben. Von Dr. Heinrich Spitta, a. o. Prof. der Philosophie an der Universität Tübingen. Tübingen, Freiburg i. Br. und Leipzig 1900.

drückt, „Normen, welche der Intellekt sich selbst giebt in der Erforschung der Natur, die er, von sich aus gesehen, also aus dem Bedürfnis, die Natur zu erklären . . ., ihr unterschiebt und damit ihr ebenfalls vorschreibt"[1]. Aus der Natur ist seine Natur geworden. Absolute Wahrheit ist also auf diesem Wege nicht erreichbar. Die Wissenschaft hat dieses oder jenes erklärt, kann nur bedeuten: Wir mit unsern gegenwärtigen Mitteln haben uns durch künstliche Unterschiebung einer idealen Norm dieses oder jenes Geschehene zurechtgelegt und damit angeeignet[2].

Alle wissenschaftliche Gewißheit beruht auf der Voraussetzung der Unveränderlichkeit unseres Intellekts. Ob aber diese Voraussetzung zutrifft, können wir nicht wissen. Deshalb besitzen wir selbst in den mathematischen Axiomen keine unbedingte Wahrheit.

„Wenn man mit einer gewissen Emphase behauptet hat, daß $2 \times 2 = 4$ sei überall, auf allen Planeten, und erweitern wir dies Dasein, es sei überhaupt überall und stets, in Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, von Ewigkeit zu Ewigkeit, so ist das nichts mehr als eine unerwiesene und unbeweisbare Behauptung; man behauptet da etwas, was kein Mensch wissen kann."[3] Der Satz hat nur Geltung, wenn man voraussetzt, der menschliche Intellekt sei der einzig denkbare, der Intellekt schlechthin. Allein gerade das steht in Frage.

„Wohl zeichnen sich mathematische Erkenntnisse sehr vorteilhaft vor andern aus, allein, ich wiederhole, absolute Geltung in der strengen Wortbedeutung kommt ihnen ebensowenig zu wie irgend einer andern wissenschaftlichen Erkenntnis."[4]

Solche axiomatische Erkenntnisse sind letzte Thatsachen, über die der Intellekt nicht hinwegzukommen vermag, Grenzbestimmungen, bei denen er sich endlich beruhigt. „Er kann eben nichts anderes, als sich in Gottes Namen hierbei zu beruhigen — das und gar nichts anderes ist's mit jener unvergleichlichen Sicherheit der Axiome."[5] „Kann ich wissen, ob reine Wahrheit die Wahrheit ist? Antwort: Ich kann es nicht wissen. Es giebt für uns nichts Unbedingtes."[6]

Giebt es also keine absolute, unumschränkte Wahrheit? Wenn es eine solche giebt, so kann sie selbstverständlich nicht ein abstraktes Dasein führen, sie setzt einen Intellekt voraus, der sie besitzt. Ein allumfassender,

---

[1] Spitta a. a. O. S. 29. [2] Ebd. S. 44. [3] Ebd. S. 61.
[4] Ebd. S. 63. [5] Ebd. S. 67. [6] Ebd. S. 80.

allerhaltender Geist allein würde die Wahrheit besitzen, in ihm allein wäre sie vollkommen entfaltet.

Ist die Existenz einer solchen absoluten materialen Wahrheit möglich? Diese Möglichkeit ist unleugbar. „Die Wissenschaft weist über sich hinaus auf ein Ideal, auf eine relationslose Absolutheit, in der allein erst der Geist sein volles Genügen findet; da erst ist er vollkommen.“[1] So stellt sich alle Wissenschaft dar als ein ununterbrochenes Suchen und Ringen nach letzter Gewißheit; es ist der Glaube an jene Wahrheit und ihre befreiende Kraft, die uns nie im Besitz des Erworbenen zufrieden sein läßt.

Wie kommen wir zu diesem Glauben?

Außer den wissenschaftlichen Erkenntnissen besitzen wir Kenntnisse ganz anderer Art, die nicht durch Vernunftgründe beweisbar, die ungeworden und völlig unveränderlich sind und sich bei allen Menschen zu allen Zeiten und überall finden. Alle Menschen unterscheiden Gut und Bös, Recht und Unrecht und erkennen, daß man das Gute thun und das Böse lassen soll. So stark ist die Überzeugung des Sollens, der Pflicht in mir, daß ich schlechthin Lohn verlange für das Recht und Strafe für das Unrecht. Welcher Art dieser Lohn und jene Strafe sei, weiß ich nicht, aber daß die rechtschaffene Gesinnung und das ihr entsprechende Leben seinen Lohn mit sich führe, weiß ich ganz genau.

Hierzu kommt noch die allen Menschen gemeinsame Vorstellung eines vollkommenen Lebens, die allen Klagen über die Unvollkommenheit und Eitelkeit dieses Lebens zu Grunde liegt und stets aufs neue bittere Tropfen in den Freudenbecher träufelt. Mag auch diese Vorstellung sehr verschieden sein, Thatsache ist, daß sie vorhanden ist und wir den Trieb haben, trotz aller Hindernisse zum vollkommenen Leben zu gelangen. Die Einsicht in die Unzulänglichkeit dieses Lebens kann unter Umständen dahin führen, „daß ich, um mich vor seinen Übeln zu schützen . . ., es selbst in summa zum Gegenstand eines Opfers mache, welches ich darbringe, und unter sittlicher Loslösung von ihm und seinen gemeinen Interessen zum Glauben an die helfende Gottheit mich getrieben fühle. Aus tiefer Not rufe ich zu Gott, wird er mich hören?“[2]

Von diesem Standpunkt bekommen jetzt unsere Pflichten und Rechte eine ganz andere Färbung; „sie werden von nun an unter dem Gesichtswinkel sittlicher und göttlicher Gebote erfaßt“. Durch

[1] Spitta a. a. O. S. 86. [2] Ebd. S. 133.

diese Gebote nehmen wir teil „an einem übergeschichtlichen Geistesleben, welches in unser zeitliches Leben hineinragt und uns zu sich zieht. Diese Erkenntnisse sind uns Boten und Zeugen aus einem ewigen Gottesreich, einem Reich ewiger Ordnung und Weisheit, für welches wir bestimmt sind; in ihnen erblicken wir unsere Berufung. Eben darum gelten sie auch nicht für die kleine Zahl der Eingeweihten, sie gelten schlechthin für alle Menschen, denn alle Menschen sind berufen“ [1].

Dem Verfasser kommen doch Bedenken an der unbedingten Geltung der sittlichen Erkenntnisse, und ängstlich fragt er sich: Wie, wenn ich mich täuschte, wenn sie Illusion wäre? „Die Möglichkeit des Irrtums muß ich hier ebenso zugeben, wie überall, wo ich die Welt nachdenkend zu verstehen suche.“ [2] Trotzdem können wir sie nicht aufgeben, weil wir das stärkste Interesse daran haben, daß jenen sittlichen Werten unbedingte Geltung zukomme.

Hier hilft wieder der Glaube über die Schwierigkeiten hinweg. Das Unbedingte der Lebenswerte hat nur dann einen Sinn, wenn das Leben selbst in seinem letzten Grunde unbedingt ist, und das ist es, wenn ich ein unveräußerliches Recht auf Leben habe. Die Quelle dieses Rechtes zu entdecken, ist unmöglich; ich kann es nur als einen Akt der Überzeugung in mir (d. h. als Glauben) erleben, an der ich mir muß genügen lassen. Es ist die Grundüberzeugung, durch die das Ich konstituiert wird. Diesem Recht entspricht die Pflicht zu leben, mich auszuleben.

Ich soll mich ausleben! Was heißt das? Ich soll die sittlichen Imperative in die That umsetzen und alles Gute in mir zur Reife bringen. Ich soll nach dem höchsten Gute streben und dasselbe handelnd zu erwerben und zu realisieren suchen. Dieses höchste Gut besteht in der vollkommenen Liebesgesinnung. Mein Leben soll ein Liebesleben werden gegen alle Menschen: in diesem Gebote münden alle sittlichen Imperative. Gut ist derjenige Mensch, welchem diese Liebesgesinnung zur zweiten Natur geworden. Die Liebesgesinnung soll sich nicht dadurch bethätigen, daß ich andern das landläufige Glück verschaffe, sondern dadurch, daß ich ihnen zu innerem Wachstum und innerer Vervollkommnung verhelfe. Alle Menschen sollen vollkommen werden und sich in diesem Aufstieg zur Vollkommenheit gegenseitig stützen. Erst auf jenen Höhen, wo dieses Ziel erreicht ist, wird die Idee der Gleichheit des Menschen verwirklicht sein, die

---

[1] Spitta a. a. O. S. 135. [2] Ebd. S. 140.

jetzt nur ein toller Traum ist. Aber wie hoch und fern steht dieses Ziel! Doch wir dürfen nicht verzagen. „Sollte Gott, der Allmächtige, der Allgütige, so glaube ich ihn ja, so umfasse ich ihn ja in kindlicher Liebe, sollte er, der selbst die Liebe ist . . ., mich hindern, ihm nahe und näher zu kommen in diesem seinem Wesen? . . . Nein, gieb mir Zeit, gieb mir Leben, unendliches, unbedingtes Leben, und ich will lieben und nicht müde werden, will alles bezwingen durch Liebesdienst, bis daß ich eingehe zu Gott, von dem ich bin und der mich an seinem Liebesbande leitet und zu sich zieht.“ [1]

So wurzelt also die Religion und insbesondere der Glaube an Gott im Bedürfnis des Menschen und richtet sich ganz nach diesem Bedürfnis. „Die Religion, der ich angehöre, habe ich nicht, weil sie die wahre ist, wie man doch meinen sollte, sondern sie ist die wahre, weil ich sie habe, und ich habe sie, weil und insofern sie meinen Bedürfnissen entspricht, das und nichts anderes ist der thatsächliche Sachverhalt. Es hat hiermit die gleiche Bewandtnis, wie mit der Frage nach dem ‚wahren‘ Gott. Gott ist stets und kann nur sein irgend jemandes Gott, ihm hilft er, darum ist er sein Gott. Religiös sein bedeutet nicht umsonst: persönlich sein; der religiöse Mensch hat seinen Gott — dieser sein Gott ist dann hinterher Gott schlechthin; es sind Erfahrungsthatsachen des inneren persönlichen Lebens, um die es sich überall handelt; der fremde Mensch mag sie für sich ebenfalls annehmen oder aber ablehnen, je nachdem, zu ändern vermag er sie nicht.“ [2]

Wenn aber das persönliche Bedürfnis die Grundlage und Quelle der Religion ist, läßt sich dann noch etwas Allgemeines über Religion und insbesondere über das zukünftige Leben aussagen? Spitta glaubt einen allen religiösen Ausgestaltungen des zukünftigen Lebens gemeinsamen Punkt gefunden zu haben: das Rechtsgefühl, das Bedürfnis nach Recht. Alle gehen von der Überzeugung aus, daß in gleicher Weise jedem sein Recht werde. Anderseits ist es Thatsache, daß dieses irdische Leben diesem Gesetze nicht gerecht wird. Hier setzt nun das religiöse Bewußtsein ein und erwartet eine volle Ausgleichung aus jener Quelle, aus der uns das ewige vollkommene Leben zufließt, und diese Kraftquelle ist die Gottheit, welche uns die selige Stätte verheißen hat.

---

[1] Spitta a. a. O. S. 167—168. [2] Ebd. S. 198.

Habe ich die unlösliche Pflicht, unter allen Umständen die sittlichen Gebote vollkommen zur Geltung zu bringen, so habe ich auch das Recht, daß mir die Erfüllung dieser Pflicht irgendwann und irgendwo gelinge. Doch bei allem Sehnen nach dem Ideal sittlicher Vollkommenheit, sehe ich mich außer stande, dasselbe in seiner Höhe und Majestät zu erreichen. Ich konstatiere ein großes sittliches Defizit, dem ich in diesem Leben nicht abzuhelfen vermag. Und doch soll ich vollkommen werden. Ich muß deshalb an ein persönliches Fortleben meines Geistes nach dem Tode glauben, und dieses Leben wird gerade so lange währen, als ich zur Erfüllung der sittlichen Aufgabe nötig habe. Mein Glaube an das künftige Leben ist also ein ethischer Glaube, er ruht auf dem Bedürfnis, der sittlichen Aufgabe gerecht zu werden, und ist meine eigene freie That [1].

Diesem Bedürfnis entsprechend denke ich mir, daß ich nach meinem Tode wiedergeboren werde zu einem neuen irdischen Leben. Meine Seele wird einen neuen Leib erhalten, den ich zu führen habe, bis auch er wieder stirbt, und wiederum und wiederum wird meine Seele einen Leib empfangen, bis „endlich, endlich alles erfüllt ist, was ich soll" [2]. In dieser irdischen Welt soll mein Geistiges sich ausleben, von Stufe zu Stufe emporsteigen durch treue Arbeit in Liebesgesinnung.

Der Verfasser wiederholt, es handle sich nicht um Metaphysik, sondern um persönlichen Bedürfnisglauben. Der Gedanke an die Wiederkehr auf Erden ist auch keine Hypothese, die etwas erklären will, er ist ein Postulat, ein Satz, der sich nicht theoretisch beweisen läßt. Er ist „lediglich ein einfaches persönliches Glaubensurteil, durch welches mir der Ewigkeitsbegriff in der uns zugewandten Seite näher gebracht und damit die Idee des neuen Lebens zu einer praktisch verwertbaren Summe von Kräften in Rücksicht auf die Erfüllung der sittlichen Aufgabe gestaltet wird".

Warum aber diese Rückkehr in einem andern Leibe? Das fordert die sittliche Aufgabe ununterbrochener Liebesgesinnung gegen unsere Mitmenschen. Alle Tugenden beziehen sich direkt oder indirekt auf körperliche Zustände des eigenen oder fremden Naturlebens. Daraus folgt die Wahrscheinlichkeit der Wiederkehr im Leib, und ist dieser mein gegenwärtiger Leib ein irdischer, so müssen es auch die folgenden sein [3].

Und wer hilft mir die sich unermeßlich vor mir ausdehnende sittliche Aufgabe erfüllen? Das Bedürfnis treibt mich zum Glauben an Gott.

[1] Spitta a. a. O. S. 247. [2] Ebd. S. 252. [3] Ebd. S. 275.

Die sittliche Ordnung kann nicht von der Natur stammen und nicht in der Luft schweben. Sie ist das Produkt eines denkenden schöpferischen Geistes, mit dem mein Geist verwandt ist, und dieser Geist kann mir nur Hilfe gewähren, wenn er Person ist, ein Herz hat und Macht mir zu helfen. Ja, ich brauche einen allmächtigen Gott, der mir in allen Lagen helfen kann. Wie er mir helfe, das brauche ich nicht zu wissen, ja es muß sogar unerkennbar sein und sich meiner Berechnung entziehen.

Die sittliche Aufgabe, die mir Gott gegeben und der mein Leben gehört, bildet ein Liebesband zwischen Gott und mir. Gott liebt mich, weil ich das Gute will, und ich liebe ihn, weil er das Gute ist, das ich suche. Dieses Liebesband besteht aus dem Wollen und Vollbringen des Guten. Das Wollen habe ich, die Kraft zum Vollbringen stärkt mir Gott. Er ist verantwortlich dafür, daß die von ihm gestellte Aufgabe auch erfüllt werde und zwar von dem, dem sie gestellt ist. Hierin liegt ein Recht für mich, ihn zu bitten.

Ist nun einmal die sittliche Aufgabe erfüllt — und sie wird einmal erfüllt, mag ich auch noch so oft auf diese Erde zurückkehren müssen —, was dann? „Sollte ich nicht glauben dürfen, daß ich einst mit Gott vereinigt werde, daß einst alles, was mich jetzt von ihm scheidet, aufgehoben wird, daß ich ihn wirklich schauen werde von Angesicht zu Angesicht?“ [1] Dann hat die Wiederkehr keinen Sinn mehr. In Gott findet der ruhelose Prozeß des Werdens sein Ziel.

Über die Art und Weise des kommenden irdischen Lebens können wir nichts wissen; wir können nicht einmal wissen, ob wir im künftigen Leben noch das Bedürfnis zu glauben haben werden; ebensowenig wie lange dasselbe dauern wird. Wie oft ich auf diese Erde werde zurückkehren müssen, ob tausend- und tausendmal, „was verschlägt's, habe ich doch die Ewigkeit vor mir“. „Mögen die Jahrtausende kommen und gehen — einmal wird doch alles vollendet sein, dann bin ich in Gott und Gott in mir, dann ist das Gottesreich wirklich, und wir sind Bürger in diesem Reiche.“ „Das ist das Inventarium meines gegenwärtigen Lebens, die Grundüberzeugung, mit der ich zu sterben hoffe, wenn meine Zeit gekommen ist.“ [2]

Das sind die wesentlichsten Züge der Weltanschauung des Tübinger Gelehrten. Die Grundlagen derselben sind der Kantischen Philosophie

---

[1] Spitta a. a. O. S. 353. [2] Ebd. S. 359.

entlehnt. Um mit der „Scholastik“ und der „Schulgelehrsamkeit“ gründlich aufräumen zu können, hat schon Luther der Vernunft die Fähigkeit abgesprochen, mit Sicherheit Gott und göttliche Dinge zu erkennen. Kant hat diese Grundgedanken weiter entwickelt und durchgeführt. Um die Blindheit der theoretischen Vernunft für die intelligible Welt zu begründen, leugnet er die Objektivität unserer Vernunfterkenntnisse. Wir gießen beim theoretischen Erkennen den Erfahrungsinhalt in unsere subjektiven Erkenntnisformen. Von dem Ding an sich können wir nichts wissen. An der Notwendigkeit und Allgemeinheit unserer theoretischen Erkenntnisse wollte Kant festhalten, aber ganz inkonsequent. Diese Notwendigkeit und Allgemeinheit kommt ja nur von unsern Erkenntnisformen. Woher können wir nun wissen, daß diese Formen bei allen Menschen immer und überall gleichbleiben? Ändert sich der Mensch nicht ebensogut als alles andere, was uns unsere Erfahrung als Objekt unseres Denkens darbietet?

Es ist deshalb ganz konsequent, wenn Spitta die Allgemeinheit, Notwendigkeit und Unbedingtheit unserer theoretischen Erkenntnisse, auch der höchsten Denkprinzipien und der mathematischen Axiome preisgiebt. Damit ist im Grunde jede Wissenschaft unmöglich gemacht.

Alle Wissenschaften ruhen auf den höchsten Denkprinzipien. Diese sind die Grundpfeiler all unseres Wissens. Sind sie nicht unbedingt wahr, so ist es um jede wahre Wissenschaft geschehen. Wir halten zwar nach Spitta die Prinzipien für wahr, aber nicht deshalb, weil sie in sich etwas Besonderes haben, sondern bloß deshalb, weil wir mit unserem Intellekt sie für wahr zu halten genötigt sind. Wir können in Gottes Namen nicht anders als sie für wahr halten und geben uns damit zufrieden. Was haben wir denn noch voraus vor einem halb oder ganz Irrsinnigen, der an fixen Ideen leidet und sie für objektive Wahrheit annimmt?

Paulsen nennt die protestantische Auffassung von Glauben und Wissen Irrationalismus. Diese Benennung ist wahr und in einem viel tieferen Sinn, als er selbst anzunehmen scheint.

Spitta widerspricht sich zudem. Während er der theoretischen Erkenntnis die Allgemeinheit und unbedingte Notwendigkeit abspricht, behauptet er diese Allgemeinheit und Notwendigkeit von den sittlichen Imperativen. Diese gelten unbedingt für alle Menschen aller Zeiten und Orte. Ja, woher weiß er denn, daß diese Imperative eine ganz andere Geltung und Allgemeinheit besitzen als die theoretischen Erkenntnisse? Soll hier auch wieder der Glaube nachhelfen? Und worauf stützt sich denn dieser Glaube?

Und dieser subjektive „Bedürfnisglaube“! Wir haben Glaubensurteile, die sich nicht auf Vernunftgründe stützen, sondern aus unsern Bedürfnissen entspringen, und die man deshalb auch nicht mit Vernunftgründen widerlegen kann! „Die Religion, der ich angehöre, habe ich nicht, weil sie die wahre ist, sondern sie ist die wahre, weil ich sie habe, und ich habe sie, weil und sofern sie meinen Bedürfnissen entspricht.“ Wenn das richtig ist, was haben wir Christen dann noch voraus vor den Anhängern Mohammeds, Buddhas, Zarathustras, Confucius' u. s. w., ja selbst vor den Fetischanbetern Afrikas und Australiens? Können die nicht ganz dasselbe von sich sagen? Warum schicken also nicht nur die Katholiken, sondern auch die Protestanten ihre Missionäre hinaus zu den heidnischen Völkern, um ihnen das Evangelium zu verkünden? Der Glaube läßt sich ja doch nicht „andemonstrieren“, wie Spitta nicht müde wird zu wiederholen.

Übrigens widerspricht er sich auch hier wiederum. Wie wir gleich sehen werden, sucht er sein „philosophisches“ System mit dem Christentum in Einklang zu bringen. Und auf die Frage, warum er sich bloß mit dem Christentum allein auseinanderzusetzen suche, antwortet er, weil mit dem Christentum keine andere Religion den Vergleich aushalten könne, denn das Christentum sei ein Kulturfaktor allerersten Ranges, wie keine andere Religion, und in ihm allein komme das Höchste in der sittlichen Ordnung, die Liebesgesinnung, rein und ganz zum Ausdruck. Heißt das nicht anerkennen, daß es Kriterien gebe, an denen man die wahre von den falschen Religionen unterscheiden könne? Und wer beurteilt diese Kriterien? Doch wohl die Vernunft? Also dieselbe Vernunft, die man zuerst diskreditiert und an die Erfahrungswelt gefesselt hat.

Den Gipfelpunkt des Spittaschen „Lebensinhaltes“ bildet die Lehre von der Seelenwanderung. Wir wären also mit der ganzen Weisheit des 19. Jahrhunderts glücklich wieder beim alten Pythagoras und den Träumereien orientalischer Phantasten angelangt! Zwar hat schon im 18. Jahrhundert Lessing den alten Irrtum wieder ausgegraben, aber er fand keinen Anklang damit. Die Jetztzeit scheint für denselben empfänglicher zu sein. In Göttingen hat diese Lehre, wie wir an anderer Stelle gezeigt, an Prof. Jul. Baumann[1] einen eifrigen Vertreter. In Tübingen

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. LVII, S. 369. Auch in seiner neuesten Schrift: Neuchristentum und reale Religion 1901 (S. 49) hält Baumann an der Lehre von der Seelenwanderung fest.

verkündet nun Prof. Spitta dieselbe Botschaft. Neu ist bei Spitta nur, wie wir gleich sehen werden, der Versuch, diese Lehre mit dem Christentum in Einklang zu bringen.

Der Tübinger Gelehrte will die Lehre von der Seelenwanderung mit der Notwendigkeit der Vollendung unserer sittlichen Aufgabe begründen. Diese Begründung ist aber vollständig mißglückt. Weil wir in einem irdischen Leben unsere sittliche Aufgabe mit einem sittlichen Defizit schließen, verlangt er die wiederholte irdische Wiederkehr, damit wir endlich unsere Aufgabe zu Ende führen können. Damit aber dies geschehen könnte, müßte ein gemeinsames Bewußtsein die verschiedenen Phasen unseres irdischen Daseins miteinander verknüpfen. Wir müßten in jeder Phase genau wissen, was wir bisher schon geleistet haben und was uns noch zu leisten übrig bleibt. Wir haben absolut kein Bewußtsein von einem früheren Dasein, wie Spitta selbst zugesteht; wir wissen nicht, wie weit wir schon gekommen sind. Wozu also diese Wiederholungen des irdischen Daseins, die durch kein Bewußtsein miteinander verbunden sind? Mit der Pflicht der Weiterführung unserer sittlichen Aufgabe lassen sie sich jedenfalls nicht begründen.

Was sollen wir sodann von den unzähligen Menschen sagen, die sich um die sittliche Aufgabe gar nicht kümmern? Angesichts der mit Mördern, Dieben, Betrügern, Wüstlingen aller Art angefüllten Gefängnisse wird Spitta gewiß nicht leugnen wollen, daß die Zahl der Bösen, deren letzte Sorge die sittliche Aufgabe bildet, eine sehr große ist. Was soll diese Menschen wirksam zur Erfüllung ihrer bisher so sträflich vernachlässigten Aufgabe antreiben? Etwa der Gedanke an die Wiederkehr? Aber sie haben ja Zeit zu warten. In einem kommenden Leben können sie das Versäumte nachholen, wenn sie Lust haben. Der Gedanke an die baldige Wiederkunft auf Erden würde wohl manche Verbrecher auf ihrer Laufbahn ermutigen. Sie würden sich jedenfalls um so eher jeder Gefahr aussetzen, als sie wüßten, daß der Tod nur eine kurze Unterbrechung der irdischen Wanderung ist.

Spitta sieht mit Recht die sittlichen Imperative als göttliche Gebote an. Aber hat denn der allweise und allheilige Gesetzgeber nichts gethan, um seinen Gesetzen Achtung zu verschaffen? Liegt ihm denn gar nichts an der Verhinderung des Bösen? Auf alle diese Fragen giebt Spitta mit seiner Lehre von der Seelenwanderung keine Antwort.

Interessant ist die Stellung, welche Spitta mit seiner Lehre zum Christentum einnimmt.

II.

So sonderbar es nach dem Gesagten klingen mag, hält sich Prof. Spitta doch für berechtigt, das Christentum Jesu von Nazareth für sich in Anspruch zu nehmen.

Aber hat denn Christus die Seelenwanderung gelehrt? Spitta wagt das nicht zu behaupten, wohl aber glaubt er, daß seine Lehre von der Wiederkehr nicht in Widerspruch stehe mit der Lehre Jesu. Natürlich wird die „Lehre Jesu" so bearbeitet, gedreht und gedeutet, daß man alles aus ihr herauslesen kann. Es ist das bekannte Spiel protestantischer Schriftausleger: „Legt ihr nichts aus, so legt ihr was unter."

Die Lehre Jesu, so führt Spitta aus, will aus den Bedürfnissen der Zeit begriffen sein. Der unzerstörbare Kern derselben ist in den beiden Geboten der Gottes- und Nächstenliebe niedergelegt und muß konkret vorgestellt werden, die Formen jedoch, in denen derselbe vorgestellt wird, damit er Gemeineigentum werden könne, sind wechselnd. Die jeweiligen Auffassungen des Christentums entsprechen den jeweiligen Bedürfnissen. „Das Christentum gleicht einer großen, wohlbestellten Tafel mit allerhand köstlichen Gerichten; an alle Menschen ergeht die Einladung des freundlichen Hausherrn, und siehe, sie kommen, und ein jeder Einzelne empfängt seine Speise — nicht der eine ebenso und ebensoviel als der andere, sondern er greift zu so lange, bis er gesättigt ist. Die Menschen bedürfen verschieden, um gesättigt zu werden, aber satt werden sollen alle. Ich meinerseits nehme nur das gleiche Recht für mich und für unsere Zeit in Anspruch." [1] Mit dem Wechsel der Zeiten haben sich ganz andere Bedürfnisse auf dem Gebiet des Geisteslebens eingestellt, welche auf unsere Gesamtauffassung einen entscheidenden Einfluß ausüben.

Das Christentum der Apostel und ersten Christen entsprach ihrer subjektiven, „rein menschlichen" Auffassung und dem tiefen Eindruck, den die Person Jesu auf sie machte. Allmählich verwischte sich dieser Eindruck, und das Christentum bedurfte einer bestimmten Formulierung, um es vor Trübungen zu schützen und apologetisch zu verwerten. So entstand aus der Verschmelzung jüdischer und heidnischer Elemente mit den christlichen Vorstellungen vom Gottesreich und von der Erlösung durch Christus ein dogmatisches Lehrgebäude. Und was hat „die römische Papstkirche aus den wenigen und doch so tief ergreifenden Heilsworten und

---

[1] Spitta a. a. O. S. 411—412.

Heilsthaten gemacht!" [1] Aber dieses Lehrgebäude entsprach dem Bedürfnis der Zeit.

Später kam die Reformation. Auch sie entsprach einem tiefen Bedürfnis. Leider brach unter den Reformatoren ein Zwiespalt aus, der eine „recht unduldsame Form annahm". Und doch mußte es so sein. Die Reformation ist eine Bedürfnisbewegung. Was alles zusammenhält, ist Jesus von Nazareth und sonst nichts auf der Welt. Alles andere bleibt der freien Selbstbestimmung des Einzelnen überlassen. „Die Zersplitterung und Zerklüftung der evangelischen Christengemeinschaft ist ein vollkommen naturgemäßer, wenn auch nach außen hin bedauerlicher Vorgang, er hängt aufs engste mit dem Prinzip der Reformation zusammen. Ich habe das Gefühl eines gewissen Widerspruchs in dem Begriff einer evangelischen ‚Kirche' niemals los werden können. Ihren inneren Mittelpunkt hat sie freilich, es ist Jesus Christus der Gekreuzigte, allein einen äußeren Mittelpunkt hat sie nicht und kann ihn nicht haben, weil sie auf dem Prinzip der Selbstbestimmung eines jeden einzelnen gegründet ist und weil diese Selbstbestimmung keine Verpflichtung verträgt, die sich nicht von sich aus, also von innen heraus, mithin freiwillig eingeht." [2] Äußere Zwangsverpflichtungen sind überall unevangelisch. „Das Wesen des evangelischen Christentums hat in der freien Aneignung des Evangeliums nach Maßgabe des persönlichen religiösen Bedürfnisses seine Lebenswurzel." [3]

Nur so lange als ein Lehrgebäude diesem Bedürfnisse dient, ist es lebendig. In unzähligen feinen Abstufungen tritt das religiöse Bewußtsein auf und ringt nach Stillung seines Bedürfnisses. „Jeder einzelne sucht sein Christentum im Christentum, die Abschattierung, die ihm wohlthut." [4]

Spitta sieht sich zur Klage genötigt, daß man protestantischerseits von diesen Grundsätzen vielfach abgekommen. Im Gegensatz zu Luthers Geist und seiner demokratischen Auffassung haben sich allmählich aristokratische Kirchenorganisationen, hat sich ein förmliches Staatskirchentum mit Predigt und Sakramentenspendung ausgebildet. Die evangelischen Bekenntnisschriften entsprachen einst dem Bedürfnis, heute ist es

---

[1] Spitta a. a. O. S. 414. [2] Ebd. S. 415.
[3] Ebd. S. 416. [4] Ebd. S. 419.

anders geworden. Sie „decken längst und bei weitem nicht mehr das Bedürfnis, welches auf ganz andere Bedürfnisse gerichtet ist, und es ist wirklich ein wenig erquickliches Schauspiel, mit ansehen zu müssen, wie sich so mancher junge Theolog in allerlei Verlegenheitsauskünften bemüht, um mit der offiziellen Kirchenlehre zurecht zu kommen, so gut es eben gehen will, und es geht eben leider manchmal recht schlecht." [1]

Der Verfasser schildert die Zerfahrenheit und Ratlosigkeit in weiten protestantischen Kreisen mit wenig schmeichelhaften Farben. Weil die heutigen offiziellen Bekenntnisschriften eben gar nicht mehr dem Bedürfnis entsprechen, müssen sie den allmählich vor sich gegangenen geistigen Umbildungen angepaßt werden.

Auf unsere Zeit paßt nicht mehr die Einschnürung unseres Lebens auf ein einziges irdisches Leben und das darauf sich stützende „Dogma von dem stellvertretenden Tode Jesu" [2]. Dieses Dogma ist nicht eine Lösung des Problems der Sündentilgung, sondern „eine nicht glücklich gewählte Verlegenheitsauskunft". Der Mensch ist zwar unvollkommen, aber er ist doch besserungsfähig. Warum sollte dieser Prozeß der Besserung mit Gottes Hilfe nicht sein natürliches Ende finden? Allerdings in diesem Leben kann er nicht seinen Abschluß finden, wohl aber in einem andern irdischen Leben. Dazu dient die „Wiederkehr". Wir werden wiederkehren und können dann weiter arbeiten an unserer sittlichen Aufgabe.

Diese Auslassung beruht auf einer ganz unrichtigen Auffassung der Sünde. Spitta erblickt in der Sünde nur „unerledigte Pflichterfüllung", ein bloßes sittliches Defizit. Das ist ganz unhaltbar. Sünde oder Schuld ist eine Beleidigung Gottes, eine freiwillige Übertretung seines Gebotes, eine wenigstens thatsächliche Mißachtung seiner Autorität. In Anbetracht des unendlichen Abstandes zwischen dem Geschöpfe und dem Schöpfer ist die Sünde eine in gewisser Beziehung unendliche, d. h. so große Schuld, daß kein Geschöpf dafür Gott volle Sühne oder Genugthuung zu leisten vermag. Spitta muß allerdings die Sünde im eigentlichen Sinne leugnen, da er auch keine wahre Freiheit des Willens anzuerkennen scheint.

Aber, wendet Spitta ein, Gott kann nicht „büßen" und nicht „leiden". Gott allerdings nicht, wohl aber der Gottmensch, der in einer Person die göttliche und menschliche Natur vereint. Wäre Christus nicht Mensch,

[1] Spitta a. a. O. S. 429. [2] Ebd. S. 433.

so hätte er nicht für uns leiden, wäre er nicht Gott, so hätte er nicht für uns volle Sühne leisten können.

Das muß natürlich Spitta leugnen, weil nach ihm weder der Glaube an die Trinität[1] noch der Glaube an die Gottheit Christi[2] unsern heutigen „Bedürfnissen" entspricht!

Auch in der christlichen Lehre von den letzten Dingen findet Spitta nicht weniges, was unserem geistigen Bedürfnis längst nicht mehr entspricht, so die Auferstehung des Fleisches und die Ewigkeit der Höllenstrafen. Von Hölle, Teufeln und Engeln hört man, wenigstens in der Öffentlichkeit, fast nichts mehr oder man deutet es um. „Man versucht wohl das religiös Unbrauchbare oder doch Anstößige durch solche Umdeutungen ethisch nutzbar zu machen."[3] Daß von einem eigentlichen Gerichte im Systeme Spittas keine Rede sein kann, geht schon aus dem früher Gesagten hervor.

Unser Philosoph fühlt wohl, daß mit all diesen Negationen und Umdeutungen von den evangelischen Bekenntnisschriften ungefähr nichts mehr übrig bleibt; doch das macht ihm keine Sorgen. Er wahrt sich — und vom protestantischen Standpunkt läßt sich nichts dagegen sagen — das Recht mit den „spekulativen Vorstellungsgebilden" der kirchlichen Lehre zu verhandeln. „Meine Arbeit gegen die Arbeit der Kirche, welche Arbeit doch auch nichts mehr ist als die Summe von Arbeiten einzelner." „Was ihnen allen recht war, wird mir billig sein. Ich mache vollen Anspruch auf dieses mein persönliches Recht."[4]

Auf eine Auseinandersetzung mit der römisch-katholischen Kirche verzichtet er, da sie allen Zweifeln gegenüber bedingungslose Unterwerfung verlange. Nur von gewissen katholischen Kreisen hofft er noch etwas. „Möge es den vielen eifrigen Bemühungen hochbedeutender frommer Männer aus katholischen Theologenkreisen gelingen, ihrer Kirche jenes Maß von freier Kraftentwicklung zuzuführen, welches für kirchliches Leben und theologische Forschung von gleich großer Bedeutung ist."[5]

Es ist klar, an wen dieser Wunsch gerichtet ist. Sonderbar ist es, daß jeder katholische Theologe, der in eine schiefe Stellung zur kirchlichen Lehrautorität gerät, gleich bei den Protestanten „hochbedeutend" und „fromm" wird. Wenn Spitta glaubt, die katholische Kirche werde jemals

---

[1] Spitta a. a. O. S. 443. [2] Ebd. S. 456 ff. [3] Ebd. S. 445.
[4] Ebd. S. 449. [5] Ebd. S. 450.

eine sicher geoffenbarte Wahrheit den Spekulations- und Umdeutungskünsten der Theologen preisgeben, so täuscht er sich. Daß dieses Festhalten am depositum fidei die vernünftige Spekulation nicht hindert, beweisen die großen katholischen Theologen aller Zeiten. Neben einem Augustinus, Thomas von Aquin, Bonaventura, Suarez und unzähligen andern nehmen sich die Ritschl, Kaftan, Harnack, Pfleiderer und wie sie alle heißen, wie Zwerge neben Riesen aus. Bei der protestantischen Spekulation ist nur das Negieren, Abbröckeln und Umdeuten groß, wie das Beispiel Spittas wiederum zur Genüge beweist. Was soll auch eine Spekulation, die von der Grundvoraussetzung ausgeht, daß die Vernunft in Glaubenssachen beinahe den Star habe, jedenfalls nicht über Wahrscheinlichkeiten und Vermutungen hinauskomme? Es ist ganz folgerichtig, daß sich jeder Protestant das Christentum nach seiner Façon modelt und knetet und so aus dem Christentum sein Christentum formt, wie er es seinen Bedürfnissen angemessen findet.

Wie tröstlich und befriedigend ist dieser protestantischen Zerfahrenheit und Selbstzersetzung gegenüber für uns Katholiken das Bewußtsein, daß Christus, der ewige Sohn Gottes, seine Lehre nicht dem launischen Spiele willkürlicher und abenteuerlicher Spekulation, sondern dem Lehramte der Kirche anvertraut hat, dem er den Beistand des Heiligen Geistes verheißen und mit dem er bleiben wird bis ans Ende der Tage[1]. Das ist der unerschütterliche Fels, auf dem wir stehen und an dem sich die Schaumwellen der sich überstürzenden „Systeme" ohnmächtig brechen. Scio cui credidi!

[1] Matth. 28, 20.

Victor Cathrein S. J.

André Marie Ampère.

(Schluß.)

IV.

Ampères mathematische Arbeiten hatten ihm den Zugang zum Lyceum von Lyon eröffnet, und es war vorauszusehen, daß sie ihn noch höher führen würden. In der That erhielt er Ende 1804 einen Ruf nach Paris, wo er an der polytechnischen Schule Repetitor, später (1809) Professor der höheren Mathematik wurde. Am 21. September 1808 erteilte man ihm den hohen Posten eines Generalinspektors der Universität, in welcher Eigenschaft er die Kollegien des Landes zu inspizieren hatte, 1813 erlangte er die Ehre, in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen zu werden, 1824 folgte seine Ernennung zum Professor der Physik am Collège de France. Die letztere Stellung verdankte er seinen Arbeiten über den Magnetismus, die Aufnahme in die Akademie einer Reihe von mathematischen Abhandlungen. Auch nur die Titel der letzteren anzuführen, hätte an dieser Stelle kaum einen Zweck; es genüge, um diese Arbeiten zu kennzeichnen, die Bemerkung, mit welcher Arago einen kurzen Überblick über dieselben einleitet: „Ampères kühner Geist wandte sich stets mit Vorliebe jenen Fragen zu, welche man nach den vergeblichen Bemühungen von 20 Jahrhunderten als unlösbar ansah; er fühlte sich sozusagen nur wohl zwischen den Abgründen der Wissenschaft.“ [1]

Trotz seiner Gelehrsamkeit in der Mathematik hatte Ampère als Lehrer dieser Wissenschaft, besonders anfangs, weniger Glück. In einer Schule, die fast militärischen Charakter hatte, erschien er im einfachen schwarzen Rock, der zudem „von einem der weniger geschickten Schneider der Hauptstadt angefertigt war, und mehrere Wochen lang verhinderte der unglückliche Anzug mehr als hundert junge Leute acht zu haben auf die Schätze der Wissenschaft, die sich vor ihnen entrollten“ [2]. Schon gleich die Verbeugung am Anfang der Vorlesung fiel so übertrieben tief und ungeschickt aus, daß sie Lachen erregte. Dazu kam noch seine vertrauensselige Gut-

---

[1] *F. Arago*, Ampère biographie lue par extraits en séance publique de l'académie des sciences, le 21 août 1839 (Oeuvres complètes II [Paris-Leipzig 1854], 42.

[2] Ibid. l. c. p. 32 sqq.

mütigkeit. Er fürchtet, seine Schriftzüge auf der schwarzen Tafel möchten nicht groß und deutlich genug sein, und ist also naiv genug, die Studenten darüber zu befragen. Natürlich finden diese seine Ziffern immer noch als zu undeutlich, auch nachdem sie schon riesengroß sind, so daß zuletzt ihrer nur mehr vier oder fünf auf der ganzen Tafel Platz haben. War das alles für lachlustige junge Leute schon etwas viel, so kam Ampères sprichwörtliche Zerstreutheit noch hinzu. War er einmal in seine Rechnungen vertieft, so vergaß er alles andere, und so begegnete es ihm wohl, daß er den Staublumpen zum Abwischen der Tafel mit seinem Taschentuch verwechselte. Natürlich verbreitete sich der Ruf von dergleichen sehr rasch, und ein Teil der Schüler spitzte sich von Anfang der Stunde an auf den Augenblick, wo er den schmutzigen Lumpen in die Tasche schieben und dann sich damit das Gesicht abwischen würde.

Wegen seiner Zerstreutheit blieb Ampère sein ganzes Leben lang berühmt, und wir würden einen wesentlichen Zug in seinem Bild vergessen, wollten wir nicht wenigstens einige von den Anekdoten erwähnen, die sich in dieser Beziehung an seinen Namen knüpfen. So hatte er z. B. einst in einer Gesellschaft eifrig mit einem Geistlichen disputiert. Als er zu Hause ankam, fand er statt seines runden Hutes den Dreispitz des Abbés auf seinem Kopf, in der Zerstreuung hatte er beide Hüte verwechselt. Ein anderes Mal war er irgendwo zum Essen eingeladen. Als er bei Tische sitzt, vergißt er, daß er nicht zu Hause ist, und ruft laut aus: „Aber dies Diner ist abscheulich! Wird meine Schwester nicht endlich einsehen, daß man eine Köchin erst prüfen muß, bevor man sie annimmt!“ Bei einer andern Einladung zu großer Gesellschaft meint er, er müsse im feierlichen Anzug des Akademikers, den Degen an der Seite, sich einfinden. Er tritt ins Vorzimmer ein, und ein Blick lehrt ihn, daß alles in einfachem schwarzen Anzug erschienen ist. Also große Verlegenheit; wenn er doch nur wenigstens den unglücklichen Degen los wäre! Kurz entschlossen schnallt er ihn ab und verbirgt ihn zwischen den Kissen des Sophas im Vorzimmer. Am Schluß der Gesellschaft wartet er, bis alle sich entfernt haben und will dann seinen Degen wieder unter den Polstern hervorziehen. Aber o Unglück! Die Herrin des Hauses hat sich dort niedergesetzt und ist eingeschlafen. So sucht er also leise, leise zu seinem Eigentum wieder zu gelangen. Es glückt ihm, den Griff des Degens zu fassen. Er zieht, aber leider bleibt die Scheide in den Polstern stecken. Also beginnt er von neuem, um auch diese zu gewinnen. Aber über diesen Versuchen wird die Dame wach, sieht im Halbdunkel und Halbschlaf eine dunkle Gestalt mit gezücktem Schwert vor sich stehen, ein Schrei, daß das Haus erzittert, Herbeilaufen der Dienerschaft — und in all dem Lärm steht nun der arme Gelehrte in größter Verlegenheit mit seinem unglücklichen Flederwisch in der Hand.

Eine ganze Reihe von solchen Geschichtchen hatte sich an Ampères Namen angeknüpft, von denen wahrscheinlich die eine Hälfte erfunden, die andere über-

trieben ist. Allein schon die bloße Thatsache, daß man ihm so vieles zuschrieb und zutraute, spricht schon laut genug. Sainte-Beuve sagt, er wolle auf das Kapitel der Zerstreuungen Ampères sich nicht einlassen — de peur de demeurer trop incomplet sur ce point!

Es versteht sich von selbst, daß diese Zerstreutheit nicht in Flatterhaftigkeit des Geistes ihre Ursache hatte, sondern im Gegenteil davon. Der berühmte Chemiker J. B. Dumas, der als junger Mann Gelegenheit hatte den großen Gelehrten während der Zeit seiner großen Entdeckungen zu beobachten, sagt von ihm, man könne sich keine Vorstellung machen von dem Grade der geistigen Thätigkeit und Anspannung, mit welcher er an der Lösung auftauchender Schwierigkeiten gearbeitet habe. In tiefe Betrachtung versenkt sei er dann umhergegangen „in einer Art von Somnambulismus," als ob er alles andere völlig vergessen habe, bis er endlich zur Klarheit sich durchgearbeitet hatte und dieser Zustand geistiger „Besessenheit" ein Ende nahm [1].

Neben der Wissenschaft, die er als Lehrer vorzutragen hatte, widmete übrigens Ampère sich noch manchen andern naturwissenschaftlichen Studien. Kurz nach seiner Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften las er in derselben eine Arbeit über die Doppelbrechung des Lichtes in Krystallen, in welcher er Gesetze entwickelte, welche durch das Experiment noch nicht nachgewiesen waren. Im Jahre 1816 machte er den Versuch, die chemischen Elemente nach einem natürlichen System zu ordnen. Aus Gay-Lussacs Entdeckungen über die Volumverhältnisse einfacher und zusammengesetzter Gase wußte er sofort Schlüsse auf das Verhältnis von Atomen und Molekeln zu ziehen. Im Streit über die Natur des Chlors verteidigte er mit Entschiedenheit die richtige Ansicht bereits zu einer Zeit, da die bedeutendsten Chemiker sich noch nicht zu entscheiden wagten. Auf zoologischem Gebiet waren seine Kenntnisse so bedeutend, daß er sich mit Cuvier über eine Frage der allgemeinen Zoologie in einen freundschaftlichen Streit einlassen konnte, und was das benachbarte Feld der Botanik angeht, so haben wir das Zeugnis von Geoffroy de Saint-Hilaire, daß in einer schwierigen Einzelfrage Ampère ihm die richtige Lösung anzugeben wußte, welche de Saint-Hilaire erst nach langer Bemühung gefunden hatte [2].

Leider erstand den Naturwissenschaften schon bald nach Ampères Übersiedelung nach Paris ein mächtiger Mitbewerber, der einen großen Teil seiner Zeit mit Beschlag belegte und ihn erst zur Zeit seiner großen Entdeckungen über die Elektrizität wieder los ließ. Wie er früher, nach dem

---

[1] *J. B. Dumas*, Discours et éloges académiques I (Paris 1885), 265.

[2] *Sainte-Beuve* p. 51 ss.; *F. Arago* l. c. p. 12. 70. Verzeichnis aller Abhandlungen von Ampère in Biographie générale von Höfer I, 413—416.

Tod seines Vaters, Trost und Zerstreuung fand, indem er einem ganz neuen Studium sich in die Arme warf, so scheint er auch nach dem Tode der Gattin das Bedürfnis nach einer ganz neuen Art geistiger Bethätigung empfunden zu haben. Er warf sich also jetzt mit Feuereifer auf Metaphysik, besonders Psychologie und Ideologie.

Nachdem die Revolution besiegt und die Ordnung wiederhergestellt war, öffneten sich auch wieder die Pariser Salons, in denen man vor einigen Jahrzehnten geistreich oder auch frivol über alles Mögliche geplaudert hatte. Ampère wurde in eine dieser Vereinigungen eingeführt, in welchen Cabanis, Destutt de Tracy, Maine de Biran ihre philosophischen Theorien zum besten gaben. Bald hatte eine förmliche Begeisterung für diese Studien Ampères Geist völlig gefangen genommen. Seine Freunde in Lyon rieten ihm dringend an, doch bei der Mathematik zu bleiben und nicht ein ganz neues Gebiet in Angriff zu nehmen. Aber er antwortete in einem merkwürdigen Vergleich: „Wie könnte ich ein Land voll Blumen und rieselnden Gewässers verlassen, wie diese Bäche und Büsche vertauschen mit einer Sandwüste, die verbrannt wird von dieser mathematischen Sonne, welche über die Gegenstände ein so scharfes Licht ergießt, daß es sie welk macht und ausdörrt bis auf die Wurzel! Wie viel besser ist es nicht, im Schatten schwankender Baumzweige umherzuirren, als eine kerzengerade Straße entlang zu marschieren, wo das Auge gleich alles überschaut, wo nichts sich vor dem Auge zu verstecken scheint und uns einladet, es zu verfolgen!" So vertiefte er sich denn in die dunkelsten Fragen der Psychologie und Metaphysik, arbeitete eine „Theorie der Relationen" aus, eine „Theorie der Existenz", der „absoluten Moralität" u. dgl.

Eine litterarische Frucht brachten diese Studien nicht, abgesehen von seinem „Entwurf der Philosophie der Wissenschaften"[1]. Es ist diese nach Ampères Tode veröffentlichte Schrift ein großartiger Versuch, einen Überblick über das ganze Gebiet der Wissenschaft zu geben, ein natürliches Einteilungsprinzip zu finden und durchzuführen, nach dem sich sämtliche Wissenschaften zu einem großen System zusammenschlössen. Auf jeden Fall giebt dieser Versuch von dem umfassenden Geiste Ampères Kunde. Schwerlich ist in dem großen Bilde, das er entwirft, etwas vergessen, selbst ver-

[1] Essai sur la philosophie des sciences ou exposition analytique d'une classification naturelle de toutes les connaissances humaines. 2 vols. Paris 1836. 1843.

gleichende Religionswissenschaft und Nationalökonomie, letztere unter dem Namen „Cönobiologie“, haben darin ihren Platz[1].

Das waren also die wenig erfolgreichen Studien, die Ampère als einen blühenden Garten bezeichnete, im Vergleich mit welchen die Mathematik ihm als Sandwüste, die Physik als langweilig erschien. Glücklicherweise hören wir ihn später auch wieder eine andere Sprache reden.

V.

„Lieber Freund,“ schrieb Ampère am 18. Dezember 1820, „jetzt handelt es sich nicht mehr darum, ob der Begriff der Substanz der gleiche ist mit dem der Ursache. Seit drei Monaten habe ich nur einen Gedanken mehr: die Phänomene des Magnetismus, die Phänomene der Elektrizität.“ Diese Äußerung des großen Gelehrten stammt aus der Zeit, da er mit den Arbeiten beschäftigt war, die recht eigentlich seinen Namen unsterblich gemacht haben.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Thatsache, welche Ampères Forschungseifer angeregt hatte.

Denkt man sich über einen Kompaß, parallel zur Magnetnadel, einen Kupferdraht gespannt, so ändert dessen Gegenwart an der Richtung der Nadel ganz und gar nichts. Läßt man aber einen galvanischen Strom durch diesen Draht hindurchgehen, so wird die Nadel von ihrer Richtung abgelenkt und hat das Bestreben, sich senkrecht zu dem Draht zu stellen.

Es war im Jahre 1819, als der dänische Physiker Hans Christian Örsted diese Thatsache zuerst beobachtete und alsbald veröffentlichte. In gelehrten Kreisen machte die Entdeckung Aufsehen, da sie eine bisher nur geahnte Beziehung der Elektrizität zum Magnetismus als Thatsache erwies. Überall wurde Örsteds Versuch wiederholt und angestaunt, aber nur einer wußte ihn zu erklären und eine ganze Reihe der weittragendsten Folge-

[1] Bemerkenswert ist, was er einmal über Geschichte schreibt: On a, en général, beaucoup trop restreint le champ de l'histoire, en n'y comprenant presque exclusivement que ce qui est relatif au gouvernement et aux événements militaires. Ce n'est pas là l'histoire complète; elle doit embrasser toutes les vicissitudes de l'esprit humain, en différents lieux, en différents temps. Tous les hommes qui ont laissé leur nom à la postérité, pour quelque raison que ce soit, y doivent également trouver place; Homère, Raphael et Newton appartiennent à l'histoire tout autant qu'Alexandre, Gengiskan, ou Louis XIV. La construction de Saint-Pierre de Rome est un événement tout aussi historique que la fondation d'Alexandrie, une découverte dans les sciences autant qu'une bataille. L. c. II, 115.

rungen an ihn zu knüpfen. Dieser eine war Ampère. Am 11. September wurde Örsteds Versuch in der Wochensitzung der Pariser Akademie vorgezeigt. Schon in der nächsten Sitzung am 18. September konnte Ampère eine Thatsache von viel allgemeinerer Natur nachweisen, durch welche er der Schöpfer eines neuen Zweiges der Elektrizitätslehre, der Elektrodynamik, wurde.

Wenn die Magnetnadel nach Norden zeigt, so erklärt sich diese Erscheinung durch die richtende Kraft des Erdmagnetismus, das war allgemein zugestanden. Wenn jetzt auch der elektrische Strom die Richtung der Nadel beeinflußte, so lag der Gedanke nahe, daß der Erdmagnetismus und der Magnetismus überhaupt vielleicht nur eine Wirkung elektrischer Ströme sei. Aber wie eine Probe auf die Richtigkeit dieses Gedankens machen? Ampère fand den Weg dazu. Wirkt der elektrische Strom richtend ein auf den Magneten, ist der Magnetismus im Grunde nichts als elektrischer Strom, so muß auch ganz allgemein jeder elektrische Strom auf einen andern bewegend einwirken. Ampère erdachte also einen sinnreichen Apparat, in welchem ein vom elektrischen Strom durchflossener Draht sehr leicht beweglich ist, und seine Vermutung zeigte sich bestätigt; sein Apparat lieferte den Beweis, daß elektrische Ströme sich gegenseitig bald anziehen bald abstoßen, je nach der Richtung des Stromes. In mehreren andern Arbeiten wußte er diese gegenseitige Einwirkung mathematisch genau zu fassen in einer Formel, welche alle möglichen Abänderungen des Versuches in sich umfaßte und ausdrückte, und verwandte dann diese Entdeckungen zur ersten annehmbaren Erklärung des Magnetismus und des Erdmagnetismus im besondern. Seit der Zeit, da man zuerst die magnetischen Erscheinungen beobachtet hatte, bis auf Ampère hatte das Verständnis derselben keinen Fortschritt gemacht. Ampère fand zuerst den Schlüssel zu ihnen, und welche praktische Verwertung heute die Beziehungen zwischen Elektrizität und Magnetismus finden, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Jede Dynamomaschine, jeder Telegraph lehrt es.

Auf die bezüglichen Arbeiten Ampères näher einzugehen, ist hier der Ort nicht, und zudem bieten die Handbücher der Physik darüber den nötigen Aufschluß. Begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß seine Versuche nach der experimentellen wie nach der mathematischen Seite hin die höchste Anerkennung erworben haben. So sagt Arago: „Die Untersuchung war mit Schwierigkeiten aller Art wie gespickt. Ampère besiegte sie durch Methoden, in welchen auf jedem Schritt sein Erfindungsgenie

hervorleuchtet. Diese Methoden werden immer eines der kostbarsten Muster bleiben in der Kunst, die Natur zu befragen und aus den komplizierten Erscheinungen die einfachen Gesetze, von denen sie abhängen, abzuleiten." J. Bertrand, beständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften, redet von Ampères Entdeckung in noch glänzenderen Worten. Er stellt ihn Newton an die Seite. „Ampères Schrift ist heute (1872) noch das bewundernswerteste Werk, welches die mathematische Physik nach (Newtons) ‚Prinzipien' aufzuweisen hat. Niemals traf ein größeres Genie ein schöneres Problem auf seinem Wege. Durch einen glücklichen Zufall, der sehr selten in der Geschichte der Wissenschaften auftritt, ist hier alles Ampères Eigentum. Eine ganz neue Thatsache hat er zuerst vermutet, hat er zuerst beobachtet. Einzig und allein er hat dann deren Umstände und Bedingungen verändert und die eleganten Experimente angestellt, welche die Grundlage für die Theorie abgeben. Er allein endlich war es, der mit seltenem Glück all die Rechnungen ausgeführt, all die Beweise erfunden hat... Er war zugleich der Kepler und der Newton der neuen Theorie, und ohne Übertreibung können wir heute den Namen Ampère den berühmtesten in der Geschichte des menschlichen Geistes an die Seite stellen..." [1]

Nach solchen Lobeserhebungen brauchen wir über Ampères gelehrte Arbeiten weiter nichts mehr beizufügen. Suchen wir nunmehr einen Einblick in sein inneres Leben während seiner Pariser Periode zu gewinnen.

VI.

Man hätte glauben sollen, im Genuß aller Ehren, welche einem Gelehrten zu teil werden können, und in der vollen Freiheit, seinen Lieblingsstudien nachzugehen, hätte Ampère sich in Paris am Ziele seiner Wünsche fühlen müssen. Allein das gerade Gegenteil war der Fall. Paris mißfiel ihm vom ersten Augenblick an. „Mein Gott," schreibt er am 1. April 1805, „du hast erlaubt, daß ich hierher komme, um zu erfahren, wie hohl diese Welt ist, die mir von der Ferne aus einen so glänzenden Anblick darzubieten schien. Was sind all diese Gelehrten, die so stolz sind auf ihre Wissenschaft, gegen eine einfache Seele, der Gott sich offenbart.... Betet zu Gott, daß ich mich hier immer unzufrieden fühle und daß ich nicht werde, wie so viele andere."

---

[1] Citiert bei *Valson*, A.-M. Ampère p. 284.

Leise kündigt sich in den letzten Worten eine gewisse Furcht an, und diese Furcht erwies sich bald als begründet. Die religiöse Wärme, die noch in obigem Brief sich ausspricht, verlor sich in Paris ziemlich rasch, und an ihre Stelle trat dasjenige, was er selbst später (29. März 1818) „unverzeihliche Trägheit in Bezug auf das Himmlische" nannte. Als er kaum ein Jahr später seine Freunde in Lyon wiedersah, erschraken sie über seine Veränderung. „Letztes Jahr war er ein Christ," schrieb Bredin, „heute ist er nur mehr ein Genie, ein großer Mann. . . . Was ist geworden aus den erhabenen Ideen, die seine Seele erfüllten? Er hat für nichts mehr Auge als für die Ehre, er treibt Götzendienst mit ihr." Wissenschaft und Ruhm schienen jetzt die einzigen Gedanken, die ihn erfüllten, und die einzigen Angelpunkte seiner Gespräche. Was die Folge von all dem sein mußte, spricht sich in deutlicher Klarheit darin aus, wenn Ampère die Freunde bittet, seiner Mutter doch ja nichts von den inneren Kämpfen und Schwankungen zu sagen, welche ihn beunruhigten und quälten. Der religiöse Zweifel hatte sich seiner bemächtigt, der durch die Beschäftigung mit einer glaubenslosen Philosophie — die Geistesarbeit der christlichen Denker war ja damals so gut wie vergessen — sicherlich nur verstärkt werden konnte.

Auf die philosophischen Grundlagen des Christentums bezogen sich, wie es scheint, diese Zweifel nicht; die Unsterblichkeit der Seele, das Dasein Gottes hielt er fest und fühlte sich von de Tracys Sensualismus durch einen Abgrund getrennt. Dagegen verlor er sich in Grübeleien über die hundert schwierigen Fragen, welche sich an die christlichen Lehren anknüpfen lassen, und meinte auf rein philosophischem Wege Sicherheit über alles das erlangen zu müssen.

Unter diesen Zweifeln und Kämpfen litt Ampère furchtbar. „Ich habe eine Hölle in der Seele", schreibt er einmal nach Lyon, „und niemand ist im stande zu ahnen, was in mir vor sich geht, oder mir irgend einen Trost zu geben." Er beschreibt seinen Zustand naturgetreu und mit scharfer Selbstbeobachtung. Recht wohl bemerkt er, wie die früheren auf religiösem Grund ruhenden Gedankenreihen den ganzen Menschen, Kopf und Herz zugleich ergriffen und befriedigten, während die jetzigen rein philosophischen Spekulationen ihn austrocknen und kalt lassen. Es fällt ihm auf, daß zu Zeiten mit einemmal die alte Klarheit sich wieder einstellt und die Zweifel verschwinden; er fragt sich, woher das wohl komme, aber er weiß die Frage nicht zu beantworten und seinen Zustand sich nicht zu erklären. Erst spät findet er den Weg, der ihn aus dem Labyrinth

herausführte. Da er an den Wahrheiten, welche Voraussetzungen des Christentums sind, nicht zweifelte, so konnte nur mehr die Frage in Betracht kommen, ob die Ansprüche des Christentums auf göttlichen Ursprung begründet sind. Allein es brauchte Jahre, bis dieser einfache Gedanke Ampère einleuchtete. Als er dann von neuem begann, die Evangelien zu lesen und die Rechtstitel zu erforschen, welche die göttliche Sendung Christi und der Apostel beweisen, nahm das Schwanken und Zweifeln ein Ende und kehrte der alte Friede wiederum zurück.

Die inneren Bedrängnisse waren nicht die einzigen, welche den bedauernswerten Gelehrten im ersten Jahrzehnt seines Pariser Aufenthaltes heimsuchten. Häusliches Unglück kam hinzu. Daß dem jungen, erst 33jährigen Ampère eine glänzende Zukunft bevorstehe, mußte vielen in Paris einleuchten, und unter andern durchschaute das leider auch eine Mutter, die über eine heiratsfähige Tochter verfügte. Den wenig Welterfahrenen ins Netz zu locken, fiel nicht so schwer, und im Laufe des Jahres 1807 fand die Hochzeit statt. Allein so glücklich Ampères erste Ehe gewesen war, so unglücklich war die zweite. Bald kam es zu förmlichem Krieg. Der unglückliche Gelehrte mußte es sich gefallen lassen, zuerst von der Frau Gemahlin auf sein Arbeitszimmer verbannt und endlich förmlich vor die Thür gesetzt zu werden. Von der Geburt einer Tochter erhielt er kurz nachher nur Nachricht durch den Portier; man schrieb ihm nicht, und seine Briefe erhielten keine Antwort. So blieb allerdings nichts übrig, als daß die beiden Gatten sich trennten. „Von seiner Seite", so urteilte Bredin von der ganzen unerbaulichen Sache, „hat er nicht die mindeste Menschenkenntnis und Überlegung, dagegen Schwäche, Unbesonnenheit, Mangel an Voraussicht bewiesen. Er hat sich blindlings in die Schlingen geworfen, welche man ihm gestellt hatte." Übrigens ist der eigentliche Grund des ehelichen Zwistes, soweit man urteilen kann, ein für den Gatten ehrenvoller[1].

Betrogen von derjenigen, welche er gern mit aller Verehrung umgeben hätte, erfuhr jetzt Ampère, wo auf Erden das Herz zu suchen ist, in dem man sich am seltensten täuscht. Die alte Mutter nahm sich seiner an. Trotz ihres Alters entschloß sie sich, mit allen bisherigen Lebensgewohnheiten zu brechen, verließ Poleymieux und kam nach der Weltstadt, um Trost und Ordnung in das verlassene Heim des Sohnes zu bringen.

[1] Vgl. Correspondance et souvenirs I, 45. 51.

Allein ihr Opfer diente kaum zu etwas anderem, als um den Schwergeprüften von neuem niederzubeugen. Die Ortsveränderung wirkte nicht günstig auf die Mutter, sie kam nach Paris nur, um bald dort zu sterben. „Lieber Bredin," schrieb Ampere, „es hat Gott gefallen, uns noch einmal zu schlagen. Harte Zeit! Die Augenblicke, über die ich verfügen konnte, gehörten meiner armen Mutter. Meine Vorlesungen für das Polytechnikum bereitete ich des Nachts vor, und oft wußte ich nicht, was ich vortragen sollte vor Unruhe und erdrückendem Schlaf. Das letzte Unglück hat wieder viel alte Wunden aufgerissen; ich finde Erleichterung nur in dem Übermaß von Arbeit, über welches ich mich dann doch wieder beklage. . . ."

Ampères Schwester Josephine übernahm jetzt die Sorge für sein Hauswesen und die beiden Kinder Jean-Jacques und Albine.

Die Briefe Ampères aus dem Jahre 1817 lassen keinen Zweifel, daß er damals völlig zu seinen früheren religiösen Überzeugungen zurückgekehrt ist und daß der Sturm in seinem Innern ausgetobt hat. Wohl das unzweideutigste Zeichen davon ist, daß er am 1. März 1817 von der Beicht spricht, die an diesem Tage Frieden in seine Seele ausgegossen habe, und seinen Freund Bredin zum Empfang desselben Sakramentes auffordert. Ein Jahr später schreibt er über die Vergangenheit: „Warum habe ich in so viel eitle Beschäftigungen mich gestürzt, zu dieser unverzeihlichen Trägheit in Bezug auf das Himmlische mich verleiten lassen? In den Augen der Welt bin ich heute zu Wohlfahrt, zu Ehre, zu dem gelangt, was Gegenstand des Neides für viele sein kann. Lieber Bredin, Gott hat mir beweisen wollen, daß alles eitel ist außer ihn lieben und ihm dienen."

Von dieser Zeit an störten die philosophischen Studien Ampères Seelenfrieden nicht weiter. Er blieb im übrigen der Vorliebe für dieselben treu mit Ausnahme der Zeit, als er mit dem ganzen Feuereifer seiner Seele sich auf die bedeutendste Arbeit seines Lebens geworfen hatte.

Übrigens aber war auch diese Glanzzeit seines Lebens, da sein Name im Munde aller Gebildeten war, für ihn nicht ohne Bitterkeit. Einmal vermochten auch unter den Physikern nicht alle seinen mathematischen Entwicklungen zu folgen, und es fehlte also nicht an Mißverständnissen und Anfeindungen. Ferner fand er sich in seinen Studien durch widrige Verhältnisse oft behindert. Ampères Briefe zeigen uns, daß er recht oft die Zeit zu seinen magneto-elektrischen Forschungen sozusagen stehlen mußte. Er war nun einmal einer der Inspektoren des Unterrichtswesens und hatte als solcher alljährlich drei bis vier Monate lang im Lande umherzureisen,

die Kollegien zu besuchen, dort zuzuhören, wie die Schüler deklinierten und konjugierten, multiplizierten und Wurzeln auszogen, und nach der Rückkehr dann einen Bericht über den Stand des Unterrichtes und der Verwaltung der Kollegien einzureichen. Zudem war er seit 1824 zum Professor am Collège de France ernannt, so daß er nunmehr zwei Vorlesungen zu gleicher Zeit vorzubereiten hatte. Diese Beschäftigungen waren natürlich dem Fortgang seiner wissenschaftlichen Arbeiten äußerst hinderlich und drückten seine Stimmung gewaltig herab. „Sehr lieber Freund," beginnt er einen Brief vom 21. Februar 1821, „da ich weit in die Nacht hinein arbeiten muß — ich habe nämlich zwei Kurse zugleich zu geben, und will trotzdem meine Arbeiten über die Voltaströme und den Magnetismus absolut nicht lassen —, so sind meine Minuten gezählt. Es sind jetzt zwei Monate, daß ich nicht an Bredin geschrieben habe, das Wort sagt alles." „Mittwoch bin ich von Genf abgereist und in Paris Sonntag um 10 Uhr angekommen. Vor dem Frühstück fand ich Zeit, in der Eile für das Institut zu schreiben, und am folgenden Tag, 16. September, habe ich über die Ergebnisse dreier neuen Experimente gelesen, die ich in Genf angestellt hatte." „Becquerel stellt noch immer ausgezeichnete Versuche an, welche die Beweise meiner Theorie verstärken. Aber ich müßte drucken können, daß sie deren natürliche Folge sind, und ich habe keinen Augenblick Zeit. Ein Ärger, der mich zerreißt."

Der nahe Ausweg aus diesen Schwierigkeiten, sich von seinen vielen Ämtern befreien zu lassen, war für Ampère verschlossen; bei den Kosten, welche seine Haushaltung und namentlich die physikalischen Versuche verursachten, war es ihm unmöglich, auf seinen Gehalt zu verzichten. Fünf Jahre lang verheimlichte die Schwester, welche sein Haus verwaltete, das beständige Defizit, als sie es endlich eingestehen mußte, belief es sich auf 4000 Francs.

An Mißgeschick fehlte es also wahrlich nicht. Und wenn es nur mit dem bisher erwähnten sein Bewenden gehabt hätte! Aber es kam nun auch noch eigentliches Unglück hinzu, und zwar wiederum Unglück im häuslichen Kreise. Der Sohn Jean-Jacques fiel im Salon der berühmten Madame Récamier in die Schlingen dieser Circe, und es dauerte zum Leidwesen des Vaters 6 Jahre, bis er sich von ihr losriß. Für die Tochter Albine bot sich eines Tages ein Schwiegersohn an, der den Vater für sich einzunehmen wußte. Nicht lange nach der Hochzeit entpuppte er sich als Trinker und halb wahnsinnig.

Kein Wunder, daß bei so viel Unglück und so viel Hindernissen, bei dem drückenden Zwang, der ihn in Stellungen festhielt, welche minder begabte Geister mit viel mehr Erfolg hätten ausfüllen können, dem großen Physiker in seinen letzten Jahren zeitweilig die Studien völlig verleidet waren. Neue Bücher konnte man in seiner Bücherei noch unaufgeschnitten finden, höchstens daß er da und dort die Blätter ohne ein Messer anzuwenden, mit dem Finger auseinandergerissen hatte. Seine Freunde mochten ihn auf schwierige Fragen der Physik hinweisen und ihm von der Ehre und dem Ruhm sprechen, die er durch deren Lösung sich erwerben könne; das alles ließ ihn kalt, er hatte die Eitelkeit der gloire zu tief durchschaut. Das einzige, wofür er sich noch erwärmte, war seine Klassifikation der Wissenschaften, an welcher er bis zu seinem Ende eifrig arbeitete.

So kam das Jahr 1836 heran. Mitte Mai sollte er wiederum eine seiner gewöhnlichen Inspektionsreisen unternehmen und brach in der That am 17. Mai von Paris auf, so krank und unwohl er sich fühlte. In Lyon angekommen, suchte er vor allem seinen alten Freund Bredin auf, mit dem so viele Erinnerungen ihn verbanden, der seit Jahren der Vertraute all seiner Gedanken und Kämpfe gewesen war. Der Freund war erschrocken über die Veränderung, die mit Ampère vor sich gegangen war. Er schien eingefallen und stark gealtert, die Stimme war fast tonlos und von häufigem Husten unterbrochen. Trotzdem mochte er sich den Trost nicht versagen, noch einmal vor Bredin sein Herz auszuschütten und seinen Überzeugungen Ausdruck zu geben. Er sprach lang und lebhaft, obschon von häufigem Husten unterbrochen. Bredin suchte ihn zu mäßigen und mahnte ihn an seine Gesundheit. Aber fast heftig entgegnete er: „Ach Gesundheit! Als ob es sich darum handelte! Zwischen uns beiden darf jetzt nur mehr die Rede von den ewigen Wahrheiten sein.“ Acht Tage später war Ampère in Marseille, wo seine Krankheit rasche Fortschritte machte. Der Seelsorger mahnte ihn zum Empfang der Sakramente. Er antwortete, daß er schon vor seiner Abreise in Paris alle seine Christenpflichten erfüllt habe. Am 6. Juni fühlte er sich so weit besser, daß er noch an seinen Sohn schreiben konnte, dann aber nahmen die Kräfte rasch ab. Am Tage vor seinem Tode wollte jemand ihm aus der „Nachfolge Christi“ vorlesen; er antwortete, er kenne das Büchlein auswendig. Das sind die letzten Worte, die von ihm erhalten sind. Kurz darauf brach eine Gehirnentzündung aus, welche ihm das Bewußtsein raubte. Am 10. Juni 1836 morgens 5 Uhr hatte er ausgelitten. Tandem felix.

Fügen wir hier noch eine Charakteristik des großen Gelehrten an, die von jemand stammt, der ihn genau aus persönlichem Verkehr in nächster Nähe kannte.

Im Jahre 1831 kam der 18jährige Friedrich Ozanam aus Lyon nach Paris, um dort die Rechte zu studieren. Unter den Empfehlungsbriefen, die man ihm mitgegeben, war einer an Ampère gerichtet. „Am Donnerstag", erzählte Ozanam selbst, „machte ich meinen Anstandsbesuch bei Ampère, den ich bei Perisse in Lyon gesehen hatte. Er empfing mich sehr herzlich und richtete einige Fragen über meine Verhältnisse in Paris an mich, über den Preis meiner Pension. Dann stand er plötzlich auf und führte mich in ein sehr hübsches Zimmer, das bisher von seinem Sohn bewohnt war, und sagte: ‚Ich biete Ihnen Tisch und Wohnung bei mir an zum selben Preis, wie in Ihrer Pension. Ihre Richtung und Ansichten passen zu den meinen; es wird mir lieb sein, wenn ich mit Ihnen mich unterhalten kann. Sie werden später Bekanntschaft machen mit meinem Sohn, der sich viel mit deutscher Litteratur beschäftigt hat; seine Bücherei steht zu ihrer Verfügung. Sie halten den Freitag, ich auch; meine Schwester, meine Tochter und mein Sohn essen bei mir und werden Ihnen eine angenehme Gesellschaft sein'. . . ."

Ozanam nahm an, und noch 22 Jahre später rechnete er in einem Dankgebet zu den größten Wohlthaten, die er von Gott erhalten, „den väterlichen Empfang von seiten Ampères", und den Rat, den Chateaubriand ihm gab, nie den Fuß ins Theater zu setzen [1]. Die Unterhaltungen mit dem großen Gelehrten blieben ihm tief im Gedächtnis. Fast immer endeten sie mit einem Aufblick zu Gott als dem Schöpfer der Natur. „Dann nahm Ampère seine gewaltige Stirn zwischen die Hände und rief aus: Wie groß ist Gott, Ozanam, wie groß ist Gott." [2]

---

[1] Oeuvres complètes de *F.-A. Ozanam* XI (Paris 1891), 503.

[2] Ibid. X, 37. Daß Ampère die Natur als Weg zu Gott auffaßte, sagt er auch anderswo: „Nous ne pouvons observer que les oeuvres du Créateur; c'est par elles que nous nous élevons jusqu'à lui. Comme les mouvements réels des astres sont cachés par les mouvements apparents, et que ce sont cependant ces mouvements apparents qui nous font découvrir les mouvements réels; de même Dieu est en quelque sorte caché dans ses ouvrages et c'est par eux que nous remontons jusqu'à lui et que nous entrevoyons même ses divins attributs. Unter den Beweisen, welche man gewöhnlich für das Dasein Gottes vorbringt, heißt es dann, sei une des plus frappantes: celle qui résulte de l'accord admirable des moyens par lesquels l'ordre de l'univers se maintient et les êtres vivants trouvent dans leur organisation tout ce qui est nécessaire pour se conserver, se multiplier et

Nach dem Tode dessen, den er wie einen zweiten Vater verehrte, widmete er ihm einen warmen Nachruf, in welchem er zunächst Ampère als Gelehrten seinem umfassenden Wissen nach feiert [1].

„Die Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik nahmen vielleicht nur den geringeren Teil seiner Nachtwachen in Anspruch. Alle Wissenschaften waren für ihn ein einziges Reich, von dem Physik und Mathematik nur die ein wenig mehr begünstigten Provinzen bildeten, während kein Teil desselben ihm fremd blieb. Gott hatte ihn mit einer Regsamkeit des Geistes begabt, die nichts ermüdete außer der Ruhe, mit einem Gedächtnis, das Wort und Gedanken im Fluge auffaßte und für immer behielt. Mit diesen machtvollen Waffen ausgerüstet, hatte er sich den Zugang zu allen Gebieten der Wissenschaft erschlossen, und er durcheilte sie wie spielend nach seinem Belieben. Von den kühnen Spekulationen der Astronomie zu den geistreichen Spielereien der schönen Wissenschaften, oder zu den schönsten Stellen aus der alten und neuen Litteratur war für ihn nur ein Schritt. Indes unter allen Wissenschaften war jene der Gegenstand seiner Vorliebe, welche nach den Grundlagen von allem forscht und die Krönung aller andern bildet, die Philosophie. Sie bildete das Geheimnis seiner langen Betrachtungen, in welche er seit seiner Jugendzeit her sich stundenlang verlieren konnte.

„Damit ist indes noch nicht alles gesagt. Für uns Katholiken hat dieser schöne Genius noch andere Ansprüche auf unsere Verehrung und Liebe. Er war unser Genosse im Glauben. Die Religion war es, welche all seine Gedankenarbeit leitete, über seine Betrachtungen ihr Licht ergoß; von ihrem erhabenen Standpunkt aus beurteilte er alles und die Wissenschaft selbst. . . . Dies ehrwürdige Haupt, das überhäuft war mit Wissenschaft und Ehren, beugte sich ohne Vorbehalt vor den Geheimnissen des Glaubens und unter die Vorschriften der kirchlichen Lehre. Er beugte das Knie vor denselben Altären wie Descartes und Pascal, an der Seite der armen Witwe und des kleinen Kindes, die weniger demütig waren als er. . . . Aber vor allem war es ein schöner Anblick, zu sehen, was das Christentum im Innern seiner großen Seele zu wirken verstanden hatte: diese bewundernswerte Schlichtheit, die Schüchternheit eines Genies, das alles kannte, nur sich selbst nicht; diese hohe Geradheit in der Wissen-

jouir des facultés physiques et intellectuelles dont ils sont doués.“ Essai sur la philosophie des sciences II (Paris 1843), 24 s.

[1] Oeuvres VIII (Paris 1872), 89—90.

schaft, welche ausschließlich die Wahrheit, nicht die Ehre suchte ...; diese so freundliche und mitteilsame Liebenswürdigkeit, — wie oft schüttete sie nicht achtlos in familiärer Unterhaltung Schätze von Ideen aus, welche dann ein Plagiator ausbeutete; endlich dieses Wohlwollen, mit welchem er allen, besonders aber jungen Leuten entgegenkam: wir kennen einige, für welche er die Gefälligkeit und Sorge eines Vaters an den Tag legte. Ich kann versichern: diejenigen, welche nur die Intelligenz des Mannes kannten, haben von ihm nur die unvollkommenere Hälfte gekannt. Wenn er viel dachte, so liebte er noch mehr."

C. A. Kneller S. J.

Begriff und erste Entwicklung der Biologie.

„Die Wissenschaft ist ewig in ihrem Quell, nicht begrenzt in Zeit und Raum in ihrer Wirksamkeit, unermeßlich in ihrem Umfang, endlos in ihrer Aufgabe, unerreichbar in ihrem Ziele."
K. E. v. Baer.

Wie es am Schlusse einer größeren Zeitepoche von besonderem Interesse ist, einen Rückblick zu thun auf die geschichtliche Entwicklung der Völker und Staaten während des verflossenen Zeitraumes, ihren Stand vor hundert Jahren mit dem gegenwärtigen zu vergleichen, das Steigen und Sinken ihrer politischen Machtstellung, das Steigen und Sinken ihrer welt- und kulturhistorischen Bedeutung im Wogendrange der Zeitereignisse zu verfolgen und ursächlich zu erklären, so ist es auch von hohem Interesse, an dieser bedeutsamen Zeitenwende einen vergleichenden Rückblick zu werfen auf die Entwicklung einer Wissenschaft. Die Geschichte der menschlichen Wissenschaften ist ja auch ein Stück Weltgeschichte, zwar keines, das sich unter dem Donner der Kanonen abspielt wie die großen Völkerschlachten, das aber trotz seiner Geräuschlosigkeit nicht selten tiefer eingreift in die Geschicke ganzer Nationen und der ganzen Menschheit. Wer wollte zum Beispiel in Abrede stellen, daß die Entwicklung der chemisch-physikalischen und der auf ihnen beruhenden technischen Wissenschaften während des verflossenen Jahrhunderts von weittragender Bedeutung gewesen sei für die

Entwicklung der Kulturvölker und dadurch für ein großes Stück Weltgeschichte? Ist es nicht die moderne Physik, durch die sich der Menschengeist in der Dampfkraft Feuer und Wasser dienstbar gemacht und durch die er das Antlitz der Erde erneuert hat, indem er es mit einem Netze eiserner Schienen umspannte, auf denen geflügelte Dampfrosse dahinrasen, während sie das Meer mit einem ähnlichen System von Verkehrslinien überzog, auf denen noch größere dampfschnaubende Ungetüme von Stahl fortwährend hin und her eilen, um die fernsten Enden der Erde miteinander zu verbinden und die Errungenschaften der Kultur den unzivilisierten Nationen mitzuteilen? Ist es nicht die Entwicklung der modernen Physik, durch welche der menschliche Geist die geheimnisvollen Ätherwellen, die sichtbaren wie die unsichtbaren, unter sein Scepter beugte, durch das elektrische Licht neue Sonnen schuf, durch die elektrischen Telegraphenlinien und die unterseeischen Kabel die jahrtausendalten Schranken von Raum und Zeit siegreich überwand und durch die Röntgenstrahlen selbst den menschlichen Organismus durchleuchtete und dessen Skelettsystem auf der photographischen Platte fixierte? Ist es nicht die Entwicklung der Physik und Chemie, welche als Grundlage der modernen Technik unzählige neue Motoren und Maschinen und chemische Verbindungen für die verschiedensten Industriezweige schuf, durch die eine immer weiter schreitende Umwälzung auf volkswirtschaftlichem Gebiete sich vollzieht, während dieselbe Technik den Militarismus mit furchtbaren Kriegswaffen und todbringenden Sprengstoffen ausstattete, in deren Entdeckung und Vervollkommnung die Nationen sich gegenseitig zu überbieten suchen, um gegebenenfalls einander um so rascher vernichten zu können? Die riesigen Fortschritte, welche andere Wissenschaften, wie beispielsweise die Astronomie und die Biologie, ihrer Schwesterwissenschaft der Physik, insbesondere aber der Optik und Mechanik zu verdanken haben, liegen auf der Hand; durch sie wurden jene Wissenszweige mit Instrumenten und unter Mitwirkung der Chemie mit technischen Methoden beschenkt, welche für das Auge des Forschers das unendlich Ferne nah, das unendlich Kleine groß und selbst das Unsichtbare auf der photographischen Platte des Astronomen und auf den gefärbten Schnittserien des Mikroskopikers sichtbar machen, um dem einen die Wunder der Sternenwelt, dem andern die Geheimnisse der winzigsten Lebewesen zu entschleiern.

Aber es war nicht unsere Absicht, hier die Entwicklung der physikalischen Wissenschaften und ihren tiefgreifenden Einfluß auf die Umgestal-

tung der verschiedensten Verhältnisse des menschlichen Lebens wie der menschlichen Wissenschaften zu schildern: wir wollten uns nur mit der Entwicklung der Biologie beschäftigen, die sich so welterobernder Triumphe nicht rühmen kann. Und dennoch ist auch die Geschichte der Biologie im 19. Jahrhundert ein Stück der Geschichte des menschlichen Geistes, ein lehrreiches Stück innerer Weltgeschichte, von größerer Bedeutung für die Geschicke der Menschheit als man bei oberflächlicher Betrachtung denken sollte.

1. Vor allem müssen wir darüber Klarheit schaffen, was wir unter „Biologie" verstehen? *Was ist Biologie?* Wie schon der Name sagt, ist sie *die Wissenschaft vom Leben und von den lebenden Wesen*. Dies ist Biologie im *weitesten* Sinne des Wortes. Thatsächlich hat dieser Begriff jedoch auch noch eine engere Bedeutung erworben[1]. Zur Wissenschaft von den Lebewesen gehört ja eigentlich die gesamte Pflanzenkunde, Tierkunde und Menschenkunde. Gewöhnlich bezeichnet man als Biologie jedoch nur eine verhältnismäßig enge Unterabteilung dieses riesigen Wissensgebietes: man spricht von einer *Biologie* der Pflanzen und der Tiere im Gegensatz zu ihrer Morphologie, Physiologie und Entwicklungsgeschichte. Die *Morphologie* ist die Lehre von den Formen und den Formbestandteilen (Organen, Geweben, Zellen) der Organismen. Die *Entwicklungsgeschichte* studiert das *Werden* der organischen Formen vom Ei bis zum vollkommenen Wesen. Die *Physiologie* erforscht die *Thätigkeiten der einzelnen Teile* des Organismus, stellt deren Beziehungen zum Lebensprozeß, sowie die chemischen und physikalischen Gesetze ihrer Wirksamkeit fest. Die *Biologie* endlich beschäftigt sich *mit den äußeren Thätigkeiten*, welche den Organismen als Individuen zukommen, und daher ihr Verhältnis zu den übrigen organischen Wesen, sowie zur gesamten anorganischen Mitwelt regeln. Dadurch unterscheidet sich die Biologie auch von der *Psychologie*, welche die Vorgänge des sinnlichen und des geistigen Lebens, also wesentlich *innere* Thätigkeiten, zu ihrem eigentümlichen Gegenstande hat.

Die Biologie im *engeren* Sinne stellt sich somit dar als *die Wissenschaft von der Lebensweise und den Lebensbeziehungen der Tiere und der Pflanzen*. Die Biologie des Menschen bildet dagegen einen eigenen, der Anthropologie zugehörigen

[1] Näheres zur Begriffsbestimmung der Biologie vgl. in unserer Abhandlung „Biologie oder Ethologie?" im Biologischen Centralblatt XXI (1901, Nr. 12), 391—400.

Wissenszweig, den man nicht mehr unter den engeren Begriff der Biologie faßt, wie er in der Wissenschaft sich eingebürgert hat.

Um den Inhalt des Begriffes *Biologie* und zugleich auch die mannigfachen Ausgestaltungen, die er mit dem Fortschritte unseres Wissens im 19. Jahrhundert erfahren hat, klarer zu veranschaulichen, dürfte folgendes Gleichnis nicht ungeeignet sein.

Die Biologie im weitesten Sinne, welche die gesamte Kunde von den Lebewesen umfaßt, ist ein hoher, dreifach verästelter und reichverzweigter Baum, dessen Stamm und Äste und Zweige *die biologischen Wissenschaften* sind. Die Krone des Baumes wird von den obersten Verzweigungen des Hauptastes, der Lebenskunde des Menschen, gebildet. Sie heißt *Anthropologie*, und der oberste ihrer Zweige, bereits in das Gebiet der Geisteswissenschaften hineinragend, ist die Psychologie des Menschen und der Völker. Unter ihm folgt die menschliche Biologie im engeren Sinne, dann die Physiologie, die Morphologie und die Entwicklungsgeschichte des Menschen, die wiederum mit zahlreichen Seitenzweigen, welche großenteils dieselben Namen tragen wie die entsprechenden Zweiglein des zoologischen Astes. Andere Zweige der Krone, wie die Ethnologie und die Archäologie, die Psychopathologie und die Medizin, haben eigene Namen, zu denen sich am zoologischen Aste nur analoge Bezeichnungen wiederfinden.

Unterhalb der Krone geht ein mächtiger Seitenast vom Hauptstamme der biologischen Wissenschaften ab; er heißt *Zoologie* oder *Tierkunde*. Seine Hauptzweige sind die Tierpsychologie und die Tierbiologie, die Physiologie, die Morphologie und Morphogenie (Entwicklungsgeschichte) der Tiere. An jedem dieser Zweige ist im 19. Jahrhundert ein kleiner Wald von Zweiglein gewachsen, von denen wir hier nur wenige namhaft machen können. Aus der Tierbiologie entsproß die Kunde von der Ernährungsweise der Tiere (Trophologie) und die Kunde von ihrer Wohnungsweise (Ökologie), ferner die biologische Parasitenkunde und die Kunde von der Vergesellschaftung (Symbiose) verschiedener Tiere untereinander oder mit bestimmten Pflanzen; aus ihr entsproß weiter die biologische Ameisenkunde und Termitenkunde und als eines der fruchtbarsten Zweiglein der neueren Biologie die Kunde von der Lebensweise der Ameisengäste und Termitengäste. Nicht minder reich an modernen Sprößlingen ist die Physiologie der Tiere. Wir nennen hier nur die Nervenphysiologie, die sich mit ihren Zweigen, der Hirnphysiologie, der Physiologie der äußeren Sinnesorgane und der nervösen Leitungsbahnen gerne an die Stelle der angeblich „veralteten" Tierpsychologie setzen möchte[1]. Noch mannigfaltiger hat sich die moderne Morphologie ausgestaltet, in der Systematik einerseits und in der eigentlichen Morphologie anderseits, welch letztere wieder in eine äußere und innere Morphologie sich gliedert, während die innere abermals in die mächtig entwickelten Zweige der topographischen Ana-

[1] Vgl. hierüber unsere Abhandlung „Nervenphysiologie und Tierpsychologie" (Biolog. Centralblatt XXI [1901 Nr. 1], 23—32).

tomie, der Histologie (Gewebelehre) und der Cytologie (Zellenlehre) sich teilt. Die Morphogenie oder Entwicklungsgeschichte der Tiere weist zwei große Zweige auf, die Ontogenie oder individuelle Entwicklungsgeschichte und die Phylogenie oder Stammesgeschichte; die Ontogenie verzweigt sich wieder in die Embryologie oder Keimesgeschichte und in die Lehre von der postembryonalen Entwicklung, welche die Erscheinungen der Metamorphose, des Generationswechsels u. s. w. studiert. Schließlich sind auch noch die Tierpathologie und die Tiergeographie als Zweige des mächtigen zoologischen Astes zu nennen.

Näher der Wurzel des Stammes geht der unterste Seitenast von dem biologischen Wissensbaume ab; er heißt die Botanik oder Pflanzenkunde. Der vornehmste Zweig des zoologischen Astes, die Tierpsychologie, hat an dem botanischen Aste keinen entsprechenden Vertreter, weil der Pflanze das Sinnesleben fehlt und selbst die empfindsamsten ihrer Mitglieder es in ihren Reizbewegungen nur bis zu einer schwachen Analogie mit dem sinnlichen Erkenntnisleben bringen. Dagegen finden wir zu den übrigen Zweigen des zoologischen Astes eine beträchtliche Anzahl Stammesvettern auch am botanischen Aste wieder: neben der Biologie der Pflanzen ihre Physiologie und Morphologie, ihre Anatomie und Histologie u. s. w., endlich auch die Phytopathologie und die Pflanzengeographie. Ein ganz verdächtig üppig und giftig aussehendes Zweiglein, das zu dem „Medizin“ genannten Zweige der Krone kühn hinaufstrebt, zeichnet den botanischen Ast noch besonders aus; es heißt die Bakterienkunde.

Zu unserer Verwunderung sehen wir an dem Baume auch ein paar scheinbar abgestorbene Äste von bedeutendem Umfange; sie gehen seitlich ab von der Ursprungsstelle des zoologischen wie des botanischen Astes und heißen Paläozoologie und Paläophytologie. Aber diese Wissenszweige sind keineswegs tot, obwohl sie die toten Vorfahren unserer heutigen Tier- und Pflanzenwelt zum Gegenstande haben.

In dem Stamme, der die Krone und die Äste des biologischen Wissensbaumes mit ihren Zweigen und Zweiglein trägt, steigt ein Strom von wissenschaftlichen Lebenssäften auf; es sind dies die vergleichenden und verallgemeinernden Elemente der biologischen Wissenschaften, die das einheitliche Verständnis für den Zusammenhang aller Teile des Baumes liefern und zugleich sein Wachstum uns erklären. Die vergleichende Psychologie schafft eine innere Verbindung zwischen dem zoologischen Aste und der Krone; die vergleichende Biologie und Physiologie, die vergleichende Morphologie, Anatomie und Histologie, die vergleichende Zellenlehre und die vergleichende Entwicklungsgeschichte senden ihre verbindenden Lebensadern durch sämtliche Äste und Zweige des ganzen großen Baumes. Auch die organische Chemie und Physik und speziell die Mechanik der organischen Gebilde sind in den Wurzeln des Baumes als „Biochemie“ und „Biophysik“ vertreten und verbinden ihn mit dem umgebenden Erdreich der anorganischen Wissenschaften. Die Quintessenz aber aus allen Lebenssäften des biologischen Wissensbaumes ist der wissenschaftliche Begriff des Lebens, der Stamm des Baumes, der alle diese Äste und Zweige trägt und ernährt, ist die Wissenschaft vom Leben.

2. Das ist also der Baum der biologischen Wissenschaften, der im 19. Jahrhundert so kühn aufgeschossen ist und an seinen früher noch fast kahlen Ästen eine unübersehbar reiche Fülle von Zweigen und Blättern und Blüten und Früchten entwickelt hat. Sehen wir nun zu, von wannen dieser Baum stammt, und wie es ihm in seiner Jugendzeit erging, als er noch ein kleines Bäumchen war.

Der biologische Wissensbaum ist nicht erst im Jahre 1800 gepflanzt worden; er ist auch nicht in der Neujahrsnacht 1801 plötzlich zu einem Stamme geworden, der kräftig genug war, um alle die Zweige und Zweiglein zu treiben, die das neue Jahrhundert ihm bringen sollte. Sein Alter ist ein viel höheres; es reicht um mehrere tausend Jahre in die Vergangenheit zurück. Der Keim dieses Baumes wurde bereits in das Erdreich gesenkt, als Gott dem Leibe des ersten Menschen „den Geist des Lebens einhauchte", wie die Heilige Schrift in bildlicher Redeweise so schön sagt. Der Hauch des göttlichen Geistes, der im Menschen lebt, sein alles umfassender Verstand mit seinem alles ergründenden Wissensdurste, ist die geheime Triebkraft, die innere Lebenskraft jenes Baumes. Dieser Wissenstrieb regte sich im Menschen von jeher, nicht bloß bei den zivilisierten Kulturvölkern, sondern auch bei den wilden Naturkindern. Wie der Eskimo noch heute seine zum Strecken der Pfeile dienenden Geräte aus Wallroßzahn kunstreich mit Hundeköpfen und eingeritzten Figuren von Renntieren und Vögeln und Menschen verziert, zum Beweise, daß die Formen der ihn umgebenden Lebewesen seinem Geiste sich tief eingeprägt haben, so grub einst der diluviale Höhlenmensch Mitteleuropas rohe Zeichnungen von Fischen und Wildpferden und andere Tierfiguren auf Renntierknochen ein. Wenn auch die berühmte Abbildung eines wollhaarigen Mammut mit langer Mähne, die auf einem Stück Mammutzahn sich fand, vielleicht nicht als echt sich erweist, und die noch viel feinere Gravierung eines grasenden Renntieres auf einem Renntiergeweih aus dem Keßler Loche ziemlich sicher eine moderne Fälschung ist, so bleiben doch nach J. Ranke[1] noch echte Fundstücke genug übrig, auf denen der Diluvialmensch durch bildliche Wiedergabe der ihn umgebenden Tierformen schon einige Jahrtausende vor Beginn der christlichen Zeitrechnung seine biologische Beobachtungsgabe bethätigt und verewigt hat. Dasselbe hohe Alter der Biologie beweisen auch die zahlreichen Tierfiguren auf den ältesten ägyptischen Denkmälern.

---

[1] Der Mensch II, 425.

Wann der im Menschengeiste ruhende Keim der biologischen Forschung zum erstenmal eine wissenschaftliche Gestalt annahm und als junges Pflänzchen aus dem Erdreich hervortrat, läßt sich schwer bestimmen. Wir kennen jedoch einen berufsmäßigen Gärtner und geschickten Pfleger des Bäumchens, der 300 Jahre vor Christus lebte. Es ist der alte Stagirite Aristoteles. Er verdient es, der Vater der biologischen Wissenschaft genannt zu werden. Seine klassischen Werke Historia animalium, De partibus animalium und De generatione animalium sind die Grundpfeiler der wissenschaftlichen Systematik und Biologie, der Morphologie, Anatomie und Entwicklungsgeschichte geworden. Er erwähnt in seinen Schriften bereits die stattliche Zahl von etwa 500 Tierarten. Da er manche andere sehr gemeine und im alten Griechenland ihm seinerzeit ebenfalls begegnende Formen nicht nennt, so müssen wir daraus schließen, daß es ihm nicht nötig erschien, auf alle ihm bekannten Tiere einzugehen. Seine Haupteinteilung der Tiere in ἔναιμα oder Bluttiere (richtiger rotblütige Tiere) und ἄναιμα oder blutlose Tiere (richtiger Tiere mit farblosem oder keinem Blute) ist sachlich gleichbedeutend mit der modernen Einteilung in Wirbeltiere und Wirbellose. Die acht γένη μέγιστα oder obersten Gattungen der aristotelischen Systematik entsprechen ungefähr den Hauptklassen des Tierreichs von heute. Der Begriff εἶδος oder species, Art, der von ihm ebenfalls zuerst eingeführt wurde, ist die Grundlage des modernen Speziesbegriffes. Aber der große Philosoph von Stagira war nicht bloß ein bahnbrechender Systematiker, er war auch ein ebenso hervorragender Morpholog und Anatom, Biolog und Embryolog. Er verglich die verschiedenen Tierformen und deren Bau untereinander, er beschäftigte sich mit der Lebensweise und der Entwicklungsgeschichte der Tiere. Wie groß Aristoteles als Biolog dasteht, geht daraus hervor, daß manche seiner Entdeckungen erst im 19. Jahrhundert zum zweitenmal entdeckt und für nagelneue Triumphe der modernen Wissenschaft gehalten wurden. Aristoteles wußte bereits, daß manche Haie nicht nur lebendige Junge gebären, sondern daß bei ihnen auch die Ernährung der Jungen vor ihrer Geburt auf ähnlichen Vorrichtungen beruht wie bei den Säugetieren. Erst der berühmte Anatom und Physiolog Johannes Müller (1801—1858) machte diese Entdeckung zum zweitenmal. Ferner kannte Aristoteles bereits den Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Kopffüßlern (Cephalopoden) und hatte schon bemerkt, daß die jungen Tintenfische einen mundständigen Dottersack besitzen. Auch diese uralten

aristotelischen Entdeckungen wurden durch die neueste Forschung glänzend bestätigt.

Bei der wohlverdienten Autorität, welche Aristoteles als Vater der Biologie besaß, bei dem riesigen Schatze von Wissensmaterial, das, allerdings mit manchen Irrtümern untermischt, in seinen Werken zusammengetragen und geordnet sich findet, wird es einigermaßen begreiflich, weshalb man 2000 Jahre lang auf biologischem Gebiete fast nur Aristoteles studierte und Aristoteles zitierte und Aristoteles exzerpierte und Aristoteles kommentierte. Was Plinius der Jüngere in diesem Fach geleistet hat, ist unbedeutend im Vergleich zu dem Werke seines großen Vorgängers und stellt sogar in mehrfacher Beziehung einen Rückschritt dar. Plinius aber war wiederum die Hauptquelle für die meisten späteren „Naturforscher" des Altertums und des Mittelalters, welche aus ihm ihre biologischen Kenntnisse schöpften und auch alle die Fabeln, die in des Plinius Tiergeschichte Aufnahme gefunden, für bare Münze nahmen, ohne dieselben auf ihren Wert zu prüfen. Ein Musterwerk dieser Art ist der berühmte Physiologus oder das Bestiarium, in welchem die gesamte zoologische Legendenlitteratur mit erbaulichen Nutzanwendungen sich zusammengestellt findet.

Es wäre jedoch ungerecht, wenn man nicht zugleich auch anerkennen wollte, daß bereits unter den großen Scholastikern des 13. Jahrhunderts eine Reihe von Männern sich fand, bei denen das Streben nach selbständiger naturwissenschaftlicher Forschung erwachte. Wir meinen hier neben Thomas von Cantimpré und Vincenz von Beauvais besonders Albert den Großen[1], von dessen „Schrift über die Tiere" Viktor Carus in seiner „Geschichte der Zoologie" (S. 226) zugesteht, daß dieselbe gegenüber den zoologischen Schriften der beiden erstgenannten „als ein viel durchgearbeiteteres, mit größerem Selbstbewußtsein verfaßtes Werk sich erweise"; zudem war Thomas von Cantimpré ein Schüler des Albertus[2], während Vincenz von Beauvais den Albertus wiederholt zitiert, also aus ihm geschöpft hat. Obwohl Albertus Magnus wie alle seine Vorgänger haupt-

---

[1] Vgl. *F. A. Pouchet*, Histoire des Sciences naturelles au moyen âge ou Albert le Grand et son époque considérés comme point de départ de l'école expérimentale. Paris 1853. Ferner Fr. Ehrle S. J., Der selige Albert der Große. Stimmen aus Maria-Laach XIX (1880). G. v. Hertling, Albertus Magnus. Beiträge zu seiner Würdigung. Festschrift. Köln 1880.

[2] Ersterer nennt sich selbst einen auditor eius per multum tempus. Thomas Cantipratanus, Bonum universale l. 2 (Duaci 1627), c. 57, § 50, p. 576. (Vgl. E. Michael S. J., Albert der Große, in Zeitschr. f. kathol. Theologie [1901], 1. Heft, S. 43.) Daher beruht die Ansicht Bormans', welcher auch V. Carus in seiner „Geschichte der Zoologie" (S. 227) beipflichtet, daß Thomas von Cantimpré „eine Hauptquelle" für des Albertus Schrift über die Tiere gewesen sei, wahrscheinlich auf einem Irrtum.

sächlich auf Aristoteles sich stützte, strebte er doch mehr als jene danach, auch selbständige Leistungen beizufügen. Von den 26 Büchern seiner „Schrift über die Tiere"[1] entsprechen 19 den betreffenden aristotelischen Büchern, während 7 eigenen Ursprunges sind. Das erste derselben (das 20.) handelt allgemein von der Natur der tierischen Körper, das zweite (21.) von den Vollkommenheitsgraden derselben, eine ganz moderne Einteilungsidee, die übrigen 5 Bücher schildern die Tiere einzeln, und zwar innerhalb der größeren Gruppen alphabetisch. Aus diesen letzten 7 Büchern erhellt bereits zur Genüge, daß ihr Verfasser sich nicht damit begnügte, Aristoteles zu kommentieren, sondern daß er dessen Werk durch eigene Forschungsergebnisse zu vervollständigen suchte.

Während die sieben Bücher des Albertus Magnus de vegetabilibus et plantis, welche die Botanik desselben bilden, eine sorgfältige und gerechte Würdigung durch einen Fachmann[2] gefunden haben, wurde die weit bedeutendere Zoologie des Albertus, welche in den libri 26 de animalibus enthalten ist, bisher von fachwissenschaftlicher Seite viel zu wenig berücksichtigt. V. Carus widmet ihr zwar in seiner „Geschichte der Zoologie"[3] einige Seiten, ohne jedoch in die Details näher einzugehen. Zudem läßt der antikirchliche Standpunkt des Beurteilers eine völlige Objektivität nicht zu. Um so bemerkenswerter dürfte es sein, daß Carus zu dem Geständnisse sich veranlaßt sieht: „Albert, welchem der Zuname der Große bereitwillig zugestanden werden kann, ist jedenfalls die bedeutendste litterarische Erscheinung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften im 13. Jahrhundert" (S. 224). Wenn Carus dem von ihm selber (S. 236) ausgesprochenen Grundsatze, man dürfe Albert den Großen, um ihn als Zoologen gerecht zu beurteilen, nicht nach dem Maßstabe eines modernen Naturforschers messen, wirklich getreu geblieben wäre, so würde sein Urteil über die Zoologie des Albertus wahrscheinlich günstiger ausgefallen sein.

Obwohl Albert der Große als Zoolog sich von den mannigfachen Vorurteilen und Fabeln seiner Vorgänger nicht vollständig loszureißen vermochte, so besteht sein Verdienst doch nicht etwa bloß darin, daß er von Plinius zu Aristoteles zurückkehrte, sondern vorzüglich in der Anbahnung einer selbständigen Forschung, die nicht blindlings auf Autoritäten vertraut, sondern selber zusieht[4]. An sehr vielen Stellen seiner Schrift über die Tiere beruft er sich auf

[1] In der im Jahre 1890 begonnenen Pariser Gesamtausgabe (bei Vivès) der Werke des Albertus Magnus enthält der Band XI (De animalibus pars prior) und Band XII (De animalibus pars altera) jene „Schrift über die Tiere".

[2] E. Meyer, Geschichte der Botanik IV (Königsberg 1857).

[3] München 1872, S. 224—237.

[4] Männer wie Albertus Magnus widerlegen zur Genüge die von gewissen darwinistischen Tendenzschriftstellern gemachte Entdeckung, daß das Christentum

seine eigenen Untersuchungen und fügt häufig der Beschreibung die Bemerkung bei, daß er die betreffenden Objekte selber gesehen oder sogar in seiner Sammlung besitze. Er erzählt ferner, wie er zu zoologischen Zwecken ins Meer hinausfuhr und am Strande einer Insel zehn bis elf verschiedene Arten „blutloser Meertiere" sammelte. Nachdem er die verschiedenen Sagen über die Fortpflanzung der Fische berichtet, fügt er bei: „Ich glaube, daß von allem diesem nichts wahr ist; denn ich habe selbst fleißige Beobachtungen angestellt und die ältesten Fischer am Meere und an den Flüssen darüber befragt", worauf er dann das Resultat seiner Beobachtungen und Erkundigungen mitteilt. Er erklärt es ferner aus eigener Anschauung für falsch, daß die linken Beine des Dachses kürzer seien als die rechten; er verweist die auf den Bäumen wachsende Baumgans [1] und andere zoologische Märchen in das ihnen zukommende Gebiet der Fabel u. s. w. Allerdings sind seine Angaben noch mit manchen Irrtümern untermischt. Er schreibt den Fliegen außer den ganz richtigen zwei Flügeln acht Beine zu, wobei wir noch erwähnen wollen, daß sein großer Schüler Thomas von Aquin in den entgegengesetzten entomologischen Irrtum verfiel, indem er die Ameisen unter die reptilia quadrupedia rechnete [2]. Daß es ihm endlich nicht möglich war, bei Schilderung exotischer Tiere die alten Märchen zu berichtigen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden; auch bei Albertus schießt das Stachelschwein seine Stacheln als Pfeile auf den Feind ab, das wilde Einhorn wird im Schoße der Jungfrau zahm u. s. w. Man muß eben bedenken, daß einem deutschen Naturforscher des 13. Jahrhunderts für seine Kenntnis der fremdländischen Tiere keine andern Quellen zu Gebote standen als die alte Fabellitteratur. Wie sehr Albertus bemüht war, authentische Berichte auch über solche Tiere zu erlangen, die er nie

„den naturwissenschaftlichen Forschungsgeist erstickt" und „eine feindselige Stimmung gegen jede geistige Beschäftigung mit Naturobjekten herbeigeführt" habe. Leider sind derartige einseitige Auffassungen auch in neuere Lehrbücher der Zoologie übergegangen (vgl. z. B. R. Hertwig, Lehrbuch der Zoologie [5. Aufl., 1900] S. 7). Auf einen Albert den Großen können die folgenden Worte Hertwigs keine Anwendung finden: „Die Frage, wieviel Zähne das Pferd besitzt, wurde in vielen Streitschriften abgehandelt, welche das schwere Geschütz der Autoren in das Feld führten, ohne daß aber einer der Gelehrten Veranlassung genommen hätte, einem Pferde in das Maul zu sehen." Als Gegenstück hierzu möchten wir daran erinnern, wie eine berühmte neuzeitliche Akademie der Wissenschaften es für völlig unzulässig erklärte, zuzugeben, daß Meteorsteine vom Himmel fielen, und daß dieselbe Akademie in ihrem blinden Autoritätsglauben die kategorische Entscheidung erließ, das Meeresleuchten sei unmöglich, weil die Eigenschaften des Wassers und des Feuers unvereinbar seien. Das klingt ja ganz mittelalterlich!"

[1] Die Veranlassung zu dieser Fabel hat vielleicht die zu den Rankenfüßern (Cirripidien) unter den Krustentieren gehörige „Entenmuschel" (Lepas anatifera) gegeben, welche sich häufig an schwimmende Baumstämme ansetzt.

[2] In der Summa Theologiae 1, q. 72 ad 2. Unter reptilia verstand er nicht unsere modernen Reptilien, sondern alle Tiere, die keine oder nur „kurze" Beine besitzen, mittels derer sie ihren Körper parallel zur Unterlage bewegen.

gesehen, geht beispielsweise aus seiner trefflichen Schilderung der damals üblichen Methode des Walfanges hervor.

Als mit dem Beginne der Neuzeit das Zeitalter der Entdeckungen gekommen war und das Interesse für Naturstudien einen neuen Aufschwung nahm, begann der Baum der biologischen Wissenschaften bereits in verschiedene Äste und Zweige sich zu teilen, von denen einer nach dem andern heranwuchs. Wir müssen auch in unserer Darstellung diesem Teilungsprozesse uns anschließen; deshalb betrachten wir im Folgenden nur die Entwicklung der modernen Systematik, während wir die Entwicklung der Anatomie, der Physiologie, der Entwicklungsgeschichte und der Biologie im engeren Sinne erst später zu behandeln haben.

Naturgemäß war die äußere Formenmannigfaltigkeit der Tier- und Pflanzenwelt das erste, was den Blick der Forscher auf sich zog, bevor er in die Geheimnisse der Formbestandteile, der Gestaltungsprozesse und der Lebenserscheinungen der Organismen tiefer einzudringen versuchte. Demnach mußte die systematische Zoologie und mit ihr die scientia amabilis, die systematische Botanik, den übrigen Zweigen der biologischen Wissenschaften in der Entwicklung vorauseilen. Wir können hier nur die hervorragendsten Pioniere der neueren Systematik kurz erwähnen. Der Engländer Edward Wotton schrieb 1552 sein Werk De differentiis animalium, in welchem er zum System des Aristoteles zurückkehrte und dasselbe zugleich weiter ausbildete, indem er die Gruppe der Pflanzentiere oder Zoophyten als neue Abteilung hinzufügte. Sein Landsmann John Ray (1628—1704) bestimmte den Aristotelischen Artbegriff näher. Von besonderem Werte für die systematische Botanik sind seine Werke Methodus plantarum nova (1682) und Historia plantarum (1686); für die systematische Zoologie wurden Rays synoptische Bearbeitungen verschiedener Tierklassen bedeutungsvoll, besonders die 1693 erschienene über die Vierfüßer und Schlangen. So bereitete Ray, der Sohn eines englischen Hufschmiedes, den Weg für den großen schwedischen Ritter Karl von Linné, der 1707 als Sohn eines protestantischen Predigers in Råshult geboren wurde. Ein Jahr nach der Geburt Linnés starb sein bedeutendster Vorläufer auf botanischem Gebiete, der Franzose Joseph Pitton de Tournéfort (1650—1708), der in seinen Eléments de botanique ou methode pour connaitre les plantes (1694) den Begriff der heutigen Pflanzenfamilien und Pflanzengattungen begründete.

Mit Linné (1707—1778) tritt der Baum der biologischen Wissenschaften in ein neues Entwicklungsstadium ein. Er erstarkte durch ihn zu einem mächtigen, reichgegliederten Stamme von festem Kernholz, der eine solide Stütze für den Wald von Zweigen zu bieten vermochte, die im 19. Jahrhundert an ihm entsprießen sollten. Durch wiederholte Reisen nach Mitteleuropa und durch Benutzung der größten naturhistorischen

Sammlungen seiner Zeit bot sich dem eisernen Fleiße Linnés der Stoff für ein Universalwerk, das einzig in seiner Art dasteht und von epochemachender Bedeutung für die Geschichte der biologischen Wissenschaften wurde. Dieses Werk heißt *Systema naturae;* es erschien 1735 in erster Auflage, 1766 bereits in zwölfter; nach dem Tode des Verfassers wurde noch eine dreizehnte Auflage durch Gmelin besorgt, die heutzutage in den Bibliotheken die gewöhnliche ist.

Der hohe Wert von Linnés Systema naturae liegt nicht bloß darin, daß es die sämtlichen schon früher beschriebenen Tier- und Pflanzenformen systematisch gruppierte und durch eine ungeheuer große Zahl neuer Formen vermehrte, sondern vor allem darin, daß es zum erstenmal eine feste wissenschaftliche Terminologie in Gestalt der binären Nomenklatur schuf und statt unklarer, langatmiger Beschreibungen präzise Diagnosen von lakonischer Kürze einführte. Dieses Werk Linnés hat für die Entwicklung der beschreibenden Naturwissenschaften ungefähr dieselbe Bedeutung, welche die Einführung der Schriftsprache für die geistige Entwicklung eines Volkes besitzt. Bevor es noch Grammatik und Wörterbuch einer Sprache giebt, ist dieselbe erst ein wissenschaftlicher Embryo; es fehlen ihren Lebenselementen die festen Krystallisationspunkte, es fehlt ihnen das Knochengerüst, um das sie sich als geordnete Glieder zusammenschließen können.

Was die binäre Nomenklatur ist, brauchen wir unsern Lesern wohl nicht weitläufig zu erklären. Sie belegt jede Tier- und Pflanzenart mit einem wissenschaftlichen Doppelnamen (daher „binär“), der aus einem Gattungs- und einem Artnamen besteht, welche beide ihrer Form nach wenigstens latinisiert sind und eine Beständigkeit, Allgemeingültigkeit und Unveränderlichkeit besitzen, durch welche die Willkür der mannigfach schwankenden Vulgärnamen ausgeschlossen wird. Der allgemeine, substantivische Gattungsname erhält durch den seiner Bedeutung nach adjektivischen Artnamen die differentia specifica. Canis familiaris, Carabus auratus und Carabus nitens können hierfür als typische Beispiele dienen. Indem der Namengeber diesen Namen eine prägnante Beschreibung des Tieres als Artdiagnose beigab und indem ferner hinter dem Artnamen der Name des Autors, der die betreffende Art zuerst unter diesem Doppelnamen beschrieb, in abgekürzter Fassung beigefügt wird — z. B. Carabus auratus L. (Linné) —, weiß man künftig schon bei der bloßen Anführung des Artnamens ein- für allemal, welche Form damit bezeichnet werden soll. Dadurch wird der Name Carabus auratus L. zu einer allgemein kenntlichen wissenschaftlichen Etikette, die an Klarheit und Einfachheit nichts zu wünschen übrig läßt. Das ganze zoologische und botanische System stellt durch die binäre Nomenklatur einen wohlgeordneten und leicht übersichtlichen Fachkatalog dar, dessen erste Abfassung durch Linné von unschätzbarem Werte für die riesige Bibliothek des biologischen Wissens war. Die geniale Idee, auf eine so einfache Weise die ganze ungeheure Formenmannigfaltigkeit der Tier- und Pflanzenwelt logisch zu ordnen, ist dem Ei des Kolumbus vergleichbar: bevor Linné kam,

wußte niemand, wie er es aufstellen sollte; nachdem es aber durch Linné einmal stand, sah jeder, wie er es nachzumachen habe.

Karl von Linné ist durch sein Systema naturae der Vater der modernen Systematik geworden. Sein Nomenklatursystem ist bis auf den heutigen Tag das maßgebende, und wird es voraussichtlich auch in der Zukunft bleiben. Die Nomenklaturgesetze, welche von den neuesten internationalen Zoologenkongressen und insbesondere von einer eigenen durch die Deutsche Zoologische Gesellschaft ernannten Kommission am Schlusse des 19. Jahrhunderts ausgearbeitet und in den wissenschaftlichen Kreisen allgemein angenommen wurden, sind nichts weiter als eine folgerichtige Durchführung und ins einzelne gehende Spezialisierung der Linnéschen Grundprinzipien. Um eine feste Basis für die Lösung strittiger Prioritätsfragen zu schaffen, ließ die Deutsche Zoologische Gesellschaft überdies eine neue Ausgabe der 10. Auflage (1758) des Systema naturae von Linné veranstalten, wodurch das Jahr 1758 als Normalpunkt der zoologischen Systematik, und die von Linné in jener Auflage aufgestellten Gattungsnamen als Normalnamen fixiert wurden.

Linnés Systema naturae ist ein Universalwerk, das nur einmal möglich war, wenigstens für einen Mann. Durch die Weiterentwicklung der systematischen Zoologie und Botanik, bewirkt durch das nähere Studium der europäischen Fauna und Flora sowie durch die Erforschung fremder Erdteile, durch die ein ungeheuer reiches und stetig wachsendes Formenmaterial geliefert ward, hat das Gebäude der Systematik eine solche Riesengröße erreicht, daß kein einzelner Menschengeist, selbst nicht das Genie eines Aristoteles, es in seinen Einzelheiten zu umfassen und in sich aufzunehmen vermöchte. Wir können bis 1901 die Gesamtzahl der wissenschaftlich beschriebenen Tierarten auf mindestens 500 000 schätzen, von denen mehr als die Hälfte auf die Klasse der Insekten entfällt. Allein schon die Zahl der bisher beschriebenen Käferarten dürfte mit 100 000 eher zu niedrig als zu hoch angegeben sein. Um nun das gewaltige Material der systematischen Tierkunde, das in unzähligen Einzelarbeiten in zahllosen wissenschaftlichen Zeitschriften und Werken zerstreut ist, zusammenzufassen, hat die Deutsche Zoologische Gesellschaft auf ihrer ersten Generalversammlung 1891 beschlossen, ein großes systematisches Universalwerk unter dem Titel *Species animalium recentium* oder „Das Tierreich" herauszugeben, welches die Beschreibungen sämtlicher bisher bekannter lebender Tierarten in systematischer Ordnung enthalten soll. Der große Plan, den zu Linnés Zeiten ein Mann auszuführen vermochte, kann heute nur durch eine über zahlreiche Arbeitskräfte und reiche Geldmittel verfügende wissenschaftliche Gesellschaft verwirklicht werden, und auch so noch bleibt es sehr fraglich, ob das neue „Tierreich" bis Anno 2000

fertig sein wird. Wir haben auf Grund der entomologischen Litteratur eine genaue Berechnung angestellt, deren Ergebnis nicht unbedenklich ist für den Erfolg jenes Unternehmens[1].

Das ganze Werk soll in allen seinen Lieferungen nach demselben detaillierten Plane durchgearbeitet werden. Daher dürfen wir aus den bisher erschienenen Lieferungen auf den Umfang schließen, den das Gesamtwerk haben wird. Nun würden aber unter Zugrundelegung der Bearbeitungsweise der bisherigen Lieferungen allein für die Ordnung der Coleopteren (Käfer) nach mäßiger Schätzung 111 Bände à 500 Seiten erforderlich sein; für die ganze Klasse der Insekten wenigstens 300 Bände à 500 Seiten, für das gesamte Tierreich mindestens 500 Bände à 500 Seiten. Diese 500 Bände umfassen aber mehr als 15000 Druckbogen; damit das Werk in hundert Jahren fertig werde, müssen somit jährlich wenigstens 150 Bogen erscheinen. Thatsächlich sind jedoch seit 1897 jährlich nicht einmal 15 Bogen im Durchschnitt herausgegeben worden: also — — —

Aber wir haben hier ja nicht die Rolle eines Schwarzsehers zu spielen; wir beabsichtigten vielmehr, unsern Lesern ein erhebendes Bild von den Fortschritten der biologischen Wissenschaften zu zeigen. Wir wollen also rosig hoffen, daß eine wunderbare Vermehrung der Mitarbeiterschaft und der pekuniären Mittel eintrete, die diesem großartig angelegten Unternehmen zu Gebote stehen; wir wollen hoffen, daß die erste, 1897 erschienene Lieferung des Werkes im Jahre 1997 nicht schon längst veraltet sei und daher neu umgearbeitet werden müsse; wir wollen hoffen, daß das ganze, große Werk in absehbarer Zeit vollendet vorliege, bevor die von der Wala prophezeite Götterdämmerung eintritt, die wahrscheinlich auch eine Zoologendämmerung sein wird; wir wollen hoffen, daß die Zoologie der Zukunft noch recht viel Freude und Ehre an dieser kühnen Schöpfung der Deutschen Zoologischen Gesellschaft erleben werde: jedenfalls haben wir unsern Lesern durch das obige Rechenexempel einen annähernden Begriff gegeben von der riesigen Entwicklung, welche die systematische Zoologie im Laufe des 19. Jahrhunderts zu verzeichnen hat.

Allein schon die Thatsache, daß die Deutsche zoologische Gesellschaft es für nötig erachtete, Linnés Systema naturae neu herauszugeben und überdies ein nach dem Vorbilde desselben geplantes Universalwerk auf dem Gebiete der systematischen Zoologie zu unternehmen, deutet zur Genüge den hohen Wert an, den die Systematik für die Entwicklung der biologischen Wissenschaften besitzt. Damit beweist sie aber zugleich auch die eminente Bedeutung, welche Linné als dem Schöpfer der modernen Systematik zukommt. Es macht daher einen wenig pietätvollen Eindruck, wenn man in einigen neueren zoologischen Werken Linné mit mehr oder minder klaren Worten als den Vater der „geistlosen Speziesszoologie" be-

---

[1] Vgl. unsere Besprechung der ersten Lieferungen des „Tierreich" in „Natur und Offenbarung" XLIII (1897), 508; XLIV (1898), 635.

zeichnet findet[1]. Für eine gewisse Klasse von „Haeckelisten" ist die Systematik gleichsam nur ein unbequemer Alter, der sie in ihren kühnen Geistessprüngen und phantasiereichen Spekulationen einzuschränken droht, weil eben die thatsächliche Formenmannigfaltigkeit der Tierwelt sich ihren Einfällen nicht fügen will und weil ihnen zudem die Geduld fehlt, sich das Wissensmaterial der Systematik erst geistig zu eigen zu machen, bevor sie mit ihren Spekulationen beginnen. Aber sie vergessen dabei völlig, daß sie ohne den gestrengen Herrn Papa gar nicht existieren würden.

Die bloße Systematik ist allerdings keineswegs das Ideal der biologischen Wissenschaft. Sie ist nicht der eigentliche Zweck, sondern nur ein unentbehrliches Hilfsmittel der biologischen Forschung. Was das trockene Kernholz eines Baumes für die vom Lebenssafte

---

[1] Dagegen ist es nicht unberechtigt, wenn R. Hertwig in seinem „Lehrbuch der Zoologie" (5. Aufl., 1900, S. 9) es rügt, daß manche Nach-Linnésche Zoologen, besonders Entomologen, die Beschreibung einer möglichst großen Zahl „neuer Arten" als das einzige Ziel ihrer Bestrebungen ansahen und dabei mehr auf die Menge als auf die Güte ihrer Leistungen achteten. Leider ist diese Klasse von Pseudosystematikern auch heute noch nicht ganz ausgestorben, die mit oberflächlichen oder sogar mit „vorläufigen" Diagnosen die fachwissenschaftliche Litteratur überschwemmen und durch ihre Publikationen das Studium einer Tiergruppe nur erschweren, statt es zu fördern; denn andere, gründlichere Autoren, die aus diesen flüchtigen Beschreibungen nicht klug werden können, sind in ihrer Arbeit gehemmt, weil sie wegen des Prioritätsgesetzes selbst auf solche Originalbeschreibungen Rücksicht nehmen müssen. Man erzählt eine kaum glaubliche Anekdote von einem „wissenschaftlichen Arbeiter" aus den fünfziger Jahren, der an einem großen Museum angestellt war und für jede neue Gattung, die er aufstellte, ein Pfund Sterling, für jede neue Art einen Schilling erhielt. Damit das Geschäft flotter gehe, hatte er neben sich zwei Säcke stehen, einen mit griechischen und einen mit lateinischen Namen. Brauchte er nun einen neuen Gattungsnamen, so griff er kühn in den griechischen Sack und holte aufs Geratewohl einen Namen heraus, um das neue Genus damit zu beglücken. Bedurfte er dagegen eines neuen Artnamens, so nahm er zu dem lateinischen Sack seine Zuflucht und klebte das erste Adjektiv, das ihm in die Finger geriet, der neugeborenen Spezies an. Wie zutreffend und bezeichnend die neuen Gattungs- und Artnamen ausfielen, kann man sich leicht denken; ebenso vielsagend waren auch die Diagnosen, die er als „Originalbeschreibungen" diesen Namen beifügte. Das war in der That eine „geistlose" Spezieszoologie. Es wäre jedoch ungerecht, für derartige Geistlosigkeiten die Spezieszoologie überhaupt verantwortlich zu machen. Auswüchse kommen an jedem Wissenschaftszweige vor, und sie sind in der systematischen Zoologie der Linnéschen Schule jedenfalls nicht häufiger als in der modernen Entwicklungslehre. Ein sprechendes Beispiel für die Geistlosigkeiten, die von darwinistischen Vertretern dieser Richtung geleistet worden sind, bietet Ernst Haeckels neuestes Buch „Die Welträtsel". Vgl. unsere Besprechung in dieser Zeitschrift Band LX (1901), S. 428 ff.

durchströmten Gewebe desselben ist, das ist die Systematik für die übrigen biologischen Wissenschaften; sie bildet gewissermaßen nur das Gerüste, das Gerippe derselben. Aber wie am menschlichen Leibe das Auge dem Skelett des Fußes daraus keinen Vorwurf machen darf, daß es die Ätherwellen nicht widerspiegelt, so darf auch die moderne Morphologie und Biologie die Systematik deshalb nicht geringschätzen, weil sie vieles nicht sieht, was diese Forschungszweige entdecken. Wie im lebendigen Organismus, so gilt auch in der Wissenschaft das Prinzip der Arbeitsteilung; und je vollkommener eine Wissenschaft sich entwickelt, je reicher sie sich gliedert, desto unentbehrlicher wird eine scharfe Trennung der Formalobjekte für ihre einzelnen Unterabteilungen, wenn ein wirklicher Fortschritt erzielt werden soll.

Wenden wir diese Erwägung, deren Richtigkeit kein moderner Naturforscher bestreiten wird, auf Linnés Stellung zu den biologischen Wissenschaften an. Sein Spezialfach war die Systematik, und es war für die Wissenschaft ein Glück, daß der Geist eines Linné eben nur die Systematik und nicht etwa zugleich auch noch die Anatomie und Physiologie als Spezialfach erwählte; denn für die gedeihliche Entwicklung sämtlicher biologischer Wissenszweige war die Bildung einer festen Systematik die erste und notwendigste Voraussetzung: sonst blieb die Zoologie und Botanik ein wirres Chaos von Formen, in dem niemand sich zurechtfinden konnte. Zur Schöpfung eines systematischen Universalwerkes wie Linnés Systema naturae gehörte aber bereits damals ein ganzer Mann, der seine Arbeitskraft ungeteilt auf dieses Ziel hinlenken mußte, wenn er es erreichen wollte. Der gegen den großen Linné von seinen kleinen Erben erhobene Vorwurf, er sei bloß „ein einseitiger Systematiker" gewesen, ist daher ebenso kurzsichtig wie undankbar.

Wir könnten hier noch die Bestrebungen der modernen Systematik verfolgen, das mehr oder minder künstliche und meist auf äußere Merkmale begründete System Linnés in ein natürliches System der Tiere und Pflanzen umzugestalten, welches auch die von der vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte gebotenen Eigenschaften für die systematischen Verwandtschaftsbeziehungen verwertet. Dies würde uns jedoch viel zu weit führen, zumal wir uns bei der Systematik schon so lange aufgehalten haben. Wir wenden uns daher zu den übrigen biologischen Wissenschaften, um auch deren Entwicklung in kurzen Zügen zu schildern.

E. Wasmann S. J.

Ein anarchistischer Fürst [1].

Der 26. Mai 1862 alten Stils war ein entscheidender Tag für das Leben und die innere Politik Alexanders II. von Rußland.

Um 4 Uhr nachmittags brach in den ausgedehnten Holzbuden, welche den Apraxin-Platz von St. Petersburg bedeckten, ein gewaltiger Brand aus. Rasch und furchtbar griff das Feuer um sich. Es stürzte sich auf die alten Möbel, Bücher, Kleider und Betten, welche in den Läden aufgehäuft waren, und bald war der ganze Platz ein unzugängliches Flammenmeer. Die einzige Dampfspritze der Nachbarschaft mußte vier Meilen weit hergeholt werden. Schon brannten die Archive des Ministeriums des Innern, die Staatsbank war gefährdet. Wütend warf sich das Feuer auf die Schwefel-, Öl- und Terpentinfässer, welche in einem schmalen Gäßchen, das den Apraxin-Platz vom Pagenkorps trennte, geborgen lagen. Wenn das Pagenkorps nicht gerettet werden konnte, so war auch die Nationalbibliothek und ein Teil des Newsky-Prospekts verloren. Da meldete einer der Pagen, der 19jährige Fürst Peter Kropotkin, auf eigene Faust dem Generalgouverneur von Petersburg die drohende Gefahr. Es wurde ihm eine Abteilung Soldaten zur Verfügung gestellt, welche vereint mit den Kadetten gegen 4 Uhr morgens über das Feuer Herr wurden.

Diese schrecklichen Stunden bildeten einen Wendepunkt in der Politik Alexanders II.

Vor einem Jahre war zur Unzufriedenheit des alten Adels, aber unter dem Jubel der Bauern und aller fortschrittlichen Elemente die Leibeigenschaft aufgehoben worden. Allerdings waren die Loskaufsbedingungen recht schwer, aber der gutmütige russische Bauer nahm alles gern auf sich um der Freiheit willen. Der Kaiser hatte noch andere wichtige Reformen vor, während man freilich zu gleicher Zeit unschuldige, ja gesunde Volksbewegungen unterdrückte. Die ernsten Unruhen 1861 in St. Petersburg, Moskau, Kasan und Warschau gaben der reaktionären Partei neue Hoffnung, den Kaiser umzustimmen.

Nun bot der schreckliche Brand das gewünschte Losungswort; das Feuer hatte zweifellos eine ruchlose Hand angelegt. Eine Revolution war ja damals wirklich in Vorbereitung: es gärte in Polen, in St. Petersburg waren revolutionäre Aufrufe angeschlagen worden. So klang es nicht unwahrscheinlich, daß der Brand von der extremen Partei angestiftet worden sei. Andere, nicht schlecht unterrichtete Leute schoben ganz im Gegenteil die Schuld auf die Reaktionäre. Jedenfalls brachten letztere den Kaiser von jetzt an, wenn auch nicht auf einmal, so doch allmählich ganz auf ihre Seite. Es begann jenes verhängnisvolle System,

---

[1] Fürst P. Krapotkin. Memoiren eines Revolutionärs. Autorisierte Übersetzung von Max Pannwitz. 2 Bde. Stuttgart, Lutz, 1900. Wir transskribieren den Namen Kropotkin.

welches später dem nihilistischen Terrorismus die beste Nahrung bot. Freilich verschaffte erst der polnische Aufstand der Reaktion den entscheidenden Sieg. Daß aber der Brand vom Jahre 1862 die Reformfreudigkeit Alexanders erschütterte, kann nicht wohl geleugnet werden.

Merkwürdigerweise war jener Brandtag auch entscheidend für das Leben eines Mannes, welcher bei der Entwicklung der revolutionären Partei in Rußland sowohl als in Westeuropa eine Hauptrolle spielen sollte.

Mitte Mai war an die ältesten Kadetten des Pagenkorps der Befehl ergangen, sich ein Regiment zu wählen. Der uns schon bekannte Peter Kropotkin hatte sich zum Staunen seiner Kameraden und zum Entsetzen seines Vaters ein sibirisches Regiment in der Amurgegend ausersehen. Ihn lockte ein geographisches Interesse und die Hoffnung, mit Hilfe weniger Gleichgesinnter auf einem ungeheuern Gebiet die neuen in Aussicht gestellten Reformen durchführen zu können.

Am Widerstand des Vaters schien aber alles scheitern zu wollen. Da erschien am Tage nach dem Brand der Großfürst Michael unter den Pagen. Kropotkin mußte ihn als Kammerpage auf seinem Rundgang begleiten. Der Großfürst wunderte sich zwar über den sonderbaren Entschluß des jungen Leutnants, versprach ihm aber, einen Empfehlungsbrief an den Generalgouverneur auszustellen. Jetzt gab der Vater nach; Peter Kropotkin stand Sibirien offen. Hier sollte er seinen Ruf als Gelehrter begründen, hier sollte sich aber auch in seinem Geiste der Keim jener Ideen entwickeln, welche ihn später zum Anarchismus führten.

Da die Leser dieser Blätter aus früheren Aufsätzen [1] sich erinnern werden, welche Bedeutung die revolutionäre Agitation Kropotkins hatte, wird es für sie von Interesse sein, die Geschicke dieses Mannes näher kennen zu lernen.

Die Selbstbiographie des Fürsten, in welche ausführliche Schilderungen der Zustände in Rußland, der Entwicklung des Nihilismus und der westeuropäischen anarchistischen Bewegung eingeflochten werden, muß allerdings mit Vorsicht benutzt werden. Es mag ja richtig sein, was vor kurzem ein Fachmann, kein Gesinnungsgenosse Kropotkins, bemerkt hat [2], daß die Memoiren in der Wiedergabe historischer Einzelheiten zuverlässig sind; diese Kenntnis der russischen Geschichte und diese Wahrheitsliebe des Fürsten erklären es auch, warum er in England so gesucht war als Mitarbeiter der Times, der Nineteenth Century und der Encyclopaedia Britannica. Man darf aber nicht vergessen, daß Kropotkin von seinem revolutionären Standpunkt aus keinen Blick hat für die Aufgaben und Schwierigkeiten der staatserhaltenden Kräfte, in deren Beurteilung er Pessimist ist, während er für die Schwächen seiner Freunde das Auge verschließt; auch verschweigt er manches oder erhebt Kleinigkeiten zu weltbewegenden Ereignissen. Viele Einzelheiten entziehen sich der Kontrolle. Im folgenden wurde öfters eine stillschweigende Kritik geübt, indem wir offenbare Übertreibungen nicht aufnahmen.

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. LVI (1899), S. 26—40. 172—191. 365—388. 499—521.

[2] Litt. Centralblatt LII (1901), 101.

Bei der Darstellung des Nihilismus und des Anarchismus läuft unsere Kritik neben den Schilderungen der Memoiren einher, und so kann man aus diesen Partien einen Maßstab gewinnen zur Beurteilung des Ganzen.

Gern verließ Kropotkin die reaktionären hohen Gesellschaftskreise St. Petersburgs. Er selbst war allerdings arg fortgeschritten und aufgeklärt. Von seinem Vater, dem eingefleischten Militär, dem altrussischen adeligen Grundherrn, hatte er es nicht gelernt. Auch Herr Poulain, der gestrenge französische Hofmeister, mit seinem Jagdhündchen Trésor, seiner Kaffeemaschine Napoleon, seinem Noël und Chapsal, seiner Weltgeschichte und seiner allgemeinen Weltkunde, deren zwanzig erste Blätter wahrscheinlich von einem früheren Zögling ausgerissen worden waren, der weder als Gelehrter noch als großer Pädagog glänzen konnte, scheint unschuldiger Natur gewesen zu sein. Ein junger russischer Hilfslehrer und einige tüchtige Professoren im Pagenkorps hatten die schönen Anlagen und zumal die litterarischen Neigungen des Knaben früh geweckt. Mit zwölf Jahren schrieb er kindliche Novellen und mit dreizehn redigierte er eine Monatsschrift, welche durch Vermittlung seines älteren Bruders Alexander im Moskauer Kadettenkorps ihre Abonnenten fand.

Aber das Kind hatte keine irgendwie tiefere religiöse Ausbildung erhalten. Die Mutter war früh gestorben, die Stiefmutter kümmerte sich um die Kinder nicht viel, der Vater war gläubig, aber, wie es scheint, ohne tiefere Religiosität. So konnte Kropotkin später über sich und seinen Bruder schreiben: „In unserer Kindheit waren wir nie religiös gewesen. Man führte uns in die Kirche; aber in einer russischen Kirche, zumal in einem kleinen Dorfe, ist die weihevolle Haltung des Volkes viel eindrucksvoller als die Messe selbst. Von allem, was ich je in der Kirche hörte, hatte nur zweierlei einen Eindruck auf mich gemacht: die zwölf Stücke aus den Evangelien, die von Christi Leiden handeln und die in Rußland beim Abendgottesdienst vor dem Karfreitag vorgelesen werden, und das kurze Gebet gegen den Geist der Herrschsucht, das während der großen Fasten gelesen wird und wegen seiner einfachen, anspruchslosen Worte und Empfindungen wirklich schön ist.“ [1]

So kam es, daß Alexander, welcher doch schon als Knabe jedes gehaltlose Gespräch verabscheute und nach dem ersten Blick in französische Novellen sie als „dumm und schmutzig“ beiseite geworfen hatte, keine Gelegenheit fand, seinen trefflichen Geistes- und Herzensanlagen eine religiöse Weihe und Vertiefung zu geben. Mit 16 oder 17 Jahren suchte er sich eine eigene Religion auszuarbeiten, schwärmte für das Augsburger Bekenntnis und füllte seine Briefe an den 15jährigen Peter „mit Erörterungen über die Gnade und Texte aus Paulus und Jakobus“ [2]. Auch Peter machte schon damals stark in Weltanschauungen, folgte aber seinem Bruder nicht bis in die Abgründe der Kantschen Kritik; dagegen warf er sich mit Feuereifer auf Voltaire und die Encyklopädisten und auf die Schriften der Stoiker, welche er bei seinen Sonntagsausgängen in der Bücherei seines Schwagers aufsuchte. Später fand er bei einer 19jährigen Cousine den

[1] Memoiren I, 124 f. [2] Ebd. S. 124. 125.

„Polarstern", die Zeitschrift des russischen Revolutionärs Herzen, und Vetter und Cousine lasen darin aufs eifrigste, er aus jugendlicher Neugierde, sie aus Ärger darüber, daß sie einen andern Vetter nicht heiraten durfte.

Damals hing der junge Kropotkin zwar noch mit ganzer Treue an Alexander II., aber das Selbstherrschertum mißfiel ihm. Schon mit 17 Jahren begann er seine erste „revolutionäre" Zeitschrift, in welcher er für die Notwendigkeit einer russischen Konstitution eintrat, in drei Abschriften zu verbreiten. Mehrere Kadetten schlossen sich ihm an. Die Vergehen der Beamten, von denen man beständig reden hörte, die Blicke, welche der Kammerpage hinter die Coulissen am Hofe werfen durfte, waren eben auch keine normale Schule des Lebens und kein Lehrkurs über Autorität.

So schied denn Peter Kropotkin ohne Bedauern von St. Petersburg.

Eben hatte der freiheitlich gesinnte Nikolaus Murawjew Sibirien verlassen, der ähnlich denkende Korsakow war ihm gefolgt. „Und der Chef des Generalstabes, Kukel — ein junger, noch nicht 35jähriger General, dessen Adjutant ich wurde —", heißt es in den Memoiren, „führte mich sofort in ein Zimmer seines Hauses, wo ich neben den besten russischen Zeitschriften vollständige Sammlungen von Herzens Londoner revolutionären Schriften fand." [1]

Mit Feuereifer warf sich der 19jährige Jüngling auf die Ausarbeitung von Plänen zu einer völligen Reform des Verwaltungs- und Verbannungswesens. Natürlich war Kukel die Seele der Arbeit. Die Entwürfe erwiesen sich allem Anschein nach als wirklich praktisch und human und bezweckten das Beste des Landes.

Kropotkin hatte ein warmes Herz und einen offenen Blick für die Nöten und Bedürfnisse des Volkes. Sein Charakter und seine bisherigen Erfahrungen kamen ihm jetzt trefflich zu statten. Seine Mutter hatte auch die Leibeigenen wie Kinder behandelt. Alle Dienstboten liebten und verehrten sie. Wenn die alte Magd Uliana die Kleinen kämmte oder über sie, nachdem sie zu Bett gegangen waren, das Zeichen des Kreuzes machte, sagte sie: „Und eure Mama muß nun vom Himmel auf euch niederschauen und bei eurem Anblick Thränen vergießen, arme Waisen." „Ihr Andenken", schreibt Kropotkin, „ließ auf unsere ganze Kindheit einen lichten Schein fallen. Wie oft berührte Alexander oder mich in einem dunkeln Gange liebkosend die Hand eines Dienstboten. Oder es sagte eine Bauernfrau, die wir draußen trafen: ‚Werdet ihr so gut sein, wie eure Mutter war? Sie war barmherzig und hatte Mitleid mit uns. Sicher werdet ihr ihr gleich werden.'" [2]

Beide Brüder hatten von der Mutter das gute Herz geerbt. Rührend ist eine Begebenheit, welche in den Memoiren erzählt wird. Der alte Fürst war einmal sehr übler Laune und ließ Makar, dem Klavierstimmer und Unterkellermeister, wegen einer Kleinigkeit 100 Hiebe mit der Birkenrute aufzählen. Die Memoiren berichten weiter: „Schrecken und Totenstille herrschen im Hause. Als die Glocke 4 Uhr schlägt, gehen wir alle zum Mittagessen hinunter, aber niemand

---

[1] Memoiren I, 220. [2] Ebd. S. 15.

hat den geringsten Appetit, und die Suppe bleibt unberührt im Teller. Wir sind unser zehn zu Tisch, und hinter jedem von uns steht ein Geiger oder ein Posaunenbläser mit einem reinen Teller in der Linken, aber Makar ist nicht darunter.

„,Wo ist Makar?' fragt unsere Stiefmutter. ,Ruf' ihn herein!' Makar kommt nicht, und der Befehl wird wiederholt. Schließlich tritt er, bleich, mit verzerrtem Gesicht und schamvoll die Augen niederschlagend, herein. Vaters Augen haften an seinem Teller, während unsere Stiefmutter uns zu der unberührten Suppe Lust machen will.

„,Findet ihr nicht, Kinder,' sagt sie, ,daß die Suppe köstlich ist?'

„Thränen ersticken mich, und gleich nach dem Essen laufe ich hinaus, treffe Makar in einem dunkeln Gange und will ihm die Hand küssen, doch er reißt sie weg und sagt — war es ein Vorwurf oder eine Frage? —: ,Laß mich allein! Auch du, wirst du nicht genau ebenso sein, wenn du erwachsen bist?'

„,Nein, nein, niemals!'" [1]

Immerhin gehörte der alte Fürst zu den milden Grundherren. Aber er hatte so seine eigenen Ansichten über Herrenrechte und Knechtesstand. Gut charakterisiert ihn folgender Zug: Er liebte es, den beiden Knaben zu erzählen, wie er das Sankt-Anna-Kreuz für Tapferkeit und den goldenen Degen verdient habe. Es war im türkischen Feldzug Anno 1828. In einem kleinen Ort brach plötzlich Feuer aus. Verzweifelnd schreit eine Mutter, ihr Kind sei in einem der brennenden Holzhäuser zurückgeblieben. Frol, des Fürsten treuer Diener, stürzt sich in die Flammen und rettet das Kind. Sofort hängt der Höchstkommandierende dem Fürsten das Kreuz der Tapferkeit um.

„Aber Vater," rufen da die beiden Jungen, „Frol hat ja das Kind gerettet!"

„Was macht das?" erwiderte der Alte. „War er nicht mein Leibeigener? Das ist ganz gleich." [2]

Hätte es nur bei solchen Auffassungen sein Bewenden gehabt! Aber Peter sah noch ganz andere Tragödien. „Wollte ich aber wiedergeben," so fügt er hinzu, „was mir damals zu Ohren kam, so hätte ich weit Gräßlicheres zu erzählen: Geschichten von Männern und Frauen, die man von ihren Familien und aus ihren Heimatsdörfern fortriß und verkaufte, oder beim Spiel verlor, oder gegen ein Paar Jagdhunde umtauschte und dann irgendwohin in einen weit entfernten Teil Rußlands wegführte, um dort neue Güter anzulegen; von Kindern, die man ihren Eltern wegnahm und an grausame oder sittenlose Herren verkaufte; von Auspeitschungen (im Stall), die jeden Tag mit unerhörter Grausamkeit vor sich gingen; von einem Mädchen, das sich nicht anders retten konnte, als daß sie den Tod im Wasser suchte; von Bauernaufständen, die Nikolaus' I. Generäle unterdrückten, indem sie jeden zehnten oder fünften Mann zu Tode geißeln ließen und das Dorf verheerten, dessen Bewohner nach der militärischen Exekution in den Nachbarprovinzen um Brot betteln gingen." [3]

Diese Erinnerungen aus der Kindheit mögen in frischer Lebendigkeit vor dem Geiste Kropotkins aufgetaucht sein, als sich die Schrecken Sibiriens vor ihm

[1] Memoiren I, 65 f. [2] Ebd. S. 12. [3] Ebd. S. 77 f.

eröffneten. Er hatte Herz und Geist genug, um auf legalem Weg für die Wohlfahrt seines Vaterlandes zu streiten und zu schreiben. Rein waren seine Bestrebungen, als er die Hand an die Verwaltungsreform Sibiriens legte. Aber er kannte nicht die Grenzen, welche die Religion dem Eifer des Menschenfreundes und Staatsbürgers setzt. Mißerfolg, Undankbarkeit und Ungerechtigkeit ließen ihn an der ganzen staatlichen Ordnung verzweifeln. Nach wenigen Jahren wird er seine Herzensgüte und seine Talente in den Dienst der Revolution setzen und Tausende von Menschen durch sein Wort und seine Schriften ins Unglück treiben.

Man kann es nicht genug bedauern, daß jene ersten wohlgemeinten Reformpläne für Sibirien scheiterten.

Im Januar 1863 brach der unselige polnische Aufstand aus. Er wurde niedergeworfen, und es kamen die Tage des schrecklichen Michael Murawjew, des „Henkers"; 60 000 bis 70 000 Verbannte bevölkerten das innere Rußland und Sibirien. Für das ganze Reich war die Reformperiode endgültig abgeschlossen.

Die für Sibirien ausgearbeiteten Vorschläge wanderten zu ewiger Ruhe in die Archive der Hauptstadt.

So hatte die eine Seite der Thätigkeit Kropotkins ein Ende erreicht.

Auf seinen Forschungsreisen war der Fürst glücklicher. Er drang in die Mandschurei vor, in Gebiete, welche seit den Tagen der Jesuiten kein Europäer mehr betreten hatte, entdeckte einen kürzeren Weg zum Amur, — ein epochemachendes Ereignis für die neuen russischen Ansiedlungen an diesem Strom, erforschte den Sungarifluß und sammelte kostbare Notizen zu einer wesentlichen Verbesserung des Kartenbildes Nordasiens. Fünf Jahre brachte Kropotkin in Sibirien zu. Sein Bruder Alexander hatte sich unter die Irkutsk-Kosaken einschreiben lassen und war ihm nachgefolgt. Da mahnte beide Brüder ein Aufstand polnischer sibirischer Verbannter an die Möglichkeit einer Ordre, gegen diese zu kämpfen; das wollten sie nicht; sie traten aus dem Heere aus und kehrten nach Rußland zurück. Dadurch zerfielen sie mit ihrem Vater und hatten von jetzt an selbst für ihren Lebensunterhalt zu sorgen.

Beide Brüder hatten von jeher der militärischen Carriere wenig Geschmack abgewonnen. Sie mußten schon als Kinder Soldaten werden, weil Kaiser Nikolaus es so wollte. In einer Nacht war eine kaiserliche Ordonnanz mit lautem Schellengeklingel vor das Kropotkinsche Haus in Moskau vorgefahren. Zitternd kam der alte Fürst herunter. Man feierte damals das Jubiläum des Ismaylowschen Regiments, zu welchem er gehörte. Kaiser Nikolaus ließ einen Boten Tag und Nacht bei allen Offizieren a. D. des Regiments vorsprechen, um aus besonderer kaiserlicher Huld alle Knaben bestimmten, von ihm festgesetzten militärischen Anstalten zu überweisen. So war Alexander zur Uniform gekommen, der älteste Bruder Nikolaus war bereits beim Heer. Peter hatte man schon als Kind zum Pagen bestimmt, da er beim Regierungsjubiläum Nikolaus' I. als persischer Prinz bei Hof erschienen war.

Jetzt konnten die Brüder, welche beide leidenschaftlich für die Wissenschaft begeistert waren, an der Petersburger Hochschule ungehindert studieren.

Indessen sollte für Peter Kropotkin die Wissenschaft bald nur zum Mittel für ganz andere Ziele werden.

Auf einer geologischen Forschungsreise durch Finnland sah er mit Schmerz das Elend des finnischen Bauern, der aus Armut und Mangel an Kenntnissen aus der Bebauung seines Bodens nicht jene Frucht zog, welche er doch so leicht daraus gewinnen konnte. Von Finnland aus übersah Kropotkin die trostlose Lage aller russischen Landleute, welche durch die unseligen Klauseln des Befreiungsgesetzes ihre Freiheit mit Hunger erkaufen mußten. Und der junge Fürst beschloß, ihnen zu helfen, ihnen sein Leben zu weihen. Als ihn daher die Geographische Gesellschaft im Herbst 1871 ersuchte, die Stelle eines Sekretärs anzunehmen, lehnte er ab und gab dadurch seinem ganzen Leben eine neue Richtung. Dieser Entschluß war folgenschwer für ihn und Tausende anderer Menschen. Kropotkin wäre ein Geograph und Geolog ersten Ranges geworden. Die Rolle eines Volksbeglückers mißlang. Gewiß hatte er die Gabe, mit dem Volk zu verkehren und sich williges Gehör zu verschaffen, gewiß verstand er es, große Massen von gelehrtem Material in wenigen Sätzen klar und volkstümlich darzustellen; zu einem gesegneten Einfluß auf das Volk und zu einem Reformator auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete fehlten ihm aber drei wesentliche Eigenschaften: die wahre Religiosität, ein unbefangener Blick, um komplizierte, große gesellschaftliche Gebilde zu übersehen, ohne dabei die kleinen Details außer acht zu lassen, und — so groß auch seine konkrete individuelle Menschenkenntnis war — das philosophisch-geschichtliche Verständnis der menschlichen Natur.

Kropotkin liebte es, aus einem kleinen Kreise von Erfahrungen heraus zu Verallgemeinerungen zu schreiten, bestimmte individuelle Verhältnisse in allgemein menschliche umzusetzen.

Die menschliche Natur hatte er nie begriffen. Er war ähnlich wie sein Freund, der berühmte Geograph Reclus, in ihrer Beurteilung ein Optimist.

Der psychologische Grund dieser Stimmung ist leicht aufzudecken. Kropotkin hatte bei drei Menschenklassen, mit denen er viel verkehrte, einen hohen Grad von Korpsgeist und Uneigennützigkeit gefunden, und meinte diese Gesinnungen zur Grundlage einer regierungslosen Gesellschaft machen zu dürfen.

Die eine Menschenklasse waren gewisse revolutionäre Arbeiter im Jura, bei welchen er die Hauptanregung zu seinem philosophischen Anarchismus gewann; die zweite waren die russischen Nihilisten; die eigenartige Psychologie beider Gruppen werden wir noch später besprechen.

Die dritte Menschenklasse waren die väterlichen Leibeigenen, an welche er die besten Erinnerungen aus seiner Jugend knüpfte. Sprach es doch auch wirklich von rührender Anhänglichkeit an die Kinder des Grundherrn und von opferfreudiger Uneigennützigkeit, wenn die Dienstboten ihren letzten Sparpfennig aufboten, um eine Lampe zu bezahlen, welche die beiden Knaben einmal zerbrochen hatten. Und wie schön ist auch folgender Zug: Am Anfang des Winters schrieb stets der alte Fürst an seine Verwalter, um aus allen seinen Gütern die nötigen Wintervorräte einbringen zu lassen. Um Weihnachten fuhren dann die fünfundzwanzig beladenen Schlitten vor; das Vorzimmer des Fürsten füllte sich bald

mit den Bauern, welche nun stundenlang geduldig warteten, bis die Reihe an sie kam.

„Nicht lange darauf," erzählt Kropotkin, „gewöhnlich am nächsten Morgen, kam verstohlen eine von den Mägden ins Klassenzimmer.

„‚Bist du allein?'

„‚Ja!'

„‚Dann geh schnell in das Vorzimmer. Die Bauern wollen dich sehen; etwas von deiner Amme.'

„Wenn ich dann eilends hinunterging, gab mir ein Bauer ein kleines Bündel, das vielleicht ein paar Roggenkuchen, ein halbes Dutzend hartgekochter Eier und Äpfel enthielt, alles in ein buntes Baumwolltuch gebunden.

„‚Da nimm; deine Amme Wasilisa schickt es dir. Sieh, ob die Äpfel nicht erfroren sind. Ich hoffe nicht; ich habe sie den ganzen Weg an meiner Brust gehalten. Solchen fürchterlichen Frost hatten wir.'

„Und das breite, bärtige, mit Frostbeulen bedeckte Gesicht verzog sich zu strahlendem Lächeln, während zwei Reihen schöner weißer Zähne durch einen ganzen Wald von Haaren schimmerten.

„‚Und dies ist für deinen Bruder von seiner Amme Anna,' sagte ein anderer Bauer, indem er mir ein ähnliches Bündel aushändigte. ‚Armer Junge,' sagt sie, ‚er kann in der Schule gar nicht genug kriegen.'

„Errötend und in Verlegenheit, was ich sagen sollte, flüsterte ich endlich: ‚Sage Wasilisa, daß ich sie küsse, und Anna auch für meinen Bruder,' wobei alle Gesichter noch strahlender wurden.

„‚Ja, ich werde, verlaß dich drauf.'

„Dann flüsterte Kirila, die an Vaters Thür aufpaßte, auf einmal: ‚Lauf schnell hinauf; dein Vater wird im Augenblick herauskommen. Vergiß das Tuch nicht; sie müssen's zurücknehmen.'

„Wenn ich das abgeschabte Tuch sorgfältig zusammenfaltete, fühlte ich den leidenschaftlichen Wunsch, Wasilisa etwas zu schicken. Aber ich hatte nichts zu schicken, nicht einmal ein Spielzeug, und Taschengeld erhielten wir niemals." [1]

Wenn man später erfährt, daß die Familie der Amme Peters eine der ärmsten auf dem Gute Nikolskoje war, so wird man gewiß den Memoiren beistimmen, daß ein „Schatz von Güte sich in den Herzen russischer Bauern birgt" [2].

Es ist nicht klar, ob es Kropotkin jemals zum Bewußtsein kam, daß er hier auf die tiefen Spuren der christlichen Religion stieß. Bei der Dienerschaft war außerdem das Andenken an die verstorbene Fürstin, die Freundlichkeit der beiden Knaben und die Hoffnung, sich milde Herren zu erziehen, zweifellos maßgebend.

Kropotkin scheint alle Vorbedingungen, alle Nebenumstände und individuellen Züge dieser menschenfreundlichen Uneigennützigkeit vergessen zu haben, als er sie zu einem allgemein menschlichen Typus machte, für den jedwede Regierungsform unnütz, dem sie sogar verderblich sein soll.

---

[1] Memoiren I, 47 f. [2] Ebd. S. 58.

Auf solchen und ähnlichen Denkfehlern beruht sein späteres anarchistisches System und seine persönliche Entwicklung.

Drei Hauptetappen führten ihn selbst zum Anarchismus.

Die eine fällt zusammen mit seinen Erfahrungen in Sibirien. Hier wurde ihm, wie er meinte, klar, „daß es völlig unmöglich sei, für die große Masse des Volkes auf dem gewöhnlichen Wege der Verwaltung etwas wirklich Heilsames zu schaffen“ [1]. Die Erfolge der halbkommunistischen Duchoborzensekte in der Amurgegend, die Erfahrungen, welche er selbst auf seinen Forschungsreisen mit seinen moralisch recht tief stehenden Untergebenen machte, zeigten ihm, wie er schloß, den ganzen Unterschied, „der zwischen einem auf Befehl und Disziplin beruhenden Verfahren und einem auf den Grundsatz des allgemeinen Verständnisses sich stützenden beruht. Das erste ergiebt wunderbare Resultate bei einer militärischen Parade, aber es versagt im wirklichen Leben völlig, wo das erstrebte Ziel nur durch die Anstrengung vieler gleichgerichteter Willen erreicht werden kann.“ [2]

Diese Erfahrungen, welche der 24jährige junge Mann in Sibirien machte, waren aber doch sehr einseitig, beschränkt und wurden von ihm obendrein falsch ausgelegt.

„Der gewöhnliche Weg der Verwaltung“, der sich für Sibirien als unzulänglich erwies, überließ ebensoviel wie nichts der Initiative der für die Ansiedlung interessierten Kreise und sammelte alles in der Hand despotischer und manchmal auch diebischer Beamten. Luft, Freiheit mit einer allgemeinen Direktion von oben hätte hier gewiß ganz andere Ergebnisse erzielt, aber das ist nicht gleichbedeutend mit voller Regierungslosigkeit.

Die Duchoborzengemeinde, welche „im Gegensatz zu all den Mißerfolgen der staatlichen Kolonien ringsumher“ schön aufblühte, beweist nur, daß ein gemeinsames, freiwilliges Interesse mehr erreicht als eine staatlich aufgezwungene Liebe; sie ist ferner ein Beispiel für die bekannte Thatsache, daß in kleinen, wenig entwickelten Verhältnissen, welche zudem von einem religiösen Geiste durchdrungen sind, ein gewisses Maß von Gemeineigentum, welches n e b e n anderem privaten besteht, einer Kolonie zu großem Nutzen gereichen kann.

Die Erfahrungen mit den Reisebegleitern endlich zeigen bloß, daß man a u f d e r G r u n d l a g e einer streng organisierten gesellschaftlichen Ordnung mehr durch Wecken des allgemeinen Interesses und durch Spornen der freiwilligen Thätigkeit erreicht als durch Regieren und Befehlen.

Das sind ja lauter schöne und wahre, aber auch bekannte Thatsachen, welche aber nur dann geeignet sind, den Glauben an die Staatsdisziplin völlig zu vernichten und auf den Anarchismus vorzubereiten, wenn man, wie Kropotkin, aus kleinen, individuellen Verhältnissen auf die verwickeltsten schließt und die Thatsache, daß hier überall eine feste gesellschaftliche Ordnung das freiwillige Zusammenwirken stützt, völlig und naiv übersieht.

In Sibirien und in Finnland war Kropotkin kein Revolutionär im extremen Sinne. Der Anschluß an die Revolution, die zweite Etappe in seinem anar-

---

[1] Memoiren I, 280. [2] Ebd. S. 282.

chistischen Entwicklungsgang, erfolgte zu Genf. Er war im Jahre 1872 in die Schweiz gereist und hatte zunächst in Zürich die internationale Arbeiterassoziation studiert und sich ihr angeschlossen. Die Opfer, welche die Arbeiter brachten, der Mangel an Unterstützung von seiten gebildeter, über ihre Zeit verfügender Männer, der Eigennutz vieler Führer, welche aus der Hilflosigkeit des Volkes politisches Kapital zu schlagen suchten, riefen in Kropotkin die Idee wach, er sei verpflichtet, sein Leben der Arbeitersache zu weihen.

Zu Genf tagten die Sitzungen in der Freimaurerloge. Nach einer dieser Sitzungen stand Kropotkins Entschluß fest, den Massen zu dienen, ohne sie zum Schemel seines Ehrgeizes zu machen [1]. Auch dieser Entschluß ruhte auf einer recht schwachen Grundlage. Der junge, schwärmerische Fürst sah die Arbeiterfrage nur im grellen Licht der sozialistischen Farben, er wußte keine andern Mittel zu schätzen als die revolutionären. Das christliche Programm zur Verbesserung des Loses der Arbeiter blieb ihm unbekannt.

Die dritte und letzte Stufe, welche Kropotkin in das anarchistische Lager brachte, erstieg er unter den Uhrmachern des Jura.

Die despotischen Maßregeln in der Leitung der Arbeiterassoziation machten ihn bald stutzig. Sein Mißtrauen wuchs von Tag zu Tag; er beschloß, es mit der andern Genfer Sektion der Internationale, welche sich zu den anarchistischen Grundsätzen Bakunins bekannte, zu versuchen.

Die zwölf Tage, welche er unter den Hauptvertretern dieser Richtung, den Uhrmachern im Jura, zubrachte, genügten, ihn zum Anarchisten zu machen; nicht zu einem Mann, der Gewalt und Empörung predigte, wohl aber zu einem Enthusiasten, welcher den ganzen gesellschaftlichen Organismus in eine Vielheit von Assoziationen zergliedern möchte, „die sich zu allen, gemeinsame Arbeit erfordernden Zwecken zusammenschließen". „Alle diese Gruppen wirken in freier, gegenseitiger Vereinbarung zusammen, ganz wie jetzt die Eisenbahngesellschaften oder die Postverwaltungen der verschiedenen Länder zusammenarbeiten, ohne daß eine Zentralbehörde für Eisenbahnen oder Posten bestände und obwohl jene rein egoistische Zwecke verfolgen und diese zu verschiedenen oft einander feindlichen Staaten gehören. . . . Es besteht volle Freiheit zur Entwicklung neuer Formen in der Produktion, Erfindung und Organisation, die individuelle Initiative findet Anregung und Unterstützung, während der Neigung zur Gleichförmigkeit und Vereinheitlichung entgegengearbeitet wird. . . . Nach einer Regierung besteht kein Bedürfnis, weil man durch freie Vereinbarung und Verbindung alle Aufgaben erfüllt, für die heute die Regierungen unentbehrlich zu sein glauben, und weil einerseits die Ursachen zu Konflikten naturgemäß seltener werden und man diese anderseits, soweit sie doch vorkommen, schiedsgerichtlich beilegen kann." [2]

Was hatte Kropotkin für die Uhrmacher des Jura gewonnen?

Die dortigen Arbeiter standen auf einer ziemlich hohen geistigen Stufe. Ihr gesunder Menschenverstand zeigte ihnen, daß die wirtschaftliche Tyrannei des geplanten Staatssozialismus jeden politischen Despotismus aussteche. Die an

[1] Memoiren II, 80. [2] Ebd. S. 239 f.

den Hausbetrieb gewöhnten Leute bewahrten sich große Unabhängigkeit. Jeder schaffte für sich, und alle vertrugen und unterstützten sich gern; ein gemeinsames Interesse band sie fest aneinander und leitete sie zu freiwilligem, gemeinsamem Vorgehen von selbst an. Der Gedanke, daß sich ihre kleinen Verhältnisse ohne weiteres auf die menschliche Gesellschaft im großen anwenden lassen, lag den einfachen Leuten sehr nahe. Außerdem hatten die Uhrenarbeiter des französischen Jura von jeher eine Vorliebe für radikale Maßregeln, eine Abneigung gegen jede stramme Organisation und einen unüberwindlichen Hang zu politischer Kannegießerei unter einem Strom von Worten, aber ohne Thaten. Darum hatte dort schon in den dreißiger Jahren eine anarchistische Propaganda mit Erfolg eingesetzt. Großsprecherische Agitatoren konnten, wenn sie nur radikal waren, dort leicht ihr Glück machen, während die Sozialdemokraten unter den Uhrenarbeitern keinen festen Fuß fassen konnten, weil sie weniger Utopien und mehr Unterwerfung forderten [1].

Als daher Bakunin mit seiner auf freiwilligem Zusammenwirken gegründeten Gesellschaft, ohne Zwang, ohne Autorität, ohne Gesetz in ihrer Mitte auftrat, erschien ihnen die Sache ungemein plausibel, und sie vereinigten sich zur Gründung eines solchen regierungslosen Weltbundes, d. h. sie wurden Anarchisten.

Ähnliche einseitige Betrachtungen gewannen auch Kropotkin. Er beschloß, sich ganz dieser Sache zu widmen. Viele Studien und angestrengtes Nachdenken eröffneten ihm allmählich die Einsicht, daß eine so radikale Umwälzung aller gesellschaftlichen Verhältnisse, wie er sie anstrebte, nur dann mit einer möglichst geringen Zahl von Opfern und „einem Minimum gegenseitiger Erbitterung" zu erreichen sei, wenn die Revolutionspartei Ziel und Wege mit voller Klarheit einsehe und von mächtiger Begeisterung getragen werde. Diese Erkenntnis und diese Begeisterung wollte er zuerst in Rußland verbreiten, und so kehrte er dahin zurück.

---

[1] Vgl. Dr. Fr. Berghoff-Ising, Die socialistische Arbeiterbewegung in der Schweiz (1895) S. 3 ff. 69 ff.

(Schluß folgt.)

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Rezensionen.

Lehrbuch der Pastoraltheologie. Zweiter Band: Das Lehramt und das Hirtenamt des katholischen Priestertums. Von **Joh. Ev. Pruner,** Dr. der Theologie, Päpstl. Hausprälaten, Dompropst und Professor der Theologie in Eichstätt. 8⁰. (XIV u. 320 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1901. Preis *M.* 3.60.

Mit Freuden bringen wir den vorliegenden Band an dieser Stelle zur Anzeige. Der betagte Jubilar hat sich durch die Vollendung der Pastoraltheologie einen neuen Gedenkstein gesetzt; über das Grab hinaus wird er durch seine Werke zum Ausbau des Reiches Christi ein gutes Stück beitragen. Das Buch ist seinem Inhalte nach ausschließlich für die katholischen Theologen geschrieben — es ist eine Anleitung der jüngeren Priester zur gedeihlichen Führung ihres erhabenen Amtes als Lehrer und Hirten des christlichen Volkes. Allein die Lesung desselben kann in unserer Zeit, wo alles auf Verunglimpfung des katholischen Priestertums hinarbeitet, auch jedem Gebildeten von Nutzen sein. Aus ihm kann derselbe, wie kaum besser aus einem andern Buche, das katholische Priestertum kennen lernen nicht nur nach seiner idealen Seite, sondern auch nach der thatsächlichen Ausgestaltung im wirklichen Leben des Priesters.

Inhalt und Einteilung ergeben sich leicht aus dem Titel. Der erste Teil handelt über das Lehramt und bespricht demgemäß die Katechetik und das Predigtamt. Sowohl die geschichtliche Entwicklung dieser beiden Zweige der Lehrthätigkeit wird in ihren Umrissen gegeben, als auch die praktische Belehrung zur Ausübung der Katechese und Predigt, und zwar in recht beachtenswerter Weise. Besonders ist die Behandlung der Katechetik nicht nur reich an Belehrungen, sondern auch durch ihre Anlage und Ausdrucksweise zugleich so erbaulich und anregend, daß der Priesterkandidat und auch der schon geübte Seelsorger selbst für sein eigenes geistiges Leben und für seinen Seeleneifer durch die Lesung gefördert wird. — Der zweite Teil „Hirtenamt" bespricht die eigentliche Seelsorge des Pfarrers in seiner amtlich-kirchlichen Stellung, zuerst die Seelsorge im allgemeinen, dann die einzelnen Pfarrerpflichten im besondern und die Pfarrverwaltung. Unleugbar kommen gerade in diesem Teile die für den Pfarrer wichtigsten Fragen zur Sprache; überall auch zeigt sich in den trefflichen Winken und Belehrungen die große praktische Erfahrung des Herrn Verfassers, ein hoher priesterlicher Seeleneifer, eine kluge Rücksichtnahme auf die heutige Zeitlage und das

praktische Bedürfnis. Nur zu S. 282 möchten wir uns die Bemerkung gestatten, daß dort wohl eine zu weitgehende Vorsicht Ausdruck gefunden habe: auch ein akatholischer Kranker wird sich schwerlich verletzt oder abgestoßen fühlen, wenn ein Katholik, sei es auch der katholische Geistliche, aus sich ihm im Vorbeigehen ein freundliches und tröstliches Wort sagt oder ihm eventuell zu einer christlichen Reue verhilft. Doch dies nebenbei! Es kann hier nicht alles angegeben werden, was der Herr Verfasser für die Schulung junger Priester berührt. Glaube und Glaubensgefährdung, Gottesdienst, Vereinswesen, Schule und Erziehung, Kranken- und Armenpflege, Arbeiterfrage und soziale Frage überhaupt: alles dies und mehreres andere wird zur Besprechung gezogen. Zwar muß für manche dieser Fragen behufs weiterer Belehrung auf die einschlägigen speziellen Werke hingewiesen werden; allein der Herr Verfasser hat es verstanden, in allen diesen Punkten mit Meisterhand die priesterlichen Aufgaben in das Gewissen des Seelsorgers hineinzuzeichnen.

Aug. Lehmkuhl S. J.

El Archipiélago Filipino. Colección de Datos Geográficos, Estadísticos, cronológicos y científicos, relativos al mismo, entresacados de anteriores obras ú obtenidos con la propria observación y estudio por algunos Padres de la Misión de la Compañía de Jesús en estas islas. 2 Bde. in Royal-8⁰. [I. Bd. XXVI u. 710 S. mit 169 Phototypien und einer Chromolithographie; II. Bd. XX u. 470 S. mit 118 Zeichnungen und Phototypien.] Washington, Imprenta del Gobierno, 1900.

Atlas de Filipinas. Colección de 30 Mapas trebajados por delineantes filipinos bajo la dirección del P. ***José Algué*** S. J., Director del Observatorio de Manila. Treasury Department, U. S. Coast and Geodetic Survey, Henry S. Pritchett, Superintendent. Special Publication Nr. 3: Atlas of the Philippine Islands. Washington, Government Printing Office, 1900.

Preis beider Werke in amerikanisch-russischem Leder gebunden $20. (Zu beziehen bei: Director of the ManilaO bservatory, Manila, P. J., oder John J. Wynne, 27—29 West Sixteenth Str., New York.)

Vorstehendes, prächtig ausgestattetes und auf Kosten der amerikanischen Regierung gedrucktes Werk stammt aus der Feder spanischer Jesuiten, die seit 1859 wieder auf den Philippinen wirkten und neben der Missionierung der noch heidnischen Stämme auf der Südinsel Mindanao in Manila eine rege wissenschaftliche Thätigkeit entfalteten. Der Plan eines großen zusammenfassenden Werkes über die Philippinen ging von dem Missionsobern P. Pio Pi S. J. aus; es

sollte gleichsam ein Erinnerungsdenkmal an die 350jährige spanische Herrschaft sein, die einen so traurigen Abschluß gefunden hatte. „Was uns zur Abfassung antrieb, war vor allem die Liebe zu dem Insellande und der sich daraus ergebende Wunsch, dasselbe mehr und mehr bekannt zu machen; es war die Liebe zu Spanien, dem, wie die Geschichte bezeugt und wie manche dereinst noch besser erkennen werden, das Land so unendlich viel verdankt. ... Weiterhin ermunterte der günstige Umstand, daß durch die Wirren der größte Teil der auf den Philippinen thätigen Patres in Manila sich zusammengefunden hatten und somit ihr vereinigtes Wissen und ihre Kenntnisse in den Dienst der Sache stellen konnten." Endlich kam dazu die Rücksicht auf die neue Regierung, welche von Anfang an zu den Jesuiten eine freundliche Stellung eingenommen hatte. Dieselbe erbot sich sofort in entgegenkommender Weise, die Drucklegung des so zeitgemäßen Werkes zu übernehmen. Dasselbe, in der Staatsdruckerei von Washington unter Leitung zweier Patres gedruckt, ist denn auch eine glänzende Leistung amerikanischer Technik. Von den 1500 Exemplaren (je zwei Bände und Atlas) behielt die Regierung 500 zu eigenem Gebrauch, 1000 übergab sie dem Direktor des Observatoriums in Manila, P. J. Algué S. J. Der Erlös daraus kommt der großen wissenschaftlichen Anstalt zu gute. Ein Auszug des Werkes in englischer Sprache ist in Form eines Regierungsreports erschienen. Suchen wir nun in großen Zügen den reichen Inhalt des 1178 Großoktavseiten umfassenden Prachtwerkes zu erschließen, das unstreitig die vollständigste und beste Monographie über das herrliche Inselreich bildet. Während der II. Band (Klimatologie, Seismologie und Erdmagnetismus) in seiner durchaus wissenschaftlichen Form vorwiegend die Fachleute im Auge hat, wendet sich der I. Band in seiner klaren übersichtlichen Einteilung und in allgemein verständlicher Darstellung an einen weiteren Leserkreis. Die erste Abhandlung (Corografia p. 1—148) giebt uns zunächst in Form einer Einleitung ein klares geographisches Bild des Archipels. Zwischen dem 4.° 40′ und 20.° 3′ nördl. Br. und dem 116.° 40′ und 126.° 36′ östl. L. von Gr. gelegen und durch Inselbrücken mit Borneo und Celebes verbunden, bilden die Philippinen mit den Sundainseln eine geographische Region, die nicht zu Oceanien, sondern zu Asien gehört und mit diesem wohl einst kontinental verbunden war. Der Archipel setzt sich aus ca. 1400 Inseln und Inselchen zusammen, die in 6 Hauptgruppen sich sondern und einen Gesamtumfang von 298 156 qkm (Italien hat 286 589 qkm) haben. In Bezug auf die Bevölkerungsziffer geben die Patres mit Recht den Pfarrregistern vor den Zivilregistern den Vorzug, da sich manche Eingeborene den letzteren entziehen. Danach betrug Ende 1894 die Gesamtzahl der Bevölkerung 7 782 759 Seelen. Ein kurzes Kapitel über die politisch-kirchliche Einteilung des Inselreiches und die gesamte Verwaltungsorganisation desselben unter der spanischen Herrschaft vollendet die einleitende Übersicht. Es folgt nun eine ausführliche Beschreibung der verschiedenen Inseln, ihrer Konfiguration, territorialen Einteilung und Bevölkerungsstärke. Von jeder einzelnen Provinz erhalten wir genaue Angaben über Umfang, Begrenzung, Zahl der Einwohner und Pueblos, die charakteristischen Produkte, Industrie, Handel und Viehzucht und Verkehrswege. Die Verkehrswege waren der schwache Punkt

der Philippinen. Die Fahrstraßen sind zur Regenzeit größtenteils unpassierbar. Freilich bilden die zahllosen Wasserstraßen einigen Ersatz. An der Hand des trefflichen Atlasses, auf den hier überall verwiesen wird, läßt sich aus diesem Abschnitt ein sehr klares geographisches Bild der Philippinen gewinnen.

Die zweite Abhandlung (Etnografia p. 149—238) führt uns die bunte philippinische Völkertafel vor Augen. Kaum ein Land der Erde bietet der ethnographischen Forschung ein dankbareres Feld, und gerade hier haben die Ordensleute, speziell die spanischen Jesuiten, die wertvollsten Beiträge geliefert. Die Abhandlung zerfällt in vier Abschnitte. Zuerst wird die Ethnogenie, d. h. die schwierige Frage der Herkunft und der Stammesverwandtschaft der verschiedenen Gruppen erörtert. Demnach scheiden sich die 69 verschiedenen Stämme in drei Rassen. 7 gehören den Negritos oder der Negerrasse, 46 der malayischen und 16 der indonesischen (polynesischen) Völkerfamilie an. Als Ureingeborene gelten die mit den Papuasnegern Australasiens verwandten und von dorther wohl eingewanderten Negritos, die von den später nachrückenden Eroberungsvölkern in die Wälder und Gebirge des Innern zurückgedrängt, bis heute meist in wildem Zustande verblieben sind und langsam aussterben. Die vorherrschende malayische Rasse bildet den Grundstock der Bevölkerung auf den Hauptinseln des Archipels, während die indonesischen Stämme sich nur auf der großen Südinsel Mindanao finden. Zu diesen reinen Typen kommen in zahlreichen Schattierungen die Mischlinge und eine große Zahl eingewanderter Chinesen und Japaner. Der Abschnitt über Ethnologie verbreitet sich nun im einzelnen über die physischen Merkmale der einzelnen Rassen, während die daran sich schließende Ethologie ein interessantes Bild der Sitten, Gebräuche, Anschauungen und Lebensweise dieser Stämme entwirft. Speziell über die Volkskunde der Völker von Mindanao, dem langjährigen Missionsfelde der Jesuiten, stellen die Patres ein eigenes umfassendes Werk in Aussicht. Eine kurze aber anregende Studie über die Idiomographie, d. h. die Sprache der philippinischen Stämme, beschließt die bei aller Kürze so reichhaltige und belehrende ethnographische Abhandlung. Die einheimischen Alphabete, die in vergleichenden Tabellen uns vorgeführt werden, wurden, von den Missionären verbessert, bis in dieses Jahrhundert hinein auch in Druckwerken angewendet, sind aber allmählich fast allgemein durch die bequemere spanische Transkription verdrängt worden. Erscheinen die 92 verschiedenen Sprachen des Insellandes auf den ersten Blick als ein wahres Babylon der Verwirrung, so läßt doch ein näheres Studium und eine sorgfältige Vergleichung der Wortstrukturen, der Verbalformen und Syntax den gemeinsamen Grundstock erkennen. Dem Charakter des Werkes entsprechend sind hier nur kurz die Hauptlinien gezeichnet. Ein ausführlicheres linguistisches Werk soll späterhin folgen.

Die dritte Abhandlung (Estado de cultura p. 239—372) zeigt uns, zu welchem Kulturgrade die Philippiner, die zur Zeit der Conquista in einem Zustand der Barbarei oder einer rohen Halbkultur sich befanden, sich unter der spanischen Herrschaft emporgeschwungen. Vor allem verdankt das Volk Spanien seine christliche Religion. Ein kurzer geschichtlicher Rückblick führt uns die spanische Eroberung vor, die hier von Anfang an sich fast ganz zu einer conquista espiri-

tuál gestaltete, deren Hauptträger die katholischen Orden: Augustiner, Franziskaner, Dominikaner und Jesuiten waren, zu denen in diesem Jahrhundert sich noch Benediktiner, Lazaristen und Kapuziner (für die Karolinen) gesellten. Eine Vergleichung der aus den Pfarrregistern gezogenen Bevölkerungsziffer älteren und neueren Datums zeigt gleichzeitig den raschen Fortschritt der christlichen Religion und das staunenswerte Wachstum der Bevölkerung. Aus den 2 Millionen — die höchste Schätzung der einheimischen Bevölkerung zur Zeit der Conquista (andere stellen die Ziffer ungleich niedriger) —, sind rund 8 Millionen geworden, von denen 6½ Mill. Christen sind. Welche Kolonie einer europäischen Macht kann eine solche Thatsache aufweisen? Die oft wiederholte Behauptung, daß das Christentum der Philippinos bloß äußerer Firnis sei, wird entschieden zurückgewiesen und durch unanfechtbare Zeugnisse widerlegt. „Die große Mehrzahl der Indios sind aufrichtige Katholiken. Die Religion ist ihnen Herzenssache; sie üben sie aus innerem Antrieb und bekennen sie offen ohne Menschenfurcht.“ Der häufige Empfang der Sakramente, der regelmäßige Besuch des Gottesdienstes, die allgemein üblichen Hausandachten sind Zeugen wahrer religiösen Gesinnung. Die Einführung der Kultusfreiheit in dem von der kirchenfeindlichen Partei gewünschten Umfang wäre ein Gewaltakt gegen die 6½ Mill. Katholiken und könnte nur verhängnisvoll wirken.

Das zweite Element der Kultur sind die volkswirtschaftlichen Verhältnisse. Nach den modernen staatsökonomischen Anschauungen, die in der möglichst vollkommenen Ausnutzung der Bodenschätze und aller Kräfte das höchste Ziel erblicken, stehen die Philippinen, das geben die Patres offen zu, freilich noch sehr im Rückstand. Was speziell den Ackerbau betrifft, so ist erst ein verhältnismäßig kleiner Teil des Landes (3 267 000 Hektar) nutzbar gemacht. Als Grund dieser Rückständigkeit werden angeführt 1. die verhältnismäßige Spärlichkeit der Bevölkerung. Während Italien mit 286 589 qkm über 30 Mill., England (ohne Schottland und Irland) mit nur 151 015 qkm rund 32 Mill., das kleine Belgien mit seinen 29 457 qkm fast 7 Mill. Einwohner zählt, kommen hier auf 298 156 qkm nur höchstens 8 Mill. Einwohner. 2. Die angeborene Indolenz der einheimischen Rasse, die äußerst bedürfnislos bei geringer Arbeit im Überflusse lebt und dank der milden spanischen Herrschaft von jedem Arbeitszwang und jeder Form der Sklaverei bewahrt blieb. Immerhin kommen von dem jährlichen Export 90 % auf die Produkte der Landwirtschaft. 3. Der Mangel an Verkehrswegen, der freilich auch zum Teil in den klimatischen und geognostischen Verhältnissen seinen Grund hat, jedenfalls aber einen auf Ausfuhr berechneten Großbetrieb im Innern fast unmöglich macht. 4. Der Mangel an einer rationellen Ausnutzung der zahlreichen Wasserkräfte durch Bewässerungsanlagen, Kanalisation u. s. w. 5. Die Unvollkommenheit der Methoden und Gerätschaften und die Scheu vor modernen Einrichtungen, Maschinenbetrieb u. dgl. 6. Der Mangel an Großkapital. 7. Der Mangel an hinreichenden technisch-landwirtschaftlichen Schulen. Übrigens hat Spanien in letzter Zeit durch Gründung von landwirtschaftlichen Lehrstühlen und Vereinen, Ackerbauschulen, Musterfarmen u. dgl. anerkennenswerte Versuche in dieser Richtung gemacht, und ein Vergleich der Ausfuhrstatistiken zeigt den Fort-

schritt, den das Land in diesem Jahrhundert aufweist. Beispielsweise ist der Export von Abaca (Manilahanf) von 13 883 kg im Jahre 1818 im Jahre 1894 auf 93 742 824 kg gestiegen. Ähnlich mit andern Produkten. Ohne Zweifel könnten die Philippinen sich zu einer der reichsten Kolonien entwickeln. Die Patres treten denn auch entschieden für den Fortschritt ein und weisen den Weg zur Besserung der Zustände.

Einer noch ungleich größeren Entwicklung ist die philippinische Industrie, z. B. Leder-, Textil-, Flecht-, Holzmanufaktur, die Mineninbustrie und Keramik fähig, die sämtlich sehr günstige Vorbedingungen haben. Weiterhin wird eingehend die Entwicklung des philippinischen Auslands- und Binnenhandels und der Schiffahrt geschildert, und die statistischen Tabellen zeigen, daß derselbe seit der Eröffnung des Suezkanals immerhin einen bedeutenden Aufschwung genommen hat, aber freilich noch eine riesige Steigerung erfahren könnte. Nähere Angaben über die Handelskammer in Manila, die Handelsgesellschaften und das philippinische Bankwesen ergänzen die interessanten Ausführungen, an die sich naturgemäß noch ein kurzer Überblick über das Post- und Verkehrswesen knüpft, das vor allem sehr der weiteren Ausgestaltung bedarf.

Wir übergehen das Kapitel über das öffentliche Bauwesen, das im Klima und der vulkanischen Natur des Landes eine unliebsame Schranke findet, aber doch bedeutende Leistungen aufweist. Sehr erfreulich ist der Abschnitt über das Schul- und Unterrichtswesen. Die landläufigen Behauptungen: „die Volksbildung (auf den Philippinen) stehe noch auf niedriger Stufe" (Geogr. Handb. zu Andrees Handatlas (1895) S. 425 wird hier ziffernmäßig Lügen gestraft. Der statistische Nachweis über den Stand der Elementar-, Mittel- und Hochschulen im Jahre 1896/97 giebt ein sehr befriedigendes Bild. Die Volksbildung ist so gut oder besser als in irgend einer gleichartigen Kolonie. 95 % der Bevölkerung können lesen und schreiben oder eines von beiden. Ein bedeutender Bruchteil der Bevölkerung empfängt eine höhere Bildung und befähigt sich zu höheren Ämtern und Stellungen. In der Frage, ob die höhere Bildung für die Eingeborenen überhaupt wünschenswert sei, vertreten die Patres entschieden den fortschrittlichen Standpunkt. In Bezug auf die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten hat Spanien auch hier sich das ehrenvolle Zeugnis des Amerikaners Lummis verdient, „daß keine andere Nation ihre Kolonien in so ausgedehntem Maße mit solchen Gründungen bedacht hat".

Ein Gesamtbild des Kulturstandes auf den Philippinen boten die allgemeine philippinische Ausstellung in Madrid 1877 und die 1895 in Manila gehaltene Regionalausstellung, die beide einen glänzenden Erfolg bedeuteten.

Die vierte Abhandlung (Notas histórico-cronológicas p. 373 bis 464) bringt in übersichtlicher Gruppierung die Hauptdaten der philippinischen Geschichte. Die vier noch folgenden Abhandlungen (Orografía p. 415—442, Hidrografía p. 443—532, Geognosia p. 533—572, Fitografía p. 573—654, Zoografía p. 655—708) beschäftigen sich eingehend mit der physikalischen Beschreibung des Archipels. Sie sind unseres Erachtens ein Muster populär-wissenschaftlicher Darstellung. Überall werden mit großem Geschick auf Grund der besten

Quellen und eigener Forschungsresultate die charakteristischen Züge hervorgehoben mit steter Bezugnahme auf den praktischen Zweck des Werkes, der neuen Regierung die sichersten Informationen und nützliche Winke an die Hand zu geben. Ein reiches statistisches Material und zahlreiche Tabellen gestalten das Buch zu einem vortrefflichen Nachschlagewerk.

Hervorgehoben seien die sorgfältige Beschreibung der reichen Küstenentwicklung mit Angabe sämtlicher für die Schiffahrt tauglicher Häfen und Ankerplätze, der Plan eines den ganzen Archipel umfassenden Küstendienstes (Leuchttürme, optischer Zeichendienst), wozu bereits die spanische Regierung den Grund gelegt hat, die Liste der außerordentlich zahlreichen vorzüglichen Mineralquellen und Heilwasser, ein eingehender Hinweis auf die meist noch fast unberührten reichen Mineral- und Metallschätze (Eisen, Zink, Blei, Kupfer, Quecksilber, Gold, Braunkohle, Petroleum, Asphalt u. s. w.) des Landes mit Angabe ihrer Verbindungsformen und Fundorte. Das ist in kurzen Umrissen der Inhalt des I. Bandes.

Der II. Band giebt zunächst die Geschichte des in ganz Ostasien berühmten Observatoriums von Manila und verbreitet sich dann in streng wissenschaftlicher Form über die Klimatologie (p. 7—266), Seismologie (p. 267—388) und die erdmagnetischen Erscheinungen (p. 389—469) der Inselwelt. Es ist eine von Fachleuten für Fachleute geschriebene gelehrte Monographie.

Ganz besonderes Lob verdient die prachtvolle Ausstattung des Werkes, das mit fast 300 größeren und kleineren sorgfältig ausgeführten und sehr gut ausgewählten Photogravüren, Zeichnungen 2c. geschmückt ist.

Noch ein Wort über den dem Werke beigegebenen Atlas. Die 30 Karten (35 × 30 cm) wurden unter der Leitung und Aufsicht des P. Algué S. J. von einheimischen philippinischen Gehilfen gezeichnet und von Albert Hoen in Washington im Auftrag des amerikanischen Vermessungsamtes gestochen. Der Atlas, die beste kartographische Arbeit, die bislang über die Philippinen existiert, ist das Werk vieljähriger mühseliger Arbeit und verdient voll und ganz das Lob, das Henry S. Pritchett, der Superintendent des U. S. Coast and Geodetic Survey, den Patres in der englischen Vorrede spendet. Damit nehmen wir Abschied von diesem Werke, das der Fleiß gelehrter katholischer Ordensmänner geschaffen und die Municicenz einer protestantischen Regierung in splendider Weise zum Drucke befördert hat.

A. Huonder S. J.

Einleitung in das Neue Testament. Von Dr. **Johannes Belser**, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Tübingen. gr. 8°. (VIII u. 852 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 12; geb. *M.* 14.60.

„Die Ehre der katholischen Wissenschaft fordert, daß sie in jeder Beziehung fest auf ihren eigenen Füßen stehe und sich nicht auf fremde Schultern zu stützen brauche,“ schrieb Chr. Pesch S. J. neulich in der Zeitschrift für katholische Theologie (II [1901], 280). „Im 19. Jahrhundert ist schon viel Treffliches geleistet worden.“ Und zu den trefflichsten Leistungen ist zweifelsohne die „Einleitung

in das Neue Testament" zu zählen. Mag es sich mit der Bedürfnisfrage verhalten wie es will, ein gutes Buch hat immer noch Platz, sagte mit Recht der verstorbene Bischof v. Linsenmann; zumal auf dem Felde der biblischen Wissenschaften, auf welchem neue Auffassungen und Gesichtspunkte so oft zu Tage treten. Und „ein gutes Buch" hat Belser uns geschenkt. Der Name des Verfassers, der uns schon aus verschiedenen Arbeiten in der Tübinger Theologischen Quartalschrift, durch „die Selbstverteidigung des hl. Paulus im Galaterbrief" und die „Beiträge zur Erklärung der Apostelgeschichte" bekannt ist, bürgt uns dafür, daß wir es mit einem Werke zu thun haben, welches ganz und voll auf der Höhe unserer Zeit steht.

Gliederung und Anlage entsprechen naturgemäß im allgemeinen der in andern Einleitungen üblichen. Nach den Erörterungen über Aufgabe und Methode der neutestamentlichen Einleitung, über die Veranlassung der Schriften und die Sprache des Neuen Testamentes (S. 1—23), folgt als 1. Hauptteil: die Entstehung der kanonischen Bücher, die Schriften der Evangelisten, die Briefe des Apostels Paulus und die katholischen Briefe (S. 24—721). Im zweiten, bedeutend kürzeren Teile wird die Bildung des Kanons behandelt (S. 722—759), ein Anhang bietet eine recht dankenswerte Besprechung der Apokryphen des Neuen Testamentes (S. 760—840). Den Schluß bildet ein Verzeichnis der erklärten Schriftstellen, es sind deren weit über zweihundert, sowie ein ausführliches Namen- und Sachregister. Eine Zeittafel ist leider nicht beigegeben. Sie hätte dem Leser vorzügliche Dienste geleistet und wäre um so wünschenswerter gewesen, als Belsers Zeitbestimmungen in manchen Punkten nicht unerheblich von den herkömmlichen abweichen.

„Nichts anderes als rein wissenschaftliche Mittel" verspricht der Verfasser zur Anwendung zu bringen (S. 2)! Weshalb sollte auch die kirchliche Entscheidung über den Kanon eine wissenschaftliche Behandlung des Ursprungs und der Sammlung des Neuen Testamentes unmöglich machen? Das vorliegende Werk beweist aufs neue, wie unbegründet dieser so oft erhobene Vorwurf ist. Mit Klarheit und Übersichtlichkeit ist der Stoff dargelegt, die Untersuchung wird methodisch, ruhig und gewissenhaft geführt. Auseinandersetzungen mit entgegengesetzten Ansichten, wie sie auf solchem Gebiet nicht zu vermeiden sind, zeugen für genaue Sachkenntnis und ein gereiftes Urteil. Der Ton ist durchaus sachlich, Gegengründe finden gebührende Würdigung und Beachtung.

In mancher Hinsicht erinnert Belsers Werk an Zahns Einleitung. Doch ist diesem Gelehrten gegenüber volle Selbständigkeit gewahrt, nicht allein in Bezug auf Zusammenstellung oder Behandlung der einzelnen Schriften, sondern auch in der Kritik und sehr wichtigen Ergebnissen. Ohne Zahns Scharfsinn und Wissen zu nahe zu treten, darf man behaupten, Belser zeichne sich vor ihm durch objektivere Beweisführung und gemäßigtere Polemik aus. Wie bei Zahn finden wir ein ernstes Eingehen auf die Einwürfe, welche die moderne Forschung gegen den Besitzstand und das überlieferte Gut der Kirche erhoben hat. Ein Verhüllen, Verdecken der Schwierigkeiten kennt der Verfasser nicht. Gehe ich fehl in der Annahme, daß eben diese genaue Berücksichtigung alles dessen, was die

Forschung bis heute geboten, sowie eine besondere Aufmerksamkeit auf die sprachliche und exegetische Seite der einschlägigen Fragen, das „Etwas“ ist, welchem Belser vor allem seine Sorgfalt zugewendet und das seinem Werke gewissermaßen das Gepräge aufdrücken sollte? Es ist dies jedenfalls ein Vorzug, der die neue Einleitung als im höchsten Grade zeitgemäß erscheinen läßt.

Wenden wir uns der Einzelbehandlung zu, so werden als grundlegend die Abschnitte über Zeit und Abhängigkeit der drei ersten Evangelien untereinander, die Johannesschriften und die Briefe des hl. Paulus, ihre Echtheit, Reihenfolge und Bestimmung betrachtet werden müssen: Stoffe, über welche von den Vertretern der verschiedenen Richtungen die mannigfachsten Systeme und Anschauungen vorgetragen werden, aber auch bei den katholischen Gelehrten noch keineswegs eine allseitige Übereinstimmung erzielt worden ist. Es bleibt somit für eigenes, selbständiges Arbeiten ein fast unbegrenztes Feld. Dieser Arbeit hat sich Belser mit ganzem Eifer und bestem Erfolg unterzogen, seine Ergebnisse liegen allerdings oftmals nicht in der Richtung der herrschenden Strömung.

Mit aller Entschiedenheit tritt der Verfasser für die Priorität des Matthäusevangeliums ein; nicht Markus oder der noch beliebtere Urmarkus ist der erste Evangelienschriftsteller, sondern Matthäus. Ist dem Worte des Eusebius (h. e. III, 24, 6) Glauben zu schenken, so schrieb Matthäus das Buch von der Heilsbotschaft vor der Aposteltrennung. Damit wäre etwa das Jahr 42 als Grenze gegeben. Dagegen kann das Zeugnis des Irenäus (Adv. haer. III, 1, 1) in einem Teile nicht in Betracht kommen — Paulus war doch nicht Gründer der römischen Kirche —, im andern Teile ist es nahezu eine Bestätigung der Aussage des Bischofs von Cäsarea. Die Gründung der Gemeinde zu Rom durch Petrus, der allein in Betracht kommen kann, fällt in dieselbe Zeit. Ganz anders freilich Krüger, Geschichte der altchristlichen Litteratur, S. 30. H. Holtzmann, Einleitung (3. Aufl.) S. 350. Harnack, Wesen des Christentums S. 16.

Dagegen thut Belser unwiderleglich die Haltlosigkeit solcher Behauptungen dar, alle die Gründe, welche die Kritik ins Treffen zu führen wußte, erweisen sich als hinfällig. Gerade vom Lukasevangelium, das zugestandenermaßen das letzte der synoptischen ist, zeigt der Verfasser, daß nichts uns nötigt, dasselbe nach dem jüdischen Kriege anzusetzen, während sich sowohl für das Evangelium, wie für die Apostelgeschichte eine ganze Reihe von Momenten anführen lassen, welche für die Abfassung vor 70 sprechen (S. 118 ff.). Interessant ist das Geständnis Harnacks: „Mag die Apostelgeschichte wo immer geschrieben sein, in dem Jahre 70 und den ihm unmittelbar folgenden ist sie nicht verfaßt; denn sonst hätte der Verfasser, was er nicht thut, von der Zerstörung (Jerusalems) für seine Zwecke Gebrauch machen müssen. Auf alle Fälle ist es freilich auffallend, daß er es nicht thut (wie anders der sogen. Barnabas und Justin), und wären nicht durch das Evangelium die Jahre vor 70 ausgeschlossen (!), so würde man doch an diese Zeit immer wieder zu denken versucht sein“ (Chronol. 248). Die Versuchung muß doch überaus stark sein, wenn sie sich „immer wieder“ aufdrängt, und sie muß noch mehr an Stärke gewinnen, wenn man mit Harnack auch behauptet: „Die paulinischen Briefe (sind) in dem Werke weder als Quellen für die Geschichtserzählung, noch als Fundgruben für die Lehre benutzt, und es kann überhaupt kein einzelner Brief genannt werden, dessen Benutzung durch den Verfasser erweislich ist“ (a. a. O. S. 249). Mit diesen

Worten ist doch zugegeben, daß die Stellung der Überlieferung haltbarer ist, als man vielfach glauben machen möchte. Die Jahre 61—63 werden als Entstehungszeit der Lukasschriften festgehalten werden müssen (S. 126).

Für die Lösung der synoptischen Frage ist die frühere Abfassung des Matthäusevangeliums sicherlich von ausschlaggebender Bedeutung. Daß mit Hilfe der mündlichen Tradition allein das Rätsel nicht befriedigend aufgehellt werden kann, wird auch von Vertretern der Traditionshypothese eingeräumt (Kaulen, Wetzer und Weltes Kirchenlexikon IV [2. Aufl.], 1046). Als gewiß darf heute gelten: Markus gebrauchte neben seiner mündlichen Quelle noch eine schriftliche (S. 237). Welches ist diese Quelle? Die Kritik hat in der verschiedensten Weise geantwortet, ohne bis jetzt eine Einigung zu erzielen. Belser sagt: Die fragliche Quelle ist keine andere als unser Matthäus. Denn haben Markus und Lukas nach Matthäus geschrieben, so liegt von vornherein die Annahme nahe, daß sie das erste Evangelium nicht allein gekannt, sondern auch bei Anfertigung ihrer Schriften benutzt haben. In der That erscheint Markus häufig als Abkürzer des Matthäus, so beim Bericht über das Auftreten Johannes' des Täufers, über die Taufe und Versuchungsgeschichte Jesu, bei der Behandlung der Bergpredigt. Dasselbe Verhältnis der Abhängigkeit tritt uns entgegen in der Art, in der Markus das Alte Testament anführt (S. 238 bis 240). Indes muß ein Vergleich des schwerfälligen Stiles bei Markus mit dem anmutigen, leichten Griechisch des Matthäus für die Priorität des letzteren recht ungünstig ausfallen. Doch nur dann, wenn Markus den griechischen Matthäus als Vorlage gebrauchte. Einige Beispiele zeigen, daß diese Auffassung unberechtigt ist (S. 243), und sie ist geradezu ausgeschlossen, wenn Markus in der That schon wenige Jahre nach Matthäus zur Niederschrift der Predigt des Petrus sich angeschickt hat. Wohl bleiben die zahlreichen sprachlichen Anklänge und Übereinstimmungen zwischen beiden Schriftstellern. Sie lassen sich hinreichend erklären durch die Unterstellung, der Übersetzer des semitischen Evangeliums habe sich an Markus angeschlossen.

Hatte Belser bisher Zahn als Bundesgenossen zur Seite stehen, so ergiebt sich für die weitere Untersuchung ein Gegensatz. Markus war für Lukas maßgebend, das wird von allen Seiten anerkannt. War es auch Matthäus? Zahn glaubt die Antwort im verneinenden Sinne geben zu müssen (Einleitung II, 401). Anders Belser. Lukas hat sich überall umgesehen und über die Ereignisse der heiligen Geschichte sorgfältige Erkundigungen eingezogen, und er sollte nicht zur Kenntnis einer von einem Apostel herrührenden Evangelienschrift gelangt sein, oder er sollte dieselbe für sein eigenes Werk unbeachtet gelassen haben?

Doch wird unser Urteil letztlich sich auf eine Prüfung der beiden Bücher gründen müssen. Verfasser hat sich auch dieser nicht leichten Arbeit unterzogen und mit der ihm eigenen Beobachtungsgabe und Schärfe bei der Predigt des Täufers, bei der Versuchung, bei der Wahl und Aussendung der Apostel und andern Berichten im dritten Evangelium eine Anzahl von sprechenden Ähnlichkeiten aufgezeigt, welche sich am einfachsten und besten durch eine Benutzung des Matthäus verstehen lassen (S. 244 ff.).

Ein Urmarkus, welcher weniger umfangreich wäre, als unser kanonischer Markus, löst das Problem nicht; er müßte ihn also an Inhalt übertreffen, eine längere Versuchungsgeschichte, Bergpredigt u. s. w. aufgenommen haben. Auch Holtzmann läßt sich zu dem Geständnis herbei, daß Lukas den Matthäus gekannt habe (Einleitung 350. Neutestamentliche Theologie I, 441).

Immer noch steht unter den Fragen der neutestamentlichen Einleitung die Johanneische im Vordergrund. Von den meisten Vertretern der sogen. Kritik wird die Echtheit des vierten Evangeliums mit aller Schärfe bekämpft, und neuestens ist ein großes zweibändiges Werk angezeigt worden, das endlich „das Johanneische Problem" entschleiern soll. Der katholische Gelehrte hat angesichts dieser Sachlage keine leichte Aufgabe; um so mehr verdient er sich darum unsere Anerkennung, wenn er seiner Aufgabe gerecht wird. Des Verfassers reiches Wissen und kritischer Sinn offenbaren sich glänzend sowohl in der positiven Begründung als in der Widerlegung der hergebrachten Einwände (S. 259—319). Auf eine Reihe von schwierigen aber interessanten Gegenständen sei nur kurz hingewiesen. S. 312—316 begegnen wir der Frage nach dem Tage des Abendmahls. Die beiden wichtigsten Lösungsversuche sind mit ihren Gründen dargelegt; in einem Nachtrag entscheidet sich Belser für den 14. Nisan. Sehr bemerkenswert sind ferner die Ausführungen über die Logoslehre bei Johannes und Philo und der griechischen Philosophie (S. 303 ff.), über die metaphysische Gottessohnschaft gegen Harnack, die Bekämpfung der Auffassung Harnacks und Zahns vom Prolog (S. 353—355), die metaphysische Gottessohnschaft Christi wiederum gegen Harnack (S. 337).

Bei der Besprechung der Apokalypse mußte der Verfasser sein Hauptaugenmerk auf den Nachweis des Satzes legen: der Apostel und Evangelist Johannes ist Autor dieses Buches (S. 388 ff.). Sicherlich dürfen wir Belser das Zeugnis ausstellen, daß er nicht spielend über die Schwierigkeiten hinwegzukommen suchte, was Jülicher dem „Apologetentum" vorwirft (S. 391).

S. 420 wird als Bischof von Smyrna der hl. Polykarp vorausgesetzt, und ich muß gestehen, die Andeutungen passen vortrefflich auf ihn (Apg. 2, 8—11). Indes möchte ich ein Bedenken gegen diese Annahme nicht unterdrücken. Ist die Offenbarung 95 geschrieben, und Polykarp, wie jetzt allgemein festgehalten wird, am 23. Februar 155 als Märtyrer gestorben, so haben wir von der Abfassung der Apokalypse bis zum Tode des Bischofs von Smyrna noch 60 Bischofsjahre! Das ist ja nicht unmöglich, wenn man mit Zahn Polykarp etwa 100 Jahre alt werden läßt. Belser spricht meines Wissens bloß von einem sehr hohen Alter.

Paulus! Wie vieles wäre hier zu berichten aus der reichhaltigen, gediegenen Abhandlung über die Schriften des großen Apostels! (S. 428—652.) Nach dem Beispiele mehrerer seiner Vorgänger, Cornely, Zahn, hat Belser die paulinischen Schriften nicht in der Ordnung des Kanons, sondern in chronologischer Folge behandelt; aber vollkommener und einheitlicher als es sonst geschehen, hat er es verstanden, die Lebensverhältnisse des hl. Paulus zu einem abgerundeten Ganzen zu verbinden und so ganz ungezwungen die Lage für die jeweilige Abfassung eines Briefes zu schaffen.

Die erste Stelle nimmt der Galaterbrief ein. Das ist gewiß nicht befremdlich und auch in andern Einleitungs- und exegetischen Werken zu finden. Trotzdem liegt hier die Sache anders. Der Verfasser setzt den Galaterbrief nicht etwa mit den Thessalonicherbriefen in die Jahre 52 und 53, sondern vor das Apostelkonzil in das Jahr 49. Schon der Abschnitt über die Apostelgeschichte hatte Belser Anlaß gegeben, sich über diesen Punkt auszusprechen (S. 150, 170², wo wir ersehen, daß nicht erst die Ausführungen V. Webers für die Änderung der bisherigen Ansetzung bestimmend waren). Das wichtige Schreiben ist nach der neuen Datierung wohl vom syrischen Antiochien ausgegangen, wohin Paulus nach Beendigung seiner ersten Missionsreise zurückgekehrt war (S. 430. 436). Die Gal. 2, 11 genannte Be-

gegnung mit Petrus würde dann etwa ins Jahr 46 fallen. Manche Schwierigkeiten finden auf diese Weise ohne Zweifel eine leichtere Erledigung, ob sie aber bei der alten Rechnung so unlösbar sind? Das von Paulus geschilderte Verhalten des Apostelfürsten zu Antiochien scheint mir auch nach dem Apostelkonzil doch nicht so undenkbar. Die Auffassung, welche Knabenbauer (in dieser Zeitschrift [1901] S. 306 bis 307) gegen Weber vertritt, dürfte der Gal. 2, 11 gezeichneten Situation hinreichend gerecht werden. Infolge der neuen Zeitbestimmung muß sich Belser in der Frage nach den Adressaten des Briefes für die südgalatische Hypothese erklären. Allein erfreulicherweise stützt er sich bei Begründung derselben nicht einzig auf das Jahr 49. Schürer hat zwar noch jüngst (Theol.-Lit.-Ztg. [1901] S. 76) die Wahrscheinlichkeit bestritten, daß die Bewohner von Lykaonien und Pisidien als Galater angeredet werden konnten, und sich zu den „Unverbesserlichen" bekannt. Indes wird voraussichtlich die Zahl der „Verbesserlichen" gewinnen und mancher wird ihr zugehören wollen, der sich mit der Verbindung von Gal. 2 und Apg. 11, 30 nicht befreunden kann.

Von den Tagen des Pantänus an ist der Hebräerbrief Gegenstand eifriger Kontroverse gewesen, die bis zur Stunde noch nicht zum Austrag gekommen ist. Während damals schon die offenkundige Stilverschiedenheit zur Annahme der hebräischen Abfassung (Clemens Alex.) oder nur mittelbar paulinischer Urheberschaft drängte und Origenes zu dem Endurteil bestimmte: *τίς δὲ ὁ γράψας τὴν ἐπιστολήν, τὸ μὲν ἀληθὲς θεὸς οἶδεν (Euseb.*, Hist. eccl. VI, 25), werden heute noch die Fragen nach Bestimmung und Zweck des Schreibens ganz verschieden beantwortet. Sind die Leser des Hebräerbriefes Heidenchristen, wie Weizsäcker, Schürer, Jülicher glauben, oder Judenchristen, wie Harnack, Zahn, Holtzmann, welche aber an eine römische Hausgemeinde und die Kirche in Rom denken. Auch Belser will den Brief an Judenchristen gerichtet wissen, aber an solche, die eine genaue Kenntnis der jüdischen Institutionen und zwar „aus täglicher, lebendiger Anschauung besessen haben müssen" (S. 592). Die Untersuchung über den Verfasser führt zu folgendem Endurteil: „Wir sehen den Apollos als den Konzipienten des Hebräerbriefes an, halten aber im Hinblick auf Tradition und Lehrbegriff und auf 13, 18 ff. an der paulinischen Autorschaft in dem Sinne fest, daß der Apostel selbst die Anregung zu dem Brief gegeben und das Schreiben als das Seinige adoptiert hat, wie namentlich das Schlußkapitel zeigt" (S. 601). Man muß gestehen, daß die angeführten, allerdings nur inneren Gründe vortrefflich auf den gebildeten Alexandriner Apollos passen.

Andere wichtige Fragen seien nur kurz gestreift. Besondere Aufmerksamkeit hat Belser dem vielumstrittenen Markusschluß zu teil werden lassen. Eine sorgfältige Würdigung des Thatbestandes drängt zu dem Geständnis, das Evangelium habe ursprünglich mit 16, 8 abgeschlossen (S. 95). Dagegen lehnt der Verfasser es ab, mit Zahn den Schluß in den Beginn des 2. Jahrhunderts zu verlegen (Zahn, Einleitung II, 231). Markus selbst habe die letzten Verse um das Jahr 63/64 nach Vollendung des dritten Evangeliums (und wohl auch der Apostelgeschichte) beigefügt. Ganz ist damit die Schwierigkeit nicht beseitigt, wie Belser selbst einräumt, da es doch schwer verständlich erscheint, wie Markus fortfahren konnte, ohne zu erzählen, wie die Frauen den ihnen gewordenen Auftrag ausführten.

Belsers Stellung zur Blaßschen Hypothese ist durch „die Beiträge zur Erklärung der Apostelgeschichte" hinreichend bekannt. Der dort eingenommene Standpunkt ist auch in der Einleitung ohne Einschränkung gewahrt und gegen die Einwürfe Ramsays und Harnacks geschickt verteidigt.

Noch soll erinnert werden an die interessanten Abschnitte über den christlichen Charakter des Jakobusbriefes, über Rechtfertigung und Glauben bei Paulus und Jakobus, Berührungen zwischen Jakobus und dem ersten Petrusbrief (S. 669—677), Verhältnis zwischen Judas und dem zweiten Petrusbrief (S. 707 ff.).

Endlich noch einige Fragen und Zweifel. Belser hält gegen Zahn den vielgenannten Philippus von Hierapolis für den Apostel, nicht für den Evangelisten (S. 268); die Zeugnisse sind in der That auch zu gewichtig. Aber wie steht dazu Apg. 21, 8—9? Hatten etwa der Apostel und der Evangelist weissagende Töchter? Großes Gewicht legt Verfasser dem Muratorianischen Fragment bei, nicht zum wenigsten seinen Angaben über die Entstehung des Johannesevangeliums. Soll jedoch die Mitbeteiligung des Andreas als historischer Zug gelten (S. 263), so scheinen die Jahre 92—96 für die Abfassung doch ausgeschlossen zu sein; ich würde mit Zahn an das Jahr 80 denken. Bei Sichtung der historisch verwendbaren Einzelheiten aus den apokryphen Apostelakten ist Verfasser das eine oder andere Mal vielleicht allzu zuversichtlich vorangegangen. Das Evangelium und die παραδόσεις des Matthias möchte ich doch am liebsten für identisch ansehen mit Bardenhewer (2. Aufl.) S. 84; jedenfalls ist die „höchste Achtung", welche Harnack bei Clemens für die Paradosen entdecken will (Chronol. 596), eine Täuschung, wie der Verfasser richtig erkannt hat.

Indes mag auch der Leser hier oder dort sich mit der Auffassung und Darstellung Belsers nicht ganz einverstanden erklären, niemals wird er einer oberflächlichen oder gar leichtfertigen Beweisführung begegnen. Eine wissenschaftliche Behandlung hatte uns der Verfasser versprochen; er hat sein Versprechen ehrlich und ernst eingelöst. Schon ein flüchtiges Durchfliegen der Abhandlungen läßt die reiche Stoffesfülle ahnen, welche in dem Werke verarbeitet ist. Eine genauere, einläßlichere Prüfung, insbesondere der zahlreichen Anmerkungen, giebt aber erst vollständig zu erkennen, welches Wissen, welche Geistesarbeit, wie viel selbständiges Forschen in Belsers Einleitung niedergelegt ist. Dabei erst offenbart sich, wie weit der umsichtige Gelehrte den Kreis seiner Forschungen gezogen, wie er alles berücksichtigt und kein Hilfsmittel verschmäht hat, mit welcher Sicherheit er sich auf dem mitunter recht unwegsamen und schwierigen Felde bewegt und sich als erfahrenen Führer erweist, dessen Leitung man vertrauensvoll folgen darf. Möge Belsers verdienstvolles Buch in der That recht vielen zum Führer werden, mögen recht viele aus dessen Reichtum schöpfen und sich daran erfreuen, möge vor allem die katholische Wissenschaft, die sich mit Stolz eines solchen Werkes rühmen darf, dadurch fruchtbringende Anregung erfahren und zu neuem, eifrigem Schaffen begeistert werden.

A. Merk S. J.

Geschichte der Weltliteratur. Von **Alexander Baumgartner** S. J. IV. Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker. Erste und zweite Auflage. 8°. (XVI u. 694 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis brosch. *M.* 10.80; geb. *M.* 13.20.

Der Litteraturfreund oder Geschichtsbeflissene, der an den früheren Bänden dieses bedeutsamen Werkes Genuß gefunden hat, wird vielleicht nur mit einer gewissen Scheu an die Lektüre des IV. Bandes herantreten. Nach all den Wundern

orientalischer Märchenpracht, nach all den neu enthüllten Gewinden von Geistesblüten aus geheimnisreichen Fernen und längst entschwundenen Zeiten, nach den poetischen Herrlichkeiten, wie das Buch der Bücher sie in seinem geheiligten Schoße trägt, und nach der Fülle von harmonischem Ebenmaß und natürlich Schönem bei den Geistesheroen des klassischen Altertums soll ein ganzer Band folgen nur über Kirchenlatein und Mönchspoesie!

Man braucht indes nicht weit zu lesen, um sich in der allerangenehmsten Weise enttäuscht zu sehen. Ein prüfender Blick auf das Verzeichnis des Inhaltes hat für den Kenner an sich schon etwas geradezu Überwältigendes. So enge auch in den meisten der 50 Kapitel die Stoffmassen zusammengedrängt sind, zählt doch der vorliegende Band um 100 Seiten mehr als sein Vorgänger; die Zahl der Namen im Register ist die doppelte. Aber Seiten und Namen in diesem Buche sind nicht tote Ziffern; durch alles weht der gleiche frische Hauch; überall ist Geist und Leben.

Was man füglich von dem Bande erwarten durfte, war, daß auch hier die hauptsächlichsten der noch erhaltenen Litteraturwerke, nach ihrer natürlichen Verwandtschaft geordnet, vorgeführt und nach ihrem ästhetischen Wert wie ihrem Einfluß auf Umgebung und Folgezeit abgeschätzt würden. Geschah dies mit dem feinen Verständnis, der poetischen Intuition, zugleich mit dem vornehmen Geschmack und der künstlerischen Gestaltungskraft, die man in den früheren Bänden so oft gekostet und bewundert hatte, so war dies genug, um auch in diesem Bande eine große Leistung anzuerkennen. Nicht minder als bei den Litteraturen der Heidenvölker im fernen Osten waren ja auch im lateinischen und griechischen Schrifttum der christlichen Völker verborgene oder vergessene Welten zu offenbaren, und weit mehr noch als bei den Klassikern der Antike blieben ungekannte Schönheiten zu enthüllen. Das Werk mit seinem so weit umfassenden wie einheitlich durchgearbeiteten Plane bot auch so schon etwas, was bis zur Stunde überhaupt noch nicht geleistet war. Erst jetzt, da es vorliegt, vermag man zu erkennen, wie sehr es Bedürfnis gewesen und wie vieles sich daraus schöpfen und lernen läßt.

Allein dies hat dem Autor nicht genügt; er hat seine Aufgabe ungleich höher erfaßt. Was er thatsächlich giebt, ist die pragmatische Geschichte der höheren Geistesbildung bei den christlichen Völkern vom Anfang bis auf unsere Tage. Denn wie immer heute die Ideen wirr durcheinander und in die Irre gehen mögen, jene echte Verfeinerung des Geistes, jene Veredlung seiner Empfänglichkeiten wie seiner Bethätigung, die wir im vollen Sinne die „höhere Bildung" nennen, war und ist bis zur Stunde unzertrennlich vom humanistischen Bildungsideal, wie es uns die lateinische und griechische Litteratur der Vorzeit überliefert hat. Wenn bei Darstellung dieser Geschichte zugleich augenfällig zu Tage tritt, was die Menschheit auch für ihre natürliche Vervollkommnung dem Christentum verdankt und welch unvergleichlicher Bildungsfaktor in der Welt die katholische Kirche ist, so sind dies Erkenntnisse, welche sich von selbst aus den Thatsachen abheben und die der Verfasser nur gelegentlich nebenbei berührt.

Immerhin wirken alle angedeuteten Momente zusammen, um diesem Bande einen Reichtum von geistigem Gehalt und ethischer Wertung zu geben, welche

über seine Bedeutung als die einer reichhaltigen Litterärgeschichte und einer feinsinnigen Litterärkritik weit hinausragen. Es weht aus diesen Blättern eine fruchtbarere Atmosphäre als die der bloß kritisch-philologischen Forschung und eine gesundere Luft als die moderner Maniriertheit und Zerklüftung. Dem wahrhaft herzerquickenden und geisterhebenden Einfluß wird kaum irgend ein Leser sich völlig entziehen. Auch der Gegner des Christentums kann mit Gewinn und Genuß in das Werk sich vertiefen, und es bedarf nicht großer Schulgelehrsamkeit, um Freude daran zu finden. Die ganze und volle Würdigung darf das Werk freilich nur von den wenigen Auserwählten sich versprechen, welche die Höhe wissenschaftlicher Erkenntnis und ästhetischen Feingefühls mit der Wärme tiefer christlicher Überzeugung in sich vereinigen.

Die christliche Litteratur wie alle christliche Geistesbildung überhaupt nimmt ihren Ausgang von Christus und seinem Evangelium. Die Ideale, welche er der Menschheit gebracht hat, bilden ihren wesentlichen Inhalt. Nicht lange war das himmlische Weizenkorn in die Erde gesenkt, als auch frische Halme und Blüten allenthalben zu sprossen begannen. Der Geistesfrühling der großen patristischen Zeit zog über die Erde hin. Das „erste Buch“ (S. 1—222), das dieser Zeit gewidmet ist, führt durch die Bildungsstätten der alten Kulturvölker, durch Palästina, Ägypten, Griechenland und Kappadokien, dann hinüber ins prokonsularische Afrika, nach Italien, Gallien und Spanien, um mit der kurzen Nachblüte im italischen Ostgotenreiche glanzvoll, wenn auch wehmütig abzuschließen. Aber welch ein Reichtum an Gestalten und Gebilden! Klemens von Alexandrien, der viel verkannte, der große Basilius mit seinem tiefen Verständnis der Natur, das Theologenpaar der Gregore mit ihrer poetischen Begabung, und neben ihnen echte, ganze Dichtergestalten, ein Methodios von Olympos, ein Synesius. Diese im Osten. Der lateinische Westen mit seinem Ambrosius und Augustinus, seinem Prudentius und Boëthius steht nicht zurück. Alles tausendmal genannte Namen und längst bekannte Schriften, aber wie neu erscheint es hier, wie ganz anders, wie anziehend und fesselnd! Es ist, als habe man die Väter nie gekannt.

In die hoffnungsreich aufgeblüte Saat bricht aber jäh der Wirbelsturm der Völkerwanderung. Da gilt es von dem ererbten Gut, dem kostbaren Samen der Zukunft etwas wenigstens unter den stürzenden Trümmern noch zu retten. Die vier ersten Kapitel des zweiten Buches (S. 225—280) zeichnen das gewaltige Ringen bei dieser Rettungsarbeit, zuerst in Italien, wo die großen Gestalten eines Gregor I. und eines Benedikt von Nursia als Schutzgeister wachen über dem Schatze der christlichen Bildung, dann in Afrika, Gallien, Spanien bis hinauf zu den britischen Inseln, wo der Pflege christlicher Wissenschaft zuletzt fast allein noch eine sichere Zuflucht bleibt.

Bald öffnet sich jedoch auf dem jungfräulichen Boden Germaniens eine gastliche Stätte. Bonifatius bringt mit den übernatürlichen Gnaden auch die zivilisatorischen Segnungen des Christentums. Am Hofe des großen Karl feiern christliche Poesie und Wissenschaft ihre Triumphe über die Welt der Barbaren. Der gewaltige Kaiser geht; sein Reich zerfällt. Aber die Bildungsschätze, die er seinen Völkern gebracht, leben und wirken fort in ihrem Schoße. Die Klöster, die er mit starker Hand geschützt, zum Teile selbst gegründet, übernehmen an des toten Kaisers Statt die große Mission der Völkergesittung. Hier wird das Studium der klassischen Litteratur wie der Väterschriften liebevoll weitergepflegt, hier erblüht im Anschluß

an die Liturgie die Sequenzen- und Prosendichtung, hier wagt sich bereits das Epos hervor, das Waltharilied, Ruodlieb, das satirische Tierepos. Eine bescheidene Ordensfrau unternimmt mit kühner Hand den ersten Versuch zu einer christlichen Dramatik (S. 280—349).

Die zweite Blütezeit christlicher Litteratur auf deutschem Boden ist hiermit erreicht, das Zeitalter der Ottonen. Die Wirren der Völkerwanderung sind überwunden, das Rettungswerk für die Schätze der Geistesbildung ist vollbracht. In ihren heimischen Sprachen beginnen die gesitteten Völker nicht nur zu beten und zu träumen, sondern auch zu dichten. Aber noch immer bleibt das Latein die Sprache der höheren Bildung. Geschichte und Sage, Legende und Heldenlied kleiden sich mit Vorliebe in die Formen des Altertums, die geheiligten Laute der Kirche (S. 349—373). Es ist dies kein Hemmnis für die fortschreitende Entwicklung. Die gemeinsame Sprache läßt Errungenschaften und Schöpfungen des Geistes allen verschiedenen Völkern zum Gemeingut werden. Desungeachtet blühen auch die nationalen Litteraturen langsam, aber frisch und duftig empor, erstarkend an dem älteren Stamme der lateinischen Kunstdichtung. Männer von universalem Wissen und feinstem ästhetischem Gefühl bringt diese „lateinische Bildung" auch jetzt noch hervor, einen Hildebert von Tours, Alanus von Lille, Johann von Salisbury (S. 373—400). Auch der Sangeslust thut sie nicht Eintrag, das bezeugt schon das wundervolle Emporsprießen der Hymnenpoesie, wie sie in Damiani, Hildebert und Adam von St. Victor ihre Höhe erreicht (S. 432—450); nicht minder bezeugt es das urwüchsige Gejohle eines unbändigen Goliardentums (S. 400—417). Dieselbe lateinische Litteratur hat in den Mysterien, den Weihnachts- und Osterspielen die ersten Ansätze des nachklassischen Schauspieles gezeitigt (S. 418—432); sie hat den haarscharfen Untersuchungen und bewegten Meinungskämpfen der Schule das klarste, knappste und glücklichste Gewand anzupassen gewußt wie den sinnigen Betrachtungen der Mystik und Beschauung den reich durchwirkten Schleier (S. 450—463). Geistreich hat der Verfasser diese große Epoche abgeschlossen mit dem „mittelalterlichen Encyklopädisten", der in seinem Wunderwerk des Speculum triplex wirklich den ganzen bunten Reichtum mittelalterlicher Bildung widerspiegelt (S. 463—469).

Mit dem 20. Kapitel des zweiten Buches beginnt eine neue Zeit im Bildungsgang der Menschheit. Politisches und soziales Elend, das über Italien hereingebrochen, lehrt begabtere Geister, den Blick sehnsüchtig zurückzuwenden nach dem untergegangenen Glanze des heidnischen Rom. Der Ghibellinismus bewirkt die Rückkehr zum antiken Staatsgedanken und wird der Ausgangspunkt der stets mächtiger anschwellenden, neuhumanistischen Strömung. Namen wie Dante, Petrarca, Boccaccio glänzen über den ersten Wallungen dieser in ihren Anfängen noch ganz christlich erscheinenden Bewegung (S. 469—480). Die Kirche stellt sich derselben nicht feindlich entgegen. Unter den größten und treuesten Dienern der Kirche finden sich gefeierte Humanisten, und am Hofe der Päpste erreicht die Renaissance ihren höchsten Glanz. Aber dieser mächtige Strom hat fast von Anfang an auch antikirchliche Grundwellen mit sich geführt; die Liebe zur altklassischen Formschönheit hat manche Geister berückt mit dem Taumel heidnischer Ungebundenheit (S. 480—498).

Diese ganze gewaltige Bewegung, welche über drei Jahrhunderte lang das Geistesleben der gebildeten Völker durchzieht, kann indes nicht erschöpfend verstanden werden, ohne die Einwirkung der griechischen Bildung, näherhin der byzantinischen Gelehrtenwelt mit in Rechnung zu ziehen, welche von den Zeiten des Florentiner Konzils und der Eroberung Konstantinopels immer mehr sich Geltung verschaffte.

Mit geschicktem Griff fügt deshalb der Verfasser den Rückblick auf die gesamte Litteraturentwicklung des nachpatristischen Byzanz gerade an dieser Stelle und in diesem Zeitpunkte ein, wo die besten Errungenschaften beider Kulturen, von Rom und Byzanz, ineinander münden und zu einem Strome sich vereinigen (S. 501—562).

Auch hier giebt es manche schöne Blume zu pflücken. Nicht nur große Theologen, fleißige Geschichtschreiber und beschauliche Asketen hat das alternde Byzanz noch immer aufzuweisen, es zählt auch echte Dichter, einen Hymnensänger wie Romanos, einen Johannes Damascenus, Theodor von Studium, Johannes Mauropus. Das Drama vom „leidenden Christus" steht zwar vereinzelt, doch in dieser Vereinzelung und in der Dunkelheit seines Ursprunges scheint es hinzuweisen auf einen reicher entwickelten aber längst untergegangenen dramatischen Blütenflor. Noch die letzten Vertreter des gelehrten Griechentums, ein Bessarion, ein Leo Allatius, bilden das lebendige Zeugnis, wie den christlichen Brüdern im getrennten Osten Geist und Kraft zu edlerem Aufschwung keineswegs völlig entschwunden waren.

Unterdessen ist innerhalb der abendländischen Christenheit selbst die unselige Spaltung eingetreten, nicht zum Frommen echter Geisteskultur und harmonischen Zusammenwirkens an den großen Problemen des Daseins. Bei der gewaltsamen Zertrennung hat auch der Humanismus seine Rolle gespielt; litterarische Kämpfe sind den theologischen voraus und zur Seite gegangen. Die Scheidung vollzieht sich. Die meisten und besten aus dem Kreise der großen Humanisten bleiben der alten Kirche treu; sie vermögen aber das hereinbrechende Verderben nicht abzudämmen (S. 565—585). Wo der kirchliche Abfall zum Sieg gelangt, da brechen Verwilderung und Barbarei herein; auf mehr denn ein Jahrhundert hinaus füllen die abtrünnigen Länder sich mit wüstem Sektengezänke. Während dessen sproßt im katholischen Italien der alte Stamm immer neue Blüten. Spanien, Frankreich, Polen, die katholischen Niederlande dichten und schaffen fleißig mit ihm um die Wette (S. 585—607).

Für die strebsamen Kreise unter den Neugläubigen ward Melanchthon zum Wegweiser in der Pflege der klassischen Philologie; er findet gelehrige Nachfolger in stattlicher Zahl, wenn sie auch ihre nüchterne Schulweisheit nur allzu gerne mit theologischer Polemik verquicken. Abgesehen vielleicht von dem Schotten Buchanan hat die lateinische Dichtung im neugläubigen Lager nichts mehr von Bedeutung hervorgebracht (S. 607—623).

Aber neue Bildungskeime, neue Gestaltungskraft und Sangeslust werden zu den kampfdurchwühlten Gefilden zurückgetragen durch Scharen hochgebildeter Lehrer, welche die neugegründete Gesellschaft Jesu zur Stärkung der wankenden katholischen Phalanx auszusenden im stande ist. In Deutschland so gut wie in Frankreich, Italien und Spanien, ja bis nach Polen, Ungarn, Siebenbürgen, bis Brasilien und Mexiko erlebt die lateinische Dichtung, die Lyrik, die Dramatik und selbst die Epik einen freundlichen Nachsommer (S. 623—637. 657—666). Es ist als wäre der Kastalische Quell aufs neue emporgesprudelt und ergieße seine erfrischenden Wasser über alle katholischen Lande. Den Hochstand erreicht die neue Flutwelle der alten humanistischen Bildung an dem glänzenden Musenhofe, welchen der letzte Renaissance-Papst, die „Attische Biene", Urban VIII. in der Hauptstadt der Welt um seinen Thron versammelt. Während dort der Pole Sarbiewski den Saiten der horazischen Leier noch einmal Zauberklänge entlockt, dichten an der Seine die poetischen Brüder Jean und Charles de Santeul ihre klassisch vollendeten Oden und stimmt im Athen an der Isar Jakob Balde seine vaterlandstreuen Gesänge, seine keuschen, zarten Muttergotteslieder an.

Die letzten drei Jahrhunderte lateinischer Dichtung überschaut übrigens der Verfasser nur wie im Vogelfluge und nur nach großen Umrissen. Es war nicht möglich und wäre auch kaum verlohnend gewesen, bei allen Einzelerscheinungen länger zu verweilen. Nur zum Schlusse läßt er durch drei Dichtergestalten des 19. Jahrhunderts nochmals seine Blicke fesseln: Peter Esseiva, Octavio Cagnacci und Joachim Pecci (S. 666—681): „Die lateinischen Gedichte Leos XIII. sind nicht als eine subjektive Liebhaberei, als ein Spiel des Zufalles zu betrachten. Sie verkörpern die historische Thatsache, daß der christliche Humanismus von der Zeit, da der hl. Paulus den Aratus und Menander citierte, die Kirche durch alle Stürme der Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag begleitet hat und voraussichtlich auch weiter begleiten wird."

Vorstehender Versuch, in einigen Strichen den Inhalt des Werkes zu skizzieren, bringt schon genugsam zu Bewußtsein, daß in der That hier mehr geleistet ist, als die Aufgabe auch des berufensten Litteraturkritikers es heischen kann. Man spricht heute gar viel von Kulturgeschichte, welche an Bedeutsamkeit und Lehrgehalt hoch über der politischen stehe und diese erst richtig erfassen lehre. Aber das Höchste in der Kultur ist doch die Kultur des menschlichen Geistes, jene Läuterung und Veredlung des natürlichen Menschen, in welcher die „höhere Bildung" besteht. Zum großen Teile findet sich die Geschichte dieser Bildung im vorliegenden Bande geschrieben, und man darf sagen, in vollendeter Weise. Wenn etwas daran fehlt, so ist es, weil der Verfasser mit Rücksicht auf den Rahmen des Gesamtwerkes sich oft große Beschränkung hat auferlegen müssen. Er hat sich gerade auch hierin als Meister bewährt. Nirgends ist er darauf aus, Namen zu häufen; so viele er aber auch genannt hat — und es sind deren *sehr* viele —, kaum jemals geschah es ohne eine kurze besondere oder allgemeine Charakteristik. Bloße Aufzählungen giebt es nicht. Zuweilen wird man vielleicht einen Namen vermissen, wo minder bedeutende angeführt worden sind, aber im ganzen ist die Auswahl eine weise und glückliche. Nicht auf einzelne Namen dritten oder vierten Ranges kommt es ja auch an, sondern auf die großen Epochen, die geistigen Zentren, die Gruppen, die verschiedenen Strömungen. Hier aber wird man alles finden, am rechten Ort und zugleich in wundervoll kunstreicher Gruppierung, unter stetem lebensvollem Wechsel und treffenden Kontrasten bei einheitlich festem Voranschreiten mit dem Laufe der Jahrhunderte.

Der Übersicht über den materiellen Inhalt dieses Bandes braucht ein weiteres Lob nicht hinzugefügt zu werden; sie spricht für sich. Nur sei nochmals betont, daß das wirklich gelehrte, auf selbständiger und gründlicher Forschung aufgebaute Werk zugleich in liebenswürdiger, künstlerisch vollendeter Form dem Blick entgegentritt, allen zugänglich und für alle herzerfreuend, die für Edles und Schönes sich einen Sinn bewahrt haben.

Den tiefen *geistigen* Gehalt auch nur andeutungsweise wiederzugeben, vermag eine kurze Berichterstattung nicht; der muß aus dem Buche selbst herausgefühlt und eingesogen werden. Zu der Sorte von Alltagsschriften und Durchschnittsleistungen, wie sie Jahr für Jahr in allen Größen und Formaten immer unzählbarer den Büchermarkt überschwemmen, gehört dieses Werk nicht. Mag

der Band als abgeschlossen für sich oder als Teilglied eines größeren Ganzen genommen werden, er hebt sich über das gewöhnliche Mittelmaß hinaus, original als Geistesschöpfung und monumental als litterarische Großthat.

Solche Werke hat ein bekannter deutscher Dichter einmal sinnreich gekennzeichnet als das, was emporwächst und geistesmächtig in die Lande hinausragt, „wenn die Könige bau'n". Möge dem hochverehrten Verfasser der gütige Gott die Kräfte erhalten und stärken, um dem königlichen Bau einst noch die Krone aufzusetzen!

O. Pfülf S. J.

Das deutsche Götter- und Heldenbuch. Erneuert von **Richard von Kralik.** I. **Amelungensage.** Hugdietrich, Ortnid, Wolfdietrich, Amelung. Allgemeine Bücherei. Neue Folge 4—8. 12°. (312 S.) Stuttgart und Wien, Roth. Preis brosch. *M.* 1.

Nachdem die neue Folge der sehr verdienstlichen „Allgemeinen Bücherei" zunächst eine neue textkritisch wertvolle Ausgabe des Jugendgedichtes Eutychia von R. Hamerling, dann eine Übersetzung der hochromantischen „Novelle" Astrid von Selma Lagerlöf und an dritter Stelle die charakteristische Skizze „Aus dem Leben eines Unglücklichen" von Hansjakob gebracht hat, schenkt sie uns ein weiteres Bändchen, das gleich vier Nummern umfaßt, und auf das wir hiermit die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise lenken möchten. Mit der deutschen Götter- und Heldensage ist es ein eigentümliches Ding. Da klingt es in alle modernen Kreise von Namen wie Glockenklänge einer längst versunkenen Stadt; man erschauert leicht bei solchem Ton, ein unbestimmtes Wohlgefallen, vielleicht auch eine Art Sehnsucht bemächtigt sich der Seele — aber wer von den meisten Gebildeten unserer Tage kennt noch eine noch so verschwommene Deutung dieser Klänge? Wer versucht sich auf die einzelnen Worte einen Reim zu machen? Aus der Schule nehmen ja Gymnasiasten und „höhere Töchter" ein gewisses Gerippe der verschiedenen Sagen mit ins Leben, aber meist umkleidet dasselbe statt der Dichtung Schleier das Staubgewand schulmeisterlicher Gelehrsamkeit und schülerhafter Memorierkunst. Und doch waren diese Sagen jahrhundertelang das Festbrot unserer Vorfahren, weite Königshallen, in denen vornehm und gering sich zusammenfanden, Lehrmeister, die den Geist unseres Volkes bilden halfen mehr als Schulen und Bücher. Die Wissenschaft hat sich seit einem Jahrhundert bemüht, alles wieder zu erforschen und zu sammeln, was unwissender Stolz der Menschen und die Ungunst der Zeiten vergraben und zerstreut hatte. Und sie hat die erfreulichsten Erfolge zu verzeichnen. Allein, so hochverdienstlich diese Arbeit auch ist, es muß zwischen Wissenschaft und Volk wieder eine andere Kraft treten, die die Früchte der Forschung weniger dem Geschmacke vieler zubereitet, die den gehobenen Volksschatz auch wieder zum Schatz des Volkes macht. Es sind die Versuche ja schon im einzelnen gemacht worden, und wahrlich nicht ohne Geschick, aber so ganz von Erfolg waren sie doch nicht gekrönt. Und nun wagt ein einzelner Mann sich an die Riesenaufgabe, nicht einen einzelnen Teil einer Sage, nicht einen Einzelsagenkreis, sondern die Gesamtheit aller wirklichen

Volkssagen zu einem „deutschen Götter- und Heldenbuch“ zusammenzudichten und als Volksbuch darzubieten. Wir stehen nicht an zu erklären, daß uns der Gedanke an ein solches Unternehmen sehr waghalsig vorkam, daß wir, selbst wenn als Umdichter ein auf diesem Gebiet so bewährter Meister wie Richard von Kralik sich meldete, an dem Erfolge entschieden zweifelten. Wir traten daher mit begreiflichem Mißtrauen dem Versuch der Lösung einer zwar hochwünschenswerten, aber fast unmöglichen Riesenaufgabe entgegen. Aber zu unserer Freude genügten einige Seiten der Arbeit selbst, unsere Befürchtungen ins Schwanken und zum Schweigen zu bringen, und jedes neue Blatt erhöhte bald genug unser Staunen und — um es gerade herauszusagen — unsere Begeisterung. Frei und unbefangen von jeder litterarhistorischen und textvergleichenden Kritik ließen wir Kraliks Umdichtung wie ein Originalgedicht auf uns wirken; wir lasen, wie jeder Mann aus dem Volke lesen würde, um zu erfahren, ob wirklich eine volkstümliche Wirkung zu erhoffen sei, welche ungefähr dem Geiste und der eigentümlichen Ausdrucksweise der alten Lieder entspräche. Und nach Beendigung des ganzen Bändchens glauben wir kühn aussprechen zu dürfen, daß der Umdichter sein hohes Ziel glänzend erreicht hat, daß wir in diesem Bändchen eine ganz vorzügliche volkstümliche und dabei möglichst charakteristische Umdichtung und Ergänzung der Amelungensage besitzen, die es wert ist, bald Allgemeingut der deutschen Jugend und des deutschen Volkes zu werden. Als seine Aufgabe hat sich Kralik gedacht: „Der Dichter soll bei seiner Arbeit nur der Redaktor, der Hüter und Wahrer des volkstümlichen Schatzes sein, sein Kustos und Konservator. Er soll möglichst rein, selbstlos und getreu diesen Hort den Nachkommen ebenso hinterlassen, wie er ihn von den Vorfahren erhielt“. Er soll das Überkommene geben „mit der größten Treue und Vollständigkeit, allerdings ohne überflüssige Weitschweifigkeit, in bester Ordnung, in lesbarer Form, weder romanhaft dichtend, noch gelehrt deutelnd“. „Es war notwendig, eine einheitliche Form zu wählen, denn die Originale, die sich ja über viele Jahrhunderte erstrecken, sind teils in der Kürenberger- ... teils in der Gudrunstrophe, der Heldenbuchstrophe, den kurzen Reimpaaren, der Herzog-Ernst-Strophe u. s. w. abgefaßt. Am natürlichsten schien sich die Strophe des Heldenbuches und des Hildebrandliedes darzubieten, die Strophe so vieler Volkslieder; doch wurde der Strophencharakter durch Aufgeben der Vierzeiligkeit absichtlich verwischt.“ Diesen Grundsätzen wird jeder gern beipflichten, und das Büchlein zeigt, daß Kralik sie auch nach Kräften ins Werk umgesetzt hat.

Er behandelt die verschiedenen zum ostgotischen Sagenkreise gehörigen Stücke in 17 Gesängen oder Rhapsodien, deren Mittelpunkt die Abenteuer Wolfdietrichs bilden, denen sich die Geschichte Hugdietrichs und seiner Brautfahrt als Einleitung, vier Gesänge über Ortnid als Episode und die Geschichte Amelungs als Schluß anreihen. Kurz und ganz im Stile der alten Sänger hebt Kralik an, indem er sich selbst als weitgereisten Rhapsoden in der Trinkhalle eines Vornehmen einführt:

„Viel der Männer sah ich walten mit hohem Sinn,
Auch fuhr ich über viele der fremden Lande hin.
Kund ward mir Gutes und Böses, der Lust, des Elends viel;
Drum will ich singen und sagen die Mär zum Saitenspiel

Hier vor des Volkes Menge in dieser Methesballe,
Daß zu der hellen Harfe ruhmreich die Rede schalle;
Denn Leib und Leben schwindet, es währet nur das Lob
Des Mannes, den der Sänger in Liedern hold erhob."

In diesem kräftigen Tone hebt nun die Erzählung ohne viel weitere Umstände an; es werden nur Motive behandelt, die auch den Modernen noch berühren; die Beschreibungen sind knapp und malerisch; die Rede und Widerrede echt episch wie das Ganze; jede Subjektivität des Nachdichters ist ausgeschlossen; der ganze Ton durchaus altdeutsch in Sprache und Vers, nirgends eine Spur von moderner Sentimentalität oder Hyperkultur. Natürlich entgeht auch Kralik dem Los so ziemlich aller Epiker nicht; auch von ihm gilt: quandoque bonus dormitat Homerus. Aber auch nur quandoque; durchgehends weiß er die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln und eine rechte Spannung zu entwickeln. Um die Art der Dichtung zu zeigen, lassen wir hier noch eine Stelle aus dem vorletzten Gesang folgen, die freilich ihre volle Wirkung nur im Zusammenhang üben kann. Wolfdietrich ist nach all seinen Abenteuern, Kämpfen und Siegen nach Tischkal ins Kloster gegangen, um vor seinem Tod zu sühnen, was er durch ungerechtes Blutvergießen gesündigt hat. Zuerst

„Wolfdietrich in dem Orden wollte es nicht behagen,
Daß man die Speise ungleich begann hervorzutragen.
Die dorten Herren hießen, die hielten es für Fug.
Er stricke sie beisammen bei ihren Bärten und trug
Sie hin zu einer Stange und hing sie drüber dann.
Da hoben sie die Hände und schwuren dem werten Mann,
Daß wider seinen Willen sie nimmer wollten streben.
Da ließ er allen Armen auch gleiche Teile geben."

Als dann nach einem Einfall der Heiden ins Kloster, den der Recke wieder abgewehrt hatte, die Ruhe wieder eingetreten war:

„Wolfdietrich in dem Orden Gott manche Dienste thät,
In jeder frommen Weise mit Fasten und Gebet.
Ihm war alles zu ringe, er glaubte nicht allein
So leicht die Schuld zu büßen. Er bat die Brüder sein
Um eine schwerere Buße, daß er in einer Nacht
Würd' seiner Sünden ledig. Das wurde bald bedacht.
Sie ließen eine Bahre dort in dem Münster stehn,
Den edlen Fürsten ließen die Mönche dazu gehn,
Daß er drauf säß alleine wohl eine ganze Nacht,
So hätt' er reiche Buße für alle Schuld gebracht.
Das that er auch mit Willen; der Tag ein Ende nahm,
Da saß er auf der Bahre, der Fürste lobesam.
Mit allen Seelen, die er zu Tode je erschlug,
Mußt er die Nacht durch fechten; da hat er Leids genug.
Da gaben ihm die Geister gar manchen Stoß und Schlag.
Was er bei seinen Zeiten je harter Stürme pflag,

Das war ein Wind zu diesem; er mußte sich gestehn,
Daß er wohl tausend Riesen viel lieber wollt' bestehn.
Wem er was that zu leide, der kam feindlich genug;
Es hallte wie ein Bette, was er auf sie auch schlug.
Er kam von ihnen allen die Nacht in große Not,
Denn die er mußt' bestehen, die forchten nicht den Tod.
Das trieb der Held Wolfdietrich eine winterlange Nacht,
Ihm ward von manchem Toten gar manches Weh gebracht.
Von Müde und von Hitze ward ihm des Nachtes weh',
Das Haar auf seinem Haupte war ihm weiß wie der Schnee.
Des Morgens, da die Mönche zur Mette wollten geh'n,
Da ließen erst die Geister den Mann in seinen Weh'n.
Ihm war der Sinn geschwunden, er lag allda für tot.
Die Mönche voller Trauer, die hatten große Not."

Kralik hat es unterlassen, in Anmerkungen die Nachweise zu geben, woher er die Bruchstücke seiner Umdichtung genommen und was er den Quellen verdankt. Für den Zweck seiner Arbeit war dies freilich überflüssig. Für viele indes, die nicht eine germanistische Spezialbibliothek zur Hand haben, wäre ein solcher Hinweis von Interesse gewesen. Besonders insofern als kulturgeschichtliches Material in Frage kommt. In Bezug auf die Sprache hat Kralik sich manche erlaubte Freiheit genommen, und wir sind die letzten, die ihm zur besseren Herausarbeitung der Lokalfarbe den Gebrauch von Wörtern verwehren, die dem heutigen Sprachschatz nicht mehr angehören. Aber der Dichter kann unmöglich voraussetzen, daß alle seine Leser, selbst die akademisch Gebildeten, noch so viel altdeutsche Vokabeln wissen, als zum Verständnis nötig ist. Er hätte daher unbedingt eine oder zwei Seiten Worterklärungen am Schluß beifügen müssen.

Indem wir dem Leser dieses erste Bändchen des „Götter- und Heldenbuches" empfehlen, bitten wir den Verfasser, uns nicht allzulange auf die Fortsetzung warten zu lassen.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Die Briefe des heil. Apostels Paulus. Erklärt von Dr. theol. et phil. F. S. Gutjahr, k. k. o. Universitäts-Professor in Graz. I. Band, 2. Heft: Der zweite Brief an die Thessalonicher. 8°. (166 S.) Graz, Styria, 1901. Preis *M.* 1.

Wer bei Lesung des zweiten paulinischen Schreibens an die Thessalonicher einen kurzen sachlichen und philologischen Kommentar zu Hilfe nehmen will, wird mit Nutzen nach dieser Broschüre greifen. Weder der griechische noch der lateinische

Text ist abgedruckt; die Erklärung geht aber immer auf den Urtext zurück. Die beigegebene wörtliche deutsche Übersetzung kann nur erwünscht sein. Der gelehrte Apparat ist auf das Notwendigste beschränkt. Die traditionelle Auslegung und die neuere Exegese kommen nach Gebühr zu Wort.

Apologetische Vorträge über die Gottheit Jesu für Gebildete aller Stände, zunächst aber für Studierende. Von Prof. Dr. Franz Endler. kl. 8°. (216 S.) Prag, Fürst-erzbischöfl. Buchdruckerei, 1900. Preis brosch. *Kr.* 2.50; geb. *Kr.* 3.30.

Gewiß haben die Studenten, denen das Buch gewidmet ist, den Vorträgen des verehrten Lehrers mit Freude und Nutzen gelauscht. Die 36 Konferenzen bringen zunächst Autoritätsgründe für die katholische Wahrheit und dann gut durchgeführte, faßliche Beweise. Es kommen nicht bloß Jesu Leben, Wunder, Lehre und Gottheit zur Behandlung, sondern auch die Echtheit der Evangelien, die katholische Weltkirche, ihre Ausbreitung und Verfassung, Lehre und Kultus, ihre Verdienste um die Kultur u. s. w. Die einzelnen Vorträge sind kurz, die Sprache einfach, die Darstellung ist meist ruhig und rein sachlich, wendet sich aber auch zuweilen an die Phantasie und das Gemüt.

Das Testament des Geistlichen nach kirchlichem und bürgerlichem Recht. Von Dr. Joseph Hollweck, Professor des Kirchenrechts am bischöflichen Lyceum in Eichstätt. 8°. (IV u. 124 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 2.50.

Einer Empfehlung bedarf diese Schrift nicht. Ist sie doch von eminent praktischer Bedeutung und von einem bekannten Fachmann verfaßt. Jede Seite zeugt von der Gründlichkeit und Sachkenntnis des Autors. Es bleibt nur übrig, zu wünschen, daß jeder Geistliche sich das Buch anschaffe und durchstudiere.

Lectiones philosophiae moralis quas in scholis collegii urbani de propaganda fide habebat Raymundus Volpi, eiusdem philosophiae professor. 8°. Volumen I: Complectens partem generalem. (IV et 202 p.) Volumen II: Complectens partem specialem. (200 p.) Romae, Pustet, 1899. Preis *M.* 4.

Dieses Schulbuch ist klar und bündig geschrieben. Die Lehre und im ersten Band auch die Anordnung schließen sich eng an den hl. Thomas an. Der zweite Band behandelt im ersten Teil die Pflichten des Menschen gegen Gott, gegen sich selbst und die Mitmenschen, im zweiten die Familie, im dritten den Staat. Den Abschnitt über die geoffenbarte Religion (II, 17 sqq.) würde man in einem philosophischen Lehrbuch lieber entbehren, zumal jeder Versuch, die Möglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung positiv zu erweisen, notwendig fehlschlagen muß, sobald man nur den Begriff des Übernatürlichen streng faßt. Die Ausführung der einzelnen Thesen ist schulgerecht und durchsichtig. Einzelne schwere und verwickelte Fragen, wie z. B. die über die beste Staatsform, lassen sich allerdings nicht mit wenigen allgemeinen Sätzen abthun. Solche Dinge sollte man heutzutage gründlich oder gar nicht behandeln. Recht unvollständig sind auch die Abschnitte über den Zins und die Bemerkungen über die Geschichte der Ethik. Eine kurze Orientierung darüber ist gewiß erwünscht; nur muß sie genau sein und darf nicht aus Büchern geschöpft werden, welche auf diesem Gebiet keine Autorität besitzen.

Das Haus auf dem Berge. Christus dem Erlöser als Huldigungsgabe am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in tiefster Anbetung gewidmet von Em. Huch. kl. 8°. (416 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1899. Preis *M.* 2.

Diese populäre Apologie einiger großen katholischen Wahrheiten mit besonderer Berücksichtigung moderner Angriffe und Irrtümer ist hübsch und anregend geschrieben. Der Herr Verfasser hat es sich auch nicht leicht gemacht, sondern tüchtig studiert, wie z. B. die religionsphilosophischen Abschnitte beweisen, wenn auch der Fachmann manchmal auf einen Satz stößt, dem er nicht beistimmen kann. Störend wirkt das öftere Zitieren Oldenburgs statt Oldenbergs. Das Büchlein wird gewiß manchem Vereinspräses bei Vorbereitung seiner Vorträge treffliche Dienste leisten.

L'Abbaye de Saint-Martial de Limoges. Étude historique, économique et archéologique précédée de recherches nouvelles sur la vie du Saint. Par Charles de Lasteyrie, ancien élève de l'école des chartes. 4°. (XVIII et 510 p.) Paris, Picard, 1901. Preis *Fr.* 15.

Kirche und Klostergebäude von Saint-Martial, einst ehrwürdige Stätten der Andacht und großartige Monumente der kirchlichen Baukunst, sind heute spurlos verschwunden, aber die reichen Archivalien des Klosters und der größere Teil der ehemals berühmten Bibliothek sind durch eine besondere Fügung auch in der Zeit allgemeiner Zerstörung glücklich erhalten geblieben. So konnte jetzt, mehr denn 100 Jahre nach ihrem Untergang, die uralte Abtei zum erstenmal ihren Geschichtschreiber finden. Dies ist um so erfreulicher, als es sich um eine der ältesten christlichen Kultstätten und eine der wichtigsten religiösen Körperschaften auf französischem Boden handelt. Den Anforderungen strenger Wissenschaftlichkeit wird der Verfasser nicht nur gerecht, er weiß seinem Gegenstande auch Seiten abzugewinnen, welche zur Beurteilung des Klosterwesens im mittelalterlichen Frankreich überhaupt von Belang sind. Die Sendung des hl. Martialis verlegt der Verfasser, im Anschluß an Duchesne und die heutigen Bollandisten, ins 3. Jahrhundert. Den mit der Martialisüberlieferung zusammenhängenden Heiligenlegenden widmet er eindringende Untersuchung, ohne indessen ihnen Gnade zu schenken. Er folgt dann der äußeren Geschichte des Gotteshauses, wie es allmählich zum Sitz der Abtei, dann des Kollegiatstiftes wurde, im Anschluß an die Reihenfolge der Äbte. Auch die 84 abhängigen Prioreien mit ihren Kirchenbauten und Reliquienschätzen werden ins Bereich der Untersuchung gezogen. Besondere Aufmerksamkeit wendet der Verfasser der Blüte und dem Verfall des Klosters auf wirtschaftlichem Gebiete zu. Wertvolleres noch leistet er für die kirchliche Kunst, wobei Architektonik, Wand- und Miniaturmalerei und Goldschmiedekunst vorzüglich in Betracht kommen. Die Abteikirche war jedenfalls eines der ältesten und merkwürdigsten romanischen Baudenkmale jener Provinz. Über das litterarische und künstlerische Streben innerhalb der Abtei sind leider nur dürftige Andeutungen zu finden. Unbedeutend kann dasselbe nicht gewesen sein, wie schon die herrliche Bibliothek beweist. Wenigstens drei bekannte und nicht zu verachtende Chronisten sind aus dem Schoße der Abtei hervorgegangen, von welchen einer zugleich ein tüchtiger Prediger und Predigtschriftsteller war. Noch weniger Aufmerksamkeit ist dem ascetischen Momente zugewendet. Weder Züge von Frömmigkeit, noch Beispiele hervorleuchtenden Tugendstrebens werden verzeichnet. Dahingegen läßt sich der spätere Zerfall der klösterlichen Zucht durch

alle Phasen deutlich verfolgen. Das charitative Wirken des Klosters ist nur im Vorübergehen gestreift, eine pastorale Thätigkeit kommt gar nicht in Frage. Immerhin aber bietet der prachtvolle Band eine Fülle dessen, was dem profanen Forscher vor allem wertvoll ist. Die Urkundensammlung, die Abbildungen und Pläne, die Verzeichnisse der Äbte und Amtsvorsteher, das fleißige Register u. s. w., alles wirkt zusammen mit einer sorgfältigen Darstellung und trefflichen Stofforduung, um sowohl dem Kunstarchäologen wie dem Kirchen- und Kulturhistoriker die wesentlichsten Dienste zu leisten.

La Russie et le Saint-Siège. Études diplomatiques par le P. Pierling S. J. III: La Fin d'une dynastie. La Légende d'un Empereur. L'Apogée et la Catastrophe. Les Polonais au Kremlin. Avec deux portraits en héliogravure. 8°. (VIII et 480 p.) Paris, Plon, 1901. Preis *Fr.* 7.50.

Der vorliegende Band umfaßt die dunkelste Zeit in der Geschichte des Zarenreiches, die blutigen Wirren, welche die Erhebung des Hauses Romanow vom Aussterben des Hauses Rurik trennen. Der rätselhaften Erscheinung des „falschen Demetrius", seinen Erfolgen, den Hoffnungen, welche er weckte, und seinem jähen Untergang hatte der Verfasser bereits vor 23 Jahren eine eigene Schrift gewidmet (Rome et Démétrius 1878). Durch ihre Urkundensammlung und ihre Faksimiles bewahrt dieselbe auch jetzt noch ihren Wert. In der Sache aber ist die Forschung seitdem vorangeschritten, und nicht umsonst hat der Verfasser an den wichtigsten Archiven Rußlands, Polens, Schwedens, Österreichs und Italiens aufs neue monatelangen Nachsuchungen obgelegen. Die Darstellung der Ereignisse ist um ein gutes Stück (1606—1618) weitergeführt, und ein kritisches Schlußkapitel sucht über die geheimnisvolle Gestalt des Demetrius endlich zu einem feststehenden Urteil zu kommen. Die Verdienste der Forschungsarbeit und die Reize der Darstellung, welche dieses schon durch seinen Gegenstand bedeutsame Werk auszeichnen, sind bei der Anzeige der früheren Bände in diesen Blättern (L, 573; LII, 589) hervorgehoben worden. Das Außerordentliche und Romanhafte der Sache und das Fesselnde der Erzählung scheinen hier noch stärker hervorzutreten, wie auch an neuen und feststehenden Resultaten hier noch Reicheres geboten wird als in den früheren Bänden. Ohne die Schatten im Charakter des Demetrius zu übersehen, wird der unbefangene Leser sich des Eindrucks kaum erwehren können, daß eine wahre Herrschergestalt ihm hier gegenübersteht, deren ungestörtes Sichauswirken für die innere Entwicklung Rußlands Unberechenbares versprach. Den Optimismus, welcher die Ratgeber der Kurie in Bezug auf die große kirchliche Frage des Ostens befangen hielt, begnügt sich der Verfasser in feinen Strichen anzudeuten. Die Hinweise sind recht lehrreich. Die intrikaten Fragen wegen der Communicatio in sacris gegenüber der schismatischen Kirche und deren Behandlung durch das heilige Offizium werden manche Seite dieses Bandes auch dem Theologen anziehend machen.

Das Predigtwesen in Westfalen in der letzten Zeit des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchen- und Kulturgeschichte. Von Dr. Florenz Landmann. [Reformationsgeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Heinrich Finke. I.] 8°. (XVI u. 254 S.) Münster, Aschendorff, 1900. Preis *M.* 5.50.

Nicht im zentralen Staatsgebilde, sondern im Territorium pulsiert das eigentliche Volksleben des Mittelalters; zu einer gesicherten Erfassung der Vorreformations-

zeit bedarf es daher vor allem der gründlichen Erforschung der Provinzialgeschichte. Diese Hauptsätze stellt der Herausgeber des mit vorliegendem Bande anhebenden großen wissenschaftlichen Unternehmens als Leitmotiv an die Spitze. Man kann nur ganz und voll beistimmen und von einem Unternehmen sich das Beste versprechen, dessen Leitung in den Händen eines bewährten Forschers ruht und dessen Programm in jedem Satze den echten Historiker verrät. Doch auch um des besondern Eigenverdienstes willen sei dieser I. Band freudig willkommen geheißen. Das Thema ist weise abgegrenzt und trefflich durchgeführt. Man braucht weder Westfale noch Prediger zu sein, um daran Freude zu haben. Da liegt in der That ein Stück Kirchen- und Kulturgeschichte. Namentlich die Kenntnis des westfälischen Klosterwesens wird aus der fleißigen Arbeit Gewinn ziehen. Die überraschend große Zahl hervorragender Prediger, die treffliche Methode, die umfangreiche Predigtlitteratur, die Korrektheit der Lehre, die Höhe des sittlichen Standpunktes: das alles sind feste Ergebnisse, die dem Werke für immer seinen Wert sichern. Als größeres Verdienst sei hervorgehoben die allenthalben sich kundgebende Reife und Gediegenheit des Urteils. Es finden sich wahre Lichtblicke, eines Historikers würdig.

Epitome Historico-Canonica Conciliorum Generalium Zephyrini Zitelli Natali, S. Congr. de Prop. Fide officialis theol. ac juris utr. D. 8°. (340 p.) Roma, Desclée, Lefebvre e C. Preis *Fr.* 2.

Dies durch Klarheit wie Knappheit ausgezeichnete Nachschlagebüchlein bietet auf geringem Raum Inhalt und Verlauf sämtlicher allgemeinen Konzilien einschließlich der Synode von Sardica 343. Der Inhalt der Dekrete wird in präzis gefaßtem Auszug, die Kanones oft im Wortlaut mitgeteilt; die Konstitutionen des Vatikanums finden sich wörtlich. Dem Ganzen voraus geht ein kurzer Überblick hinsichtlich des in Bezug auf die Konzilien (auch die Provinzial- und Diözesansynoden) geltenden kirchlichen Rechtes. Den Konzilsbestimmungen sind zuweilen erläuternde Bemerkungen beigefügt, teils theologischen, teils historischen Inhaltes. In vielem schließt der Verfasser sich eng an Hefeles Konziliengeschichte an. Auffallend ist jedoch seine Stellung zum Templerprozeß (p. 197 sqq). Wie immer man urteilen mag, ist es historisch nicht zu erweisen, daß die Templer „so weit in der Gottlosigkeit gekommen waren, daß sie Christus leugneten". Ein gutes Register ist beigefügt, das mit Leichtigkeit finden läßt, was jemals auf einem allgemeinen Konzil Gegenstand der Entscheidung gewesen ist. Dem studierenden Theologen kann das Werkchen die besten Dienste leisten.

Ulrich v. Hutten's Leben und Wirken. Eine historische Skizze von Dr. Joseph Deckert, Pfarrer in Wien. 8°. (XII u. 100 S.) Wien, Kommissionsverlag von Kirsch, 1901. Preis *Kr.* 1.50.

Ein leider zu früh verstorbener wackerer Volksschriftsteller hat hier den Urtypus eines Helden der Los-von-Rom-Bewegung gezeichnet. Es handelt sich nicht um eine wissenschaftliche Forscherarbeit, sondern um volkstümliche Verwertung dessen, was durch die Forschung bereits feststeht. Unerbauliches wird ohne Scheu beim wahren Namen genannt. Zuweilen macht der Einfluß der benutzten Vorlagen (z. B. David Strauß) sich etwas geltend, und man braucht nicht allem zuzustimmen, was gesagt wird. Aber das lebenstreue Konterfei des liederlichen, frechen, über alles Maß gemeinen Los-von-Rom-Schreiers kommt gerade zur rechten Stunde.

24 Jesuitendramen der litauischen Ordensprovinz. Bearbeitet und mitgeteilt von Prof. Dr. Georg Lühr in Rössel. [Sonderabdruck aus der Altpreußischen Monatsschrift Bd. XXXVIII, Heft 1 u. 2.] 8°. (62 S.) Königsberg i. Pr. 1901.

Mit zunehmendem Interesse hat in den letzten Jahrzehnten die Forschung dem Jesuitendrama sich zugewendet. Unleugbar ist es ja, daß die Schulbühne der alten Jesuiten auf die Entwicklung des Dramas, ja des gesamten Theaterwesens einen großen Einfluß geübt hat. Tieferer Einblick und gesichertes Urteil wird aber dann erst recht möglich sein, wenn die in den verschiedenen Landesteilen so reichlich noch vorhandenen Reste alter Schulkomödien der allgemeinen Kenntnis erschlossen werden. Gute Anfänge sind dazu gemacht. Verfasser teilt zu einer Anzahl von Stücken die Scenarien mit und weiß zur Erläuterung manches beizubringen. Von mehreren Stücken sind die Namen der Autoren, von den meisten die Quellenangaben erhalten. Das S. 37 angeführte Werk De christianis apud Japonios triumphis hat übrigens nicht einen spanischen Mönch, sondern Matthäus Rader S. J. in München 1623 zum Urheber. Die meisten der geschilderten Schulfeierlichkeiten spielten sich auf einem Schauplatze ab, der heute auf russischem Boden liegt, zwei Stücke gehören jedoch dem Kolleg von Braunsberg, eines dem von Rössel an. Ein anderes, der letzteren Anstalt entstammendes Stück hat der Verfasser früher bereits bekannt gegeben.

1. **L'Arciduca Ernesto d'Austria e la Santa Sede 1577—1594.** Per il Marchese Paolo Viti Mariani, Cameriere segreto di Spada e Cappa. Memoria letta al Congresso Internazionale di Storia Diplomatica dell'Aia. 8°. (52 p.) Roma, Desclée, Lefebvre e C., 1898. Preis *Fr.* 2.

2. **La Spagna e la Santa Sede.** I. Il Matrimonio del Re di Spagna D. Filippo IV. con Doña Maria Anna Arciduchessa d'Austria 1645—1649. Per il Marchese Viti Mariani, Cameriere segreto di S. S. 8°. (94 p.) Roma, Desclée, Lefebvre e C., 1899. Preis *Fr.* 2.50.

1. Erzherzog Ernst, der Bruder Kaiser Rudolfs II., hatte schon als Statthalter von Oberösterreich das Wohlgefallen Gregors XIII. auf sich gezogen; Sixtus V. verlieh ihm 11. April 1587 den geweihten Hut und Degen; Clemens VIII., als Kardinal und Nuntius näher mit ihm bekannt geworden, verkehrte mit ihm im Tone der Freundschaft. Der frühe Tod des Erzherzogs, 20. Februar 1595, welcher ein Jahr zuvor die Regierung der spanischen Niederlande angetreten hatte, bereitete diesen schönen Beziehungen ein jähes Ende. Im Anhang werden 6 päpstliche Breven im Wortlaut mitgeteilt und ein Verzeichnis der sämtlichen aus der päpstlichen Kanzlei an den Erzherzog ergangenen Schreiben. Manche interessante Notizen sind zusammengestellt, namentlich über die übliche Verleihung des gesegneten Hutes und Degens an verdiente Fürsten.

2. Nachdem Königin Elisabeth, Tochter Heinrichs IV., 1644 mit Tod abgegangen war, bemühte sich Innocenz X. mit Rücksicht auf die gefährdete Thronfolge in Spanien, den verwitweten König zur Wiedervermählung zu bestimmen, und ließ eine der Töchter der Erzherzogin Claudia von Tirol in Vorschlag bringen. Es gelang, das Widerstreben Philipps IV. gegen eine Wiedervermählung zu über-

winden, der indes der 14jährigen Tochter des Kaisers, dem Kinde seiner Schwester, den Vorzug gab. Die neue Königin reiste mit großem Gefolge durch Oberitalien; in Mailand überbrachte ihr Kardinal Ludovisi als Legatus a latere die goldene Rose. Am 7. Oktober 1649 wurde auf spanischem Boden die Vermählung begangen. Nach den Berichten im Vatikanischen Geheimarchiv wird die Anteilnahme der Kurie an diesen Vorgängen näher dargelegt; 3 Breven und die Instruktion des Legaten werden im Wortlaut mitgeteilt. Wichtiger als die Etikettenstreitigkeiten in Italien und die Festlichkeiten in Spanien ist der Einblick in Stellung und Thätigkeit des Nuntius Rospigliosi in Madrid, der 1667 als Clemens IX. den päpstlichen Stuhl besteigen sollte.

De competentia civili in vinculum coniugale infidelium, documentis adhuc ineditis confirmata, auctore Adr. Resemans, Dioec. Bredanae sac. 8°. (92 p.) Romae, Desclée, Lefebvre, 1887. Preis *L.* 2.

Der Verfasser verteidigt in dieser schon vor 14 Jahren geschriebenen Abhandlung mit sehr bemerkenswerten Gründen die von den Moralisten fast allgemein vertretene Ansicht, die Staatsgewalt habe das Recht, bindende Ehegesetze (auch solche, welche die Ehe ungültig machen) für die nicht-christlichen Unterthanen zu erlassen, wenn nur kein höheres Recht verletzt wird und die Rücksicht auf das öffentliche Wohl durchschlagend ist. Diese Auffassung war offenbar bei mehreren Entscheidungen des Heiligen Stuhles maßgebend. Sehr wohlthuend berührt in der Schrift der vornehme und bescheidene Ton.

Die Requiemmessen nach dem gegenwärtigen liturgischen Rechte. Von Franz Xaver Rindfleisch, ehemals Subregens im bischöfl. Seminar zu Eichstätt, jetzt Pfarrer in Grossenried. 8°. (VIII u. 72 S.) Regensburg, Pustet, 1901. Preis 80 *Pf.*

Alle Seelsorggeistlichen werden dem Herrn Verfasser für seine Gabe dankbar sein. Klar und übersichtlich sind hier die älteren allgemeinen Anordnungen und Privilegien über die Requiemmessen zusammengestellt, erklärt und durch die neueren Erlasse ergänzt. Die Interpretation der römischen Entscheidungen ist genau und ansprechend. Es ist aber auch nach dem neuesten Dekret vom 13. Juni 1899 zu streng, wenn der Herr Verfasser es zur Pflicht macht, daß man an Semiduplicia die Messen für Verstorbene als Requiemmessen lese. Ein ganz geringfügiger, vernünftiger Grund, z. B. größere Andacht, genügt offenbar, um irgend eine andere Messe zu lesen, wenn man sie nur für die Verstorbenen aufopfert.

L'Année de l'Église, 1900. Par Ch. Égremont, avec le concours de MM. J. de Araujo Lima, baron d'Avril, Paul Baugas, Léon Clugnet, J. de Coussanges, Georges Goyau, L. Van Hoorebeke, E. Horn, baron de Montenach, J. B. Piolet S. J., RR. PP. Missionnaires etc. etc. **Troisième année.** 12°. (502 p.) Paris, Lecoffre, 1901. Preis *Fr.* 3.50.

Im wesentlichen gilt auch von diesem Jahrgang, was früher über die vorausgehenden gesagt worden. Die alphabetische Reihenfolge der Länder erscheint uns verfehlt und ist übrigens nicht konsequent durchgeführt, da Frankreich an die

Spitze, Canada und die Vereinigten Staaten ans Ende gestellt sind. Auf den Heiligen Stuhl kommen 84, auf Frankreich 54, auf Deutschland 43, Österreich (ohne Ungarn) 5, Belgien 28, Dänemark 6, Spanien 6, Großbritannien 34, Ungarn 37 (!), Italien 30, Norwegen 9, Portugal 11, Schweden 1, auf die Schweiz 55 (!), auf die Türkei (griechische, arabische und chaldäische Kirche) 11, Canada 6, auf die Vereinigten Staaten 5, auf die Missionsländer (der Lazaristen, Maristen, Oblaten der Unbefl. Empfängnis und des Pariser Missionsseminars) 65 Seiten. Bei Frankreich hätten die Deklamationen des Msgr. Charmetant gegen den Dreibund und Kaiser Wilhelm II. kaum den Platz verdient. Deutschland ist mit Sachkenntnis und Wärme, der Straßburger Fakultätenstreit im ablehnenden Sinne behandelt. Trotz mancher Wünsche und Ausstellungen kann das Unternehmen nur begrüßt und das Buch als recht lesenswert empfohlen werden.

Le Rosaire de Marie. Par le Révérend Père C. G. M. De Busschere des Frères-Prêcheurs. 16°. (XVI et 474 p.) Paris, Société de St-Augustin, Desclée, De Brouwer et Cie., 1901. Preis *Fr.* 2.50.

Das Buch ist ein französisches Gegenstück zu dem trefflichen: U. L. Frauen Rosenkranz von Fr. Thomas Esser, Prediger-Ordens (Paderborn 1889) und wie dieses eine vollständige Abhandlung über die herrliche Gebetsform, ihr Wesen, ihre Geschichte, Ablässe und die Rosenkranzbruderschaft. Obschon wir dem deutschen Werke, was Gründlichkeit und Tiefe angeht, entschieden die Palme zuerkennen, bietet doch auch de Busschere sehr viel Gutes und Schönes. Mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit ist die Rolle geschildert, die der Rosenkranz im Leben der christlichen Völker selbst in fernen Missionsländern spielt mit reicher Zugabe von freilich nicht immer genau belegten Beispielen und Zitaten. Das über den Ursprung des Rosenkranzes Gesagte (chap. I) steht nicht auf dem heutigen Stande der Forschung. Die Ausstattung ist hübsch wie alle Bücher des verdienstvollen Verlages.

Specialkarte der Samoa-Inseln nebst Übersicht der Besitzverhältnisse in der Südsee nach dem neuen deutsch-englischen Abkommen. Mit statistischen Begleitworten. Bearbeitet mit Benutzung bisher noch unveröffentlichter Quellen von Paul Langhans. Gotha, Perthes, 1900. Preis *M.* 1.

Die Besitzverhältnisse auf den Samoa-Inseln scheinen nun endgültig geregelt zu sein. Deutschland hat 2572 qkm mit 31 600 Einwohnern erhalten. Die vorliegende Spezialkarte ist ebenso prompt erschienen, wie sorgfältig gearbeitet. Bei den statistischen Angaben haben wir als Katholiken zwar nicht mehr soviel auszusetzen wie bei der Spezialkarte für die Karolinen. Indessen doch eine Bemerkung: Unter der Rubrik „Das Christentum auf den Samoa-Inseln“ heißt es: a) Londoner Missionsgesellschaft seit 1836; b) Wesleyanische Mission seit 1835; c) römisch-katholische Mission der Maristen seit 1846; d) andere Missionsversuche. Abgesehen von der Reihenfolge wünschen wir Katholiken die Stationen unseres Bekenntnisses ebenso übersichtlich und zwar mit allen jenen Einzelheiten angegeben, welche bei den andern Niederlassungen beigefügt sind. Warum geschieht das nicht? Das Material muß doch ebenso leicht erhältlich sein wie für a und b, und wenn nicht, darf ein Statistiker die Mühe, es zu erhalten, nicht scheuen. Wir legen Wert darauf, daß man bei solchen Zusammenstellungen den katholischen Missionen gerecht wird.

Schul- und Vereinsbühne. Eine Sammlung leicht aufführbarer Theaterstücke für die studierende Jugend. Herausgegeben von B. Arens S. J. 12°. Freiburg, Herder.

Zweites Bändchen: **Vitus.** Trauerspiel in vier Aufzügen. Nach dem Französischen des P. H. Tricard S. J. von B. Arens S. J. (VIII u. 140 S.) Preis *M.* 1.20.

Drittes Bändchen: **Hektor von Loc'h Maria.** Trauerspiel aus der großen Revolution. In drei Aufzügen. Nach dem Französischen des P. B. Delaporte S. J. von B. Arens S. J. (VIII u. 138 S.) Preis *M.* 1.20.

Von beiden Stücken gilt das empfehlende Urteil, das der ersten Nummer gespendet wurde. Hektor von Loc'h Maria hat etwas spezifisch französisches Kolorit; um so ungeteilteren Beifall dürfte das wirklich ergreifende, auf historischer Grundlage aufgebaute und lebhaft bewegte Märtyrer-Drama „Vitus" auch auf deutschen Bühnen finden.

Peter Barbarić, ein Jüngling nach dem Herzen Gottes. Ein Lebensbild der lieben Jugend, namentlich den Studenten und Mitgliedern der marianischen Congregation gewidmet von Anton Puntigam, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit 11 Illustrationen. 12°. (VIII u. 292 S.) Innsbruck, Rauch, 1901. Preis *M.* 2.

Das hübsch geschriebene Leben eines frommen bosnischen Studenten, der auf dem Todbette das Ordenskleid der Gesellschaft Jesu nahm. Einen besondern Reiz giebt dem Büchlein die interessante Lokalfarbe, der malerische Hintergrund des bosnischen Landes und seines eigenartigen Volkslebens. Als Tisch- und Privatlesung in Knabenanstalten und Missionsschulen ist die Schrift sehr zu empfehlen, um so mehr, da sie aus der Feder eines erfahrenen Pädagogen stammt, der das Leben der Jugend ebenso genau kennt als trefflich zu schildern versteht.

Gesammelte Werke von Alban Stolz. Billige Volks-Ausgabe. 10 Bände. 12°. Freiburg, Herder, 1898—1900. Preis *M.* 21; geb. in Halbleinw. *M.* 25; in Leinw. *M.* 29.

Die Sammlung umfaßt die für alle Kreise berechneten Schriften des berühmten Verfassers. Es sind die folgenden: I. Kompaß für Leben und Sterben. (VI u. 554 S.) II. Die hl. Elisabeth. 11. Auflage. (IV u. 396 S.) III. Das Vaterunser und der unendliche Gruß. (IV u. 526 S.) IV. Spanisches für die gebildete Welt. 9. Auflage. (VIII u. 358 S.) V. Wachholder-Geist. (IV u. 512 S.) VI. Besuch bei Sem, Cham und Japhet. 7. Auflage. (456 S.) VII. Die Nachtigall Gottes. (752 S.) VIII. Witterungen der Seele. 5. Auflage. (534 S.) IX. Wilder Honig. 3. Auflage. (VIII u. 674 S.) X. Dürre Kräuter. 3. Auflage. (VIII u. 592 S.) Die Bände I. III. V. VII. enthalten Neu-Ausgaben der verschiedenen Jahrgänge des „Kalenders für Zeit und Ewigkeit". Seit nahezu 60 Jahren, von 1843 an, wo der erste „Kalender für Zeit und Ewigkeit" erschien, hat der mit vollem Recht so beliebte Volksschriftsteller durch seine geistvollen Werke Tausenden und aber Tausenden in allen Ländern deutscher Zunge angenehme Unterhaltung, mannigfache Belehrung und solide Erbauung geboten. Es war daher ein glücklicher Entschluß, neben der Oktav-Ausgabe seiner Werke auch eine hübsche, gefällige und billige Volksausgabe herzustellen. Möge sie in recht vielen christlichen Familien Aufnahme finden.

Primaner! Ein Appell von Ernst Geradaus. 8°. (VIII u. 124 S.) Tauberbischofsheim, Bott, 1901. Preis geb. *M.* 1.

Schon im 56. Band dieser Zeitschrift ist ein Schriftchen desselben Verfassers sehr empfehlend erwähnt worden. Es ist der „Kompaß für den deutschen Studenten“, der innerhalb eines Jahres vergriffen war und nunmehr in zweiter, vermehrter Auflage erschienen ist. Wir zweifeln nicht, daß auch das neue Schriftchen, der „Appell“, einen ähnlichen, glänzenden Erfolg hat. Was der Verfasser damit will, sagt er selbst in der Einleitung: „Die Zeiten für die Mittelschulen sind kritisch. Bedenklich aufstrebender Realismus, vielfach entchristlichter Humanismus, ewiges Tasten und Probieren und damit schwere Gefährdung der Ideale bei der studierenden Jugend mit all den verhängnisvollen Konsequenzen, das ist die Signatur der Lage in unsern Mittelschulen.“ Da möchte nun der Verfasser dem Studenten seine Ideale retten. In drei Abschnitten mit verschiedenen Unterabteilungen führt er uns die Anforderungen vor, die Studium und Lebensstellung an den Primaner, oder sagen wir genauer an den Gymnasiasten, nach allen Beziehungen hin stellen. Es giebt wohl kaum irgend einen Punkt im Leben des studierenden Jünglings, der in diesem Büchlein nicht berührt wäre, empfehlend, warnend, den rechten Weg weisend. Der Verfasser weiß nicht nur nützlich, sondern auch sehr interessant zu schreiben; man sieht, er hat nicht nur ein gediegenes, allseitiges Wissen, er hat auch schon gar manches im Buche des Lebens gelesen. Die Sprache ist freimütig, männlich, kräftig, begeistert und begeisternd. Gar oft klingt Satz für Satz wie eine Sentenz, eine große Lebenswahrheit.

Piccolo Mondo Moderno. Romanzo di Antonio Fogazzaro. 12°. (462 p.) Milano, Hoepli, 1901. Preis *L.* 5 (*M.* 4).

Der Roman, ein fesselnd gezeichnetes Sittenbild aus den höheren Gesellschaftskreisen der heutigen Lombardei, bewegt sich in den schroffen Kontrasten, welche uns Nordländer fremdartig anmuten, bei den lebhaften Südländern aber zum Alltäglichen und Selbstverständlichen gehören. Früh seiner Eltern beraubt, wird Piero Maironi in der vornehmen Mailänder Familie der Scremin auferzogen, fromm, streng, klösterlich, in den Überlieferungen des alten katholischen Adels. Er denkt früh ans Kloster, wird aber durch seine Pflegeeltern ins Weltleben gedrängt und vermählt sich schließlich ganz jung mit Elisa, der einzigen Tochter derselben. Nach kurzer Frist tritt zwischen ihnen Entfremdung ein. Der schwärmerische Idealist und die ruhige stille Seele finden sich nicht zusammen. Beide fühlen sich sehr unglücklich. Elisa wird von Geistesstörung ergriffen und muß in einer Irrenanstalt untergebracht werden. Nun beginnt der Kampf, der die Hauptverwicklung des Romans bildet. Die Bekanntschaft mit Jeanne Dessalle, einer von ihrem Manne geschiedenen, aufgeklärten Kulturdame, lockt Piero in den Strudel des modernen Weltlebens, ja zum Ehebruch; anderseits erwachen in besseren Stunden die alten Klostergedanken. Er wirft sich in die Politik, läßt sich von den „Klerikalen“ zum Sindaco wählen; doch keine Geschäftigkeit vermag seinen inneren Sturm zu beschwören. Er nimmt seine Zuflucht zu einem ehrwürdigen Priester, Don Giuseppe, und schüttet ihm sein ganzes Herz aus. Dieser mahnt von allen übereilten, exzentrischen Schritten ab, sucht Piero zu beruhigen und dazu zu bringen, durch treue Pflichterfüllung die Versuchungen zu überwinden. Doch ein abermaliges Zusammentreffen mit der verlockenden Sirene verstrickt den phantastischen und leidenschaftlichen Piero von neuem in deren Netze, und nur sie verhindert, daß es zum

Ärgsten kommt. Die Sache wird indes arg genug. Er leidet Schiffbruch an seinem Glauben. Das ärgerliche Verhältnis wird bald ruchbar, zerstört seine politische Laufbahn und bringt auch seine Schwiegereltern in die mißlichste Lage. Immer und immer wieder versucht er das Joch der unerlaubten Liebe abzuschütteln, immer von neuem lockt ihn Jeanne in ihr Netz zurück, bis endlich eine unerwartete Botschaft ihn zu seiner unglücklichen Gattin ruft. Elisa geht dem Tode entgegen, hat aber die volle Klarheit des Geistes wieder erlangt. An ihrem Sterbebette reißt sich Piero endlich von seinen sündigen Liebesträumen los und findet seinen Glauben wieder. Diese Schlußkapitel sind von hoher poetischer Schönheit, wenn auch nicht frei von einiger Überschwenglichkeit. Piero verschwindet jetzt: man erfährt nur, daß er in ein Kloster gegangen. Die alte Marchesa Scremin erträgt den Zusammenbruch ihres ganzen Glückes wie eine „Heilige". Der Roman läßt aber gar sehr Gestalten vermissen, durch welche die „kleine moderne Welt" besser werden könnte. Der „heiligmäßige" Don Giuseppe könnte beinahe ein Rosminianer sein. Die Strengklerikalen spielen eine so klägliche Rolle, daß dies sogar eine der Ursachen ist, wegen welcher Piero am Glauben irre wird. Der Einfluß der modernen Aufklärung auf die katholischen Kreise ist aber sehr gut gezeichnet. Den leidenschaftlichen Partien des eigentlichen Liebesromans gehen muntere, humoristische Szenen zur Seite, in welchen der lombardische Dialekt den drolligen Eindruck erhöht, und prächtige, stimmungsvolle Naturschilderungen, in welchen sich Fogazzaro als echter Dichter bewährt.

Allerlei Weisheit. Sprüche und Widersprüche von W. Kreiten S. J. 8°. (VIII u. 232 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1901. Preis geb. *M.* 4.

800 Kernsprüche oder kurz gefaßte Erwägungen werden hier frei und lose aneinander gereiht und nur äußerlich nach den „Hunderten" abgeteilt. Die einen sprechen allgemeine Erfahrungen des Menschenlebens aus, die andern moralische Lehren und Winke; zahlreich sind Aphorismen aus dem Gebiet von Litteratur und Kunst und dem Thätigkeitskreise des Schriftstellers; in den ersten zwei „Hunderten" ist das religiöse Moment das überwiegende. Deshalb der anspruchslose Name: „Allerlei" Weisheit. Es birgt sich wirkliche Weisheit in diesen schlichten Gedankenspänen; das hübsche Büchlein vermag in freien Augenblicken angenehm und fruchtbar zu beschäftigen. Daß in einzelnen dieser Aussprüche manchmal ein gewisser ätzender Beigeschmack sich fühlbar macht, daß zuweilen der Widerspruch oder die Kritik aufgestachelt wird, schadet nicht; das weckt zum Nachdenken und hält Eintönigkeit fern. Vieles in diesen Sprüchen thut dem Herzen wohl, vieles ist durch Wahrheit überraschend oder durch Lebenstreue ergötzend. Als die ansprechendsten unter allen dürften durchschnittlich die Sprüche religiösen Inhaltes bezeichnet werden. Stünden sie zugleich mit den moralischen Aussprüchen gesondert, sie würden eine anziehende und doch wirksame Art von geistlicher Lesung darbieten. Die Ausstattung ist recht artig, ohne dabei die Würde zu verleugnen, die dem ernsteren Gehalte entspricht. Das inhaltreiche Register der Stichworte macht den Gebrauch noch leichter und angenehmer.

1. **Bravour et Fidélité.** Roman historique tiré des Mémoires d'un Officier de la Garde Suisse sous Louis XVI par J. Spillmann S. J. Édition française illustrée par M. D. Pradels, Préface de Pierre Masclaux, Licencié ès Langues. Fol. (XXIV et 652 p.) Paris, Delhomme et Briguet, 1901. Preis *Fr.* 15.

2. **La Fleur merveilleuse de Woxindon.** Par le R. P. Spillmann S. J. Traduit de l'allemand par l'abbé Grandjean en collaboration avec l'abbé Gobat. Lex.-8°. (476 p.) Paris, Savaète, 1901. Preis *Fr.* 7.

1. Gleichzeitig mit der dritten Auflage von Spillmanns liebenswürdig fesselndem Roman „Tapfer und Treu", der schon bald nach seinem Bekanntwerden Übertragungen ins Holländische (Amsterdam 1898) und Ungarische (Temesvar 1899) erfuhr, tritt nun auch eine gute französische Übersetzung hervor. Dieselbe stellt sich zugleich als eine Prachtausgabe dar, ein stattlicher Band in Klein-Folio mit sumptuosem Druck, hübschen Initialen und Randleisten und einer Anzahl schöner Vollbilder. Andere Abbildungen sind vereinzelt in den Text eingestreut. Es handelt sich dabei nicht um graphische Ausgestaltung einzelner Scenen des Romans, sondern um ein verstärktes Hervortretenlassen des ernsten historischen Hintergrundes durch Beigabe von Porträten und andern historischen Abbildungen. Dieselben sind zwar wenig zahlreich, aber immerhin dankenswert.

2. Daß ein historischer Roman, welcher das Treiben am Hofe der englischen Elisabeth und die letzten Anstrengungen zur Rettung Maria Stuarts so anziehend schildert, auch bei den Katholiken Englands Aufmerksamkeit finden würde, lag nahe. Mit der vierten deutschen Auflage hat derselbe in der That auch die zweite Auflage der englischen Übersetzung erreicht. Nachdem 1895 eine ungarische gefolgt war, erscheint jetzt eine solche in französischem Gewande. Die beigegebenen historischen Bemerkungen und Belegstellen sind nicht wie im deutschen Original in den Anhang verwiesen, sondern, möglichst gekürzt, auf die einzelnen Seiten verteilt, wobei leider der Historiker J. Hosack fast konsequent als Nosack erscheint. Einschmeichelnde Glätte der Sprache und gefällige Ausstattung gereichen der Erzählung zur Zierde, dem Herausgeber zur Ehre.

Un Siècle. Mouvement du monde de 1800 à 1900. Publié par les soins d'un comité sous la présidence de Msgr. Péchenard. gr. 8°. (XXVI et 914 p.) Paris, Oudin, 1901. Preis *Fr.* 7.50.

Eine Elite hervorragender katholischer Geister in Frankreich hat sich zusammengefunden, um in einem einzigen prächtigen Bande die gesamte Geisteserrungenschaft des eben abgelaufenen Jahrhunderts wie in einem sorgfältig arrangierten Gruppenbilde zur Anschauung zu bringen. Je nachdem die geschilderten Umwandlungen dem Gebiete der Politik und Volkswirtschaft, der wissenschaftlichen Erkenntnis oder der Religion angehören, gliedert sich das Werk in drei Hauptteile. Außer der weit ausblickenden Einleitung des Vicomte de Vogüé und dem beredten Schlußworte des Kardinalerzbischofs von Paris enthält es 32 gesonderte, je 20—30 starke Seiten umfassende Aufsätze über die Entwicklung der verschiedenen großen Interessen des Menschenlebens. Die Verfasser, als Gelehrte und Schriftsteller in Frankreich wohlgekannt, sind teilweise Männer von europäischem Rufe, alle Männer von Geist und von warmer Begeisterung für Christentum und Kirche getragen. Jeder der 34 Aufsätze verdient gelesen zu werden; wohl jeder wird mannigfach anregen. Ein doppelter Zweck war den Verfassern vorgesteckt: über die Leistungen und Fortschritte des Jahrhunderts historisch einen Überblick zu geben, aber auch die auf dem betreffenden Gebiete heute vorherrschenden Anschauungen zur Geltung zu bringen. Auf letzteres haben alle Verfasser den vorzüglicheren Nachdruck gelegt; das erstere ist manchmal nur mit leichten Strichen kaum angedeutet worden. Niemand wird z. B. aus der geistreichen Plauderei von nur 10 Seiten des Abbé Duchesne von

der Entwicklung der Geschichtswissenschaft während dieses Jahrhunderts sich eine annähernde Vorstellung zu bilden vermögen; gleichwohl liest sie sich mit Gewinn. Andere Abhandlungen wieder werden in glänzender Weise den beiden Aufgaben gerecht, wie die meisterhafte Darlegung Jean Brunhes' über den Landbau, Graf de Muns über die soziale Frage, Allards über die Altertumskunde, Bellaigues über die Musik, Bainvels über die Theologie. Der Aufsatz über die Presse verrät in Bezug auf Deutschland ungenügende Information; noch mehr ist dies der Fall bei den großen Lücken und manchen unglaublichen Urteilen im Aufsatz über die schönen Künste. Auch in manchen andern Abhandlungen wird nicht jeder die eigene Geistesrichtung vertreten finden, noch jedem Satz ohne weiteres zustimmen. Der ganze erste Teil atmet stark die Atmosphäre des heutigen republikanischen Frankreich. Der Aufsatz Lamys über das Nationalitätsprinzip wirkt gerade dadurch anregend, daß er überaus oft zum Widerspruche reizt. Demungeachtet liegt ein im ganzen recht beachtenswertes Werk vor, welches das Jahrhundert mit all seinen Weiten und Tiefen überschauen läßt und dem Geiste die weitesten Perspektiven öffnet.

Psychologie surnaturelle. La psychologie des élus. Par l'abbé J. A. Chollet, docteur en théologie, professeur aux facultés catholiques de Lille. 12°. (XX et 160 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 2.

Die Lehre von der Seele und dem „Räderwerk" des inneren Lebens, ist für jeden Menschen eine der wichtigsten, um auf seinem Lebenswege ordentlich voranzukommen. Höher und einflußreicher ist die Kenntnis der Einwirkung der Gnade, wodurch das Seelenleben neue, übernatürliche Kräfte und Ziele gewinnt. Am erhebendsten gestaltet sich das Seelenleben der Auserwählten im Himmel. Der Verfasser zeigt in leichtverständlicher Sprache, wie die Seelen im Jenseits die Plätze der gefallenen Geister einnehmen und, aus dem Gefängnisse des Leibes befreit, freier leben. Ihr Gedächtnis bewahrt und entwickelt, was es auf Erden aufnahm; ihr Verstand erkennt die Bewohner des Himmels, wird von den Engeln unterrichtet und schaut Gott; ihr Wille, „das Herz des Geistes", liebt Gott, die Engel und die Menschen. Die Seligen schauen herab auf diese Erde, lieben ihre Angehörigen, beten und sorgen für sie. Es ist gewiß tröstlich und anregend, durch so lichtvolle Ausführungen auf das Jenseits und die Abgeschiedenen aufmerksam gemacht zu werden. Der Verfasser verdient sich darum den Dank seiner Leser.

Die Psychologie des Nemesius. Von Dr. B. Domański, Professor am bischöflichen Klerikalseminar zu Pelplin. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen. Herausgegeben von Dr. Clem. Baeumker und Dr. G. Freih. v. Hertling. Band III, Heft 1.) 8°. (XX u. 168 S.) Münster, Aschendorff, 1900. Preis *M.* 6.

Die Vorstellung, welche man sich bisher von dem christlichen Philosophen Nemesius, Bischof von Emesa in Phönicien, gebildet hatte, wird in ihren Grundzügen durch diese vortreffliche Monographie bestätigt. Nemesius erscheint als Eklektiker, dessen platonische Philosophie nur in wenigen Fragen, so hauptsächlich in der Lehre von der Willensfreiheit, zu Aristoteles hinneigt. In den Details hat Domański nach einer tadellosen Methode und mit ungewöhnlicher Sachkenntnis neue wichtige Aufschlüsse gebracht. Die Hypothese, daß Nemesius seine Schrift über die Natur des Menschen (*περὶ φύσεως ἀνθρώπου*) wahrscheinlich zu Ende des 4., spätestens zu

Anfang des 5. Jahrhunderts, und nicht, wie man bisher annahm, später geschrieben hat, stützt er mit sehr gewichtigen Gründen. Die Vorliebe des Nemesius für Plato und die ablehnende Stellung Aristoteles gegenüber erklärt sich aus der ganzen Richtung der damaligen christlichen orthodoxen Denker, zu deren bedeutendsten Vertretern Nemesius unzweifelhaft zu zählen ist; immerhin zeigen sich bei ihm schüchterne Versuche, in mehreren Fragen aristotelischen Gedanken und Beweisen Geltung zu verschaffen. Nemesius verteidigt zwar die Präexistenz der Seelen — eine Lehre, welche erst nach seinem Tode von der Kirche verworfen wurde —, aber mit nichten die Ewigkeit des geschaffenen Geistes; auch lehnt er jede Art von Seelenwanderung ab. Die Seele kann nach ihm nicht die Form des Leibes sein, ohne ihre volle Substantialität zu verlieren; sie verbindet sich mit dem Körper zu einem einzigen Sein, ohne eine Veränderung oder Vermischung zu erleiden; ein Analogon erblickt Nemesius in der Menschwerdung. Der christliche Bischof erscheint in seiner Gesamtauffassung der Anthropologie und in der Art, wie er Philosophie und Dogma vereinigt, als selbständiger Denker. Die mustergültige Arbeit Domańskis gehört zu den besten der „Beiträge“.

Étude Critique sur l'origine du St. Suaire de Lirey-Chambéry-Turin. Par le chanoine Ulysse Chevalier, Correspondant de l'Institut. 8°. (60 et LX p.) Paris, Picard, 1900. Preis *M.* 4.

Es ist hier nicht ein mutwilliger Angriff auf eine ehrwürdige Überlieferung, nur weil sie aus den sieben ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung keine Aktenstücke für sich aufzuweisen hat. Vielmehr wird positiv der Nachweis erbracht, wann und wie um 1389 die vermeintliche Reliquie ein Gegenstand der Volksandacht wurde. Gleich anfangs haben nach stattgehabter eingehender Untersuchung kirchliche und weltliche Behörden über die wahre Natur dieser Abbildung des Leichnams Christi sich ausgesprochen und die öffentliche Verehrung in solche Schranken gewiesen, daß Täuschung und Mißbrauch ausgeschlossen werde. Die höchste Entscheidung gab zwar ein Gegenpapst, aber doch als von allen Beteiligten anerkannte oberste Autorität, und auch ohne diese genügt vollauf das Verdikt dreier bischöflichen Gerichte. Eine ernst wissenschaftliche Arbeit liegt hier vor, ausgerüstet mit einem wertvollen Anhang unantastbarer Urkunden. Etwas Gereiztheit in Polemik und Auffassung wird man dem Verfasser mit Rücksicht auf erfahrene Angriffe nachsehen, würde man aber lieber vermissen. Manches von dem Beigebrachten beweist jedoch, wie das Beispiel Bischof Allemands von Grenoble (S. 28), daß die Hirten der Kirche es an Wachsamkeit nicht immer fehlen ließen, und daß in Bezug auf die Reliquienverehrung eine ernste und würdige Auffassung keineswegs abhanden gekommen war. Bei Aufzählung der in Verehrung gehaltenen Reste der Grabtücher Christi wird für Deutschland (S. 18) nur das von Halberstadt (wohl identisch mit dem unter Kurfürst Albrecht zu Halle verehrten) und das von Aachen (später nach Kornelimünster überbracht) aufgezählt; das zu St. Emmeran in Mainz bliebe nachzutragen (vgl. Bock, Die textilen Byssus-Reliquien des christlichen Abendlandes [1895] S. 12. Falk, Heiliges Mainz [1877] S. 280).

Le rosaire et la sainteté. Par le R. P. Édouard Hugon des Frères Prêcheurs. 18°. (172 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 1.25.

In geistreicher Auffassung betrachtet der Verfasser den Rosenkranz als „Inbegriff des ganzen Christentums“ und leitet in drei Teilen den Beter an, denselben

in Beziehung zu setzen zuerst zu Christus, dem Urheber der Heiligkeit, zu dessen heiligstem Herzen, Wissenschaft, Gnade und Gottheit, dann zu Maria und Joseph, den Vorbildern der Heiligkeit. Er zeigt, wie Maria das Muster der Auserwählten ist, die Mutter der Gnaden und die Patronin eines guten Todes. Der dritte Teil weist die Beziehung des Rosenkranzes zur Übung der Heiligkeit nach, und zwar zur gewöhnlichen, zur vollkommenen und zur heroischen Tugend. Freilich wird vieles in den Rosenkranz hineingetragen, was nicht naturgemäß aus ihm herauswachsen würde. Wer sollte aber einem tiefen, theologisch geschulten Denker nicht dafür danken, daß er in gemeinverständlicher Form und mit Hilfe erbaulicher Erzählungen anleitet, sich im Gebete über den engen Rahmen des Wortlautes hinaus zu schönen und nützlichen Anmutungen zu erheben, welche dem Zweck des Rosenkranzes entsprechen?

Philipp Veit. Von M. Spahn. Künstler-Monographien. In Verbindung mit andern herausgegeben von Knackfuß. 8°. (LII u. 102 S. mit 92 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen.) Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1901. Preis *M.* 3.

Philipp Veit, 1793 zu Berlin von jüdischen Eltern geboren, Stiefsohn Friedrichs von Schlegel, seit 1815 zu Rom Freund und Mitarbeiter von Cornelius, Overbeck und Schadow, 1830 bis 1843 Direktor des Städelschen Institutes zu Frankfurt, 1877 gestorben zu Mainz, hat in Spahn einen begeisterten und talentvollen Biographen gefunden, der sich in dessen Leben und Schaffen vertiefte, ihn mit Geist und Geschick als einen der edelsten Männer des 19. Jahrhunderts und als bahnbrechendes Künstlergenie schilderte. Viele Ausführungen dürften aber doch kaum allseitige Zustimmung finden. Manche zeigen gegen die Kirche eine Zurückhaltung (vgl. S. 41, 49, 74 und 95), die in Gegensatz steht zu der freudigen Hingabe an das moderne Deutschtum und zum eifrigen Betonen des Einflusses der Frauen. Die unter Reichenspergers Führung aufwachsende Liebe zur Kunst des Mittelalters wird bezeichnet als ein „Hussitenzug gegen die Renaissance“, obgleich sie sich „mit der Richtung deckte, in der sich die gesamte deutsche Kirche bewegte“. „Mainz wurde Mittelpunkt (dieser Bewegung), sein bedeutender und streitbarer Bischof, Emmanuel von Ketteler, ihr geistiges Haupt.“ Overbeck, „zu sehr Kirchenmann, um unbefangen und mit ganzer Seele als Künstler zu fühlen“, und Cornelius, der „vielleicht noch tiefer in der Niedergangszeit wurzelte denn Overbeck“, müssen im ganzen und großen vor Veit zurücktreten. „Veit konnte als Künstler Overbeck gegenüber wohl der Gebende, nicht der Empfangende sein“ (S. 28 bis 32; vgl. 43 f., 60, 70 und 80). „Veit streifte die Einwirkungen anderer ab, schuf seine Bilder ohne Absichten, die der Kunst fremd sind, bloß aus der stillen Stimmung der Seele heraus, und schmückte sie mit all den Zügen liebenswürdiger Menschlichkeit, an denen sein Inneres so reich war“ (S. 64). Unsere Zeit ist leider gefüllt mit scharf zugespitzten Gegensätzen, so daß es schwer fällt, beim Streben nach der rechten Mitte weder nach rechts noch nach links zu verletzen.

Junges Leben. Gedichte von Robert Högger. Zweite, vermehrte Auflage. 16°. (190 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1901. Preis brosch. *M.* 2; geb. *M.* 3.20.

R. Högger hat eine fließende Sprache, ein feines, fast nie versagendes Gefühl für den Rhythmus und eine bemerkenswerte Leichtigkeit des Reimes. So wird man

bei Lesung des Büchleins niemals auf eine sprachliche Entgleisung oder sonst auf eine Geschmacksverirrung stoßen. Auch das ist hoch anzurechnen, daß sich kaum Anklänge an bekannte Vorlagen finden. Und doch drängt sich am Schlusse des Büchleins die Frage auf: Ist der Verfasser nun ein wirklicher, ursprünglicher Dichter? So „jung das Leben" auch sein mag, es gestaltet sich dem wahren Dichter doch immer faßbar und anschaulich. Das aber fehlt bei Högger, der sich nur zu oft in Allgemeinheiten bewegt. Vielleicht hat er diese aus Einzelerfahrungen abgelernt, durfte dann aber als Lyriker nicht verfehlen, gerade diese auch dem Leser vorzuführen. So kommt es denn, daß man dem Verfasser nur in den seltensten Fällen eigentlich nachfühlt; zum höchsten kommt es zu einem Nachdenken. Es fehlt das Durchlebte, Charakteristische, Zwingende, kurz, die ergreifende echte Wahrheit der Erlebnisse. Man hat den Eindruck: der Dichter hat den Stoff gerufen, nicht der Stoff den Dichter gezwungen. Vielleicht steht Högger selbst noch zu sehr mitten in den Ereignissen, um sie poetisch abgerundet wiedergeben zu können, in jedem Fall muß er sie mehr mit der Phantasie und dem Gefühl erfassen. Ob er das jemals können wird, kann nur die Zeit uns lehren.

Die Blume der Einsamkeit. Novelle von Amalia Rossi. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen. 12°. (200 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1901. Preis brosch. *M.* 1.50.

Erminia von Castelbruno, ein junges, verzogenes, genußsüchtiges Mädchen, liebt die sinnbethörenden Freuden der Großstadt, während ihre Freundin, die ernste Maria Venutelli, die Einsamkeit des Landlebens für Geist und Herz vorzieht. Darüber unterhalten sie sich zunächst in einer Reihe von Briefen, und dann schildert Erminia in Tagebuchblättern ihr Leben im Schlosse ihrer Tante. Sie fühlt sich zuerst in dieser erzwungenen Einsamkeit so unglücklich, daß sie beinahe einen alten Gecken geheiratet hätte, nur um dem langweiligen Landleben zu entrinnen. Nach und nach aber wirkt die Einsamkeit wohlthätig auf ihren Charakter; sie lernt das edle Herz ihrer Tante verstehen, und endlich findet sie ihr Glück in der Liebe eines würdigen Mannes. Man sieht, an äußerer Handlung fehlt es der Novelle fast ganz; dafür bietet sie, wie es dem Tagebuch und den Briefen junger Mädchen entspricht, recht hübsche Stimmungsbilder neben manchmal etwas gar übertriebenen Gefühlsausbrüchen. Es wird von der Heldin doch zum Erbarmen viel geseufzt, geweint, geschluchzt; dazu ist auch noch die Tante schrecklich rührselig und sogar der edle Geliebte furchtbar melancholisch. Männer und Jünglinge werden das kaum sehr genußreich finden, und selbst für Mädchen dürfte des Guten hierin etwas zu viel geschehen sein, obschon die durchaus reine Gabe manches beherzigenswerte Wort enthält.

Miscellen.

Die neuesten Ergebnisse in der Sternkunde. Über die neuesten Erscheinungen am Sternenhimmel haben wir unsern Lesern bereits Bericht erstattet. Es handelt sich jetzt um die Ergebnisse aus diesen Erscheinungen. Es waren in den letzten drei Jahren nur zwei Ereignisse, welche die allgemeine Aufmerksamkeit der Freunde der Himmelskunde auf sich zogen: ein kleiner Planet und ein großer Fixstern. Über den ersteren haben wir in einer Miscelle (Bd. LVI, S. 484 ff.) berichtet, und über den letzteren haben unsere Leser ganz kürzlich (Bd. LX, S. 524—538) in einem längeren Artikel Aufschluß erhalten.

Die Sternkundigen haben diesen beiden Erscheinungen nicht müßig zugesehen. Welche neuen Wahrheiten sie denselben entnommen haben, wollen wir jetzt erzählen.

1. Am Schlusse der erwähnten Miscelle wagten wir unsern Lesern vorauszusagen, daß sie über den kleinen Eros noch Großes hören würden. Und das ist jetzt eingetroffen. Dieser kleine Wandelstern ist dem unbewaffneten Auge noch nie sichtbar geworden, hat es aber trotz aller Kleinheit dazu gebracht, daß man sich letzten Sommer aus allen Teilen der Welt in Paris versammelte, um über seine Beobachtung zu beraten und Beschlüsse zu fassen. Diese internationale Versammlung fand am 25. Juli 1900 ihren würdigen Abschluß in einem Festessen auf der Sternwarte, wo die Herren Astronomen mit ihren Ordenszeichen geziert die vereinbarten Pläne über Eros durch feierliche Reden besiegelten. Seitdem sind sie so eifrig an der Ausführung dieser Beschlüsse gewesen, mit Mikrometern, Heliometern, Trockenplatten, daß andere Zweige der Sternkunde buchstäblich darunter gelitten haben.

Nun ist es aber auch hier gegangen wie bei den meisten Entdeckungen: man hat etwas ganz anderes gefunden als was man gesucht hatte. Von Osten und Westen wurde der kleine Wandelstern gleichzeitig aufs Korn genommen, ebenso von Norden und Süden, um seine scheinbare Verschiebung am Himmelsgewölbe, die Parallaxe, und damit seine Entfernung zu messen: und siehe da, man entdeckte an dem Sternchen merkwürdige Lichtschwankungen, die in bestimmten Zwischenräumen wiederkehrten und auf eine Umdrehung schließen ließen, welcher Art diese letztere auch sein mag. Bevor wir aber diese Erscheinung weiter besprechen, wollen wir feststellen, daß die Ausführung der Pariser Beschlüsse auch ihre Früchte tragen wird.

Der Planet Eros hat nämlich seit seiner Entdeckung am 13. August 1898 auf der Urania in Berlin eine Erdnähe passiert, in welcher er uns dreimal so nahe kam als die Sonne. Das war im Dezember 1900. So wird man seine Entfernung von uns, und damit nach dem dritten Keplerschen Gesetze auch die Entfernung aller andern Planeten, schon ziemlich genau erhalten. Diejenigen von uns aber, welche nach dreißig Jahren noch am Leben sind, werden den kleinen

Wanderer noch viel näher und wahrscheinlich mit dem freien Auge sehen. Er kommt uns dann nämlich auf 20 Mill. km entgegen, oder 8 mal näher als die Sonne, und nur 52 mal weiter entfernt als der Mond. Das wird dann der günstigste Fall zur Bestimmung seiner Entfernung und somit der vielgesuchten Sonnenparallaxe sein. Das ist also die Aufgabe, die unserem neuen Wandelstern von der internationalen Versammlung der Sternkundigen in Paris gestellt worden ist. Unterdessen hat aber der winzige Planet eine Frage beantwortet, die man ihm gar nicht gestellt hatte: er hat uns von einer Umdrehung erzählt, die er in $2^1/_2$ Stunden, oder vielleicht in dem doppelten Zeitraume, ausführt.

Mitte Februar dieses Jahres entdeckte man nämlich an dem Wanderer Lichtschwankungen, die auf zwei Größenklassen anstiegen und alle 2 Stunden 37 Minuten wiederkehrten. Diese Schwankungen nahmen aber im März und April bis auf eine, beziehungsweise eine halbe Größenklasse ab und verschwanden im Mai vollständig. Was wollte uns Eros damit sagen? Man dachte hin und her, sprach von einer glänzenden und einer rauhen Seite des Planeten, von seiner länglichen oder ganz unregelmäßigen Gestalt, ja von einem System zweier Planeten oder von Planet und Satellit — man kam aber allgemein darin überein, daß diese regelmäßigen Lichtschwankungen auf eine Umdrehung irgendwelcher Art zurückzuführen seien. Von den genannten Möglichkeiten sind nur einige besondere Fälle sicher ausgeschlossen. Ist Eros ein einzelner rotierender Planet, so kann seine Umdrehungsachse nicht senkrecht auf der Ebene seiner Bahn stehen, weil sonst die schnelle Abnahme der Lichtschwankungen unerklärlich wäre. Ist Eros ein Doppelsystem, so können die beiden Begleiter nicht gleich groß und gleich stark leuchtend sein, weil dann bei einer gegenseitigen Bedeckung nur die Hälfte des Lichtes verloren ginge, die Schwankung also nur 0,8 einer Größenklasse betragen könnte, während sie doch bis auf 2,0 stieg. Außer diesen beiden Grenzfällen ist jedoch das Feld der Hypothesen noch ein ziemlich weites. So viel über den kleinen Eros.

2. Wir kommen jetzt zur andern Erscheinung: dem Aufleuchten eines neuen Sternes erster Größe im Sternbilde des Perseus. Wenn wir das Hauptergebnis aus den Beobachtungen dieses Sternes als periodische Lichtschwankungen bezeichnen, so klingt das genau wie bei der ersteren Erscheinung des Planeten Eros — und doch sind die beiden Fälle grundverschieden. Bei Eros handelte es sich um einen Wandelstern, der schon unzähligemal um die Sonne gekreist, und nur zufällig bei seiner diesmaligen Erdnähe auf einer photographischen Platte entdeckt worden ist. Er leuchtet, wie alle andern Planeten, im erborgten Lichte der Sonne und fährt fort, seine Rotationen auszuführen, wie er das schon seit langem gethan hat. Anders ist es bei der sogenannten Nova. Dieser Fixstern ist schon seit Jahrtausenden an einer Stelle im Sternbilde des Perseus gestanden, wohin schon Tausende von Augen gerichtet wurden, war aber nicht im stande, uns so viel Licht zuzusenden, um auf die größten Fernrohre oder die empfindlichsten Platten einen Eindruck zu machen. Sein dunkler Ort war dem forschenden Auge besonders ausgesetzt, weil ganz in seiner Nähe der veränderliche Algol liegt, welcher seit 1669 sozusagen fortwährend unter Aufsicht steht. Plötzlich nun

bricht er hervor, nicht im erborgten Lichte einer andern Sonne, sondern in seinem eigenen; nicht mit dem regelmäßig wechselnden Lichte unseres Morgen- und Abendsternes oder des Mondes, sondern mit gewaltigen und fast plötzlichen Lichtausbrüchen. Hier konnte es sich also nicht um die Entdeckung einer längst vorhandenen Erscheinung, wie bei Eros, handeln — nein, dieser Neue kündigte sich selbst an, und es war Sache des Zufalls, wer ihn zuerst sah.

Was nun die Ergebnisse der emsigen Beobachtungen dieses Sternes anbelangt, so können wir unsern Lesern das Allerneueste mitteilen. Der Stern nahm vom 23. Februar bis Anfang Mai von der ersten Größenklasse bis zum Verschwinden für das unbewaffnete Auge allmählich ab, ging aber unterdessen durch eine Reihe unerwarteter Lichtschwankungen, die erst am 19. März erkannt wurden. Bis dahin waren nämlich die Lichtschwankungen klein und rasch aufeinanderfolgend; dann erfolgten aber drei ausgesprochene Verdunklungen, die je drei Tage auseinanderlagen. Diese sogenannten Minima wiederholten sich dann in drei bis vier und zuletzt in fünf Tagen. Eine Ansammlung des ganzen Beobachtungsmaterials ergiebt nun, daß die Lichtschwankungen schon vor ihrer Entdeckung vorhanden waren, nur in schnellerem Tempo und mit kleineren Amplituden. Eine aus dem ganzen Material konstruierte Lichtkurve zeigt diese Schwankungen, wie sie sich erst täglich innerhalb einer halben Größenklasse wiederholen, dann langsamer aber stärker, bis sie gegen Ende März alle drei Tage zwei volle Größenklassen erreichen. Von da an blieb die Amplitude ziemlich konstant, die Periode aber verlängerte sich bis in den Anfang Mai auf fünf Tage. Die Lichtkurve, welche den ganzen Verlauf der Lichtschwankungen vom 23. Februar bis Anfang Mai darstellt, wurde soeben von der Sternwarte des Georgetown-Kollegs in Washington ausgegeben.

Gleichzeitig mit diesen Helligkeitsschwankungen wurden auch Farbenänderungen beobachtet, mit dem bloßen Auge sowohl als auch mit dem Spektroskop. Dem bloßen Auge erschien der Stern tief rot, wenn sein Licht abnahm, und mehr gelblich, wenn es zunahm. Das Spektrum zeigte in seinen hellen Banden und dunkeln Linien ebenfalls Änderungen, welche den Helligkeitsschwankungen parallel liefen. Eine schöne Tafel von acht photographischen Spektren dieses Sternes wurde von der Sternwarte des Stonyhurst College veröffentlicht (Astrophysical. Journal XIII, 278). Wie aber die periodischen Änderungen dieser Banden und Linien mit den Intensitätsschwankungen zusammenhängen, das ist eine Frage, welche unmittelbar auf das Wesen der Erscheinung losgeht.

Fragen wir aber auch hier, wie bei Eros, was uns der neue Stern mit seinen Pulsschlägen sagen wolle, so stehen wir wieder auf dem weiten Felde der Hypothesen. In dem genannten Aufsatze über den neuen Stern (Bd. LX, S. 533) sind unsern Lesern fünf Möglichkeiten vorgeführt worden, von welchen die ersten beiden mit Recht als unbefriedigend bezeichnet sind, da sie ja über das allmähliche Verschwinden der Nova keinen Aufschluß geben. Die andern drei erwähnen wir noch einmal mit Anknüpfung an besondere Kunstausdrücke und Namen. Man kann dieselben nämlich als die physikalische, die mechanische und die chemische Erklärung bezeichnen, und bezüglich mit den Namen Zöllner, Lockyer und Lohse verbinden.

Die physikalische Hypothese spricht von einem Durchbruch glühender Dämpfe und Gase durch eine abgekühltere Oberflächenschicht, die mechanische von einem Durchgang des Sternes durch einen Schwarm kleinerer Himmelskörper, und die chemische von Umwälzungen in der Atmosphäre des Sternes, die infolge der allmählichen Abkühlung eintreten müssen. (Man findet die letzte Hypothese von Lohse in den Astronomischen Nachrichten Nr. 3701, S. 70.)

Alle drei Voraussetzungen können das plötzliche Aufleuchten und allmähliche Verschwinden des neuen Sternes erklären, und im allgemeinen auch seine Licht- und Farbenschwankungen. Es wird sich jetzt um weitere Studien namentlich des Spektrums dieses Sternes handeln, um zu entscheiden, welche von den drei Hypothesen die wahrscheinlichste ist.

3. Hiermit hätten wir die Hauptergebnisse, welche die Beobachtung aus diesen beiden merkwürdigen Erscheinungen gezogen hat, kurz zusammengestellt. Die Art und Weise aber, wie die zahlreichen Beobachtungen veröffentlicht wurden, führt uns von neuem auf die Vorteile der in dieser Zeitschrift wiederholt besprochenen Universalzeit. Bei der Konstruktion der Lichtkurve des neuen Sternes war es notwendig, alle Beobachtungen auf eine gemeinschaftliche Zeit, auf einen bestimmten Meridian zu reduzieren. Da stellte sich nun heraus, daß man es in vielen Fällen mit einer nicht näher bezeichneten Zeit zu thun hatte, in andern mit Ortszeit, zum Teil mit unbekannten Meridianen, und in vielen allerdings mit Normalzeit. Manche Beobachtungen waren einfachhin unbrauchbar wegen Mangels an bestimmter Zeitangabe. Angesichts dieser Nachteile ist es mit Freude zu begrüßen, daß die Normalzeit in zwei neuen Ländern eingeführt worden ist. Seit dem 1. Oktober gilt die Osteuropäische Zeit (zwei Stunden mehr als Greenwich-Zeit) in Ägypten als rechtlich, mit Zeitbällen in Alexandrien und Port Said; und vom 1. Januar 1901 hat Greenwich-Zeit in ganz Spanien rechtliche Bedeutung erlangt. In diesem Lande werden jetzt auch die Stunden von 1—24 gezählt, ohne die Unterscheidung zwischen Vor- und Nachmittag (siehe Monthly Notices LXI, 281).

Johann Joest, der Maler der Flügel des Hochaltars zu Calcar, gelangte erst nach Beseitigung weitverbreiteter Irrtümer wieder zur wohlverdienten Anerkennung. Ernst aus'm Weerth (Kunstdenkmäler des christlichen Mittelalters in den Rheinlanden I [Leipzig, Weigel, 1857], 27) nahm mit andern Forschern an, der bei Vasari in der Lebensgeschichte Tizians genannte Johannes Stephanus aus Calcar habe jene Flügelbilder vor seiner Abreise nach Italien vollendet und dort seinen Stil geändert. Die bekanntesten Werke dieses Stevens sind treffliche Zeichnungen zu dem Werke des Arztes Andreas von Wesel. Van Mander erzählt von ihm im „Schilderboek", Sandraet in der „Deutschen Akademie" und Hartzheim in der Bibliotheca Coloniensis. Er starb 1546 zu Neapel.

Erst Kaplan J. A. Wolff wies in seinem bahnbrechenden Buche: „Die Nikolaipfarrkirche zu Calcar" ([Calcar 1880] S. 17 f.) nach, daß Johannes Stevens, Tizians Schüler, zu keinem der Gemälde der Calcarer Kirche in Beziehung gesetzt werden könne. Er zeigte durch Auszüge aus vielen in den Archiven

der Stadt und der Kirche befindlichen Rechnungen, der Maler Johann Joest sei 1505 aus Harlem berufen worden, um jene Flügel in Arbeit zu nehmen und habe dieselben sowie die leider verloren gegangenen Schiebthüren für den Untersatz des Schreines bis zum Jahre 1508 für etwa 12000 Mark heutigen Geldes vollendet. Diese mit großem Dank aufgenommenen Nachrichten boten neue wichtige Bausteine zur Kunstgeschichte des Niederrheins, weil sie darthaten, daß, wie auch das Studium der Gemälde selbst zeigt, nicht kölnische sondern niederländische Schilderer bestimmenden Einfluß auf die clevischen Lande übten.

Neuerdings hat Dechant L. Gisbert zu Werden in einem Hefte des dortigen Geschichtsvereins die Vermutung ausgesprochen, Meister Johannes Jodoci aus Wesel, welcher 1512 die Flügel des Hochaltars der Benediktinerabtei des hl. Ludgerus in Werden vollendete, sei niemand anders gewesen als Jan Joest, der Maler des Calcarer Hochaltars. Gisbert machte darauf aufmerksam, daß der lateinische Name Johannes Jodoci sich mit dem niederländischen Jan Joest decke und daß nach dem kleinen Abtskatalog von Werden die vier Tafeln des dortigen Hochaltares für 400 rheinische Goldgulden „durch Joannem Fosten, einen Maler aus Wesel“, angefertigt wurden. Fosten sei offenbar ein durch die Ähnlichkeit der damaligen Schreibweise von J und F veranlaßter Schreibfehler. Die Form Josten sei gewählt, um den Namen mit dem lateinischen Accusativ „Joannem“ in Übereinstimmung zu bringen. Er fügt bei, da die Werdener Benediktiner bei Wesel und Calcar bedeutende Güter besaßen und Seelsorge übten, hätten dieselben die Leistungen des Jan Joest zu Calcar sicher kennen gelernt. Es habe demnach nahe gelegen, ihm nach Vollendung der Calcarer Arbeit eine neue zu Werden anzubieten.

Gegen diese Ausführungen sprechen die von Wolff aufgestellten Behauptungen, Joest sei in Calcar geboren, dort als Soldat in Dienst getreten, Bürger geworden und von Calcar 1508 nach Harlem zurückgekehrt. Die letzte Angabe läßt sich nur zum Teil erweisen. Freilich steht urkundlich fest, daß Joest 1515 zu Harlem arbeitete und dort 1519 starb, nicht aber, daß er 1508 bis 1515 dort weilte. Er konnte also 1509 bis 1512 für oder in Werden arbeiten. Läßt sich ja nicht einmal beweisen, der Maler habe die Flügel für Calcar und Werden an diesen Orten und nicht zu Harlem oder Wesel gemalt. Freilich wurden 1505 zu Calcar der Witwe Gerits van den Birgel 3 Gulden und 4 Stüber bezahlt für die Mietswohnung des Jan Joest. Es ist aber nicht mitgeteilt, wie lange er dort weilte. Daß der Maler verheiratet gewesen sei, ist unwahrscheinlich, weil die Frau eines hervorragenden Meisters bei Ablieferung der Arbeit ihres Mannes und bei der letzten Abrechnung ehedem meist ein Geschenk erhielt, die Rechnungen aber ein solches für die Frau des Joest nicht nennen. Dagegen melden sie, dessen „Knechten“ seien bei Ablieferung der Flügelgemälde und des bemalten Fußes des Altarschreines 5 hornsche Gulden als „Trinkgeld“ gespendet worden.

Am lautesten spricht gegen Gisberts Vermutung der Umstand, daß Johannes Jodoci von den Quellen als Künstler a u s W e s e l bezeichnet wird. Doch untersuchen wir die Urkunden. Bereits in dem „Leben Jesu Christi, von Jan Joest

geschildert auf den Flügeln des Hochaltares zu Calcar" (M.-Gladbach, Kühlen, 1900) wurde bemerkt, daß Joest zu Calcar geboren sei, dort Kriegsdienste geleistet und das Bürgerrecht genommen habe, sei zweifelhaft. Freilich hat P. Albers in den Studiën XXXIII (1901), 154 f. solche Zweifel auffallend gefunden. Sie waren berechtigt und werden den Nachweis erleichtern, daß Jan Joest wahrscheinlich aus Wesel stammte.

Wolff beruft sich auf die in Calcar herrschende Überlieferung, unser Maler sei dort geboren worden. Doch ist diese Tradition nicht über das 18. Jahrhundert hinauf zu verfolgen. Sie konnte leicht entstehen durch Hinweis auf das Haus, worin Joest zur Miete gewohnt hatte. Die Aushebungslisten der Stadt Calcar, die „Schauzetteln", worin ein Jan Joest um 1480 dreimal als Calcarer Schütze genannt wird, sind nicht beweiskräftig. In seinen älteren Aufzeichnungen bemerkt Wolff selbst: „Die Gesamtzahl der zum Kriege ausgehobenen Schützen betrug 1480 an 239 Mann. Nur bei einigen ist der Stand angegeben. Außer den Namen Heinrich Bernt, Johann van Monster, Arnt Beeldesnyder (Bildschnitzer), Johann van Haldern, die wir als Künstler entdeckt hatten, begegnet uns dreimal Johann Joest. Zweimal hatte er pflichtmäßig und einmal als Stellvertreter eines andern Dienst genommen. Wer war denn dieser Johann Joest, etwa der Vater oder ein Verwandter des Meisters der Malereien des Hochaltars oder hatte er mit letzterem nur denselben Namen? Wir sind weder das eine noch das andere anzunehmen geneigt, halten vielmehr jenen kriegslustigen Johann Joest und den späteren Meister der Hochaltarflügel für eine und dieselbe Person."

Darauf ist folgendes zu antworten:

In den Schauzetteln wird weder jener Jan Joest als Maler, noch jener Bernt als Bildschnitzer bezeichnet. Die Listen sind 25 Jahre vor dem ersten Erscheinen jener Künstler geschrieben. Nehmen wir nun an, beide Künstler seien wirklich als junge Leute in jenen Listen genannt, so steht doch fest, daß Heinrich Bernt, der 1505 bis 1508 die Chorstühle und 1508 den Kronleuchter für Calcar schnitzte, aus Wesel stammte und jene Werke dort vollendete. Warum konnte Gleiches nicht bei Jan Joest der Fall sein? Daß Jan Joest Bürger von Calcar gewesen, sucht Wolff durch eine Stelle der Archivalien zu beweisen, worin gemeldet wird, im Jahre 1508 habe „der Maler Johann" mit fünfundzwanzig andern, die als Bürger aufgenommen wurden, einen blauen Gulden gezahlt. Da indessen die Rechnungen und Archivalien auch „Anstreicher, Vergolder und Lackierer" als Maler bezeichneten, kann jener als Bürger neu aufgenommene „Maler Johannes" sehr wohl derselbe sein, welcher 1528 Knopf und Wetterhahn der Calcarer Kirche vergoldete.

Wäre Jan Joest 1508 Bürger zu Calcar geworden, dann hätten seine Eltern dort kein Bürgerrecht besessen, sondern vielleicht anderswo, möglicherweise in Wesel. Warum sollte überdies Jan Joest 1508 zu Calcar das Bürgerrecht gekauft haben, da er in demselben Jahre aus der genannten Stadt wegzog? Zog er nicht vielleicht in die Ferne, bevor jener „Maler Johann" Bürger wurde? Leider ist das Datum für beide Ereignisse nicht festzustellen.

Faßt man alles zusammen, so läßt sich nicht erweisen, daß Jan Joest aus Calcar stammte. Er konnte demnach „aus Wesel“ sein, und der Identifizierung des Malers Johannes Jodoci mit Jan Joest steht keine „urkundlich erwiesene“ Thatsache im Wege.

Ob vielleicht der Maler Jodocus, welcher 1437 die Flügelthüren des Hochaltares von Xanten malte (Ergänzungsheft zu dieser Zeitschrift XXXVII, S. 3), ein Vorfahre des Jan Joest, des Johannes Jodoci, war? Die Frage mag gestellt werden, eine Antwort darauf zu geben, wäre gewagt. Einige bisher unbeachtete Nachrichten über den Calcarer Hochaltar mögen hier noch Platz finden. Wolff erzählt, als Meister Loedewich die Schnitzereien dieses Hochaltares vollendet habe, sei ein Maler mit einem andern Künstler aus Cleve berufen worden, das Werk zu begutachten. Eine Calcarer Rechnung des Jahres 1500 giebt die Namen der beiden Sachverständigen: Maler Rutger und Peter Venboet. Ihnen zu Ehren wurde in Johann Telmans Haus ein Gelage gehalten. Die beiden blieben daselbst mit ihren Pferden über Nacht, und die Liebfrauenbruderschaft zahlte für die gesamten Auslagen 2 Gulden, 3 Stüfer und 18 Groschen. Möglicherweise ist der Goldschmied Rütger Gyesen, welcher laut derselben Rechnung zu Calcar vier silberne Gegenstände gegen eine Zahlung von 66 Gulden übernahm, dieselbe Person wie der Maler Rütger aus Cleve. Meister Matthäus, welchem 1505 die Schutzflügel des Hochaltars gesandt wurden, wohnte im Kloster der Brigittinerinnen Ingen Vrede (Friedenthal?) bei Calcar. Der Prior, dem die Bruderschaft U. L. Frau 1506 für die Arbeit des Matthäus 4 Gulden 5 Stüber sandte, war wohl sein Oberer. Wolff nennt die Besitzerinnen des Hauses Ursulinerinnen, weil sie später ins Ursula-Kloster zu Calcar übersiedelten.

Beachtenswert sind in den Malereien des Jan Joest einige Einzelheiten, welche sich auch in andern Bildern der Zeit finden, aber eine genaue Kenntnis der Kirchenväter verraten. Sieht man doch im Bilde der Opferung Isaaks durch Abraham den Widder hinter dem Patriarchen mit den Hörnern an einem Dornstrauch aufgehängt. Es ist diese Darstellung freilich durch den Wortlaut der Heiligen Schrift nahegelegt; sie erhält aber erst durch Hinweis auf ältere Schriftsteller, z. B. Melito (Fragmentum in Genesin; *Migne*, Patr. graec. V, 1217) und Tertullian in einer ihm zugeschriebenen Stelle (Adversus Iudaeos c. 13; *Migne*, Patr. lat. II, 676) ihre volle Erklärung; denn diese betonen, der Herr sei an den Hörnern des Kreuzes (den Balkenenden) aufgehängt worden und habe am Kreuze die Dornenkrone getragen. Auch daß im Bilde der Auferweckung des Lazarus der Apostelfürst dem Erstandenen die Stricke nimmt, womit dessen Hände gebunden sind, verrät die Kenntnis verschiedener Väterstellen; denn der hl. Ambrosius (In Luc. IX, 3; De Poenitentia II, 7; *Migne*, Patr. lat. XV, 1794; XVI, 511), Augustinus (Hom. 67 et 98; *Migne* XXXVIII, 434. 594) und Gregor d. Gr. (Hom. 26 in Evang.; *Migne* LXXVI, 1200) lehren, der Befehl des Herrn: „Bindet ihn los“, sei ein Hinweis auf die den Aposteln verliehene Binde- und Lösegewalt gewesen.

Ein zeitgenössischer Bericht über Franz Drake. Franz Drake erfreut sich eines allbekannten Namens, aber freilich auf einen Grund hin, der bei näherem Zusehen nicht Stich hält. Nicht durch Drake über England ist die Kartoffel zu uns gekommen, sondern durch die Spanier über Italien, und merkwürdigerweise hat sich die Erinnerung daran, wenn auch nicht im Gedächtnis der Menschen, so doch in unserer Sprache erhalten. Engländer nämlich wie Italiener benannten das neue Gewächs nicht mit einem völlig neuen Namen, sondern dehnten die Benennung für schon bekannte Früchte auf den neuen Ankömmling aus. Die Engländer bezeichneten ihn als „Batate“, potato, die Italiener als „Trüffel“, tartufo, dasselbe Wort, das in französischer Form und übertragener Bedeutung einen so üblen Klang erhalten hat. Unsere Sprache aber hat die italienische Bezeichnung angenommen, nicht die englische. Denn Kartoffel, oder wie man noch im vorigen Jahrhundert schrieb, „Tartuffel“, ist nichts anderes als das italienische Wort, das mit der Sache zu uns herübergekommen.

Doch ob berühmt auf wahre oder falsche Gründe hin, berühmt ist dennoch Drake auf jeden Fall, und so mögen denn hier einige neue Mitteilungen über den berühmten Mann folgen, welche die Januarnummer der English Historical Review bietet. Sie stammen aus den Aufzeichnungen des Franziskaners Pedro Simon, Theologieprofessors in Bogota, der 1623 nach 20jährigem Sammeln des Stoffes ein Werk über die Eroberung Amerikas zu schreiben begann. Die Mitteilungen dieses Zeitgenossen geben uns ein Bild von dem, was Drake wirklich war, und einen interessanten Einblick in das Phäaken- und Schlaraffenleben der spanischen Südamerikaner, in welches unvermutet der tollkühne Flibustier wie ein Habicht in eine Taubenschar hineinfährt. In der Person des Geschichtschreibers, des besonnenen und scharf blickenden Fray Simon, stellen sie uns auch die Mahner und Warner vor Augen, welche die Schäden der Verhältnisse wohl erkannten und den Mut hatten, die Rolle der Kassandra auf sich zu nehmen.

„Drake“, sagt Fray Simon, „war ein Engländer, „gebürtig von London. Er war von weniger als mittlerer Größe, aber wohl gebaut, hübsch, von frischer Gesichtsfarbe, heiterer Gemütsart, dabei klug und gewandt in aller Art von Geschäften, besonders aber in kriegerischen Dingen. Als Knabe kam er nach Spanien als Page der Herzogin von Feria, seiner Landsmännin, woher sich seine Gewandtheit in unserer kastilischen Sprache herleitete.... Von seiner Jugend an standen ihm die Gedanken nach Hohem; immer wollte er größeres und höheres, als das Geschick ihm zugewiesen hatte, und so kam er dazu, Bereicherung auf anderer Leute Kosten zu suchen. Als er es dahin gebracht hatte, ein größeres Fahrzeug und zwei kleinere auszurüsten, bemannte und bewaffnete er mit der Hilfe von Freunden seine Schiffe, und geleitet von seiner Beutegier, machte er sich auf nach unserem Westindien. Nach wenigen Tagen traf er auf hoher See ein französisches Schiff, das den gleichen Zweck wie das seinige verfolgte. Bevor sie sich aber darüber noch klar geworden waren, sandten die beiden Korsaren sich einige Kanonenschüsse in die Flanken; nach einigen Beschädigungen auf beiden Seiten löste indes der Kampf sich in das friedliche Übereinkommen auf, daß sie beide, die ja doch dieselben Ziele im Auge hätten, für Verlust und Gewinn ihre Wagnisse teilen wollten.

Sie ankerten vor der Mündung des Chagresflusses, etwa 18 Meilen nördlich von Nombre de Dios, und verbargen die Schiffe in einer unbeachteten Bucht.

„Tollkühn aber erfolgreich griff nun Drake Nombre de Dios an und fing mit Hilfe einiger flüchtiger Neger den Maultierzug ab, welcher eine Menge Silbers von Panama nach der genannten Stadt befördern sollte, wagte sich als Spion nach Cartagena und bemächtigte sich auf dem Meer noch eines Schiffes. Dann kehrte Drake nach London zurück, wo er mit großer Beute nach glücklicher Fahrt anlangte. Er ward dort mit dem Beifall empfangen, welcher dem Reichtum immer gezollt wird, und sogar die Königin begnadigte ihn mit außerordentlichen Freudenbezeigungen und größerer Herablassung, als ihrer königlichen Person anstand. Aber schließlich ist das so Weiberart und konnte gar nicht anders sein bei ihrer Geldgier und ihrem Verlangen, die Arme bis zum Ellbogen einzusenken in die gewaltige Beute, die der Protestant nach Hause gebracht hatte. Sie war in so freudiger Aufregung über den großen Gewinn, daß sie sofort eine neue Fahrt plante, mit Schiffen, Mannschaft und Proviant, deren Kosten aus dem Raub an unsern Küsten bezahlt wurden."

So kam es zu einer neuen Fahrt nach Amerika. Zum zweitenmal von Norden her den Angriff zu wagen, schien Drake allzu tollkühn, denn er meinte, die dortigen Spanier würden nunmehr gewitzigt und auf ihrer Hut sein. So nahm er also den Weg durch die Magelhaensstraße, die seit ihrer Entdeckung von keinem Europäer wieder durchsegelt worden war. Er meinte nun, mit den südlichen Hafenstädten leichtes Spiel zu haben, täuschte sich darin indes doch einigermaßen. Zuerst landete er in Coquimbo. Aber die Einwohner der Stadt waren alle landeinwärts geflohen, so hielt er sich also hier nicht lange auf, sondern machte sich auf nach Arica, dem Hafen der berühmten Silberstadt Potosi. Doch hier machte der Gouverneur Anstalten zur Verteidigung, so daß Drake es geraten fand, nach Callao, der Hafenstadt Limas, sich zu wenden. Hier endlich war das Glück ihm günstig. Obschon die Stadt benachrichtigt worden war, fand Drake sie ganz unvorbereitet und nahm gleich ein paar Silberschiffe im Hafen in Beschlag. Callao geriet in die äußerste Bestürzung. Niemand dachte an Verteidigung, obschon man hätte beobachten können, wie ein eben von Panama angekommenes Schiff sich mit Erfolg gegen den Piraten wehrte. Alles Silber in der Stadt schaffte man schleunigst auf Maultieren und Wagen nach Lima, die Einwohner aber dachten an nichts, als mit bleichen Gesichtern und in größter Verwirrung in eiliger Flucht ihr Leben zu retten. Nur von einer Äußerung des Mutes und Unwillens weiß Fray Simon zu berichten, und diese kam von einer Frau. „Wohin denn," rief sie, „ihr treulosen Feiglinge, nicht wert Männer, viel weniger denn Spanier zu heißen! Ihr flieht und wißt nicht, vor wem, und laßt Weiber und Kinder in der Gefahr allein!" Einige junge Burschen entschuldigten sich, sie hätten keine Lunten für ihre Flinten. Da zerrte die edle Spanierin ihre Kopfbedeckung herab und zerriß sie in Fetzen; daraus möchten sie sich Lunten anfertigen. Von Lima aus sandte endlich der Vizekönig ein paar hundert Mann, aber sie kamen zu spät nach Callao, Drake war schon weiter nach Norden gesegelt.

Alsbald lief ihm auch schon wieder eine herrliche Beute in die Hände. Von Callao war kurz vorher ein Schiff abgegangen, beladen mit einer Million Dukaten in Gold und Silber für den spanischen König. Sobald Drake es in Sicht bekam, spannte er alle Segel auf und hatte es bald erreicht. Die spärliche, schlecht bewaffnete Mannschaft wagte keinen Widerstand. Mit dem Ruf: „Her mit dem, was mein ist, denn nach Kriegsrecht gehört dem Stärksten die Beute," sprang Drake an Bord. Seine Mannschaft folgte und nun begann unter Scherzreden die Plünderung. „Sie sprachen mit freundlichen und höflichen Reden zu unsern Leuten, heiterten sie auf in ihrer tiefen Betrübnis mit fröhlichen Worten und gaben ihnen ein paar Stücke Zeug, welche die Matrosen annehmen und unterdes ihren Ärger verbergen mußten, um noch Schlimmeres zu verhüten. Und um sie noch weiter zu beschwichtigen, nahm der Engländer ein heiteres und joviales Benehmen an und sparte nicht witzige Spaßereien. ‚Wir kommen von fernen Gegenden, um unsern Teil zu bekommen an dem Gold und Silber, das ihr im Überfluß besitzet, und dazu sind wir berechtigt, denn wir sind Kinder von Adam und Eva so gut wie ihr. Könnt ihr mir eine Klausel in Adams Testament zeigen, daß diese Gegenden den Spaniern allein gehören sollen? Wenn ja, dann will ich gestehen, daß ich kein Recht hier habe, wenn nein, dann will ich alles nehmen, was ich bekommen kann.' Zu dem Kapitän aber, der im Bewußtsein der Verantwortung zu dem allem ein schmerzliches Gesicht machte, sagte er: ‚Laß dir keine grauen Haare wachsen, denn für alles, was ich genommen habe, werde ich dir eine Empfangsbescheinigung ausstellen, daß du noch gelobt werden sollst, weil du Blutvergießen vermieden hast. König Philipp ist mein Schuldner für alles, was er meinem Oheim John Hawkins abgenommen hat, und jetzt habe ich etwas, was als Gegenrechnung in Anschlag kommt. So wenig es ist, so bin ich doch dankbar, und will in Zukunft den Tag deines Namensheiligen feiern einmal im Jahr. Nimm Schiff und Matrosen und mach dich mit Gottes Segen nach Panama und erzähle dort, daß die Magelhaensstraße offen ist und ich sie noch einmal durchsegeln werde, um einige Besuche abzustatten.'"

So fing er noch manche Schiffe ab und kehrte dann nach Plymouth zurück. Dort wurde die Beute in sechs Teile geteilt. Einen derselben geruhte Königin Elisabeth anzunehmen, einen erhielt Drake, die übrigen vier gehörten der Mannschaft.

Drake war jetzt ein reicher Mann, aber, sagt Fray Simon, „es war doch alles nur, als hätte er Salzwasser getrunken". Alsbald segelte er wiederum auf Beute aus, diesmal mit 30 Schiffen. Aus den Wechselfällen und Räubereien dieses Zuges wollen wir nur die Eroberung von S. Domingo hier nach Fray Simon schildern.

Seit 1493 hatte vor S. Domingo sich kein Feind gezeigt, und die Ankunft eines Feindes kam so unerwartet, daß der Befehlshaber der Stadt einen eben eingelaufenen portugiesischen Kapitän, der die Nachricht von Drakes Nahen brachte, ins Gefängnis werfen und seines Vermögens berauben ließ. Er bewaffnete dann freilich zur Vorsicht 1000 Mann mit Piken und Feuergewehren, glaubte aber nicht an eine ernste Gefahr, sondern fuhr ruhig fort, die Festlich-

keiten zur Hochzeit seiner Tochter vorzubereiten. Da kamen mit einemmal einige spanische Fischerboote in Eile zur Stadt zurück und meldeten, die fremden Schiffe seien schon ganz nahe. Nun wurden Anstrengungen gemacht, den Feind an der Landung zu hindern. Aber während Drake zum Schein mit den Verteidigern der Küste sich herumschlug, sandte er 800 Mann, damit sie an einem etwas entfernten Punkte landen und die Stadt von der Landseite angreifen sollten. Kaum hatte man von deren Anrücken gehört, als die ganze Einwohnerschaft davonlief und in die Wälder floh. Doch hören wir Fray Simon selbst.

„Die Zahl der 800 Angreifer war aufgebauscht worden, als ob es 2000 oder gar 3000 und 4000 wären, denn bekanntlich vergrößert die Furcht alles an Zahl und Größe. Die 800 nahten der Stadt in langsamem Marsch unter dem Schall ihrer Pfeifen und Trommeln, feuerten hin und wieder ihre Musketen ab und bemühten sich eifrigst, mehr Zuversicht zur Schau zu tragen, als sie in Wirklichkeit besaßen, damit nur unsere Leute ihre Flucht noch beschleunigten; eine Vorsicht, die ganz unnötig war. Hätten die Einwohner sich ein Herz gefaßt, und wäre Gottes Ratschluß ihnen nicht entgegen gewesen, so hätten sie mit leichter Mühe diesen Abschaum der Erde zurückgewiesen, denn ihr Vorrücken verriet eher Erschöpfung als Mut. Das Drunter und Drüber bei der Ausschiffung hatte die Engländer am Schlafen gehindert; ihre Muskeln waren steif durch das Voranwaten im Sand auf dem Weg; die furchtbare Hitze, als sie die Stadt zur Mittagsstunde erreichten, rieb sie fast auf; den Mangel an Wasser — auf dem 3 Meilen langen Marsch war keines zu haben gewesen — fühlten sie empfindlicher als sonst den Mangel an Wein; sie waren in fremdem Land und wußten nicht, wann der Feind sie fassen würde. Alle Vorteile waren also auf seiten unserer Leute, und außerdem hatten diese die Sonne im Rücken, während ihre heißen Strahlen den Engländern beim Vorrücken gerade in die Augen schienen."

Trotzdem fiel die Stadt fast von selbst in die Hand der Angreifer. Als Drake von der See aus die 800 in die Stadt eindringen sah, machte auch er Ernst, und bald konnte die Plünderung beginnen. „Sie fanden die Koffer und Schränke vollgestopft mit unermeßlichen Reichtümern an Goldbarren, gearbeitetem und ungearbeitetem Silber, kostbaren Smaragden in reichen goldenen Fassungen, mächtigen Schnüren von großen Perlen. . . . „Manche von den Einwohnern hatten bei ihrer Flucht die wertvollsten Besitzstücke auf den Grund der Brunnen versenkt, z. B. Kästen voll kostbarer Steine, goldene und silberne Krüge und Becken, Armbänder und Halsbänder ꝛc. Aber die Engländer fanden Mittel, alles in ihren Besitz zu bringen, ebenso wie auch mächtige Lager von Zucker, Ingwer, Leder, Krapp, Zimt, ferner Massen von spanischen Zeugen, die zum Teil verarbeitet, zum Teil noch am Stück waren, nichts zu sagen von den zahlreichen Bronzekanonen. Nachdem die Laien ausgeraubt waren, streckten sie ihre freche, gottesräuberische Hand nach dem Besitz der Kirche aus und schleppten die Glocken fort und alles, was sie in den Kirchen finden konnten. Nicht genug damit, verletzten sie bitter die Frömmigkeit der Katholiken durch ihre Mißhandlungen der Bilder unseres Herrn und der seligsten Jungfrau. Sie hieben den-

selben Arme und Beine ab, brauchten sie als Sitze oder als Brennholz, um ihr Essen zu kochen. Und all das geschah, wie man sagt, auf Franz Drakes Befehl. Zwei alte kranke Mönche, die, unfähig zu fliehen, im Kloster unseres heiligen Vaters Dominikus zurückgeblieben waren, wurden ergriffen und gehängt auf öffentlichem Platz, weil sie gegen jene Entheiligungen protestiert hatten."

Dann erzählt Fray Simon weiter, wie die Dominikuskirche und der Dom als Schlachthaus gebraucht wurden, wie die Engländer alle hervorragenden Gebäude, besonders die Klöster, verbrannten, und das gleiche Los den Schiffen im Hafen bereiteten. In den Wohnhäusern wurden Fenster und Thüren herausgerissen und mußten als Brennholz dienen.

Als Drake die Stadt so zugerichtet hatte, sandte er zu den Flüchtlingen im Wald und forderte ein Lösegeld von 100000 Dukaten, wenn sie ihre Stadt vor gänzlicher Zerstörung bewahren wollten. Nach vielen Verhandlungen ermäßigte er die Summe auf 25000 Dukaten. Aber auch um diese aufzubringen, mußten die Flüchtlinge alles hergeben, was sie an Schmucksachen etwa gerettet hatten. „Der ganze Verlust bei der Einnahme von S. Domingo kann nicht geringer geschätzt werden als auf 3 Millionen Dukaten. Ohne Vermessenheit darf man sagen, daß Gott dieses Gericht über die Einwohner kommen ließ, als gerechte Strafe für ihre entsetzliche Grausamkeit gegen die Eingeborenen. Wie diese armen Unglücklichen mißhandelt wurden, mag man aus der Thatsache schließen, daß seit mehr als 40 Jahren kein Indianer mehr übrig ist, obschon bei der Besitznahme der Insel durch die Spanier sie dort 1600000 erwachsene Männer fanden, nichts zu sagen von der Menge der Frauen und Kinder."

In ähnlicher Ausführlichkeit beschreibt dann Fray Simon auch Drakes Angriff auf Cartagena. „Nichts war vernachlässigt," sagt er hier von den Verteidigern, „was menschliche Klugheit an Voraussicht leisten konnte. Aber ohne Gottes Hilfe ist alles umsonst. Die Vorsehung hatte den Häretiker Drake erwählt, um ihre Kinder zu züchtigen, die auf diesen Küsten, in Reichtum und Macht dahinlebend, in den tiefsten Schlaf versunken waren. Durch die Schläge, die ihr Vater ihnen bestimmte, sollten sie erwachen, ihre Sündhaftigkeit erkennen und ihr Leben bessern."

Doch wir wollen den Leser nicht durch weitere Einzelheiten aus Drakes Leben ermüden. Das Gesagte genügt, um ein Bild des Mannes zu zeichnen; neue Züge aber würde alles, was sich noch sagen ließe, seinem Bilde nicht hinzufügen. Beständige Räubereien und Brandschatzungen füllen seine Tage aus, bis er zuletzt bei einem unglücklichen Unternehmen, da er seine erschöpften Leute trotz allem dennoch vorantreiben wollte, nach Fray Simons Angabe von diesen durch Gift aus dem Leben geräumt wird und „seine Seele direkt zur Hölle fuhr".

Das Merkwürdigste in Drakes Geschick ist jedenfalls, daß nach einem solchen Leben es ihm beschieden war, als Wohlthäter der Menschheit in der Erinnerung fortzuleben.

Der Heiland im Umgang mit den Menschen.

Mit dem heiligen Fronleichnamsfeste ist der Heiland, der auf Ostern in seiner Auferstehung dem gewöhnlichen menschlichen Leben entrückt wurde und in der Himmelfahrt gänzlich von dieser Erde verschwand, gleichsam zu uns wieder herabgestiegen und hat aufs neue wieder Besitz genommen von der Erde, um sie nimmer zu verlassen. Die Kirche führt uns den Herrn fortan in den sonntäglichen Evangelien in lauter Begebnissen seines öffentlichen Lebens vor, in dem liebenden Erbarmen mit den Sündern, in dem Verkehr mit dem Volke, das er belehrt durch Predigt und Wunder, und wenn später das Jahr den Erntesegen zeitigt, in den schönen Parabeln vom fruchtbaren und unfruchtbaren Baum und von dem ungerechten Verwalter, um uns gleichsam zum guten Gebrauche der gewordenen Gaben anzuleiten: mit einem Worte, es ist das öffentliche Leben des Herrn, das nun ohne Unterbrechung an unserem Auge vorbeizieht.

Da scheint es ja ganz der christlichen Andacht entsprechend, den Herrn in seinem Umgang mit den Menschen in einem Gesamtbilde zu schildern.

Es ist ja immer anziehend und belehrend, einen außerordentlichen Mann in seinem Umgang mit den Menschen zu beobachten und zu studieren. Was uns seine großen Staatsreden und Staatshandlungen nicht sagen, das verrät uns sicher sein täglicher Verkehr. Viel mehr von diesem Verkehr als von der Schreibart des Menschen gilt das Wort, er sei der Mensch selbst. Es ist in der That der jahrelange, ungescheute Umgang mit Menschen aller Art die untrüglichste und tiefste Offenbarung der eigentlichen Gesinnung und Gemütsart eines Menschen. So nehmen ja gewiegte Porträtmaler ihren Mann nicht, wenn er ihnen verabredetermaßen oder heimlich sitzt, sondern wenn er sich vertraut unterhält. Da macht sich der Mann nicht, sondern giebt sich wie er ist.

Das gilt nun in unverhältnismäßig größerem Maße von unserem Herrn und Heiland. Ja, es wächst unser Interesse ins Ungemessene bei

der Erwägung, wer er ist und welches seine Beziehung zu uns und zum Menschengeschlecht und zur ganzen Welt war. Wenn Gott in Menschengestalt erscheint, ist es anziehend und wichtig genug, zu beobachten, wie er sich giebt und benimmt im Verkehr mit seinen Geschöpfen. Es war von jeher eine Hauptstudie des philosophisch-psychologischen Denkens und des künstlerischen Schaffens, den Gottmenschen im Verkehr mit seiner Mitwelt zu schildern. Im Evangelium haben wir das wahrste und erhabenste Bild dieses Verkehrs. Da ist er wirklich Gott, wie er sich selbst schildert und sich vorstellt allen Menschen, namentlich uns Christen, für die sein Beispiel nicht bloß Vorbild, sondern auch gewissermaßen Gesetz ist. In dem gesamten Zusammenhang des öffentlichen Lebens Jesu nimmt dieser Abschnitt eine sehr bedeutsame Stelle ein. Die Gottesgelehrten teilen dasselbe nämlich übersichtlich und zweckgemäß in drei Abschnitte: in die Lehre, in die Wunder und in das Tugendbeispiel des Heilandes im Wandel mit den Menschen [1].

Diesem Teile des gottmenschlichen Lebens nun gelten die nachstehenden Skizzierungen. Und um von dem großen Bilde einige feste, klare und greifbare Züge zu gewinnen, mag folgende Gedankenreihe als Anhalt dienen: der Heiland verkehrte mit den Menschen, der Heiland verkehrte vollkommen und auf eine Gottes würdige Weise mit den Menschen. Einige Schlüsse werden sich dann aus dem Gesagten von selbst ergeben.

I.

Der Heiland verkehrte mit den Menschen.

Thatsächlich hat sich der Heiland nie ausschließlich dem beschaulichen Leben gewidmet. Er zog sich wohl vorübergehend, so beim Beginne seines öffentlichen Lebens 40 Tage und später wiederholt, behufs körperlicher Erholung oder um dem Gebete obzuliegen, für kurze Zeit in die Einsamkeit von dem Umgang mit den Menschen zurück. Abgesehen davon lebte er stets in der Welt und in dem regsten Verkehr mit den Menschen. Er kam auf die Welt mitten in der Aufregung und gleichsam getragen und emporgehoben von den Wellen eines weltbewegenden Ereignisses, nämlich der allgemeinen Reichsschätzung, die er selbst eigentlich angeordnet. Die alten Geschlechter erwachten und zogen auf allen Wegen des Landes, um Zeugnis zu geben von ihrem verschollenen Dasein. Unter ihnen zog auch

[1] *S. Thom.* Summ. 3, q. 40.

er zur Stadt seines Ahnherrn David, und kaum geboren, tragen römische Eilboten seinen Namen nach Rom und legen ihn, den Namen des Reichserben und künftigen Herrn der Welt, in den Hallen des weltbeherrschenden Kapitols nieder. — Freilich halten die grünen Hügel von Nazareth stille, lange und treue Wacht um den Heimgarten seines Jugend- und frühesten Mannesalters, so daß bei Beginn seines öffentlichen Lebens nichts von ihm draußen verlautet war, als daß er der Sohn des Joseph und der Maria und ein Zimmermann sei[1]. Aber auch so lebte er mitten in dem kleinen Bergdorf und in täglichem Verkehr mit seinen Mitbürgern, und vielleicht auch da, wie kein anderer, bekannt als frommer, dienstfertiger, freundlicher Knabe, Jüngling und Mann, die Blüte der Jugend, die Ehrfurcht und Verehrung der rohen Nazarethaner und der stille Neid mancher weniger glücklichen Mutter. Tief verborgen ist sein Leben in Nazareth, und doch ist es wieder nur eine Vertiefung und Erweiterung seiner gesellschaftlichen Bedeutung und Wichtigkeit. Wie er in der Menschwerdung dadurch, daß er die Engelnatur überging und nach der Menschennatur griff und sie sich anverleibte, sich nur tiefer in seine Schöpfung senkte, in ihr Wurzel schlug und sie zu sich heranzog, und wie er in dem Altarssakrament, indem er die materiellen Gestalten von Brot und Wein beibehält und sie in sein eucharistisches Wesen einwebt, einen neuen Griff in die Schöpfung thut und sie mit sich vereint, so wurde sein unbeachtetes Einwohnen und Verbleiben in dem engen Bergdorf und sein Hinuntersteigen in die untersten Schichten und Lebensbeschäftigungen des Volkes nur die Grundlage einer größeren Vertrautheit mit den Menschen und einer Berührung und Wirksamkeit auf Kreise der Menschen, wie sie ihm nicht einmal sein öffentliches Wirken erschloß. Er wurde durch sein gehorsames, arbeitendes Leben das Vorbild und der Lebensgenosse des weitaus größten Teiles der Menschheit, er wurde wirklich Gott und Erlöser in seiner Verborgenheit[2]. — Den Höhepunkt aber erreichte sein Verkehr mit den Menschen in dem öffentlichen Auftreten als Gesetzlehrer und Prophet. Es gab damals im Lande keinen öffentlicheren Mann als Jesus von Nazareth. Überall war er zu sehen und zu treffen, jeder Mann, jedes Kind in Israel kannte ihn; es gab keinen Kreis im Volke, den er mit seiner Wirksamkeit nicht berührte und in Spannung setzte, wie in Verehrung und Liebe, so in Abneigung, Haß und Verfolgungswut. Wenn er in dem stillen Beth-

[1] Mark. 6, 3. [2] Is. 45, 15.

lehem, im Dunkel und Schweigen der Mitternacht zur Welt kam, dann starb er in Jerusalem, vor allem Volk, an der Osterfeier, hoch am Kreuz, ein Weiheopfer der blutigen Rache seiner übermächtigen Feinde, der Wankelmütigkeit seines bethörten Volkes und der Feigheit und Ungerechtigkeit des Staatsrichters. Er fiel wirklich seiner Öffentlichkeit zum Opfer[1]. Als Haupt und Ältesten einer stillen, weltfernen Essenergemeinde unter den friedlich und majestätisch wehenden Palmen am Toten Meere würde ihn die Hand des Neides und des Hasses nimmer gesucht haben.

In der That hat der Heiland stets mitten in der Welt und im regsten Verkehr mit den Menschen gelebt. Das mußte er gewissermaßen auch, das forderte sein Beruf und seine Lebensaufgabe. Er mußte als höchster Lehrer und Prophet Gottes in der Welt die Wahrheit predigen, vor allem die Wahrheit, daß er selbst wahrer Gott ist; er mußte als Gesetzgeber sein Gesetzbuch als den neuen Weg zum Himmel verkündigen; er mußte als Mittler der Menschen den Neuen Bund einweihen und als Priesterkönig die Linien und Grundlagen des neuen Gottesreiches legen, und dieses alles nicht durch Stellvertretung, sondern selbst und in Person, nicht durch schriftliche Urkunden, sondern durch das lebendige Wort und durch Wunder, wie ja ehedem auch Gott selbst das Gesetz mitten im Volke gegeben und von Antlitz zu Antlitz mit Moses geredet und den Bund ausgebaut hatte; er mußte vor allem durch die Heiligkeit des Wandels den Menschen ein lebendiges Bild der Vollkommenheit und Erhabenheit seines Sittengesetzes vorführen, und zwar nicht bloß der gewöhnlichen persönlichen Vollkommenheit, sondern auch des Standes der Vollkommenheit. Die Gesetzgebung Christi hat nämlich rücksichtlich der Vollkommenheit mehrfache Stände vorgesehen, von denen der eine den andern an Vollkommenheit übertrifft. So ist unter den verschiedenen Lebensständen der beschauliche, der sich besonders mit Gott und der Erforschung der Wahrheit beschäftigt, besser als der rein thätige, der sich bloß durch leibliche Hilfeleistung des Nächsten annimmt; aber viel höher als beide, einzeln genommen, steht das thätige Leben, das sich der geistlichen Hilfe des Nächsten widmet, weil es naturgemäß die Fülle der Beschauung und der Liebe, die es dem Nächsten mitteilen soll, voraussetzt und so die Erhabenheit beider Stände in sich vereint[2]. Dieses erhabene und vollendete Tugendbeispiel mußte der Heiland geben, um die Menschen nach Maßgabe der Gnade und des

---

[1] Joh. 7, 6. 7. [2] *S. Thom.* Summ. 2, 2, q. 182, a. 1; q. 188, a. 6.

guten Willens für dasselbe zu gewinnen. Deshalb hat er sein Leben so eingerichtet, daß er in allen Lagen und Ständen unser anschauliches Vorbild sein kann, indem er mitten in der Menschheit stand und dem menschlichen Leben in seinen verschiedenen Entwicklungen und Gestaltungen folgte.

Damit gewann er einen Vorteil, ohne den er wohl gar nicht oder nur schwer seinen Zweck mit uns erreicht hätte, nämlich den Vorteil der Zuneigung und des Vertrauens, die sich so mächtig erweisen über das menschliche Herz. Dieses Vertrauen und diese Zuneigung nun wird am leichtesten gewonnen durch freundliche Annäherung und liebendes Anpassen an die gesellschaftlichen Gepflogenheiten des menschlichen Lebens: durch diese Anpassung nämlich sieht der Mensch sich geehrt und geliebt, und unschwer sucht und liebt er hinwieder. Deshalb floh und verschmähte der Heiland nichts von dem, was, Sünde und Fehl ausgeschlossen, das menschliche Leben mit sich bringt; alles macht er ohne Bedenken mit und hält, selbst zum Ärger und Vorwurf seiner nörgelnden Feinde und Verfolger [1], an allen unschuldigen Gewohnheiten der Zeit, des Landes und der Nation.

Es ist dieses ein schöner und rührender Zug am Charakterbild Jesu und seiner Religion, der ihn von allen unterscheidet. Ganz anders trat unmittelbar vor dem Herrn Johannes der Täufer auf. Auch er war ein Prophet, ja der größte von allen und wirkte mächtig durch Wort und Beispiel in Israel. Aber in seiner Jugend hat ihn niemand geschaut als die Tiere der Wüste. Auch als das Wort des Herrn an ihn ergangen war, betrat er nicht die Wohnstätten der Menschen; er war „die Stimme der Wüste" [2] und zog durch den Wiederhall seines mächtigen Bußwortes die Menschen zu sich heraus. Einen neuen Elias [3] fanden sie an ihm in aller Strenge und Herbheit des alten Prophetentums, und sie staunten zu ihm hinauf wie zu einem überirdischen Wesen, das nicht mit ihnen „aß und trank". Der Heiland selbst macht aufmerksam auf diesen Unterschied zwischen ihm und Johannes [4]. Und mit Recht. Johannes war bloß der Wegebereiter, nicht der Messias, bloß der Freund des Bräutigams, nicht der Bräutigam selbst, der Engel des Antlitzes Gottes, nicht Gott selbst, und so empfand er nicht das Bedürfnis einer größeren Annäherung an die Menschen. Es kam aber der Bräutigam selbst in der Zier und Schönheit

[1] Joh. 2, 2. Matth. 9, 11. [2] Matth. 3, 3. [3] Joh. 1, 21.
[4] Matth. 11, 18 f.

seiner Gestalt, die Lippen von Anmut übergossen, die Stirne gesalbt mit dem Öle der Freude, mit süßer Stimme werbend um das Herz der Braut; es kam der mildreiche Samaritan und der freundliche Seelenarzt und scheute nicht vor der pesterfüllten Straße des Lasters und vor dem Unrat der Wohnungen menschlichen Elendes zurück; der Arzt ist ja nicht für die Gesunden da, sondern für die Kranken; es kam Jesus, unser Gott, der große Freund und Gebieter des Lebens, „der nichts haßt von dem, das er geschaffen und was da ist; der alles schont, weil es sein ist[1]; er kam zu suchen, was verloren war, und heimzubringen, was sich verirrt hatte. So war schon im Alten Bund das menschenfreundliche Wesen der ewigen Weisheit geschildert, „die laut ruft auf der Straße und ihre Stimme erschallen läßt auf den Höhen, am Wege, an den Thoren der Stadt, und spricht: Ist jemand klein, so komme er zu mir; kommet und esset mein Brot und trinket den Wein, den ich für euch gemischt habe"[2]. Der Heiland hat diese Voraussagung aufs vollkommenste erfüllt. Ganz anders, himmelweit verschieden war die Vorstellung der stoischen Weltweisheit von der Gottheit. Sie wohnte und hauste ihr unfreundlich nur in unnahbarer Einsamkeit, und um die Pole der Schöpfung wandelnd, würdigte sie das Menschengewimmel unten keines Blickes. Nicht so unser Gott. „Uns ist Gott erschienen und hat unter uns Menschen gewandelt." [3] Ja, „das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt" [4]. Unser Gott ist ein menschenfreundlicher, ein gesellschaftlicher Gott.

II.

Es war also der Beruf und die Lebensaufgabe des Heilandes, ein gesellschaftliches Leben zu führen und in lebendigem Verkehr mit der Welt zu stehen. Dieser Verkehr nun war, wie es nicht anders sein konnte, ein höchst vollkommener im erhabensten Sinne des Wortes, und zwar durch drei Eigenschaften.

1. Die erste und notwendigste Eigenschaft des gottmenschlichen Verkehrs mit den Menschen mußte sein die Erbaulichkeit. Er mußte so sein, daß er in jeder Beziehung sittlich anregend und bessernd auf die Menschen wirkte. Erbaulich nun wird der Wandel sein, wenn er in sich und durchweg und in allem dem höchsten Gesetz der Sittlichkeit entspricht und jeden Schatten und jeden Verdacht von ungeordneter Selbstsucht ausschließt.

---

[1] Weish. 11, 25 ff. [2] Spr. 1, 20; 8, 1 f.; 9, 4 f.
[3] Bar. 3, 38. [4] Joh. 1, 14.

Die unerläßliche Regel und das höchste Gesetz des sittlichen Handelns ist aber der Wille Gottes. Dieses Gesetz allweg beraten und in allem vollführen, ist die vollendete Heiligkeit des Geschöpfes. Im Wandel des Heilandes unter den Menschen sehen wir es auf eine ganz eigentümliche und überraschende Art bethätigt. Wir finden nämlich in dem gesamten Lebenslaufe des Herrn, wie die Evangelien ihn uns schildern, so manche befremdende Züge, daß wir sie uns natürlicherweise nicht erklären können. Wenn es nämlich bei dem Heiland und seiner Aufgabe auf eine möglichst große Öffentlichkeit ankam, warum verbrachte er dann den bei weitem größten Teil seines Lebens in der völligen Verborgenheit des kleinen, stillen Nazareth, in der Übung einer Thätigkeit, die noch niemand berühmt gemacht hat? Warum nicht in Jerusalem, im Brennpunkte der großen jüdischen Welt, im Verkehr mit den maßgebenden Kreisen des Volkes und in Bekleidung eines ehrenvollen und einflußreichen Amtes? Warum setzt er so spät mit seinem Lehrwirken ein? Warum wieder wählt er mit sichtbarer Vorliebe das minderwertige Galiläa zum Schauplatz seiner Reden, Thaten und Wunder? Warum überhaupt das kleine Land Palästina, und nicht, wie es ihm sicher natürlicherweise sein edles, großes, seeleneifriges und menschenliebendes Herz eingab, Griechenland und Rom, wo er die ganze damalige Welt beisammen fand? — dieses um so mehr, als er bei seinem Volke so wenig Eingang, ja so hartnäckiges Entgegenwirken fand, das ihn am Ende, natürlicherweise zu reden, um den Erfolg seiner Sendung brachte? Und doch setzt er amtsmäßig keinen Fuß über die engen Grenzen des Heimatlandes, hat keine Ansprache, kein Wunder für die auswärtige Menschheit. Warum im engeren Rahmen seines Wirkens die Wahl dieser unbedeutenden Männer zum Sendbotentum, dieses ruhelose Wandern von Ort zu Ort, diese Wunder, scheinbar wie gemacht, um seine Feinde zu ärgern und zu verletzen?[1] Warum dieser Umgang mit anrüchigen, aufgegebenen Leuten? Das sind alles Rätsel und Geheimnisse, unlösbar, wenn wir nicht hinauf auf den Willen sehen, welcher vom Himmel aus dieses wunderbare Leben bestimmte und leitete von Ende zu Ende. Von diesem Standpunkte des höheren göttlichen Willens aus wird alles klar, wird alles tugendlich, heilig und erbauend. Der Heiland selbst beruft sich wiederholt auf diese geheime göttliche Richtschnur seines Lebens und rechtfertigt die scheinbaren Widersprüche seines Handelns. Die Er-

[1] Joh. 9, 16. Luk. 13, 14.

füllung dieses göttlichen Willens ist seine Aufgabe, sein Lebensziel, seine Speise, sein Trost, das höchste Gesetz[1], das sein Beginnen bestimmte und seine Schritte lenkte, wie im Großen so im Kleinen. Er unternahm keine Reise, keine Predigt, keine Unterhaltung, ohne dazu vom Willen seines himmlischen Vaters bestimmt zu sein; keinen, den der Vater ihm schickte, wies er zurück[2], nicht einen Nikodemus, nicht eine Samariterin, nicht den Judas, der ihn verraten sollte.

Es ist dieser unverwandte Blick auf den Willen Gottes und die vollkommene Übereinstimmung mit demselben der wahre, innere sittliche Gehalt und die eigentliche Erbauungsmacht in dem Umgang des Heilandes mit den Menschen. Ohne diese höhere Prägung wäre das erhabenste und großartigste Leben und Wirken, das des Gottmenschen nicht ausgenommen, vom sittlichen Standpunkt aus ohne Wert und Währung, nichts anderes als eine große Täuschung und glänzende Unordnung. Wir selbst können nur dem unsere volle Anerkennung zollen, was die Stichprobe mit der Standespflicht, mit dem Gewissen und dem untrüglichen Urteil Gottes aushält. Das ist der Mensch, was er vor Gott ist, und das wiegt ein Menschenleben, was es in der Wagschale Gottes zieht. „Was dem Vater wohlgefällig ist, das thue ich allweg"[3], das ist die majestätische Rechtfertigung des gottmenschlichen Handelns und die erbauende Kraft, die von dem Thun und Lassen Jesu auf alle überging und jetzt noch übergeht.

Ein verwandter erbaulicher Zug in dem Wandel des Heilandes mit den Menschen ist, daß er oft zeitweilig das äußere Wirken unterbrach, um dem Gebete und dem Umgang mit Gott obzuliegen[4]. Der Heiland war innerlich immer mit Gott vereint und in Kraft der hypostatischen Vereinigung und unmittelbaren Anschauung Gottes immer im Gebet vertieft, und niemand brannte von größerer Begierde, Gott zu verherrlichen durch apostolische Arbeit unter den Menschen, als er. Er fühlte sich aber dadurch nicht der Angemessenheit und Pflicht enthoben, Gott im Gebete zu suchen, ja er hätte es für eine Unschicklichkeit gehalten, über dem Umgang mit den Menschen den Verkehr mit Gott zu vernachlässigen. Der Heiland that so, um der Verpflichtung des Gebetes, die ihm als Gottmenschen auch oblag, zu genügen, um durch dieses Mittel für uns bei Gott zu wirken — denn das Gebet ist ein mächtiges Mittel des Heiles, und der

---

[1] Joh. 4, 34; 5, 30; 6, 38; 8, 29. Matth. 11, 26. [2] Joh. 6, 37.
[3] Ebd. 8, 29. [4] Luk. 6, 12; 9, 18.

Heiland sollte uns nicht bloß erlösen durch seine Arbeit und seine Leiden, sondern auch durch sein Mittlergebet —, und endlich um uns hierin ein Beispiel und ein Warner zu sein. Wir sind aus uns nicht so reich, daß wir die Kosten eines ununterbrochenen Verkehrs mit den Menschen ohne eigenen Schaden tragen und der Hilfe des Gebetes entraten können. Unser Gießgefäß hat nur einen engen Hals, zu empfangen, zum Spenden eine Brause mit hundert Öffnungen. Das ist aber keine gute Aussicht auf gedeihlichen Stand unseres geistlichen Haushaltes. Wir müssen uns also der Hilfe des Gebetes versichern. In der Arbeit um den Nächsten sind wir die Gebenden, im Gebete die Empfangenden. Die Welt würde sich, wenn sie uns nicht beten sieht, kaum überzeugen, daß wir im Umgang mit ihr Gott oder ihren Vorteil suchen, sondern vielmehr denken, daß wir uns selbst und unser Genügen im Auge haben. Ob aber das erbauend wirkte?

Eine andere, nicht minder edle und erbauende Eigenschaft des Herrn im Verkehr mit den Menschen war die lauterste Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit. Es lag in seinen Worten, in seiner Handlungsweise und in der ganzen Art, den Nebenmenschen zu nehmen, nichts Zweideutiges, Falsches, nichts Diplomatisches und Politisches. Er sprach ungescheut und offen aus, was er dachte und empfand. Und keines seiner Worte hatte eine doppelte Währung. Er liebt alle aufrichtig, kennt keine selbstsüchtigen Zwecke, sucht den Menschen für das Gute, das er ihm verschaffen will, nicht auf Umwegen zu gewinnen. Er braucht ihn nicht als blindes Werkzeug und hält für sich nie eine Nebenthüre offen. Allen erklärt er unumwunden, wessen sie sich bei ihm zu versehen haben, und hält mit nichts zurück, auch nicht mit dem Schwersten[1]. Verdiente Rügen erteilt er ohne Rückhalt, und er fordert von allen dasselbe und nie soviel, als er selbst thut und leistet[2]. Gerade diese Offenheit ist es, die ihn zum unversöhnlichen Feinde der verschlagenen, heuchlerischen, heimtückischen Pharisäer macht. Er konnte schrecklich sein in seiner Offenheit gegen diese Übelthäter an Wahrheit und Aufrichtigkeit[3]. Sie hat ihn ans Kreuz gebracht. — Es ist sonderbar. Diese Tugend ist so schön, so ehrenwert und so wichtig im Verkehr der Menschen, und doch läßt sie sich oft genug vermissen, selbst, abgesehen von der Falschheit und Unredlichkeit der Welt, nicht selten bei sonst grundguten Menschen

---

[1] Luk. 9, 58; 12, 51. Matth. 10, 21. Joh. 16, 2.
[2] Luk. 9, 23; 14, 26. Matth. 10, 24. Joh. 15, 20.
[3] Matth. 23. Luk. 9, 55; 11, 42 ff. Matth. 16, 23.

und beim redlichsten Streben nach dem Besten. Es ist dies entweder nur ein leidiger Mißverstand oder eine unbewußte Unart und Verknotung in der Naturanlage, jedenfalls aber ist es ein Fehler gegen die Pflichten des gesellschaftlichen Lebens. Der Nebenmensch hat Recht auf Wahrheit und will nicht als blindes Werkzeug gebraucht sein, auch zu seinem Besten. Solche diplomatische Heilige mögen wohl Heilige sein, aber nicht allweg nach der Art des Heilandes, und wenn sie des Vertrauens der Umgebung verlustig gehen, so haben sie es nur dieser unseligen Verrenkung ihres Naturells zuzuschreiben. Aber es braucht zur Behauptung dieser Tugend auch den ganzen Mannesmut und zur Voraussetzung hat sie gänzliche Selbstlosigkeit.

Die zweite Hauptbedingung eines erbaulichen Verkehrs mit den Menschen ist die wahre Uneigennützigkeit und die Überzeugung der Mitmenschen, daß unser Thun und Handeln in keiner Weise von Selbstsucht eingegeben und geleitet sei. Wie erhaben steht in dieser Beziehung das Beispiel des Heilandes da! Was hätte er sich nicht, wenn er gewollt hätte, an persönlichen Vorteilen, an zeitlichen Gütern, an Freuden des Lebens, an Volksgunst durch seinen Umgang sichern können? Und was hat er gewonnen? Die Thatsachen sprechen laut genug. Was haben ihm seine Predigten eingetragen an Geld und Gut? Was die Wunder und Krankenheilungen, wenn sie ihm für Gold und Geld feil gewesen wären? Nichts, nicht ein Fleckchen Land, auf das er sein Haupt hinlegen konnte, nicht so viel Geld, daß er die Tempelsteuer entrichten konnte [1]. Er wollte arm leben und sterben und uns das vollkommenste Beispiel der apostolischen Armut geben. Deshalb war sein Umgang mehrenteils mit armen, geringen Leuten, die ihm nichts Zeitliches bieten konnten. Die Reichen schloß er nicht grundsätzlich von seinem Verkehr aus, suchte sie aber nicht, ließ sich von ihnen suchen, und gerufen, nahm er nichts mit als den Dank, der oft spärlich genug ausfiel. — An zarteren Freuden des Umgangs ist er ebenso arm. Es ist bemerkenswert, wie sparsam sein Umgang mit Frauen ist. Er heilt sie, treibt die Teufel aus ihnen, bedient sich ihrer Dienste zu Zwecken seines Reiches und seiner Apostel und schmeichelt ihnen in keiner Weise [2]. Seine Heimat und seine Verwandten kennt er so gut wie nicht. Ja, wenn er in seinen Belehrungen und Vorschriften an seine Apostel streng, unerbittlich, fast hart ist, so betrifft es gerade die Liebe zu Haus

[1] Matth. 17, 26. [2] Joh. 4, 27. Luk. 10, 41. Mark. 7, 27.

und Hof, zu Fleisch und Blut, in welcher das sinnliche Selbstgenügen so vergnüglich ruht und für alle Entbehrungen des Berufes vollauf Entschädigung findet[1]. — Ebensowenig wollte er als Liebling der Nation, als Prophet nach den Gelüsten des Volkes, als Parteigänger der Tonangebenden, der Großen und Mächtigen, auf den Wellen der Volksgunst sich wiegen und hochgetragen werden. Er war nicht der Messias nach ihrem Erwarten, ja ein Ärgernis für ihre fleischlichen Augen[2], eine Geißel für ihren Nationalstolz, ein unerbittlicher Richter ihrer sittlichen Gebrechen. Und so in allem, wozu die menschliche Eigenliebe und Selbstsucht Anwandlungen empfinden kann. — Non sibi placuit, in nichts hat er sein Selbstgenügen gesucht. Das ist das nachdrucksvolle, majestätische Wort, in welchem der Apostel Paulus die ganze Verkehrsweise seines Herrn mit den Menschen bezeichnet und zusammenfaßt[3]. Er wollte nichts von den Menschen, sondern den Menschen selbst, nicht für sich, sondern für Gott und am Ende für den Menschen selbst. Das ist die erbauliche, göttliche Lehre seines Lebens und Umgangs mit den Menschen, unendlich wichtig für alle, namentlich für die, welche am Heile der Seelen zu arbeiten berufen sind[4]. Diese Uneigennützigkeit giebt Freiheit und Sicherheit, giebt Ansehen, Kraft und Nachdruck. Nichts erbaut mehr, nichts überzeugt mehr als die wahre Selbstlosigkeit. Vor ihr beugt sich alles. Ihre Sprache ist die Sprache des Opfers und der Selbstentäußerung. Ehrfurchtgebietenderes und Majestätischeres giebt es nicht.

2. Die zweite Eigenschaft der Vollkommenheit im Umgang des Heilandes mit den Menschen war die **Nützlichkeit** und die **Wohlthätigkeit**. Die Wohlthätigkeit aber ist nichts als die thätige Nächstenliebe, das Bestreben, dem Nächsten an Leib und Seele zu nützen und Gutes zu thun, die Barmherzigkeit im erhabensten Sinne des Wortes. Kein Leben und kein Wirken war für die Menschen nützlicher und wohlthuender als das des Heilandes. Er erwies Gutes allen Menschen, die sich ihm nahten, und suchte in jeder Art dem Nebenmenschen zu nützen. Er belehrt mit Wort und That, mit Predigt und Beispiel seine Apostel und Gläubigen, Freund und Feind, Empfängliche und Widerstehende, und heilt alle Gebrechen des Leibes und der Seele, hat Wunder für alle Bedürfnisse, selbst für die geringfügigsten Verlegenheiten des Lebens, und ergießt den Segen des Trostes in alle

---

[1] Luk. 9, 59—62; 14, 26—35. [2] Ebd. 7, 23.
[3] Röm. 15, 3. [4] *S. Thom.* Summ. 3, q. 40, a. 3.

Kreise der Bedürftigkeit. Um zu helfen und zu trösten, macht er alles wunderthätig, sein Wort, seine Hand [1], seinen Speichel [2], selbst den Saum seines Gewandes [3]. Es ging Kraft von ihm aus, die alle heilte. — Um aber ein Mann des Wohlthuns zu sein, war er ein Mann der Arbeit, der fortwährenden, angestrengten, aufreibenden Arbeit. Tag und Nacht fanden ihn am Werke, den Menschen Gutes zu thun und sie glücklich zu machen. Um dies sein menschenbeglückendes Wirken auf alle Völker und Zeiten auszudehnen, stiftet er die Kirche, die große Heils- und Beglückungsanstalt der Welt, setzt die Sakramente ein und begründet die Hierarchie der Apostel, die, von seinem Geiste belebt, sein Liebeswirken fortsetzen sollen. Wie schön offenbart sich diese seine menschenliebende Absicht in dem Pastoralunterricht an seine Apostel und Jünger! Alle Kräfte, Gutes zu thun, selbst seine Gnadengaben teilt er ihnen mit, um den Menschen an Leib und Seele wohlzuthun, und wenn sie nichts anderes zu thun vermögen, sollten sie wenigstens den Häusern, die sie betreten, den Friedensgruß nicht versagen [4]. Das war der einzige Luxus, den sich der Heiland hienieden gewährt, unermüdlich mit allen Mitteln zu wirken für das Glück der Menschen. Je näher er seinem Ende kommt, um so mehr drängt ihn sein Herz, diese Liebesmühe zu verdoppeln. „Ich muß die Werke desjenigen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ [5]

Dieses Wohlthun übte der Heiland äußerlich nicht bloß mit Ausdauer und Unermüdlichkeit, sondern auch mit Leichtigkeit, Anmut und heiterer Freude, selbst unter Umständen, die natürlicherweise alle Lust vergällen konnten. Wie oft war er in der Lage, selbst den Unmut und die Ungehaltenheit der Apostel über die Rücksichtslosigkeit, Zudringlichkeit und Ungeschlachtheit der Bittsteller niederhalten zu müssen! [6] — Innerlich aber vollzog er die Werke des Wohlthuns mit wahrer tugendlicher Herzensgüte, nicht aus bloß natürlichem Genügen und Bedürfnis, sondern aus den erhabensten Eingebungen der Tugend. Er that uns so unendlich viel Gutes, weil er Gott liebte und uns in ihm. Er sah in uns seine Mitgeschöpfe, seine Mitbrüder, die Kinder Gottes, die so unnennbar hilfsbedürftig waren, und die er vom Vater den Auftrag hatte, glücklich zu machen. Hell und rein floß dieses Wohlthun aus dem Born seines Gott und Menschen liebenden Herzens.

---

[1] Matth. 8, 3; 20, 34. [2] Joh. 9, 6. [3] Matth. 9, 20.
[4] Ebd. 10, 12 f. Luk. 10, 5. [5] Joh. 9, 4. [6] Matth. 19, 14.

„Er ist gut“ [1], das fühlte das Volk in seiner Nähe und sprach es auch aus. „Er ging dahin, Gutes thuend und alle heilend.“ [2] Wie der Sämann seinen Ackergrund bestellt, mit seiner Hand rechts und links den goldenen Samen ausstreut vom Morgen bis zum Abend und die toten Furchen mit dem Segen des Lebens befruchtet, so der Heiland. Aus seiner Hand fallen die Werke des Wohlthuns ohne Ende auf die trostlosen Gefilde der Erde, bis die Hand im Tode erlahmend sich senkt. Der letzte Auftrag: „Liebet einander, wie ich euch geliebt“ [3], die erhabene und rührende Rechenschaft über das verbrachte Wirken: „Das Werk, das du mir zu verrichten gegeben, habe ich vollbracht“ [4], und der letzte Seufzer seiner sterbenden Lippen: „Es ist vollbracht“ [5], schließen dieses Wirken des Wohlthuns ab. So flammt das Auge der Sonne am Endlauf des Tages mit höherem Licht und Glanz auf. Sie überblickt in der Freude des Herrn das Tagewerk, das sie gefördert, und den Segen des Trostes und des Lebens, den sie der Erde und den Menschenkindern gespendet, und legt ihr Haupt befriedigt in dem Schoß der Abendwolken zur Ruhe.

Daß auch uns ein Ende vergönnt wäre in dem tröstenden Bewußtsein, niemand zu hinterlassen, der uns nicht Gutes zu verdanken hat! Es braucht so wenig, um viel Gutes zu thun. Wir haben, um nichts zu melden von andern Beglückungsgütern, wir haben ein gutes Herz, wir haben gute Worte, wir haben freundliche Blicke, wir haben wohlwollende Gedanken und Wünsche. Ist das nicht eine goldene Schmiede des immerwährenden Wohlthuns? Damit lassen sich schon fast Wunder der Wohlthätigkeit wirken. Was abgeht, ersetzt uns der Reichtum des Gebetes. Der rechte Feind des Wohlthuns ist nicht Armut, sondern Trägheit, Gleichgültigkeit und Selbstsucht, die sich wiegt in einem bewußtlosen, zwecklosen und nutzlosen Dahinleben, dessen Last und Unehre niemand empfindlicher drückt als den unseligen Träger desselben. Ein edles Herz kennt nur einen Gewissensbiß: das Leben zu verlassen, ohne namhaftes Gute gethan zu haben.

3. Der dritte Zug der Vollkommenheit im Verkehr des Heilandes mit den Menschen war die Liebenswürdigkeit.

Es kommt hier vor allem darauf an, zu wissen, worin eigentlich die Liebenswürdigkeit besteht; denn wie jede andere Tugend hat auch sie Doppel-

---

[1] Joh. 7, 12. [2] Apg. 10, 38. [3] Joh. 15, 12.
[4] Ebd. 17, 4. [5] Ebd. 19, 30.

gänger in der Welt. Wahrhaft liebenswürdig ist vor allem der Mensch, der wirklich liebt. Nichts ist liebenswürdiger als die Liebe, und sie allein gewinnt Gegenliebe, aber es muß eine uneigennützige Liebe sein und eine Liebe des Wohlwollens. Eigennutz ist der Meltau der Liebenswürdigkeit, sie stirbt bei einer einzigen Berührung und Offenbarung der Selbstsucht. Also die Liebe ist liebenswürdig, aber eine Liebe, die nicht bloß in innerem Wohlwollen besteht (an der können nur Gott und die Engel Gefallen haben), sondern eine Liebe, die sich äußert und kundgiebt in Mienen, Gebärden, Worten und Werken. Diese Äußerungen der Liebenswürdigkeit bestehen in einem achtungsvollen freundlichen Benehmen, in herzlicher Teilnahme an den Leiden und Freuden des Nächsten, in zarter Rücksicht und Aufmerksamkeit auf seine Bedürfnisse, in Bereitheit und Geneigtheit, denselben abzuhelfen; in einem empfänglichen, geweckten Sinn für alles, was des Menschen ist und was seiner Natur entspricht, dem Verstand, der Phantasie und dem Gemüt; die Liebenswürdigkeit besteht in Geduld mit den Unvollkommenheiten des Nebenmenschen, in Bescheidenheit und Takt beim Befehlen, Loben und Tadeln. Wer auf Liebenswürdigkeit Anspruch macht, muß sich hüten vor Zerstreuung, Launen und Leidenschaft, welche das Kreuz des gesellschaftlichen Lebens sind. Das ist ungefähr der Spiegel der Liebenswürdigkeit. Sie ist, so verstanden und geübt, ziemlich das Ergebnis, der Duft aller Tugenden und ist der Herrschaft über die Menschenherzen gewiß.

So war der Heiland nun im vollkommensten und erhabensten Sinne des Wortes. Er war kein steifer Gesetzgeber, kein trockener Lehrmeister und kein einseitiger Berufs- und Geschäftsmensch. Welch eine einnehmende und herzgewinnende Menschennatur er war, geht vor allem aus seinen Lehrvorträgen hervor. Nicht bloß sein erhabener Geist und seine tiefe Weisheit, welche die einfachste Sprache der Kinder redet, offenbart sich in seiner Lehrweise, sondern auch die Fülle seines Gemütes und die frische Lebendigkeit seiner Phantasie. Der Mann, der da zu uns spricht, steht mitten in seinem Lande, in seinem Volke und in seiner Zeit; seinem offenen Auge entgeht nichts, nicht die geliebte Schönheit seines Heimatlandes, die Blumen seiner Felder, das Leben seiner Tierwelt, die Erscheinungen des Wetterhimmels, die Gebräuche, Sitten und die Bedürfnisse seines Volkes, die Not seiner Zeitlage: alles beobachtet er, alles schlägt an sein Herz, alles gelangt in seinem Wort zur lebendigsten Anschauung. Getragen und ganz eingenommen von der Größe und Dringlichkeit seines Welt-

berufes, hat er doch immer noch Zeit für alles, auch für das Kleinste. Er thut jegliches, als wenn er nichts anderes zu thun hätte, mit der liebenswürdigsten Geduld und Umständlichkeit. Wie herzig giebt er sich mit Kindern ab![1] Wie nachsichtig ist er nicht mit den Gebrechen der Mitmenschen, selbst mit den schlimmsten![2] Wie weiß er zu warten und dem guten Willen Zeit zu lassen![3] Wie bereitwillig ist er in Anerkennung des Guten[4], wie gelind und sanft im Verweisen[5], wie bescheiden im Befehlen![6] Kein Bedürfnis entgeht ihm, selbst die Bitte um das tägliche Brot setzt er in seine Gebetsformel. Allen Proben hielt seine Geduld stand, und es waren ihrer viele, große, von allen Kreisen, die ihn umgaben. Von allen Seiten wird seine Hilfe und Wundermacht angesprochen und wird nicht erschöpft, er bietet sie selbst bescheiden an[7] und macht sie nicht geltend durch Forderung von Dank und Anerkennung. Er besteht nicht auf dem Rechte der Urheberschaft des Lebens bei den Geheilten und Erweckten, und mit unbeschreiblicher Zartheit legt er die Geretteten in die Hand der Mutter und des Vaters[8]. Wie dankbar ist er für die geringste Wohlthat und das kleinste Zeichen des Wohlwollens![9] Wenigstens zweimal vergießt der Gottmensch Thränen aus lauter Mitgefühl, und er schämt sich ihrer nicht[10]. Aber der schönste und liebenswürdigste Beweis seines liebenden, zartfühlenden, gefühlvollen und allen Regungen und Rührungen des Gemütes zugänglichen und offenen Menschenherzens ist die unvergleichlich schöne Abschiedsrede. Alle Reden und Thaten Jesu waren ja Eingebungen der Liebe, die verborgen in seinem Herzen schlug: hier aber wird die Liebe selbst offenbar, hier kommt sie selbst zum Ausbruch; sie redet in Worten und Affekten, wie sie bisher nicht gehört worden. Die Abschiedsrede ist wirklich das Sonnenlied, die große, unwiderlegbare Urkunde der Liebe, der Liebe in Eröffnung ihrer selbst und in der Forderung von Gegenliebe, der Liebe in süßen Trostworten und Verheißungen, der Liebe in dem wunderbar erhabenen Gebet, zu dem sie ihre Hand faltet und den letzten Segen erteilt[11]. Wenn Liebe liebenswürdig macht, wer will es dann leugnen, daß unser Herr liebenswürdig über die Maßen war, der die Seinen lieb hatte, die in der Welt waren, und sie liebte bis zum Ende, bis zum Übermaß![12]

---

[1] Luk. 18, 15 ff. [2] Joh. 8, 10. [3] Mark. 5, 36.
[4] Mark. 5, 34. Matth. 8, 10; 15, 28. [5] Joh. 5, 14; 20, 27.
[6] Luk. 5, 3. [7] Ebd. 7, 13. [8] Ebd. 7, 15; 9, 43.
[9] Ebd. 5, 4. Mark. 14, 9. [10] Joh. 11, 35. Luk. 19, 41.
[11] Joh. 15, 16. 17. [12] Ebd. 13, 1.

III.

Die Schlüsse aus dem Gesagten ergeben sich von selbst.

Wir haben hier vor allem etwas, was wir bewundern und lieben können. Es ist, wie wir im Eingang gesagt, der Verkehr mit den Menschen die sicherste und untrüglichste Offenbarung des Geistes, der inwohnenden Gesinnung des Charakters und der Tugenden eines Menschen. Der Umgang Jesu mit den Menschen nun ist durchaus und in allem das Beispiel der edelsten und vollkommensten Tugend in der liebenswürdigsten Erscheinung. In der That war so ein Mensch, so eine Erscheinung der Tugend wie in Jesus von Nazareth, so wahrhaft menschlich und doch so verschieden und so erhaben über alles auf Erden, noch nicht gesehen worden. Es klingt wie Unbild, im Anblick dieser Erscheinung vergleichshalber nur anzuspielen auf die Weltgewandtheit, Feinfühligkeit der Umgangsformen der Hellenen und auf die starke, männlich thatkräftige, herrschgewaltige Art der Römer; bloß die Reinheit, die Harmonie, die Majestät des ersten Adam in der Herrlichkeit der ursprünglichen Gerechtigkeit könnte hier genannt werden — aber bei unserem Herrn ist das alles ganz anders. Plato hatte recht, wenn er sagte, das Urbild der Tugendschönheit sei dem Menschen noch nicht erschienen. Hier war es wirklich. Diese Verschmelzung und Ergänzung aller Tugendschöne, gekleidet in das Gewand eines gewöhnlichen, aber reinen, wohlthuenden und liebenswürdigen Erdenwandels und Menschenumgangs, ist nicht bloß ein Beweis der Menschheit, sondern auch der wahren Gottheit unseres Herrn. Wenn Gott in Menschengestalt erscheinen und mit den Menschen wandeln wollte, so mußte er so erscheinen und wandeln wie der Heiland, „voll der Gnade und Wahrheit". „Allen Menschen ist erschienen die Güte und Menschenfreundlichkeit unseres Erlösers und Gottes",[1] mit diesen Worten faßt der hl. Paulus das Gesamtbild der Erscheinungsweise Christi in aller Kürze und Wahrheit zusammen. So erweitert sich das liebliche Bild der ewigen Weisheit, die sich nicht bloß lehrend unter die Menschen mischt, sondern ihnen nachgeht, sie aufsucht, ihnen zuvorkommt und wartend an ihrer Schwelle sich niedersetzt; der göttlichen Weisheit, der Urheberin und Ordnerin der physischen und realistischen Ordnung, welche die Könige bildet und die Völker führt; der Weisheit, welche mit Freundlichkeit, Lieblichkeit, ja mit Mütterlichkeit sich des Menschen, ihres Zöglings, Lieblings und Kindes, annimmt

[1] Tit. 2, 11; 3, 4.

und in rührender Herablassung und Sorgfalt ihn schützt und erzieht[1]. Im Heiland und in seinem Umgang mit den Menschen haben sich die Züge dieses Bildes erfüllt. — Hier haben wir auch den Schlüssel zum Verständnis seiner großartigen Erfolge. Gewiß waren sein hoher Geist, seine mächtige Redegewalt, die erstaunliche Wundermacht und die vollständige Übereinstimmung seines Lebens mit seiner Lehre sehr wirksame Mittel, die er zu seiner Aufgabe mitbrachte, und sie genügten zum Überzeugen. Aber zum Gewinnen war die Liebenswürdigkeit seines Charakters und der Zauber seines Umgangs und die Güte seines Herzens eine unvergleichlich höhere Macht. Gott wußte wohl, daß wir das Herz in den Augen und in den Sinnen führen, und deshalb „zog er uns in den Banden Adams" [2] und verstrickte uns in den verlockenden Schlingen seiner Liebe und seines herzgewinnenden Umgangs. Wir lesen ja, wie ein Blick aus seinem hohen und milden Auge aus Weltlingen Apostel, aus Sündern Heilige und aus Widersachern Freunde machte[3].

Wir haben also etwas zum Bewundern und Lieben, wir haben aber auch etwas zum Nachahmen. Das war ja nach dem Apostel die Absicht seines Erscheinens: „Allen Menschen erschien die Güte und Menschenfreundlichkeit unseres Erlösers und Gottes, damit wir gerecht, fromm und nüchtern leben in dieser Welt".[4] Wie erhebend, bessernd, heiligend kann der Anblick eines guten Menschen, ja selbst eines schönen Kunstwerkes auf uns wirken! Hier ist nicht bloß schöne Natur und Kunst, sondern Gnade, hier ist der liebliche Weg zum Himmel, denn er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Was wir hier in blassen Umrissen gezeichnet, ist bloß der Umgang des Herrn mit den Menschen; aber welch eine Aufreihung von Tugenden zeigt er uns, Tugenden, deren Befolgung uns wirklich zu guten, zu nützlichen und heiligen Menschen machen kann! — Wir sind doch einmal in der Welt und unter Menschen und müssen mit Menschen verkehren und durch diesen Verkehr uns heiligen und den Himmel gewinnen. Eine bessere Anleitung und Schulung giebt es nicht als das Leben Jesu unter den Menschen. Die Schule der Welt besorgt gemeinhin bloß äußere Abrichtung und Zucht ohne inneren Tugendgehalt. Wie wohlfeil ist ihr Rezept der Liebenswürdigkeit, deren Lob alle anstreben! Was Anstand, gebildete Lebensart, Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit

[1] Weish. 6, 13 f.; 7, 21 f.; 6, 10; 16, 12. Ekkli. 24.
[2] Os. 11, 4. [3] Mark. 2, 14. Luk. 22, 61. [4] Tit. 2, 12.

nach der Anschauung und der Anleitung der Welt! Da gilt wohl auch das Wort des Heilandes: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht größer ist, gehet ihr nicht ein ins Himmelreich.“ [1] Fähig für den Himmel macht bloß die Schule Christi.

Für alle ist diese Schule, vor allem aber für diejenigen, welche die Vertreter Christi hienieden, die Inhaber seiner Gewalt, die Träger seiner Autorität, die Fortsetzer seines Werkes sind, für diejenigen, welche das Gesandtschaftsamt für Christus bei den Menschen verwalten [2]: die Priester der katholischen Kirche. Im hohen Bewußtsein der Aufgabe muß der Gesandte seinen Herrn nicht bloß durch das Wort der Botschaft, sondern durch die Würde seines Auftretens und seines Lebens darstellen. Bei dem katholischen Priester tritt diese Notwendigkeit um so gebieterischer heran, als er die Botschaft Gottes an die Welt nicht durch Vermittlung und Verabreichung der Schrift, sondern durch das lebendige Wort, durch sein persönliches Erscheinen, durch die Heiligkeit seines Lebens vollziehen soll. Er muß das lebendige Wort, das verkörperte Evangelium Gottes selbst sein. Wenn dem so ist, so folgt der Schluß, daß eigentlich bloß ein gottmenschlicher Anstand, eine göttliche Art und Weise, sich zu geben, dieser hohen Anforderung genügen kann. Eben das nun lehrt die Schule des Umgangs Christi mit den Menschen. Sie ist die Hochschule des priesterlichen Lebens und Wirkens. In ihr und durch sie wird der Priester wirklich der süße Duft Christi [3]: er wird Apostel, weil er Christus verkündigt und predigt; er wird Evangelist, weil er Christus in seinem Wandel unter den Menschen lebendig beschreibt und darstellt.

---

[1] Matth. 5, 20. [2] 2 Kor. 5, 20. [3] Ebd. 2, 15.

M. Meschler S. J.

Die Entwicklung der modernen Morphologie und ihrer mikroskopischen Zweige.

Wie die Grundpfeiler der modernen Systematik auf die bereits von Aristoteles entworfene Einteilung der Tiere sich zurückverfolgen lassen, so war jener große griechische Weltweise auch der erste Morphologe im modernen Sinne, indem er sich mit dem vergleichenden Studium der tierischen Körperformen befaßte. Was Aristoteles in seinem Werke De partibus animalium grundgelegt hatte, wurde von Galenus (131—201 n. Chr.) weitergebaut; denn dessen berühmtes Werk über die Anatomie des Menschen stützt sich hauptsächlich auf Sektionsbefunde an höheren Tieren und ist daher eher eine tierische als eine menschliche Anatomie zu nennen. Als eigentlicher Schöpfer der Anatomie des Menschen gilt Vesalius (1514—1564), welcher menschliche Leichen zergliederte und dadurch viele auf den Tierstudien des Galenus beruhende Irrtümer berichtigte. Die erste allgemeine Anatomie hat den Kalabresen Marco Aurelio Severino (1580—1656) zum Verfasser und erschien 1645 in Nürnberg unter dem Titel: Zootomia Democritaea, id est anatome generalis totius animalium opificii libris quinque distincta. Die „niederen Tiere" sind bei Severino allerdings noch recht stiefmütterlich behandelt; aber auch für sie sollten bald bessere Zeiten kommen, noch vor dem Schlusse des 17. Jahrhunderts. Des Bolognesers Marcello Malpighi Dissertatio epistolica de bombyce (1669) über die Anatomie des Seidenspinners ward bahnbrechend für das anatomische Studium der Insekten, indem sie durch die Entdeckung der Malpighischen Gefäße, des Herzens, des Nervensystems, der Tracheen u. s. w. den Organismus der Kerfe zum erstenmal als ein organisches Meisterwerk enthüllte, dessen kunstvoller Bau demjenigen der höheren Tiere an Vollkommenheit kaum nachsteht und gerade wegen seiner Kleinheit um so bewunderungswürdiger ist. Der Amsterdamer Johann Swammerdam gab in seiner Bijbel der natuure (Biblia naturae) 1737—1738 Aufschlüsse von staunenswerter Genauigkeit über den inneren Bau der Bienen, der Eintagsfliegen, der Schnecken u. s. w. Und wer die meisterhafte anatomische Studie über die Raupe des Weidenbohrers kennt, welche Pieter Lyonet aus Maastricht im Jahre 1760 veröffentlichte, kann ihr seine Anerkennung auch heute nicht versagen, wo wir demselben Gegen-

stande mit viel vollkommeneren Instrumenten und technischen Methoden gegenüberstehen.

Trotz dieser vortrefflichen, eine neue Epoche der Anatomie anbahnenden Leistungen war jedoch die Morphologie immer noch keine systematisch durchgebildete Wissenschaft, sondern nur eine Fülle interessanter Einzelbeschreibungen. Zum Range einer eigenen Wissenschaft wurde sie erst an der Schwelle des 19. Jahrhunderts durch den Franzosen Bichat erhoben, der zum erstenmal den Begriff der Organsysteme und Gewebssysteme einführte. Bichats Traité des membres en général (1800) und desselben Autors Anatomie générale (1801) schufen die vergleichende Anatomie, indem er die tierischen Formbestandteile in Organe und Gewebe und in Systeme von Organen und Geweben schied und dadurch einen festen Anhaltspunkt für die Vergleichung der Formbestandteile bei den verschiedenen Tieren bot. Allerdings war diese Idee Bichats keine völlig neue. Schon Aristoteles, Galenus und Albertus Magnus unterschieden bei den tierischen Formbestandteilen „ungleichartige" und „gleichartige" Teile. Die ungleichartigen sind die einzelnen Organe, die gleichartigen die Gewebe, die in verschiedenen Organen sich wiederfinden können und dieselben zusammensetzen. Der berühmte italienische Anatom Gabriel Anton Fallopius (1523 bis 1562) verfaßte bereits im 16. Jahrhundert eine eigene Abhandlung: Tractatus quinque de partibus similaribus, in der er eine bedeutende Anzahl von Geweben unterschied und beschrieb. 1767 widmete der Franzose Bordeu sogar einer einzigen Gewebsart, dem schleimigen Bindegewebe, eine eigene Schrift unter dem Titel Recherches sur le tissu muqueux ou organe cellulaire. Aber erst durch Bichat wurden durch die „Gewebssysteme" die gleichartigen Gewebe zu einem wissenschaftlichen Ganzen zusammengefaßt und von den Organen und Organsystemen geschieden. Ein Organsystem ist ein Komplex von Organen, die zu derselben Lebensfunktion zusammenwirken, also ein physiologisches Ganzes bilden. Ein Gewebssystem ist ein Komplex von Geweben, welche aus denselben morphologischen Elementen bestehen, also nur ein logisches Ganzes für die vergleichende Morphologie bilden. Zwei Beispiele werden diesen Unterschied klar machen. Das „Verdauungssystem" des Menschen ist ein Organsystem, weil es verschiedene Organe umfaßt, die zu demselben physiologischen Zwecke sich verbinden und aus verschiedenen Gewebsarten gebildet sind: außer den Epithelgeweben wirken noch Bindegewebe und Muskelgewebe an ihrer Zusammensetzung mit. Dagegen ist das „Drüsensystem" des

Menschen ein Gewebssystem, weil es wesentlich gleichartige Gewebe umfaßt, die sämtlich modifizierte Epithelien sind, aber den verschiedensten physiologischen Zwecken dienen können: als Darmdrüsen, Nierendrüsen, Speicheldrüsen, Schweißdrüsen u. s. w. In andern Fällen ist der Unterschied zwischen Organsystem und Gewebssystem nicht so scharf ausgeprägt, wie in den ebengenannten Beispielen. Wenn wir z. B. vom „Nervensystem" des Menschen reden, so bezeichnen wir hiermit zugleich ein Organsystem und ein Gewebssystem; trotzdem bleiben beide Systeme auch hier begrifflich voneinander völlig verschieden [1].

Der größte Nachfolger Bichats als vergleichender Morphologe war George Cuvier, zu Mömpelgard 1769 geboren und an der Karlsakademie zu Stuttgart erzogen. Als Professor der vergleichenden Anatomie an dem Jardin des plantes zu Paris veröffentlichte er zahlreiche bedeutungsvolle Arbeiten. 1812 stellte er zum erstenmal auf Grund einer anatomischen Vergleichung sämtlicher Tiergruppen eine neue Klassifikation des Tierreichs auf, die berühmte Cuviersche Typentheorie. Sie teilt die Tierformen nach vier verschiedenen „Bauplänen" in ebensoviele Hauptzweige (embranchements) ein, für welche später Blainville den Namen „Typen" einführte; diese Typen sind die Wirbeltiere, die Gliedertiere, die Weichtiere und die Strahltiere. Die Bestätigung und Vertiefung der Cuvierschen Typentheorie war dem Esthländer Karl Ernst von Baer (geboren 1792) vorbehalten, dem Schöpfer der vergleichenden Embryologie, dessen „Keimblättertheorie" die Keimesentwicklung der Tiere in ein wissenschaftliches System brachte.

Cuviers Bedeutung für die Entwicklung der modernen Zoologie ist jedoch mit seiner Typentheorie keineswegs erschöpft. Er betrieb auch eifrig das Studium der fossilen Tierformen und gab für den Vergleich derselben mit den noch lebenden Gliedern des zoologischen Systems bestimmte morphologische Grundsätze an; hierdurch ist er der Hauptbegründer der modernen Paläontologie geworden. Die Verdienste, die er für die Begründung der modernen Biologie (im engeren Sinne) sich erworben, indem er das Korrelationsgesetz aufstellte, d. h. den gesetzmäßigen Zusammenhang der Organe eines Tieres untereinander und mit der Lebens-

---

[1] In den zoologischen Lehrbüchern werden mehr die Organsysteme behandelt, in den histologischen die Gewebssysteme; daher nehmen die ersteren auf den letzteren Begriff und die letzteren auf den ersteren oft zu wenig Rücksicht, was doch der Klarheit halber geschehen müßte.

weise und den Existenzbedingungen desselben zum erstenmal wissenschaftlich formulierte, werden wir später noch eigens zu würdigen haben. Jetzt wollen wir die geschichtliche Entwicklung der modernen Anatomie weiter verfolgen.

Das Hauptinstrument, dem dieselbe ihre großartigen Fortschritte zu verdanken hat, ist das Mikroskop. Es war zwar schon seit mehreren Jahrhunderten erfunden; aber erst mit dem neunzehnten beginnt das eigentliche Zeitalter der mikroskopischen Forschung. Verschiedene Nationen streiten sich um die Ehre der Erfindung dieses wissenschaftlich hochbedeutsamen Instruments, welche bereits in das Ende des 16. Jahrhunderts hinaufreicht. Während die Italiener Galilei den Ruhm zuschreiben wollen, das Mikroskop erfunden zu haben, giebt man ihn jetzt meist dem Holländer Zacharias Jansen. Der Name „Mikroskop“ wurde dem neuen Instrumente von Giovanni Faber in Rom 1625 zum erstenmal beigelegt. Der Astronom Francesco Fontana in Neapel vervollkommnete es wesentlich um 1646. Schon Malpighi und Swammerdam bedienten sich des Mikroskops für ihre Forschungen, und der Holländer Anton Leeuwenhoek in Delft (1632—1723), der „Vater der Mikroskopie“, wie Schlater ihn nennt, untersuchte mit seinem Mikroskope die Eier der Biene und ihren Stachel und studierte mit seiner Hilfe noch viele andere Punkte der Insektenanatomie. Mit demselben Zauberglase entdeckte er die Infusionstierchen und lenkte damit den Blick der Forscher auf eine ganz neue Welt von kleinsten Lebewesen, deren Kenntnis Christian Gottfried Ehrenberg in der Mitte des 19. Jahrhunderts so mächtig gefördert hat. Diesem Instrumente verdankte Leeuwenhoek auch seine Entdeckung der roten Blutkörperchen und sah mit ihm zum erstenmal die Querstreifung der Muskulatur, während Hamm die Spermatozoen unter dem Mikroskope entdeckte und dadurch den geheimnisvollen Schlüssel zu dem Rätsel der Vererbungsvorgänge fand, an dessen Lösung die bedeutendsten Biologen der Neuzeit heute noch mit fieberhaftem Eifer arbeiten.

So schritt die mikroskopische Anatomie stetig voran und näherte sich immer mehr den staunenswerten Triumphen, die sie in der modernen Histologie (Gewebelehre) und Cytologie (Zellenlehre) feiern sollte. Aber noch war der Gebrauch des Mikroskops nicht allgemein durchgedrungen. Der Franzose Bichat, den wir oben als den Begründer der vergleichenden Anatomie kennen gelernt haben, bediente sich dieses Instrumentes merkwürdigerweise noch gar nicht, obwohl die Zeituhr bereits 1800 geschlagen

hatte. Daher vermochte er auch die kleinsten Elementarbestandteile der tierischen Gewebe, die Zellen, nicht wahrzunehmen, obwohl andere Forscher vor ihm, die das Mikroskop für ihre Studien verwendeten, dieselben schon längst gesehen hatten.

Wer war der erste Entdecker der Zelle und der Zusammensetzung der organischen Gewebe aus Zellen? In den Pflanzen sind die Zellen viel leichter zu finden, weil sie dort ein viel selbständigeres Dasein führen als in den tierischen Geweben. Daher ist es auch nicht befremdlich, daß die erste Entdeckung der Zelle auf botanischem Gebiete erfolgte. Der Engländer Robert Hooke gab den Zellen ihren Namen auf Grund der Ähnlichkeit, die sie mit den Zellen einer Bienenwabe besitzen; in seiner 1667 erschienenen Micrographia bildete er die Pflanzenzelle zum erstenmal ab. Die Figur zeigt ein Stückchen Flaschenkork, auf dem man Längsreihen von ziemlich scharf umgrenzten schwarzen Flecken, den Zellen, sieht. Da jedoch Hooke mit seiner Erwähnung der Zelle nur die Leistungsfähigkeit seines Mikroskopes zeigen, nicht aber einen Beitrag zur wissenschaftlichen Pflanzenkunde liefern wollte, nennt man gewöhnlich zwei andere Gelehrte, den uns bereits bekannten Italiener Malpighi und den Engländer Nehemiah Grew, als die eigentlichen Entdecker der Zelle; ihre diesbezüglichen Werke erschienen fast gleichzeitig, nur wenige Jahre nach Hookes Micrographia. Neunzig Jahre vergingen, bis Kaspar Friedrich Wolff 1759 mit seinem epochemachenden Werk Theoria generationis auf dem Schauplatze erschien. Zugleich mit neuen Ideen über die Entwicklungsgeschichte bot dieses Buch auch für die Morphologie der Organismen eine wichtige Bereicherung. Aus Wolffs Beschreibungen und Abbildungen geht klar hervor, daß er sowohl in den pflanzlichen wie in den tierischen Geweben die Zellen deutlich gesehen; in ersteren nannte er sie „Bläschen" oder „Zellen", in letzteren dagegen „Kügelchen". Die Ehre, den Zellkern der lebenden Zelle zum erstenmal gefunden und erwähnt zu haben, wird meist dem Welschtiroler Abbé Felice Fontana (1781) zugeschrieben, während andere jene Entdeckung ein Jahrhundert früher datieren und sie dem uns bereits bekannten Holländer Leeuwenhoek zuerkennen wollen.

Als endlich Joseph von Fraunhofer 1807 die ersten achromatischen Linsen konstruiert und dadurch die optische Leistungsfähigkeit des Mikroskops auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit gebracht hatte, konnte die neuere Zellenlehre auf dem Schauplatze erscheinen. Merkwürdigerweise taucht gerade um diese Zeit (1809) durch den Franzosen Mirbel der

Name „Zelle" für die kleinsten Elemente der Organismen wieder auf; lange Zeit war er nämlich durch den von Malpighi eingeführten Ausdruck „Bläschen" (utriculus) verdrängt worden; und so kehrte man an der Schwelle der modernen Cytologie zu jener Bezeichnungsweise zurück, mit der unsere Kenntnis dieser organischen Elementargebilde fast 150 Jahre früher durch Hooke ihren Anfang genommen hatte. Thatsächlich ist ihnen denn auch bis heute der Name Zellen geblieben, obwohl nicht wenige Versuche gemacht worden sind, ihn durch modernere Titel wie Protoblasten (Kölliker), Plastiden (Haeckel) u. s. w. zu ersetzen. Der Name Histologie für die Lehre von den aus Zellen bestehenden organischen Geweben wurde 1819 von Karl Mayer in Bonn zum erstenmal eingeführt, und so war denn die moderne Histologie und Zellenlehre endlich auf die Welt gekommen. Ihre eigentliche Heimat ist Deutschland, und sie ist, wie selbst die Franzosen zugestehen[1], auch in Deutschland aufgewachsen und groß geworden.

Jeder, der ein neueres Lehrbuch der Zoologie oder der Botanik zur Hand genommen, kennt daraus die Namen Schleiden und Schwann. Der Hamburger Matthias Jakob Schleiden (geboren 1804) ward 1838 zum Begründer der modernen Zellenlehre auf botanischem Gebiete. Der Neußer Zoologe Theodor Schwann (geboren 1810) übertrug dieselbe 1839 auf die tierischen Gewebe und vervollkommnete sie so wesentlich, daß man seitdem von einer Schwann-Schleidenschen Zellentheorie spricht. Wie die menschliche Erkenntnis bei allen Gegenständen ihrer Sinneswahrnehmung von außen nach innen, von der Schale zum Kern fortschreitet, so ging es auch mit unserer Kenntnis der Zelle. Die eingetrockneten Wände toter Pflanzenzellen waren vor 250 Jahren das erste, was schon Hooke als „Zelle" gesehen hatte. Und da auch Malpighi sich vorzüglich mit der Pflanzenzelle beschäftigte, die meist viel größer ist und dickere und auffälligere Wände aufweist als die tierische Zelle, so kam man anfangs dazu, die Zellmembran für das Wesen der Zelle selber zu halten. Nach der Malpighischen und Wolffschen Vorstellung ist daher die Zelle im wesentlichen ein leerer Schlauch. Dabei hatte man allerdings das Schneckenhaus mit der Schnecke verwechselt. Schleiden und Schwann blickten mit ihren vollkommeneren Hilfsmitteln schon tiefer: sie fanden, daß jener Schlauch von einem Zellsafte erfüllt sei, und auch der bereits längst

[1] Vgl. z. B. *M. Duval*, Précis d'Histologie (2e éd.) p. 12.

entdeckte Zellkern zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Nach der Schwann-Schleidenschen Auffassung bildet die Zelle ein mit Zellsaft gefülltes Bläschen, in dem ein Zellkern suspendiert ist. Indem man sich später auch dem Studium jüngerer Zellen zuwandte, zeigte sich, daß bei ihnen noch keine eigene Zellwand vorhanden sei: die Membran enthüllte sich als ein zufälliger Bestandteil der Zelle, und so schritt denn die wissenschaftliche Vorstellung vom Wesen der Zelle zu dem durch Franz Leydig (1857)[1] und Max Schultze (1861)[2] begründeten dritten Stadium voran, das im wesentlichen auch heute noch maßgebend ist: die Zelle ist ein lebendes Protoplasmaklümpchen mit einem oder mehreren Kernen. Der Name „Protoplasma" (Urbildungsstoff) für den zähflüssigen Inhalt der Zelle war schon 1848 durch Hugo Mohl eingeführt worden und ist seither ein unentbehrlicher Grundbegriff für die biologische Forschung geblieben. Denselben Zellstoff hatte Dujardin bereits 1835 als „Sarkode" bezeichnet; aber das „Protoplasma" hat ihn verdrängt.

Die Entwicklung der mikroskopischen Gewebs- und Zellenlehre eilte seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Deutschland mit Riesenschritten voran. Die Namen der Forscher, die sich auf diesem Gebiete damals Lorbeeren errungen, würden ein ganzes Register füllen; wir nennen hier nur wenige der hervorragendsten, wie Henle, Gerlach, Reichert, Remak, Leydig und Kölliker. Einen ganz wesentlichen Aufschwung erhielt die mikroskopische Forschung durch ein von der Chemie ihr gemachtes wertvolles Geschenk: durch die modernen Färbungsmethoden. Indem bestimmte Farbstoffe zur Färbung der tierischen und pflanzlichen Gewebe verwandt wurden, trat die Struktur der Gewebe deutlich hervor; ja auch die Struktur der Zelle begann dem Auge des Forschers sich zu

[1] Da man gewöhnlich erst 1859 oder 1861 als Geburtsjahr des dritten Stadiums der Zellenlehre nennt, sei hier folgende Stelle aus Leydigs „Lehrbuch der Histologie des Menschen und der Tiere" (1857) angeführt (S. 9): „Zum morphologischen Begriff einer Zelle gehört eine mehr oder minder weiche Substanz, ursprünglich der Kugelgestalt sich nähernd, die einen zentralen Körper einschließt, welcher Kern (nucleus) heißt." Das ist das Wesen der Zelle nach Leydigs Ansicht 1857; die Membran hielt er schon damals für einen unwesentlichen Bestandteil, indem er fortfährt: „Die Zellsubstanz erhärtet häufig zu einer mehr oder minder selbständigen Grenzschichte oder Membran, und alsdann gliedert sich die Zelle nach den Bezeichnungen der Schule in Membran, Inhalt und Kern."

[2] Über Muskelkörperchen und das, was man eine Zelle zu nennen habe (Archiv f. Anatomie und Physiologie 1861).

entschleiern, indem der Zellkern mit wahrem Heißhunger gewisse Farbstoffe in sich aufnahm, gegen die das Protoplasma der Zelle sich gleichgültig verhielt. In dem Zellkerne selber zeigten sich abermals stärker gefärbte Körnchen oder Stränge oder Kugeln und deuteten an, daß auch der Kern der Zelle kein einfaches, sondern ein zusammengesetztes Gebilde sei. Ebenso erschienen im Protoplasma des Zellleibes dunkler gefärbte Körnchen oder faden- oder netzförmige Bahnen auf hellerem Grunde, die zur Entdeckung des Zellgerüstes führten. Und als man gar erst die in Teilung begriffenen Zellen und Zellkerne mit den modernen Färbungsmethoden behandelte, da enthüllten sich Bilder von wunderbarer Schönheit, die zur Kenntnis der Gesetze der Kernteilung und der Befruchtung die Grundlage boten.

Es ist Gerlachs Verdienst, 1858 zum erstenmal einen Farbstoff, das Karmin, für mikroskopische Zwecke angewandt zu haben. Seitdem vermehrte sich die Zahl und Mannigfaltigkeit der Färbungsmethoden fast bis ins Unendliche. Dem karminsauren Ammoniak Gerlachs folgten Alaunkarmin und Boraxkarmin, Lithionkarmin, Salzsäurekarmin und Alaun-Cochenille. Ein mächtiger Nebenbuhler erstand den Karminfärbungen in dem aus Blauholz (Haematoxylon campechianum) gewonnenen Hämatoxylin, einem ganz vorzüglichen Farbstoff, der in verschiedenen Lösungen und Verbindungen angewandt wird und auch heute noch vortreffliche Dienste leistet in der mikroskopischen Technik. Insbesondere aber haben die Doppelfärbungen, bei denen Hämatoxylin mit Eosin oder mit Kongorot oder mit Safranin kombiniert wird, sich ausgezeichnet bewährt und liefern ebenso schöne wie lehrreiche Bilder. Der Blauholzextrakt ist daher noch nicht aus der Mode gekommen trotz seiner mannigfachen neuen Konkurrenten, die aus Steinkohlentheer bereitet werden und Anilinfarbstoffe heißen. Während die ebenerwähnten Färbungsmethoden, namentlich aber die Hämatoxylinfärbung und ihre Kombinationen, gleichsam Universalmethoden sind, die für fast alle histologischen Zwecke dienen können, giebt es auch noch Spezialmethoden zur Färbung ganz bestimmter Gewebe, insbesondere aber des Nervengewebes. Golgi, Ramón y Cajal und Ranvier gingen dem vorher fixierten und gehärteten Zentralnervensystem mit Lösungen von salpetersaurem Silber, mit Gold-Ameisensäure und mit Gold-Essigsäure zu Leibe und förderten durch diese goldenen und silbernen Schlüssel die mikroskopische Kenntnis der Ganglienzellen und ihrer Ausläufer so mächtig, daß sie zu den Mitschöpfern der 1891 von Waldeyer aus der

Taufe gehobenen Neuronenlehre wurden. Ebenso verdient um dieselbe anatomisch-physiologische Nerventheorie sind Ehrlich, Retzius und andere Forscher, denen es gelang, das Nervensystem des noch lebenden Tieres mit Methylenblau zu färben und dadurch den Verlauf der feinsten Nervenfasern und Nervenendigungen zu verfolgen. Neuerdings ist endlich das Methylgrün namentlich durch Carnoy und seine Löwener cytologische Schule zu einem für die Entwicklung der Biologie bedeutungsvollen Farbstoff geworden, indem es den Kern der noch lebensfrischen Zelle lebhaft färbt und damit seine feinsten Strukturverhältnisse sichtbar macht.

Aber alle diese Färbungsmethoden würden fast unwirksam bleiben, wenn es für den Forscher nicht auch ein Mittel gäbe, die organischen Gewebe, ja selbst ganze Tiere und Pflanzen, in so dünne Schichten zu zerlegen, daß das Licht durch sie hindurchdringen und ihren wunderbaren Bau unter dem Mikroskope sichtbar machen kann: zu der modernen Färbungstechnik mußte daher die moderne Schnitttechnik sich gesellen, um die großartigen Fortschritte der mikroskopischen Anatomie zu ermöglichen. Während erstere ein Geschenk der neueren Chemie ist, bildet letztere ein Geschenk der neueren Mechanik, welche die modernen Mikrotome schuf und sie der Biologie zur Verfügung stellte.

Das Mikrotom ist ein mechanischer Apparat, der ein äußerst scharfes Messer in bestimmter Richtung über das in Paraffin oder Celloidin oder eine ähnliche Einschlußmasse eingebettete Objekt hinführt und zugleich durch eine mit einer Skala versehene drehbare Scheibe die Dicke der einzelnen Schnitte automatisch regelt. Indem bei jeder Drehung der Scheibe um einen bestimmten Winkel das Messer sich z. B. um $^1/_{100}$ mm senkt oder (bei andern Mikrotomen) das Objekt um $^1/_{100}$ mm sich hebt, wird es der geschickten Hand des Forschers ermöglicht, eine ununterbrochene Serie von Schnitten herzustellen, deren jeder $^1/_{100}$ mm dick ist; ebenso kann er auch Schnitte von $^1/_{200}$ mm, $^1/_{300}$ mm, $^1/_{500}$ mm je nach Bedürfnis machen. Am gebräuchlichsten sind gegenwärtig die Schlittenmikrotome von R. Jung in Heidelberg. Bei einem andern, von Professor Hatschek geplanten und von Jensen in Prag ausgeführten Systeme dagegen bewegt sich das Messer nicht, wie bei den Schlittenmikrotomen, auf einer geneigten Ebene ab- und aufwärts, sondern auf einer Horizontalebene hin und her. Mit dem letzteren Mikrotome konnten wir sogar durch das harte Chitinskelett von Käfern und andern Insekten sehr feine und regelmäßige Schnitte verfertigen, bessere als mittels der üblichen Schlittenmikrotome.

Außerdem giebt es auch noch Hebelmikrotome, englische Mikrotome mit Spitzenführung u. s. f. Die Konstruktion dieser kunstreichen Instrumente hat sich in neuester Zeit zu einem eigenen Zweige der Mechanik ausgebildet, über dessen hohe Entwicklung die neuen illustrierten Preisverzeichnisse von Jung und von Walb in Heidelberg, von Reichert in Wien u. s. w. interessante Aufschlüsse liefern.

Wir wollen nun die großen Fortschritte, welche die biologische Forschung infolge der modernen Färbungs- und Schnittmethoden zu verzeichnen hat, durch ein aus unserer eigenen Erfahrung stammendes Beispiel erläutern; unsere Leser werden durch dasselbe aus der grauen Theorie in die rot und blaue Praxis hinübergeführt.

Wir sind gerade mit dem wissenschaftlichen Studium von winzig kleinen, nur 1 bis 2 mm langen, zur Ordnung der Zweiflügler (Diptera) gehörigen Insekten beschäftigt, die einen verhältnismäßig riesigen weißen Hinterleib besitzen und in Termitennestern von Südafrika und Ostindien in den letzten Jahren durch G. D. Haviland, Dr. Hans Brauns und P. J. B. Heim S. J. entdeckt wurden. Statt der gewöhnlichen zwei Flügel normaler Zweiflügler tragen diese kleinen Wesen, die ich unter dem Gattungsnamen Termitoxenia beschrieb[1], eigentümliche Thorakalanhänge, die mit den Flügeln zwar morphologisch gleichwertig (homolog), aber thatsächlich zu ganz andern Zwecken umgebildet sind als die Flügel. Sie dienen nicht zum Fliegen, wozu sie wegen ihrer schmalen, keulenförmigen oder hakenförmigen Gestalt und ihrer hornigen Struktur gänzlich ungeeignet wären, sondern zu einer Reihe von neuen Funktionen, die mit der termitophilen Lebensweise ihrer Besitzer in inniger Verbindung stehen: die Thorakalanhänge von Termitoxenia sind Transportorgane, an denen diese kleinen Gäste von ihren Wirten aufgehoben und umhergetragen werden; es sind Balancierstangen, mittels deren sie sich beim Gehen im Gleichgewicht erhalten, ohne durch den enormen Umfang ihres Leibes in bedrohliches Schwanken zu geraten; es sind Sinnesorgane, die ihren Trägern eine reiche Fülle von Tastempfindungen vermitteln; es sind Exsudatorgane, an denen sie ein flüchtiges Element ihrer Blutflüssigkeit als angenehmes Reizmittel für die Naschhaftigkeit ihrer Wirte ausscheiden; es sind endlich wahrscheinlich überdies supplementäre Atemröhren, die ein lebendiges An-

[1] Termitoxenia, ein neues flügelloses, physogastres Dipterengenus aus Termitennestern. I. Teil (Zeitschr. f. wissenschaftl. Zoologie LXVII, 4. Heft (1900), S. 599—618 u. Taf. XXXIII).

denken an die Tracheenkiemen ihrer ältesten wasserbewohnenden Vorfahren darstellen. Diese kleinen termitophilen Dipteren sind ferner noch ein wahres Magazin von morphologischen, anatomischen, entwicklungsgeschichtlichen und biologischen Anomalien; sie sind wandelnde Ausnahmegesetze in der Insektenwelt. Sie sind nicht bloß Zweiflügler ohne Flügel, sondern auch Fliegen ohne Larven- und Puppenstadium, ja sogar Insekten ohne Männchen und Weibchen!

Um die weitschweifige vollkommene Metamorphose gewöhnlicher Dipteren abzukürzen, legt Termitoxenia verhältnismäßig riesige Eier, aus denen nicht wie sonst bei den Fliegen eine Larve, sondern bereits das vollkommene Insekt, die Imagoform, ausschlüpft, aber noch in „stenogastrem", d. h. dünnleibigem Zustande. Zum Ersatz für den Ausfall der Metamorphose macht nämlich Termitoxenia als Imago noch eine postembryonale Entwicklung durch, indem ihre Fortpflanzungsorgane, insbesondere ihre einröhrigen Eierstöcke, ihr aus guirlandenförmig aneinandergereihten Riesenzellen bestehender Fettkörper, ihr abdominales Muskelsystem und sogar die äußere Haut des Hinterkörpers erst ganz allmählich im Laufe eines langen Wachstumsprozesses ihre endgültige Gestalt annehmen. Jedes dieser Tierchen ist ferner ein vollkommener Hermaphrodit; getrennte männliche und weibliche Individuen giebt es bei Termitoxenia gar nicht. Die jüngsten Imagines haben noch ganz unentwickelte Ovarien, so unentwickelt, wie sie sonst bei Dipterenlarven sich finden. Dagegen sind die männlichen Keimdrüsen und die aus ihnen hervorgehenden Spermatozoenbündel bereits bei den jüngsten Individuen weit fortgeschritten und bilden sich später, wenn die Spermatozoen reif geworden sind, allmählich zurück, während die Eierstöcke wachsen. Wir haben es also hier mit einem sogenannten protandrischen Hermaphroditismus zu thun, mit einem Zwittertum, das zuerst die männlichen, dann die weiblichen Keimdrüsen regelmäßig in demselben Individuum sich entwickeln läßt — ein Unikum in der Insektenbiologie!

Hochinteressant ist es ferner, die Entfaltung der Eierstöcke bei Termitoxenia zu verfolgen. Jedes Ovarium besteht bloß aus einer einzigen Eiröhre — eine Erscheinung, welche die Entwicklungstheoretiker in der Insektenwelt lange vergebens gesucht hatten, bis Grassi sie bei den sehr niedrig stehenden Springschwänzen der Gattung Campodea fand. Diese einzige Eiröhre an jeder Körperseite von Termitoxenia stellt bei den jüngsten Individuen nur eine einzige, langgestreckte „Endkammer" dar, die noch mit indifferenten

kleinen Zellkernen gefüllt ist. Dann beginnt sie sich einzuschnüren und nach und nach eine lange Reihe von „Eibildungsfächern“ anzulegen, die gegen das untere Ende des Ovariums hin immer größer werden. Zugleich scheiden sich allmählich in jeder dieser Kammern oder „Fächer“ die Elemente des Eierstocks in Nährzellen und in eigentliche Eizellen. Das Innere jedes Faches umschließt dann mehrere große Zellen, von denen eine in ihrer Entwicklung den übrigen vorauseilt und zum jungen Ei wird. Zugleich frißt sie ihre Schwesterzellen, die in demselben Fache sich befinden, allmählich auf: es tritt, wissenschaftlich ausgedrückt, eine „Fusion der Eizelle mit den Nährzellen ein“, wobei die Substanz der letzteren immer mehr von der Substanz der ersteren absorbiert wird und in einen Hof von Dotterkügelchen sich verwandelt, der um das Keimbläschen des jungen Eies sich ansammelt. So wächst das Ei wohlgenährt immer weiter, bis es schließlich so groß wird, daß es etwa $^1/_4$ des gesamten Hinterleibsvolumens des erwachsenen Tieres einnimmt. Nun ist Dottermaterial genug aufgespeichert für die ganze Embryonalentwicklung bis zum Imagostadium; nun muß das Ei „hinaus ins feindliche Leben“: es wird befruchtet und durch den Eileiter in die Gesellschaft der Termiteneier abgelegt.

Etwas verschieden von dieser Schilderung, aber noch außergewöhnlicher, gestaltet sich die individuelle Entwicklungsgeschichte bei der Untergattung Termitomyia. Hier wird nämlich das Ei bereits im Leibe des alten Tieres zum Embryo, der daselbst bis zur stenogastren Imagoform heranwächst. Diese Untergattung legt somit keine Eier, sondern bringt lebendige Junge zur Welt. Jene viviparen Insekten sind das würdige Gegenstück zu den eierlegenden Säugetieren, den Ameisenigeln und Schnabeltieren.

Zwischen allen Punkten der so merkwürdigen und von den Verhältnissen bei andern Insekten weit abweichenden Anatomie und Entwicklung von Termitoxenia besteht eine gesetzmäßige Wechselbeziehung (Korrelation): der Umstand, daß nur eine einzige Eiröhre an jedem Ovarium vorhanden ist, ermöglicht die Bildung von wenigen, dafür aber um so größeren und dotterreicheren Eiern; die Größe und der Dotterreichtum der Eier ermöglicht wiederum den Ausfall des Larven- und Puppenstadiums und verkürzt und vereinfacht dadurch den ganzen Entwicklungsgang in einer sehr bequemen Weise, indem aus dem Ei, beziehungsweise aus dem Embryo, bereits die Imago hervorkommen kann. Ebenso ist bei Termitoxenia auch die umständliche Verteilung der Geschlechter auf verschiedene Inidividuen in einer für die Klasse der Insekten geradezu

idealen Form vereinfacht, indem jedes Individuum beide Funktionen erfüllt. Und alle die sonderbaren morphologischen, entwicklungsgeschichtlichen und biologischen Eigentümlichkeiten von Termitoxenia, ihre Physogastrie wie ihre Ametabolie, ihr imaginales Wachstum wie ihr Hermaphroditismus, die Form ihrer Thorakalanhänge wie die Bildung ihrer Mundteile, die einen langen Stechrüssel zum Aussaugen der jungen, saftigen Termitenbrut darstellen, — sie stehen insgesamt in einem innigen Abhängigkeitsverhältnis zur Termitophilie dieser kleinen Dipteren.

Aber woher wissen wir denn dies alles? Hat man denn die Lebensweise dieser Tierchen in Afrika und Indien schon näher beobachtet und ihren Entwicklungsgang in künstlichen Termitennestern jahrelang verfolgt? Nein, nichts von alledem. Die Entdecker der vier bisher bekannten Termitoxenia-Arten stellten bloß fest, daß dieselben stets im Innern der Nester bestimmter Termitenarten leben und bei den Eiern und jungen Larven der Termiten sich aufhalten. Sie setzten die Gäste alsbald mit ihren Wirten in Alkohol und sandten sie mir als Leichen zu. Aber wie ist es dann möglich, über die Entwicklung und die Lebensweise dieser Tiere so bestimmte und fast tollkühn erscheinende Angaben zu machen? Diese verzweifelten Geschöpfe sind ja so klein, daß man mit einer starken Lupe kaum die Einzelheiten ihrer äußeren Gestalt erkennen kann; selbst als Übersichtspräparate unter dem Mikroskop betrachtet sind sie noch so unzugänglich, daß man nicht einmal die Dipterenschwinger deutlich wahrnehmen kann, die hinter den Thorakalanhängen stehen und den Beweis dafür liefern, daß letztere den Flügeln der Dipteren morphologisch entsprechen, nicht aber eine Verwachsung der Flügel mit den Schwingern darstellen. Woher schöpfen wir also die wissenschaftlichen Beweise für unsere obige Schilderung der Anatomie und Entwicklung und Biologie von Termitoxenia? Aus den Ergebnissen der mikroskopischen Färbungs- und Schnittmethoden: die Schnittserien von Termitoxenia liefern uns das Material zum Studium ihrer Anatomie wie ihrer Entwicklungsgeschichte und ihrer Biologie.

Es wurden bisher 43 Individuen der verschiedenen Termitoxenia-Arten sowie der verschiedenen Altersstufen derselben und endlich auch noch eine Anzahl Eier zweier Arten in vollständige Schnittserien durch das Mikrotom verwandelt; zur Färbung wurde meist die Doppelfärbung mit Hämatoxylin (nach Delafield) und Eosin gewählt. Die Gesamtzahl der auf diese Weise angefertigten Schnitte erreicht fast 8000. Jedes zur

mikroskopischen Untersuchung verwendete Individuum bildet eine Serie von 80 bis 200 Einzelschnitten, je nachdem das betreffende Tier in Längs- oder in Querschnitte von $^1/_{100}$ oder $^1/_{200}$ mm Dicke zerlegt worden ist. Jede dieser Schnittserien stellt somit ein Buch von 80 bis 200 Seiten dar, auf denen in ununterbrochenem Zusammenhang die ganze äußere und innere Morphologie des betreffenden Individuums geschrieben steht und unter dem Mikroskope lesbar wird. Vergleicht man nun die Schnittserien der jüngeren und älteren Individuen der Termitoxenia-Arten und ihrer Eier untereinander, so wird aus den einzelnen morphologischen Bänden eine kleine Bibliothek, welche die Entwicklungsgeschichte von Termitoxenia enthält. Da aber fast jeder Punkt der Anatomie und Entwicklung dieser kleinen Wesen auch von hoher Bedeutung für die Lebensweise derselben ist, deshalb bildet jene Bibliothek zugleich noch ein zuverlässiges Auskunftsbureau für die gesamte Biologie von Termitoxenia.

Selbstverständlich ist ein großer Aufwand von Mühe und Zeit erforderlich, nicht bloß zur Herstellung solcher Schnittserien, sondern noch viel mehr zum erfolgreichen Studium derselben. Die morphologischen und biologischen Gesetzmäßigkeiten, die sich hier dem Forschergeiste enthüllen, sind in einer geheimnisvollen Chiffreschrift verfaßt, zu der man den Schlüssel nur durch ein sorgfältiges Studium der anatomischen Litteratur findet. Daher wird es niemand befremden, daß wir auf unsere Termitoxenia-Studie eine jahrelange, mühevolle Arbeit verwenden mußten, zumal das Beweismaterial der mikroskopischen Bilder nicht bloß in Worten ausgedrückt, sondern auch in zahlreichen Zeichnungen oder Photographien auf einer Reihe fein ausgeführter Tafeln dargestellt werden soll[1].

Dem wissenschaftlichen Werte solcher Schnittserien für die biologische Forschung steht die wunderbare Schönheit der einzelnen Schnittbilder würdig zur Seite. Namentlich manche Schnittserien von Termitoxenia Heimi, zu denen uns das Material von P. J. B. Heim S. J., Missionär in Ostindien, sehr gut konserviert geliefert ward, indem die Tierchen in einer Mischung von Alkohol mit Formalin getötet und fixiert wurden, sind durch die Färbung mit Hämatoxylin und Eosin so schön geworden, daß sie die Bewunderung eines jeden Beobachters erregen müssen, selbst eines

[1] Die weitere Veröffentlichung der Arbeit wird in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie" erfolgen. Eine gedrängte Übersicht über die bisherigen Ergebnisse der Termitoxenia-Studie wurde in einem Vortrage auf dem V. internationalen Zoologenkongreß in Berlin (August 1901) gegeben.

Laien, für den die Insekten sonst gleichbedeutend sind mit „Ungeziefer“. Während die protoplasmatischen Teile der Gewebe durch das Eosin vorwiegend rosarot, oder blaßviolett in verschiedenen Farbentönen sich zeigen, sind die Zellkerne, welche hauptsächlich zur Unterscheidung der verschiedenen Gewebsarten dienen, durch das Hämatoxylin heller oder dunkler blau gefärbt; das Gesamtbild aber ist von einer solchen Feinheit der Zeichnung und einer solchen Schönheit der Farben, daß kein Maler es mit all seiner Kunst vollkommen wiederzugeben vermöchte. Die mannigfaltigsten und buntesten Bilder aber zeigen sich an den verschiedenen Stadien der Eientwicklung, in denen auch die geheimnisvollen biologischen Prozesse der Zellteilung und Zellvermehrung und des Zellwachstums — die elementaren Funktionen des Lebens — am regsten sich bethätigen. Vielleicht gelingt es der modernen Mikrophotographie, die mikroskopischen Schnittbilder mit aller ihrer Farbenpracht auf der photographischen Platte unmittelbar festzuhalten. Dieser Fortschritt wäre auch von hoher wissenschaftlicher Bedeutung, weil gerade bestimmte Färbungsnuancen in den Zellkernen und andern Gewebselementen oft die zuverlässigsten histologischen und cytologischen Aufschlüsse zu geben im stande sind.

Ein gelehrter Professor der Theologie, dem wir einige Schnittserien von Termitoxenia zeigten, bemerkte bei ihrem Anblick ganz zutreffend, die mikroskopische Forschung sei durch die modernen Färbungs- und Schnittmethoden zu einer creatio secunda, zu einer zweiten Schöpfung geworden, durch die alle die Herrlichkeiten, welche Gott durch die creatio prima in dem Innern dieser kleinen Wesen verborgen hat, erst offenbar werden.

Fahren wir nach dieser kleinen Digression mit der geschichtlichen Entwicklung der modernen Gewebs- und Zellenlehre fort.

Hand in Hand mit den neueren Färbungs- und Schnittmethoden hat sich noch das Hauptwerkzeug der mikroskopischen Forschung, das Mikroskop selber, immer weiter vervollkommnet. Die von Abbe in Jena durch sorgfältige physikalische Studien erdachten, in Bezug auf ihre Brechungs- und Dispersionsverhältnisse genau berechneten und sodann von der optischen Werkstätte Karl Zeiß in Jena ausgeführten und von andern in- und ausländischen Firmen mehr oder minder glücklich nachgeahmten apochromatischen Objektive und die entsprechenden Kompensationsokulare begründeten ein weiteres Entwicklungsstadium der Mikroskopie. Die Klarheit der Bilder ist, wie wir aus eigener Erfahrung versichern können, bei diesen Linsensystemen im Vergleich zu den bisherigen achromatischen Ob-

jektiven und Huygensschen Okularen eine so vollkommene, daß man selbst bei den stärksten Vergrößerungen (1500—2000fache Linearvergrößerung) noch alle Strukturverhältnisse der Gewebe mit großer Deutlichkeit sieht. Durch diesen Fortschritt der optischen Technik wird es erst begreiflich, wie die moderne Cytologie bis zur Kenntnis des feinsten Baues der ruhenden Zelle wie der Teilungs- und Befruchtungsvorgänge, die in derselben sich abspielen, vordringen und die Gesetzmäßigkeiten dieser wichtigsten Lebenserscheinungen feststellen konnte.

Wir müssen hier übrigens gleich bemerken, daß in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts die Gewebs- und Zellenlehre keineswegs in Deutschland allein gepflegt wurde, wo ihre Wiege gestanden hatte, und wo insbesondere die Zellenforschung durch Schleiden, Schwann, Remak, Leydig und Max Schultze zu einer eigenen Wissenschaft großgezogen worden war. Später finden wir unter den hervorragendsten Forschern auf diesem Gebiete in Deutschland außer den beiden letzterwähnten noch Strasburger, Weismann, Flemming, Bütschli, Henking, Heidenhain, Boveri, Reinke, die Gebrüder Hertwig, Haecker, Erlanger; in Ungarn den Nervenzellenforscher Apáthy; in der Schweiz Fol; in Frankreich Ranvier, Balbiani, Maupas, Kunstler, Guignard, Armand Gautier und Yves Delage; in Belgien van Bambeke, E. van Beneden und namentlich die vortrefflichen Cytologen der katholischen Universität Löwen, Abbé Carnoy und seine Schüler, unter denen besonders G. Gilson und A. van Gehuchten durch bedeutungsvolle Publikationen bekannt sind; in Spanien Ramón y Cajal; in England A. Sedgwick; in Nordamerika Minot und Chittenden; in Japan endlich den Direktor des zoologischen Instituts der kaiserlichen Universität Tokio, Chiyomatsu Ishikawa. Wir dürfen daher wohl sagen, daß alle zivilisierten Nationen der Gegenwart an dem Ausbau der modernen Gewebs- und Zellentheorie sich beteiligt haben.

Damit unsere Leser nicht etwa glauben, die Jesuiten hätten sich als „mittelalterliche Finsterlinge" diesen Fortschritten der Wissenschaft hemmend entgegengestellt, sei hier noch beigefügt, daß der holländische Jesuit H. Bolsius durch eine Reihe vortrefflicher Arbeiten [1] die mikroskopische Anatomie

---

[1] Nouvelles recherches sur la structure des organes segmentaires des Hirudinées, 1890; Les organes ciliés des Hirudinées, 1891; Le sphincter de la Nephridie des Gnathobdellides, 1894; La glande impaire de l'Haementaria officinalis, 1896; Recherches sur l'organe cilié de l'Haementaria officinalis, 1900 (in der Zeitschrift La Cellule erschienen).

der Hirudineen (Blutegel) gefördert hat, durch die er eine Autorität erster Ordnung auf diesem Gebiete wurde. Ein allseitig anerkanntes Musterstück einer modernen morphologisch-biologischen Arbeit bildet auch die Studie des französischen Jesuiten J. Pantel über die Larve von Thrixion halidayanum[1]; ebenso noch die anatomisch-histologische Studie des belgischen Jesuiten Fr. Dierckx über die Analdrüsen der Käfer[2]. Diese Publikationen sind, wie auch die meisten Arbeiten von Carnoy, Gilson, van Gehuchten und Bolsius, in der Zeitschrift La Cellule erschienen, die von dem durch Abbé Carnoy gegründeten cytologischen Institut der katholischen Universität Löwen herausgegeben wird. Diese Zeitschrift ist auch in deutschen Fachkreisen hochangesehen und bildet eine vortreffliche Widerlegung der Fabel von der wissenschaftlichen Inferiorität der Katholiken und insbesondere der romanisch sprechenden Nationen.

In einer folgenden Abhandlung werden wir die Entwicklung der modernen Zellenforschung weiter verfolgen und zusehen, was aus dem einfachen, kernhaltigen Protoplasmaklümpchen unterdessen geworden ist.

E. Wasmann S. J.

Die Moraltheologie und die Kritik ihrer Methode.

Der Artikel in Heft 6, S. 1 ff. dieser Zeitschrift ist, wie zu erwarten stand, nicht ohne Widerspruch geblieben. Zuerst erfolgte dieser von der „Litterarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung" Nr. 29. Sie nimmt, den Ausführungen des genannten Artikels gegenüber, für politische Blätter das Recht in Anspruch, Kritik zu üben an der Behandlung der Moraltheologie, wie dieselbe durchgehends in der katholischen Kirche unter Billigung und Belobung der höchsten kirchlichen Autorität betrieben wird. So wie

[1] Le Thrixion halidayanum Rond. Essai monographique sur les charactères extérieurs, la biologie et l'anatomie d'une larve parasite du groupe des Tachinaires, 1898 (La Cellule T. XV).

[2] Étude comparée des glandes pygidiennes chez les Carabides et les Dytiscides, 1899 (La Cellule T. XVI); Les glandes pygidiennes des Coléoptères. 2d mémoire, 1900 (La Cellule T. XVIII).

es einem politischen Blatte zukomme, wird dort ausgeführt, kirchliche Einrichtungen gegen skandalöse und ehrenrührerische Angriffe zu verteidigen, so müsse es ihm auch zukommen, das öffentlich anzugreifen, was seiner Meinung nach an kirchlichen Dingen verbesserungsbedürftig sei, und somit die ganze Wahrheit zu sagen; sonst mute man der Presse eine Rolle zu, die sie sich nicht gefallen lassen könne.

Diesen Ausführungen vermögen wir nicht in allem beizustimmen. Es dürfte zunächst fraglich sein, ob es sich in unserem Falle darum gehandelt habe, die ganze Wahrheit zu sagen. Der Gelehrte, welcher die Artikel gegen die Kasuistik verfaßte, glaubte allerdings, die Wahrheit zu sagen. Allein andere glaubten anders. Ist es denn von vornherein so ausgemacht, daß wirklich die Wahrheit auf seiten des einen oder einiger Professoren liegt? Dürfte nicht vielmehr in der vorliegenden Frage die Annahme berechtigt sein, es möchte die Wahrheit auf seiten dessen liegen, was mit der Praxis der Kirche und den Aussprüchen der Inhaber der höchsten kirchlichen Autorität übereinstimmt? — Daß die Lobsprüche der Päpste auf den hl. Alfons von Liguori und seine Moraltheologie nicht in allem infallible Aussprüche sind, ist dabei belanglos; ebenso ist es wahr, daß man in einzelnen Punkten von der Ansicht des heiligen Lehrers ohne Bedenken abweichen darf: aber damit ist noch nicht die Bekämpfung der Lehrmethode gerechtfertigt, die in der ganzen Kirche sich längst eingebürgert hat. Wenn dann weiter aus dem Rechte und der Pflicht der katholischen Zeitungen, die kirchlichen Einrichtungen gegen feindliche Angriffe zu verteidigen, auf ein Recht und eine Pflicht freier Kritik eben derselben Einrichtungen geschlossen wird, so meine ich, aus dem Rechte und der Pflicht, jemand zu verteidigen, folge noch nicht das Recht und die Pflicht ihn anzugreifen.

Das dürfte auch auf die Bemerkung der „Wissenschaftl. Beilage zur Germania“ Nr. 31 zu erwidern sein, wenn sie meint, falls es von mir der „Germania“ verübelt werde, sich über den betreffenden Gegenstand zu äußern, dann hätte ich nicht in den „Stimmen aus Maria-Laach“, die doch auch keine theologische Fachzeitschrift seien, einen Gegenartikel veröffentlichen dürfen.

Das ist nicht richtig. Hätte sich die Erörterung des Gegenstandes auf eine Fachzeitschrift beschränkt, so hätten die „Stimmen aus Maria-Laach“ schwerlich an derselben durch einen Gegenartikel teilgenommen, ich hätte, falls ich darüber hätte schreiben wollen, jedenfalls nur eine theo-

logische Fachzeitschrift dazu gewählt. Nachdem jedoch die Erörterung in Form wiederholter Angriffe durch die Zeitungen in die weitesten Kreise getragen war, da waren die „Stimmen“ vollauf berechtigt, an eine Abwehr wenigstens für weitere Kreise zu denken, und ich war ebenso in meinem vollsten Recht, wenn ich diese unabweislich gewordene Abwehr übernahm.

Daß ich aber nicht allein dastehe in der Überzeugung, die erfolgten Angriffe gehörten nicht in eine politische Zeitung noch in eine Beilage derselben, bekundet die weit schärfere Verurteilung der Artikel der „Germania“ und der „Kölnischen Volkszeitung“, welche inzwischen auch von anderer Seite in katholischen Fachzeitschriften erfolgt ist.

Dieselbe Nummer der „Wissenschaftl. Beilage zur Germania“ meint, ich thue großes Unrecht, indem ich schreibe, die Artikel der Germania spitzten sich in der Anklage zu, daß die katholische Kirche in der Behandlung dieser hochwichtigen Disziplin und in der Heranbildung ihrer Priester im Rückstande geblieben sei; von der Kirche sei gar nicht die Rede. Das kann ich nicht gelten lassen. Der Rückstand in der Behandlung der Moraltheologie wird doch formell hervorgehoben und beklagt, und zwar wegen der Behandlung, wie sie seit Jahrhunderten in der katholischen Kirche betrieben wird und — fügen wir hinzu — wie sie von den Päpsten des öfteren mit großem Lobe begrüßt worden ist. Wenn also geklagt wird, daß in der ganzen katholischen Kirche die Behandlung der Moraltheologie im Rückstande sei, so ist das doch wohl dasselbe, als wenn man sagt, die Kirche sei in der Behandlung der Moraltheologie im Rückstande; denn nicht bloß die Moraltheologie nach ihrem Inhalte, sondern auch die Behandlung der Theologie, die zur Heranbildung ihrer Diener in erster Linie dient, ist Sache der Kirche, und zwar Gegenstand ihrer pflichtmäßigen Sorge.

Es wurde in dem Artikel Heft 6, S. 1 ff. dieser Zeitschrift davon Abstand genommen, an den Ausdrücken weitere Kritik zu üben, welche der Universitätslehrer in der „Wissenschaftl. Beilage zur Germania“ und sein Doppelgänger in der „Litterar. Beilage zur Kölnischen Volkszeitung“ bezüglich der Kasuistik gebraucht; es sollte unnötige Schärfe vermieden werden. Die Erwiderung der „Litterar. Beilage der Köln. Volkszeitung“ würde auch jetzt nicht dazu zwingen; auf eine gemäßigte Erwiderung mußte ich gefaßt sein. Allein die weniger gemäßigte Erwiderung in der „Wissenschaftl. Beilage zur Germania“ zwingt mich, näher auf die Art und Weise der

Anklage gegen die Kasuistik einzugehen. Doch auch jetzt sollen uns ein paar Stellen genügen.

In Nr. 18 der „Litterar. Beilage zur Kölnischen Volkszeitung" wird mit hinlänglich deutlichem Hinweis auf die Moraltheologie des hl. Alfons von Liguori behauptet, es herrsche in der Behandlung der Moraltheologie die unrichtige Methode:

Wäre die „richtige Methode ... die herrschende geworden, so hätte der wüsten Polemik im Graßmannschen Stil viel leichter der Boden entzogen werden können" (S. 132).

In der „Wissenschaftl. Beilage zur Germania" Nr. 17 heißt es:

„Es scheint, als ob an der katholischen Moraltheologie die Zeit spurlos vorübergegangen wäre. ... Man gesteht sich unter vier Augen selbst die Rückständigkeit der gegenwärtigen Moralbehandlung und lacht über die Einfälle der Moralisten."

„Das Ansehen der Moraltheologie, dieser hochwichtigen Disziplin, ist bedeutend gesunken." — „Die Moralwissenschaft hat mit der Zeit und ihrem raschen Gange nicht Schritt gehalten und ist hinter den Anforderungen und dringenden Bedürfnissen der Gegenwart zurückgeblieben. ... Der Grund des Zurückbleibens liegt in der Methode."

„Viertens (ist einzuwenden), daß die Kasuistik durch Erläuterung und Anhäufung aller möglichen Fälle aus den dunkelsten Nachtgebieten des menschlichen Lebens unnötiger Weise dem Uneingeweihten und Vorurteilsvollen Stoff zur Beschimpfung der katholischen Kirche und der katholischen Moral bietet. Daß hier, im guten und besten Glauben, ungemein gefehlt wird, steht wohl außer Zweifel, und ich denke, der Fall Graßmann könnte und sollte uns eine gute, beherzigenswerte Lehre geben. ... Es besteht nach der Weisung des Apostels auch die Pflicht, des schwachen Bruders zu schonen und Ärgernisse nach Möglichkeit zu verhüten ... sicherlich darf man bei vielen Lesern der Graßmannschen Broschüre nicht das sogen. scandalum pharisaeorum voraussetzen" (S. 131. 132). — Ebd. Nr. 21 (S. 162): „In der kasuistischen Methode liegt also nach der hier vorgetragenen Auffassung, die heute freilich nur von wenigen, meist jüngeren Moralisten geteilt wird, der tiefste und letzte Grund für die Rückständigkeit der Moraltheologie als Wissenschaft; hier ist der Sitz des Übels."

Die Replik der „Wissenschaftl. Beilage zur Germania" (Nr. 31) behauptet nun, der Vorwurf der Rückständigkeit beziehe sich nur auf die Professoren der Moraltheologie, und frägt: „Sind die Professoren der Moraltheologie ohne weiteres identisch mit der kirchlichen Lehrgewalt?" Darauf antworte ich: Ganz gewiß nicht; ich glaube das sogar sehr deutlich in dem befehdeten Artikel der „Stimmen aus Maria-Laach" gesagt

zu haben. Aber es sind doch nicht auch die Päpste so wenig identisch mit der kirchlichen Lehr- und Regierungsgewalt, daß man sie und ihre Aussprüche beiseite schieben darf. Da bin ich der Meinung, daß deren Aussprüche und Anordnungen, wenn sie als Päpste handeln, auch wenn sie nicht gerade einen mit Unfehlbarkeit umkleideten Ausspruch thun, als kirchliche Anordnungen anzusehen sind. In ihren amtlichen Handlungen sehe ich in ihnen die Kirche repräsentiert. Nun ist es eine unleugbare Thatsache, um nur dies eine hier anzuführen, daß eine Reihe von Päpsten den hl. Alfons von Liguori besonders wegen seiner Moraltheologie hochgefeiert haben. In dem päpstlichen Breve Pius' IX., wodurch dem Heiligen der Titel eines Kirchenlehrers erteilt wird, stehen in erster Linie die Schriften, welche die Moraltheologie und die Bildung des Klerus betreffen, als Grund dieser hohen Ehre angegeben. Sowohl von Pius IX. als auch von Leo XIII. wurde die Moraltheologie des hl. Alfons warm empfohlen, also auch noch für die Gegenwart als passend erachtet. Diese Moraltheologie ist, nach Zeugnis der „Wissenschaftl. Beilage zur Germania" selber, ganz nach kasuistischer Methode verfaßt; ja in ihr fällt der Heilige über die kasuistische Behandlung der Moraltheologie und des Studiums derselben das Urteil dahin, daß nur durch solches Studium der Priester oder Priesterkandidat sich zum Amt eines Beichtvaters tauglich machen könne. Ferner ist es eine unleugbare Thatsache, daß überall in den katholischen Lehranstalten zur Heranbildung der Theologen, unter den Augen und unter Gutheißung der kirchlichen Obern, auch der Päpste, die kasuistische Behandlung der Moraltheologie herrscht.

Stellen wir diesen unleugbaren Thatsachen die Ausdrücke gegenüber, deren sich unser Gegner über die kasuistische Behandlung der katholischen Moraltheologie bedient, dann dürfen wir wohl die Frage stellen: Wird da nur den Professoren die Schuld an der Rückständigkeit vorgeworfen? — Wenn die von den Päpsten auch heute noch als mustergültig erklärte Moraltheologie des hl. Alfons als „ärgernisgebend" bezeichnet wird: trifft diese Anklage nur Professoren der Moraltheologie? Das Zugeständnis, daß der hl. Alfons zu seiner Zeit hätte anders schreiben können oder müssen, als es zu unserer Zeit zulässig sei, nimmt ihn in etwa von der Anklage aus, aber nicht jene, welche ihn auch noch für unsere Zeit empfehlen. — Wenn die kasuistische Methode, die anerkanntermaßen (Wissenschaftl. Beil. Nr. 23, S. 182) im hl. Alfons einen ihrer Hauptvertreter und Erneuerer fand, „der Sitz des Übels" und „der tiefste und

letzte Grund für die Rückständigkeit der Moraltheologie als Wissenschaft" genannt wird: trifft dann dieser Tadel bloß „Professoren", nicht jene kirchliche Autorität, welche die Moraltheologie des hl. Alfons auch für unsere Zeit noch anpreist? Doch genug hiervon.

Die subjektive Gesinnung der Verfasser der Artikel in der „Wissenschaftl. Beilage der Germania" und der „Litterar. Beilage der Kölnischen Volkszeitung" anzugreifen und an ihrer „treuen, kirchlichen Gesinnung Zweifel erwecken" zu wollen, ist mir nicht in den Sinn gekommen. In der „Wissenschaftl. Beilage zur Germania" Nr. 31 heißt es:

„Schon die ersten Zeilen geben den ganzen Ausführungen Lehmkuhls ein seltsames Gepräge und zeigen, daß mit denselben weniger eine Widerlegung gegnerischer Ansichten beabsichtigt ist, als Zweifel zu erwecken an der treuen, kirchlichen Gesinnung derer, die eine andere Moralmethode befürworten, als sie Lehmkuhl befolgt wissen will.... In keinem Worte war, weder in den Ausführungen der ‚Germania' noch in denen der ‚Kölnischen Volkszeitung', auch nur eine Andeutung enthalten, die irgend einer Anklage gegen die Kirche auf Rückständigkeit auch nur von ferne gleichsehen könnte. Bei der Behandlung der Methodenfrage bleibt die Kirche ganz aus dem Spiel; die Beantwortung derselben ist Sache der Moraltheologen, die sie zu verschiedenen Zeiten verschieden beantwortet haben, ohne deshalb den Vorwurf der Unkirchlichkeit befürchten zu müssen. Daß P. Lehmkuhl diese Bedeutung den Gegnern gleich zu Anfang seiner Abhandlung unterschiebt, macht dieselbe entschieden tendenziös."

Daß bei meinem anonymen Gegner „in keinem Worte auch nur eine Andeutung enthalten sei, die irgend einer Anklage gegen die Kirche auf Rückständigkeit gleichsehen könnte", ist oben genug beleuchtet. Daß aber diese Behauptung jetzt bewiesen werden soll durch die andere Behauptung: „Bei der Behandlung der Methodenfrage bleibt die Kirche ganz aus dem Spiel", macht die erste Behauptung nicht richtiger. Wenn der Anonymus in Nr. 31 der Beilage derselbe wie in Nr. 17—23, und Lehrer der Theologie ist, so muß er doch Satz 13 des „Syllabus" kennen, in dem Pius IX. entschieden der Kirche die Entscheidung auch über die Methode in der Theologie beilegt.

Wenn dann mir eine Handlungsweise vorgeworfen wird, die, wenn sie auf Wahrheit beruhte, eine höchst gemeine sein würde, daß ich nämlich dem Gegner etwas unterschiebe, was er nicht sage, und so die Absicht zu erreichen strebe, in ungerechter Weise an der treuen, kirchlichen Gesinnung derer Zweifel zu erregen, die nur andere Meinungen hegten: so muß ich gegen diese ehrenrührerische Anklage laut protestieren, und ich muß be-

dauern, daß die „Germania", welche ich sonst wegen ihrer entschiedenen katholischen Tendenz hochschätze, solch einer Anklage ihre Spalten geöffnet hat, besonders weil ich der Anonymität des Anklägers halber nicht im stande bin, mich mit ihm persönlich auseinanderzusetzen. Auch die Ehre eines aus den Grenzen des Deutschen Reiches vertriebenen Jesuiten ist noch nicht vogelfrei. Der Artikel der „Stimmen aus Maria-Laach" war eine sachliche Erwiderung. Diese dadurch niederschlagen, daß man zur Sache nichts sagt, aber über Verketzerung klagt, heißt jede ernste Diskussion unmöglich machen. Hiermit schließen wir die Bemerkungen gegen unsere katholischen Gegner.

Doch der Artikel der „Stimmen aus Maria-Laach" ist noch von ganz anderer Seite befehdet worden. Kirchenfeindliche Blätter nahmen sofort Notiz von demselben. Durch mehrere Zeitungen dieser Art ging ein und dieselbe Korrespondenz. Sie citiert die betreffenden Stellen des Artikels, in denen gesagt wird, die Behandlung der moraltheologischen Fragen sei nicht Sache des großen Publikums noch Sache der politischen Blätter, und knüpft daran die Bemerkung:

„Für das jesuitische Bestreben, die Menschen in geistiger Abhängigkeit zu erhalten, sind diese Auslassungen überaus charakteristisch."

Dem „Reichsboten" war dieser Schluß der ihm übermittelten Korrespondenz nicht streitbar genug; deshalb giebt er noch ein Anhängsel folgenden Wortlautes:

„Sie selber mischen auch in der Öffentlichkeit ihre Hände in alles; aber ihre geheime Werkstätte soll für jedes fremde Auge und Urteil verschlossen bleiben. Es ist genau wie bei der Parität und Toleranz. Alles für die Römischen und das Gegenteil für den plebs haereticorum."

Blinder Eifer schadet nur. Wir wollen ja gerade für uns „Römische", d. h. für uns Katholiken, keine ungebundene Freiheit in kirchlichen Sachen, wie sie der [!] plebs haereticorum — um den geschmackvollen Ausdruck des „Reichsboten" zu gebrauchen — in allen kirchlichen und religiösen Fragen beansprucht: darum beneiden wir weder den noch die plebs haereticorum. Das katholische Kirchenregiment beruht nicht auf Plebiscit.

Allein das komische Gebaren der kirchenfeindlichen Blätter fordert zu ihrer Widerlegung und Belehrung eine nähere Auseinandersetzung des Verhältnisses der katholischen Tageszeitungen zu kirchlichen Fragen und zur kirchlichen Autorität. Und weil wir die kirchenfeindlichen Ergüsse berücksichtigen müssen, können wir nicht umhin, einiges kurz wenigstens anzudeuten, was dem Katholiken selbstverständlich ist.

Die kirchliche Autorität hat einen ganz andern Ursprung als die politische und staatliche Autorität, tritt ihren Untergebenen daher nach gewisser Richtung in wesentlich anderer Weise entgegen als die letztere. Die politische und staatliche Autorität wurzelt wenigstens im Volke, wenn sie auch nicht vom Volke stammt. Aus dem natürlichen Zusammenschluß der Familien und Gemeinden zu einem Volke quillt sie notwendig hervor, mag nun die Bezeichnung des Trägers der Autorität durch das Volk geschehen oder durch andere Ereignisse von selbst gegeben und für die Folgezeit gefestigt werden. Ganz naturgemäß ist es daher auch, wenn, zumal bei einem gewissen allgemeinen Bildungsgrade, das Volk durch seine Vertreter eine Teilnahme an dieser öffentlichen Autorität und einen gewissen Einfluß auf die höchste Spitze derselben besitzt. Völlig anders ist das in der Kirche. In ihr hat, wie wir anderswo sagten, das demokratische Element keinen Platz. Die kirchliche Gewalt wurzelt in keiner Weise im Volke. Sie ist nicht ein Ergebnis der natürlichen Entwicklung des Menschengeschlechts und seiner sozialen Veranlagung, sondern ganz und gar etwas über die menschliche Natur hinaus von Gott Gegebenes. Die Kirche mit all ihren Einrichtungen, mit all ihren Mitteln und all ihrer Gewalt und Autorität beruht auf dem freiesten göttlichen Willen, die Menschen zur Erreichung ihres letzten Zieles, das Gott unendlich hoch über die Anforderungen der menschlichen Natur gesteckt hat, anzuleiten und zu fördern. Daher besteht die kirchliche Gewalt und Autorität in dem Umfange und in den Trägern, die Christus positiv bestimmt hat. Diese Träger sind nach katholischer Lehre der Episkopat, an seiner Spitze der römische Papst, dem allein die Vollgewalt zusteht und von dem die Teilgewalt der einzelnen Bischöfe herstammt; die übrige Geistlichkeit ist ihnen als Hilfe gegeben, für ein Laienregiment ist gar kein Platz gelassen. Diese Einrichtung und diese Gliederung der Gewalt, wie sie von Christus angeordnet ist, ist heute noch dieselbe, wie sie vor fast neunzehnhundert Jahren bei ihrer Einsetzung war, und wird bleiben bis zum Ende der Zeiten.

Also die Gemeinde, die Laien, das Publikum, das katholische Volk hat in den Dingen, welche der Regierungsgewalt der Kirche unterstehen, gar nichts zu bestimmen, sondern hat sich den Anordnungen der kirchlichen Obern zu fügen. Auch die Geistlichkeit hat nur nach den Weisungen des Episkopats zu handeln, selbst die einzelnen Bischöfe unterstehen der Obergewalt des römischen Papstes in derselben Weise, wie ihr die einfachen Gläubigen unterstehen. Diesbezügliche Anordnungen und Einrichtungen

unterliegen nicht der Kritik des Publikums; es ist nicht angängig, gegen derartige Anordnungen und Gutheißungen der kirchlichen Obern öffentliche Meinung zu machen und auf diese Weise ein anscheinendes Reformbedürfnis zu befriedigen. Diese Unterwürfigkeit unter die gottbestellten kirchlichen Obern, welche Christus selbst unter seine besondere Obhut und Leitung genommen hat, diese Abhängigkeit ist der Ruhm der Katholiken, weil sie von Christus gewollt ist und auf ihr die Hoffnung des ewigen Heils beruht. Wenn daher Andersgläubige den Katholiken wegen dieser Abhängigkeit schmähen, so kann der Katholik sie nur wegen ihrer Unabhängigkeit bemitleiden. Welcher Vernünftige wollte sich übrigens einer solchen Abhängigkeit schämen? In den allerwichtigsten Dingen, die für den Menschen aus sich zu hoch liegen, sollte man nicht abhängig sein dürfen von denen, welche göttlich sichere Hilfe verbürgen und somit glücklich zum Ziele führen können; in den alltäglichen Dingen aber, die wir mit unsern Sinnen greifen, und den weltlichen Geschäften soll jeder sich ohne Tadel der Abhängigkeit von der Gewalt und den zahllosen staatlichen Gesetzen und Verordnungen fügen müssen. Den kirchenfeindlichen Blättern, welche so sehr die geistige „Abhängigkeit" der Katholiken schmähen, möchten wir raten, zuerst ihr Gewissen über ihre eigene geistige Abhängigkeit zu erforschen — die steht jedenfalls tiefer —, dann aber uns die Frage zu beantworten, ob sie auch die Abhängigkeit von der staatlichen Gewalt für schimpflich halten.

Der Gegenstand der kirchlichen Gewalt ist das ganze religiöse Gebiet, die Aufrechthaltung und Ausübung der gottgeoffenbarten Religion und was dazu erforderlich ist.

Selbstverständlich ist die Unterwürfigkeit der Kinder der Kirche da am unbedingtesten, wo die kirchliche Autorität mit dem Vorrechte der Unfehlbarkeit auftritt. Allein auf dieses Gebiet die aufrichtige Unterwerfung beschränken wollen, hieße den Begriff von Autorität verkennen und folgerichtig eine staatliche Autorität in all ihren Teilen für unstatthaft und unmöglich erklären. — Zum Überfluß haben wir in dieser Beziehung eine feierliche Kundgebung der kirchlichen Autorität selber. Bekannt ist das Schreiben des Papstes Pius IX. vom 21. Dezember 1863, welches anläßlich der damaligen Münchener Gelehrtenversammlung erlassen wurde. Darin sagt der Papst wörtlich so:

„Die Gelehrten dieser Versammlung kennen und bekennen ja, daß alle Katholiken bei ihren gelehrten Arbeiten den dogmatischen Entscheidungen der un-

fehlbaren katholischen Kirche im Gewissen Gehorsam schulden. Wir spenden ihnen nun darin das gebührende Lob, daß sie die Wahrheit bekannt haben, die sich als notwendige katholische Glaubenspflicht darstellt; wir wollen aber auch annehmen, daß es nicht ihre Absicht ist, die Pflicht, welcher die katholischen Lehrer und Schriftsteller durchaus unterstehen, auf die Sachen zu beschränken, welche durch das unfehlbare Urteil der Kirche als förmliche Glaubenslehren, die von allen festgehalten werden müssen, erklärt worden sind. Auch zweifeln wir nicht daran, daß sie nicht haben erklären wollen, die völlige Zustimmung zu den geoffenbarten Wahrheiten, welche sie als notwendig anerkennen für den wahren Fortschritt der Wissenschaften und die siegreiche Bekämpfung der Irrtümer, könne vorhanden sein, wenn man bloß den von der Kirche ausdrücklich definierten Dogmen gläubige Zustimmung und Unterwerfung leiste. Würde es sich nämlich auch nur um jene Unterwerfung handeln, welche durch einen Akt göttlichen Glaubens zu leisten ist, so wäre selbst diese nicht auf die ausdrücklichen Glaubensbestimmungen der allgemeinen Konzilien der römischen Päpste und dieses Apostolischen Stuhles zu beschränken, sondern auch auf das auszudehnen, was das gewöhnliche Lehramt der über den ganzen Erdkreis zerstreuten Kirche als göttlich geoffenbarte Wahrheit vorstellt, und was folgerichtig mit allgemeiner und beständiger Übereinstimmung von den katholischen Theologen als zum Glauben gehörig festgehalten wird. Allein wenn es sich um diejenige Unterwerfung handelt, zu der alle Katholiken im Gewissen verpflichtet sind, welche durch Pflege der spekulativen Wissenschaft in ihren Schriften der Kirche neuen Nutzen bringen wollen, so müssen die Mitglieder jener Versammlung es anerkennen, daß es für die katholischen Gelehrten nicht genug ist, die genannten kirchlichen Glaubenssätze anzunehmen und zu verehren, sondern daß sie gehalten sind, sich sowohl den Lehrentscheidungen der päpstlichen Kongregationen zu unterwerfen, als auch jenen Sätzen, welche nach allgemeiner und beständiger Übereinstimmung der Katholiken als theologische Wahrheiten oder als so sichere Schlußfolgerungen gelten, daß die gegenteiligen Ansichten nicht zwar die Bezeichnung ‚Häresie‘, wohl aber eine andere theologische Zensur verdienen.“

Wenn nun selbst bei Lehrmeinungen nicht immer der Ausspruch der höchsten, unfehlbaren Autorität abgewartet werden darf, um die Pflicht gewissenhafter Unterwerfung herbeizuführen, dann ist dies um so mehr der Fall, wo es sich nicht um Lehren handelt, sondern um andere Anordnungen und Einrichtungen, welche der kirchlichen Autorität unterstehen. Zu diesen gehört in hervorragender Weise die Lehrmethode der eigentlich theologischen Wissenschaft. Im Syllabus Nr. 13 wird der Satz geradezu verurteilt:

„Die Methode und die Grundsätze, nach welchen die scholastischen Lehrer der Vorzeit die Theologie ausgebaut haben, entsprechen gar nicht den gegenwärtigen Zeitbedürfnissen noch dem Fortschritte der Wissenschaften.“

In dem eben erwähnten Schreiben hatte Pius IX. dasselbe vor Augen und schrieb darum:

„Durch jene falsche Ansicht wird die Autorität der Kirche selbst in Frage gestellt; denn die Kirche selbst hat nicht bloß so viele Jahrhunderte hindurch es gestattet, daß nach der Methode jener Lehrer und nach ihren Prinzipien in allen katholischen Schulen einmütig die theologische Wissenschaft betrieben wurde, sondern sie hat auch gar oft eben jenen theologischen Lehren das höchste Lob gespendet."

Man sieht also, mit welchem Nachdruck die kirchliche Autorität in theologischen Dingen nicht bloß bezüglich der Lehren, sondern auch bezüglich der Lehrmethode das Recht beansprucht, bestimmend einzugreifen, und daß sie ihre eigene Autorität als angegriffen erachtet, wenn das angegriffen wird, was sie durch langjährige Praxis in den katholischen Schulen stillschweigend gebilligt hat.

Ganz gewiß beschränkt sie ihre Ansprüche nicht auf die Lehre und Lehrweise der Seminarien, wo nach der eigentlichen wissenschaftlichen Bildung die Priesterkandidaten für ihr baldiges Amt praktisch eingeübt werden sollen: als ob etwa die Lehre und Lehrmethode der Theologie an Hochschulen der Kirche entzogen und dem Staate oder den jeweiligen Lehrern freigegeben würde. In den Heilswahrheiten und der göttlichen Offenbarung, mögen sie in Elementarschulen oder Hochschulen oder Seminarien gelehrt werden, hat der Staat gar keinen Beruf, sondern die Kirche, und nur unter ihrer Autorität können die einzelnen Lehrer dieses Lehramtes walten.

Jetzt werden wohl der „Reichsbote" und die im Romhaß gleichgefärbten Blätter es verstehen, daß es nicht eine eben von Jesuiten kultivierte Spezialität ist, wenn es heißt, die Lehrmethode der Theologie sei nicht Sache des großen Publikums, und es gehe nicht an, sie der Beeinflussung durch öffentliche Stimmung zu unterwerfen. Das ist einfachhin katholisch, und insofern, weil die Jesuiten doch auch katholisch sein wollen, jesuitisch. Protestantische, romfeindliche Blätter mögen „die öffentliche Meinung" als das höchste Tribunal in kirchlichen wie in weltlichen Dingen anerkennen, — ein Katholik thut das nie. Dahin geht denn doch auch nicht die Tendenz der katholischen Blätter, denen der Artikel der „Stimmen aus Maria-Laach" in etwa widersprechen zu müssen glaubte. Dahin sie zu drängen, werden auch alle Liebenswürdigkeiten und Unliebenswürdigkeiten des „Reichsboten" und Konsorten nicht im stande sein.

Übrigens kann über jenes von der Kirche beanspruchte Recht niemand sich wundern. Sobald man der Kirche in religiösen Dingen nur das gleiche Recht zuerkennt, wie der staatlichen Autorität in bürgerlichen und weltlichen Dingen, folgt jenes Recht von selber. In völlig freien, privaten Schulen bestimmt der Lehrer den Lehrgegenstand und die Lehrmethode. In staatlichen Schulen thun beides die staatlich damit betrauten Behörden, nur nach ihrem Gutdünken wird dem Lehrer größere oder geringere Freiheit gelassen. In der Regel wird diese Bestimmungsgewalt in sehr ausgedehnter Weise ausgeübt; selbst auf Stundenplan, Jahrespensum, Schulbücher u. s. w. erstreckt sie sich. In kirchlichen oder in den der kirchlichen Oberhoheit unterstehenden Schulen und Disziplinen hat jenes Bestimmungsrecht die Kirche, und zwar ein um so tiefer gegründetes Recht, als wohl die Kirche der einzige Hort der religiösen Wahrheiten und Wissenschaften ist, nicht so der Staat der einzige Hort weltlicher Wissenschaft. Welche Bestimmungen sie machen, welche Beschränkungen sie den einzelnen Lehrern auferlegen will, ist ihrem weisen Ermessen überlassen, und wo die höchste Autorität nichts bestimmt hat, ist zunächst die unmittelbare Autorität maßgebend.

Die Kirche pflegt freilich nicht so kleinlich voranzugehen, wie es häufig durch staatliche Bestimmungen geschieht, zumal nicht die höchste kirchliche Autorität. Sie ist weitherzig und elastisch genug, um sich der Verschiedenheit der Bedürfnisse nach Ort und Zeit anzupassen. Diesbezügliche allgemeine Vorschriften sind durchgehends nur in großen Zügen und weiten Umrissen erlassen. Statt eingehenderer Gesetze gilt langjährige Gewohnheit und ständige Übung. Nur wo Gefahr sich zeigt, daß vom richtigen Wege abgelenkt würde, läßt sich die mahnende Stimme des obersten Hirten vernehmen.

Einige in dieses Gebiet einschlagende Bestimmungen hat das Trienter Konzil getroffen, z. B. über exegetische Vorträge und die Unterweisung in den freien Künsten (Sitz. 5, Kap. 1), über die Weihen der Kleriker und deren erforderliche Bildung (Sitz. 23, Kap. 11 ff.), über die Klerikalseminarien (ebd. Kap. 18). Auch dürfte dahin zu zählen sein der Auftrag zur Abfassung eines Pfarrkatechismus, dessen Ausführung dann zu dem immer noch wertvollen „Römischen Katechismus“ geführt hat. — Bekanntlich hat man sich auch auf dem Vatikanischen Konzil mit dem Gedanken getragen, selbst für den Volkskatechismus und den Volksunterricht in der Religion einen allgemeinen Grundstock für den ganzen katholischen Erdkreis zu schaffen.

Alles das zeigt, daß die Kirche in dem, was Theologie und Religion angeht, sich das Recht beilegt und das Recht stets geübt hat, nicht bloß über die Lehre selbst Entscheidungen zu geben, sondern auch über die Art und Weise der Mitteilung dieser Lehre, des Unterrichts des Volkes sowohl als der Theologen und des Klerus, Anordnungen zu treffen.

Wenn dem aber so ist, und wenn zu der regierenden oder mit Amtsbefugnissen ausgerüsteten Kirche in keiner Weise das große Publikum oder das katholische Volk zählt, dann ist es wohl klar, daß über Lehrweise und Lehrmethode der Theologie das große Publikum nicht zu befinden hat und vor demselben auch nicht Kritik an derselben zu üben ist, daß also derjenige, der dem Publikum solches Recht bestreitet, sich nicht anmaßt, das Volk in unberechtigter geistiger Abhängigkeit zu erhalten, sondern nur das gottgewollte Recht der Kirche klarstellt.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Ausstattung und Einrichtung der Bibliothek Nikolaus' V.

I.

Bei den Aufträgen und Anregungen, welche Nikolaus V. auf litterarischem Gebiete den Gelehrten gab, hatte der Papstmäcen gewiß immerfort die Bibliothek des Vatikans im Auge. Noch unmittelbarer war er bei Ausstattung und Einrichtung der Vaticana zugleich mit seinem Bibliothekar, dem tüchtigen Giovanni Tortello, thätig. Was man darüber aus den Quellen erfahren kann, muß vor allem noch geschildert werden, um ein irgendwie vollständiges Bild von dem Gründer der Vaticana und dieser seiner Neugründung zu erhalten.

Vor Erfindung der Buchdruckerkunst war das Abschreiben der Handschriften die gewöhnlichste Art und Weise, um sich Bücher und ganze Büchersammlungen zu verschaffen. Gerade in jenen Tagen der Büchersucht wuchs die Zahl der Schreiber außerordentlich[1]. Der oft genannte

[1] Vgl. Wattenbach, Das Schriftwesen S. 395 ff.

Vespasiano schuf damals mit ihrer Hilfe ganze Bibliotheken; für Cosimo de' Medici ließ er durch 45 Schreiber in 22 Monaten 200 Bände schreiben. Für die berühmte Büchersammlung des Herzogs Friedrich von Urbino arbeiteten in Urbino selbst wie in Florenz ungefähr 40 Schreiber 14 Jahre lang.

Als Nikolaus ans Ruder kam, waren die kostbarsten Funde lateinischer wie griechischer Klassiker und Kirchenväter bereits gemacht. Zur Mehrung der Vaticana mußte er sich denn vielfach mit Abschriften begnügen. Wohl auch für ihn wurde das die ergiebigste Quelle. Damit hatte er es aber auch in der Hand, die Bibliothek zu gestalten und auszustatten, wie er es wünschte. „An allen wichtigen Stapelplätzen der Litteratur hatte er seine Schreiber, und eine Schar derselben umgab ihn in Rom.“[1] „Er nahm“, so schreibt Vespasiano, „sehr viele Schreiber in seinen Dienst, und zwar die tüchtigsten, die er haben konnte, und ihnen gab er Arbeit in einem fort.“[2] Als die tüchtigsten müssen Nikolaus wohl die Ausländer, besonders Deutsche und Franzosen, erschienen sein, diese zog er seinen Landsleuten vor. Wie teuer ihm aber diese waren, geht schon daraus hervor, daß dieselben gleichsam einen Teil der päpstlichen Familie ausmachten. Als der Papst bei der Pest aus der Stadt Rom nach Fabriano fliehen mußte und sonst nur die notwendigste Begleitung mit sich nahm, durften dennoch, wie Manetti berichtet[3], seine Schreiber nicht fehlen. Er fürchtete, sie sollten ihm wegsterben. Wie seine Kinder und Lieblinge folgten sie ihm und schützte er sie.

Nur schöne Abschriften waren Nikolaus, der ja selbst eine schöne Hand schrieb, genehm. Dabei sorgte er für kostbare Ausstattung, für gutes Pergament und für prächtige Einbände, die das päpstliche Wappen tragen mußten. Von alledem kann man sich heute noch in der Vaticana überzeugen. Wie die Medici und der Herzog von Urbino, so bediente sich besonders Nikolaus V. bei diesen Geschäften des kundigsten Bücherhändlers, seines Freundes Vespasiano aus Florenz. Der Schreiber aber hatte er so viele, nicht bloß in seiner Residenz, sondern auch anderwärts, daß Vespasiano sagen konnte: „Wenige Orte gab es, wo seine Heiligkeit nicht Abschreiber gehabt hätte.“[4]

---

[1] Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums II, 206.

[2] *Vespasiano*, Vite di uomini illustri p. 38. *Muratori*, Rer. ital. script. XXV, 282.

[3] *Muratori* l. c. III_2, 928. [4] Ibid. l. c. XXV, 282.

Es erhellt daraus genugsam, daß er auch hierbei keine Kosten scheute; denn teuer mußten ihm seine Schreiber auch in diesem Sinne sein. Die Bücherpreise jenes Zeitraumes beweisen das.

Beim Anfang des 15. Jahrhunderts kostete ein Andachtsbuch, ein Offizium der Mutter Gottes, ohne Einband 3½ bis 4 Goldgulden, und wurde zu diesem Preise gekauft nicht von Vornehmen, sondern von gut situierten Bürgerfamilien [1]. In der Marciana zu Venedig findet sich aus Bessarions Nachlaß, mit dessen Wappen geschmückt, eine Augustinusausgabe in neun Bänden, von denen jedoch zwei fehlen. Der Schreiber hat im vierten Bande Namen und Jahr verraten: Francesco degli Ugolini fiorentino 1471. Die Buchdruckerkunst hatte schon seit einigen Jahren ihren Einzug in Italien gehalten. 1465 wurden zuerst in Subiaco und dann 1468 von neuem in Rom die Institutiones des Lactantius gedruckt, denen gar bald Werke des hl. Augustinus, Hieronymus und Ciceros folgten zugleich mit der Heiligen Schrift. In Florenz erschien 1471 als erster Druck der Kommentar zu Virgils Bucolica von Servius [2]. Dennoch mußte der griechische Kardinal dem Buchhändler Vespasiano für acht von jenen neun Bänden 1472 nicht weniger als 487 Golddukaten zahlen. Bessarion hatte Lorenzo de' Medici angewiesen, durch seine Bank in Florenz Vespasiano das Geld auszuhändigen, und in dem Briefe an Lorenzo ist der Kardinal mit „der Kostenberechnung völlig einverstanden und zufrieden" [3]. Poggio kaufte eine Bibel, die nicht einmal vollständig war — es fehlten die Psalmen —, für 25, und einen Lactantius für 10 Goldgulden; er ließ sich aber vom Markgrafen Lionello von Este für Briefe des hl. Hieronymus in zwei Bänden etwas unverschämt 100 Goldgulden zahlen. Als Piero de' Medici einen „Cornelius Celsus" für 20 Goldgulden erstand, fand Manetti den Preis zwar hoch, aber bei der guten und schönen Handschrift nicht zu hoch.

Die Humanistenhäupter schrieben wohl selbst einzelne klassische Werke ab, wenn auch wohl zunächst zum eigenen Bedarf. Poggio hatte für sich selbst einen Livius schön geschrieben und überließ denselben für 120 Zecchinen dem Dichter Beccadelli. Um die Schuld abzutragen, mußte dieser eine Villa veräußern, während sich jener für das Sümmchen bei Florenz ein Grundstück kaufte. Filelfo hatte sich eine Ilias von Theodorus von

[1] Cfr. *Reumont,* Lorenzo de' Medici I, 532.

[2] Vgl. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom VII (3. Aufl.), 513 ff. 520 ff.

[3] *Reumont* l. c. I, 583 not. 3.

Gaza um schweres Geld schreiben lassen. Er schätzte sie aber auch so hoch, daß selbst ein Bessarion sie um keinen Preis der Welt von ihm erlangen konnte. Derselbe Theodorus hatte ihm Homers Batrachomyomachie geschrieben. Er verewigte das durch die Hexameter, die er in das Buch eintrug:

Τοῦτον ἀνὴρ Γαζῆς λόγιός τε φίλος τε Φιλέλφῳ
Φραγκίσκῳ μοι καλὸν Θεόδωρος γράψεν Ὅμηρον.

Gazas Sohn Theodor, Freund mir, ein lieber, ein weiser,
Schrieb diesen Prachthomer für mich, den Franziskus Filelfus.

Teuer wie ihr Liebstes war den damaligen Gelehrten solch ein Buch. Es hat denn auch eine italienische Handschrift jenes 15. Jahrhunderts die Inschrift:

O tu che col mio libro ti trastulli:
Rendimel presto e guardal da' fanciulli.

Freilich auch in andern Zeiten und in andern Ländern waren derartige Handschriften nicht billig. „Den Textus S. Ceaddae, eine der ältesten irischen Prachthandschriften, kaufte, man weiß nicht wann, ein frommer Mann für sein bestes Pferd und schenkte ihn an die Kirche zu Landaff." „Ein Priester von Benediktbeuren erhielt 1074 vom Grafen Udalrich von Bozen für ein Meßbuch einen Weinberg." In Salzburg kaufte „der Pfarrer und Kammermeister Peter Grillinger eine große, schönverzierte Bibel für 300 Gulden und schenkte sie 1435 dem Domkapitel." [1]

So ein einziger fein geschriebener Codex galt als ein wahrer Schatz und machte ein kleines Kapital aus. Wie zu andern Zeiten in niedliche Landhäuser und prächtige Pferde, so steckten damals die Fürsten ihre Schätze und ihr Gold in Prachtbände und Bibliotheken. Konnte doch ein einziges Buch mit Miniaturen und Illuminationen einem Landhaus an Wert gleichkommen. Selbst Frauen fanden ihre Freude an solchen Luxusgegenständen. Der Podestà von Florenz, Cristoforo degli Amerighi von Pesaro, schenkte um das Jahr 1457 seiner Frau Maria eine in jenen Tagen zu Florenz auf dem feinsten Pergament geschriebene Divina Commedia. Die Schrift ist so fein und ebenmäßig, daß der Beschauer nur schwer glaubt, eine Handschrift vor sich zu haben; das ganze Buch ist so kostbar, daß es in der Nationalbibliothek zu Florenz, wo es aufbewahrt

---

[1] Wattenbach a. a. O. S. 304. 458. 459. 399.

wird, heute noch von Kennern als eine ganz einzige Kunst- und Wertsache angestaunt wird. Obschon sich der Typendruck bereits seit einem Vierteljahrhundert in Florenz eingebürgert hatte, nahm doch die Wertschätzung neuer, feingearbeiteter Handschriften eher zu als ab. Ein interessantes Dokument in dieser Beziehung ist die Schilderung der Bibliothek von Urbino, welche Vespasiano da Bisticci im Leben des Herzogs Federigo[1] giebt: „In dieser Bibliothek," so schreibt er, „sind alle Bände von untadelhafter Schönheit, mit der Hand geschrieben, mit zierlichen Miniaturen, sämtlich auf Pergament. Kein gedrucktes Buch findet sich darunter: der Herzog würde sich dessen geschämt haben."

Bei Nikolaus' V. Tendenzen läßt es sich leicht verstehen, wie jedes neugeschriebene Buch für ihn ein freudiges Ereignis darstellte, wie er selbst und mit ihm sein gleichgesinnter Bibliothekar Tortello, nicht geizend mit dem Lohn, die Schreiber zu immer neuen Handschriften anspornte. Die Vaticana hatte den Nutzen davon und verkündet heute noch mit manchem Prachtexemplar dieses Lob ihres Gründers. Erwähnt seien beispielshalber die Codd. Vatic. n. 501 und n. 1801. Der letztere Codex enthält die Thukydidesübersetzung des Laurentius Valla, der erstere wurde auch für Nikolaus ausgeführt und umschließt mehrere Traktate des hl. Augustinus. Im Kataloge wird derselbe in folgender Weise beschrieben: „Item ein großer Band, in dem Augustinus contra Iulianum Pelagiane heresis defensorem in 6 libros. Item contra epistolam Pelagianorum libri 4^{or} ad Bonifacium Epm urbis Rome, liber de nupciis et concupiscenciis, item . . . auch dieser Band in dunklem Sammet mit vier Silberspangen zum Verschluß, mit vergoldeten Platten und dem Wappen Nikolaus' V." Das Wappen des Papstes befindet sich auch auf der ersten Seite des prachtvollen Codex, der im ganzen 305 Folioblätter zählt. Dasselbe hat die Umschrift: Nicolaus papa quintus millesimo CCCCLII. Die letzte Seite nennt den Schreiber des Buches: Bartholomeus de Medemblic scripsit. Die Initialen der einzelnen Traktate sind mit großem Luxus und durchgängig mit ebensoviel Kunst ausgeführt[2].

Vallas Buch beschreibt der Katalog mit den Worten: „Item ein anderer Prachtband in großem Format aus Pergament mit 4 vergoldeten

---

[1] Ed. *Mai* p. 129.

[2] *Müntz-Fabre*, La bibliothèque du Vatican au XV. siècle p. 57.

Silberschließen in dunkelfarbenem Sammet gebunden; es ist betitelt: Laurentius Vallensis Tuchididis hystoria." [1]

Wertvolle Handschriften aus Nikolaus' V. Bibliothek verkünden auch heute noch zu Paris und Florenz das Lob ihres ersten Besitzers. Die Laurentiana hat die Übersetzung des aristotelischen Werkes De animalibus von Georgios Trapezuntios. Das Titelblatt ist überreich mit Gold ornamentiert und führt das Wappen Nikolaus' V. Die Pariser Nationalbibliothek erwarb noch im Jahre 1878 einen Codex, der aus der Vaticana Nikolaus' V. stammt. Er enthält des Arrianos Beschreibung der Feldzüge Alexanders des Großen nach der Übersetzung des Pier Paolo Vergerio [2]. Delisle [3] beschreibt das Buch: „Ein Pergamentband von 162 Blättern. Schöne Rundschrift des 15. Jahrhunderts. Der Kopist hat seinen Namen unten auf dem letzten Blatt verewigt: Jacobus Cassemhem scripsit. Große gemalte Initiale, elegante Ornamentik am Rand mehrerer Blätter. Unten auf der ersten Seite ein Wappenschild mit 6 Gold- und Blaufeldern, das von zwei Engeln gehalten wird. Die Engel blasen in Trompeten, die mit rosafarbenen Bändern geschmückt sind: auf dem ersten Band steht der Buchstabe N, auf dem zweiten die Ziffer V, das Zeichen Nikolaus' V. In der Mitte der gemalten Randverzierung der Rückseite des Blattes 42 sieht man einen Engel, der an einem Band das Wappen Nikolaus' V. hält: Die beiden Silberschlüssel in Kreuzform auf rotem Grund, gekrönt von der Tiara. Originaleinband von braunem Leder mit Ornamentik à froid nach italienischer Art."

Nikolaus gab viel auf kunstvollen Schmuck und prächtigen Einband. Und wenn es auch unrichtig ist, was Burckhardt sagt, daß alle Bücher der Vaticana in karmesinrotem Sammet gebunden und mit silbernen Beschlägen versehen waren, so hatten doch manche solche oder noch kostbarere Einbände mit dem Wappen des Papstes, mit vier künstlich gearbeiteten Beschlägen von Email- oder Silber- und Goldarbeit. Andere Handschriften waren in Seide gebunden oder in Leder von verschiedenen Farben, wieder andere in Pergament. Die Übertragungen aus dem Griechischen, wie die homerischen Übersetzungen, Poggios Cyropädie, Vallas eben geschilderter Thukydides, zumal jene 56 Handschriften, die als Nikolaus Lieblingscodices

---

[1] *Müntz-Fabre* l. c. p. 79.

[2] Über das merkwürdige Schicksal dieser Übersetzung vgl. Voigt a. a. O. II, 176 f.

[3] Mélanges de paléographie et de bibliographie (1880) p. 156 s.

auf seinem Schlafzimmer Platz gefunden, zeichneten sich vor allen aus durch kunstvolle Schrift und kostbaren Einband. Der Papst wollte sie um sich haben wie seine beste Habe, gleich seinen liebsten Freunden.

Es fehlte all den Schätzen nur noch der entsprechende Bibliothekssaal. Aber auch der war schon im Plane vorhanden. Manetti giebt eine ausführliche Beschreibung von den gewaltigen Bauplänen des Papstes auf dem Mons Vaticanus. Dort schildert er auch schon die zukünftige Bibliothek, die er ingens et ampla nennt, transversalibus utrimque fenestris, die an schönster Stelle belegen, von ewig sprudelnden Springquellen umgeben sein sollte [1].

II.

Großartiger noch als das, was Nikolaus für die Bibliothek in seiner nur achtjährigen Regierungszeit gethan, waren in der That die Pläne für die Zukunft. Da versteht man das Wort Vespasianos: „Es wäre etwas Wunderbares geworden." In dem einen Bibliotheksraume hätte Nikolaus V. mit seiner Doppelleidenschaft des bibliophilen Bauherrn für alle Zeiten sich das herrlichste Denkmal gesetzt; er hätte zugleich Sixtus IV. wie Sixtus V. ihren späteren Ruhm vorweggenommen. Nikolaus V. ist vor der Zeit gestorben, und wir wissen nicht einmal wo, in welchem Teile des Vatikans die Bücherei sich befand. Nach dem Hinscheiden des Papstes fanden sich in seinem Schlafgemach 56 der kostbarsten Bände, es waren fast samt und sonders lateinische und griechische Klassiker, nur Justinus, Lactantius und Eusebius gehörten dazu. Die Hauptmasse der Bücher, wenigstens der lateinischen, wurde in acht großen Schränken aufbewahrt in einem Zimmer mit einem Fenster, und also geordnet, daß sechs Schränke zur Rechten, zwei zur Linken des Fensters aufgestellt waren. Diese Einzelheiten erhellen aus dem Kataloge, der nach Nikolaus' V. Tode angefertigt wurde. Ob sich die griechischen Bücher, deren Katalog wir freilich auch noch besitzen, ebenfalls in Schränken fanden in demselben Zimmer oder anderswo, vermögen wir nicht zu sagen. Wir müssen schon froh sein, daß uns durch die Kataloge wenigstens irgend ein Einblick in die Ordnung, Einrichtung, Zahl und Aufstellung der Vaticana vergönnt ist.

Aus den Katalogen ersieht man alsbald, daß, wie nicht anders zu erwarten, der Bücher- und Bibliothekskanon des Magister Tommaso da Sarzana auch hier zur Anwendung gekommen ist.

---

[1] *Muratori* l. c. III $_2$, 933.

Da enthält der erste Schrank rechts vom Fenster Bibel und Exegese. Es sind vollständige Bibeln und einzelne Bücher der Heiligen Schrift mit oder ohne Kommentar, daneben eine ganze Reihe von Kommentaren zu den verschiedenen Teilen der Schrift. Im ganzen zählt dieser Schrank 103 Nummern: darunter sind, was Einband und Ausstattung angeht, wahre Kostbarkeiten, die wenigstens teilweise heute noch in der Vaticana Bewunderung erregen. Die Angaben über Inhalt der Bücher und ihre Verfasser sind im Katalog sehr unvollständig und kompendiös, so daß wir von den Bibelkommentatoren, deren Werke hier einen Ehrenplatz gefunden, kaum etwas sagen können. Nikolaus von Lyra scheint jedoch auch hier hervorzutreten. An vierter und fünfter Stelle in diesem Armarium stehen zwei Kostbarkeiten, welche der Herzog von Berry von Robertus de Gebennis, dem Gegenpapst Klemens VII., erhielt und aus dessen Bibliothek dann schließlich in die Vaticana kamen; sie finden sich in der heutigen vatikanischen Bibliothek Cod. Vatic. Lat. n. 50[1] und 51. Im Kataloge der Bücher Nikolaus' V. aus dem Jahre 1455 aber werden sie wie folgt beschrieben: „Item zwei große Bände in Folio (forme regalis). Der erste Band, der eine Bibel enthält, hebt an mit dem Prolog ‚frater Ambrosius' und geht bis zum Prolog zum Propheten Isaias exklusiv. Und in diesem Bande findet sich auch die Glosse Nikolaus' von Lyra, am Rande nach Art der Dekretalen. Das Titelbild führt in der Initiale das Bild des hl. Hieronymus mit dem Löwen; außerdem hat es den von der Tiara gekrönten Wappenschild des Königs von Frankreich in fünf Gold- und vier Blaufeldern, rechts und links davon das Wappen des Herzogs von Berry. Die Decke ist aus himmelblauer Seide und mit vier vergoldeten Silberschließen versehen, die das Lilienwappen tragen. Schluß des liber ecclesiasticus und des ersten Bibelbandes."

„Item der zweite Band, in dem der zweite Bibelband, anhebend mit dem Prolog zum Propheten Isaias: Nemo cum prophetās etc. Das Titelblatt hat in der Initiale das Bild des Isaias, außerdem Löwe, Stier, Engel, Adler nebst den Wappen gleich dem ersten Bande, bloß mit dem Unterschied, daß hier Engel die Tiara von gleicher Größe und Form halten, und im ersten Wappenschild halten die Engel die Schlüssel in der Hand und darüber die Tiara. Auch hier die Glosse des Nikolaus von Lyra wie im ersten Bande. Das Buch schließt: gratia dñi nri

[1] Nach *Fabre* l. c. p. 27, n. 45.

Ihesu Xri. Die Einbanddecke ist von roter Seide mit verschiedenfarbigen Rosen und hat vergoldete Silberschließen, die denen des ersten Bandes gleich sind."

Der zweite Schrank auf derselben Seite birgt Patrologie: Augustinus ist mit mehr denn 50 Bänden vertreten, darunter manche Prachtbände; eine Handschrift von De civitate Dei, mit dem Wappen Nikolaus' V. geschmückt, stammt aus dem 10. Jahrhundert, es ist der Cod. Vatic. n. 435. Vereinzelte kleinere Werke anderer Väter, wie der hll. Hilarius, Gregor von Nazianz, Johannes Chrysostomus und Hieronymus, finden sich dabei. Nach Augustinus folgt dann Hieronymus eigens mit etwa 13 Bänden: die Briefe des Heiligen sind in mehreren verschiedenen Ausgaben vorhanden, aber auch hier werden noch einige Werke anderer Väter, wie Augustinus' und Ambrosius', mit aufgeführt. Von Gregor dem Großen und von Ambrosius zählen wir je acht oder neun Nummern, und damit schließt der zweite Schrank, der im ganzen etwas mehr als 90 Bände faßt.

Unmittelbar darauf beginnt mit Thomas die scholastische Theologie im dritten Schrank, der 61 Bände enthält, wovon etwa 50 auf den Aquinaten allein, 5 auf Albertus Magnus, 6 andere auf verschiedene Scholastiker, wie Henricus Gandavensis, kommen. Auch der folgende vierte Schrank gehört ganz der scholastischen Theologie an. Es sind 80 Bände, welche die verschiedensten Verfasser haben, wie Henricus Gandavensis, Petrus Lombardus, Durandus, Gregorius von Rimini, Petrus Aureolus, Ägidius Colonna, Alexander von Hales, Bonaventura mit mehreren Nummern, Duns Scotus und viele andere.

Der fünfte Schrank bietet mit seinen 150 Bänden ein buntes Gemisch von scholastischer Theologie, kanonischem Recht, Profan- und Kirchengeschichte; dazu kommen hier schon verschiedene Klassiker und Übersetzungen aus dem Griechischen, wie z. B. die Thukydidesübersetzung von Valla, eine ganze Reihe von Heiligenleben und asketischen Büchern, wenige Moralwerke und schließlich vereinzelt ein philosophisches Buch. Auch der sechste und letzte Schrank auf dieser Seite enthält Varia neben der Theologie und zumal dem kanonischen Recht, das hier sehr gut und reich vertreten ist, wenige medizinische Schriften und vereinzelte asketische Sachen, worauf noch mehrere lateinische und griechische Kirchenväter, letztere in der Übersetzung, folgen. Hier steht neben der Zither des geistlichen Trostes von Fr. Heinrich Kalteisen der Liber censuum des Cencius in violettem Sammet gebunden mit vier vergoldeten Silberschließen. Der Kardinal

Pierre de Foix hatte das Buch bei der Abdankung des Gegenpapstes Klemens VIII. von Peniscola heimgebracht. Aber der schöne Einband stach so sehr in die Augen, daß man nach einigen Jahren schon dasselbe Buch im Katalog vermerkt sine postibus. Die Gesamtzahl der Codices dieses Schrankes beträgt 84.

Der nunmehr folgende ist der erste Schrank auf der linken Seite des Fensters und faßt nicht bloß beinahe 150 Codices, sondern gerade hier in den beiden Schränken auf der linken Seite finden sich so recht die bevorzugten Bücher des humanistischen Papstes. Zunächst stehen dort die Philosophen, wie Aristoteles, auch arabische, wie Averroes und Avicenna, Albertus Magnus mit einigen Nummern; dann folgt Astronomie, Mathematik, Grammatik, wobei natürlich die Araber und Griechen hauptsächlich vertreten sind. Zum guten Schluß kommen in diesem ersten Schrank alsdann die lateinischen Klassiker sowie die Übertragungen von griechischen. Die Klassiker setzen sich noch fort im folgenden zweiten Schrank, der rund 70 Bände umschließt, aber wiederum recht bunt gemischt. Hauptsächlich enthält er neben den Klassikern Werke von Kirchenvätern, zumal griechischen, in der Übersetzung und ganz zuletzt wenige Predigtwerke und einzelne Sachen von Raymundus Lullus.

Damit schließt die lateinische Büchersammlung ab. Der Katalog allein zählt für sie 794 Nummern. Hierzu kommen dann noch alle griechischen Codices, deren Katalog uns auch noch erhalten ist. Derselbe führt im ganzen 353 verschiedene Handschriften auf. Wie und wo dieselben aufgestellt oder aufbewahrt wurden, können wir nicht angeben, darüber findet sich im Katalog keine Andeutung. Überhaupt ist dieser noch summarischer gearbeitet und weniger genau als der Katalog der lateinischen Sammlung.

Chrysostomus macht hier mit 40 Nummern den Anfang, ihm reihen sich an Basilius mit 18, Gregor von Nazianz mit 11, Gregor von Nyssa mit 4, Metaphrast mit 13, Ephräm mit 4, Johannes Climacus mit 5, Athanasius mit 2 Codices. Die Evangelien und Kommentare zu denselben zählen 18 Bände; es folgen etwa 13 Bände mit Lebensbeschreibungen von Heiligen, Aposteln, Märtyrern, Vätern, worauf die biblische und exegetische Litteratur fortgesetzt wird in 22 Codices, welche das Psalterium sowie einzelne andere Bücher des Alten Testamentes enthalten, nebst den Briefen des hl. Paulus mit Kommentar. Nach diesen werden verschiedene asketische, patrologische und liturgische Sachen, über 60 an der Zahl, verzeichnet, denen sich die philosophischen Bücher mit Aristoteles, Plato, Philo,

Plutarch, Johannes Damascenus anschließen, die etwa 30 Bände ausmachen. In 20 weiteren Nummern folgen kanonisches und bürgerliches Recht, Medizin, Geschichte.

Es werden alsdann unter dem besondern Titel Libri rhetorices 33 Codices zusammengestellt, wie die Reden des Demosthenes, die Briefe des Libanius, die Reden des Aristides, die Rhetorik des Hermogenes und ähnliche. Unter dem nächstfolgenden Titel Libri grammatices finden sich zwar etwa 15 grammatikalische Sachen, aber vorzüglich 22 Nummern der griechischen Klassiker, die Werke von etwa 15 verschiedenen Autoren enthalten. Es sind vor allem die griechischen Dichter mit Homer an der Spitze. Der letzte allgemeine Titel Libri mathematici faßt 12 Nummern, darunter erscheint der Almagest des Ptolemäus, Euklid und ähnliche. Hier schließt der griechische Katalog, der somit 353 Codices enthält.

Es müssen aber wenigstens 61 der wertvollsten Codices noch hinzugezählt werden, nämlich 10 griechische, die der Kardinal Bessarion leihweise erhielt, nebst den 51 griechischen Handschriften, die Kalixt III. in übertriebener Liberalität dem Kardinal Isidor ad usum vitae zugestand. Unzweifelhaft stammen dieselben aus der Bibliothek Nikolaus' V. und finden sich, soviel wir jetzt nach dem Katalog noch urteilen können, nicht in diesem zugleich mit den übrigen verzeichnet. Damit übersteigt also die Zahl der griechischen Handschriften das vierte Hundert um 14. Rechnet man dieselben zu den 794 lateinischen des Katalogs nebst einem lateinischen, von Bessarion entliehenen Codex[1], so haben wir die Gesamtzahl von genau 1209 auserlesenen Handschriften, 795 lateinischen und 414 griechischen[2].

III.

Die Bibliothek Eugens IV. war in den wenigen Regierungsjahren Nikolaus' V. mehr als verdreifacht und zur wenn nicht einfachhin größten, so doch wertvollsten aller uns aus jenen Zeiten bekannten Bibliotheken geworden. Ein Hauptverdienst dabei fällt dem schon oben wegen seiner Tüchtigkeit und Kirchlichkeit gerühmten Tortello zu, da er als Bibliothekar nicht bloß die Bücher hütete und katalogisierte, sondern auch den Papst mit viel Verständnis in seinem Büchereifer beriet. Trotz ihrer Reichhaltig-

---

[1] Cfr. *Müntz-Fabre* l. c. p. 342.

[2] Die Begründung der obigen Zählung soll demnächst in einer besondern Arbeit gegeben werden.

keit und trotz aller humanistischen Tendenzen, welche sowohl Nikolaus V. als Tortello beseelten, ist die Vaticana eine echt kirchliche Bibliothek. Das ist ihr Hauptcharakter, wodurch sie sich von allen gleichzeitigen großen Büchereien merklich unterscheidet und anderseits den früheren Bibliotheken der römischen Kirche und der Päpste so sehr ähnelt. Aus dem, was aus dem Katalog oben zusammengestellt ist, erhellt schon, wie sehr die Theologie mit allen Zweigwissenschaften vorwiegt und wie im selben Maße gerade die Sachen, welche für gewöhnlich einen breiten Raum in den Profanbüchersammlungen einnehmen, wie Astrologie, schöne Litteratur, Bücher in der Volkssprache, hier sozusagen vollständig fehlen.

Die Bibliothek des Louvre zählte zu Karls V. Zeit gegen 136 Handschriften astrologischen oder ähnlichen Inhalts; zahlreich sind die französischen Werke, sowohl Originale als Übersetzungen, zusammen 400 Bände. Die Vaticana Nikolaus' V. kennt kaum ein italienisches Buch der Volkssprache, viel weniger französische Ritterromane.

Aus den Jahren 1373—1424 werden für die Bibliothek der französischen Könige 1239 Handschriften verzeichnet. An Zahl käme demnach die Vaticana Nikolaus' V. dieser Büchersammlung gleich. Die Bibliotheken von Avignon und der Sorbonne von Paris, welche beide am Ende des 14. Jahrhunderts 1700 Handschriften aufwiesen, können hier unberücksichtigt bleiben, da früher über dieselben genug gesagt wurde. Überdies kennen wir den Bestand derselben aus dem 15. Jahrhundert nicht näher. Von der Pariser Bibliothel der Sorbonne wissen wir nur, daß sie am Ende des 18. Jahrhunderts nur noch 1575 Handschriften zählte. Die reichste Bücherei Italiens im Anfang des 15. Jahrhunderts war die der Visconti auf dem Schlosse bei Pavia, welche im Jahre 1426 988 Handschriften hatte. Bessarions berühmte Sammlung in Venedig zählte deren 900, die von Urbino zur selben Zeit nur 772, während die der Medici im Jahre 1456 deren erst 158 aufwies.

Mehr noch als an Zahl übertraf die Vaticana an Wert die meisten andern gleichzeitigen größten Büchereien; fanden sich in ihr doch ganz einzige Handschriften und die damals so gesuchten lateinischen und griechischen Klassiker in einer Vollständigkeit, wie sonst nirgendwo. Dem inneren Werte der Handschriften entsprach denn auch die ganze Ausstattung sowie der Einband der Codices.

Oben wurde schon bemerkt, daß die Bibliothek Eugens IV. nur zwei griechische Codices aufwies. Die kostbare Sammlung der 400 griechischen

Handschriften des Papstes Nikolaus V. ist somit dessen eigenstes Verdienst, das um so mehr hervortritt, wenn man diese Sammlung vergleicht mit den bedeutendsten gleichzeitigen Büchereien des Abendlandes. An Zahl wird sie nur übertroffen von der Bibliothek des griechischen Kardinals Bessarion, welcher diese einzige Sammlung der Signoria von Venedig schenkte. Unter den 900 Handschriften waren etwa 600 griechische. Abgesehen von dieser reichen Bücherei eines geborenen Griechen und eines Mannes wie Bessarion nahm die Vaticana Nikolaus' V. mit ihren 400 Handschriften bis zu Sixtus IV. unstreitig in jeder Beziehung die erste Stelle ein. Die außeritalienischen Büchereien, wie groß und reich sie sonst waren, können gar nicht in Betracht kommen: die der Sorbonne hatte ja auch stets mehr praktisch-theologische Zwecke und diente hauptsächlich den Schülern der Pariser Hochschule, so daß schon deshalb von einer Sammlung griechischer Handschriften nicht die Rede ist; die der Päpste zu Avignon zählte 1369 zwar 120 hebräische Codices, aber nur etwa 6 rein griechische; die Bibliothek der Könige von Frankreich endlich besaß erst im Anfange des 16. Jahrhunderts 40 solcher Codices.

In Italien war gerade durch den Humanismus das Studium der griechischen Sprache sowie das Sammeln griechischer Handschriften zur nobelsten Passion der Gelehrten und Fürsten geworden, der nicht bloß der Papstmäcen huldigte. Trotzdem hatte die Sammlung der Medici zu Florenz 1456 noch kein einziges griechisches Buch. Die größte gleichzeitige Bücherei Italiens, die der Visconti auf dem Schlosse zu Pavia, hatte 1426 unter ihren 998 Codices eine Ilias, einen Plato und, wie der Katalog sich ausdrückt, zwei andere Handschriften in littera greca seu ebraica. Das war der ganze griechische Reichtum. Die von Urbino war schon reicher; sie konnte sich rühmen, unter ihren 772 Bänden neben 93 hebräischen Handschriften genau ebensoviele griechische Werke zu besitzen. Der Bibliothekseifer Nikolaus' V. hatte in den acht Jahren wahrhaft Großartiges geleistet. Das aber setzt dem Werke des Humanisten auf Petri Stuhl die Krone auf, daß diese einzige Sammlung nach dem Wunsche und Willen des Papstes nicht königlicher Zierat des Vatikans, sondern Gemeingut der Gelehrten sein sollte. „Wir haben beschlossen," so schreibt er selber in dem von Poggio verfaßten Breve an den Hochmeister Ludwig von Erlichshausen, das Enoche da Ascoli mit auf den Weg nahm, „Wir haben beschlossen, und darauf richten wir all unser Mühen, daß wir eine des Papstes und des Apostolischen Stuhles würdige Bibliothek aller sowohl

lateinischen als griechischen Bücher erhalten zum allgemeinen Nutzen der Gelehrten." [1]

Von welcher Seite man auch die Vaticana unter ihrem ersten Gründer betrachten mag, sie steht einzig da als das größte Verdienst Nikolaus' V., ein Ruhm des Papsttums.

„Durch die Stiftung der vatikanischen Bibliothek wirkt Nikolaus V. in wissenschaftlicher Beziehung, vielleicht wie kein zweiter Papst, bis in unsere Zeit nach: sie allein würde hinreichen, seinen Namen unsterblich zu machen." [2]

IV.

Die beiden unmittelbaren Nachfolger ebenso wie die beiden unmittelbaren Vorgänger Nikolaus' V. haben wenig oder nichts für das Gedeihen der Vaticana gethan. Nikolaus tritt um so mehr in diesem 15. Jahrhundert bis auf die Zeiten eines Sixtus IV. glänzend hervor und verdient den Ehrentitel des ersten und Hauptgründers der Vaticana.

Die durch die Wahl Kalixts III. enttäuschten Humanisten, die Freunde Nikolaus' V., haben sich Mühe gegeben, diesen ersten Nachfolger des Papstmäcens wie einen Barbaren zu schelten, der die Bücherschätze so herzlos verschleuderte, der die kostbaren Zieraten der Einbände zum Türkenkrieg verwendet wissen wollte. Es ist unnötig, hier auf Einzelheiten dieser herben Anklagen einzugehen. Heute sind dieselben zur Genüge widerlegt. Kalixt III. war gewiß kein Humanist, aber dennoch ein Mann der Wissenschaft, ein gelehrter Professor, ein tüchtiger Kanonist, der auch Bücher zu schätzen wußte. Die Privatbibliothek in seinem Wohnzimmer bestand zumal aus Büchern der Rechtswissenschaft. Selbst Gregorovius, der, Kalixt III. gar nicht hold, denselben „mehrere hundert griechische Codices dem Kardinal Isidor" schenken und „von vielen Büchern die goldenen und silbernen Beschläge abreißen" [3] läßt, muß ihm dennoch an anderer Stelle „tiefe Gelehrsamkeit" nachrühmen und ihn als „den ersten Juristen seiner Zeit" [4] gelten lassen.

Wie Nikolaus V. seiner gelehrten Leidenschaft, so bleibt Kalixt III. nicht minder als Greis der seinigen getreu. Ihn trifft, was die Vaticana angeht, nur der eine Vorwurf, daß er 51 kostbare griechische Handschriften

[1] Vgl. Voigt a. a. O. II, 200_3.
[2] Pastor, Geschichte der Päpste I (2. Aufl.), 457.
[3] Gregorovius a. a. O. VII, 512. [4] Ebd. VII, 142.

nicht verschenkt, sondern zum lebenslänglichen Gebrauch an den Kardinal Isidor von Rußland ausgeliehen: und es so mehr oder weniger verschuldet hat, daß dieselben beim Tode des Kardinals nicht in die Vaticana zurückgeliefert wurden [1]. Daß er aber selbst nicht nur kein Bücherfeind, sondern auch nicht ein Hasser von kostbaren Büchern und Einbänden war, geht schon aus der Thatsache hervor, daß er dem Könige von Aragonien zwei Bücher schenkt und nicht weniger als 32 Goldgulden verausgabte für Karmosinsammet, für Gold und Silber, damit das Geschenk in königlicher Fassung erscheine. Kalixt III. regierte nur drei Jahre. Ihn nahm die Türkengefahr und zwar mit Recht ganz in Anspruch; für die Bibliothek hat er wenig gethan. Er dachte aber gewiß nicht daran, dieselbe zu verzetteln, hat er doch alsbald nach seiner Thronbesteigung einen Katalog derselben anlegen lassen, den wir heute noch besitzen und nach dem wir oben die Vaticana Nikolaus' V. kennen gelernt haben. Überdies aber beweist jener Katalog es durch seinen Inhalt, daß Kalixt III. die überkommenen Bücherschätze treu bewahrt hat: finden sich dieselben doch später in den folgenden Katalogen wieder.

Die beiden folgenden Päpste, Pius II. und Paul II., waren jeder in seiner Weise Verehrer und Liebhaber des Altertums, und wenn man auch keinem von beiden einen Vorwurf daraus machen kann, daß sie für die Vaticana nicht mehr Sinn und Herz hatten, so ist eben diese Thatsache doch bei ihnen viel merkwürdiger als bei Kalixt III.

Von Pius II., dem feingebildeten humanistischen Äneas Sylvius Piccolomini, hätte man eine neue Glanzperiode für die Vaticana erwarten sollen. Statt dessen, wie Müntz sehr mit Recht bemerkt, wird die Geschichte der Vaticana kaum etwas verlieren, wenn man von ihm schweigt. Wohl legte er als Papst eine kostbare Sammlung griechischer Handschriften an. Sie blieb aber nach seinem Willen als Familiensammlung getrennt von der Bücherei Nikolaus' V. Und nicht sein Verdienst ist es, wenn nun doch nach mehr denn zwei Jahrhunderten unter Klemens XI. dieses Erbstück der Piccolomini in die Vaticana mündete. In der Geschichte der Vaticana wird daher der Bestand und Wert dieser kleinen Bücherei Pius' II. erst in einem späteren Stadium ihrer Entwicklung zu besprechen sein.

---

[1] *Pierling,* La Russie et le Saint-Siège p. 94 s., spricht merkwürdigerweise von environ 62 volumes und meint, daß die Mehrzahl dieser ausgeliehenen Bücher restituiert worden sei, da sich dieselben annoch in der Vaticana vorfänden (?).

Paul II. war ein Kunstkenner, ein eifriger Bauherr, ein Förderer der Hochschulen nicht bloß in Rom. Antiquitäten jeder Art, Münzen und Gemmen zumal, waren die Liebhaberei Pauls II.; Bücher interessierten ihn weniger, er war denselben aber so wenig Feind, daß er gar mit dem Plane umging, in den neugebauten Palast von San Marco, den er seit 1466 als Residenz innehatte, die ganze Handschriftensammlung von Monte Cassino zu übertragen[1]. Die Buchdruckerkunst, welche eben in seiner Regierungszeit in Italien und Rom ihre ersten Drucke herausgab, fand einen Schützer und eifrigen Förderer an ihm. Man braucht nicht für wahr zu halten und darf nicht für bare Münze nehmen, was Platina, der Pauls II. nicht gerade zarte Hand am eigenen Leibe fühlen mußte, sehr im Parteieifer mehr gegen als über ihn geschrieben hat. Platinas Anklagen sind heute endgültig abgethan[2]. Aber will man es fein sagen, wie Paul II. zur Vaticana stand, so muß man nur den einen Satz Gaspars von Verona anführen. „Ich weiß," so schreibt jener, „daß Paul II. mit seinen Büchern äußerst freigebig war, aber ebenso scheu im Verlangen nach andern Codices, ebenso langsam im Zurückverlangen der von ihm ausgeliehenen Handschriften: so weit ging die Scheu und Bescheidenheit dieses Fürsten." Da kann es nicht wundernehmen, daß auch er sich kein Gedenkblatt in der Geschichte der Vaticana verdient hat. Nicht der Vatikan, sondern der Palast von San Marco, „in dessen Bau die Renaissance ihre ersten Triumphe zu Rom feierte"[3], war ja auch seine Lieblingsresidenz. Um es einem Nikolaus V. gleich zu thun oder ihn gar zu übertreffen, muß ein Sixtus IV. kommen.

[1] *Müntz*, Les arts à la cour des papes II, 133.
[2] Cfr. ibid. II, 1 ss. [3] Ibid. I, 79.

Joseph Hilgers S. J.

Ein anarchistischer Fürst.

(Schluß.)

Noch im Jahre 1872 traf Peter Kropotkin wieder in St. Petersburg ein. Damals lebte die Gesellschaft in Rußland unglaublich schnell. Die reformfreudige Bewegung der sechziger Jahre war mit einemmal in allen, welche über dreißig Jahre alt waren, erloschen, hatte sich aber um so allgemeiner der Jugend bemächtigt. Das war ein Unglück. Denn einerseits wurde jetzt die Reaktion der „Alten" nicht bloß maßlos, sie machte auch die höhere Gesellschaft durch Ausscheidung aller politischen Fragen immer philiströser und oberflächlicher, während anderseits die Jugend, ohne Gesetz, Leitung und Klugheit, der Revolution zusteuerte.

Innerhalb zehn Jahre war der litterarische und Kunstgeschmack der Hauptstadt völlig gesunken; „die Freude am Leben" und die Jagd nach Geld trieben in erschreckender Weise ihr Unwesen. Es gehört auch zur Tragik und Ironie der Geschichte Rußlands, daß die praktische Auflehnung gegen diese Geld- und Freudensucht von den Hauptfeinden des Staates, den Nihilisten, ausging.

Die Korruption in hohen Beamtenkreisen war grauenerregend. „Die Flotte steckte," wie Alexander II. selbst einmal zu einem seiner Söhne sagte, „in den Taschen bestimmter Herren." [1] Ein Freund Kropotkins wollte damals eine industrielle Gründung ins Leben rufen. Da erklärte man ihm im Ministerium des Innern, „er würde fünfundzwanzig Prozent vom Reingewinn an eine bestimmte Persönlichkeit zu zahlen haben, fünfzehn Prozent an einen Beamten im Finanzministerium, zehn Prozent an einen andern im selben Ministerium und vier Prozent an einen vierten ‚Teilhaber'" [2]. Ein Bekannter des allmächtigen Generals Potapow hatte die Bauern eines litauischen Gutes ihres Landes beraubt und ließ sie, da sie um Hilfe nachsuchten, einsperren, zu Dutzenden auspeitschen und von den Truppen niederschießen.

Die Entrüstung, welche solche Schändlichkeiten hervorriefen, war allerdings erklärlich. Aber es war ein Unglück für Rußland, daß besonnene Männer zitterten und schwiegen, während die maßlosen „Jungen" die Unzufriedenheit schürten. Die nihilistische Bewegung griff lebhaft um sich.

Da außerhalb Rußlands das Wesen des Nihilismus noch immer vielfach nicht klar erkannt wird, so müssen wir zunächst darüber einige Bemerkungen vorausschicken.

Ursprünglich hatte der Nihilismus kein gewaltthätiges, revolutionäres Programm; er war gleichsam ein philosophischer Diogenes-Typus. Die spekulative Grundlage bildete die Lehre von der höchsten Autorität der menschlichen Vernunft; maßgebend war aber auch diese Vernunft eigentlich nur in den einfachsten, klarsten

---

[1] Fürst P. Krapotkin, Memoiren II, 37. [2] Ebd. S. 37 f.

sie zunächst auch dem frommen Volke seine Religion ließen, bei vielen Gelegenheiten durchschimmern und zuletzt alles verderben.

Nach Kropotkins Rückkehr wurde die Sache noch schlimmer. Er hatte eine ganze sozialistische Litteratur ins Land geschmuggelt. Durch einen seiner Freunde in eine Hauptgruppe der Petersburger „Jungen", den Tschaykowsky-Kreis, eingeführt, fand er hier einen Bund junger Männer und Frauen, welche sich anfangs nur zum Zwecke der Weiterbildung zusammengefunden, bald aber angefangen hatten, historische und volkswirtschaftliche Werke unter die Studenten der Provinzen zu verteilen. Gerade als Kropotkin Aufnahme fand, siegte das weitere Programm, die sozialistische Propaganda nicht auf die gebildete Jugend zu beschränken, sondern unter die Bauern und die städtischen Arbeiter zu gehen.

Man kann sich denken, wie eifrig Kropotkin mit seiner sozialistischen Bücherei nachhalf.

Allmählich gewann die Bewegung einen mehr politischen und zugleich auch revolutionären Charakter.

Um diesen Umschwung zu verstehen, muß man die Stellung der Regierung zur Bauernfrage ins Auge fassen. Die in mancher Hinsicht unseligen Emanzipationsgesetze bei Aufhebung der Leibeigenschaft mußten in absehbarer Zeit den Ruin der Bauernschaft herbeiführen[1]. Die Beamten Alexanders II. hatten keinen Sinn für die Vorschläge, welche von wohlmeinenden Männern zur Abwendung dieses Unglücks eingebracht wurden. So scheiterten alle Versuche, auf dem Gebiet der Selbstverwaltung oder der Landschaftsvertretung einen Schritt vorwärts zu machen. Ganz loyale Maßnahmen auf dem Wege von Petitionen endeten wohl mit Amtsentsetzung, ja sogar mit Verbannung.

So setzte sich denn immer mehr der Gedanke fest, daß auf gesetzlichem Weg nichts zu erreichen sei. Statt aber beharrlich andere loyale Mittel und Wege zur Anwendung zu bringen und glücklichere Tage abzuwarten, machten die „Jungen" Propaganda für die Vorbereitung einer politischen Aktion, welche durch Hochdruck auf die Regierung Zugeständnisse erpressen sollte.

Damit hatte man den Irrweg der Revolution betreten.

Unter den Arbeitern sollte eine sozialistische Massenbewegung angeregt werden; dieser sollten sich die Bauern anschließen, „das Land für sich fordern und die Abschaffung der Loskaufssteuern verlangen"; dadurch werde die kaiserliche Regierung gezwungen, sich an die begüterten Klassen und die Grundbesitzer anzuschließen und ein Parlament zusammenzurufen, „genau wie der Bauernaufstand in Frankreich 1789 die königliche Macht zur Zusammenberufung der Nationalversammlung nötigte"[2].

---

[1] Über den traurigen Stand der Bauernschaft in Rußland vergleiche man den trefflichen Artikel von Dr. Wladimir Gr. Simkhowitsch im Handwörterbuch der Staatswissenschaften (2. Aufl.) S. 399 ff. Kropotkin berücksichtigt nicht genug die Schwierigkeiten, mit denen die Gesetzgebung zu kämpfen hatte, und denkt zu optimistisch vom russischen Bauer.

[2] Memoiren II, 129.

So ging man denn eifrig an die Agitation in den St. Petersburger Arbeitervierteln. Kropotkin warf sich mit Vorliebe auf die Weber und die Arbeiter in Baumwollenfabriken.

„Oft genug nahm ich," erzählt er, „wenn ich von einem Diner in einem vornehmen Hause oder auch im Winterpalast, wo ich manchmal einen Freund besuchte, kam, eine Droschke, fuhr schnell zu einem armen Studenten in einer entfernten Vorstadt, vertauschte meine feine Kleidung mit einem baumwollenen Hemd, Bauernstiefeln und Schafspelz und machte mich so, den Bauern, die ich traf, ein Scherzwort zurufend, auf den Weg zu irgend einer Winkelkneipe, um dort meine Arbeiterfreunde zu finden. Wenn ich ihnen dann von der Arbeiterbewegung, deren Zeuge ich im Auslande gewesen war, erzählte, lauschten sie mir mit gespanntester Aufmerksamkeit und ließen sich kein Wort meiner Rede entgehen."[1]

Nach zwei Jahren war die Agitationsarbeit Kropotkins und seiner Freunde weit vorangeschritten.

In der Hauptstadt selbst hatten sie vier Agitationsherde, und zahlreiche Arbeitergruppen standen unter ihrem Einfluß. Ein Netzwerk von geheimen Vereinen dehnte sich über vierzig Provinzen des Reiches aus; nur noch zehn blieben zu gewinnen. Eine umfassende Organisation regelte den Druck der Flugschriften im Auslande und besorgte die Einschmuggelung nach Rußland.

So war es denn unausbleiblich, daß die Polizei Wind bekam. Es folgten Verhaftungen auf Verhaftungen. Ein Weber, welcher Kropotkin unter dem Namen Borodin kannte, verriet ihn. Eines Abends hatte der Fürst einen epochemachenden Vortrag in der Geographischen Gesellschaft gehalten und darin alle landläufigen Ansichten über die Diluvialzeit in Rußland widerlegt. Man schlug ihn zum Vorsitzenden der Sektion für physische Geographie vor.

Mit trüben Ahnungen kehrte er in seine Wohnung zurück; war sie doch in den letzten Tagen von Geheimpolizisten umlagert. Rasch verbrannte er alle kompromittierenden Papiere, eilte die Dienertreppe hinunter, warf sich in eine Droschke und ließ sich zum Newsky-Prospekt fahren. Aber es war schon zu spät. Ein Wagen jagte ihm nach und erreichte ihn bald. Kropotkin erkannte den Weber, von dessen Gefangennahme er gehört hatte, und erblickte neben ihm einen Unbekannten. Der Weber machte ihm ein Zeichen, als habe er ihm etwas zu sagen. Kropotkin meinte, der Mann sei freigelassen und habe ihm wichtige Dinge mitzuteilen. Er ließ halten. Da wurde es dem Unbekannten, einem Geheimpolizisten, klar, daß Fürst Kropotkin, den er vor sich hatte, identisch sei mit dem Borodin, welchen der Weber kannte. Der Fürst wurde verhaftet. Es fanden Haussuchungen und Verhöre statt, bei denen Kropotkin auf alle Fragen, ob er den oder jenen kenne, beharrlich mit „nein" antwortete, und nach wenigen Tagen saß der Fürst in einer kleinen, halbdunkeln, feuchten Zelle der Peter-Pauls-Festung.

Erst sein Bruder Alexander, der auf die Nachricht von seiner Verhaftung aus der Schweiz herbeigeeilt war, verschaffte ihm Papier, Feder und Tinte. Die Geographische Gesellschaft und die Akademie der Wissenschaften wünschten die Ausarbeitung

[1] Memoiren II, 145.

der geologischen und geographischen Werke. Die Bittschrift um Tinte mußte bis vor den Kaiser kommen. Dieser erlaubte dem Fürsten, täglich „bis Sonnenuntergang“ zu schreiben, die Akademie der Wissenschaften stellte ihre Bibliothek zur Verfügung, und so arbeitete Kropotkin rastlos an der Vollendung seiner Werke.

Indessen sollten sich die Geschicke seines Bruders Alexander zu einem furchtbaren Trauerspiel ausleben. Er hatte in einem Briefe an einen befreundeten Russen in London über die zahlreichen Verhaftungen in Rußland bitter geklagt und seinem Haß gegen den Absolutismus Ausdruck verliehen. Der Brief wurde aufgefangen und eine strenge Hausuntersuchung vorgenommen. Das Söhnchen des Fürsten lag todkrank danieder. Man riß es aus dem Bette, um alles genau zu durchstöbern. Da übermannte den Vater der Zorn, und er schalt den Staatsanwalt einen Schurken. Nun war sein Schicksal besiegelt. Er wurde eingekerkert. Alexander hatte schon zwei Kinder verloren. Jetzt kam sein Jüngster zum Sterben. Er bat, auf eine Stunde, wenn auch unter Bedeckung, nach Hause gehen zu dürfen. Es wurde abgeschlagen, und der Knabe starb. Die unglückliche Mutter war dem Wahnsinn nahe; da wurde ihr gemeldet, ihr Mann sei nach Ostsibirien verbannt, und sie dürfe erst später nachreisen. Fürst Alexander blieb zwölf Jahre in der Verbannung und suchte, so gut es ging, seine astronomischen Arbeiten fortzusetzen. Aber die Verzweiflung nagte an seinem Herzen. Er ahnte, daß jetzt eine Verweisung in ein Dorf Ostrußlands seiner harrte. Als mit dem Jahre 1886 die Zeit seiner Freilassung kam, sandte er seine Frau mit drei Kindern in die Heimat zurück und machte seinem Leben ein Ende.

Zwei Jahre verblieb Peter Kropotkin in der Festung, ohne vor Gericht zu kommen; viele seiner Gesinnungsgenossen waren eingekerkert worden, manche starben, andere wurden wahnsinnig.

Die ungesunde Zelle hatte auch die kräftige Gesundheit des Fürsten erschüttert. Im Untersuchungsgefängnis, in das man ihn jetzt verbrachte, wurde es schlimmer, und man transportierte ihn in das neben dem Militärkrankenhaus gelegene Gefängnishospital.

Hier wurde bald ein kühner Fluchtplan entworfen und mit unglaublicher Dreistigkeit ausgeführt.

Der Gefängnishof, dreihundert Schritte lang und zweihundert Schritte breit, hatte ein Thor, welches auf die Straße führte, in der das eigentliche Hospital lag. In diesem Hofe durfte Kropotkin jeden Tag um 4 Uhr einen Spaziergang machen. Das große Thor war gewöhnlich offen, und schon beim ersten Ausgang faßte der Fürst den festen Entschluß, zu entfliehen.

Die Schwierigkeiten schienen aber unüberwindlich. Im Hofe befanden sich fünf Schildwachen; zwei davon gingen beständig auf und ab und waren nie durch mehr als fünf oder zehn Schritte vom Gefangenen getrennt.

Dennoch sollte die Flucht gewagt werden. Die Freunde mußten alle Droschken zwanzig Minuten im Umkreis mieten. Zur bestimmten Stunde sollte ein offener Wagen vor das Hospital vorfahren, eine Dame aussteigen und der Wagen einige fünfzig Schritte vom Thore halten. Zum Zeichen, daß im Hof alles sicher ist, wird Kropotkin mit dem Hut in der Hand auf und ab gehen.

Ein roter Kinderballon, der von der Straße aus aufsteigt, soll anzeigen, daß dort alles sicher ist. Dann soll der Fürst das Thor zu erreichen suchen, in den Wagen springen und entkommen.

Der erste Versuch mißlang. Kropotkin erschien im Hof, nahm seinen Hut ab und wartete. Er hörte einen Wagen rollen, vernahm ein Lied, sah aber keinen Ballon. Es war an jenem Tage keiner aufzutreiben gewesen. Man entwarf einen neuen Plan. Ein dem Hofe gegenüberliegendes Häuschen wurde gemietet und darin ein Geigenspieler aufgestellt, der zum Zeichen, daß die Straße frei sei, eins aufspielen sollte. Vom Hospital an dehnte sich eine halbe Meile weit ein ganzes System von Signalen aus, durch Bekannte Kropotkins gebildet, um nach geglückter Flucht den dahineilenden Wagen auf jede Gefahr aufmerksam zu machen.

Am bestimmten Tag erschien um 2 Uhr nachmittags eine befreundete Dame und überbrachte in einer Uhr den in Geheimschrift abgefaßten neuen Plan. Um 4 Uhr kam der Fürst, in seinen riesigen Sträflingsschlafrock gehüllt, in den Hof herunter. Er hatte sich lange geübt, in einem Augenblicke mittels eines doppelten Ruckes das Kleidungsstück abzuwerfen. Bald hörte er den Wagen, der Geiger begann zu spielen. Aber Kropotkin war in diesem Augenblicke zu weit vom Thore entfernt, und als er sich ihm näherte, war die Schildwache dicht hinter ihm. Der Gang ward wiederholt, da schwieg die Violine plötzlich. Eine Viertelstunde lang kein Zeichen, dann rollten zwölf schwerbeladene Holzkarren durch das Thor. Der Geiger setzte wieder lustig ein; Kropotkin sah sich um; fünf oder sechs Schritte hinter ihm stand die Schildwache, blickte aber eben nach einer andern Richtung. Jetzt galt es zu entkommen. In einem Augenblick lag der Flanellrock am Boden und der Fürst lief dem Thore zu. Die Bauern, welche am andern Ende des Hofes das Holz aufschichteten, schrieen laut und wollten ihm den Weg verlegen. Vier Soldaten stürmten hinter ihm drein und suchten ihn mit dem Bajonett zu erreichen. Endlich war er am Thor und hatte einen guten Vorsprung. Schon sah er den Wagen vor sich und erkannte darin einen guten Bekannten. Aber er mußte an dem Soldaten vorüberlaufen, welcher vor dem Hospital Wache hielt. Mit ein paar Sprüngen konnte ihn dieser am Besteigen des Wagens hindern. Auch das war vorgesehen worden und, da der Soldat früher im Spitallaboratorium gearbeitet hatte, wurde einem Freunde der Auftrag gegeben, ihn über mikroskopische Wunder zu unterhalten. Er erzählte der Wache über einen Parasiten des menschlichen Körpers: „Haben Sie schon gesehen, was für einen furchtbaren Schwanz er hat?“ — „Was sagen Sie, einen Schwanz?“ — „Ja freilich; er ist unter dem Mikroskop so dick.“ — „Reden Sie mir doch nichts vor!“ versetzte der Soldat. „Das weiß ich besser. Es war ja das erste, das ich unter dem Vergrößerungsglas gesehen habe.“ [1] In diesem Augenblick lief der Fürst vorbei und sprang in den Wagen, welcher in rasendem Galopp die Straße hinabflog.

Die Flucht war gelungen. Kropotkin entging allen Nachforschungen der Polizei und gelangte nach England.

---

[1] Memoiren II, 206.

Noch einmal mußte er später drei Jahre im Gefängnis zubringen. Nach den anarchistischen Arbeiterunruhen in Lyon und Monceau-les-Mines Ende 1882 wurde er als Mitglied der Internationale verurteilt und saß drei Jahre im Zentralgefängnis zu Clairvaux in Frankreich. Seine Eindrücke schilderte er in einem Buche In Russian and French prisons, das 1886 in England erschien. Kropotkin hat die Beobachtung gemacht, daß die Haft den Sträfling nicht bessert, sondern im Bösen weiter bildet. Es trifft dies vollkommen zu für alle Strafanstalten, wo der Religion nur ein geringer oder gar kein Einfluß gesichert ist. Aber die verklärenden Wirkungen der Religion hat der fürstliche Anarchist nie erfahren und nie schätzen gelernt; darum spricht er sich mit seiner gewöhnlichen einseitigen Logik gegen alle Gefängnisse aus.

Kropotkin gedachte anfangs nur kurze Zeit im Ausland zu bleiben, um bald wieder die revolutionäre Arbeit in seinem Vaterlande fortzusetzen. Er sollte aber nicht mehr nach Rußland zurückkehren. Es ergriff ihn, wie er selbst berichtet, der immer höher anschwellende Strom der anarchistischen Bewegung und nahm all seine Thätigkeit in Anspruch.

Mit den russischen Freunden blieb er in geheimer Verbindung, nahm aber an den Verschwörungen der Terroristen in seinem Vaterlande ebensowenig Anteil als an irgend einem anarchistischen Attentat des Auslandes. Daß er in keinem Falle um einen Plan des Exekutivkomitees in Rußland gewußt habe, kann man aus den Memoiren nicht mit Sicherheit schließen. Die nihilistischen Verbrechen scheint er als eine Art Notwehr aufzufassen und entschuldigen zu wollen; die Gewaltthaten der Anarchisten galten ihm früher wenigstens — in seinen Memoiren schweigt er darüber — als bedauernswert, aber auch als unvermeidlich.

Seine anarchistische Agitation mußte natürlich der russischen Regierung sehr mißliebig sein, und so blieb er stets von Agenten und Geheimpolizisten umzingelt. Die zum Schutze gegen die Nihilisten in Petersburg geschlossene heilige Liga soll sogar den Befehl erlassen haben, ihn aus dem Wege zu räumen. Zum Hauptschauplatz seiner Thätigkeit erwählte sich der Fürst die Schweiz. Die Grundsätze des anarchistischen Jurabundes waren für die Internationale in Spanien und Italien immer mehr maßgebend geworden, während sie in der Schweiz selbst wenig Anhänger fanden. Folgt auch aus den Aufzeichnungen Kropotkins, daß der Jurabund zur Verbreitung der anarchistischen Theorien mehr beigetragen hat, als man bisher anzunehmen pflegte, so täuscht sich der Fürst doch sehr über die wahre Bedeutung des Bundes und ist geneigt, der gemeinsamen Thätigkeit der Arbeiter zuzuschreiben, was doch nur einigen sehr lauten Rädelsführern zu verdanken ist. Im ganzen wird die Bemerkung der „Tagwacht" vom 7. Dez. 1872 auch für die Jahre 1878—1880 ihre Richtigkeit behalten: „Die Fédération Jurassienne soll einem halben Dutzend großmannssüchtiger Maul- und Schreibhelden den Schein verleihen, der Generalstab einer großen, Weltgeschichte machenden Armee zu sein." [1]

[1] Citiert bei Berghoff-Ising, Die sozialistische Arbeiterbewegung in der Schweiz S. 73 Anm.

Wahr ist allerdings, daß in Spanien, Italien und Frankreich die Furcht vor der mächtig angewachsenen Arbeiterbewegung die Regierungen von allzu scharfen Maßregeln abhielt. Das ist aber doch stark verschieden von der stolzen Behauptung Kropotkins, daß es der Anarchismus war, welcher „Europa vor einer äußerst düstern Reaktionsperiode bewahrte" [1].

Nichts ist übrigens für einen eingefleischten Anarchisten lehrreicher als das Schicksal der Uhrmacher des Jura, welches Kropotkin wohl geflissentlich ignoriert. Sie hatten mit Hilfe aller ihrer Gesellschaftstheorien nicht vermocht, ihre verfallende Industrie zu heben. Sobald aber, zumal seit den 80er Jahren, die Hausateliers den großen Fabriken weichen mußten, sahen die Weltpolitiker des Jura gleich ein, daß ihre „Regierungslosigkeit" zu nichts taugt, sobald die Verhältnisse auch nur ein wenig verwickelter werden. Diese Erkenntnis der Notwendigkeit einer strammen Organisation schuf 1886 die Fédération horlogère, welche auch sehr bald aus Mangel an Einheit zu Grunde ging und der sozialdemokratischen, von einem Zentralkomitee abhängigen Fédération ouvrière horlogère Platz machte. Der Traum der Regierungslosigkeit war also sehr bald verflogen.

Kropotkin, der öfters an einer auffallenden Gedächtnisschwäche leidet, scheint auch zu vergessen, daß der Jurabund bald die ursprüngliche platonische Menschenliebe überwunden hatte. Paul Brousse, der Redakteur des Jurablattes, der Avantgarde, hat so viel Lob und Anerkennung für Empörung und Gewaltmittel, daß seinen Freunden die Miene der verfolgten Unschuld schlecht ansteht. Kropotkin selbst war zweifellos durch seine Reden und Schriften der intellektuelle Urheber mancher ungesetzlichen Bewegung. Aber diese geistige Vaterschaft gehört nach seinem Moralcodex zu den Pflichten eines Philanthropen.

Nur ganz nebenbei bemerkt er, daß er im Juli 1881 einem anarchistischen Kongreß in London beigewohnt habe, und verliert dabei kein Wort über die Aufforderung zu Mord und Totschlag — wobei jedes Mittel erlaubt sei —, welche dieser Kongreß in cynischer Frechheit erließ. Kropotkin mag ja diese Mittel persönlich desavouiert haben, dann hätte er aber, dem Beispiel Brousses folgend, jede Verbindung mit einer solchen Mordbande aufgeben sollen. Es ist doch eine unbestreitbare Thatsache, daß mit dem Londoner Kongreß jene Reihe von Verbrechen begann, welche mehrere Jahre lang die zivilisierte Welt in Schrecken versetzte.

Man darf allerdings, um den Londoner Kongreß richtig zu beurteilen, nicht vergessen, daß der Mann, welcher auf dieser Versammlung die blutigsten Anträge stellte, gar kein Anarchist, sondern ein verkappter Polizeiagent war, welcher damals in Paris ein mit Mordplänen gespicktes Blatt herausgab [2]. Diese Geschichte bildet ein Kapitel in den Erinnerungen des niederträchtigen Polizeipräfekten Andrieux.

Es war zu erwarten, daß Kropotkins Memoiren das Werk der eigentlichen Anarchisten von dem der agents provocateurs trennen würden; aber dieser

[1] Memoiren II, 228. [2] Vgl. Memoiren II, 346.

Teil der Erinnerungen ist so stark im Verschweigen aller Ereignisse, welche den Anarchismus bloßstellen könnten, daß wir es bloß mit einer höchst einseitigen und unzuverlässigen Quelle zu thun haben[1]. Auch erfahren wir kaum eine einzige neue, wichtigere Einzelheit über die Entwicklung des westeuropäischen Anarchismus.

Interessant ist allerdings, daß Kropotkin das Jahr 1882 in London zubrachte und während dieser Zeit „die innige Fühlung mit der französischen Bewegung“ verlor[2], so daß er nicht, wie man vielfach annahm, an den Unruhen in Monceau-les-Mines beteiligt war. Da er aber seit 1879 die Herausgabe der anarchistischen Zeitung des Jurabundes, welche er Le Révolté nannte, übernommen hatte und die Leitartikel schrieb, hat er genug Revolution zu verantworten.

Seit 1886 widmete er seine Kräfte der Förderung sozialistischer Ideen in England. Er hielt dort und in Schottland in fast allen großen Städten Vorträge über den Anarchismus, für welche sich nicht wie in andern Ländern bloß Arbeiter, sondern auch viele Reiche interessierten; oft mußte er im Prachtzimmer glänzender Paläste bis spät in die Nacht hinein seine Theorien auseinandersetzen.

Seine englischen Aufsätze legte er zumeist in der Nineteenth Century nieder; er bekämpfte hier u. a. die „erbarmungslose“ Auslegung des darwinischen Kampfes ums Dasein, welche Huxley verteidigt hatte, und suchte sie durch die Formel „Besserung durch gegenseitige Hilfe“ zu ersetzen.

Die Theorien, welche Kropotkin in einer Reihe französisch geschriebener Bücher und Broschüren auseinandersetzte, haben wir bei einer andern Gelegenheit besprochen.

Die Memoiren zeigen ihn uns als einen Mann von großer Thatkraft, Ausdauer und Selbstlosigkeit, dessen Leben und soziale Wirksamkeit ein tragisches Fiasko bedeutet, weil er ohne Gott und gegen Gott für die Gesellschaft kämpfen und sie reformieren wollte.

---

[1] Einseitig ist auch Kropotkins Aufsatz über die letzten Studentenunruhen in Rußland: The present crisis in Russia (North American Review CLXXII [1901], 711—723).

[2] Memoiren II, 303.

Stan. v. Dunin-Borkowski S. J.

Rezensionen.

Eine Bibliothek der Symbole und theologischer Tractate zur Bekämpfung des Priscillianismus und westgothischen Arianismus aus dem VI. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der theologischen Litteratur in Spanien. Von Dr. **Karl Künstle**, a. o. Professor an der Universität Freiburg i. Br. (Forschungen zur christlichen Litteratur- und Dogmengeschichte. Herausgegeben von Dr. A. Ehrhard und Dr. J. P. Kirsch. I. Bd., 4. Heft.) 8°. (X u. 182 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Einzelpreis *M.* 5.

Im Jahre 846 starb zu Reichenau ein Mönch Namens Reginbert, der als Bibliothekar des genannten Klosters 40 Jahre rastloser Arbeit darangesetzt hatte, um dessen Bücherei mit wissenschaftlichen Werken zu bereichern und gegen Ende seines Lebens in einer noch erhaltenen Liste 42 Handschriften als von ihm mit eigener Hand abgeschrieben verzeichnen konnte. Noch heute kommen die Früchte dieser eifrigen Thätigkeit der Wissenschaft zu gute. Von den Erzeugnissen der fleißigen Feder Reginberts sind nämlich heute noch manche vorhanden; unter ihnen befindet sich auch jene Handschrift, die der Verfasser als eine „Bibliothek der Symbole" bezeichnet und zum Gegenstand eines eingehenden Studiums gemacht hat.

Es enthält die fragliche, nunmehr in Karlsruhe aufbewahrte Handschrift 52 Glaubensbekenntnisse und sonstige theologische Stücke, welche die katholische Glaubenslehre über die heilige Dreieinigkeit, die Menschwerdung u. a. korrekt darlegen. Die Handschrift war also ihrem Zwecke nach das, was heute etwa Denzingers Enchiridium sein will: eine Richtschnur und ein Wegweiser in den theologischen Kontroversen und Zeitfragen. Des Verfassers Studien über die Handschrift bewegen sich in doppelter Richtung. Einmal sucht er über Ursprung und Verfasser der meist anonymen oder pseudonymen einzelnen Stücke ins reine zu kommen oder die Forschung in dieser Hinsicht zu fördern. Dann aber betrachtet er den Kodex als Ganzes und sucht zu bestimmen, wann und wo dessen Vorlage entstanden sei. Das Ergebnis ist, daß Spanien als Entstehungsort unserer Symbolsammlung anzusehen ist; in Spanien läßt der Verfasser auch die meisten der nach Zeit, Ort und Urheber unbestimmten einzelnen Stücke der Sammlung entstehen.

Die Schrift ist als eine recht wertvolle zu bezeichnen. Der Verfasser steht auf der Höhe der heutigen Forschung und weiß sie, wo nötig, weiterzuführen.

Natürlich kann man im einzelnen oft anderer Meinung sein, da es sich um ein Gebiet handelt, auf dem nur größere oder geringere Wahrscheinlichkeit zu erreichen ist. Allein was den Gesamtcharakter der Handschrift angeht, so scheint uns des Verfassers Urteil mit entscheidenden Gründen gestützt.

Zu den Sententiae s. Patrum c. 9 n. 66 (S. 167) möchten wir uns die Bemerkung erlauben, daß unserer Ansicht nach dieser Abschnitt im Anschluß an Gregors des Großen zehnte Evangelienhomilie gearbeitet ist. Gregor sagt dort, der Himmel habe dem Erlöser Zeugnis gegeben durch den wunderbaren Stern, das Meer, indem es sich festigte unter seinen Füßen, die Erde durch ihr Beben, die Sonne durch ihre Verfinsterung, die Felsen durch ihr Zerreißen, die Unterwelt, indem sie die Toten zurückgab. Der Verfasser der erwähnten namenlosen Schrift behielt die Reihenfolge der drei ersten Zeugen bei; von den vier letzten bemerkte er, daß sie alle der Leidensgeschichte entnommen sind, und vereinigte sie also unter der Aufschrift Quid in eius passione actum sit videamus. Dadurch war aber für die Zeit vor dem Leiden die Zahl der Zeugen allzu gering geworden. Er sucht also für die Erde in ziemlich gezwungener Weise eine Zeugnisabgabe aus dem öffentlichen Leben des Herrn und läßt die Unterwelt auch vor der Leidenszeit schon auftreten, da sie den Lazarus zurückgegeben habe. — Muß es S. 164 Zeile 5 nicht heißen: *e* corde patris, mit Anspielung auf Ps. 44, 2: eructavit cor meum verbum (Verbum)? Daß Christus als „wiedergeboren“ per mysterium bezeichnet wird (S. 75), scheint uns ziemlich unverfänglich. Viele lateinische und griechische Väter lassen bei Christi Taufe die himmlische Stimme sprechen: „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt.“ Hieronymus (Anecdota Maredsolana vol. III, pars II, p. 396), Ps.-Augustin (Serm. 135, 1; 136, 1) u. a. wenden den Ausdruck „Wiedergeburt“ auf Christi Taufe an, vielleicht einfach deshalb, weil Wiedergeburt im Sprachgebrauch schon so gleichbedeutend mit Taufe geworden war, daß man an die ursprüngliche Wortbedeutung nicht mehr dachte. Auch Johannes von Nicäa spricht von einer dreifachen Geburt Christi. Die erste ist die Geburt aus der Jungfrau, die dritte die Auferstehung von den Todten — als neue Geburt bezeichnet Act. 13, 33; Kol. 1, 18 —, die zweite ist die Taufe im Jordan: δευτέρα γέννησις τὸ ἐν Ἰορδάνῃ βάπτισμα (De nativitate Domini, *Migne*, Patr. gr. XCVI, 1440).

C. A. Kneller S. J.

Commentarius in Deuteronomium. Auctore ***F. de Hummelauer*** S. J. (Cursus Scripturae Sacrae.) 8°. (VIII et 568 p.) Parisiis, Lethielleux, 1901. Preis *Fr.* 10.

Mit dem vorliegenden Kommentar über das Deuteronomium findet Fr. von Hummelauers Erklärung des Pentateuchs ihren Abschluß. Von den 568 Seiten des gesamten Kommentars entfallen 159 auf die Einleitung; diese bietet denn auch eine allseitig orientierende Darlegung der Kernfrage nach der Zusammensetzung des Deuteronomiums sowie des vom Verfasser gebotenen Lösungsversuches, der allerdings in mehr als einer Beziehung das Interesse des Lesers zu wecken geeignet ist.

Vor allem springt in die Augen, daß die gefeierte Wellhausensche Urdeuteronomiums-Hypothese auf den Kopf gestellt wird. Die Gesetzessammlung Deut. 12, 1 bis 26, 15 ist nach Wellhausen das Urdeuteronomium, der ursprüngliche Kern, an den sich die übrigen Teile des Deuteronomiums als Einleitungen oder Ergänzungen angegliedert hätten; nach Fr. v. Hummelauer hingegen ist eben diese Gesetzessammlung eine spätere Zugabe, die vom Propheten Samuel in die Thora Moses' eingeschoben wurde, das „Gesetz des Königtums", welches Samuel niederschrieb und vor Jahve, d. h. in seinem Heiligtum, hinterlegte (1 Sam. 10, 25); dieses „Gesetz des Königtums" enthielt die namentlich in der Richterzeit oder auch schon früher entstandenen und schließlich von Samuel endgültig gebuchten Satzungen. Gleicherweise erblickt der Verfasser in dem so rätselhaften Abschnitte Deut. 26, 16 bis 27, 26 Bruchstücke der Worte, welche Josue in das Buch der Thora Gottes geschrieben (Jos. 24, 26).

Daß die beiden Schrifttexte 1 Sam. 10, 25 und Jos. 24, 26 für des Verfassers Ansicht günstige Anhaltspunkte bieten, liegt auf der Hand. Indessen ruht der Schwerpunkt der Beweisführung auf dem Nachweis, daß die im Vordergrund der Erörterung stehende Gesetzessammlung nicht die Verhältnisse der mosaischen Zeit, sondern vielmehr die der Richterzeit, speziell der Zeit Samuels, widerspiegelt. Beispielsweise sei hier auf Deut. 16, 2 im Zusammenhalt mit Ex. 12, 3 hingewiesen. Während Ex. 12, 3 für das Phase-Opfer zwischen Lamm und Ziege die Wahl gelassen wurde, gestattet die Gesetzesnovelle Deut. 16, 2 auch den Ochsen als Opfertier. Woher diese Erweiterung des ursprünglichen Gesetzes, die Zulassung des Osterochsen an Stelle des Osterlammes? Der Verfasser sieht den Grund für die Novelle in den sturmbewegten Zeitläufen der Richterperiode. Die Jahr für Jahr erneuerten Einfälle feindlicher Horden, die Verwüstung des Landes und die Fortführung der Herden machten die Beobachtung des ursprünglichen Gesetzes überaus schwierig und für einen großen Teil des Volkes nahezu unmöglich. Ward jedoch der Ochse als Opfertier und die Vereinigung einer größeren Zahl von Familien für das Ostermahl zugelassen, so konnte der Gesetzesvorschrift in einer den Verhältnissen Rechnung tragenden Weise immerhin noch Genüge geschehen. Die Richtigkeit dieser Deduktion hängt nun freilich davon ab, daß Deut. 16, 2 der Ochse als Phase-Opfer für zulässig erklärt wird. Leider hat uns der Verfasser hiervon nicht zu überzeugen vermocht; wenn es a. a. O. heißt: „und du sollst als Phase(opfer) für Jahve, deinen Gott, Schafe und Rinder schlachten", so kann diese allgemeine Anweisung auf sämtliche am Osterfeste und in der Osteroktav darzubringende Schlachtopfer sich beziehen, ohne daß hierdurch für das eigentliche und hauptsächliche Opfer die Wahl zwischen Lämmern und Ochsen freigegeben würde. Indes ruht seine These auf breiterer Grundlage. Überzeugend sind z. B. seine Ausführungen über die sozialen Verhältnisse der Leviten während der Richterzeit; die Gesetzesnovellen über den Zehnten, über die Erstgeborenen des Viehes und die Erstlinge der Frucht, über die Pluralität der Kultstätten u. s. w. finden durch seinen Lösungsversuch eine, wie uns scheint, befriedigende Erklärung.

Das mosaische Gesetz erweist sich demnach, was der Verfasser immer wieder betont, nicht als ein starres Buchstabengesetz, wie mit Philo und Josephus das in Pharisäismus entartete, kritiklose Judentum behauptet, sondern als ein Gesetz, unter dem man leben konnte, als ein lebendiges Gesetz, das Elastizität genug besaß, um den jeweiligen Zeitverhältnissen angepaßt zu werden und das Leben eines Volkes auf Jahrhunderte hinaus zu beherrschen. Wie groß diese Elastizität gewesen, muß aus dem Alten Testament und vorzugsweise aus dem Deuteronomium erkannt werden.

Auf die sich erhebende Schwierigkeit, daß die einzelnen Vorschriften dieser Gesetzessammlung gleich den mosaischen Gesetzen mit der Formel: „Und Jahve sprach zu Moses" eingeleitet werden, antwortet Fr. v. Hummelauer durch den Hinweis auf einen analogen Fall im Gebiete des kanonischen Rechtes. Wie dort eine Reihe von Zusätzen zu Gratian mit „Palea" bezeichnet werden, wiewohl dieselben nicht von Paucapalea, dem Schüler Gratians und dem ersten Urheber solcher Zusätze, sondern von späteren Rechtslehrern herrühren, so kann auch die Formel: „Und Jahve sprach zu Moses" sowohl mosaische Gesetze einleiten als auch nachmosaische oder mittelbar mosaische, die zwar nicht im historisch-kritischen, wohl aber im legalen Sinne mosaische Gesetze sind.

Daß in Auslegung des Deuteronomiums von einer Tradition kaum die Rede sein kann, zeigt der Verfasser S. 2 ff. 13 ff. Anderseits betont er die schon von Hieronymus, Chrysostomus und andern Vätern erkannte Thatsache, daß die heiligen Bücher gegen das Ende der Königszeit argen Schaden litten, nachträglich aber wiederhergestellt wurden und wir es zunächst mit einem textus restitutus zu thun haben. Welch saure Arbeit diese Wiederherstellung dem Redaktor bereitet habe, davon zeugt das außer allem Kontext eingefügte suspirium Deut. 29, 29 (28): „Die Dunkelheiten (dieses Textes) muß ich Jahve, unserem Gotte, anheimgeben; was klar ist, ist uns und unsern Söhnen gegeben auf immerdar, damit wir thun alle Worte dieser Thora."

Die Ausführungen des Verfassers über die Inspiration S. 143. 145 ff. und über das Walten der göttlichen Vorsehung bezüglich der heiligen Bücher S. 13. 79. 100. 108 ff. 142. 155. 158 beanspruchen beim gegenwärtigen Stande der biblischen Studien ein besonderes Interesse und dürften auch in jenen Kreisen mit Nutzen gelesen werden, für welche Bernhard Stade in seiner „Geschichte des Volkes Israel" I (2. Aufl.), 41 den von grober Unkenntnis in der katholischen Dogmatik zeugenden Satz geschrieben: „Dem römischen Theologen ist es durch die Dogmatik seiner Kirche verwehrt, die von letzterer unvorsichtigerweise acceptierte jüdische Tradition über das Alte Testament zu verwerfen; er thut daher gut, sie gar nicht zu prüfen." Der Rationalismus weist die kirchliche Lehre über den Kanon und die Inspiration mit souveräner Verachtung von sich, vermag aber auch über die Tragweite dieser Lehre und ihr Verhältnis zur biblischen Wissenschaft zu keiner richtigen Auffassung vorzudringen.

Martin Hagen S. J.

Die Regensburger Buchmalerei des X. und XI. Jahrhunderts. Studien zur Geschichte der deutschen Malerei des frühen Mittelalters von **Georg Swarzenski.** gr. 4°. (228 S. mit 101 Lichtdrucken auf 35 Tafeln.) Leipzig, Hiersemann, 1901. Preis *M.* 75.

Den Glanzpunkt dieser wichtigen Arbeit bildet die meisterhafte Beschreibung und Würdigung des für Uota von Kirchberg, Äbtissin von Niedermünster zu Regensburg († 1025), geschriebenen und ausgemalten Perikopenbuches zu München, wohl des „bedeutendsten Werkes der abendländischen Buchmalerei seiner Zeit"; denn wenn auch das 10. und 11. Jahrhundert an prachtvollen, für die deutschen Könige geschriebenen Büchern nicht arm ist, erreicht doch keine seiner Leistungen den Wert des genannten, sobald man neben den Vorzügen der Zeichnung und Farbenharmonie auch den ikonographischen Gehalt und die Eigenart der Gemälde berücksichtigt. Eine Vorstufe zu dieser Prachthandschrift ist das zu Bamberg befindliche, um 990 geschriebene, mit vier Miniaturen versehene Regelbuch von Niedermünster. Ein in dasselbe gemaltes Bild der Uota giebt einen guten Maßstab zur Beurteilung des damaligen Stiles und des Könnens der Regensburger Miniatoren und zeigt, wie sie sich ihre Wege suchten und fanden, auf denen sie nach wenigen Jahrzehnten zu so reifen Früchten ersten Ranges gelangten, wie neben dem Uotakodex zwei für Heinrich II. geschriebene Bücher, ein Sakramentar zu Bamberg und ein Evangelienbuch der Vatikanischen Bibliothek zu Rom sind.

Obgleich diese beiden Bücher mit dem erstgenannten denselben Schulcharakter aufweisen, stammen sie doch nicht von derselben Hand und bleiben sie untereinander verschieden. Heinrichs Evangelienbuch erinnert vielfach an den Uotacodex und an die Schule, deren bekannteste Leistung der Trierer Egbertcodex ist; sein Sakramentar deutet einerseits auf byzantinische Vorlagen hin, anderseits auf den Codex aureus von St. Emmeram.

Letzterer war 870 für Karl den Kahlen geschrieben und ausgemalt, von König Arnulf von Kärnten nach St. Emmeram geschenkt worden und blieb für die Entwicklung der Regensburger Buchmalerei jahrhundertelang ein maßgebendes Vorbild. Unter Abt Ramwold (975—1001) wurden dessen Malereien restauriert und durch eine ganzseitige Miniatur vermehrt. Nicht weniger als drei seiner ursprünglichen Miniaturen und ebensoviele Ziertitel wurden für Heinrichs Sakramentar kopiert. Die beachtenswerteste dieser Nachbildungen stellt den Herrscher stehend dar. Seine Arme werden von den hll. Ulrich und Emmeram unterstützt, wie Aaron und Hur des Moses Hände emporhielten, bis Israel gesiegt hatte (2 Mos. 17, 12). Heinrich trägt mit Hilfe eines Engels die heilige Lanze, deren Spitze in einer von dem Kreuzeszeichen überragten Scheide steckt. Gott aber setzt ihm segnend die Krone aufs Haupt. Das Bild versinnbildet wohl die Worte, womit der König gleich andern Fürsten jener Zeit seine Urkunden begann: Dei gratia rex. Er steht also da als „König von Gottes Gnaden", dessen Patrone Ulrich und Emmeram sind. Das gegenüberliegende Bild, worin er in Mitte von vier huldigenden Gestalten thront, thut dar, wie die Unterthanen der verschiedenen Provinzen seine Autorität anerkennen.

Im Kalender dieses Sakramentars finden sich neben den „stärksten Beziehungen zu Regensburg“ auffallend viele Hinweise auf Trier, nämlich die Feste der Trierer Bischöfe Eucharius, Valerius, Paulinus und Nicetius, dazu die Namen der hll. Matthias, Willibrord, Kastor und Helena. Daß der Verfasser des Kalenders Usuards Martyrologium ausgiebig benutzt habe, scheint aus der auch dort am 21. Oktober gegebenen Notiz: S. Hilarionis patris nostri, zu folgen.

Der Regensburger Schule schreibt Swarzenski auch zwei jedenfalls eng zusammenhängende Perikopenbücher zu München (Clm. 15 713, Cim. 179) und im Salzburger Stift St. Peter zu. Da jedoch auch ersteres aus Salzburg stammt und die für die Herkunft aus Regensburg angeführten Gründe kaum beweiskräftig sein dürften, zeugen freilich beide für die in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu Salzburg und zu Regensburg herrschende Malweise, nicht aber speziell für letzteres. Angeblich soll eine zwischen Mariä Geburt (8. Sept.) und St. Michael (29. Sept.) stehende, leider der Überschrift entbehrende Perikope nur für das Fest des hl. Emmeram gelten können, also beweisen, die Handschrift sei für dessen Kloster in Regensburg hergestellt worden. Nun hat aber in den von Swarzenski mit dankenswerter Vollständigkeit und mit vieler Mühe hergestellten Verzeichnissen der Regensburger Feste und Perikopen S. 216 der Tag des hl. Emmeram (22. Sept.) die Perikope: Videns Jesus turbas. Die von der in Rede stehenden Handschrift (Clm. 15 713) angegebene Perikope: Confiteor tibi pater (Matth. 11, 25) wird also zu dem nach S. 203 zu Salzburg am 24. September gefeierten Feste des hl. Rupert gehören. Mit ihr spricht auch das Titelbild des Codex, worin der thronende Heiland den Apostelfürsten deren Vollmacht erteilt, und das an ähnliche alte christliche Darstellungen erinnert, für die Entstehung des Buches in St. Peter zu Salzburg. Der S. 126 als merkwürdig bezeichnete Zusatz: Gloria tibi Domine zu den Worten: Initium sancti Evangelii secundum Matthaeum oder: Sequentia sancti Evangelii secundum Lucam (S. 105) ist die in jeder heiligen Messe übliche Antwort zum Titel der Perikope. Die in einer Litanei angerufenen Virtutes (S. 34) sind nicht „Tugenden“, sondern bilden einen Chor der Engel. Die Taf. 24 Nr. 60 abgebildete Miniatur gehört zur Perikope der dritten Weihnachtsmesse (Joh. 1, 1 f.) und schildert die Predigt des Täufers (vgl. Beissel, Des hl. Bernward Evangelienbuch im Dom zu Hildesheim, Taf. 12). Die beiden auf Taf. 24 Nr. 62 und Taf. 28 Nr. 76 publizierten Malereien stellen nicht den Besuch der Apostel Petrus und Paulus am Grabe des Herrn, sondern den Tod des Lieblingsjüngers dar, welcher lebend in sein Grab stieg und dort verschied (vgl. Zeitschr. f. christl. Kunst VII [1894], Sp. 67).

Als letztes Werk der Regensburger Buchmalerei des 11. Jahrhunderts charakterisiert Swarzenski das um 1090 in St. Emmeram geschriebene und ausgemalte Evangelienbuch Heinrichs IV. im Dome zu Krakau, welches sich an die beiden oben genannten Bücher aus Salzburg anschließt und deren Stil weiterentwickelt unter Anlehnung an spätere Werke der Schule des Egbertcodex zu Trier und einer andern großen bayrischen Schule des 11. Jahrhunderts. Bei Einführung dieses Denkmals schildert der Verfasser den in der zweiten Hälfte

des 11. Jahrhunderts eintretenden Umschwung im Geistesleben als begeisterter Lobredner Heinrichs IV. in einseitiger Auffassung. Wollte er über den Rahmen der Buchmalerei hinausgehen, so hätten die um 1060 entstandenen Figuren des nördlichen Portales von St. Emmeram eine gute Parallele zu den Malereien geboten und den Charakter der Künstler des genannten Klosters klarer erkennen lassen.

Neben den bis dahin erwähnten Hauptwerken behandelt das Buch eine große Zahl weniger hervorragender, nur mit Initialen oder vereinzelten Miniaturen versehener Handschriften der Regensburger Schreibschulen. Ausgedehnte Kenntnis frühmittelalterlicher Codices und ein feiner, durch gründliche Studien geschärfter Blick haben geholfen, in der schönen Publikation eine höchst beachtenswerte neue Grundlage zur Beurteilung süddeutscher Kunstthätigkeit zu liefern. Möchte sie die wohlverdiente Aufnahme und Verbreitung finden nicht nur wegen des bereits Gebotenen, sondern auch weil sich dieselbe als ersten Teil der „Denkmäler der süddeutschen Malerei des frühen Mittelalters" ankündigt. Die alten illustrierten Handschriften sind so reiche Quellen für die Erkenntnis der Kulturentwicklung des deutschen Volkes, daß man entschieden wünschen muß, auch die außerhalb Regensburg entstandenen Buchmalereien des 10. und 11. Jahrhunderts möchten vom Verfasser in so gründlicher und belehrender Art behandelt werden.

Daß mit Rücksicht auf Einzelheiten des Buches Meinungsverschiedenheiten hervortreten, läßt sich bei der großen Schwierigkeit der Behandlung des weitschichtigen, in so viele Bibliotheken verstreuten Materials und bei dem Mangel an guten Vorarbeiten nicht vermeiden.

Steph. Beissel S. J.

1. **Études sur la langue et la Grammaire de Cicéron.** Thèse présentée à la faculté des lettres de l'Université de Paris par ***Jules Lebreton.*** 8⁰. (XXVIII et 472 p.) Paris, Hachette, 1901. Preis *Fr.* 10.
2. **Caesariana Syntaxis quatenus a Ciceroniana differat.** Thesim facultati litterarum Universitatis Parisiensis proponebat ***Julius Lebreton.*** 8⁰. (VIII et 118 p.) Paris, Hachette, 1901. Preis *Fr.* 3.

1. Die Syntax Ciceros ist noch zu schreiben, im Werke P. Lebretons erblicken wir die bedeutendste Vorarbeit unter allen, welche bisher erschienen sind. Allerdings kommen nur einige wichtigere Punkte der ciceronianischen Syntax zur Sprache, die Behandlung ist aber erschöpfend und vielfach geradezu abschließend, da für maßgebende grammatikalische Thatsachen nicht bloß ausgewählte Beispiele, sondern alle vorhandenen oder wenigstens alle charakteristischen Fälle angeführt werden. Mehr als 7000 Sätze aus Cicero sind zu dem Zwecke genau analysiert und in die Untersuchungen eingereiht.

Selbst auf einem so fleißig angebauten Feld, wie dem der consecutio temporum, gelang es Lebreton, wichtige Ergänzungen zu den Theorien Wetzels, Lattmanns, Lievens, Riemanns, Hales und Kluges zu liefern.

Lebretons Theorie steht der Lattmanns am nächsten, nimmt aber mehr Rücksicht auf die vorliegenden Thatsachen. Mit Recht wird der absolute und relative Zeitgebrauch festgehalten und unwiderleglich dargethan; zugleich wird aber auch dieselbe Unterscheidung für die indikativischen Sätze ausgenutzt und anderseits die selbständige Anwendung der Tempora in den konjunktivischen Nebensätzen betont (p. 208—279).

Auch so bedeutende Monographien wie die Weisweilers, Snellmans und Deeckes über das Gerundium, die Blases über den Konjunktiv des Präsens in Bedingungssätzen, die Anz' über die Übereinstimmung des Prädikates mit mehreren Subjekten und verschiedene Arbeiten des Mustergrammatikers Riemann werden sorgfältig nachgeprüft und ergänzt oder widerlegt.

In die Litteratur über das Gerundium hatte sich der Herr Verfasser schon früher mit einer Arbeit eingeführt (Mém. Soc. Ling. XI, 145 ss.). Seine jetzigen Ausführungen gegen Weisweiler sind um so wichtiger, als dessen geistvolle Studie nicht gebührend Rücksicht nimmt auf das klassische Gesamtmaterial und dennoch wegen ihrer sonstigen Vorzüge auch ganz bedeutende Grammatiker auf ihre Seite brachte.

Mit Recht betont Lebreton, daß das Gerundium und Gerundivum nicht etwa ausnahmsweise, sondern sehr häufig dem deklinierten Infinitiv oder einem Verbalnomen gleichkommt (p. 379—400). Das ist das wichtigste Resultat gegen Weisweiler, welcher seine Behauptung, daß „das Verbaladjektiv auf -ndus im Lateinischen klar und entschieden als ein Participium futuri passivi" zu gelten habe, nicht zu erweisen vermochte. Die Beispiele aus Cicero könnten noch vermehrt werden. Zumal dürfte die Schrift De finibus manches bieten. Ich erinnere an das klassische Beispiel (Fin. I, 17, 56): At contra gaudere nosmet omittendis doloribus. Zu vergleichen ist auch (Fin. II, 12, 38): nec ulla de summo bono ratio aut voluptatis non dolendive particeps, aut honestatis expers probabitur. Sehr bezeichnend steht Tusc. II, 56: in iactandis caestibus (= beim Schleudern). Meine diesbezüglichen Kollektaneen über Cäsar (De bello civili), Sallust (De bello Iugurth.) und Tacitus (Annal. II) weisen ähnliche Resultate auf.

Zur Beurteilung der Methode sind zwei Abschnitte bei Lebreton von besonderem Interesse. Blase hatte im zehnten Bande von Wölfflins Archiv eine Arbeit veröffentlicht, in welcher er zu erweisen suchte, daß die Form si sit — sit aus der lateinischen Sprache rasch verschwunden ist, und daß sie selbst in der klassischen Zeit mit Ausnahme der philosophischen Schriften Ciceros seltener auftritt als si sit — est und si sit — erit. Für Cicero hatte Blase alle Beispiele aufgesucht. Lebreton prüfte alle ciceronianischen Fälle nochmals, und da er für den Gebrauch des Indikativs im Hauptsatze meist ganz bestimmte Gründe fand, gelangte er zum umgekehrten Ergebnis, welches denn auch wissenschaftlich und methodisch höher anzuschlagen ist als das auf einem allzu mechanischen Vorangehen fußende Blases. Eine wertvolle Beigabe dazu ist bei Lebreton der zweite Anhang, worin alle Bedingungssätze zusammengestellt sind, welche nicht mitgezählt wurden; dadurch wird eine Kontrolle sehr erleichtert (p. 349—365; p. 427—433).

Eine zweite methodisch wertvolle Abhandlung ist die über das Prohibitivum. Im Jahre 1894 hatte Elmer im American Journal of Philology die Be-

hauptung zu begründen gesucht, die Form ne mit dem Konjunktiv des Perfekts sei der klassischen Prosa fast ganz unbekannt; dagegen sei ne mit dem Konjunktiv Präsens keine Seltenheit. Damit war die traditionelle Regel auf den Kopf gestellt. Lebreton unterzog alle Beispiele bei Cicero einer nochmaligen Prüfung und bewies, daß Elmer mit Unrecht eine Reihe von Fällen von ne mit dem Konjunktiv Perfekt nicht mitgezählt hatte; so fand er nicht bloß sieben Beispiele, sondern 43 bei Cicero allein. Dagegen läßt sich ne mit dem Präsens Konjunktiv als Prohibitiv in keinem einzigen Falle mit Bestimmtheit nachweisen, weil die Verbalform stets aus andern Gründen zu erklären ist (p. 293—306).

Die Studien über die abstrakten Substantiva (p. 32—75 u. 421—427) und das Reflexivum (p. 111—149) sind durch ihre abschließende Vollständigkeit ausgezeichnet; so auch, trotz des Mangels an Vorarbeiten, der Abschnitt über die objektlosen transitiven Verba (p. 150—186).

Die Zeitwörter sind mit einem außerordentlichen Fleiß zusammengetragen. Trotzdem dürften einige wenige Ergänzungen nicht unwillkommen sein. Es ist übrigens möglich, daß ich in dem einen oder dem andern Fall von einem andern Gesichtspunkt ausgehe als der Herr Verfasser.

Zu den Zeitwörtern, die sowohl absolut als auch transitiv gebraucht werden, rechne ich demnach noch: adipisci (?), deterrere, ferre (noch in einem andern Sinn als dem p. 160 angegebenen), laetari, obicere (auch ohne de), praeterire. Zu den p. 166 unter 8. genannten Verben gehört noch succensere. Obsistere kann man zu den transitiven rechnen mit Rücksicht auf die bessere Lesart Caec. 36.

Sehr bemerkenswert sind die Beispielsammlungen Lebretons für den Indikativ in der indirekten Rede und den Infinitiv in Relativsätzen (p. 365—376). Den Detailforscher wird u. a. die Bemerkung über quia mit dem Infinitiv (p. 375 sqq.) ausnehmend interessieren. Von hohem syntaktischen Wert sind die drei Abschnitte über die konsekutiven Relativa, über cum und über antequam und priusquam bei einer wiederholten Handlung (p. 307—348).

Nach den abschließenden Untersuchungen Lebretons wird man gewisse Konstruktionen definitiv als ciceronianisch anerkennen müssen. Wir können hier nur einiges andeuten. Es handelt sich natürlich nicht um ganz neue Beobachtungen, sondern um umfassendere Beispielsammlungen. Der bekannte freiere Gebrauch von quisque wird durch eine stattliche Reihe von Beispielen beleuchtet. Zu den 48 Fällen erlaube ich mir aus meinen Sammlungen noch hinzuzufügen: Rep. I, 38: Quot modis *quidque* dicatur. Ibid. III, 18: tribuere id *cuique*, quod sit quoque (?) dignum. Tusc. V, 38: earum quaeque, suum tenens munus, . . . manet in lege naturae.

Auch der Gebrauch des Demonstrativums in Fällen wie: exclusis sententiis reliquorum, *haec* antiquorum valeat necesse est (Fin. 5. 8. 9) darf, wie Lebreton nachweist (p. 92—96), nicht mehr als verpönt gelten. Homo oder vir läßt Cicero bei der Apposition nicht selten aus (z. B. M. Marcellus, . . . summa virtute, pietate, gloria militari, periit in mari; Planc. 21, 52) (p. 82—84); klassisch ist der kollektive Gebrauch von Ländern und Städten statt der Bewohner (p. 75—78). Statt des Futurums steht auch bei Cicero nicht

selten das Präsens, ohne daß die Klauseln nötig wären, unter welchen die Grammatiker diesen Gebrauch zu gestatten pflegen (p. 188—193). Ciceronianisch, obwohl eine Ausnahme, ist die Auslassung des pronominalen Accusativs beim Acc. c. inf. in Fällen wie Leg. 2. 3. 7: ego effugisse arbitrabar (p. 376—379). Es wäre Zeit, daß man auch für die Schulgrammatiken von diesen Thatsachen ausgiebigen Gebrauch machte.

2. Eine willkommene Ergänzung dieser ausgezeichneten Arbeit ist die lateinische Dissertation desselben Autors über die Unterschiede der Ciceronianischen und Cäsarianischen Syntax. Ist diese Schrift auch etwas aphoristisch gehalten, so wird sie doch den Verfassern lateinischer Grammatiken und den Gymnasiallehrern vorzügliche Dienste leisten, da sie neue Gesichtspunkte bietet, und viele Ergebnisse, welche sich in andern Monographien zerstreut vorfinden, neu prüft und zusammenstellt.

Aus dem reichen Inhalt können wir hier nur einiges herausheben.

Um mit einer kleinen Aussetzung zu beginnen, glauben wir nicht, daß die zwei Formen vallis und stimulis in Verbindung mit se induere (B. G. VII, 73, 4 und 82, 1) als Dative gefaßt werden können (p. 3).

Wie Lebreton im Anschluß an frühere, zumal deutsche Arbeiten hervorhebt, setzt sich Cäsar oft über die Regel hinweg, daß in der Konstruktion des Abl. abs. das Nomen im herrschenden Satz nicht zum Ausdruck kommen dürfe. Die Beispiele bei Cicero sind selten (p. 8—11). Auch ist bei Cäsar im Gegensatz zu Cicero die Verbindung des Reflexivums durch das Demonstrativpronomen häufig (p. 16 sqq.). Recht dankenswert ist der Abschnitt über den Gebrauch der Casus bei den mit Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörtern (p. 1—5). Auch die neuesten Grammatiken bieten hier viele Ungenauigkeiten.

Leider hat der Herr Verfasser seinen Stoff sehr beschränkt. Mit Nutzen hätten bei dieser Gelegenheit oder in dem großen Werk über Cicero alle einschlägigen Verba sowohl bei Cicero als bei Cäsar behandelt werden können. Die Komposita mit in und cum bieten weniger Schwierigkeiten, nicht so die mit ad. Bei den folgenden Verben, auf welche ich aufmerksam machen möchte, ist meist der durchschnittliche (nicht ausschließliche) Gebrauch bei Cicero berücksichtigt: accedo (ad), accido (alicui, aber auch ad oculos, ad aures), accubo (alicui), accumbo epulis, aber auch in convivio, accurro (ad laudem), addo (meist ad), ebenso adduco, adfigo (ad), adgrego (ad), adicio (oculum haereditati, ad omnia oculos), adiungo (Dat; örtlich ad; aber auch im übertragenen Sinne meist ad), adrepo ad amicitiam, applico (ad). — Wenn auch manche dieser Zeitwörter bei Cäsar nicht vorkommen, hätte doch ihre Behandlung die ganze Frage ins rechte Licht gesetzt.

Ungern vermißt man in der zweiten Schrift Bemerkungen über adeo, aggredior, ineo, ingredior, invehor.

Auch im Gebrauch der Modi waltet, wie Lebreton gut ausführt, zwischen beiden Klassikern ein Unterschied ob, zumal im Gebrauch des bloßen Konjunktivs nach den Verben des Bittens und Befehlens, sodann in den Iterativsätzen und in der Konstruktion von antequam und priusquam (p. 34—50).

Auf p. 105 sqq. werden verschiedene Zeitwörter aufgeführt, auf welche bei Cäsar quin folgt, während Cicero sie niemals mit dieser Konjunktion verbindet.

Um diese Thatsache mehr auszunützen, hätten auch alle Verben genannt werden dürfen, welche Cicero im Gegensatz zu Cäsar mit quin konstruiert. Erinnert sei bloß an: quin serviant, id quidem *fieri non potest* (Republ. I, 50) und: *fieri nullo modo poterat*, quin Cleomeni parceretur (Verr. V, 104). Diese Konstruktion ist übrigens bei Cicero ganz vereinzelt. Er gebraucht auch quin nach *facere non possum;* ja einmal (Phil. XI, 36) steht sogar: . . . eos tantum abest ut ornem, ut *effici non possit*, quin eos tam oderim, quam rem publicam diligo.

Auch sonst richtet sich die Anwendung der Konjunktionen, Partikeln und zumal die der Präpositionen bei Cicero und Cäsar nach ziemlich verschiedenen Regeln (p. 78—109). Im allgemeinen sei, schreibt Lebreton, Cäsar mehr darauf bedacht als Cicero, die Vulgärsprache zu meiden, und befleißige sich der Kürze und Präcision, während bei Cicero Schönheit und Wohlklang maßgebend seien.

Zum Schlusse können wir uns nicht versagen, unserer Bewunderung Ausdruck zu geben für die ausgedehnte Litteraturkenntnis, die philologische Akribie und die sichere Methode Lebretons. Dazu gesellt sich die liebenswürdigste Bescheidenheit und feinste Artigkeit bei Behandlung der Ansichten anderer Gelehrten. Wenn irgend jemand, so hat der Herr Verfasser den Beruf, eine mustergültige Syntax Ciceros zu schreiben.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

1. **Im Banne der Wiedertäufer.** Roman aus dem 16. Jahrhundert von **Ad. J. Cüppers.** 8°. (342 S.) Berlin, Köln, Leipzig, A. Ahn, 1896. Preis brosch. *M.* 4; geb. *M.* 5.

2. **Der König von Sion.** Drama in fünf Akten von **Ad. J. Cüppers.** 8°. (122 S.) Berlin, Köln, Leipzig, A. Ahn, 1897. Preis *M.* 2.

Wenn man es auch nicht gerade Iliadem post Homerum nennen will, so ist und bleibt es doch ein gewagtes Stück, nach R. Hamerling die Wiedertäufer Münsters und ihren Schneiderkönig episch oder überhaupt poetisch zu behandeln. Doch jeder Dichter hat das Recht, daß seine Schöpfung vor allem in sich und nach den ewig gleichen Gesetzen der Kunst gemessen werde, und deshalb weisen auch wir jeden Vergleich der Hamerlingschen Epopöe mit dem vorliegenden Roman oder Drama ab. Es muß etwas auffallen, daneben aber auch wieder doppelt interessieren, daß der Dichter denselben Stoff gleich in doppelter Dichtungsart, einmal in erzählender und dann in dramatischer Weise, zu behandeln unternimmt. Sehr geschickt wählt er zum Träger des Romans eine Phantasiefigur, weil er so die nötige epische Freiheit und vor allem eine spannende einheitliche Handlung gewinnt; für das Drama gilt ihm der geschichtliche Hauptheld auch als Träger der poetischen Entwicklung. Daß die Schreckenstage von Münster in sich den Stoff für eine epische Behandlung bieten, ist fraglos; nicht so leicht möchten wir die Frage nach der Dramatisierbarkeit der geschichtlichen Thatsachen beantworten, es sei denn, man erfinde auch hier eine Phantasiehandlung, deren Milieu und Hintergrund die Zeitereignisse sind. Das Cüppersche Drama scheint uns die Frage nicht zu lösen, wenigstens bedünkt es uns mehr episch als dramatisch zu

sein. Es fehlt an der einheitlichen, aus sich selbst sich entwickelnden Handlung und deren inniger Verbindung mit dem Charakter. Es ist jetzt gewiß ein Fortschreiten von Akt zu Akt, aber der Zuschauer sieht nicht die treibende Kraft. Im ersten Akt wird die Gütergemeinschaft proklamiert, im zweiten Johann zum König ausgerufen, im dritten die Vielweiberei gestattet, im vierten beginnt die Uneinigkeit unter den Führern, die sich im fünften zum völligen Untergang der Schandwirtschaft auswächst. Zwischen dem zweiten und dritten Akt ist eine gewisse innere, aber doch fast zufällige Verknüpfung durch das Dazwischentreten Divaras, die endlich befriedigt werden will und so Johann auf die Idee der Vielweiberei bringt, falls er sie bis dahin nicht hatte; dadurch, daß nun durch die Vielweiberei Knipperdollings Tochter und Nichte beleidigt werden, erklärt sich auch in etwa, wie diesem die Augen aufgehen und er zum Antagonismus gegen den König kommt. Aber es will uns bedünken, als ließe der Dichter seine Personen für gewöhnlich allzusehr mit festen Entschlüssen und Thatsachen vor uns treten, statt uns die innere Entwicklung und den dramatischen Kampf zu zeigen. Es ist nicht einmal fraglos, wie er sich eigentlich den Charakter Johanns gedacht hat. War er Schwärmer oder Betrüger? Aus den Reden vor dem Volk und den Parteigängern geht das nicht hervor; der einzige Monolog (V, 3) ist noch so pathetisch, daß man fast auf den Gedanken kommt, er sei bloß Schwärmer, obgleich dies mit andern Stellen kaum zu vereinigen ist. Wahrscheinlich hat der Dichter die Charakteristik absichtlich unentschieden gehalten, aber uns dünkt, ein solcher problematischer Charakter sei kein tragischer Charakter, wenigstens fehlt es ihm an dem Zug ins Große der Leidenschaft, Johann ist und bleibt „der Schellenkönig Hans". Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, der Dichter habe seinen tragischen Gedanken in die letzten Verse zusammengedrängt, die der bischöfliche Offizier gleichsam als Epigramm ausspricht:

„Da liegt er nun, der Schellenkönig Hans,
Und Münster steht in Flammen!"

als wollte er sagen: Wie war's möglich, daß ein Narr wie der Leydener Schneider eine ganze Stadt wie Münster dem Verderben zuführen konnte! Dieser gewiß tragische Gedanke tritt aber in der Handlung selbst nicht genugsam hervor. Es ist nicht genug Widerstand von seiten der Guten, alles geht wie am Schnürchen, ganz wie Johann vorgiebt, es geträumt zu haben. Anderseits sprechen wir es ebenso entschieden aus, daß wir es im „König von Sion" mit einer sorgfältigen Arbeit, mit einem ernsten Kunststreben und einem schönen Talente zu thun haben. Die Sprache ist eher zu fein und gesucht als zu vernachlässigt und gewöhnlich. Es verlohnte immer einen Versuch, die Dichtung auf die Bühne zu bringen, vielleicht daß ein genialer Darsteller den Johann zur richtigen Geltung brächte. — Mehr Leben als im Drama herrscht in der Erzählung. Die Bewegung ist eine leichtere, die Beleuchtung eine allseitigere; die Haupthandlung, das Verhältnis Evas zu Herding, ist ein allgemein menschlicheres und tiefer motiviertes. Es fehlt nicht an Scenen, die tragischer wirken als das Drama, weil es zu einem fühlbaren und sichtbaren inneren Konflikt kommt. Der Leser

schaut wenigstens, was die erfundene Haupthandlung angeht, klar in das Getriebe der Beweggründe. Freilich was die Haupt- und Staatsaktion der Wiedertäuferei angeht, bleibt ihm auch hier manches Problem ungelöst, manches historische Ereignis muß er auch hier als Ereignis einfach hinnehmen, so sehr sich auch die menschlich und künstlerisch berechtigte Frage nach dem Wie und Warum aufdrängt. Indes gestehen wir gern, daß wir die Erzählung, wie sie vorliegt, in ihrer geschickten Führung, ihrer reichen Gruppierung, edlen Vortragsweise und künstlerischen Tendenz für ein wirklich gutes Volksbuch über einen Gegenstand halten, der von jeher auf die Volksphantasie seine ganz besondere Wirkung gehabt hat. Den schwierigen Punkt, den Leser nicht allzusehr mit Miasmen der Sittenlosigkeit jener Tage zu behelligen, hat der Dichter sowohl im Drama als im Roman sehr glücklich gelöst. Es ist uns in der Erzählung nur e i n Wort aufgefallen, das etwa noch geändert werden könnte, ohne der Sache zu schaden.

Wilh. Kreiten S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Praelectiones scholastico-dogmaticae, quas habebat Camillus Cardinalis Mazzella, tractatibus qui deerant locupletatae atque in compendium redactae, auctore H o r a t i o M a z z e l l a, philosoph. et theol. doctore, archiepiscopo Rossanen. Editio altera. 8°. Vol. I. (402 p.), Vol. II (530 p.), Vol. III (420 p.). Romae, Desclée, Lefebvre et Soc., 1899—1900. Preis *Fr.* 15.

Die theologischen Schriften des Kardinals Mazzella, ein beliebtes Nachschlagewerk, zeichnen sich bekanntlich aus durch eine klare Zusammenstellung der klassischen Lehren theologischer Meister. Den Traktaten schadete einigermaßen ihre allzu große Breite. Diesem Übelstand abzuhelfen, giebt der Neffe des Verewigten ein Kompendium heraus, von dem drei Bände nunmehr in 2. Auflage vorliegen. Diese Bände umfassen die einleitenden apologetischen Traktate, die Lehre vom Glauben, von Gott, der Menschwerdung und der Gnade. Die Klarheit erlitt im ganzen durch die Kürze keine Einbuße.

Der christliche Pilger auf dem Weg zur ewigen Heimat. Nach dem englischen Original von R o s a M a r i a F r e i i n v o n B e c h t o l s h e i m. 8°. (VIII u. 388 S.) Mainz, Kirchheim, 1901. Preis *M.* 3.50; geb. *M.* 4.50.

Das Original dieses Werkes gefiel in England ausnehmend gut. Mit Recht. Die darin gebotene Ascese ist eine gesunde, kräftige und anregende Pflichtenlehre. Eine etwas gemütliche Breite soll die Lesung erleichtern, sie hemmt aber hie und

da den raschen und klaren Fortgang des Gedankens. Die Verfasserin schreibt trefflich deutsch und wird gewiß auch bei uns ihrem Buch viele Freunde erwerben. Es enthält nichts Gesuchtes und Weichliches. Wenngleich zunächst für Weltleute bestimmt, wird es doch auch im Pfarrhaus und im Kloster ansprechen.

Principes d'Anthropologie Générale. Par l'Abbé N. Boulay, docteur ès sciences, professeur à l'université catholique de Lille. 12°. (XVI et 334 p.) Paris, Lethielleux, 1901. Preis *Fr.* 3.50.

Das Buch behandelt in drei Teilen die Objektivität unserer Erkenntnis, die Psychologie des Menschen im engeren Sinne (L'être humain individuel) und die Menschen nach ihrem Ursprung, Ziel und ihren sozialen Beziehungen. Der erste Teil wurde vom zweiten offenbar getrennt, um den in Frankreich überhandnehmenden Idealismus ausführlicher behandeln zu können. Man findet hier interessante Aufschlüsse über einige neuere philosophische Strömungen in unserem Nachbarlande. Der zweite Teil bietet einen kurzen physiologischen Abriß und berücksichtigt sonst besonders moderne materialistische und positivistische Irrtümer. Der dritte Teil stellt sich dar als eine Art Prolegomena zur Ethik und Sozialwissenschaft. Als allgemeine Einleitung zur individuellen und sozialen Psychologie ist die Schrift recht lesenswert.

Parochialis methodus instruendi pueros primis christianae fidei veritatibus eosque ad primam communionem provehendi breviter explicata et proposita ab Aloysio Danieli, parocho Insulae Abbatis in Dioec. Patav. 8°. (78 p.) Romae, Desclée, Lefebvre et Soc., 1900. Preis *Fr.* 1.25.

In Italien wird das Büchlein gewiß Nutzen stiften und willkommen sein. Bei uns ist man ja an höhere Anforderungen gewöhnt, aber ein gewisses historisches Interesse mag die Schrift für manchen Religionslehrer und Katecheten haben.

Gemüt und Gemütsbildung. Sozial-pädagogische Studien über die Erziehung des Volkes in Familie, Schule und Leben. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage von Paul Röntgen. kl. 8°. (XII u. 368 S.) Kempten, Kösel, 1900. Preis *M.* 3.20.

Der Lehrer und Erzieher wird diese hübsche Schrift, welche viele neue und fruchtbare Gesichtspunkte bietet, mit Nutzen und Freude lesen. Über einige philosophische Schwächen und physiologische Ungenauigkeiten wird er hinwegsehen, um vom gemütreichen, geistreichen Verfasser zu lernen, wie man bei der Erziehung und beim Unterricht das Gemüt des Kindes beeinflussen soll und wie man selbst bis ins späte Alter an der Ausbildung des eigenen Gemütes arbeiten kann. Die aufrichtige und tiefe Religiosität, welche das Buch durchzieht, hätte nur gewonnen, wenn an einigen Stellen patriotische und religiöse Motive besser auseinander gehalten worden wären.

Katechetische Handbibliothek. Praktische Hilfsbüchlein für alle Seelsorger. In Verbindung mit mehreren Katecheten herausgegeben von Franz Walk, Pfarrer und Redakteur der „Katechetischen Blätter". 12°. Kempten, Kösel.

39. Bändchen: **Soziale Christenlehren.** Wegweiser zur Lösung der sozialen Frage von Bruno am Rhein. (VIII u. 304 S.) 1900.

40. Bändchen: **Epistel-Worte.** Dargeboten von Aloysius Stanislaus. (VIII u. 330 S.) 1900. Preis des Bändchens *M.* 1.80; geb. *M.* 2.10.

Manche Seiten der „Sozialen Christenlehren“ enthalten recht brauchbaren Stoff zu zeitgemäßen Katechesen, z. B. die Abhandlungen über Selbsthilfe, Sparsamkeit, Häuslichkeit, Religion, Zufriedenheit und über die Tugenden des Arbeiters. Gehören aber in diese Katechesen auch die Ausführungen über die Pflichten der Lehrer und die Sorge, womit „fast alle Regenten aus dem Hause Hohenzollern in Preußen und in Deutschland stets auf das Wohl ihrer Unterthanen bedacht waren“? Die Aufgabe des Staates ist jedenfalls zu weit ausgedehnt, bis auf die Sorge, daß der Arbeiter „die zum Lebensunterhalt nötigen Speisen, Getränke und Kleidungsstücke billig und gut einkaufen kann“, sowie auf die Einrichtung von „Konsumvereinen, Lesehallen und Volksbibliotheken“. — Das vierzigste Bändchen knüpft an einzelne Worte der sonntäglichen Epistel verschiedene, oft geistreiche und gehaltvolle Gedanken. Mehr als die Hälfte der Worte jeder Zeile ist gesperrt gedruckt.

Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Fünfter Band. I. Die Kunstdenkmäler der Kreise Gummersbach, Waldbröl und Wipperfürth. Im Auftrage des Provinzialverbandes der Rheinprovinz bearbeitet von Edmund Renard, herausgegeben von Paul Clemen. gr. 8°. (VI u. 136 S. mit 6 Tafeln und 74 Abbildungen im Text.) II. Die Kunstdenkmäler des Kreises Mülheim am Rhein. Im Auftrag des Provinzialverbandes der Rheinprovinz in Verbindung mit Edmund Renard bearbeitet von Paul Clemen. (VI u. 160 S. mit 12 Tafeln und 92 Abbildungen im Text.) Düsseldorf, Schwann, 1900 f. Preis *M.* 5 und *M.* 4.50.

Die im I. Heft des fünften Bandes behandelten Kreise sind zerklüftet und unfruchtbar, waren im Mittelalter schwach bevölkert, wurden erst spät von Köln aus christianisiert. Gummersbach, Morsbach und Wipperfürth besitzen bedeutende romanische Gotteshäuser, kleinere finden sich häufig. Nur in Marienhaide steht eine bedeutendere gotische Kirche mit wertvollen Chorstühlen aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Gute Glasgemälde derselben Zeit haben sich in Lindlar erhalten, sehr sorgfältig im Jahre 1595 ausgeführte in der Kapelle des Schlosses Ehreshoven, ein kostbarer Kelch des 14. Jahrhunderts zu Wipperfürth.

Das II. Heft bringt treffliche Aufnahmen der wichtigen Kirche von Altenberg und der in derselben erhaltenen Kunstdenkmäler. Sie wurde sieben Jahre nach der Grundsteinlegung des Kölner Domes begonnen unter Leitung des Meisters Walter und nach etwas mehr als einem Jahrhundert durch den Cistercienser Raynold vollendet. Von der Prämonstratenserkirche in Dünnwald ist noch der Westbau mit dem Mittelschiff erhalten. Der interessante, im Beginn des 18. Jahrhunderts errichtete Bau des neuen Schlosses zu Bensberg und eine Reihe wertvoller Elfenbeintafeln im Besitze des Grafen Fürstenberg zu Stammheim werden durch gute Abbildungen erläutert. Wie sie, so zeichnet sich auch der auf gründlicher Quellenforschung beruhende, klare und knappe Text vor den meisten Werken dieser Art wiederum so vorteilhaft aus, wie es bei den vorhergehenden Bänden der Fall war.

Kulturstudien von Dr. Richard von Kralik. 12°. (372 S.) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung, 1900. Preis *M.* 2.

Gedanken und Erörterungen über die höchsten Fragen des heutigen Geisteslebens, über Glauben und Wissenschaft, Litteratur und Kunst, Erziehung und Heimats-

liebe, sind in 24, meist kurzen Aufsätzen niedergelegt. Manche derselben waren als Vorträge bei Versammlungen und Artikel in verschiedenen Zeitschriften schon zum Druck gekommen, was das öftere Wiederkehren einiger Hauptgedanken erklärt. Es war recht gethan, diese Stücke zu sammeln; mögen sie Beachtung und Leser finden nach ihrem Wert! Der Titel, vielleicht das wenigst Glückliche an dem gehaltvollen Buche, darf nicht abschrecken. „Studie“ soll hier nur besagen, daß alles ernst durchdacht, die Frucht reichen Wissens und Schaffens ist. Die Aufsätze lesen sich ansprechend und wirken erfrischend; hier weht nicht Schulweisheit, sondern lebendiger Geist. Ein sieghaftes katholisches Hochgefühl bricht ganz unbefangen sich Bahn, doppelt wohlthuend und bedeutungsvoll unter der Ungunst des Augenblicks. „Alle Bestrebungen der Gegenwart beweisen das treffende Wort, daß Katholisch der höchste Trumpf ist und bleibt.“ ... „Der Hauptfehler im eigenen Lager ist Lauheit in der praktischen Würdigung unserer eigenen Schätze.... Wir glauben zu wenig an uns; wie sollen dann die andern daran glauben! Und doch habe ich die Erfahrung gemacht, daß man überall sonst größer und richtiger von uns denkt, als wir selber aus zu großer ... Verschüchterung glauben wollen.“

Das Leben Jesu Christi in Betrachtungen für alle Tage des Jahres. Nach dem Französischen eines unbekannten Verfassers von einem Priester der Diözese Culm. kl. 8°. Sechs Theile von je 200 bis 300 S. Mainz, Kirchheim, 1901. Preis jeden Theiles geb. *M.* 1.50.

Jedes Bändchen dieses Werkes umfaßt Betrachtungen für zwei Monate des Jahres. Das erste, mit dem 1. Dezember beginnende führt das Leben Jesu bis zur Versuchung in der Wüste, das zweite bis Ende März reichende bis zum Kreuzweg, das dritte bietet im Monat April Betrachtungen über Christi Kreuzweg und Leiden auf Golgatha, über seine Auferstehung und sein Leben bis zur Himmelfahrt, im Monat Mai über die Sendung des Heiligen Geistes und die Apostelgeschichte. Jede Betrachtung hat zwei Präludien und zwei gut ausgeführte Punkte, befolgt im allgemeinen das System des hl. Ignatius und leitet in sehr brauchbarer Weise zur Betrachtung an. Warum wird aber das zweite Präludium nicht benutzt, um Erleuchtung und Willenskraft zu erbitten, sondern um irgend einen Gedanken zu betonen, den man oft lieber am Schlusse des Ganzen gesehen hätte? Daß die Betrachtungen meist nicht an den bezeichneten Tagen gehalten werden können, ist klar. Die Anordnung paßt nur, wenn Ostern auf den 17. April fällt. Da für die Feste der allerseligsten Jungfrau und mehrerer Heiligen, sowie am Ende jeden Monates für „Stunden der Sammlung“ eigene Betrachtungen angefügt sind, fallen auf manche Tage mehrere Betrachtungen, welche die Befolgung der im Vorworte gegebenen Mahnung, „nichts zu überschlagen“, undurchführbar machen. Das handlich eingerichtete Werk fand in Frankreich sehr günstige Aufnahme und verdient auch in Deutschland, viele Freunde zu gewinnen.

Martha. Ratschläge für junge Hausfrauen von F. C. Baernreither. 4°. (256 S.) Einsiedeln, Benziger, 1901. Preis geb. *M.* 3.40.

„Gäbe es lauter gute, tüchtige und gewissenhafte Hausfrauen, so hätten wir mehr glückliche Familien und zufriedenere Menschen. Möchte es mir gelingen, im folgenden dazu beizutragen, daß der viel verbreitete Irrtum schwinde, als ob es einer gebildeten Dame unwürdig wäre, sich mit den untergeordneten häuslichen Geschäften abzugeben!“ Diesen und ähnlichen einleitenden Worten folgen zahlreiche

der Erfahrung entstammende, in einem Kapitel auch durch Lehren der „Physik und Chemie" erläuterte Anweisungen, wie in einer Haushaltung Dienstboten, Küche und Keller, Leinwandkammer und Krankenzimmer zu behandeln seien. Das Buch wird also als praktischer Ratgeber seinen Nutzen stiften.

Der vollkommene Christ oder Anleitung zur christlichen Vollkommenheit vom heiligen Alfons Maria Liguori. Zweite Auflage. 18°. (610 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1900. Preis brosch. *M.* 1.20; geb. *M.* 1.80.

Schriften der Heiligen behalten stets ihren Wert. Als Anleitung zum frommen Leben darf mit des hl. Franz von Sales Philothea und des sel. Thomas von Kempen Nachfolge Christi dies Buch des hl. Alphonsus als eines der empfehlenswertesten bezeichnet werden. Es belehrt besonders über die Tugenden der Abtötung, Demut, Liebe, Geduld und Ergebung in Gottes Willen, dann über Beicht, Kommunion, Gebet und die Übungen einer guten Tagesordnung.

Une oeuvre d'étudiants à Paris. Par l'abbé R. Planeix, chanoine honoraire, supérieur des missionnaires diocésains de Clermont-Ferrand. 12°. (56 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis 75 *Cts.*

In glanzvoller Rede schildert Abbé Planeix das Wirken einer zu Paris, Rue Vaugirard 104, bestehenden Gesellschaft von Studierenden der Universität, welche dort an Sonntagen der heiligen Messe beiwohnen und in jeder Woche zwei von Priestern gehaltene Vorträge hören und diskutieren, einen über aktuelle Fragen und einen andern über die Beziehungen der Philosophie zur Rechtswissenschaft, Heilkunde und zu andern Fächern, außerdem sich bei einer Konferenz des hl. Vincenz von Paul und beim Unterrichte verwahrloster oder weiter auszubildender junger Leute beteiligen. Das Werk bringt reiche Früchte und erregt naturgemäß den Wunsch, auch an deutschen Hochschulen eine ähnliche Einrichtung zu finden, welche dem Leichtsinn und dem Unglauben durch christliche Bildung ein wirksames Gegengewicht bietet.

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Johannes Janssen. Sechster Band: Kunst und Volkslitteratur bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. [Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Erstes und zweites Buch.] Fünfzehnte und sechzehnte, verbesserte und vermehrte Auflage, besorgt von Ludwig Pastor. gr. 8°. (XXXVIII u. 580 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 5.60; geb. *M.* 7 u. *M.* 7.60.

In Wahrheit ist diese hocherfreuliche Neu-Auflage wieder eine „vermehrte" und „verbesserte". Die 33 Seiten Zuwachs verteilen sich durch den ganzen Band hin auf zahllose Stellen, wo bald bibliographische Ergänzungen, bald neue Belege und Erläuterungen geschickt eingeflochten sind. Das unschätzbare Werk wird dadurch auf der Höhe seines Wertes erhalten, und die kundige Hand des Herausgebers hat sich auch hier bewährt. Die Schilderung einer reißend abwärts gehenden Kultur, zumal bei so lebensvoller Darstellung, hat freilich nichts Erhebendes, geschweige denn Erbauendes. Um so mehr jedoch dient sie der Belehrung in einer Zeit, welche mit der geschilderten so viele Vergleichungspunkte aufweist. Die Abschnitte über

die damalige Entwürdigung der Kunst verdienten die ernsteste Beachtung reifer Geister. In jener selben Zeit haben Teufelsglaube und Schauer-Litteratur in dem Deutschland der Lutherreformation ihre klassische Blüte erlebt. Es ist gut, hier die tieferen psychologischen Momente zu ergründen, welche zu ihrem Überwuchern geführt haben und ihre verblaßten Schößlinge bis in unsere Tage weiter treiben ließen. Möge der Schatz von echtem und reichem Wissen, der in diesem Bande aufgespeichert ist, auch fernerhin die volle Würdigung finden und klärend und befruchtend weiterwirken!

De moderno ecclesiae schismate. Trattato di Vincenzo Ferrer. Introduzione, note e appendici per cura di Albano Sorbelli. 8°. (XIV et 270 p.) Roma, Pustet, 1900. Preis *M.* 3.20.

Während die von Fages 1894 in Aussicht gestellte Gesamtausgabe der Werke des hl. Vincenz Ferrer noch auf sich warten läßt, wird die historisch merkwürdigste seiner Schriften, über deren Existenz die Angaben lange unsicher schwankten, zum erstenmal diplomatisch genau zum Abdruck gebracht. An historischen Angaben geht die Schrift allerdings über die Erklärung der abtrünnigen Kardinäle in keinem Punkte hinaus, aber in Anbetracht der Zeit und Umstände ihres Entstehens in den ersten Monaten 1380 wie ihrer Wirkung ist sie für die Anfangsperiode des großen Schismas von unbestreitbarer Bedeutung. Insbesondere wirft sie Licht auf die Stellung Pedros IV. von Aragonien wie auf den schroff abgegrenzten Standpunkt des Heiligen selbst. In den einleitenden Bemerkungen wird mit Recht das nahe persönliche Verhältnis Ferrers zu Peter von Luna betont. Aus des letzteren Nachlaß stammt auch der Pariser Codex, der diesem Abdruck zu Grunde liegt und dessen Schicksale allein eine Publikation verlohnt hätten. Wertvoll sind die vier Appendices, von welchen der 2. eine Instruktion für die Beichtväter der Diözese Pamplona in den mit dem Schisma zusammenhängenden Gewissensfällen, der 4. die Fragen des Königs von Kastilien über die Entstehung der Spaltung nebst den bereits durch Gayet gekannten Antworten Peter von Lunas im Originaltext zum Abdruck bringt. Die Sorgfalt des Herausgebers wäre sehr zu loben, wenn sie nicht zum Extrem zu neigen schiene und, neben dankenswerten Hinweisen auf die neuere historische Litteratur, vielfach Anmerkungen häufte, die für den Historiker keinen Zweck und zu dem Gegenstand keinen Bezug haben.

La Prophétie des Papes attribuée à S. Malachie. Étude critique. Par l'abbé Joseph Maitre, docteur en philosophie et en théologie, licencié en sciences mathématiques. Avec plus de 80 vignettes dans le texte. 18° jésus. (XVI et 864 p.) Paris, Lethielleux, 1901. Preis *Fr.* 6.

Ein frommer Benediktiner hat in einem dem Ruhme seines Ordens gewidmeten Werke 1595 in aller Schlichtheit zum erstenmal die Weissagung über das Papsttum bekannt gegeben, welche den Namen des wegen Prophetengabe auch sonst gerühmten hl. Malachias (Bischof von Armagh, † 1148) an der Stirne trägt und alle Päpste von Cölestin II. (1143) bis zum Weltende umfassen will. Für Herkunft und Alter der Prophezeiung können sonst weder frühere Nachrichten noch vorhandene Manuskripte angerufen werden, und seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis auf unsere Tage ist wiederholt scharfe kritische Einsprache gegen dieselbe erhoben worden. Gleichwohl hat die Prophezeiung nie aufgehört, der Volkstümlichkeit sich

zu erfreuen, und hat manche ernste Verteidiger gefunden. Gewiß ist, daß auch unter den Devisen, durch welche die Pontifikate nach dem Zeitpunkt der Veröffentlichung bezeichnet werden, eine nicht unbeträchtliche Anzahl sich findet, welche durch ihre Übereinstimmung mit dem historischen Verlauf etwas Überraschendes haben. Der Nachweis darüber, inwiefern die Geschichte des Papsttums und die Eigentümlichkeit seiner Inhaber in der Reihe der prophetischen Bezeichnungen sich wirklich abzuspiegeln scheinen, wird hier noch nicht geboten, sondern für einen weiteren, bereits unter der Presse befindlichen Band (Les Papes et la Papauté d'après la prophétie attribuée à S. Malachie. Étude historique) erst in Aussicht gestellt. Für jetzt handelt es sich um eine Beurteilung des als Privatoffenbarung niedergeschriebenen Dokumentes, sowohl nach der diplomatisch-kritischen wie nach der theologischen Seite hin. Der Verfasser will in ihr eine wirkliche Prophezeiung göttlichen Ursprungs erblicken und bemüht sich, namentlich durch Parallelen mit den Weissagungen im Evangelium und der geheimen Offenbarung, den Einwendungen zuvorzukommen. Es führt dies freilich zuweilen etwas weit von der Sache ab, überhaupt ist eine gewisse Umständlichkeit und Weitschweifigkeit in der Anlage des Werkes nicht zu verkennen. Allein eine so eingehende und allseitige Untersuchung der merkwürdigen Prophezeiung kann doch manchem willkommen sein, und es ist vieles Interessante in derselben zusammengetragen.

Leben des heiligen Ignatius von Loyola. Von W. van Nieuwenhoff S. J. Autorisierte deutsche Ausgabe. 2 Bände. 8°. (VIII, 608 u. 914 S.) Regensburg, Habbel, 1901. Preis brosch. *M.* 8; geb. *M.* 10.

Als dieses lehrreiche und anziehende Heiligenleben vor elf Jahren in holländischer Sprache erschien, wurde es in dieser Zeitschrift (Bd. XLIII, S. 94) begrüßt als „ernster und gründlicher Versuch einer den heutigen Anforderungen und Forschungen entsprechenden wissenschaftlichen und selbständigen Darstellung". Es bietet nicht eine Geschichte der katholischen Reformbewegung des 16. Jahrhunderts noch eine Geschichte jener Zeit überhaupt, noch auch will es eine psychologische Studie sein. Es ist einfach die Erzählung eines vielbewegten und reichen Lebens, möglichst treu nach seinem Verlaufe, unter richtiger Einschränkung in der Schilderung der Zeitereignisse auf deren mehr persönliche Seiten. Die Erzählung ist gut, das Leben ist das eines Heiligen von ungewöhnlich eingreifendem Wirken, und der Zweck der Erzählung ist Belehrung und Erbauung. Die alten Überlieferungen, sowohl die örtlichen wie die biographischen, sind mit liebevoller Achtung behandelt, jedoch so, daß fleißiges Studium und gewissenhafte Prüfung überall ersichtlich sind. Das synchronistische Aneinanderreihen der allerverschiedensten Angelegenheiten, die Jahr um Jahr an den Heiligen sich herandrängen, ist nicht nach jedermanns Geschmack, entbehrt aber weder der Kunst der Darstellung noch des Vorteils. Es zeigt den Heiligen mitten im wirklichen Leben und erhält die Erzählung immer neu und frisch. Eine deutsche Übersetzung dieser schönen Lebensbeschreibung war ganz am Platze. Zwar ist dieselbe nicht frei von Mängeln und selbst kleinen Mißverständnissen, und es wäre nicht schwierig, eine Blumenlese von mißglückten Wendungen zusammenzustellen. Allein über die zwei Bände hin verteilt verschwinden doch solche Unebenheiten, und das Werk bleibt demungeachtet brauchbar und genießbar. Hoffentlich wird die deutsche Ausgabe so viele Freunde finden, daß noch einmal eine sorgfältig revidierte Neu-Auflage möglich wird.

Der heilige Philipp Neri. Von Auguste Freiin von Pechmann. Mit einem Titelbild. Der Reinertrag kommt dem Werke des hl. Philipp Neri zu gute. 12°. (VIII u. 90 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis 70 *Pf.*

In gefälliger Form und artiger Ausstattung ist hier das Leben des bekannten römischen Volksheiligen geschildert, ein kleines Büchlein, wohlfeil im Preis, aber anmutend durch die Wärme und Liebe, mit der es niedergeschrieben ist. Erfahrungsgemäß wirken die Lebensbeschreibungen der Heiligen, selbst noch so schlicht gefaßt, auf Christenherzen immer mächtig ein; man möchte dieser recht viele Leser wünschen, namentlich unter der männlichen Jugend, deren Gesichtskreis die Darstellung augenscheinlich zumeist angepaßt wurde.

„Les Saints.“ 12°. Paris, Lecoffre, 1901.

1. **St. Antoine de Padoue** (1195—1231). Par M. l'abbé Albert Lepitre. (VIII et 210 p.) Preis *Fr.* 2.
2. **Sainte Gertrude** (1256—1303). Par Gabriel Ledos. (IV et 208 p.) Preis *Fr.* 2.

1. Die Schrift ist ein Versuch, die Nachrichten über den Wunderthäter von Padua kritisch zu fichten. Das Historische soll von dem Legendarischen, das Sichere von dem bloß Glaubhaften und von dem Unrichtigen geschieden werden. Der Verfasser schließt sich enge an die Untersuchungen des Predigers E. Lempp in Briegers „Zeitschrift für Kirchengeschichte“ an, wahrt sich aber, trotz stets wiederkehrender Lobpreisungen für seinen Führer, eine gewisse Selbständigkeit. Namentlich ist er nicht prinzipieller Leugner des Wunders, sondern fordert nur genügende Beglaubigung. Die Arbeit ist gut gemeint und mit ernstem Fleiße durchgeführt. Freilich wird infolge ununterbrochener kritischer Auseinandersetzungen und wiederholter Ausbrüche von Enthusiasmus über den Wert der Kritik und den Unwert aller bisherigen „Antonius-Leben“ die Lesung nicht gerade angenehm. Auch ist es bei solcher Darstellung nicht leicht, dasjenige zu überblicken, was als historisch haltbar noch übrigbleibt. Glücklicher wäre es gewesen, aus den sichern Daten ein schlichtes Heiligenleben aufzubauen und die so gegebene Erzählung in kritischen Anmerkungen oder beigegebenen Dissertationen dann zu rechtfertigen. Die Hauptumrisse in dem bisher bekannten Lebenslaufe des Heiligen bleiben übrigens ziemlich unberührt, und daß auch zur Erbauung und Nachahmung noch Stoff übrigbleibt, zeigt die hübsche Zusammenfassung, mit welcher (S. 189 f.) die Darstellung schließt.

2. Das wenige, was von den äußeren Lebensumständen dieser liebenswürdigen deutschen Heiligen mit Sicherheit bekannt ist, wird sorgfältig zusammengestellt und von ihrem Tugendleben kurz ein Charakterbild entworfen. Ein besonderes Kapitel ist ihrer höheren Gebetsweise gewidmet, geeignet, von dem Wesen dessen, was man als „Mystik“ zu bezeichnen pflegt, eine ahnende Vorstellung zu geben. Besondere Anziehung bietet der V. Abschnitt, welcher die bei der hl. Gertrud so wunderbar innig hervortretende Andacht zum göttlichen Herzen Jesu schildert. Das Schlußkapitel zeichnet in allgemeinen Umrissen den Einfluß, welchen die Schriften der Heiligen auf die gotterwählten Seelen der Nachwelt ausgeübt haben. Die Gestalt der hl. Gertrud ist eine so anziehende und das Büchlein enthält bei aller Kürze und Einfachheit so viel Schönes, daß es gewiß mancher frommen Seele zur Erquickung gereichen wird.

Der Karmelit Eberhard Billick. Ein Lebensbild aus dem 16. Jahrhundert. Von Dr. Alois Postina. [Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludwig Pastor. II. Band, 2. u. 3. Heft.] gr. 8°. (XII u. 244 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 3.40.

Billick war in Köln neben Gropper der Hauptverfechter der katholischen Sache gegen Hermann von Wied. Er war ein tüchtiger Prediger und hat auch mehrere Schriften gegen die Glaubensneuerer herausgegeben. Von Karl V. wurde er zu den Religionsgesprächen und Reunionsbestrebungen viel herangezogen; an der Abfassung des Interim hat er großen Anteil. Dem doppelten Ruin, der über seinen Orden in Deutschland von innen und außen hereingebrochen war, wußte er sich mit Mut und Umsicht entgegenzustemmen und verdient in vieler Hinsicht dem heldenmütigen Augustinerprovinzial Joh. Hoffmeister an die Seite gestellt zu werden. Der äußere Lebensgang des wackern Ordensmannes wird in zehn Kapiteln schlicht skizziert und dabei manche irrtümliche Angabe berichtigt. Auf 96 Seiten folgen dann nebst dem Verzeichnis der Schriften die Regesten und Briefe. Letztere sind in vieler Beziehung wertvoll, teils zum Verständnis des Mannes und seiner Zeit, teils zur Geschichte des Karmeliterordens in Deutschland und den Niederlanden. Durch Anregung und Unterstützung einer so nützlichen wie willkommenen Arbeit hat der verdiente Biograph Hoffmeisters sich ein neues großes Verdienst erworben.

Frobenius Forster, Fürstabt von St. Emmeram in Regensburg. Ein Beitrag zur Litteratur- und Ordensgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Dr. Joseph Anton Endres, Professor am k. Lyceum in Regensburg. [Straßburger theologische Studien. Herausgegeben von Dr. A. Ehrhard und Dr. E. Müller. IV. Band, 1. Heft] gr. 8°. (X u. 114 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 2.40.

Eine recht anziehende Skizze von dem Leben eines kirchlichen Gelehrten und Würdenträgers, der seinem Vaterland wie seinem Orden, seiner Kirche wie seinem Kloster zur Ehre gereicht. Der Verfasser hat um die Geschichte der bayrischen Benediktiner zu Ende des 18. Jahrhunderts schon manches Verdienst; hier hat er sein Bestes gethan. Mit dieser Schrift ist aufs neue ein glänzender Beweis erbracht, daß die Klöster in Bayern im Augenblick ihrer Unterdrückung die innere Lebenskraft und Existenzberechtigung noch keineswegs verloren hatten, und daß Möhlers entgegenstehendes Urteil (S. 54) ein „freventliches" ist. Die Umgestaltung, welche um jene Zeit der Betrieb der Theologie wie namentlich der Philosophie erfuhr, ist mit zu schwierigen und vielverzweigten Fragen verwachsen, als daß sich im engen Rahmen einer solchen Skizze eine abschließende Behandlung erwarten ließe. Manchen Verdikten, welche über die Scholastik, ihre Theologie und Philosophie, hier und dort ausgesprochen werden, ist in ihrer Allgemeinheit und Schärfe durchaus nicht beizustimmen.

Marie-Louise de Jésus, première Supérieure de la Congrégation de la Sagesse. Par le R. P. Texier, Missionnaire de la Compagnie de Marie. 8°. (VIII et 326 p.) Paris, Oudin, 1901. Preis *Fr.* 3.

Indem der sel. Ludwig Maria Grignon von Montfort am 2. Februar 1703 seiner Jüngerin Maria Louise Trichet das geistliche Kleid darreichte, legte er den

ersten Stein zu einer Frauengenossenschaft, von welcher seitdem ein unermeßlicher Segen ausgegangen ist. Während der blutigsten Tage der Revolution hat diese ihren Posten im Militärlazarett zu Brest behauptet und ist bei Napoleon I. bald hoch zu Gnaden gekommen. Ihr Wirken erstreckt sich auf alle Gebiete der Charitas, ihre Geschichte ist eine glorreiche. Heute zählt sie über 5000 Mitglieder, welche über Frankreich, Belgien, Holland, England, Italien, Kanada und Haïti verbreitet sind. Der heroischen Stifterin ist 1768, neun Jahre nach ihrem Tode, zum ersten- und letztenmal eine besondere Lebensbeschreibung gewidmet worden. Nachdem 1888 dem sel. Grignon von Montfort die Ehre der Altäre zuerkannt wurde, war es angezeigt, auch an die bevorzugte Erbin seines Geistes wieder zu erinnern. Manches an dieser Lebensbeschreibung trägt die Spuren einer andern Zeit und einer andern Nationalität an sich wie der unsrigen, allein christlicher Heldenmut und wahre Tugend bleiben immer gleich lehrreich, schön und nachahmenswert.

Der deutsche Lehrerverein und die katholischen Volksschullehrer. Schlaglichter auf die „Katholiken- und Religionsfeindschaft" moderner Volksschullehrer. Von Ferd. Stephinsky. 8°. (IV u. 158 S.) Aachen, Schweitzer, 1900. Preis *M.* 1.60; geb. *M.* 2.

Es ist eine treffliche und bereits bewährte Feder, die hier im Dienste einer sehr ernsten Sache steht. Als Aufgabe schwebt vor, auf dem vielumstrittenen Gebiet der Volksschule einer geflissentlich weiter dämmernden Halbheit die unerbittliche Klarheit gegenüberzustellen in Bezug auf Grundsätze wie auf bestehende Organisationen. Dem ersten Teil der Schrift ist wohl anzumerken, daß er im Kampfe groß geworden ist; er hat in bewegten Tagen in der „Westdeutschen Lehrerzeitung" bereits wackere Dienste gethan. Es wäre zu bedauern, wenn der unter diesen Verhältnissen unvermeidlich etwas lebhaftere Ton und die gleich zu Beginn sich kundgebende entschieden katholische Stellungnahme der weiteren Verbreitung der Broschüre nachteilig wäre. Je weiter man sich in die Schrift hineinliest, desto mehr lernt man sie schätzen. Der Gehalt ist durchaus gediegen, und der Verfasser beherrscht die Situation. Es gereicht demselben zu großem Verdienst, daß er auf einem gefahrvoll bedrohten Posten so unerschrocken und dabei so gewandt und sicher weiterkämpft. In unserer Zeit der Phrase und Verschwommenheit, der Feigheit und der Kompromisse ist eine so klare und mannhafte Erörterung der katholischen Grundsätze, wie sie hier für ein einzelnes Gebiet vorliegt, leider eine seltene, aber eine um so trostreichere und dankenswertere Erscheinung.

Fr. W. Webers Dreizehnlinden. Eine litterarische Studie von Dr. B. L. Tibesar, Professor am großherzogl. Athenäum zu Luxemburg. 3. Aufl. 8°. (152 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1901. Preis *M.* 1.20.

Es freut uns, von dieser zwar kleinen, aber gediegenen Schrift schon die dritte Auflage empfehlen zu können. Zuerst (1888) als Schulprogramm veröffentlicht, dann auf Wunsch angesehener Schulmänner 1895 weiteren Kreisen zugänglich gemacht, verfolgt sie den Zweck, bei der Privatlesung wie bei der Schulerklärung der nunmehr schon in 100 Auflagen verbreiteten Dichtung als einleitender und begleitender Kommentar zu dienen. An eine kurze Übersicht des Inhalts reihen sich zunächst allgemeine Erörterungen über Grundgedanken, Stoff, Schauplatz, Zeit, Ziel, Anlage, äußeren und inneren Aufbau der Dichtung, dann über Charakter-

zeichnung (wobei der Verfasser am längsten verweilt, S. 59—125), endlich über das Wunderbare, die Naturpoesie, Kultur und Volksleben, Form und Darstellung. Als Philosoph geht der Verfasser mit Vorliebe in den inneren, geistigen Kern der herrlichen Dichtung ein, doch in so anziehender und lebendiger Weise, daß die Poesie dabei zu ihrem Rechte kommt. Einige Bedenken, welche beim ersten Erscheinen der Dichtung in Bezug auf die Darstellung des sächsischen Heidentums, die Auffassung Karls d. Gr. und der Franken, die Einführung des „Uhu" und die gelegentlichen Streiflichter auf moderne Ideen und Zustände erhoben worden sind, finden in der zusammenhängenden Erklärung von selbst eine sehr befriedigende Lösung. Man wird dabei die Absicht des Dichters tiefer erfassen und würdigen lernen, und die Dichtung mit erhöhtem Genusse lesen. So erfüllt die Schrift ihre Aufgabe ganz vorzüglich.

Griselinde. Eine Dichtung von Nikolaus Welter. 8°. (126 S.) Luxemburg, Fuß, 1901. Preis brosch. *M.* 1.50; geb. *M.* 2.

Es ist wohl kein Zufall, daß Nikolaus Welter dem Studium der neueren Félibres Frederi Mistral und Theodor Aubanel besondern Eifer zugewandt hat. In seinen Luxemburger Balladen wie in seinem „Siegfried und Melusine" verrät er sich selbst als einen Troubadour, der, für Natur und Heimat, mittelalterliche Sage und Erinnerung hochbegeistert, doch noch lieber und inniger von Liebe und Schönheit singt. Wir leben indes nicht mehr im naiven Mittelalter, und der zarteste Minnesang ist heute nicht nur mannigfacher Mißdeutung ausgesetzt, sondern kann sich selbst kaum der kleinen und großen Dissonanzen erwehren, welche eine überverfeinerte, mehr realistische als idealistische Kultur in das moderne Geistes- und Gemütsleben gebracht hat. Ist es schon schwer, sich im Liede und in der Balladenpoesie diesem modernen Anhauch gänzlich zu entziehen, so wird es noch schwieriger, wo der Roman einer unglücklichen Liebe, breit ausgeführt, in den zartesten Lyrismus getaucht, einen ganzen Dreiakter füllen soll. Auch der Dichter der „Griselinde" hat diese Schwierigkeit nicht zu überwinden vermocht. Schon der Name der Titelheldin versetzt uns in das Reich der mittelalterlichen Sage. Schauplatz, Scenerie, Kostüm, die Umrisse der Hauptfiguren sind aus dem alten romantischen Land. Aber die mimosenhafte, zwischen Kindesliebe und Brautliebe schwankende, bangende und duldende Griselinde, der in der Klosterschule zum halben Ritter und Troubadour erzogene Mühlenbauer Hans, das durch lange Scenen gezogene Kosen, Schmollen, Trauern, Bangen der zwei Liebenden ohne herzhafte That bis im letzten verzweifelten Augenblick, der unheimlich-rührende Idiot Willi, der im Wahnsinn das Rächeramt an dem bösen Ritter Wolf vollzieht, eine an Ibsen erinnernde Figur, die „von Heideduft und Lieberblütenwein" berauschten Gefühlsergüsse des Liebespaares, das ohne jede Milderung herbe, trostlose Ende mit der Klage über den „grausamen Rätselgott" — das alles wandelt die mittelalterlichen Erinnerungen in die Traumphantome eines modernen Dichters um. Auch die sehr gewaltsam herbeigezogene Springprozession von Echternach und die Scene aus der Klosterschule entbehren des echt-mittelalterlichen Gepräges. Trotz des zarten Lyrismus, der meisterhaften Sprache und vieler poetischen Schönheiten will uns das Stück nicht recht zusagen. Es ist weder herzhaft romantisch noch herzhaft modern. Dem christlichen Publikum ist der Dichter es jedenfalls schuldig, die Klage über den „grausamen Rätselgott" durch ein warmes Lied auf den „Allerbarmenden" und „Allgütigen" gutzumachen.

Bilder aus der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts. Von P. T. Halusa. 16°. (214 S.) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung, 1901. Preis *M.* 1.20.

Eine Reihe von „flott" geschriebenen feuilletonistischen Litteraturskizzen, welche kein Band als das des 19. Jahrhunderts und die Urheberschaft desselben Verfassers zusammenhält. Anastasius Grün, Marie Ebner von Eschenbach, Julius Wolff, Georg Ebers und Rudolf Baumbach figurieren hier neben Martin Greif und neben der in liberalen Kreisen kaum beachteten Cordula Peregrina, dem P. Leo Fischer O.S.B. und Franz Eichert „als politischer Dichter". Der noch jugendliche Verfasser hat sich an Gottschall, Bartels und andern neueren Litteraturkritikern tüchtig geschult, behauptet aber in der Beurteilung der von ihm geschilderten Schriftsteller nicht nur entschieden seinen festen katholischen Standpunkt, sondern auch recht oft ein selbständiges ästhetisches Urteil. Er faßt scharf und treffend auf, hat poetischen Sinn und weiß seine Eindrücke in frischer, anregender Darstellung wiederzugeben. Es ist recht erfreulich, unter den „Jüngern" wieder einmal eine poetische, widerstandsfähige Natur zu treffen, die sich weder von der modernen Modepoesie noch von dem Trompetengeschmetter ihrer Herolde berücken ließ, mit liberalen Litteraturgrößen, aller Reklame zum Trotz, streng ins Gericht geht und wackere katholische Poeten liebevoll zu würdigen sucht, ohne sich um das thörichte Inferioritätsgeschrei zu kümmern. Noch eingehender durchgearbeitet und mit den wünschbaren historischen und bibliographischen Notizen versehen könnten die Skizzen gute Bausteine zu einer künftigen neueren Litteraturgeschichte bieten. Zu Richard M. Meyers dickleibiger „Deutscher Litteratur des 19. Jahrhunderts" liefern sie schon jetzt manche willkommene Ergänzung und Korrektur. Im ganzen sähen wir es freilich lieber, wenn die jüngeren Talente sich erst im Produzieren versuchten, ehe sie das Amt der Kritik auf sich nähmen. Ein ganzes Heer von jungen Schriftstellern beglückt uns mit ästhetischen Programmreden und Litteraturkritiken, aber zeigen eine unwiderstehliche Scheu, selbst an der Verwirklichung ihrer Programme zu arbeiten.

Juda's Ende. Historischer Roman aus den Anfängen des Christentums in Rom. Von Anton de Waal. Mit 12 Tafelbildern. 2. Aufl. 8°. (240 S.) München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H., 1901. Preis brosch. *M.* 3.

Aufrichtig freuen wir uns, eine zweite Auflage dieses schönen Buches des geistreichen Verfassers der „Katakombenbilder" anzeigen zu können. Was topographische und kirchengeschichtliche Kenntnisse Roms in den ersten christlichen Jahrhunderten angeht, war gewiß kein anderer für diese Arbeit so befähigt, und auch als Erzähler hat der Name Msgr. de Waals einen guten Klang. Jerusalem, dessen Untergang uns P. Spillmann in seinem Lucius Flavus schildert, liegt zu Eingang des Romans bereits in Schutt und Asche. Msgr. de Waal hebt mit dem Triumphzuge des Titus in Rom an, mit „der großen Leichenfeier unserer Nation", wie die jüdische Fürstin Berenice diese Siegesfeier Roms über Jerusalem nennt. Aber noch meint die Herodianerin Titus in ihren Liebesbanden fest zu halten, Kaiserin zu werden und als solche Judas Herrschaft als eine zweite Judith wieder herzustellen. „Dann muß", sagt sie, „in Trümmer sinken dieses Rom mit seinen Götzentempeln; es darf kein Stein mehr auf dem andern bleiben. Jerusalem, zum Mittelpunkt der Welt gemacht, wird herrschen über alle Nationen, und mich werden alle Geschlechter selig preisen. Beatam me dicent omnes generationes." Daß

gerade diese Worte des Magnificat der fürstlichen Buhlerin in den Mund gelegt werden, will uns freilich nicht gefallen; aber der Plan ist wohl geeignet, das Motiv einer großartigen Handlung zu sein, die im ganzen auch recht gut durchgeführt ist. Der Plan scheitert an der Liebe des Titus zu der reinen christlichen Jungfrau Flavia Domitilla, und damit ist „Juda's Ende" besiegelt. Sehr beachtenswert sind die gelehrten Anmerkungen am Schlusse, vorzüglich ausgeführt die Tafelbilder. — „Was ist die Tendenz unseres Romans?" fragt der Verfasser in der Vorrede zur zweiten Auflage. „Die Person und die Stiftung unseres Herrn Jesus Christus in ihrer Göttlichkeit zu schildern . . . und dadurch in dem christlichen Leser den Glauben an den Sohn Gottes zu befestigen: dies scheint uns in unserer Zeit des Zweifelns und Negierens die höchste und edelste Aufgabe, die ein christlicher Dichter und Erzähler sich stellen kann. . . . Unsere Erzählung will jeden unterhalten und erheben, wer immer sich zu Christus bekennt; aber besonders gerne wünschen wir sie in den Händen unserer Jugend und in den Schulbibliotheken. Dort ist an einer gesunden Lektüre, die zugleich belehrt und unterhält, die in gleicher Weise das Herz veredelt und den Blick erweitert, die unbedenklich jedem Schüler in die Hand gegeben werden kann, noch immer ein beklagenswerter Mangel."

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Erzählungen, Novellen, Romane. 12°. Kevelaer, Butzon u. Bercker. Preis jedes Bändchens à ca. 100 S. 30 *Pf.*

Diese durch ihre Wohlfeilheit empfehlenswerte Sammlung von Unterhaltungslektüre zählt jetzt 29 Bändchen. Keines derselben kann vom sittlichen Standpunkt aus beanstandet werden, und das ist schon viel. Litterarisch stehen freilich nicht alle gleich hoch, und es will uns scheinen, daß der Wert der letzten Bändchen eher gesunken ist.

27. Bändchen. Einfache Leute. Erzählung von Hermann Hirschfeld. Der Generaldirektor Frohberg ist das Kind einfacher Leute, hat sich aber Vermögen erworben und eine geborene v. Baldheim geheiratet, die ihren Adelsstolz sehr zur Schau trägt. Auch er ist etwas protzenhaft geworden und sieht auf seinen Kassierer, einen ehemaligen Jugendfreund, und dessen Familie überaus vornehm herab. Diese „einfachen Leute" in Verbindung mit seiner alten Mutter, die ebenfalls „einfach" geblieben ist, retten aber den Herrn Generaldirektor vor Schande und Ruin; eine Heirat zwischen seinem Sohne und der Tochter des Jugendfreundes, von der zuerst die adelige Mama nichts wissen will, besiegelt die Versöhnung und bildet das Ende der gut, aber etwas hausbacken erzählten Geschichte. Die Zugabe „Der Blumenritt, eine Cirkusgeschichte aus der Zeit Friedrich Wilhelms I." ist weniger gelungen.

28. Bändchen. Entlarvt. Nach dem Französischen von Arthur von Winterholm. Eine Kriminalgeschichte, ja eine eigentliche „Moritat" voll Unwahrscheinlichkeiten, Unmöglichkeiten und grausiger Auftritte! Diese Nummer gehört schon zum allergewöhnlichsten Lesefutter und empfiehlt sich nur dadurch, daß sie sich wenigstens von Lascivitäten freihält und insofern harmlos ist. Wir möchten aber doch nicht gern noch mehr ähnlichen Stücken in der sonst empfehlenswerten Sammlung begegnen.

29. Bändchen. Alte Geschichten vom Rhein. Von H. Kerner. Dieses 29. Bändchen verdient wieder unser volles Lob. „Der gute Dechant Ensfried" mit seinen Werken der Barmherzigkeit ist eine Prachtfigur. Auch „Rutger von Wolkenburg" und „Die Mönche von Heisterbach" sind vorzüglich gezeichnet. Nicht minder

gut ist die tragische Geschichte von Schuld und Sühne in „Der Burggraf von Drachenfels“, und bei all dem kommt auch der echte, gesunde Humor des Rheinländers zu seinem Rechte. So bietet dieses Bändchen in jeder Beziehung eine vortreffliche Lektüre, und wir können nur wünschen, daß noch recht viele derartige in den Spalten alter Feuilletons vergrabene Stücke gesammelt und neu herausgegeben werden.

Miscellen.

Wägen. Eine eigenartige, für uns Menschen des 20. Jahrhunderts fremdartige Erscheinung im religiösen Leben des Mittelalters war das Geloben oder Spenden einer Votivgabe bei Krankheit oder in ähnlichen Anliegen nach Maßgabe des Körpergewichtes. Der Brauch erhielt sich hier und da noch bis tief in die Neuzeit hinein. Seine Blüte fällt jedoch in die Zeit vor dem 16. Jahrhundert.

Das Opfer, dessen Quantum in der gedachten Weise bestimmt wurde, bestand gewöhnlich in Naturalien, nämlich Korn, Weizen, Wein, Bier und Wachs, doch auch wohl als Äquivalent solcher Gaben in einem nach dem Körpergewicht berechneten Geldbetrage. War es Wachs, so wurde es entweder als Rohwachs oder in Form von Kerzen geliefert. Doch kam es auch wohl vor, daß man ihm die Gestalt dessen gab, für den es geopfert wurde, worunter man sich natürlich keine Meisterwerke der Plastik zu denken hat.

Die älteste Kunde von einer nach dem Körpergewicht bemessenen Opfergabe kommt aus sehr früher Zeit, dem 6. Jahrhundert. Es berichtet uns nämlich Gregor von Tours (De miraculis l. 1, c. 11; *Migne*, Patr. lat. LXXI, 923), es habe Cherarich, König der Sueven in Spanien, Weihegaben von Gold und Silber im Gewicht seines erkrankten Sohnes zum Grabe des hl. Martinus nach Tours gesandt. Im 9. Jahrhundert erzählt uns Wolfhard in den Miracula S. Walburgis (l. 3, c. 1, n. 4; AA. SS. 25. Febr. III, 540): Ein Weib habe angesichts einer schweren Geburt gelobt, das zu erwartende Kind nach glücklicher Entbindung in das Oratorium der hl. Walburgis zum Wägen bringen zu lassen. Wirklich sei ihr Gebet in Erfüllung gegangen und deshalb nach ihrer Genesung die Frau mit dem Kind, zwei Broten und einem Krug zur Kapelle gepilgert. Beim Wägen habe sich aber gezeigt, daß die Frau ein Brot zu viel mitgebracht. Sie habe darum selbiges wieder in ihre Schürze gesteckt, statt es freigebig als Opfer in der Kapelle zu belassen. Als sie jedoch heimkehren wollte, sei das Brot verschwunden und nirgends auffindbar gewesen, bis sie es zuletzt zur Strafe für ihren Geiz in Stein verwandelt beim Weihstein entdeckt habe.

Im 12. Jahrhundert melden uns die Miracula S. Liudgeri (n. 41; AA. SS. 26 Mart. III, 659) von einem Manne aus Friesland, dessen Sohn an Epilepsie litt. Einstmals sah der betrübte Vater im Traum ein Kreuz nahe der

Ems, wobei er gemahnt wurde, den armen Kranken bei demselben wägen zu lassen. Der Mann folgt dem Wink, sucht und findet das Kreuz, wägt bei demselben den Knaben auro argentove diversisque cibariis und erlangt so demselben Heilung.

Im 14. Jahrhundert sendet Karl IV. zu Ehren der allerseligsten Jungfrau nach Aachen 12 Pfund Gold zum Dank für die glückliche Geburt seines Sohnes Wenzel. Jene Pfunde waren das Gewicht des Kindes.

Es waren besonders Wallfahrtsorte, an denen der Brauch im Schwange war. Einer der berühmtesten derselben war Prüfning bei Regensburg, wo man den hl. Ermenoldus verehrte. Man glaubte, es habe Gott der Herr diesem Heiligen das besondere Privileg verliehen, daß kranke Kinder, die an seinem Grabe gewogen würden, auf seine Fürbitte alsbald die Gesundheit erlangten. Man pflegte in Prüfning als Opfer Geld zu geben. Übrigens wurden daselbst nicht bloß Kinder gewogen, auch Erwachsene pilgerten zum Grabe des Heiligen, um sich dort wägen zu lassen. Die Vita Ermenoldi führt eine Reihe von Fällen auf, in denen Kranke, Kinder und Erwachsene, zu Prüfning die Wage bestiegen und Erhörung gefunden hatten (l. 2, n. 3. 4. 8. 16. 19. 38. 40; AA. SS. 6. Ian. I, 343 sqq.). Unter andern erschien Erzbischof Konrad von Mainz, der sich auf seinem Zug ins Heilige Land eine schwere Krankheit zugezogen hatte, am Grabe des hl. Ermenoldus.

Auch am Quirinusbrunnen zwischen Gmund und Tegernsee, wo einst der Legende nach aus dem Boden ein Quell aufsprudelte, als des hl. Quirinus Gebein bei dessen Überführung nach Tegernsee dort rastete, pflegte man kranke Kinder zu wägen.

Iura tamen tenet (der Brunnen) haec specialia,
Quod puerilia corpora morbida,
Si fuerint ibi cum prece sedula
Pensa solo, sequitur reparatio,

heißt es in den Quirinalia des Metellus (AA. SS. O. S. B. saec. 3, p. I, 621). Doch waren es auch hier nicht bloß Kinder, für die man beim Quirinusbrunnen Hilfe suchte. Denn es wird uns in den Quirinalia auch von einem Manne erzählt, der sich mit Broten und Käsen hatte wägen lassen.

Im Norden Deutschlands begegnen wir dem Wägen in Sterneberg, Schwerin und Wilsnack (Heinrich Weber, Die „Sündenwage" zu Wilsnack, Frankfurter zeitgemäße Broschüren IX [1888], 1 ff.). „Gein dem heiligen plut zum Sterneberg" verlobte sich 1539 die Herzogin Anna, Gemahlin Albrechts V. von Mecklenburg, als ihr Söhnchen in Krämpfe fiel und wie tot dalag, „Got dem allmechtigen zu lob und ehre mit so schwer wachs", als das kranke Kind wog. Das Wilsnacker Wägen hat zu der Schauermär von der Wilsnacker „Sündenwage" geführt, die auch von ernsthaften und hervorragenden protestantischen Schriftstellern als bare Münze hingenommen und weitergegeben wurde, von Weber aber eine gründliche Abfertigung erfahren hat.

Wohlbekannt war das Wägen auch am Niederrhein. So lesen wir in dem Verzeichnis der Einnahmen für den Xantener Dom vom Jahre 1508: Quidam infirmus se fecit ponderari et dedit pro tritico VII sol. VI den. Ins-

besondere wurde der Brauch in Cleve zu Ehren der Gottesmutter geübt. Es haben sich aus dem 15. Jahrhundert noch einige Einnahmeverzeichnisse der dortigen Stiftskirche erhalten, in denen als besonderer Posten gebucht ist, was durch das Wägen eingekommen war (Scholten, Die Stadt Cleve, S. 573). Wir lesen darin für das Jahr

1425: Precepta de ponderationibus hominum et de tritico vendito etc.:
Primo de Domina nostra Cliven. 1 mal 3 spint tritici.
Item a Theodorico van den Bleek 1 mal.
Item de Aleyd van den Kollik 1 mal.
Item de uno de Duyffelwart 1 mal.

Für 1450: Upboeren van wegen, weyte ind al ander saken:
It. auermids Henr. petersoen van albert den kaick ind sinre huysfrouw to wegen 1 R. gul. 4 kr.
It. van to wegen Motveder 25 kr. van 1 mal. weits.
It. van eynre vremder vrouwen to wegen 18 kr.
It. van gerit pelz to wegen 26 kr. etc.

Für 1453: Opboeren van wegen, van weitt etc.:
It. Beel van den bouhoff sich laten wegen voir onser lyeuer vrouwen beelde ind dair aff geboirt 31 kr.
It. van enen jonghen van Embric gheboert dy gewegen wart 16 kr.
It. van der jonkfrouwen dij to Bernt Coijten huiss syeck gelegen had ind gewegen wart 24 kr.
It. floerens spyckers huysvrou sich vor onss vrouwe laten wegen ind dair van geboirt 25 kr.

Bemerkenswert ist, daß unter denjenigen, die sich 1425 hatten wägen lassen, an der Spitze die damalige Landesmutter, die Herzogin von Cleve, steht.

Von außerdeutschen Wallfahrtsorten, an denen der Brauch bestand, nennen wir das Kloster Dommartin bei Hesdin (Dep. Pas-de-Calais). Man besaß und verehrte dort verschiedene Reliquien des hochverehrten Märtyrerbischofs Thomas Becket, unter andern das Rochett, das er bei seiner Ermordung getragen (De miraculis S. Thomae Cantuar. n. 23. 37. 63; bei *Stapleton*, Tres Thomae [Colon. 1612] p. 110. 115. 128). Einer der Fälle, von denen uns in den Miracula berichtet wird, ist besonders interessant. Als nämlich einmal ein neugeborenes Knäblein keinerlei Lebenszeichen von sich gab und man lange vergebens auf solche gewartet hatte, sandte man ein Bild von der Größe und dem Gewicht des Kindes nach Dommartin, und siehe da, alsbald regte sich der Kleine. Als dann der Knabe sieben Jahre alt geworden, hieß seine Mutter ihn auf das beste Roß aus ihrem Stall aufsitzen, ließ Roß und jugendlichen Reiter in natürlicher Größe in Wachs nachbilden und schickte das lebende Tier samt seinem und des Knaben wächsernem Abbild dem Kloster als Weihegabe zu Ehren des hl. Thomas.

Andere Orte, an denen das Wägen geübt wurde, waren Gheel in Flandern und St-Quintin. Nach Gheel brachte man die Schwachsinnigen, um durch die Fürbitte der hl. Dymphna Heilung und Hilfe für dieselben zu erlangen. Mit Rücksicht auf die Art der Kranken, die gewogen wurden, hatte dort die

Wage eine eigenartige Gestalt. Es hatte nämlich die eine Wagschale Stuhlform, um bequem die Kranken aufnehmen zu können. Die andere war ein Sack, da zumeist Korn geopfert wurde (Beilage zur „Allg. Zeitung" 1890, Nr. 74). Zu St-Quintin fand das Wägen zu Ehren des hl. Quintinus statt. Als sich der Brauch zugleich mit Reliquien des Heiligen auch nach Rouen und Cambray verpflanzte, erhoben die Kanoniker von St-Quintin dagegen Einsprache beim Apostolischen Stuhl. Eine durch Innocenz VIII. angeordnete Untersuchung führte 1490 zu dem Ergebnis, daß der Stiftskirche von St-Quintin, wo der Leib des Heiligen ruhe, die Sitte des „Wägens" vorbehalten bleiben solle.

Es war in der That eine merkwürdige Erscheinung. Es wäre jedoch durchaus verkehrt, diesen Brauch als Aberglauben und als ein Stück mittelalterlicher Finsternis zu brandmarken. Der Umstand, daß er ein Jahrtausend lang und mehr unter den Augen der Kirche und selbst, wie im Falle von St-Quintin, mit Gestattung seitens des Apostolischen Stuhles gepflegt wurde, genügt allein schon vollauf, um ihn gegen ein solches Brandmal zu schützen. Möglich, daß der eine oder andere das „Wägen" in abergläubischem Sinne aufgefaßt hat; denn was läßt sich zuletzt nicht zum Aberglauben mißbrauchen und was ist dazu nicht schon mißbraucht worden? Allein darauf kommt es ja auch nicht an, sondern darauf, wie die Sitte von den maßgebenden kirchlichen Autoritäten und dem Gros des gläubigen Volkes betrachtet wurde. Von dieser Seite aber wurde weder dem Wägen als solchem noch dem durch das Wägen bestimmten Quantum als solchem eine besondere Kraft zugeschrieben.

Der Sinn des Brauches war durchaus unverfänglich; der ihm zu Grunde liegende Gedanke nicht nur gut, sondern tiefreligiös und rührend. Die Sitte entspricht durchaus dem schlichten Glauben und der kindlich frommen Anschauung, die unsere Voreltern beseelte. Man wollte für die Gnade, die man von Gott durch die Fürbitte eines Heiligen erhalten hatte oder erhoffte, sich dankbar erweisen, indem man eine Votivgabe opferte oder gelobte, die in gewissem Sinne als Äquivalent für die empfangene oder ersehnte Wohlthat gelten konnte und sollte. Man hatte die Gesundheit und damit den vollen Gebrauch seines Körpers, ja in einem gewissen Sinne diesen selbst wieder erlangt und glaubte nun seine Dankbarkeit dadurch an den Tag legen zu sollen, daß man in großmütiger Weise das Gewicht der Opfergabe eben nach dem Körpergewicht bemaß oder gar eine wächserne Nachbildung der eigenen Leiblichkeit spendete zur Ehre Gottes und dem Heiligen, dessen Fürbitte man die Erhörung zuschrieb, zum Lobe. Eltern hofften, daß durch Fürsprache eines Heiligen ihrem kranken Kinde Heilung zu teil werde. Sie gaben oder gelobten darum ein Votivgeschenk, welches, weil dem Kindeskörper an Gewicht gleich, als eine Art von Aufopferung des Kindes gelten konnte.

Die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Anschauungen und Bräuche. Das „Wägen" ist mit dem naiv-frommen und kindlich-gläubigen Sinn früherer Zeiten fast völlig dahingegangen. Nur ganz vereinzelt kommt es noch vor. Doch lebt es fort in einer Gepflogenheit, auf die man häufig an Wallfahrtsorten stößt. Da wird man an heiliger Stätte manch Votivgeschenk dankbarer Herzen finden, darunter nicht selten auch in Silber oder Wachs nachgeahmte Körperglieder,

Arme, Beine, Hände, Augen u. s. w. oder ganze Kindergestalten. Es ist der Rest der uralten Sitte. Das „Wägen“ ist allerdings nicht mehr, aber der Gedanke, die empfangene Wohlthat durch eine Votivgabe zu vergelten, die als eine Art von Ersatz derselben gelten könne, hat sich so bis zur Stunde erhalten.

Indianererziehung. Wir entnehmen der Review St. Louis, Mo. (vol. VIII, n. 15) folgende beachtenswerte Ausführungen des bekannten Historikers und Herausgebers von The Land of Lunshine, Lummis, über die Erziehung der Indianer.

Herr Lummis ist kein Katholik und wird es nie werden, wie er bei mehr als einer Gelegenheit offen erklärt hat. Sein Lebensziel ist, „die Wahrheit zu finden und sie zu sagen“. Und dies bemüht er sich ernstlich und gewissenhaft zu thun in Schriften und Vorträgen über amerikanische Geschichte. Bedeutendes hat er schon geleistet in der Widerlegung alter und neuer Irrtümer und falscher Darstellungen bezüglich der Vergangenheit und der gegenwärtigen Lage der Eingeborenen. Er ist ein aufrichtiger Freund der Indianer und ein Bewunderer der Arbeiten, die unter den Rothäuten und für sie von den katholischen Missionären vollbracht sind. Das hohe Lob, welches er den Missionären spendet, beruht einzig auf einem gründlichen Studium ihrer Leistungen. Seine Ausführungen empfehlen sich deshalb der Beachtung auch derjenigen, bei denen der Satz gilt: „Wenn ein Katholik behauptet, es sei so, so ist's doch nicht so, selbst wenn es so ist.“ Wir heben aus der interessanten Ansprache Herrn Lummis' bei einem jüngst stattgehabten Essen des Newman Club in Los Angeles Cal. solche Stellen aus, die besonders bedeutsam und zeitgemäß erscheinen angesichts der jüngsten Angriffe auf die katholischen Indianerschulen.

„Columbus“, so führt er unter anderem aus, „erhielt beim Antritt seiner zweiten Expedition die Anweisung, die Indianer immer gut und gerecht zu behandeln. Das war der Beginn katholischer Indianerpolitik. . . . Im Jahre 1534 gründete Fray Pedro de Sante in der Hauptstadt von Mexiko eine Indianerschule. 1536 brachte der erste Bischof von Mexiko, Zumarraga, aus Spanien die erste Druckerpresse in die Neue Welt mit. Und aus dieser Druckerei, welche ein Jahrhundert früher als irgend eine andere in Amerika bestand, erschien vor 1775 eine ganze Menge von Büchern in mehr als zwölf Sprachen der eingeborenen Indianer. Und welches waren die Männer, die solches leisteten? Es waren nicht die Männer, welche an der Küste Neuenglands anlangten. ‚Diese fielen auf ihre Kniee und dann über die Indianer her.‘ Ihr einziger Gedanke war, ‚den Wilden das Englische einzupauken‘.

„Um 1543 hatten die katholischen Missionäre schon Industrieschulen für die Indianer in Mexiko. Bedenken Sie es wohl, im Jahre 1543! . . .

„Ich habe sehr viele Indianer gekannt aus den verschiedensten Stämmen und Gegenden. Aber ich habe nie einen protestantischen Indianer gesehen. Manche habe ich gekannt, die sich für Protestanten ausgaben, aber keinen, der es in Wirklichkeit war. Dem System, das die katholische Kirche und die spanische Regierung auf zwei Dritteilen des amerikanischen Bodens drei und ein halbes

Jahrhundert lang durchführte, lag die Überzeugung zu Grunde, daß der Indianer ein menschliches Wesen ist, von einem Weibe geboren und geliebt von seiner Mutter; daß er einen Vater hat, dem er mit kindlicher Liebe zugethan ist. . . . Ich möchte für eine Woche Zar sein, gerade lang genug, um jeden Amerikaner und jeden Bigotten zum Lesen der spanischen Gesetze bezüglich der Behandlung der Indianer — las Leyes de Indios — zu veranlassen. Keine andere Nation in der Welt — und ich bin bereit, meinen Ruf zum Pfand für mein Wort zu setzen — brachte so edle, so weitblickende, so menschliche Gesetze zur Durchführung, wie diejenigen, welche unter Mitwirkung der Kirche von der Krone Spaniens erlassen und von den staatlichen sowohl als geistlichen Beamten ins Werk gesetzt wurden. . . .

„Wo sind unsere Millionen Indianer? Es sind deren jetzt etwa noch 200 000 in den Vereinigten Staaten übrig, und bei weitem die meisten derselben erhielten sich gerade in jenen Gebieten, die bis zum Jahre 1848 unter der Kontrolle der spanischen Regierung und der katholischen Kirche standen. Es ist eine bewiesene Thatsache, daß im gesamten spanischen Amerika die Indianer heute so zahlreich sind als im Jahre 1520. Ein Grund, warum diese Indianer heute noch existieren, ist der, daß die Missionäre, welche sie bekehrten und erzogen, Männer im wahren Sinne des Wortes waren. Sie lebten beständig unter ihnen, kamen mit dem ganzen Volke in Berührung, nicht bloß mit den Kindern, und übten ihren sittigenden Einfluß auf die gesamten Gemeinden aus. Als berechtigt anerkannten sie die Liebe der indianischen Mutter, und statt sie um dieser Liebe willen zu schmähen, gaben sie ihren Segen dazu; und Hand in Hand arbeitend mit der Familie, gewannen sie einen Einfluß, wie ihn ein ferne stehender Fremder nie auszuüben vermocht hätte. . . Thatsächlich darf heute kein Kind seine Muttersprache gebrauchen, solange es sich in der staatlichen Indianerschule befindet. Ich habe nichts gegen den Unterricht im Englischen einzuwenden; aber was würden Sie sagen, wenn jemand Ihren Sohn, Ihre Tochter zu unterrichten sich erböte, Sie aber als Entgelt dafür Ihre Kinder für immer herzugeben hätten? Das ist es aber, was man thatsächlich thut. Die Indianer lieben ihre Kinder mit einer Liebe gerade so zart und so wahr, wie die Völker anderer Rassen. Die Mutterliebe entstand mit der ersten Mutter und dem ersten Kinde, und sie wird dauern für immer.

„Als die Franziskanermissionäre von ehedem zu diesen Stämmen kamen, trachteten sie, dieselben durch und durch kennen zu lernen; sie liebten sie und blieben bei ihnen in gesunden und kranken Tagen. Jetzt aber! Sie würden es nicht glauben, wenn ich all die modernen Missionäre aufzählen würde, die ich beim Ausbruche ansteckender Krankheiten davonlaufen sah. Glauben Sie, der Indianer sei so einfältig, daß er den Unterschied nicht sähe? . . . Der Grund, warum unsere Schulen keinen Erfolg haben, ist der, daß keine wirkliche Überzeugung darin herrscht. Unter zehn sehen es neun auf ihren Gewinn ab. Ich habe nirgends gefunden, daß einer der alten Missionäre oder irgend eine spanische oder katholische Genossenschaft jemals Dinge lehrte oder zu lehren versuchte, die auch nur zum zehnten Teil so unsinnig wären als das Zeug, welches man allent-

halben in den Regierungsschulen vorbringt. Diese Männer von ehedem hatten eine Religion, die ich liebe, weil sie von ihnen Opfer verlangte. Sie hatten dazu einen gesunden Menschenverstand, der mir alle Hochachtung abnötigt. Aber von beidem ist nicht viel in den Schulen zu sehen, in welche die Regierung die Kinder nötigt, in denen sie dieselben ihre Namen, vaterländische Sprache und Sitten zu vergessen zwingt: Dinge, die für dieselben aber gerade so heilig und teuer sind wie für uns. Wenn die Kinder aus den Regierungsschulen entlassen werden, sind sie fast ohne Ausnahme, Knaben so gut wie Mädchen, fürs Leben ruiniert. Man hat sie gelehrt, daß ihre Eltern unwissende und abergläubische Bigotte und Wilde seien; man hat ihnen beigebracht, woran kein Indianerknabe oder -mädchen jemals dachte: Unverschämtheit. Aus der Schule entlassen, sind sie vielfach für ihr Volk verloren. Im Alter von fünf Jahren von Hause weggenommen, kehren sie nach fünf oder sechs Jahren zurück, nicht nur dem Elternhause entfremdet, sondern oft noch dazu als körperliche Schwächlinge. Thatsächlich sind die einzigen schwindsüchtigen Indianer die aus den Schulen des Ostens. Man nimmt sie nach dem Osten wie Fische aus dem Wasser. Dort werden sie vollständig ihrem Volke entfremdet, und dann läßt man sie aufs Geratewohl wieder laufen. Der große, neue Plan Pratts nun ist, sie ihr Volk nicht mehr wiedersehen zu lassen. Wahrhaftig, das ist auch besser! Wenn das nicht der Höhepunkt von Brutalität, Grausamkeit und Unwissenheit ist, dann bin ich niemals in meinem Leben Dummheit und Roheit begegnet. . . .

„Ich möchte noch darauf aufmerksam machen, daß ich es nicht für angebracht halte, die Katholiken mit Füßen zu treten, eben weil sie Katholiken sind. Zweifelsohne wissen Sie, daß vor etwa zwölf Jahren ein großes Geschrei erhoben wurde wegen der konfessionellen Schulen der Indianer. Thatsächlich galt der Kampfruf nur der Vernichtung der katholischen Indianerschulen. ‚Wenn es recht ist, die Presbyterianer und Methodisten auszuschließen, so nicht minder die Katholiken,‘ sagten die schlauen Herren Politiker. Die einfache Thatsache aber, daß es nur zwei oder drei methodistische und fünf oder sechs presbyterianische Schulen giebt, hingegen 50 katholische, hat dabei natürlich nichts zu bedeuten! Ich verwahre mich gegen einen solchen Feldzug gegen die katholischen Schulen, nicht weil sie katholisch, sondern weil sie gut sind, die einzigen, die ich kenne, welche den Indianern bleibend Gutes thun. Ich habe kein Kind aus einer katholischen Schule gekannt, das seine Eltern oder seine Sprache vergessen hätte, kein Mädchen, das später in den Indianerdörfern verdorben wäre; kein einziges! Aber viele solcher Mädchen habe ich gekannt von Carlisle und aus den andern Staatsschulen. Wenn es etwas in der Welt giebt, was ich, obgleich nicht Katholik, bewundere, so ist es eine Barmherzige Schwester. Und es scheint mir, daß kein Amerikaner, geschweige ein Katholik, einen Teil seines Geldes besser verwenden könnte, als dadurch, daß er die Indianerschulen unterstützte, die von diesen edlen und selbstlosen Frauen geleitet werden, Frauen, denen die Beamten der staatlichen Indianerverwaltung heute vielfach nicht bloß mit finstern Mienen begegnen, sondern sogar positiven Widerstand entgegensetzen.“

Agrarstaat und Industriestaat.

I.

Wollte jemand bei uns mit der Gegenüberstellung von Agrarstaat und Industriestaat einander völlig ausschließende Gegensätze bezeichnen, soll dabei der Agrarstaat eine rein agrarische, der Industriestaat eine rein industrielle Ausgestaltung der Volkswirtschaft bedeuten, so hieße das die unmittelbare Berührung mit der konkreten Wirklichkeit völlig verlieren und lediglich mit abstrakten Größen ins Feld ziehen. Insbesondere handelte es sich in dieser Voraussetzung — wie auch gemeiniglich anerkannt wird — unter den heutigen, bei sämtlichen großen Kulturvölkern gegebenen Verhältnissen nicht mehr um praktisch mögliche und volkswirtschaftlich wünschenswerte Ziele einer vernünftigen und gesunden Wirtschaftspolitik.

Mag daher immerhin der ungezügelte, leidenschaftliche Interessenkampf sich in extremen Einseitigkeiten gefallen, die maßvolle, wissenschaftliche Kontroverse fordert nicht den in der überlieferten Scheidung zwischen Stadt und Land längst verschwundenen und durch die neuzeitliche Entwicklung des internationalen Verkehrs und des auswärtigen Handels allen Versuchen einer Wiederbelebung noch weiter entrückten „reinen" Agrarstaat, aber durchgehends ebensowenig den „reinen", die einheimische Landwirtschaft ganz und gar verdrängenden Industriestaat. „Unsere wie alle modernen Volkswirtschaften der Kulturvölker", sagt Adolf Wagner[1], „stellen eine Mischung von Agrar- und Industriestaat dar, früher mit dem Vorwalten des ersteren, neuerdings mit demjenigen des zweiten Elements. Diese Mischung ist . . . an sich als richtig und notwendig anzuerkennen, und nicht, ob sie, sondern nur, in welchem Verhältnis sie passend stattfinde, ist der strittige Punkt. Die richtige Fragestellung ist daher: In welchem Maße ist für eine moderne Volkswirtschaft eines großen Kultur-

[1] Zur Agrarfrage, „Tägliche Rundschau", 21. Jahrg., Nr. 201, 1. Mai 1901.

volkes mit stark wachsender Volkszahl und stark steigenden Lebensanforderungen seiner Bevölkerung, in welchem Maße ist speziell für die heutige deutsche Volkswirtschaft die Entwicklung des industriestaatlichen Elements neben und eventuell auf Kosten des agrarstaatlichen geboten, erwünscht, möglich und gesichert auszuführen? Und anderseits: In welchem Maße ist überhaupt und wiederum speziell für das heutige Deutschland die Festhaltung des agrarstaatlichen Elements neben dem und statt des industriestaatlichen, mit seinem Schwerpunkt im auswärtigen Handel, geboten, erwünscht, möglich und gesichert ausführbar?"

Damit wäre der Streitpunkt im allgemeinen gekennzeichnet, so wie er von den maßvollen Vertretern der sich befehdenden Anschauungen in der gegenwärtigen agrarischen Zollschutzfrage verstanden wird. Gehen wir indes noch etwas näher auf die Sache ein, um uns der vollen Tragweite der schwebenden Kontroverse möglichst klar bewußt zu werden.

Der Übergang vom Agrarstaat zum Industriestaat, oder anders ausgedrückt: die moderne industriestaatliche Entwicklung, vollzieht sich in der Weise, daß in einem Staate mit wachsender Bevölkerung der Bedarf an agrarischen Produkten — an Brotgetreide und sonstigen Nahrungsmitteln, ferner an Hilfs- und Rohstoffen — zu einem immer größeren Bestandteile nicht mehr wie früher durch die einheimische Landwirtschaft, sondern mit ausländischen agrarischen Erzeugnissen, regelmäßig zu niedrigeren Preisen, gedeckt wird, wobei dann die aus fremden Ländern importierten Agrarprodukte mit inländischen industriellen Produkten eingetauscht werden. Kurz: der fortschreitende, wachsende internationale Austausch von inländischen Industrieprodukten gegen ausländische Agrarprodukte, das ist es, was man heute unter der industriestaatlichen Entwicklung versteht, man mag Freund oder Feind derselben sein.

Nicht alles an dieser Entwicklung wird selbst von denjenigen, die neuerdings ihrer offenen Stellungnahme zu Gunsten der Landwirtschaft wegen mit bedauernswerter Gehässigkeit als „Agrarier", als Beförderer des „Brotwuchers", am meisten verschrieen wurden, verderblich genannt. Ja man darf und muß jedenfalls die für den Gesamtwohlstand eines Volkes segensreichen Momente der industriestaatlichen Entwicklung anerkennen, wie dies auch insbesondere von Adolf Wagner geschehen ist.

War einst der Übergang von der naturalwirtschaftlichen Stufe — wo der Bedarf der agrarischen Hauswirtschaft an den Erzeugnissen des Stoffveredlungsprozesses durch Eigenproduktion des einzelnen Wirtschaftsbetriebes

gedeckt wurde — zum Austauschsystem, zur Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land, zur Geld- und Kreditwirtschaft, ferner von der stadtwirtschaftlichen zur volkswirtschaftlichen Phase ein wahrer Fortschritt, so wird die in mannigfacher Hinsicht vorteilhafte Bedeutung der ferneren Entwicklung von der volkswirtschaftlichen zur weltwirtschaftlichen Phase, zu einer gewissen internationalen Arbeitsteilung, zum internationalen Austausch der Produkte zwischen verschiedenen volkswirtschaftlichen Einheiten, durchaus nicht in Abrede gestellt. Allein man darf sich nicht zu einer Überschätzung der Vorteile der geschilderten Entwicklung verleiten lassen, nicht die großen Schattenseiten aus dem Auge verlieren, nicht aus Begeisterung für die Weltwirtschaft das klare Verständnis für die selbständige Bedeutung, die besondern eigenen Zwecke und Aufgaben der einzelnen Volkswirtschaft als solchen verlieren, das nationale Wohl dem internationalen Handelsinteresse opfern, den Wohlstand der Nation einseitig nach dem industriellen Export bemessen wollen. Noch schlimmer und gänzlich verfehlt aber wäre es, die moderne industriestaatliche Entwicklung gar als eine „naturgesetzliche“ Evolution zu betrachten, der man lediglich beobachtend und Thatsachen konstatierend gegenüberstände. Die Tendenz einer solchen Auffassung liegt offen zu Tage. Man will dadurch im Namen der Wissenschaft die Notwendigkeit und Möglichkeit einer nach höheren Gesichtspunkten und Grundsätzen frei wählenden Regelung bezw. Mäßigung der Entwicklung von vornherein ausschließen. Es wurden indessen mit dieser Lehre im volkswirtschaftlichen Leben zu traurige Erfahrungen gemacht, als daß es heute noch gelingen könnte, die Doktrin ohne weiteres auf die Weltwirtschaft zu übertragen. Die Volkswirtschaftslehre folgt in der Gegenwart andern Leitsternen, und der für sie entscheidende höhere Gesichtspunkt bleibt hier wie bei allen Fragen der Nationalökonomie der allgemeine, nach Möglichkeit für die Dauer gesicherte Wohlstand des gesamten Volkes. Nur da, wo, und nur soweit, als der weltwirtschaftliche Verkehr den Zwecken der ganzen Volkswirtschaft dient, zu ihrem Vorteile, zu ihrer Stärkung gereicht, ist seine Ausdehnung ein Fortschritt, andernfalls aber ein Verderben. Darum kann auch die staatliche Wirtschaftspolitik sich in unserer Frage nicht mehr auf ein laissez aller zurückziehen, nicht in sehr übel angebrachtem Optimismus von einem le monde va de lui-même das Heil des Volkes erwarten. Vielmehr handelt es sich darum, durch eine kluge, den Verhältnissen und Bedürfnissen allseitig Rechnung tragende Agrar- und Handelspolitik der modernen

industriestaatlichen Entwicklung die richtigen, den Forderungen des nationalen Gemeinwohles entsprechenden Schranken zu ziehen.

Das ist der Standpunkt, auf welchem heute die wissenschaftlichen Vorkämpfer des agrarischen Schutzzolles stehen. Anderseits treten im Gegensatz hierzu für eine mehr unbeschränkte Entwicklung Männer auf, deren Namen in der Wissenschaft den besten Klang haben, wie Brentano[1] u. a., und die sich zweifelsohne zu ihrer dem agrarischen Schutzzoll feindlichen Stellung ebenso aufrichtig durch vermeintliche Forderungen des nationalen Gemeinwohles bestimmen lassen, als ihre Gegner für den Kampf zu Gunsten der Zölle.

Es wird nun unerläßlich sein, um ein nach Möglichkeit sicheres Urteil in der vorliegenden Frage zu gewinnen, vorerst die Beweisführung der beiden streitenden Teile kurz, klar und, wenigstens was die wichtigsten Argumente betrifft, erschöpfend uns zu vergegenwärtigen.

Beim Kampfe und in der Argumentation für und gegen die im Vordergrunde der Kontroverse stehenden agrarischen Schutzzölle handelt es sich — nach unsern bisherigen Ausführungen — nicht bloß um die Frage, ob für den metrischen Zentner Weizen oder Roggen einige Mark mehr oder weniger an Zoll gezahlt werden sollen, sondern des weiteren — wie Julius Wolf sich ausdrückt — um die soziale Konfiguration des Reiches, um Fragen der Entwicklungsrichtung für das wirtschaftliche und politische Leben der deutschen Nation: „Der Getreidezoll ist nur der Exponent, nur das, was an die Oberfläche tritt und zunächst faßbar wird von den größeren Problemen, die da lauten: ‚Agrarstaat oder Industriestaat‘, ‚Volkswirtschaft oder Weltwirtschaft‘, ‚Nationalismus oder Imperialismus‘. Diese Fragen haben ihren inneren Zusammenhang, sie sind immer nur besondere Seiten einer Frage, die als die Grundfrage der Volkswirtschaft bezeichnet werden kann. Sie nehmen nämlich ihren Ausgang von einem bestimmten Verhältnis der dem heimischen Boden entnehmbaren Unterhaltsmittel zur Bevölkerung, d. h. von einem Thatbestande, der, wie er heute die Warenwanderungen entscheidet, schon den ersten Menschenwanderungen zu Grunde lag. In diesem Verhältnis bezw. Mißverhältnis haben jene besondern Fragen, die hier zur Verhandlung stehen, ihre gemeinsame Wurzel, und zwar nicht nur in der Fassung,

[1] Vgl. Naumanns „Hilfe“, 7. Jahrg., 9., 16., 23. und 30. Juni, 7. und 14. Juli 1901.

die ihnen in Deutschland zu teil wird, sondern ebenso in jener, die sie in Österreich-Ungarn oder in Amerika oder sonst anderwärts gefunden haben; denn überall führen sie sich auf das Wachsen der Bevölkerung als den letzten Grund zurück, auf die theoretisch unbegrenzte Vermehrbarkeit dieser, von welcher praktisch in weiten (wenn auch nicht in den äußersten) Grenzen Gebrauch gemacht wird und der der heimische Boden unvermehrbar gegenübersteht. Das Plus an Menschen schafft das Importbedürfnis für Rohstoff, und dieses das Exportbedürfnis für Fabrikate, und dieses den Industriestaat, und dieser die Abhängigkeit von der Weltwirtschaft und den Imperialismus." [1]

Entscheidend für die ganze Kontroverse ist also in der That die befriedigende Lösung eines sehr ernsten Problems: Wie soll für die ausreichende Ernährung einer großen, wachsenden Bevölkerung, mit gesteigerten und wohl auch zukünftig sich noch steigernden Kulturansprüchen gesorgt werden? Ist diese Ernährung nur möglich oder dauernd gesichert bei völlig unbehinderter industriestaatlicher Entwicklung, oder kann für dieselbe auch — und vielleicht sogar unter besseren Garantien — gesorgt werden, wenn die industriestaatliche Entwicklung in etwa gehemmt, gemäßigt wird; gebieten endlich nicht sogar höhere nationalökonomische Gründe geradezu, von der zweiten Möglichkeit — sofern sie besteht — Gebrauch zu machen, zum dauernden, gesicherten Wohle des ganzen Volkes, — oder aber ist auch hier wiederum für das nationale Gemeinwohl, die wirtschaftliche Blüte, die politische Machtstellung unseres Vaterlandes besser gesorgt durch eine unbeschränkte industriestaatliche Entwicklung mit fortschreitender Abhängigkeit vom Ausland, von der Weltwirtschaft sowohl in Bezug auf den Erwerb der Nahrungs- und Rohstoffe einerseits, als auch den Absatz der Industrieprodukte anderseits?

Fassen wir zunächst die Thatsachen der Bevölkerungsfrage, speziell die Thatsache der Bevölkerungszunahme ins Auge. Die Vermehrung der Bevölkerung in Deutschland betrug während der fünf Jahre vom

1.	Dezember	1871	bis 1.	Dezember	1875	1,7 Millionen
1.	„	1875	„ 1.	„	1880	2,5 „
1.	„	1880	„ 1.	„	1885	1,6 „

[1] Professor Dr. Julius Wolf, Das Deutsche Reich und der Weltmarkt (Jena 1901) S. 3 f.

1. Dezember	1885	bis	1. Dezember	1890	2,6	Millionen	
1. „	1890	„	1. „	1895	2,9	„	
1. „	1895	„	1. „	1900	4,1	„	[1].

Während der letzten fünf Jahre belief sich also der Zuwachs pro Jahr durchschnittlich auf 800 000 Menschen.

Heute giebt es in Deutschland ca. 56,3 Millionen Menschen. Diese große, jährlich wachsende Bevölkerung muß ernährt werden, und zwar in der That so, daß alle ihre vernunftgemäßen Lebensaufgaben erfüllen, die ihnen verliehenen Fähigkeiten zur entsprechenden Entfaltung und Verwertung bringen können.

Kann aber dieses Ziel, wie gesagt, nur dann erreicht werden, wenn wir der industriestaatlichen Entwicklung im oben bezeichneten Sinne vollfreie Bahn gewähren, wenn wir auch auf einen mäßigen Zollschutz für die Landwirtschaft verzichten und unsern Nahrungsbedarf ohne Rücksicht auf die einheimische Produktion in immer größeren Mengen vom Auslande beziehen?

Bis zum Jahre 1870 wurde in Deutschland die Einfuhr trotz der seit 1816 um 65 Prozent vermehrten Bevölkerung von der Ausfuhr übertroffen [2]. Noch 1869 betrug nach Neumann-Spallart [3] die

Gesamteinfuhr von Getreide . . .	14 146 446	Hektoliter,
„ „ Mehl . . .	2 384 857	Zentner.
Gesamtausfuhr von Getreide . . .	15 896 138	Hektoliter,
„ „ Mehl . . .	3 032 888	Zentner.

Seit dem Jahre 1871—1880 blieb jedoch die einheimische Produktion hinter dem einheimischen Bedarf zurück, trotzdem die erste statistische Auf-

---

[1] Im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches betrug

im Jahre	die Bevölkerung	Jährliche Zunahme %
1820/21	26 291 606	1,43
1840/41	32 785 150	1,16
1860/61	37 745 187	0,88
1870/72	40 816 249	0,58
1880/81	45 234 061	1,14
1885/86	46 855 704	0,70
1890/91	49 428 470	1,07
1895/96	52 279 901	1,12

Vgl. Handwörterbuch der Staatswissenschaften II (2. Aufl.), 656.

[2] Die Angaben sind der vom k. k. österreichischen Ackerbauministerium herausgegebenen Schrift entnommen: „Das Getreide im Weltverkehr" (Wien 1900) S. 59.

[3] Übersichten 1872.

nahme im Deutschen Reiche über die Anbaufläche und die Erträge der Ernte im Jahre 1878 einen Überschuß an Nahrungsstoffen vermuten ließ. Thatsächlich betrug der Überschuß der Einfuhr von

	Weizen	Roggen	Mais	Gerste	Hafer
			Tausend Meterzentner		
1878/82	3107	7910	2282	1447	1936
1883/87	5294	7367	1787	3683	1991
1888/92	7456	7959	4192	6150	1662
1893/97	11283	6999	7511	9707	3602
1898	13427	7844	15805	11404	4089

Deutschland gehört heute nach Großbritannien und mit Belgien, Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz, Italien, Dänemark und Schweden-Norwegen zu den bedeutendsten Importstaaten. Im Jahre 1897 entfiel mehr als die Hälfte des Gesamtimports auf Großbritannien und das Deutsche Reich, ein Drittel auf die übrigen eben genannten Staaten.

Die angeführten Zahlen zeigen, daß auch der Zoll die Zufuhr keineswegs ausschließt. Diesen Erfolg von dem Zoll erwarten oder durch exorbitante hohe Zölle erstreben wollen, wäre heute ebenso thöricht wie aussichtslos. Aber anderseits wird man durch die nicht unerhebliche und andauernde Steigerung des Imports sich noch lange nicht zu der Forderung verleiten lassen dürfen, daß unsere deutsche Landwirtschaft nun völlig schutzlos der ausländischen Konkurrenz preiszugeben sei, geopfert werden müsse. Wenn sie nicht das ganze Quantum produziert hat, dessen die wachsende Bevölkerung bedurfte, ist deshalb sofort schon der Schluß berechtigt, man müsse fürderhin auf den nationalen Getreidebau in seiner heutigen Ausdehnung überhaupt verzichten, ihn auf den zum Getreidebau ganz vorzüglich qualifizierten Boden beschränken, einen Teil der übrigen Grundstücke in Wald verwandeln, andere in Fettweiden, wiederum andere dem Gemüsebau und dem Anbau von Handelsgewächsen dienstbar machen? Das alles ist jedenfalls leichter vorzuschlagen, als in der Praxis durchzuführen, und daß bei einem solchen Versuch unsere Landwirtschaft im ganzen zu steigenden Erträgen und zu immer größerer Blüte gelangen werde, dürfte doch in den sachverständigen landwirtschaftlichen Kreisen nicht ohne weiteres und im vollen Umfange unbedingten Glauben finden!

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal in kurzer Übersicht die in vorliegender Frage wichtigsten Zahlenangaben, um in den thatsächlichen Leistungen das Fundament für die Beurteilung der Leistungsfähig-

keit unserer Landwirtschaft (mit Rücksicht auf den Getreidebau) zu finden.

Die Einfuhr in Deutschland hat sich folgendermaßen entwickelt[1]:

	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
		in Tonnen		
1880/84	534 633	732 381	320 867	265 127
1885/89	449 422	737 250	479 932	181 192
1890/94	946 236	629 733	798 604	208 166
1895/98	1 411 832	941 594	1 043 431	434 462

Die Erntefläche in Deutschland war für

	Weizen u. Spelz	Roggen	Gerste	Hafer
		in ha		
1878	2 217 000	5 934 927	1 620 483	3 743 070
1885	2 293 831	5 841 841	1 742 386	3 786 827
1890	2 327 026	5 820 317	1 664 188	3 904 020
1897	2 247 287	5 966 776	1 666 014	3 999 052

Der Ernteertrag war im Durchschnitte der Jahre:

	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
1878/80	2 878 517	5 817 797	2 177 411	4 515 702
1881/85	2 876 672	5 763 934	2 194 743	4 126 592
1886/90	3 051 765	5 844 565	2 205 030	4 583 110
1891/95	3 281 312	6 548 335	2 345 940	4 753 486
1896/97	3 095 599	7 082 413	2 279 674	4 904 859

Mögen diese Zahlen die fortschreitende Abhängigkeit Deutschlands von der ausländischen Produktion darthun, sie beweisen nicht minder, daß die Leistungsfähigkeit unserer eigenen Landwirtschaft noch immer eine sehr bedeutende ist. Auch dürfte die Annahme der Möglichkeit einer noch fortschreitenden Steigerung der Ernteerträge des Inlandes — bei im wesentlichen gleicher Erntefläche — nicht so ohne weiteres unbedingt abzuweisen sein.

Max Delbrück sagt diesbezüglich in seiner Rede über „Die deutsche Landwirtschaft an der Jahrhundertwende“[2]: „Wenn man die Geschichte einzelner Gutswirtschaften heranzieht, so ist es kein Zweifel, daß die Er-

---

[1] Vgl. Conrad, Getreidezölle, Handwörterbuch der Staatswissensch. IV (2. Aufl.), 339.

[2] Abgedruckt als Anhang zu der (bei Paul Parey 1900) veröffentlichten Festrede: „Die Königl. Landwirtschaftliche Hochschule in der Zukunft.“

zeugung von Getreide auf dem Morgen sich in diesen 100 Jahren verdoppelt hat. Diese Verdoppelung ist nicht erzielt durch eine Vergrößerung der Anbaufläche, sondern durch verbesserte Kultur. Zu dieser Mehrproduktion in Körnerfrüchten ist hinzuzurechnen die ganze Ernte unserer Hackfrüchte, wenigstens derjenigen, die die Hauptmasse ausmachen — der Kartoffeln und der Rüben. Der Anbau beider, noch im 18. Jahrhundert begonnen, ist doch ein ausschließlicher Erfolg des 19. Getreidebau und Hackfruchtbau liefern die gleiche Summe an Nährsubstanz." Somit schließt Delbrück: „Die landwirtschaftliche Produktion im Pflanzenbau hat sich im vergangenen Jahrhundert vervierfacht." Mit Rücksicht auf das begonnene 20. Jahrhundert aber glaubt er eine weitere außerordentliche Steigerung der Erträge erwarten zu dürfen: „Ich wage es, auszusprechen, daß für die Körnerfrüchte im Durchschnitt eine Verdoppelung der Erträge in Aussicht gestellt werden kann und muß, und daß eine Verdreifachung der Kartoffelerträge keineswegs außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt."

Wie aber, wenn eine derartige Steigerung der Ernteerträge zwar physisch möglich wäre, aber bloß durch einen solchen Kostenaufwand, daß die Preise der Produkte eine geradezu unerschwingliche Höhe erreichen müßten?

Die Ertragsfähigkeit des Bodens ist eine begrenzte. Zwar können die Erträge durch einen Mehraufwand von Kapital und Arbeit auf dieselbe Bodenfläche absolut gesteigert werden. Allein diese Ertragssteigerung hält nicht gleichen Schritt mit den wachsenden Kosten. Zunehmende Aufwendungen auf eine gegebene Fläche bewirken wohl eine absolute Zunahme des Erträgnisses, aber sie liefern relativ abnehmende Mehrerträge. Man hat diese Thatsache als das „Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag" bezeichnet. Wird in der Fabrik eine zweite Maschine aufgestellt, so liefert dieselbe — ceteris paribus — die gleiche Produktenmenge wie die erste Maschine. Verwende ich aber auf eine gegebene Bodenfläche bei gleichbleibender Technik und bei der gleichen Kulturart das doppelte von Kapital und Arbeit, so wird der Ertrag nicht verdoppelt, sondern etwas hinter der Verdoppelung zurückbleiben[1]. „Die Industrie", sagt Bren-

[1] C'est là ce qu'on appelle *la loi du rendement non proportionnel* (sc. au travail). Elle est certainement confirmée par la pratique de tous les jours. Interrogez un agriculteur intelligent et demandez-lui, si sa terre ne pourrait pas produire plus que ce qu'elle donne? il vous répondra: „Assurément. La ré-

tano[1], „arbeitet überwiegend mit vermehrbaren Kapitalien, und für diese gilt statt des Gesetzes des abnehmenden das Gesetz des zunehmenden Ertrags. Es ist selbstverständlich, daß die Produkte der vermehrbaren Kapitalien unter Aufwand von gleichen Kosten vermehrt werden können; da die zur Herstellung der größeren Produktenmenge nötigen Erwerbsgüter mit gleichen Kosten beschafft werden können, gilt dasselbe auch für ihr Produkt. Da die zehntausendste Spinnmaschine gleich billig, wie die erste, hergestellt werden kann, kann auch das mit ihr gesponnene Garn ebenso billig geliefert werden als das auf der ersten gesponnene. Ja noch mehr. Die zehntausendste Spinnmaschine kann billiger geliefert werden als die erste; denn ihre Herstellung im großen kostet weniger als ihre Herstellung im kleinen. Und nicht nur deshalb kann das Garn immer billiger geliefert werden. Je größer die Spinnmaschinen werden infolge des Mehraufwandes von auf ihre Herstellung verwendetem Kapital, desto mehr sinken die Herstellungskosten des mit ihrer Hilfe gesponnenen Garns. Die zur Herstellung gewerblicher Produkte nötigen Kosten nehmen ab in dem Maße des Mehraufwandes von Kapital, der auf ihre Herstellung stattfindet."

Diese Gesetze des abnehmenden Bodenertrags einerseits und anderseits des zunehmenden Ertrags eines auf die Herstellung vermehrbarer Kapitalien gemachten Mehraufwands sind denn auch — nach Brentano — die eigentlichen Ursachen, warum Länder mit rasch wachsender Bevölkerung notwendig Industriestaaten werden. „Die steigende Ungunst der heimischen natürlichen Produktionsmittel wird dann ausgeglichen durch Nutzbarmachung der durch Menschenhand geschaffenen Transportmittel zur Herbeiführung der Produkte ergiebigerer Naturgaben. Der Beschaffung der Nahrungsmittel, welche die Bewohner der überwiegenden Industriestaaten brauchen, werden die Böden der entferntesten Länder dienstbar gemacht. Damit werden

---

colte de blé serait plus considérable, si je voulais mettre plus d'engrais, donner des labours plus profonds, purger le sol des moindres racines de chiendent, défoncer à bras d'hommes, au besoin repiquer chaque grain de semence à la main. . . ." — Et pourquoi ne le faites-vous pas? — „Parce que je n'y retrouverais pas mes frais: *ce supplément de récolte me coûterait beaucoup plus qu'il ne vaudrait.*" — „Il y a donc un point d'équilibre qui marque la limite, qu'on ne dépassera pas, non point du tout qu'on ne pût la dépasser si on le voulait à tout prix, mais on ne le veut pas, parce qu'on n'a aucun intérêt à le faire." *Charles Gide*, Principes d'Économie Politique (6me édit. Paris 1898) p. 132 s.

[1] A. a. O. Nr. 26, S. 3.

die Wirkungen der beschränkten Ertragsfähigkeit ihrer heimatlichen Fluren aufgehoben, während die unbeschränkte Ertragsfähigkeit der in der Industrie verwendeten vermehrbaren Kapitalien ihnen das Mittel bietet, die Erträgnisse der ergiebigsten Böden ferner Länder einzutauschen. So auch gegenwärtig im Deutschen Reiche." [1]

Was ist demgegenüber zu sagen?

Die Geltung des „Gesetzes des sinkenden Bodenertrags" — sofern man dasselbe nur richtig formuliert — soll hier nicht bestritten werden. Es gilt überall, wenn es auch in Ländern mit dichter Bevölkerung und intensiver Kultur sich am stärksten geltend macht.

Allerdings giebt es namhafte Gelehrte, welche jenem „Gesetze" mehr skeptisch gegenüberstehen. In diesem Sinne sprach sich beispielsweise in neuester Zeit noch Franz Oppenheimer [2] aus: „Nimmt man an, daß die Nahrungsmittelerzeugung des durchschnittlichen Bauern sich auf 3 beläuft und der eigene Verbrauch des Bauern 2 davon beansprucht, desgleichen daß der Städter an Nahrungsmitteln gleichfalls 2 verbraucht, so werden 10 Bauern von einer Produktion von 30 für sich 20 verbrauchen und 10 an die Städter abgeben können, gerade so viel, als für 5 Stadtbewohner ausreicht. Wird weiterhin angenommen, die Zahl der Bauern habe sich auf 20 vermehrt, so würden diese 20 Bauern — in Voraussetzung des Gesetzes der sinkenden Erträge — nicht mehr 20 mal 3, sondern nur 20 mal 2,5 an Nahrungsmitteln produzieren. Der Gesamtertrag beliefe sich dann auf 50, wovon 40 auf die Bauern kommen würden, während der für die Städter verfügbare Überschuß wiederum nur 10 betrüge. Das Verhältnis der ländlichen zur städtischen Bevölkerung, das in der ersten Voraussetzung 10 : 5 oder 2 : 1 war, würde nunmehr 20 : 5 oder 4 : 1 sein. Das Gesetz des sinkenden Bodenertrags müßte also, bei wachsender Bevölkerung, eine Verschiebung des Verhältnisses der ländlichen zur städtischen Bevölkerung, und zwar zu Ungunsten der letzteren, nach sich ziehen. Das widerspricht aber der offenkundigen Thatsache, da das Verhältnis sich während des letzten Jahrhunderts und weiter zurück gerade umgekehrt, zu Gunsten der städtischen Bevölkerung verschoben hat."

Derartige Berechnungen haben auf den ersten Blick vielleicht etwas Bestechendes. Aber ob sie auch überzeugen? Die Rechnung mit „angenommenen" Zahlen, mit „durchschnittlichen" Bauern und „Städtern" bietet denn doch ein zu wenig festes Fundament, um die Thatsache der nicht unbegrenzten Ertragsfähigkeit des Bodens zu erschüttern. Auch liegt — von andern Momenten abgesehen — die Einwendung nahe, daß ja die ausländische Landwirtschaft immer mehr zur Ernährung der wachsenden städtischen Bevölkerung herbeigezogen werden könne und thatsächlich herbeigezogen werde. In Ländern überdies, wo noch unbebautes Land zur Verfügung steht, oder wo bei dem bereits bebauten Boden die Grenze, von

---

[1] Brentano a. a. O. Nr. 26, S. 3.

[2] Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus und der neueren Nationalökonomie. Darstellung und Kritik. Berlin-Bern 1901. Vgl. hierzu Zeitschrift für Sozialwissenschaft IV, 256 ff.

der an das Gesetz des sinkenden Bodenertrags zu wirken beginnt, noch nicht erreicht ist, da bildet die Ernährung einer sich mehrenden städtischen Bevölkerung vorläufig überhaupt keine Instanz gegen die Geltung des Bodengesetzes.

Man möge daher immerhin den klassischen Nationalökonomen beipflichten und es als eine nationalökonomische „Fundamentalwahrheit“ betrachten, „daß beim Landbau, einen gegebenen Zustand der Betriebsweise vorausgesetzt, Verdoppelung der Arbeit den Ertrag nicht verdoppelt, — daß, wenn eine vermehrte Quantität der Produkte erfordert wird, der hinzukommende Vorrat mit größeren Kosten als der erstere erlangt wird“ [1]. Aber man darf bei Darlegung dieses „Gesetzes“ doch auch sich nicht zu Übertreibungen verleiten lassen. Die Elastizität der vervollkommneten vegetalen Produktion ist, wie Paul Cauwès [2] mit Recht betont, viel größer, als man gewöhnlich annimmt. Es war ein Kultursystem, das in den bedeutendsten Ländern des westlichen Europas bald überholt wurde, auf welches die älteren Ökonomisten seit Ricardo und J. B. Say zunächst ihre Lehren aufbauten. Die wertvollen Entdeckungen der Agrikulturchemie und der agronomischen Wissenschaft waren zur Zeit, als jene ihre Werke verfaßten, noch unbekannt. Darum glaubt Cauwès es tadeln zu müssen, wenn die neueren Ökonomisten nichtsdestoweniger fortfahren, ohne weiteres von der abnehmenden Bodenkraft zu sprechen, von jener verhängnisvollen Begrenzung, die sich dem weiteren Fortschritt der Bevölkerung hier und dort und schließlich überall entgegenstelle [3].

Übrigens haben bereits die klassischen Nationalökonomen dem Bodengesetze eine beschränkende Bedingung beigefügt, die namentlich J. St. Mill mit besonderer Klarheit, so schon in der oben angeführten Stelle, durch die Worte ausdrückt: „einen gegebenen Zustand der Betriebsweise vorausgesetzt“ [4]. An einem andern Orte [5] sagt derselbe National-

---

[1] Vgl. John Stuart Mill, Grundsätze der politischen Ökonomie. Übersetzt von A. Soetbeer (Leipzig 1885), Band II, Buch 3, Kap. 5, § 1, S. 137.

[2] Cours d'Économie Politique I (3me édit., Paris 1893), 455 s.

[3] La question de savoir, si la nature oppose des obstacles de plus en plus grands à l'extension de la production alimentaire a une importance capitale. On aperçoit en effet que, s'il faut répondre affirmativement, tout progrès de la consommation, tout accroissement dans le nombre des hommes, est une menace et un danger. L'économie rurale ne pourrait remédier à l'antagonisme économique résultant de ce que, à une consommation croissante, correspondrait une diminution dans la puissance des moyens employés pour y satisfaire. *Cauwès* l. c. p. 456.

[4] A. a. O. und Band III, Buch 3, Kap. 2, § 3, S. 10 f.

[5] Ebd. Buch 1, Kap. 12, § 2, S. 186.

ökonom: „Die Beschränkung der Produktion wegen der eigentümlichen Verhältnisse des Bodens gleicht nicht dem Hindernis einer entgegenstehenden Wand, welche unbeweglich an einer bestimmten Stelle steht und der Bewegung nicht eher ein Hindernis darbietet, als bis sie dieselbe gänzlich aufhält. Wir können sie eher mit einem sehr elastischen und ausdehnbaren Bande vergleichen, das kaum je so heftig angespannt wird, daß es nicht möglicherweise noch etwas mehr gespannt werden könnte, obschon sein Druck schon lange vorher gefühlt wird, ehe die äußerste Grenze erreicht ist, und um so stärker gefühlt wird, je mehr man sich dieser Grenze nähert.“ Später fährt Mill fort[1]: „Ich gehe nicht so weit als Herr Carey: ich behaupte nicht, daß die Erzeugungskosten und mithin der Preis der Bodenprodukte immer und notwendig in dem Maße steigt, als die Bevölkerung zunimmt. Sie besitzen die Tendenz, dies zu thun, allein diese Tendenz braucht nicht zum Durchbruch zu kommen, und sie kommt mitunter, auch lange Zeiträume hindurch, nicht zum Durchbruch. Das Ergebnis hängt nicht von einem Prinzip ab, sondern von zweien, die sich befehden. Es giebt einen andern Faktor, der gegen das Gesetz des sich vermindernden Bodenertrags gewöhnlich ankämpft. ... Dieser Faktor ist kein anderer als der Fortschritt der Zivilisation.“ Mill meint hiermit vor allem den Fortschritt der landwirtschaftlichen Kenntnis, Geschicklichkeit, Erfindung, verbesserte Betriebsarten, durch welche der Boden befähigt wird, einen größeren Ertrag zu liefern ohne entsprechende Arbeitsvermehrung, oder ohne Ertragsverminderung die Arbeit und die Ausgaben vermindert werden, z. B. durch Aufgeben der Brache mittels der Fruchtwechselwirtschaft, Einführung neuer Kulturpflanzen, verbesserter Werkzeuge u. s. w. Die Voraussetzung einer unverändert gebliebenen landwirtschaftlichen Technik für das fühlbare Inkrafttreten des Bodengesetzes wird denn auch von den neueren Nationalökonomen acceptiert. „Wo im Landbau der Punkt liege, von welchem an jede fernere Vermehrung des Arbeits- und Kapitalaufwandes eine Verminderung des relativen Ertrags zur Folge hat,“ sagt Roscher[2], „läßt sich weder im allgemeinen bestimmen noch im einzelnen Falle auf unverrückbare Weise. Verbesserungen der Technik mögen ihn bedeutend hinausschieben. Daß jedoch ein solcher Punkt existiert, ist nicht zu bezweifeln. Kein

[1] A. a. O. S. 193.
[2] Grundlagen der Nationalökonomie Buch 1, Kap. 1, § 34.

Mensch wird glauben, mit Hilfe unendlich vielen Saatkorns, Düngers rc. auf einem Acker Landes für ganz Europa genug Lebensmittel hervorbringen zu können."

Halten wir also daran fest, daß auch die Verteidiger des Bodengesetzes dieses lediglich als ein bedingtes, zeitliches gelten lassen: bei gleichbleibendem Zustande der Betriebsweise[1]. Ändert sich dieser Zustand der Betriebsweise, verbessert sich „die Kunst der Landwirtschaft" in fortschreitender agrarischer Technik, in vermehrter Anwendung geeigneter Maschinen, durch zweckmäßige Betriebsorganisation, Gewinnung von Nebenprodukten u. s. w., so ist eine Vermehrung des Ertrags wohl möglich ohne Vermehrung, ja vielleicht mit Herabminderung der auf die Produktionseinheit fallenden Kosten[2]. Julius Wolf macht hierzu die Bemerkung, das Gesetz des sinkenden Bodenertrags sei „nur in grober Weise charakterisiert", wenn gesagt werde — wie es der Einfachheit halber regelmäßig geschehe —, daß von einer gewissen Grenze an ein Plus an Arbeit kein ebenmäßiges Plus des Ertrags dem Boden zu entlocken vermöge. „In Wirklichkeit besteht das Gesetz darin, daß in jedem gegebenen Augenblick die Zahl der Möglichkeiten, durch ein Plus an Arbeit ein ebenmäßiges oder höherwertiges Plus an Produkt zu erzielen, beschränkt ist oder solche Möglichkeiten nicht vorhanden sind, während jeder spätere Augenblick — der technische Fortschritt — solche Möglichkeiten bringen kann. Das Besondere beim Grund und Boden ist also das, daß nicht ein beliebiges Plus von Kapital und Arbeit ebenmäßig mehr Produkte erzielen wird, sondern jeweils nur ein beschränktes Plus, in gewisser Richtung angewandt, und wenn diese Verwendung erfolgt ist, die Möglichkeit, dem Boden (bei entsprechendem Kapital- und Arbeitseinsatz) mehr Pro-

---

[1] Nassau William Senior (Political Economy [Fourth Edition, London and Glasgow 1858] p. 26. 81 ff.) führt als vierte Grundwahrheit der Nationalökonomie den Satz an: That *agricultural skill remaining the same*, additional labour employed on the land within a given district, produces in general a less proportionate return. Und ebenfalls der bedeutendste der neueren englischen Nationalökonomen, Alfred Marshall, formuliert *The Law of Diminishing Return* in folgender Weise: An increase in the capital and labour applied in the cultivation of land causes *in general* a less than proportionate increase in the amount of produce raised, *unless it happens to coincide with an improvement in the arts of agriculture* (Principles of Economics I [Third Edition, London 1895], 229.

[2] Vgl. hierzu: „Das Getreide im Weltverkehr" S. 102 f.

dukte zu entlocken, wieder intermittiert, bis ein neuer technischer Fortschritt gemacht ist."[1]

Wenn demgegenüber Brentano betont, daß eine Suspension des Gesetzes vom abnehmenden Bodenertrag nur in sehr engen Grenzen möglich sei, daß die günstigen Wirkungen eines technischen Fortschritts lediglich für eine kurze Zeit dauern könnten, daß alsbald das Gesetz wieder in Kraft treten und bei jeder weiteren Arbeits- und Kapitalaufwendung von neuem sich geltend machen werde, so hängt denn doch die Enge und Weite der Grenzen, innerhalb deren die Suspension des Bodengesetzes möglich ist, von der besondern Art und Bedeutung des jeweiligen technischen Fortschrittes ab. Brentano freilich scheint geneigt zu sein, diesbezüglich eine für die Landwirtschaft ungünstigere Entwicklung anzunehmen. Genau mit demselben Rechte kann man aber auch, ohne Optimist zu sein, in etwa günstigere Voraussetzungen machen. Und wenn Brentano sagt, wir hätten keine Sicherheit, daß uns immer neue Erfindungen und Entdeckungen zur Verfügung stehen würden, die es ermöglichten, unsere Bodenerträgnisse ohne relative Steigerung der Produktionskosten zu mehren, so ist das zweifelsohne richtig. Aber ebensowenig, wie wir bezüglich des Fortschrittes der agrarischen Technik Gewißheit besitzen, steht uns der Fortschritt der industriellen Technik in absolut sicherer Aussicht; und doch ist die Möglichkeit einer gedeihlichen industriestaatlichen Entwicklung durch diesen Fortschritt wiederum wesentlich bedingt. Man muß sich eben in solchen Dingen mit wohlbegründeten Annahmen, Vermutungen, Aussichten, Hoffnungen begnügen; diese aber sind für die agrarische Technik nicht schlechter fundiert als für die industrielle.

Alles in allem dürften also aus den an das Bodengesetz sich anknüpfenden Erwägungen wenigstens siegreiche, durchschlagende Gründe gegen eine maßvolle agrarstaatliche Entwicklung sich nicht herleiten lassen. Das ist ein Ergebnis, mit dem wir vorläufig zufrieden sind.

Doch möge hier noch eine kurze Bemerkung gestattet sein. Brentano weist auf eine Art der Einschränkung des Gesetzes vom abnehmenden Bodenertrag hin, die Marshall zuerst mit Nachdruck betont habe und deren Ausnutzung er unserer deutschen Landwirtschaft empfiehlt[2]: „Selbst wenn

[1] J. Wolf, Ein neuer Gegner des Malthus, in Zeitschrift für Sozialwissenschaft IV, Heft 4/5, S. 271 Anm. 6.

[2] „Hilfe“ a. a. O.

die Mehrverwendung von Arbeit und Kapital auf den Boden nur mehr relativ sinkende Erträge abwirft, solange man bei derselben Kulturart bleibt, kann der Übergang zu einer andern als der bisherigen Kulturart die Folge haben, die Erträge wieder nicht nur absolut, sondern auch relativ zu steigern. Je mehr in einer Kulturart das Walten der Natur zurücktritt, je mehr das des Menschen überwiegt, desto weniger macht das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag sich fühlbar. Am meisten tritt es uns im Waldbau entgegen, woselbst der absolute Zuwachs des sogen. Holzkapitals von einem gewissen Zeitpunkte an mit jedem Jahre kleiner wird. Demnächst in der natürliche Weiden nützenden Weidewirtschaft. Weniger im Ackerbau, und zwar um so weniger, je mehr in dem angewendeten Feldsystem die menschliche Arbeit überwiegt und dementsprechend an die Stelle des bloßen Getreidebaues die Herstellung qualifizierter Bodenfrüchte tritt, bis endlich in der freien Wirtschaft die natürlichen Eigenschaften des Bodens ganz zurücktreten hinter das, was der Mensch an Pflanzennährstoffen hineinsteckt, und der Boden bloß mehr als das Gefäß erscheint, welches die chemischen Ingredienzien aufnimmt, die der Mensch hineinversenkt, um dieses oder jenes Produkt herzustellen. Gerade das Interesse, welches die Landwirte haben, den Zeitpunkt, in dem sich die Grenze der Steigerung der Bodenerträgnisse fühlbar macht, hinauszuschieben, würde sie also zum teilweisen Übergang vom Getreidebau zu andern rentableren Kulturen drängen, wenn sie nicht durch die Aussicht auf die mühelose Steigerung ihrer Gelderträgnisse durch monopolwütige Beschränkung der Getreidezufuhr bei ihrer bisherigen Anbau- und Betriebsweise gehalten würden." Es ist ein harter und objektiv ungerechter Vorwurf, der hier gegen unsere heimische Landwirtschaft erhoben wird. Dort, wo der Übergang zu einer andern und zwar rentableren Kulturart in der That sich verwirklichen läßt, da dürfte das eigene privatwirtschaftliche Interesse die Bauern zu diesen Änderungen drängen. Aber die Möglichkeit solcher Änderungen hängt eben auch ab von Bodenbeschaffenheit, Klima u. dgl., von der Lage der Grundstücke, ihrer größeren und geringeren Entfernung von den Märkten u. s. w. Überdies schützt eine andere Kulturart nur soweit gegenüber dem Gesetz vom sinkenden Bodenertrage, als dabei die veränderte Inanspruchnahme der Bodenkräfte thatsächlich die relative Ertragsfähigkeit des Bodens als größer erscheinen läßt. Das wird aber keineswegs für jede Änderung unmittelbar als sicher gegeben sein. Nein, kein thörichter Eigensinn, der sich zu notwendigen und möglichen Ver-

änderungen oder Verbesserungen nicht verstehen will, noch weniger „Monopolwut“ oder das Verlangen nach „müheloser Steigerung ihrer Gelderträgnisse“ ist es, was zur Forderung des Bauernstandes nach agrarischen Schutzzöllen geführt hat, vielmehr, wie uns scheint, die klare und wohlbegründete Einsicht, daß in der nächsten Zukunft die Landwirtschaft ohne diesen Schutz überhaupt nicht bestehen kann. Soll die deutsche Landwirtschaft erhalten bleiben, dann müssen die Getreidepreise wenigstens eine solche Höhe haben, daß die Produktionskosten Deckung finden und die technischen Fortschritte in vollem Maße ausgenutzt werden können. Das aber ist nicht bloß die Forderung eines nur einseitigen bäuerlichen Standesinteresses. Davon werden wir uns in der Folge zu überzeugen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Schätze merowingischer Könige und Kirchen.

Als Gregor, Bischof von Tours, im Jahre 581 zu Nogent-sur-Marne den König Chilperich besuchte, wies dieser auf eine gewaltige, fünfzig Pfund schwere, mit Edelsteinen besetzte Schüssel aus reinem Golde hin und sprach: „Dies habe ich herstellen lassen, um den Reichtum des fränkischen Volkes darzuthun. Wenn ich länger lebe, so werden noch andere Kostbarkeiten dieser Art verfertigt.“ Dann legte er dem Bischof mehrere aus Byzanz gesandte Goldstücke vor. Jedes wog ein Pfund, trug auf einer Seite das Bild des Geschenkgebers mit der Umschrift: Tiberii Constantini perpetui augusti — „Tiberius Konstantin, allzeit Mehrer (des Reiches)“, auf der andern einen Siegeswagen mit der Bezeichnung: Gloria Romanorum — „Der Römer Ruhm“ [1]. Die Schüssel gelangte später in den Besitz seiner Gemahlin Fredegundis und dann in die Hände Childeberts.

---

[1] *Gregor. Tur.*, Historia Francorum 6, 2; vgl. 7, 4 (Mon. Germ., SS. rerum Meroving. I, 245. 293). Vgl. *Labarte*, Histoire des arts industriels I, 421 s.

Chilperichs Bruder Guntram erwarb aus der Nachlassenschaft des Mummolus, welcher sich gegen ihn empört hatte, viele silberne Tafelgeschirre und kostbare Kleinodien. Einen Teil derselben, 250 Pfund Silber und mehr als 30 Pfund Gold, übergab ihm die Witwe des Genannten. Der König rühmte sich dieser Schätze, stellte einige bei einem Gastmahle auf, sagte aber seinen Vasallen: „Schon fünfzehn kostbare Geräte befahl ich einzuschmelzen. Nur dieses größere und jenes andere von 170 Pfund habe ich bewahrt.“ [1]

Wie Chilperich und Guntram war auch Siegebert, der dritte Sohn Chlotars I., sehr reich. Bei seiner im Jahre 566 zu Metz gefeierten Hochzeit mit Brunhildis, der Tochter des gotischen Königs Athanagild, ließ er die Tische mit goldenen und silbernen Schüsseln besetzen und den Wein aus kostbaren, mit Edelsteinen verzierten Gefäßen kredenzen. Schon sein Großvater Chlodewig hatte im Jahre 508 bei einer Mahlzeit dem hl. Fridolin den Wein in einem kostbaren, in Gold gefaßten, mit Edelsteinen verzierten Gefäß gereicht. Es dürfte dem herrlichen Becher von St-Maurice ähnlich gewesen sein, der aus einem der schönsten antiken Sardonyxe geschnitten ist und eine Szene aus dem Leben des Achilles zeigt. Sein Fuß und Hals sind in Gold gefaßt und mit Edelsteinen sowie mit in goldene Kapseln gebetteten roten Glasstücken besetzt [2]. Doch der Becher glitt dem Könige aus der Hand und zerbrach in vier Stücke. Der Heilige tröstete den Gastgeber und stellte das Trinkgerät durch seinen Segen wieder her [3].

Schon in ihren ersten Jahren wurden die Kinder der merowingischen Könige mit reichen Schätzen beschenkt. Ließ doch Fredegundis, Chilperichs Gemahlin, beim Tode ihres unerwartet rasch verstorbenen Sohnes alle goldenen und silbernen Geräte desselben einschmelzen, dessen Kleider aus Seide und Pelzwerk und alles, was ihm gehört hatte — es füllte vier Wagen — verbrennen, damit nichts sie an ihren Verlust erinnere [4].

Brunhildis, die grausame und gefürchtete Gemahlin Siegeberts, sandte um das Jahr 588 einem der spanischen Könige einen großen goldenen, mit Edelsteinen besetzten Schild und zwei hölzerne, mit goldenen Reifen und kostbaren Steinen besetzte Becken [5].

---

[1] *Gregor. Tur.* l. c. 7, 40; 8, 3, p. 320. 328. Über Schätze des Kaisers Justin und des Narses l. c. 5, 19, p. 216.

[2] *Aubert*, Trésor de l'abbaye de Saint-Maurice (Paris, Morel, 1872), pl. 16 s.

[3] Vita s. Fridolini (*Bouquet*, Recueil des historiens des Gaules III, 388).

[4] *Gregor. Tur.* l. c. 6, 35, p. 276. [5] Ibid. 9, 28, p. 383.

Dieselbe Königin schenkte der Kirche des hl. Stephanus zu Auxerre eine in Gold gefaßte, zum Kelch hergerichtete Onyxschale; der Kirche des hl. Germanus daselbst, ihrer zukünftigen Grabstätte, aber zehn überaus kostbare Geräte. Das größte, ein goldenes Becken von 37 Pfund, trug den Namen des gotischen Königs Thorismund, eines ihrer Vorfahren, und zeigte die durch griechische Inschriften erläuterte Geschichte des Äneas. Ein kleineres Becken von 30 Pfund Gold war ohne Bildwerk. In der Mitte des dritten, 15 Pfund Gold schweren, sah man einen Löwen und einen Bären, auf dem Rande Tierbändiger. Die Zeichnung einer 9 Pfund wiegenden goldenen Schale zeigte zu Füßen eines Mannes und einer Frau kleine Blumen. Von Silber waren eine Schale von $5^1/_2$ Pfund mit einem Reiter, der eine Schlange hielt, ein Gefäß von 3 Pfund, in dessen Boden sich ein wildes Tier in einem niellierten Rade befand, ein Becken zum Händewaschen, dessen Mitte Neptun mit dem Dreizack einnahm, zwei Lampen von $8^1/_6$ Pfund und ein Gefäß von 4 Pfund [1].

Bischof Didier von Auxerre, dem Brunhildis diese Kostbarkeiten überreichte, vermehrte den Schatz seiner Kirche durch nicht minder wertvolle, teilweise dem Altertum entstammende Stücke, unter denen eines das Bild Neptuns trug, mehrere mit Darstellungen von wilden Tieren und Kampfspielen verziert waren [2].

Brunhildis' Sohn, Childebert II., überwies den Kirchen seines Reiches aus der 531 den Gotteshäusern Barcelonas entnommenen Beute 60 goldene, mit Edelsteinen verzierte Kelche, 15 große, ebenso kostbare Patenen und 20 in Gold gebundene Evangelienbücher. Wie diese Kirchenschätze beschaffen waren, zeigen neun kostbare Votivkronen und mehrere Kreuze. Sie stammen aus der Wallfahrtskirche Sta. Maria in Sorbaces, wurden aus Furcht vor den nahenden Mauren vergraben und 1858 zu Guarrazar bei Toledo entdeckt. Auf den 10 cm hohen, an 20 cm im Umkreis fassenden Reif der größten dieser Kronen sind 90 in drei Reihen geordnete Perlen und Edelsteine befestigt, an ihn 22 goldene Buchstaben von je 34 mm Höhe gehängt, welche viele rote Glasstücke enthalten und die Inschrift ergeben: Reccesvinthus rex offert [3], welche also darthut, daß

---

[1] *Labarte* l. c. p. 424 s. Die Gefäße werden als vasa anactea bezeichnet, weil deren Silber mit einem andern Metall vermischt war.

[2] *Gregor. Tur.* l. c. 9, 28, p. 383.

[3] *De Lasteyrie,* Description du trésor de Guarrazar. Paris 1860. *Labarte* l. c. I, 499 s., Album 32. Bock, Kleinodien des heiligen römischen Reiches. Cata-

Reccesvinth, König der Goten 649—672, dieses Kleinod der Gottesmutter widmete. Die Reifen dreier kleinerer Kronen zeigen gitterartige Anordnung, eine hat Bogenstellungen. Alle diese Kronen hingen an goldenen Ketten vor dem Altare und dienten gleichsam als Ehrenzeichen für kleine unter ihnen aufgehängte Kreuze aus Gold, deren kostbare Edelsteine und Perlen hell leuchteten.

Ein Kunstwerk anderer Art, einen hohen, mit kostbaren Steinen geschmückten Aufsatz für das Grab ihres Schutzheiligen [1], erhielt die Kirche des hl. Marcellus zu Châlons vom Könige der Longobarden, dem Gemahl der bayrischen Prinzessin Theodolinde (gest. 627), der Papst Gregor der Große oft schrieb. Der König hatte dies Werk aus Kleinodien eines Schatzfundes anfertigen lassen und ursprünglich für das heilige Grab zu Jerusalem bestimmt. Ähnliche mit den reichsten Verzierungen, Perlen und Edelsteinen geschmückte Denkmäler fertigte der hl. Eligius, über den wir später eingehend zu berichten haben, für die Gräber des hl. Germanus und der hl. Genovefa zu Paris, des hl. Dionysius, der hll. Severin, Piato, Quintin, Brictius, Lucius, Columba, Maximian, Lolian und Julian. Seine Meisterwerke waren Goldarbeiten an zwei Grabstätten des hl. Martinus zu Tours. Als er gestorben war, errichteten Bewunderer ihm denn auch selbst ein kostbares Denkmal aus Gold und Gemmen [2].

Die Arbeiten des Heiligen für das Grab des hl. Martin vervollständigten die von Bischof Perpetuus begonnenen; denn bereits letzterer hatte die Reliquien des fränkischen Nationalheiligen in einen kupfernen

logue du Musée des thermes et de l'hôtel Cluny, par *E. du Sommerard*, Paris 1861, p. 350 s.

[1] *Paulus Diaconus*, Historia Longobard. 3, 35 (SS. rerum Longobard. p. 113).

[2] Vita s. Eligii 1, 32: Quod multas fabricavit tumbas; 2, 6 Tumba s. Quintini; 2, 7 Mausoleum s. Piatonis; 2, 40 s. Crepa (i. e. tumba) s. Eligii; 2, 67 Tumba s. Martini (*Migne*, Patr. lat. LXXXVII, 504. 515 s. 572. 585). Über seine Arbeit für den hl. Quintin Acta SS. 31. Octobr. XIII, 741, n. 55; über das Grab des hl. Piato 1. Octobr. I, 8, n. 5 sq. Vgl. *G. Bapst*, Le tombeau de s. Martin, Revue archéologique VII, 321 s.; La châsse de s. Geneviève VIII, 174 s.; Le tombeau de s. Denis VIII, 306 s. Translatio s. Guthlaci 8. Rebam in sublime suspensam construxit. Venantius Fortunatus besang das Grab des hl. Bibianus in folgenden Versen (Carmina 1, 14 [Mon. Germ. Auctores antiq. IV, 14]):

Sacra sepulchra tegunt Bibiani argentea tecta,
unanimis tecum quae Placidina dedit.
Que super effusum rutilans intermicat aurum
et spargunt radios pura metalla suos.

und dann in einen silbernen Sarg gebettet. Auf diesen Grabmälern lagen kostbare Decken, worin Goldfäden eingewebt, Perlen und Edelsteine eingefügt waren[1]. Im Testament des hl. Aredius, Abtes von St. Yrieix bei Limoges (gest. 591), werden zwei sehr kostbare und fünf minder wertvolle Teppiche erwähnt, welche den Sarkophag des hl. Maximin bedeckten, außerdem seidene Tapeten für den Altar, den Ambo und die Wände der Basilika sowie Vorhänge für die Kirchenthüren[2]. Dasselbe Testament trifft Bestimmungen über eine Votivkrone, deren goldener, mit Edelsteinen besetzter Reif acht goldene, mit Steinen verzierte Anhängsel trug. In ihrer Mitte hing ein großes, mit Edelsteinen besetztes und mit Reliquien gefülltes Kreuz von vergoldetem Silber, welches an jedem Arm ein Anhängsel hatte und an dessen unterem Ende ein kleines Kreuz befestigt war. Vier in ihm genannte turmförmige Behälter zur Bewahrung der heiligsten Eucharistie waren aus Elfenbein geschnitzt, von vier Kelchen zwei gehenkelt, einer vergoldet.

Das Testament des nach 533 verstorbenen hl. Remigius, Bischofs zu Reims, ist zwar in seiner jetzigen Fassung verdorben und zu einem Schatzverzeichnis der Reimser Kirche aus dem 10. Jahrhundert gemacht[3], bleibt aber auch für frühere Zeiten von Wert, weil es mehrere ältere Kleinodien beschreibt, besonders eine goldene, 10 Pfund schwere Schüssel, welche Chlodewig diesem Heiligen gab, und einen Kelch, dessen Inschrift denselben Bischof als Geschenkgeber nennt.

Das Testament einer Ermentrudis berichtet um dieselbe Zeit von einer silbernen Lampe, einer silbernen, mit Kreuzen versehenen Schüssel, einer Schale und zehn Löffeln, zwei goldenen Ringen, von denen einer den

---

[1] *Gregor. Tur.*, De virtutibus s. Martini 1, 13; 2, 60; 3 Introductio et 1; 4, 1. 2. 30, p. 597. 632. 650. 657; Liber vitae patrum 19, 4, p. 740 über das Grab der hl. Monegunde. Über ein seidenes Kelchtuch vgl. Historia Francorum 7, 22, p. 304. Der hl. Bonifatius sandte ein zu Tegernsee mit Blumen besticktes Altartuch nach England, Epistola 39. Über das Grab des hl. Martin vgl. *Baluzii* Miscellanea, ed. Mansi II, 300; Bonner Jahrbücher XCII, 35, Anm. 72; *Gregor. Tur.*, In gloria martyrum l. c. p. 535.

[2] Ein Konzil von Narbonne bestimmte 589, die Ostiarier und Subdiakonen müßten die Vorhänge der Thüre beim Eintritt höher gestellter Geistlichen aufheben (*Mansi*, Concilia IX, 1012). Das Testament des Aredius bei *Migne*, Patr. lat. LXXI, 1143 sq. Über Alter und Wert desselben Mon. Germ. SS. rerum Meroving. III, 577 sq.

[3] *Migne*, Patr. lat. LXV, 969 sq.; *Mabillon*, De liturgia gallicana 466; Mon. Germ. SS. XIII, 430; *Labarte* l. c. I, 419.

Namenszug der Besitzerin trug, einem goldenen Kreuz und einem silbernen Pferdezaum [1].

Die eingehendste Kenntnis der alten Goldschmiedekunst verdanken wir der Sitte der Franken, mit den Leichen ihrer Könige und Vornehmen große Schätze dem Erdboden zu übergeben. So wurden Alarichs Überreste im Bette des Busento in Oberitalien in drei ineinander gestellten Särgen bestattet, einem goldenen, einem silbernen und einem eisernen [2]. Daß man dieselben mit den kostbarsten Gewändern und Waffen bekleidete, kann nicht bezweifelt werden. Vielleicht hilft ein glückliches Geschick einmal zur Auffindung dieses berühmten Toten. Stieß man doch 1653 zu Tournai zufällig auf den Leichnam des Königs Childerich I. (gest. 481). Er lag in einem hölzernen, mit Eisenbändern beschlagenen Sarge neben seinem Streitrosse. Seine kostbaren Waffen: Speer, Schwert und Beil, waren noch kenntlich, ebenso das mit Gold durchwirkte Kleid und der mit zahlreichen goldenen Bienen besetzte Mantel. Die Gewandnadeln, Gürtelschnalle und der Schwertgriff bestanden aus Gold, in das rote Glasstücke eingebettet waren. Am Gürtel hing ein mit großer goldener Schließe versehener, mit Goldstücken gefüllter Beutel. Neben der Leiche stand eine Geldkiste. Mehr als 100 goldene und 200 silberne Münzen römischer und byzantinischer Herkunft wurden gesammelt, dazu noch manche als Schmuck verwendete und darum durchlochte Goldstücke. Den Arm umgab ein goldenes Band, die Finger ein einfacher Reif. Dazu kam noch ein Siegelring, in dessen ovales Feld das Brustbild des Besitzers eingraviert war mit der Umschrift: Childerici regis. Ein zwischen die Füße gestelltes Achatgefäß enthielt ehedem Weihwasser [3].

Als ehemaliges Eigentum des Königs Sigismund von Burgund gilt der 1845 zu Gourdon bei Châlon-sur-Saône entdeckte Schatz, dessen Hauptstücke ein großes goldenes Becken mit einer Schale und 104 byzantinischen Goldstücken bildete. Da die jüngsten der Münzen das Bild Justinians (518—527) trugen, werden sie in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts vergraben worden sein [4].

---

[1] *Mabillon* l. c. p. 462 sq.

[2] Jordanis Getica 49 (Mon. Germ., Auct. antiq. V, 124).

[3] *Chifflet*, Anastasis Childerici I. Antverpiae 1655; *Chochet*, Le tombeau de Childeric I, Paris 1859; *Labarte* l. c. I, 447, Album 29 sq.; Lindenschmit, Handbuch I, 69 f.; Bonner Jahrbücher XCII, 28.

[4] *Labarte* l. c. I, 492 s.; *de Linas*, Les origines de l'orfévrerie cloisonnée (Paris, Didron, 1887) III, planche.

Zu Pouan[1] lieferte das 1842 entdeckte Grab eines Mannes und einer Frau viele goldene, von fränkischen Meistern gefertigte Schmucksachen und reiche Waffen. Sie sollen dem nahe bei Pouan 451 in der Schlacht auf den katalaunischen Gefilden gefallenen Könige Theodorich gehört haben; das ist aber schon deshalb unwahrscheinlich, weil, wie gesagt, neben dem Manne eine Frau bestattet war.

An zweihundert Jahre jünger sind die reichen, 1866 bei Wieuwerd in Holland zu Tage geförderten Grabfunde, welche, fast ganz frei von ausländischen Motiven, eine hohe Kunstfertigkeit fränkischer Goldarbeiter beweisen.

Noch viel mehr ehedem in die Erde verborgene Kostbarkeiten würden sich uns darbieten, wenn nicht im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche Schatzgräber den Boden durchwühlt hätten, um sich zu bereichern. Fast alle hervorragenden Gräber wurden ausgeraubt trotz der strengen römischen Gesetze zu Gunsten der Toten. Die Bestimmungen derselben wurden zwar von den Eroberern ihres Reiches erneuert, sobald geordnete Verhältnisse eintraten, aber immer wieder übertreten. Herzog Guntchram Boso scheute sich im Jahre 585 nicht, aus dem Grabe einer reichen, mit vielem Geschmeide in einer Kirche zu Metz bestatteten Verwandten alle Kostbarkeiten zu entwenden. Freilich mußte er sie zurückerstatten[2], aber die Beraubung der Toten wurde fortgesetzt. Herzog Giselbert von Verona leerte nicht nur die Gräber der Könige Rothari und Albuin, sondern trug sogar öffentlich die ihnen genommenen Waffen[3].

Trotzdem bieten zufällige oder systematische, im Interesse der Wissenschaft, leider auch von Händlern veranstaltete Nachgrabungen auf merowingischen Kirchhöfen immer wieder reiche Ausbeute an kostbaren Mantelspangen, Nadelscheiben, Gürtelbeschlägen, Schwertgriffen, Ringen aus Gold, Silber oder Kupfer, Gefäßen aus Thon, Glas, Achat oder Metall, sowie Kästchen aus Glas, Elfenbein und Metall, wodurch die Altertumsmuseen sich immer mehr füllen. Besucht man ein solches Museum mit Aufmerksamkeit, so wird man sich fragen müssen: Wer hat diese Reste alter Zeit verfertigt? Wer lieferte den fränkischen Fürsten und Kirchen solche Kostbarkeiten, diese wertvollen Schaustücke unserer Sammlungen? Erst durch

[1] Lindenschmit a. a. O. S. 402; Jahrbücher a. a. O. S. 27 f.; *Labarte* l. c. I, 485 s.

[2] *Gregor. Tur.* l. c. 8, 21, l. c. p. 339.

[3] *Paulus Diaconus* l. c. 2, 28 (Mon. Germ. SS. rerum Longobard. p. 89).

Beantwortung dieser Fragen gewinnen die oben erwähnten Schätze eine wissenschaftliche Bedeutung für die Geschichte der Kunst und Kultur.

Aus den bisher genannten Schatzstücken der Könige und der Kirchen des fränkischen Reiches ist zuerst eine große Klasse herauszuheben, die zweifelsohne der antiken Kunst entstammte. So muß jene von Brunhildis nach Auxerre geschenkte, mit griechischen Buchstaben versehene, die Geschichte des Äneas darstellende Schüssel eine Arbeit antiker griechischer Silberschmiede gewesen sein. Römische Arbeiten waren jene Kleinodien der Kirchen von Auxerre, worauf sich wilde Tiere und Kampfspiele zeigten. Der großartige, 1868 bei Hildesheim von Soldaten entdeckte, jetzt im königlichen Museum zu Berlin ausgestellte Schatz eines Römers enthält nicht weniger als 53 silberne Schalen, Becher und Gefäße, die zusammen an 90 Pfund vierzehnlötiges Silber ausmachten. Einige enthalten im Boden in Relief getriebene Gestalten verschiedener Götter, bei andern sind die Wände mit getriebenen Masken, Amoretten und Laubwerk verziert. Vergoldung, Niello, selbst Email dienen zur Vermehrung der Pracht.

Weit bedeutender war ein von Novizen der Gesellschaft Jesu 1629 oder 1637 zu Trier gemachter Fund. Als diese in einem Felde eine unfruchtbare Stelle aufgruben, stießen sie zuerst auf Mauerwerk und tiefer auf einen römischen Sarkophag, worin über 40 silberne Schüsseln und Gefäße lagen, deren Gewicht 255 Pfund reines Silber betrug. Eine 24 Pfund schwere Schüssel wies den Kopf eines Kaisers auf, andere Geräte zeigten Göttergestalten, Jagden und Tierkämpfe, eine Schale die Bilder der hll. Petrus, Paulus, Justus und Hermes. Das Ganze bildete das im 5. Jahrhundert vergrabene Tafelgeschirr eines reichen Christen[1].

Zu Bernay in der Normandie lieferte der Boden sogar 69, zusammen jedoch nur 50 Pfund schwere silberne Geräte: Becher, Büsten, Statuetten, zu Avignon eine herrliche Schale, bei Lyon den goldenen Schmuck einer römischen Dame, der sieben Armbänder, ebensoviele Halsbänder, zwei Ringe, sechs Ohrgehänge, dann Broschen und Nadeln enthielt, die mit Perlen und Edelsteinen besetzt waren. Überreich sind solche Funde zweifelsohne; Erstaunen können sie nicht erregen, da die Gemahlin des Caligula bei ge-

---

[1] *Wiltheim*, Luxemburgum Romanum, ed. Neyen (Luxemburgi 1842) p. 120; *Brower*, Antiquitates et Annales Treverenses II, 490; Marx, Geschichte des Erzstiftes Trier II, 2, S. 510 f. u. f. w.

wöhnlichen Gelegenheiten sich mit Kleinodien zierte, welche an neun Millionen Mark wert waren, und Ammianus Marcellinus erzählt, selbst gemeine Soldaten hätten oft silberne Becher mit sich geführt, die schwerer gewesen seien als ihr Schwert. Schon unter Sulla sah man bei Gastmählern der Reichen silberne Schüsseln von 100 Pfund Gewicht, später solche von 500, welche nur mit Hilfe vieler Leute ins Speisezimmer getragen werden konnten. Trajan besaß ein vollständiges Speiseservice aus Gold. Römische Sitten pflanzten sich bei den merowingischen Königen fort und führten zu ähnlichem Luxus, bei dessen Entfaltung die unermeßlichen, den Besiegten geraubten Schätze des eroberten Reiches willkommene Dienste leisteten[1].

Zweifelsohne waren die meisten Edelsteine und Perlen der wertvollen Kleinodien fränkischer Großen und ihrer Gotteshäuser griechischer oder römischer Herkunft. Antike Gemmen und Intaglien blieben das ganze Mittelalter hindurch in hohem Ansehen und wurden zur Verzierung der Kelche und Reliquiare mit Vorliebe verwendet. Karl der Große bediente sich sogar eines antiken geschnittenen Steines als Siegel. Er erbeutete bei Eroberung des „Ringes", der umwallten Königsburg der Avaren, durch seine Feldherren unermeßliche, seit langer Zeit zusammengeraubte Schätze. Hatten doch die byzantinischen Kaiser diesen gefürchteten Feinden während eines großen Teiles des 7. Jahrhunderts jährlich an 100 000 Goldgulden, einmal sogar 200 000 gezahlt. Zu diesen seit Menschengedenken aufgehäuften Mengen von Gold kamen alle von den Hunnen aus Städten, Burgen und Kirchen in Deutschland, Frankreich und Italien nach Pannonien geschleppten Reichtümer[2]. Was sich zum Staunen von ganz Europa damals in ungemessenem Grade zu Gunsten Karls ereignete, war während der Völkerwanderung in geringerem Maße eingetroffen, so oft ein König von einem glücklichen Streifzuge in das Römerreich heimkehrte. Es wiederholte sich, als die Fürsten jener Völker begannen, sich gegenseitig zu bekriegen und zu berauben. Allmählich sammelten sich in den Schatzkammern der vom Glück begünstigten Merowinger Massen alter römischer Gefäße aus Gold und Silber, geschnittener Steine und Kostbarkeiten, welche ehedem in Italien und in den Provinzen den Stolz der Beherrscher der Welt gebildet hatten.

---

[1] Bucher, Geschichte der technischen Künste II (Berlin, Spemann, 1886), 166 f.; Lindenschmit a. a. O. S. 481; Marquardt und Mommsen, Handbuch der römischen Altertümer VII (2. Aufl.), 695 f.

[2] Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl d. Gr. II, 102 f. 123 f.

Eine zweite Klasse der kostbaren merowingischen Goldsachen stammte aus dem Morgenlande. Der kaiserliche Hof sandte nämlich viele Geschenke, um sich die Könige der Barbaren zu verpflichten. Händler brachten größere oder kleinere Schmucksachen, die selbst aus Persien oder Indien stammten, anderes fiel als Kriegsbeute in die Hände der Sieger. Von den angesehensten Forschern werden alle älteren goldenen Gewandnadeln runder Form und fast alle jene feineren Goldsachen, worin rote Edelsteine oder Glasstücke eingelassen und Filigranfäden aufgelötet sind, als morgenländische oder aus Konstantinopel eingeführte Arbeiten angesehen[1]. Aus dem Orient stammt z. B. sicher die als Geschenk Karls des Großen bezeichnete, 30 cm hohe, mit Zellenemail versehene Kanne von St-Maurice, eines der schönsten Werke der Emailtechnik, die man kennt. Mit ihren Darstellungen von Drachen und Löwen, die den Lebensbaum begleiten, weist sie auf die sassanidische Kunst hin[2]. Ob man sie trotz der schon freien Behandlung ihrer Darstellungen und der überaus feinen Technik bis ins 6. Jahrhundert hinauf datieren darf, scheint mehr als zweifelhaft. Es dürfte genügen, sie als Geschenk Karls des Großen anzuerkennen.

Mit vielen andern schreibt nun Labarte nicht nur jene eben erwähnten Gewandnadeln, sondern fast alle besseren Goldarbeiten merowingischer Zeit, welche nicht zur ersten Klasse, zum Erbteil aus der Antike, gehören, den Werkstätten von Byzanz zu. Er scheut sich nicht, bei Erhärtung seiner Ansicht die Quellen in bedenklicher Weise zu mißbrauchen. Wenn er z. B. erzählt, Chlodewig habe vom byzantinischen Kaiser Anastasius (gest. 518) das Diplom des Konsulates und eine goldene Krone erhalten, so ist ersteres freilich durch Gregor von Tours bezeugt, letzteres jedoch nicht. Ebensowenig steht fest, daß das purpurne Gewand, womit er sich bekleidete, aus Konstantinopel stammte[3]. Childerich, bei dessen Leiche man so herrliche Werke der Goldschmiedekunst fand, könnte freilich einige derselben in Konstantinopel, wo er sich längere Zeit aufhielt[4], als Geschenke empfangen haben. Gegen die von Labarte vertretene Ansicht, die Gesamtheit der in Childerichs Grabe gefundenen Schmucksachen und Waffen stamme aus Konstantinopel, spricht jedoch die Thatsache, daß dieselben

---

[1] *Labarte* l. c. I, 477. 483. 893; Lindenschmit a. a. O. S. 442 f.

[2] *Aubert* l. c. p. 157, pl. 19 s.

[3] *Labarte* l. c. p. 465; *Gregor. Tur.* l. c. 2, 38, p. 102.

[4] *Fredegar.*, Hist. Franc. 3, 77 (Mon. Germ. SS. rerum Meroving. II, 96).

den Gebräuchen und der Tracht seines Volkes entsprachen. Seine Waffen, das Beil, das zweischneidige Langschwert und das einschneidige Hiebmesser, waren fränkische Gebilde. Die nordischen Völker aber bewiesen solche Erfahrung in Herstellung trefflicher Waffen, daß sie den byzantinischen Waffenschmieden nicht nachstanden[1]. Wer wird glauben, der stolze Herrscher von Byzanz habe dem fränkischen Könige, welcher bei ihm als Verbannter lebte, dessen nationale Waffen geschenkt? Dazu kommt noch, daß die Goldschmiedearbeit an den Kleinodien Childerichs lange nicht so sorgsam ausgeführt ist wie an der ihnen gleichenden feinen Gürtelschnalle der Kirche von Tongern, die mit Recht als byzantinisches Meisterwerk angesehen wird[2]. Byzantinisch sind wohl alle älteren Schmuckstücke fränkischer Gräber, bei denen feines Zellenemail sich zeigt; denn die Franken verstanden kaum die Herstellung von Email. Wenn sie sich darin versuchten, ergaben sich rohe Leistungen. Überdies bot Email ihrem unentwickelten Geschmack nicht genug Glanz. Vom 5. bis 8. Jahrhundert liebten sie zur Verzierung goldener Geräte nichts mehr als Rubinen und rotes, in Gold eingelassenes Glas. Grünes findet sich seltener, weil es zum Glanze des „roten" Goldes weniger paßte und schwerer herzustellen war[3].

Woher stammt eine solche Vorliebe für rote, in Gold gefaßte Steine oder Glasstücke? Die Beantwortung dieser wichtigen Frage nötigt, auch jene Schätze der ins römische Reich eingebrochenen Barbaren zu berücksichtigen, die außerhalb des fränkischen Reiches gefunden worden sind, und worin jene roten Einlagen stark hervortreten.

---

[1] Lindenschmit a. a. O. S. 236 f.

[2] *Reussens*, Eléments d'archéologie I (2. éd. Aix-la-Chapelle, Barth, 1885), 228.

[3] Revue de l'art chrétien VIII (1864), 139 s.: *de Linas*, Le calice de Saint Eloi à l'abbaye de Chelles. Über grünes Glas p. 144. 395.

(Schluß folgt.)

Stephan Beissel S. J.

Das Apostolat und der Aufbau der Weltkirche.

Ein Versuch über die Entwicklung des Katholizismus. III.[1]

Liest man die Evangelien, um zu erkunden, wie Christus sich die Zukunft seiner Sache gedacht und wie er dafür gesorgt hat, so gewahrt man erstens, daß die Worte des Herrn in die kommenden Jahrhunderte ein Zukunftsbild einzeichnen: die Umrisse der künftigen Weltkirche. Man gewahrt zweitens die kleine Schar der Werkmeister, die der Welterlöser bestellt und denen er das apostolische Amt überträgt. In der Berufung, Erziehung und Aussendung der Apostel enthüllen uns die Evangelien den Ursprung, den Zweck und die Aufgabe des Apostolates; sie zeigen, daß in der That die ganze Zukunft der Sache Christi auf dieses Amt gestellt ist.

Liest man in diesem Sinne die Lebensgeschichte des Herrn, so wird man in jene einstige Gegenwart zurückversetzt und kann von da aus in die damalige Zukunft blicken. Man gewahrt drittens, daß der Katholizismus sich entwickeln soll und wie das geschehen wird. Da finden wir die Worte und Thaten Jesu verzeichnet, die in enge Zeit- und Raumgrenzen zusammengedrängt sind und doch so weit über diese hinausweisen — in die weitesten Fernen und in die fernsten Weiten. Da finden wir auch das Apostolat, wie es damals eingesetzt ward, aber immer fortzudauern bestimmt ist; eröffnet es doch den Ausblick auf eine ununterbrochene Nachfolgerreihe. Da finden wir endlich die Urgemeinde des Herrn, den kleinen sozialen Körper, den er selbst schuf, als Keim des größten sozialen Körpers, den die Geschichte kennt, als Keim der Weltkirche. Es ist, als sähe man drei konzentrische Sphären, in deren gemeinsamem Mittelpunkt Christus selbst steht; aus seinen Worten und Thaten, den längst vergangenen und doch ewig bleibenden, erwachsen ja sein immerwährendes Apostolat und seine unvergängliche Kirche.

Blickt man dann aus der heutigen Gegenwart, aus den weltweiten Räumen der Weltkirche durch die Jahrhunderte der Kirchengeschichte zurück, so tritt nichts klarer hervor als dieses, daß die Weltkirche in jedem Augenblick ihres Bestandes mit den Worten und Thaten Christi, mit seinen Anordnungen und Einsetzungen zusammenzuhängen beansprucht, im 2. wie

[1] Siehe Bd. LX, S. 121 ff. 381 ff.

im 20. Jahrhundert. Und zwar so zusammenzuhängen beansprucht, daß Christus, das Apostolat und die Weltkirche ein Sonnensystem bilden, in dem alles Licht, alle Wärme, alles Leben vom Welterlöser ausgeht. Auch das finden wir in den heiligen Schriften vorhergesagt und vorausbestimmt. Sich nannte der Herr das „Licht der Welt", weil er in alle Erdenräume und Weltzeiten hinauszuleuchten gedachte; ganz ebenso bezeichnete er das Apostolat als das „Licht der Welt", weil er in dieser Institution ein Organ sich geschaffen hat, durch das den Fernsten sein Licht leuchtet, sein Wort vernehmbar und er selbst nahe wird.

In einer früheren Abhandlung haben wir darauf hingewiesen, daß das Apostolat eine immerwährende Berufung menschlicher Mitwirkung enthält und diese zum thatsächlichen Aufbau der Weltkirche zu schreiten beauftragt wird. Das Apostolat erhält die Vollmachten des Herrn und ist deshalb nichts als seine Stellvertretung; es ist ferner eine auch in den jeweiligen Amtshandlungen eigens beglaubigte Stellvertretung, da ihm als einer Korporation mit monarchischer Verfassung der Beistand des Herrn verliehen ward. Christus begleitet endlich den ganzen Vorgang des Aufbaues der Weltkirche, lenkt und leitet ihn durch die Vorsehung und durch seine Gnade, den welterlösenden Einfluß des Welterlösers auf alle, die sein Wort verkündigen, wie auf alle, die es hören; auf alle, die seine Gnadenmittel spenden, wie auf alle, die sie empfangen. Es ward früher schon wiederholt hervorgehoben, daß der äußere, übernatürliche Beistand wie die innere, übernatürliche Gnade hier als gegeben und bekannt angesehen werden, weil einige Anregungen, welche den Inhalt und Umfang der menschlichen Mitwirkung am Aufbau der Weltkirche betreffen, vorgebracht werden sollen. Diese menschliche Mitwirkung ist niemals und nirgends gesondert vom übernatürlichen Fortwirken Gottes zu denken, sondern immer und überall in steter Vereinigung mit den Vollmachten, dem Beistand, den Gnaden des Herrn, und in Unterordnung unter diese Hilfen. Der Herr hieß seine Boten und Diener sich als unnütze Diener einschätzen, auch wenn sie alle Kraft aufgewendet hätten, und demgemäß schrieb der Apostel, daß nicht der, welcher pflanze, noch der, welcher beriesele, das Gedeihen gebe, sondern Gott.

Aber weder die gedachte Vereinigung mit dem Fortwirken Christi noch die beregte Unterordnung unter dieses ändert etwas an dem Thatbestand, daß der Bauherr der Weltkirche die Apostel, deren Nachfolger und deren Hilfskräfte zu Werkmeistern des Aufbaues bestellt hat. Alle Hilfen, die

er giebt, setzen menschliche Mitwirkung voraus; die Anordnungen, die er trifft, gewähren ihr weiten Spielraum. Ihr eignet demnach, den Absichten des Herrn zufolge, allergrößte Tragweite. Über diese nachdenken, heißt darum auf die Absichten des Herrn eingehen. Es liegt am Tage, daß diese Seite in der Geschichte des Reiches Christi gerade für kirchenhistorische Ansichten und Einblicke von Wichtigkeit ist.

Wir sagten eben, alle Hilfen, die Christus gewähre, setzen menschliche Mitwirkung voraus. Vollmachten, Beistand, Gnaden, welcher Art immer, sind komplementäre Kräfte, welche eine Thätigkeit voraussetzen, zu der sie sich als Hilfen verhalten, der sie sich anschmiegen. Keine unter ihnen hebt die Freiheit des Mitwirkenden auf, keine verwandelt dessen psychische Eigenart so in eine andere, daß die bisherigen natürlichen Fähigkeiten oder Charaktereigenschaften aufhörten und anders geartete eingepflanzt würden; keine enthebt deshalb von der Verpflichtung, die eigenen Arbeitskräfte und Kenntnisse zu gebrauchen. Jeder vielmehr, der dem apostolischen Dienst obliegt, behält seine Freiheit und seine psychische Eigenart, die selbst wieder von nationalen und kulturellen Umweltseinflüssen bestimmt wird. Sonach erscheint das immerwährende Apostolat als eine unzählbare Summe von Einzelnen, die ihre individuelle Geistesmacht, ihre psychische Arbeitskraft, ihr Wesen, wie es ist, mitbringen, behalten, einsetzen.

Christus hat aber menschliche Freiheit und Eigenart nicht bloß zu irgend welcher Mitwirkung berufen, sondern sie zu einer eigentlichen Triebkraft in der Entwicklung des Katholizismus erhoben. Diese Entwicklung soll sich ja nicht in starrer Notwendigkeit vollziehen wie eine organische, sondern wie eine jede soziale Entwicklung durch das geordnete Zusammenwirken freithätiger Menschen. Jeder sozialen Entwicklung ist fürderhin eigen, daß die freien, individuell differenzierten, aber sozial verbundenen Kräfte, welche sie betreiben, auf den Verlauf und Ertrag der Entwicklung einen durchaus bestimmenden, ganz unberechenbaren Einfluß ausüben.

Genugsam glauben wir uns des Mißverständnisses erwehrt zu haben, als könne die Entwicklung des Katholizismus einen Vorgang bedeuten, bei dem allmählich oder am Ende Katholizismus herauskommt, ohne daß er von Anfang an dagewesen wäre. Derlei ist ja überhaupt keine Entwicklung aus einem Keim, sondern ein Zufallswurf oder was immer sonst. Es geht aber nicht an, daß man unter Entwicklung des Katholizismus etwas verstehe, was überhaupt gar keine Entwicklung ist; weder eine organische noch eine soziale noch eine ideelle. Genugsam glauben

wir auch in früheren Beiträgen hervorgehoben zu haben, was vor der Entwicklung da war. Vorhanden gewesen ist der fertige Bauplan der Weltkirche, worin nicht bloß die Verfassung, sondern auch die Lehre und die Gnadenmittel des Herrn enthalten sind; vollendet und abgeschlossen war die Einsetzung und Ausrüstung des Apostolates, endlich die Stiftung der Weltkirche. Beide Institutionen aber sind triebkräftig, sind auf unbegrenzte Entwicklung veranlagt, befinden sich zunächst in keimhaftem Zustand.

Nun wäre zu erörtern, was am Anfang der Entwicklung nicht da war, was erst werden sollte. Und das wird wohl den eigentlichen Inhalt und Ertrag der Entwicklung des Katholizismus ausmachen. Es erhebt sich nicht bloß die Frage, welche Aufgaben dem Apostolat von Christus gestellt sind, noch welche Einzelaufgaben sich aus der Gesamtaufgabe herauslösen, sondern auch die Frage, was Christus der menschlichen Mitwirkung zu finden, zu verordnen, zu leisten überlassen hat, was er nicht selbst bestimmte, weil es seine Stellvertretung bestimmen sollte. Es ist klar, daß diese Dinge einen wesentlichen Teil der Entwicklung des Katholizismus ausmachen werden, wenngleich sie den Begriff nicht erschöpfen. Denn die Entwicklung des Katholizismus ist eine religiös-soziale Entwicklung und umfaßt deshalb neben der amtlichen Thätigkeit der Vereinsleitung — des hierarchischen Apostolates — auch die Thätigkeit von dessen Hilfskräften, endlich, aber nicht zuletzt, die des Gesamtverbandes.

Zunächst werde beispielsweise einiges herausgegriffen, darauf ein Gesamtüberblick versucht.

Der Herr hat den Primat als ein immerwährendes Amt eingesetzt. Petrus eröffnet sonach eine ununterbrochene Nachfolgerreihe. Aber wie diese Nachfolger zu bestimmen sind, darüber enthalten weder die Evangelien noch die apostolischen Briefe irgend eine Verfügung. Das zu bestimmen, ist in den Vollmachten des Primates eingeschlossen, das bleibt der Entwicklung des Katholizismus überlassen. Nahezu tausend Jahre lang wurden Päpste gewählt, ohne daß durch positives, geschriebenes Recht das aktive und passive Wahlrecht fest umgrenzt, der Wahlvorgang genau normiert worden wäre. Die Urkunde von 1059 enthält so wenig das letzte Wort der Papstwahlgesetzgebung, daß es dem Rückblick aus späteren Zeiten vielmehr als erster, der Verbesserung bedürftiger Versuch erscheint; unterlag es doch, wie in seiner Auslegung, so in seiner Anwendung, erheblichen Schwierigkeiten. Noch später erst wurde das Majoritätsprinzip,

das Prinzip qualifizierter Majorität entscheidend. Mehr als anderthalb Jahrtausend sind darüber hingegangen, bevor das Papstwahlrecht seine heute gültige Fassung erhielt, und es giebt keine Kirchenlehre, welche für diese heute gültige Fassung absolute und immerwährende Unveränderlichkeit in Anspruch nähme. Auf die Entwicklung dieser Gesetzgebung haben jahrhundertelang fortwährende, vielfach sehr üble Erfahrungen ebenso bestimmend eingewirkt, wie Kulturfortschritte in der Durchbildung der Rechtsbegriffe und in der Ordnung juridischer Akte. Die Träger der gesetzgebenden Gewalt waren in diesem Geschäft geradeso angewiesen, mit politischer Umsicht und Klugheit vorzugehen, wie andere Gesetzgeber auch; sie haben die Erfahrungen benutzt und die Fortschritte verwendet. Den Entwicklungsertrag wird man als ein Kunstwerk der Wahltechnik bezeichnen dürfen, d. i. als eine Summe von Verfügungen, welche zu verbürgen vermögen, daß dieser Akt ein unbestreitbares und ein heilsames Endergebnis erziele.

Der Herr hat seine Weltkirche als geistlichen und autonomen Reichsverband geschaffen. Sind die Unterthanen in diesem Reich gehalten, in religiösen Dingen die Stellvertretung Christi als soziale Obrigkeit anzusehen, so hat sie der Herr ebensowohl geheißen, treue Unterthanen der politischen Obrigkeit zu sein. Schon deshalb allein, von anderem zu schweigen, tritt die Weltkirche in unausbleibliche Beziehungen zu den um sie her wechselnden Staatsformen. Nur einige Andeutungen darüber finden wir in den Evangelien, nur einige Richtlinien wies der Herr; alles übrige überließ er der Entwicklung des Katholizismus, beschloß er in den Vollmachten des Apostolates. Dessen oberstes Ziel kann kein anderes sein als Wahrung der Autonomie unter Anpassung an die Zeitlagen; aber die Zeitlagen sind immer im Flusse. Als das zweithöchste Ziel erscheint die Herstellung friedlichen Zusammenwirkens, das aber unmöglich ist, ohne daß die Träger der Staatsgewalten mitwirken, was wiederum durch ihre individuelle Eigenart und die Einflüsse der Zeitströmungen bedingt wird. Die konkrete Gestaltung des Verhältnisses der Weltkirche zu den jeweiligen Staaten unterliegt also sowohl individuell-psychischen Einflüssen von seiten der jeweiligen Kirchen- und Staatshäupter, wie kulturell-sozialen Einflüssen der jeweiligen Zeitlagen. Die sozialpolitische Umwelt zur Zeit der Apostelfürsten Petrus und Paulus, zur Zeit der hll. Ambrosius und Chrysostomus, welch letztere, obgleich Zeitgenossen, dennoch mit sehr verschiedenen politischen Umwelten fertig zu werden hatten; die sozialpolitische Lage zur

Zeit Innocenz' III. oder Leos XIII. sind Unterschiede oder Gegensätze, größer als die von vier verschiedenen Weltteilen oder Klimaprovinzen. Inmitten dieser Wandlungen, die alles von Grund aus verändern, entwickeln sich weder die obersten Grundsätze, die man befolgt, noch die höchsten Ziele, denen man zustrebt. Von vornherein gegeben sind vielmehr die Grundsätze, daß man Gott geben müsse, was Gottes, dem Kaiser, was des Kaisers ist, daß alle obrigkeitliche Gewalt in Gott ihren Ursprung habe, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen u. s. w. Von vornherein gegeben sind die zwei obersten Ziele: Autonomie der Kirche und Zusammenwirken von Kirche und Staat. In Entwicklung begriffen ist aber nicht bloß die Anpassung an die Zeitlagen, die jeweils erreichbare Form der beiden gedachten Ziele, die Wahl der dazu tauglichen Mittel und die jeweils erreichten Erfolge, wie immer sie seien, sondern auch, wie uns dünkt, die theoretische Auffassung des Problems. Einen Entwicklungsertrag säkularer Geistesarbeit und schwerer Kämpfe glauben wir in den Worten Leos XIII. sehen zu dürfen, welche mit voller Klarheit aussprechen, daß Kirche und Staat innerhalb ihrer Gebiete, des geistlichen und des weltlichen, je das höchste und von einander unabhängig sind: utraque (societas) est in suo genere maxima [1], neutra paret alteri [2].

Der Herr hat dem Apostolat die Sendung zu allen Völkern erteilt, den Inhabern des Amtes aber weder die Reisewege und Reiseziele vorgeschrieben, noch die Verwaltungszentra angewiesen. Auch das bleibt den Entschlüssen der Apostel und ihrer Nachfolger, teilweise, was die Missionsthätigkeit betrifft, den Entschlüssen freiwilliger Hilfskräfte überlassen. Es ist einleuchtend, daß deren Individualität, wie die günstigen oder ungünstigen Umstände der Kulturlage hierauf Einfluß nehmen, hierdurch zu Faktoren in der Entwicklung des Katholizismus werden.

Das Reich Christi ist, wie wir anderwärts darlegten, in seinem Wesen übernational; die Gleichberechtigung aller Völker in diesem Reiche liegt im Begriff des Katholizismus; der Weltkirche Baumaterial ist das Menschentum als solches, das von der Gnade Gottes vervollkommnet wird, nicht das einzelne Volkstum als solches. Dennoch sind in der Entwicklung des Katholizismus auch nationale Faktoren wirksam. Die Verwaltung des Reiches Christi muß einen Mittelpunkt haben, und dessen Ein- und Anwohner

---

[1] Encyklika Immortale (Archiv für katholisches Kirchenrecht LV [1886], 311).

[2] Encyklika Sapientiae (ebd. LXIII [1890], 535).

sind nicht übernationale Menschen. Unausbleiblich dürfte es sein, daß Angehörige einer Nation dann einen größeren Einfluß auf die Regierung des Reiches Christi gewinnen als Angehörige anderer Nationen. Dafür gehören Nachfolger der Apostel und deren Hilfskräfte allen zivilisierten Völkern an, so daß die Sondervorzüge aller Völker am Aufbau der Weltkirche mitwirken, ohne daß die Reinheit des katholischen Baustils getrübt würde, weil nicht bloß alle Völkerfeindschaft, sondern auch jegliche Rechtsverkümmerung grundsätzlich ausgeschlossen ist. Daß darin nichts Unmögliches oder Widersinniges liegt, beweist nicht bloß die thatsächliche Baugeschichte der Weltkirche, sondern auch diese Erwägung, daß die einzelnen Kulturvölker, ohne sich national aufzugeben, gerade in ihren höchsten Kulturwerken am Fortgang der Weltkultur mitarbeiten. In ähnlicher Weise sind sie am Aufbau der Weltkirche mitzuarbeiten berufen.

Der Herr hat ein Lehramt eingesetzt und diesem die Verkündigung seiner Offenbarung, deren Verbreitung, Verteidigung, Erklärung überwiesen. Deshalb hat das apostolische Lehramt erstens die Pflicht, das Evangelium Christi jedem wie immer gearteten Verständnis nahe zu bringen, es der gläubigen Aufnahme von seiten des Verstandes wie des Willens in jeder nur möglichen Weise zu empfehlen, damit die Verkündiger keine Verantwortung treffe, sei es für ausbleibenden Glauben oder für aufkeimenden Unglauben. Nun ist gewiß die Gnade des Herrn in diesem Vorgang stets wirksam, wirksam in denen, die lehren, wie in denen, die hören. Aber auch natürliche Bedingungen sind zu berücksichtigen. Die Empfänglichkeit für die Lehre des Herrn differenziert sich nach Individuen und Nationen, nach Gesellschaftskreisen und Kulturlagen. Wird diesen Unterschieden Rechnung getragen, so steigert sich, im andern Fall mindert sich die gedachte Empfänglichkeit. Menschlicher Geistesarbeit überließ es der Herr, sich derlei Umständen anzupassen, ihr gewährt er seine Hilfe. Ein gleiches gilt von den weiteren Aufgaben des Lehramtes, daß nämlich die Religion Christi wider alle thatsächlichen und möglichen Einreden und Leugnungen behauptet, wider alle Fälschungen geschützt, daß sie in Einklang gebracht werde mit aller Wahrheit, Gutheit und Schönheit, welche die Menschheit aus Eigenem hervorgebracht hat. Dem Lehramt eignet überdies die fernere Aufgabe, der Gesamtlehre Christi die Form einer Wissenschaft zu geben, sie als System darzustellen, in Lehrsätze zu fassen, mit Beweisen auszustatten. Und zwar nicht bloß, um die Offenbarung wirksamer zu verteidigen und erfolgreicher zu lehren, sondern ebensowohl um

der hohen Würde der Offenbarung wie um des inneren Wertes der Wissenschaft willen. Gott hat dem Menschen die Fähigkeit wissenschaftlicher Erkenntnis als Krönung seines Verstandeslebens verliehen, und deshalb darf Gottes eigenste Lehre inmitten des Kulturlebens der Menschheit dieser Krone nicht entbehren. Unter allen den Aufgaben des kirchlichen Lehramtes, die wir aufzählten, giebt es keine, der ohne Anwendung von Logik entsprochen werden könnte. Schon dieses allein beleuchtet die Bedeutung der menschlichen Mitwirkung auch in der Lehrentwicklung des Katholizismus. Denn die Logik hat der Herr nicht geoffenbart; menschlicher Geisteskraft und Arbeitskraft liegt es ob, sie beizustellen, sie ist ein Erzeugnis wissenschaftlicher Entwicklung. Was endlich die Befugnis des Lehramtes angeht, Lehren der Offenbarung als kirchliche Dogmen zu erklären, so erscheint auch hierin menschliche Geisteskraft, kollektive Arbeit zur Mitwirkung berufen; vollzieht sich auch hierin eine Entwicklung, eine innere oder logische Entwicklung des Offenbarungsinhaltes, wie eine äußere und sprachliche in der Auswahl des entsprechenden Ausdruckes. Jeder gebildete Katholik weiß, daß die Unfehlbarkeit einer solchen Entscheidung nicht aus der menschlichen Mitwirkung abzuleiten ist, sondern ausschließlich aus dem verheißenen Beistand Christi; er weiß aber auch, daß dieser Beistand weder als neu eintretende Offenbarung des Inhaltes der Entscheidung noch als Verbalinspiration oder überhaupt als Inspiration anzusehen ist.

Rechtsverbindlichkeit eignet einer Urkunde durch den Akt der sogen. „Vollziehung“, wie immer dieser geschehe. Aber weder die Unterschrift noch die Besiegelung ist die Herstellung des Textes. Diese heischt voraufgehende gesonderte Arbeit. Man wird Vorlagen benutzen, Konzepte entwerfen, Abänderungen treffen und für die letzteren irgend welche Motive haben. Wenn ein Urkundenforscher mit vollkommener Sicherheit wüßte, daß der Aussteller einer Urkunde diese mit Einsicht und freiwillig „vollzogen“ hat, wenn dieser Forscher es z. B. deshalb wüßte, weil er beim Akt der Vollziehung zugegen war, so wird er über deren Rechtsverbindlichkeit nicht den geringsten Zweifel hegen und nicht daran denken, eine diplomatische Untersuchung vorzunehmen, um zu sehen, ob die Urkunde echt ist. Aber auch in diesem Fall können kritische Forschungen über die Textierung der Urkunde nachträglich, etwa wenn der Sinn strittig würde, von Wichtigkeit sein. Gelingt es dann, Vorlagen und Konzepte aufzufinden und zu vergleichen, getroffene Abänderungen festzustellen, deren Motive zu erkunden, so vermögen diese Ergebnisse den Sinn des Textes klarzustellen.

Dieser Vergleich scheint nicht ungeeignet, die menschliche Mitwirkung bei der Definierung eines Dogmas zu beleuchten, wie auch den Inhalt und Zweck kritischer Forschungen auf dogmengeschichtlichem Gebiet.

Der Beistand Christi ist sicherste Gewähr für die „Vollziehung" der Urkunde durch die beglaubigte Stellvertretung des Herrn. Hieraus allein folgt die Rechtsverbindlichkeit und Unfehlbarkeit der dogmatischen Entscheidung. Aber auch hier muß der Vollziehung der Urkunde deren Textierung vorangehen. Auch hier lassen sich Vorlagen nachweisen, Entwürfe vergleichen, Abänderungen feststellen; auch hier werden derlei Untersuchungen den Sinn der Formel zu würdigen helfen, dessen Verständnis zu fördern vermögen.

Wir haben an die Entwicklung des Papstwahlrechtes, der Beziehungen zwischen Kirche und Staat, des weltweiten und übernationalen Wesens der Weltkirche, der kirchlichen Glaubenslehre in flüchtigen Andeutungen erinnert. Ließen sich diese Beispiele leicht weiter ausführen, so könnte man sie auch erheblich vermehren. Doch mag statt dessen ein Gesamtüberblick über die Gebiete versucht werden, auf denen die Entwicklung des Katholizismus sich historisch verwirklicht. Überall wird die Bedeutung der menschlichen Mitwirkung am Aufbau der Weltkirche hervortreten.

Jede soziale Entwicklung besteht im Fortbestand, im numerischen Wachstum des Verbandes, in der Vereinsthätigkeit selbst mit ihrer Bilanz von Erfolgen und Mißerfolgen. Diese Gruppe von Entwicklungsvorgängen läßt sich als soziales Eigenleben eines Verbandes zusammenfassen und von einer zweiten Gruppe unterscheiden, welche sich aus den Beziehungen zur Umwelt ergeben und als Anpassung an günstige, als Widerstand gegen widrige Umstände zu Tage treten. Da die Entwicklung des Katholizismus als religiös-soziale Entwicklung angesehen werden muß, zerlegt sie sich naturgemäß erstens in das religiös-soziale Eigenleben der Kirche, und zweitens in deren Beziehungen zu der Umwelt. Man hat des öfteren „innere" und „äußere" Kirchengeschichte unterschieden. Die vorstehende Einteilung ist nur eine kleine Verschiebung der letzteren. Der „äußeren" Kirchengeschichte wird mehrfach zweierlei zugerechnet: die Ausbreitung des Katholizismus und dessen Beziehungen zum „Staat", oder den wechselnden politischen Umlagen. Versteht man aber unter äußerer Kirchengeschichte die Geschichte der sichtbaren Seiten des kirchlichen Lebens im Gegensatz zu unsichtbaren, so wäre nicht bloß die Ausbreitung des Katholizismus, sondern die gesamte Kirchengeschichte „äußere"

Kirchengeschichte. Unsichtbar, im herkömmlichen Sinne, wären nur die Tugenden des Herzenskämmerleins als solche; schon ihre Bethätigung ist durchaus sichtbar. Man könnte fragen, wie historische Forschung überhaupt des schlechthin Unsichtbaren habhaft werden könnte. Versteht man aber unter äußerer Kirchengeschichte die Beziehungen der Kirche zu allem, was in der historischen Welt um sie her sich jeweils vorfindet, so läßt sich die Ausbreitung des Katholizismus nicht darunter begreifen, als welche lediglich oder doch vorab das eigene Wachstum der Kirche ist und in ihrem Ergebnis die Grenze nach außen zieht. Die Unterscheidung von innerer und äußerer Entwicklung mag auf eine organische Entwicklung passen, auf eine soziale Entwicklung läßt sie sich nicht ebensogut anwenden. Will man sie aber anwenden, so muß unter der ersteren das gesamte soziale Eigenleben des Verbandes verstanden werden einschließlich der numerischen Zunahme, unter der letzteren aber lediglich die Beziehungen zur Außenwelt. Und das ist die Einteilung, die wir oben vorgeschlagen haben. Nun wäre zunächst jene Entwicklung des Katholizismus, die wir als das Eigenleben der Kirche bezeichneten, weiter zu analysieren.

Alles soziale, alles Vereinsleben teilt sich auf in die Thätigkeit der Vereinsleitung, die Thätigkeit der Vereinsmitglieder und den Zusammenhang beider, die Wechselwirkung, die zwischen ihnen stattfindet. Demgemäß wird sich das religiös-soziale Eigenleben der Kirche dreifach gliedern: in die Thätigkeit des hierarchischen Apostolates, die religiös-soziale Thätigkeit der ihm untergebenen Gesamtkirche, den Zusammenhang endlich und die Wechselwirkung zwischen dem hierarchischen Apostolat und der Gesamtkirche.

Um weiteren Einblick in jede dieser drei Sphären zu gewinnen, sind die Oberbegriffe alle zur Hand. Allenthalben wird die menschliche Mitwirkung uns wiederum als eine wesentliche Triebkraft erscheinen müssen.

Die amtliche Thätigkeit des hierarchischen Apostolates betrifft erstens die Offenbarung Christi, deren Verbreitung und Reinerhaltung; zweitens die Erlösung Christi, die vorab durch die Kultusakte den Gläubigen zugewendet wird; drittens die soziale Ordnung des Reiches Christi. Was die amtliche Thätigkeit des hierarchischen Apostolates kraft der ihm verliehenen Vollmachten auf diesen drei Gebieten hervorbringt, nennen wir kirchliche Lehre, kirchlichen Kultus, kirchliches Recht; unterscheiden es von der Offenbarung, den Sakramenten, der Kirchenverfassung. Durch das Beiwort „kirchlich" wird das Entwicklungsmoment hervorgehoben. Denn die Lehre, der Kultus, das Recht der Kirche, soweit sie eben kirchlichen

Ursprungs sind, waren am ersten Pfingstfest nicht anders vorhanden als in den Vollmachten der Apostel, in keimhaftem Zustand. Die Triebkraft dieses Keimes sind aber nicht die Vollmachten an und für sich, auch nicht allein der Auftrag, sie zu gebrauchen, sondern ebensowohl der Gebrauch selbst. Dieser differenziert sich aber unausbleiblich nach Maßgabe der individuell-psychischen Eigenart der Inhaber des Apostolates, die zu kollektiver Arbeit verbunden sind. Und deshalb verstehen wir insgesamt unter der Ausgestaltung der kirchlichen Lehre, des kirchlichen Kultus und Rechtes außerordentlich verwickelte Entwicklungsvorgänge.

Auf den beregten drei Hauptgebieten amtlich apostolischer Thätigkeit geht die Entwicklung aber nicht bloß theoretisch und ideell vor sich, umfaßt nicht bloß Vorschriften und Gesetze, sondern geht auch praktisch und faktisch vor sich, umfaßt auch die Durchführung und Anwendung der Normen nebst der Überwindung entgegenstehender, innerkirchlicher Hindernisse. Deshalb äußert sich die amtliche Thätigkeit des hierarchischen Apostolates nicht bloß als gesetzgebende, sondern auch als streitschlichtende oder richterliche und ausführende oder Exekutivgewalt. Das ist aber bei jeder weltlichen Regierungsgewalt imgleichen der Fall. Es wird also schon diese Analogie nahe legen, daß diejenigen Faktoren, welche die Ausübung jeder Regierungsgewalt beeinflussen, auch im Kirchenregiment zur Geltung kommen: die individuell-psychische Eigenart der Regierenden und die kulturell-sozialen Umweltsverhältnisse.

Das Eigenleben der Kirche hat seine Fülle, Tiefe und Weite durch die religiös-soziale Gesamtentwicklung der dem hierarchischen Apostolat unterstehenden Gemeinde.

Jede soziale Entwicklung, alles Vereinsleben, will irgend ein Kulturgut mit vereinten Kräften herstellen oder vervollkommnen, eine religiös-soziale Entwicklung muß demnach auf die Herstellung oder Vervollkommnung religiöser Kultur gerichtet sein. Alle religiöse Kultur besteht wesentlich in religiös-ethischem Leben, das aus der Wurzel religiöser Überzeugungen den starken Stamm treuer Pflichtenerfüllung hervortreibt und die blütenreiche Krone der Gottes- und der Nächstenliebe entfaltet. Weil religiöse Kultur aber das ganze Geistesleben umfaßt, weil ihr letztes Ziel nicht bloß das unendliche Gut ist, sondern ebensowohl die unendliche Wahrheit und Schönheit, erschöpft sie sich nicht im Gebiet des religiös-ethischen Lebens im engeren Sinne, ist sie nicht bloß eine Norm des Willens, eine Regel sittlichen Thuns, sondern sie wird auch, die höchste

Leistungsfähigkeit des Verstandes und des Gemütes in Anspruch nehmend, Wissenschaft und Kunst hervorbringen, theologische Wissenschaft und religiöse Kunst. Die religiösen Kulturgüter sind demnach von dreifacher Art: sie sondern sich in das religiös-ethische Leben, in theologische Wissenschaft und religiöse Kunst.

Deshalb, weil die Religion Christi als übernatürliche Religion in die Welt eintritt und in der Welt wirksam ist, kommen die gedachten religiösen Kulturgüter gewiß nicht in Wegfall; es gehört vielmehr zur Eigenart des Christentums, nicht bloß alle drei Gebiete entwickelt, sondern sie auch zu vollendeter Einheit verbunden zu haben. Wir meinen die innere Einheit von theologischer Wissenschaft und ethischem Leben und religiöser Kunst; wir meinen die ideelle, ästhetische und sozial-juridische Einheit der kirchlichen Lehre mit der theologischen Wissenschaft, des kirchlichen Kultus mit der religiösen Kunst, des kirchlichen Rechtes mit dem religiös-ethischen Leben der Gesamtkirche. Wohl giebt das Christentum der religiösen Kultur, die es hervorbringt, übernatürlichen Charakter. Aber wie die Verbreitung und Annahme des Christentums die Mitwirkung des Verstandes und des freien Willens nirgends ausschließt, immer und überall vielmehr fordert, so vermag die Entwicklung des Christentums auf ihren Wegen durch die Welt alles Genie und alles Talent in Dienst zu nehmen, jede große ethische, wissenschaftliche, künstlerische Begabung, das Genie von Individuen wie den Genius der Nationen.

Unterscheiden wir einmal das Christentum Christi und das Christentum der Christenheit. Das Christentum Christi besteht in der der Menschheit durch das Apostolat dargebotenen Offenbarung und Erlösung und in der durch das Apostolat vollzogenen Zusammenfassung der Gläubigen zum Reiche Christi. Die Tragweite und Bedeutung, aber auch die Begrenzung menschlicher Mitwirkung in diesem Vorgang liegt in dem Wort „Apostolat". Das Christentum der Christenheit aber ist das Ergebnis eines noch umfassenderen Vorganges. Es besteht ganz und gar in der Aufnahme der Offenbarung und Aneignung der Erlösung durch freiwilliges Glauben und freiwillig christliches Thun, was nicht bloß nach Maßgabe der Gnade geschieht, sondern auch nach Maßgabe des Verstandes und Willens, der Begabung und des Charakters. Es umfaßt aber auch alles, was menschliche Geistesmacht, von übernatürlicher Wahrheit und Schönheit angeregt, an Wissenschaft und Kunst zu schaffen vermag. Es stellt sich deshalb, wie es historisch vor uns steht, als eine wahre Schöpfung dar der von

Christi Wahrheit und Gnade befruchteten menschlichen Mitwirkung, deren höchste Leistung wiederum nichts anderes bewirkt, als daß eben diese Wahrheit strahle, eben diese Gnade siege.

Daß die religiöse Kultur des Christentums zu stande kommen kann, mag als das alleinige Werk des Herrn angesehen werden; daß sie thatsächlich ward, zur geringeren Hälfte menschlicher Mitwirkung zuzuschreiben sein. Daß ihre Entwicklung aber voll von Wechsel ist und von Wandel und vielfacher Verschiedenartigkeit, in jenen Zeiten überreich an überquellenden Kräften, in andern Zeiten vielleicht nicht ohne parasitische Bildungen und arm an dem Geiste, der große Epochen der Wissenschaft, der Kunst, des religiös-ethischen Lebens auszeichnete, das ist zwar nicht geradezu ausschließlich, aber doch vorwaltend aus der Eigenart menschlicher Mitwirkung abzuleiten. Ist doch diese, wie sie sich durch die Zeiten fortsetzt und über die Völker ausdehnt, ein ununterbrochenes Mitwirken individuell-psychischer und kulturell-sozialer Verschiedenartigkeiten, die in dem Werke selbst, in der religiösen Kultur zu vielfacher Spiegelung kommen müssen, aber auch jenes Auf- und Abfluten von Fortschritt und Stillstand, von Energieentfaltung und Erholungspausen oder Schwächezuständen, von Erfolgen und Mißerfolgen bewirken, die keiner sozialen Entwicklung fehlen, auch einer ansteigenden Entwicklung nicht. Die historische Betrachtung der Entwicklung des Katholizismus richtet ihr Augenmerk darum mit vollem Recht auf diese natürlichen Faktoren, die das Auf- und Abfluten verursachen, und zur Geltung kommen in der theologischen Wissenschaft wie in der religiösen Kunst, wie endlich auch im religiös-ethischen Leben.

Das religiös-ethische Gesamtleben der Kirche steht sowohl in individuellem wie in korporativem Betrieb; zunächst im ersteren, erscheint es doch als persönliche Aufgabe des Einzelnen. Der kostbarste Ertrag dieser Seite in der Entwicklung des Katholizismus sind die Heiligen der Kirche, die eigentlichen Meisterstücke des Einklanges von göttlicher Gnade und menschlicher Mitwirkung. Zwar sehen wir in ihnen individuelle Typen religiös-ethischer Vollendung, ihr Bild und ihr Beispiel aber ist ebenso katholischer Kollektivbesitz wie das Vertrauen auf ihre Fürbitte. Beim sozialen Betrieb des religiös-ethischen Lebens hat man vorab an die christliche Familie zu denken, den eigentlich sozialen Schöpfer und Hüter des wachsenden religiös-ethischen Lebens, den großen, segensvollen Erneuerungsborn der Christenheit. Es lösen sich aber aus dem Gesamt-

leben der Kirche ungezählte freie Einzelverbände heraus. Jeder von diesen will durch soziale Arbeitsorganisation, d. i. durch Teilung der Arbeit und Vereinigung der Kräfte, irgend ein religiös-ethisches Ziel verwirklichen. Nie sind solche Einzelverbände von einem Papst oder einem Konzil auf dem Verordnungswege ins Leben gerufen worden; nie hat es der Kirche an diesem religiös-korporativen Leben gefehlt, stets sind derlei Genossenschaften als freie Gebilde aus dem Gesamtleben der Kirche geboren. Ihr Wesen und Wirken, ihre Sonderziele und Organisationsformen bilden selbst wieder eine wichtige Seite der Gesamtentwicklung des Katholizismus, wie ihre Zahl und Mannigfaltigkeit als ein staunenswerter Beweis erscheint für die Fülle korporativen Geistes, der die Gesamtkirche belebt und die Entwicklung des Katholizismus betreibt. Kommt noch hinzu, daß, wie in den kirchlichen Orden, die einzelnen Mitglieder das Gelübde der Armut ablegen, so erhält eine solche Korporation dadurch einen ganz eigenartigen wirtschaftlichen Charakter. Sie vermag nämlich lohnlose Arbeit von ihren Mitgliedern zu fordern und als Gesamtheit zu leisten. Das religiöse Kulturgut, welches sie beistellt, mag Krankenpflege oder Unterricht oder was immer sein, sie erspart an den Herstellungskosten stets den gesamten Arbeitslohn. Eine solche Korporation gewährt ihren Mitgliedern Obdach, Kleidung, Nahrung; das mußten aber auch die Sklavenhalter ihren Arbeitssklaven geben, und dennoch ist lohnlose Arbeit das wirtschaftlich Charakteristische dieser Institution. Niemand wird sich an dem Vergleiche stoßen, der sich erinnert, daß der hl. Paulus sich mit Stolz den „Sklaven Jesu Christi" genannt hat. Freiwillig lohnlose Arbeit enthält für den Einzelnen ein Moment hoher und erhebender Idealität, der Gesamtheit aber giebt sie die Möglichkeit, nach tausend vernichtenden Schlägen sich doch immer wieder irgendwie zu erheben. Sie ist ein natürlicher Faktor in der Entwicklung von Institutionen, die, obgleich auf übernatürlichem Grunde ruhend, dennoch auch den natürlichen Entwicklungsgesetzen sozialer Verbände unterliegen.

Es werden nun einige Worte über den dritten der Teile genügen müssen, in die wir das Eigenleben der Kirche eingeteilt haben. In der Thätigkeit des hierarchischen Apostolates unterschieden wir die Ausbildung der kirchlichen Lehre, des kirchlichen Kultus, des kirchlichen Rechtes; in dem religiös-sozialen Leben der Gesamtkirche die Entwicklung des religiös-ethischen Lebens, der theologischen Wissenschaft, der religiösen Kunst. Nun erübrigte, den Zusammenhang zwischen der Thätigkeit des hierarchischen

Apostolates und der Thätigkeit der ihm untergebenen Gesamtkirche zu würdigen. Wie nur die Vereinigung der Vereinsleitung und der Verbandsmitglieder einen sozialen Körper herstellt, so ergiebt sich auch nur aus dem beregten Zusammenhang das Gesamtbild der Weltkirche. Aus einer Menge von Erwägungen, die sich herandrängen, möchten wir das hervorheben, was uns als der Kernpunkt der Sache erscheinen will, daß nämlich das Verhältnis zusammenhängender Wechselwirkung obwaltet.

Dieses Verhältnis liegt am Tage, wenn man dem Zusammenhang zwischen kirchlicher Lehre und theologischer Wissenschaft, oder dem zwischen kirchlichem Kultus und religiöser Kunst Aufmerksamkeit zuwendet. Aber vor allem erscheint der Zusammenhang, der zwischen dem religiös-ethischen Leben der Kirche und dem Apostolat besteht, reich an feinen Wechselbezügen.

Unter den erhabenen Vertretern der persönlichen religiös-ethischen Vollendung, den Heiligen, haben die meisten in einer historisch nachweisbaren Weise auf irgend ein Gebiet der Entwicklung des Katholizismus eingewirkt, aber nicht bloß auf jene, dem hierarchischen Apostolat unterstehenden Gebiete, die wir das Gesamtleben der Kirche genannt haben, sondern auch auf die Entwicklung der kirchlichen Lehre und des kirchlichen Kultus. Viele von ihnen haben zudem das hierarchische Apostolat geziert, auf dessen Ergänzung und Thätigkeit, auf die Gestaltung und Geltung des kirchlichen Rechtes unberechenbaren Einfluß ausgeübt.

Alle die zahllosen Formen des religiös-korporativen Lebens, deren wir gedachten, religiöse Vereine katholischer Laien wie kirchliche Orden und Kongregationen, unterstehen der Regierungsgewalt des hierarchischen Apostolates. Dadurch werden sie zu apostolischen Hilfskräften, gehören zum Ausbau des Apostolates, zu dessen Entwicklung. Dieses erweiterte Apostolat, welches alle Arten individueller und korporativer Hilfskräfte umfaßt, erweist sich als das vornehmste Bindeglied zwischen der „lehrenden“ und „hörenden“ Kirche, durch das beide zu harmonischer Einheit sozialen Entwicklungsbetriebes vereint werden. Gewiß fehlt es nicht an disharmonischen Streitsachen, am Zusammenprall entgegengesetzter Bestrebungen. Denn alle diese Hilfskräfte, wie nicht minder die Oberkräfte auch, sind freie, individuell geartete Wesen, ihr Thun freie Arbeit. Ist damit die Möglichkeit von Irrungen gegeben, sind in der That nahezu alle Irrlehren aus dem Gesamtleben der Kirche hervorgebrochen, erhoben sich häufig genug abergläubische Übungen aus dem religiös-ethischen Volks-

leben, so hat der Herr doch gemeint, alle diese Gefahren dadurch bannen zu können, daß er das hierarchische Apostolat als seine Stellvertretung beglaubigt hat. Darin hat denn auch jegliche apostolische Hilfskraft ihre Norm. Nur jene ist es, die in Abhängigkeit von der erwähnten Stellvertretung bleibt und schafft. Solche Kritiker, die wie wildfremde Touristen der Weltkirche einen ebenso flüchtigen als ahnungslosen Blick zuwerfen, mögen wähnen, aus dieser Abhängigkeit ergebe sich naturnotwendig ein kadaverischer Zustand. Wir Katholiken, die es angeht, werden doch wohl am besten Bescheid wissen in den Traditionen unseres Hauses, in der Geschichte der Weltkirche. Wir wissen, daß der bloße säkulare Fortbestand der Weltkirche, deren stilles und stetiges Eigenleben eine Fülle regster apostolischer Arbeitsleistung voraussetzt, die ununterbrochen besorgt werden muß. Immerfort verbinden sich die Haupt- und Hilfskräfte des Apostolates zu der großen sozialen Arbeit, welche die Erhaltung und den immer fortgehenden Aufbau der Weltkirche bezweckt, die Erweiterung und Vertiefung des religiös-ethischen Lebens der Gesamtheit, den Fortgang kirchlicher Wissenschaft, die Reinerhaltung der kirchlichen Kunst. Immer sind sie bemüht, Irrungen, sobald sie eintreten, zu bekämpfen; Mißstände, wenn solche aufkommen, aufzudecken. Nur mißgünstigen Fremdlingen, ungebetenen Gästen wäre es möglich, den Weltrekord alles Pharisäertums mit der Behauptung zu erreichen, wir wären meistenteils Mißstand, vorwiegend Irrtum. Aus dem Gesamtleben der Kirche quillt unaufhörlich die Erneuerung des apostolischen Geistes und des apostolischen Dienstes. Ihn zu begreifen, ist allerdings weder der erste beste Bildungsphilister noch der nächstliegende Laienmoralpharisäer im stande. Nichtsdestoweniger verdankt der begeisterten Initiative, der hochsinnigen Fügsamkeit des apostolischen Dienstes die Entwicklung des Katholizismus viele ihrer großen Erfolge.

Dem hierarchischen Apostolat steht die Regierung der Kirche zu, es lenkt und leitet die Entwicklung des Katholizismus. Neben dieser beständigen Einwirkung von oben nach unten vollzieht sich aber im Eigenleben der Kirche eine imgleichen fortwährende Einwirkung von unten nach oben. Die Erneuerung des engeren und weiteren Apostolates, die Art seiner Zusammensetzung und Thätigkeit greift mit seinen Vorbedingungen in die Tiefen des christlichen Volkslebens. Die amtliche Thätigkeit des hierarchischen Apostolates wird durch die wissenschaftliche, künstlerische, religiös-soziale Kulturarbeit der apostolischen Hilfskräfte nicht

gewissermaßen nach Bestellung bedient; sie ist vielmehr darauf angewiesen, daß reges und freies Leben und Streben schöpferisch thätig sei.

Noch weiter aber reichen diese Zusammenhänge und Wechselwirkungen. Das engere und das weitere Apostolat steht nicht nur unter dem Einfluß individuell-psychischer Faktoren, wie Begabung und Charakter, auch noch fernere irdisch-weltliche Faktoren spielen mächtig herein, wie die nationale Eigenart oder die allgemeine Kulturlage. Alle, die dem apostolischen Dienst sich widmen, sind auch mit ihrem psychischen Wesen Kinder ihrer Zeit und ihres Volkes, die Kulturlage der Vorwelt und Umwelt hat sie geformt und gemodelt, die Bildung, die sie mitbringen, ist ja nur der persönliche Anteilschein an der Kulturlage, in der sie heranwuchsen.

Damit schweift nun unser Blick über die Grenzen hinaus, die dem Eigenleben der Kirche gezogen sind, erreicht ferner Entlegenes, die auswärtigen Beziehungen des Katholizismus, seine Beziehungen zu der jeweils um ihn her vorfindlichen Lage der weltlichen Kultur. Wie im Eigenleben der Kirche neben dem Einfluß von oben nach unten ein solcher von unten nach oben wirksam ist, so enthalten diese Außenbeziehungen der Kirche zur profanen Kultur, der wirtschaftlichen, sozialpolitischen und geistigen, nicht bloß Einwirkungen von innen nach außen, sondern auch solche von außen nach innen. Die Entwicklung des Katholizismus führt nicht bloß zu einer Einwirkung der Weltkirche auf die Weltkultur, sondern sie schließt auch eine Einwirkung der Weltkultur auf die Weltkirche ein.

Von diesem Verhältnis der Weltkirche zur Weltkultur soll unser nächster Versuch handeln; hier möge eine Erwägung den Schluß bilden, die früher Erörtertes mit heute Dargelegtem verknüpft.

Das Wesen des Apostolates ist die immerwährende, berufsmäßige Mitwirkung am Aufbau der Weltkirche. Der Herr selbst hat diese Mitwirkung „eingesetzt“ und sozial organisiert, er beruft dazu und verlangt sie von allen Jahrhunderten. Aber sie ist und bleibt vom Anfang bis zum Ende und in jedem Augenblick dazwischen freie Mitwirkung. Wie nur der Allwissende wissen kann, daß solch freie Mitwirkung nie ausbleiben, vielmehr immer vorhanden sein wird, so vermag nur der Allmächtige mit einem stets unsicheren, zu aller Unbotmäßigkeit fähigen Mittel ein notwendiges Ziel anzustreben und unfehlbare Erfolge zu erringen.

Die Aufgabe des Apostolates gipfelt darin, daß es dem großen Werk der Reichsgründung Christi wie dem Fortbestand der Weltkirche geschlossene soziale Einheit zu verbürgen bestimmt erscheint.

Sehen wir nun auf die einzelnen Träger des säkularen Apostolates, so sind alle darin gleich, daß sie als freie Wesen kommen und bleiben und thätig sind. Überblicken wir aber die langen Reihen, wie sie von Volk zu Volk, von Generation zu Generation aufeinander folgen, so tritt eine zwar staunenswerte, aber doch auch selbstverständliche Ungleichheit hervor. Denn mit der ununterbrochenen, fortschreitenden Erneuerung des Apostolates aus neuen Generationen, aus neuen Völkern ergießt sich in dasselbe ein ununterbrochener Strom individueller, nationaler, sozialer, kultureller Verschiedenartigkeiten, die bis zu Gegensätzen auseinandergehen. Alle, die da kommen, sind von ihrer mehr oder weniger begrenzten Umwelt geformt worden, haben festgewurzelten Anteil an deren Vorurteilen, Vorlieben, Abneigungen und sollen doch einer Sache dienen, deren innerstes Wesen über den Wandel der Zeiten ebenso erhaben ist wie über die Feindschaften der Völker. Sie bringen mit sich unübersehbare Verschiedenartigkeiten der Ansichten und Anlagen, der Bestrebungen und Bildungen, Klassengegensätze sogar und Rassengegensätze.

Durch die Berufung immerwährender menschlicher Mitwirkung zu dem Aufbau der Weltkirche wird in den Dienst einer unveränderlichen Aufgabe eine unendliche Menge scharf differenzierter, immer veränderlicher Faktoren gestellt; in das Prinzip der Einheit wird alles aufgenommen, was es in der Menschheit an individuell-psychischen und kulturell-sozialen Unterschieden und Gegensätzen giebt; in das Prinzip, das Frieden verbreiten und christliche Liebe lehren soll, fast alles, was unter Menschen Streit, Neid und Haß entzündet, die Gegensätze der Interessen, der Begabung, der Charaktere, der Bildung, die der Klassen und Rassen. Und weil es keine Institution giebt, die in dem Maße wie das Apostolat sich aus allen Völkern aller Zeiten ergänzt, giebt es auch keine, in welcher nach der Natur der Dinge wie nach aller historischen Erfahrung die beregten Unterschiede und Gegensätze aus sich eine größere Ausdehnung und folgenschwerere Bedeutung zu erlangen vermöchten.

Der Schöpfer des Apostolates, der mit diesem Mittel die Einheit der Weltkirche begründen und gewährleisten will, muß wohl selbst und allein diese Einheit herzustellen im stande sein; ihm selbst muß eine solche Fülle von Frieden, Versöhnung und Liebe eignen, daß er Unendliches davon abgeben kann; er muß so freigebig damit walten, daß er allen alles giebt, die sich seinem Walten ergeben; es müssen die von ihm ausgehenden Friedenssegnungen und Liebesgewalten aller Hindernisse Herr

werden, über alle Schranken des Raumes und der Zeit hinauswirken, alles Auseinanderstrebende zu vereinen vermögen.

Mit Hilfe des Wandelbaren das Unwandelbare zu schaffen, mit Hilfe aller Verschiedenheiten und aller Gegensätze einem Werke den Stempel der Einheit zu geben, das kann nur jene Allmacht planen und anstreben, bewirken und vollbringen, welche dem Meer menschlicher Irrungen und entfesselter Leidenschaften gebietet: bis daher möge dein Wogenschwall sich ergießen, hier aber breche ich deines Flutendranges Ungestüm.

R. v. Nostitz-Rieneck S. J.

Die neueste Entwicklung des Zellenbaues.

Wir verließen die Zelle[1] nach Franz Leydig (1857) und Max Schultze (1861) als ein Protoplasmaklümpchen mit einem (oder mehreren) Kernen. Das ist bis heute noch die Grundvorstellung vom Wesen der Zelle geblieben, wie wir aus den Definitionen ersehen können, welche Richard Hertwig in der neuesten Auflage seines Lehrbuches der Zoologie[2] und Matthias Duval in der neuesten Auflage seines Lehrbuches der Histologie[3] von der Zelle geben. In dieser Definition herrscht allgemeine Übereinstimmung zwischen den hervorragendsten zytologischen Autoritäten der verschiedenen Nationen, und das will bei einem so vielumstrittenen Gebiete, wie die moderne Zellenforschung es ist, nicht wenig sagen. Wenn man von einer sententia communis doctorum in irgend einem Wissenszweige reden kann, so darf man kühn behaupten, die obige Definition der Zelle sei eine solche, und zwar in ganz hervorragender Weise. Wir bemerken dies deshalb, weil es ein kleines Häuflein von Dissidenten giebt, welche aus descendenztheoretischen Gründen jene auf gesicherten Forschungsresultaten beruhende Begriffsbestimmung der Zelle gern

[1] Siehe diese Zeitschrift Bd. LXI (1901, 8. Heft), S. 275.

[2] Jena 1900, S. 51: „Die Zelle ist ein Klümpchen Protoplasma mit einem oder mehreren Kernen."

[3] Précis d'Histologie (Paris 1900) p. 26: „La cellule est essentiellement une petite masse de protoplasma avec un noyau."

zu Fall bringen möchten. Wir werden auf diese Spekulationen später zurückkommen; einstweilen aber dürfen wir ruhigen Gewissens über sie zur Tagesordnung übergehen und uns der Weiterentwicklung der empirischen Zellenforschung zuwenden.

Form und Größe der Zelle sind außerordentlich mannigfaltig. Die Normalform der freien, d. h. nicht mit anderen ihresgleichen zu einem Gewebe verbundenen Zelle ist zwar die Kugelform. Aber selbst die einzelligen Tiere und Pflanzen richten sich nur selten nach dieser Norm, und noch viel seltener die zu Geweben vereinigten Zellen. Diese sind bald rundlich, bald oval, bald zylindrisch, bald kubisch, bald fünf- oder sechseckig; bald sind sie in allen drei Ausdehnungen fast gleich dick, bald ganz flach und platt wie die Zellen des Plattenepithels (vgl. Fig. I. 4), bald außerordentlich langgestreckt wie die spindelförmigen Zellen der glatten Muskelfasern und die noch schlankeren, zur Bildung der quergestreiften Muskelfasern dienenden Zellen (vgl. Fig. I. 3). Meist haben die Zellen, die zu Geweben sich verbinden, keine Fortsätze, wobei wir natürlich von den durch Heitzmann entdeckten protoplasmatischen Verbindungssträngen (Intercellularbrücken) derselben absehen; manche Zellen besitzen dagegen zwei oder mehrere lange Ausläufer, durch die sie ein verästeltes Aussehen gewinnen; dies ist besonders bei Nervenzellen der Fall und hängt mit den telegraphischen Funktionen derselben innig zusammen.

Minder wechselvoll als die Form der Zelle ist diejenige des Zellkerns. Doch kommen auch hier außer der gewöhnlichen kugeligen oder ovalen Gestalt noch manche andere vor. Ganz sonderbar sind die verästelten Kerne der malpighischen Gefäße mancher Schmetterlingsraupen und die rosenkranzförmigen Kerne gewisser einzelliger Urtiere (Stentor).

Wenn wir nach der Größe einer Zelle fragen, so müssen wir erst einen Maßstab haben, um sie messen zu können. In dieser Beziehung gleichen die kleinen Zellen den sogenannten großen Männern: man darf beide nicht „mit gewöhnlichem Maße“ messen; mit einer altmodischen Elle kommen wir dabei ebensowenig zum Ziele wie mit einem modernen Meterstab. Die Messung einer Zelle geschieht unter dem Mikroskop, und zwar am einfachsten auf folgende Weise: Unter einer bestimmten, aus der Vergrößerungstabelle bekannten Vergrößerung zeichnet man die Umrisse der Zelle mittels der Hellkammer (Camera lucida) auf ein Blatt Papier; dann mißt man dieses vergrößerte Bild mit einem feinen Millimetermaße und dividiert die erhaltene Ziffer durch die angewandte Vergrößerungs-

stärke. Wenn beispielsweise die bei 230facher Linearvergrößerung gezeichnete Zelle einen größten Durchmesser von 23 mm aufweist, so ist ihre wirkliche Größe 0,1 mm. Das ist bereits eine wahre „Riesenzelle“, wenigstens für die Dimensionen einer tierischen Zelle; aus solchen Riesenzellen (vgl. Fig. I. 1) setzt sich z. B. der abdominale Fettkörper der uns bereits bekannten[1] termitophilen Dipterengattung Termitoxenia zusammen. Weitaus die meisten andern Zellen der tierischen Gewebe sind Zwerge dagegen, und die Zwerge unter diesen Zwergen sind durchschnittlich die Blutzellen, namentlich bei den Insekten. Daher hat man als konstante Maßeinheit für die mikroskopische Messung der Zellen den tausendsten Teil eines Millimeters eingeführt, den man Mikromillimeter oder schlechthin Mikro nennt und mit dem Buchstaben μ bezeichnet. Obenerwähnte Riesenzellen des Fettkörpers von Termitoxenia haben somit einen größten Durchmesser von 100 μ. Zellen von 10 μ (z. B. Fig. I. 4 und I. 2, ep.) gehören bereits in die mittlere Größenklasse, woraus sich begreift, daß wir obige Zellen mit Recht als Giganten bezeichnen durften.

Aber es giebt tierische Zellen, die noch weit größer werden als jene Riesenzellen, und das sind die Eizellen. Diese umfassen die wahren Zellenriesen des Tierreichs. Schon die reife Eizelle eines winzig kleinen, nur 2 mm langen Insektes wie Termitoxenia erreicht einen Längsdurchmesser von fast 1 mm, also die Hälfte der gesamten Körperlänge des ganzen Tieres. Diese Termitoxenia-Eier zählen daher zu den relativ größten in der ganzen Tierreihe. Die absolut größten Eizellen finden wir dagegen bei den Vögeln; ein Straußenei oder Moaei kann man in der That mit der Elle oder mit dem Meterstabe messen. Das Vogelei ist nämlich nichts anderes als eine einzige riesig große Eizelle, die überdies mit einer Hülle von Eiweiß und einer Schale umschlossen ist. Zur Eizelle selber gehört nämlich hier außer dem Keimbläschen, das den Kern des protoplasmatischen Teiles der Eizelle, des „Bildungsdotters“, darstellt, noch eine überwiegend große Menge von „Nahrungsdotter“ oder „Deuteroplasma“[2], der nichts anderes ist als das Eigelb des Vogeleies. Das Eiweiß und die Schale kommen dagegen erst später nach der Befruchtung des Eies als äußere Eihüllen dazu und sind keine Bestandteile der Eizelle. Dem Deuteroplasma oder Nahrungsdotter

[1] Vgl. Bd. LXI (1901, 8. Heft), S. 268 ff.

[2] Im Gegensatz zum Protoplasma nannte E. van Beneden den Nahrungsdotter „Deutoplasma“. Dieses Wort muß jedoch richtiger „Deuteroplasma“ heißen.

verdanken die tierischen Eizellen ihre hervorragende Größe. Er findet sich in den Eiern jener Tiere, die „Eier legen“, im Gegensatz zu den lebendig gebärenden; denn bei ersteren muß zur Entwicklung des Embryos eine bedeutende Masse Nährmaterial im Ei selber aufgespeichert werden.

Um die verschiedenen Formen und Größen der Zelle durch einige anschauliche Beispiele zu erläutern, bilden wir einige Zellen von Termitoxenia hier ab. Außer den Erklärungen, die unter den Figuren stehen, ist nur noch zu bemerken, daß wir, der Raumersparnis halber, in Fig. I. 2 nicht eine reife, vollentwickelte, sondern eine erst ganz junge Eizelle abgebildet haben, die noch von einem Follikelepithel umgeben ist und an ihrem unteren Ende den Rest einer noch nicht völlig aufgezehrten Nährzelle enthält. Da letztere bereits der Substanz des Eies einverleibt ist, mißt die junge Eizelle (ohne das Epithel)

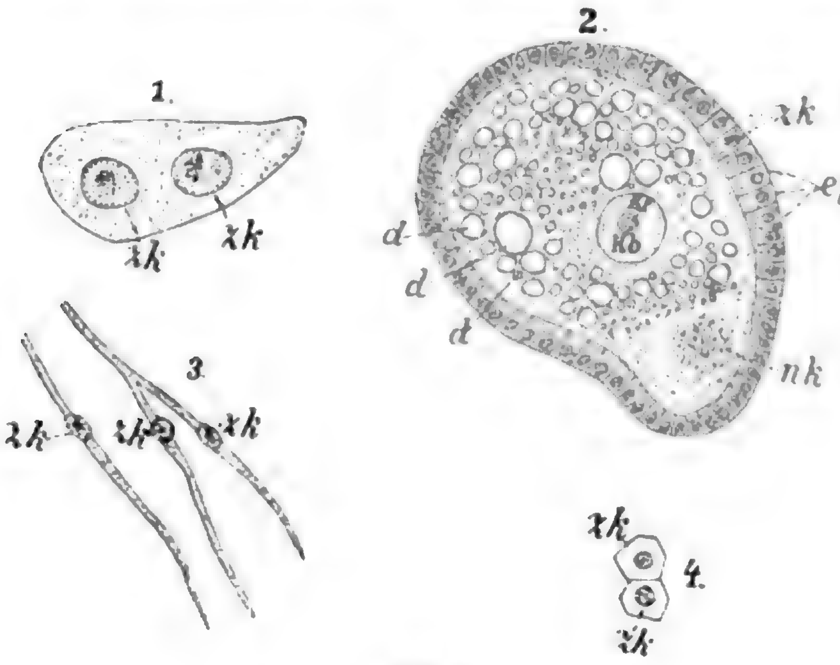


Fig. I.

Erklärung von Fig. I.

(Vergrößerung 230fach [*Zeiss*, D, Ocul. 2]).

(Sämtliche Abbildungen sind nach den Schnittserien mit der Hellkammer gezeichnet.)

1. Zweikernige Riesenzelle des abdominalen Fettkörpers eines physogastren Individuums von Termitoxenia Heimi Wasm. zk, zk = Zellkerne.

2. Junges Ei von Termitoxenia Heimi Wasm. Die Eizelle ist noch von dem Follikelepithel des Ovariums eingeschlossen. (Aus einem Sagittalschnitte eines physogastren Individuums von T. Heimi.)

ep = Epithelzellen des einschichtigen Follikels.
zk = Zellkern der Epithelzellen.
kb = Keimbläschen (Zellkern des Eies).
kf = Keimfleck (Kernkörperchen des Eizellkerns).
d, d = Dotterkügelchen.
nk = Rest des Kernes einer Nährzelle, deren Material zur Dotterbildung verwendet wurde.

3. Drei einzellige Muskelfasern aus der Hautmuskulatur des Abdomens eines stenogastren Individuums von Termitoxenia mirabilis Wasm. zk = Zellkern.

4. Zwei Epithelzellen aus der Hypodermis des Abdomens eines stenogastren Individuums von Termitoxenia Heimi. zk = Zellkern.

immerhin schon 135 μ in der Länge und 95 μ in der Breite. Eine reife Eizelle derselben Termitoxenia-Art würde, mit der nämlichen 230fachen Linearvergrößerung gezeichnet, einen Raum von 2 dm einnehmen und daher eine ganze Seite unseres Druckes für sich allein beanspruchen.

Weitaus die meisten Zellen sind einkernig, und wenn mehrere Kerne in ihnen auftreten, so ist dies gewöhnlich der Beginn eines Vermehrungsprozesses der Zelle durch Teilung. Aber es giebt auch Zellen, welche dauernd mehrere Kerne aufweisen. Hierher gehören beispielsweise die Zellen des Knochenmarks der Wirbeltiere und teilweise auch die als „Synzytien" bezeichneten Formen des Fettgewebes bei den Insekten und andern Gliederfüßlern. Carnoy[1] hält dieselben sogar sämtlich für vielkernige Riesenzellen, nicht für Zellenmassen, die durch Fusion verschiedener Zellen gebildet werden, eine Ansicht, die wir allerdings nicht teilen können, da es auch zweifellose Fälle giebt, in denen Synzytien durch allmähliches Verschwinden der Zellwände von Einzelzellen entstehen, z. B. bei Termitomyia, einer Untergattung von Termitoxenia. Bei der Untergattung Termitoxenia (im engeren Sinne) sind nämlich dieselben Fettzellen noch in Form von riesigen Einzelzellen mit scharfen Zellgrenzen vorhanden; manche derselben sind auch bei den völlig erwachsenen physogastren Individuen, wo keine Zellteilung mehr erfolgt, im Besitze von zwei Kernen (vgl. Fig. I. 1) statt des gewöhnlichen einen. Nach Weismann[2] kommen auch in dem „guirlandenförmigen Zellenstrang" von Fliegenlarven mehrkernige Zellen vor. Zwei- oder mehrkernige Zellen fanden wir ferner in den Schwingkölbchen (Halteren) von Termitoxenia, ähnlich wie sie in den Schwingkölbchen gewöhnlicher Zweiflügler bereits früher durch Bolles-Lee[3] entdeckt wurden.

Wie es in den Geweben der Organismen Zellen geben kann und thatsächlich giebt, welche mehrere Kerne ihr eigen nennen, ohne deshalb in mehrere Zellen zu zerfallen, so existieren auch unter den niedersten tierischen Lebewesen, den Urtieren oder Protozoen, manche einzellige Organismen, die im Besitze von zwei oder mehreren Kernen sind, ohne deshalb zur Teilung ihrer Leibessubstanz in mehrere Individuen verurteilt zu sein.

---

[1] La Cytodiérèse chez les Arthropodes (La cellule, T. I, n. 2 [1885], p. 235 ss.).

[2] Die Entwicklung der Dipteren (Leipzig 1864) S. 132 u. Taf. 8, Fig. 10.

[3] Les balanciers des Diptères (Recueil Zoolog. Suisse II [1885], p. 389 et Pl. XII, Fig. 18).

Von den mehrkernigen Zellen müssen unsere Leser jedoch jene Zellen sorgfältig unterscheiden, welche neben oder in dem wirklichen Zellkern (nucleus) noch ein oder mehrere kleine rundliche Gebilde umschließen, die man Kernkörperchen (nucleoli) oder Nebenkerne nennt. Schon die Begründer der Zellenlehre, Schleiden und Schwann, hatten dieselben bemerkt und schrieben ihnen eine wesentliche Bedeutung als besondern Strukturelementen der Zelle zu. Da diese Anschauung sich jedoch als irrtümlich erwies, und die meisten Kernkörperchen nichts weiter sind als bestimmte Differenzierungen der gewöhnlichen Kernsubstanz, deshalb schwiegen wir absichtlich von ihrer Existenz bis jetzt, wo wir die Morphologie der Zelle näher studieren wollen.

„Die Zelle", so sagt Gustav Schlater in einer Schilderung der Genesis der modernen Zellentheorie[1], „ist ein Klümpchen Protoplasma, welches mit allen Lebenseigenschaften begabt ist. Das ist die von Max Schultze gegebene Formel. Es schien, als ob damit der Begriff der Zelle seine volle Entwicklung erlangt habe. Man mußte jetzt nur an diese Zelle herantreten und dieselbe einer vielseitigen Forschung unterziehen. Und wirklich, von nun an war die Aufmerksamkeit der Repräsentanten aller Zweige der Biologie auf die Zelle gerichtet. Das Wort „Protoplasma" wich nicht von den Lippen, und die Zahl der Arbeiten, welche der Erforschung des Baues und des Lebens dieser elementaren Einheit lebendiger Substanz gewidmet wurden, ist eine so große, daß es unmöglich wäre, dieselben alle durchzulesen. Diese Arbeit erwies sich als im höchsten Grade fruchtbar: jeder Schritt brachte neue Beweise zu Gunsten der allgemeinen biologischen Bedeutung der Zellentheorie; jede Arbeit war ein neuer Hinweis auf die Zelle als Ausgangspunkt einer jeglichen weiteren Erkenntnis der Natur. Der Ruhm der Zelle stieg; sie selbst wurde immer komplizierter und komplizierter; in ihrem Körper, in diesem Klümpchen oder Tropfen lebendiger Substanz, offenbarte sich den Forschern ein zusammengesetzter Bau, immer weitere Einzelheiten dieses Baues, und mit jedem Tage vertiefte sich die Wissenschaft immer mehr in die ganze Kompliziertheit der im geringen Volumen der Zelle vor sich gehenden Lebensvorgänge."

Wir stehen somit vor der interessanten Frage: Ist die Zelle ein einfaches oder ein zusammengesetztes Wesen? Stellt sie die

[1] G. Schlater, Der gegenwärtige Stand der Zellenlehre (Biologisches Zentralblatt XIX [1899], Nr. 20—24, S. 665).

letzte biologische Einheit in der Organismenwelt dar oder ist sie selber wieder ein Miniaturorganismus, der sich aus untergeordneten Einheiten aufbaut? Wir haben hier eine wichtige und für die Lösung des Lebensproblems folgenschwere Frage vor uns, deren Charakter als Doppelfrage nur zu oft übersehen wird. Um so schärfer müssen wir ihn hier betonen und jene Frage in zwei verschiedene Fragen auflösen, die sie enthält: erstens: ist die Zelle morphologisch einfach? zweitens: bildet sie die letzte biologische Einheit des organischen Lebens oder ist sie nur ein Aggregat aus niederen Elementareinheiten? Man kann die Einfachheit der Zelle verneinen und doch ihre Einheit bejahen; denn Einheit und Einfachheit sind nach den ewigen Denkgesetzen, die auch für den homo sapiens des zwanzigsten Jahrhunderts noch volle Gültigkeit besitzen, zwei durchaus verschiedene Begriffe. Daher wird auch die moderne Naturforschung nur dann zu gesicherten philosophischen Resultaten über das Wesen des Lebens gelangen, wenn sie jene beiden Begriffe der Einheit und der Einfachheit nicht verwechselt. Versuchen wir nun auf Grund der Thatsachen jene beiden Fragen zu beantworten[1].

Ist die Zelle einfach? Nein, sie ist kein einfaches, sondern ein vielfach zusammengesetztes Wesen, ein wahrer Mikrokosmos. Sie besteht aus einer Reihe morphologisch, chemisch und physiologisch verschiedener Teile, auf deren harmonischer Verbindung die biologische Einheit des Lebensprozesses der Zelle beruht. Obwohl aber alle Teile der Zelle an den Lebensthätigkeiten mehr oder weniger beteiligt sind, so kommt doch einem bestimmten Teile, dem Zellkern, bei den wichtigsten Vorgängen die Führerrolle zu. Dies ist in kurzen Zügen das Ergebnis der neuesten Zellenforschung, auf deren Einzelheiten wir nun etwas näher eingehen wollen.

Die beiden morphologischen Hauptteile der Zelle sind der Zellleib und der Zellkern; das ist ja schon seit der Entdeckung des letzteren durch Leeuwenhoek oder Felice Fontana bekannt. Sie sind zugleich auch bis heute noch die wesentlichen Bestandteile der Zelle, während die Membran, die den Zellleib umschließt, und die Kernkörperchen, die im Kerne sich finden, als unwesentlich erkannt wurden. Das Protoplasma des Zell-

---

[1] Vgl. auch *Yves Delage*, La structure du protoplasma et les théories sur l'hérédité. Paris 1895.

leibes wird Cytoplasma genannt. Anfangs stellte man sich dasselbe völlig homogen vor, später, namentlich seit Dujardins Untersuchungen (1835), fand man in ihm kleine Körnchen, dann trat allmählich eine faden- oder netz- oder wabenförmige Struktur zu Tage. Das sind ebenso viele moderne Theorien über den Bau des Cytoplasmas. Mit Ausnahme der erstgenannten unterscheiden alle in dem Protoplasma des Zellleibes zweierlei verschiedene Substanzen: eine durchsichtige Grundsubstanz (Hyaloplasma nach Leydig) und eine die Körnchen (Mikrosomen), die Fäden, das Netzwerk oder die Waben bildende Gerüstsubstanz (Spongioplasma nach Leydig). Erstere hat man auch ganz passend als Cytoplasma (Zellenplasma) bezeichnet, letztere dagegen als Cytomitom (Zellenfadenwerk). Beide Substanzen haben übrigens von verschiedenen Forschern eine ganze Reihe verschiedener Namen erhalten[1], welche geeignet wären, ein althellenisches Ohr in schauerliches Entzücken zu versetzen, wenn es vernähme, wie viele moderne Sprößlinge die außerordentlich fruchtbaren Wortbildungsgesetze der griechischen Sprache zu Tage gefördert haben. Für die Vertreter der Homogeneität des Cytoplasmas giebt es in der lebenden Zelle nicht zweierlei morphologisch verschiedene Substanzen, sondern nur eine; sie möchte die Körnchen und Fäden und Maschen des sogenannten Zellgerüstes nur für Kunstprodukte erklären, welche eine Wirkung der chemischen Reagenzien und Farbstoffe sein sollen, mit denen die mikroskopische Technik ihre Objekte behandelt.

Diese Theorie zählt jedoch aus guten Gründen nur noch wenige Anhänger[2]; denn die neuere mikroskopische Technik hat auch in der lebenden Zelle eine Struktur nachgewiesen, die durch die Fixierungs- und Färbungsprozesse nicht erst erzeugt, sondern bloß sichtbar gemacht wird. Ganz besonders gilt dies von der Filarstruktur des Spongioplasmas, mit welcher die Netzstruktur desselben thatsächlich zusammenfällt. Sie wurde von Karl Frommann zuerst entdeckt, namentlich durch Flemming[3]

---

[1] Vgl. Bütschli, Über die Struktur des Protoplasmas (Verhandlungen der Deutschen Zoologischen Gesellschaft [1891, S. 14—29] S. 19).

[2] A. Fischer, dessen Theorie von der Polymorphie des Protoplasmas wir weiter unten begegnen werden, kann nicht zu den Verteidigern der Homogeneität des Protoplasmas gerechnet werden.

[3] Vgl. W. Flemming, Über den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse und Anschauungen von den Zellstrukturen. Vortrag, gehalten zur Eröffnung der 13. Versammlung der Anatomischen Gesellschaft zu Tübingen am 22. Mai 1899 (Naturwissenschaftliche Rundschau XIV [1899], Nr. 35 u. 36).

zur evidenten Anschauung gebracht und durch zahlreiche andere Forscher, wie Klein, Leydig, Carnoy, Heidenhain, Zimmermann u. s. w., als gesichertes Beobachtungsresultat bestätigt. Ob man dabei auf die protoplasmatischen Fäden (Flemming) oder auf das durch dieselben gebildete Netzwerk (Carnoy) das Hauptgewicht legt, ist von nebensächlicher Bedeutung.

Nicht so günstig lautet das kritische Urteil über die Alveolartheorie Bütschlis, nach welcher das Protoplasma der Zelle einen waben- oder schaumförmigen Bau besitzt, der auf der mechanischen Mischung von verschiedenen, das Protoplasma zusammensetzenden Flüssigkeiten beruhen soll. Daß in der flüssigen Zwischensubstanz (Hyaloplasma) häufig wirkliche Bläschen (Vakuolen) sich finden, die mit einer andern Flüssigkeit gefüllt sind, ist zwar eine Thatsache, die auch von den Gegnern jener Theorie nicht in Abrede gestellt wird; aber sie leugnen mit Recht, daß der feinere Bau des Protoplasmas bloß auf dem Vorhandensein dieser Bläschen beruhe; denn wo das Spongioplasma, nach Bütschlis Methode behandelt, eine wabige Struktur zu zeigen schien, hat sich bei näherer Untersuchung herausgestellt, daß in Wirklichkeit ein Fadennetz derselben zu Grunde lag. Zudem sind die Hauptbeweise Bütschlis für seine Alveolartheorie aus künstlichen Mischungen verschiedener Flüssigkeiten hergenommen, die eine oberflächliche Ähnlichkeit mit Zellstrukturen besitzen, für das Wesen der Zellstruktur selber jedoch gar nichts zu beweisen vermögen.

Noch minder zutreffend als die Wabentheorie Bütschlis ist die Granulartheorie Altmanns[1], welche die Körnchenstruktur des Protoplasmas verteidigt. Würde diese Theorie bloß behaupten, in der hellen Zwischenmasse der Zellsubstanz seien vielfach kleine Körnchen eingelagert, die man jetzt gewöhnlich Mikrosomen nennt, so wäre dagegen nichts einzuwenden; denn soweit beruht sie auf thatsächlichen Befunden. Aber Altmann leugnet zugleich die Faden- oder Netzstruktur des Spongioplasmas und will dieselbe bloß aus einer Aneinanderreihung jener Körnchen erklären. Dem gegenüber macht Flemming mit Recht darauf aufmerksam, daß die Mikrosomen zwar häufig in Rosenkranzform am Netzgerüste aufgereiht seien, daß sie aber aus eben diesem Grunde nicht das Netzgerüst selber allein ausmachen. Überdies hat man nachgewiesen, daß ein großer Teil der berühmten Altmannschen Körnchen gar keine Mikrosomen waren,

---

[1] Vgl. Richard Altmann, Die Elementarorganismen und ihre Beziehungen zu den Zellen. 2. Aufl., 1894.

sondern bloße Kunstprodukte, die durch chemische Reagenzien sich zufällig gebildet hatten; ja sogar Stoffwechselprodukte des Protoplasmas und andere fremdartige Einschlüsse desselben waren von Altmann für seine Granula gehalten worden. Das that dem wissenschaftlichen Ansehen seiner Theorie großen Eintrag. Ihr Hauptfehler jedoch besteht darin, daß sie die im Protoplasma enthaltenen Körnchen für das einzige wesentliche Element der lebenden Substanz erklärt und dieselben mit kühnem Griffe in „Elementarorganismen“ verwandelt, aus denen die Zelle als „Individuum zweiter Ordnung“ zusammengesetzt sein soll. Auf diese jeder thatsächlichen Basis entbehrende und auch von weitaus den meisten Forschern entschieden zurückgewiesene Auffassung Altmanns werden wir später zurückzukommen haben bei der Frage nach der Einheit der Zelle.

In Bezug auf die Bedeutung, welche den beiden morphologisch verschiedenen Elementen des Zellenleibes, dem Hyaloplasma (Cytoplasma) und dem Spongioplasma (Cytomitom) beizulegen ist, weichen manche Forscher erheblich voneinander ab. Während Heitzmann, van Beneden, Reinke, Carnoy, Ballowitz u. s. w. in dem letzteren, dem Zellgerüste, das eigentlich lebendige, speziell das bewegliche und kontraktile Element der Zelle sehen zu müssen glaubten, hielten andere, namentlich Leydig, dafür, daß das erstere, die helle Zwischenmasse, die eigentliche Lebenssubstanz bilde. Beide Ansichten müssen jedoch, wie schon Flemming bemerkt, wahrscheinlich miteinander vereinigt werden; weder das Hyaloplasma allein noch das Spongioplasma allein kommt in einer lebenden Zelle vor, und beide sind deshalb als wesentlich für die Natur des Protoplasmas anzusehen, obwohl wahrscheinlich dem Zellgerüst nach Flemmings Ansicht, der auch die meisten andern Forscher zuneigen, eine wichtigere Rolle zukommen dürfte als der Zwischensubstanz.

In jüngster Zeit, in den Jahren 1895—1896, ist noch eine andere Theorie über die Struktur der Zelle von Friedrich Reinke aufgestellt und von Wilhelm Waldeyer zu einem übersichtlichen Schema erhoben worden, welches Gustav Schlater[1] für die neueste Etappe der modernen Morphologie der Zelle erklärt. Diese Theorie sucht die verschiedenen Ansichten über den Bau des Protoplasmas miteinander zu vereinigen. Nach ihr ist in der homogenen Grundsubstanz der Zelle (dem Cytoplasma anderer

[1] Im Biolog. Zentralblatt XIX [1899], Nr. 20, S. 676.

Autoren) ein verschiedenartig gebildetes Netzgerüst (das Cytomitom) eingelagert, welches im wesentlichen ein wabenartiges Fachwerk bilden soll, in dessen Wänden feinere Körnchen (die Mikrosomen) eingebettet liegen und unter Umständen zu Fäden und Fadennetzen sich aneinanderreihen sollen. Das Hauptfachwerk der Zelle soll aber seinen wabenähnlichen Bau durch die größeren Vakuolen (Bläschen) und die gröberen Körnerarten, die es umschließt, erhalten. Dieses Versöhnungsschema von Reinke-Waldeyer ist recht geeignet, ein übersichtliches Bild von dem Zellenbau Anno 1900 zu bieten; es besitzt jedoch insofern einen theoretischen Nachteil, als es ein wesentliches Strukturelement, nämlich das mit aneinandergereihten Mikrosomen ausgestattete Faden- oder Netzwerk des Zellgerüstes, zu sehr in den Hintergrund drängt im Vergleich zu einem unwesentlichen Element, nämlich zu den Vakuolen und gröberen Körnern des Zellinhaltes.

Bisher haben wir uns nur mit dem feineren Bau des Zellleibes beschäftigt; jetzt kommen wir erst zur Struktur des Zellkerns. Auch hier finden wir zwei Hauptsubstanzen vor, welche jedoch in morphologischer, physiologischer und chemischer Hinsicht voneinander weit mehr verschieden sind als das Spongioplasma vom Hyaloplasma des Zellleibes. Nach ihrem Verhalten gegenüber den Farbstoffen, die bei den mikroskopischen Färbungsmethoden zur Anwendung kommen, haben die beiden Grundsubstanzen des Zellkerns die Namen Chromatin und Achromatin erhalten; nach ihren chemischen Eigenschaften heißt erstere das Nuklein, letztere das Linin. Das Chromatin (Nuklein) färbt sich sehr stark mit Karmin, Hämatoxylin u. s. w., während das Achromatin (Linin) jene Farbstoffe gar nicht oder nur unter besondern Verhältnissen annimmt. Das Achromatin, die farblose Kernsubstanz, zeigt wiederum eine ähnliche Struktur wie das Protoplasma des Zellleibes: man kann nämlich in ihm eine Flüssigkeit, den Kernsaft, unterscheiden, welche den Namen Karyoplasma (Kernplasma) führt, und ein faden-, netz- oder wabenförmiges Gerüst, welches man als Karyomitom (Kernfadenwerk) benannt hat, analog zu dem Cytoplasma und Cytomitom des Zellleibes. Bei großen Kernen ist der Kern nach außen von einer eigenen Membran (Kerntasche) umgrenzt.

Als zweite Hauptsubstanz des Kerns bezeichneten wir das Chromatin (Nuklein), welches die stark färbbaren Kernteile bildet. Neben ihm findet sich noch eine dritte, mit ihm eng verbundene, minder stark färbbare, aber von dem Achromatin (Linin) auch chemisch verschiedene Substanz vor, das Plastin oder Paranuklein. Beide (das Nuklein und das Plastin) zusammen

bilden die chromatischen Kernkörperchen, das chromatische Kerngerüst oder den chromatischen, knäuelförmig aufgerollten Kernfaden; dies sind nur verschiedene Namen für die verschiedene Gestalt, welche die Chromatin-Plastin-Elemente im Kerne annehmen können. In Bezug auf das Verhältnis, in dem sie zum achromatischen Kerngerüste stehen, finden wir wiederum mehrere verschiedene Theorien, von Flemming, Carnoy u. s. w., auf die wir hier nicht näher eingehen können. Es sei nur noch bemerkt, daß zweierlei Arten von Kernkörperchen (nucleoli) beobachtet sind: mehr oder minder stark färbbare, die aus verschiedenen Verbindungen von Nuklein mit Paranuklein bestehen, und anderseits farblose, nur aus Paranuklein gebildete, welche mehr oder minder durchsichtige Bläschen darstellen und „echte Nukleolen“ heißen.

Woher kommt es denn, daß verschiedene Teile der Zelle gegenüber denselben Farbstoffen sich ganz verschieden verhalten und es dadurch dem Auge des Forschers ermöglichen, in die Geheimnisse der Zellstruktur hineinzublicken? Es bestehen hierüber zwei grundverschiedene Ansichten. Die eine, welche man als die chemische Färbungstheorie bezeichnet, nimmt an, daß die verschiedene Färbbarkeit der verschiedenen Zellteile auf der verschiedenen chemischen Affinität der betreffenden Eiweißverbindungen gegenüber den angewandten Farbstoffen beruhe. Neuerdings sucht ihr jedoch die sogenannte physikalische Färbungstheorie den Rang streitig zu machen, nach welcher die Aufnahme des Farbstoffes durch bestimmte Zellteile bloß auf den wechselnden physikalischen Absorptionsbedingungen beruhen soll. Diese letztere Anschauung wird hauptsächlich durch Alfred Fischer vertreten[1]. Uns scheint jedoch, daß beide Theorien nebeneinander zu Recht bestehen können, indem die verschiedene Färbbarkeit der einzelnen morphologischen Zellelemente teils auf chemische teils auf physikalische Ursachen zurückzuführen sein dürfte.

In engem Zusammenhang mit seinen Versuchen über den Einfluß der Fixierungs- und Färbungsmethoden auf die Substanz der lebenden Zelle hat derselbe A. Fischer eine neue Theorie aufgestellt, die er als Polymorphie des Protoplasmas[2] bezeichnet. Nach ihr ist das

---

[1] A. Fischer, Fixierung, Färbung und Bau des Protoplasmas. Jena, G. Fischer, 1899.

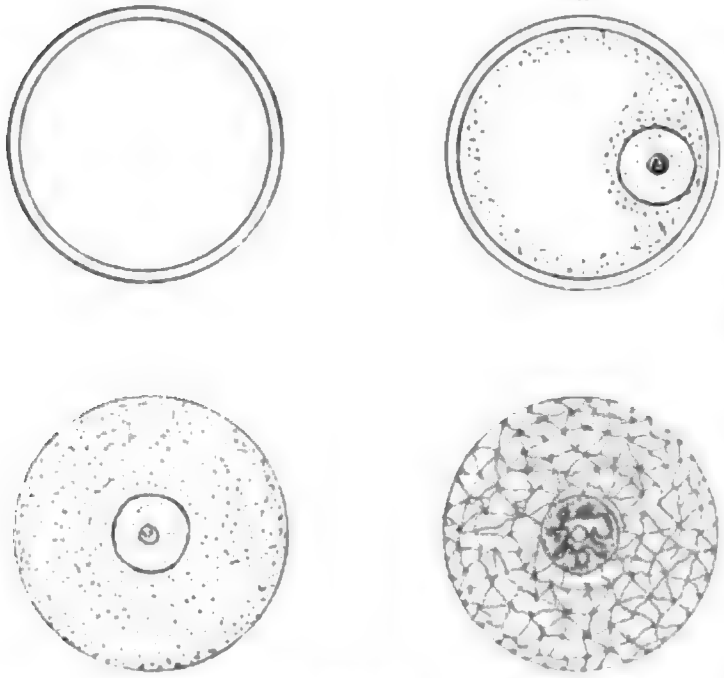
[2] Ähnliche Ideen finden wir übrigens bereits von Yves Delage ausgesprochen (vgl. dessen Werk La structure du protoplasma et les théories sur l'hérédité p. 30 et 31).

Protoplasma im allgemeinen zwar zähflüssig, doch treten in ihm auch verschieden gestaltete, körnige oder netzförmige Strukturen auf, welche teils einen längeren Bestand haben, teils nur vorübergehende Erscheinungen sind. Ihrer Natur nach sollen diese mannigfaltigen Zellgerüste Ausfällungen bestimmter Eiweißverbindungen sein, deren Aggregatzustand vom flüssigen bis zum festen schwankt. Ferner ist das Protoplasma nach Fischer an der Oberfläche der Zelle häufig homogen, während im Innern Körnchen, einzelne Fäden, netzförmige Gerüste und gelegentlich auch Bütschlis Schaumstrukturen sich finden. Fischer vertritt somit nicht schlechthin die Homogeneität des Protoplasmas, die gegenüber den Thatsachen nicht mehr haltbar ist, sondern er giebt zu, daß die mannigfachen Zellstrukturen, die von den verschiedenen Forschern beobachtet worden sind, wenigstens zum großen Teile nicht Kunstprodukte (d. h. Wirkungen der Fixierungs- und Färbungsmethoden) seien, sondern auch der lebenden Zelle zukommen. Aber er hält diese Strukturen nicht für das Resultat einer chemischen Verschiedenheit der betreffenden Zellteile, sondern nur für den Ausdruck der verschiedenen physikalischen Aggregatzustände, in denen das Protoplasma sich gerade befindet. Selbstverständlich will Fischer hiermit nicht die komplizierte chemische Zusammensetzung der lebenden Substanz leugnen; er stellt nur in Abrede, daß zwischen der chemischen Beschaffenheit und der verschiedenen Färbbarkeit der Zellteile ein notwendiger Zusammenhang bestehe, so daß man aus dem verschiedenen Verhalten derselben gegen Farbstoffe auf ihre chemische Verschiedenheit schließen dürfte. Obwohl Fischers Theorie von der Polymorphie des Protoplasmas manches Hypothetische enthält, ist sie doch weit mehr auf thatsächlicher Grundlage aufgebaut als die Altmannsche Granularlehre; letztere trägt mehr den Charakter einer phylogenetischen Spekulation als denjenigen einer wissenschaftlichen Theorie. Die Polymorphie des Protoplasmas besitzt dagegen den großen Vorzug, daß sie die verschiedenen Ansichten über den morphologischen Bau der Zelle in ungezwungener Weise miteinander verbindet und eine einheitliche Erklärung für die thatsächliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu bieten vermag.

Welches Bild zeigt nun die Morphologie der Zelle nach den neuesten Forschungen? Dies lehrt uns am besten ein vergleichender Rückblick auf den Bau der Zelle in den verschiedenen historischen Entwicklungsstadien

der Zytologie. Dieselben lassen sich durch folgendes Schema[1] veranschaulichen (Fig. II. 1—4).

Fig. 1 ist die Zelle nach Malpighi (1678) und Wolff (1759); sie besteht ihrem Wesen nach bloß aus der Membran, ist also noch ein leeres Bläschen. Fig. 2 zeigt die Schleiden-Schwannsche Zelle (1838—1839); die Membran gehört noch zu ihrem Wesen, aber das Bläschen beginnt sich zu füllen mit einem Zellsaft, in dem als gleichfalls wesentlicher Teil ein Zellkern mit einem Kernkörperchen suspendiert ist. Fig. 3 ist die Zelle nach Leydig (1857) und Max Schultze (1861). Der zähflüssige Zellsaft füllt das ganze Bläschen und umgiebt den Kern mit seinem Kernkörperchen, während die Zellmembran als zufälliges Element aus dem Wesen der Zelle verschwindet. Später erkannte man immer deutlicher die feinere Struktur der Zelle, und aus dem Klümpchen homogenen Protoplasmas wurde ein zusammengesetztes Gebilde, aus Zellgerüst und Zellsaft bestehend, während auch der Kern außer dem Kernkörperchen noch ein von Kernsaft durchströmtes achromatisches Kerngerüst und überdies ein verschieden geformtes chromatisches Kerngerüst erhielt. Dieses Stadium der Zellenmorphologie wollen wir mit Schlater als das Reinke-Waldeyersche (1894—1895) bezeichnen. Unsere Fig. 4 stellt dasselbe nach der Carnoyschen Form dar, die in dem Zellgerüst ein Netzwerk und in dem chromatischen Kerngerüst einen knäuelförmig gewundenen Chromatin-Plastin-Faden sieht. Diese Auffassung stimmt auch am besten mit unsern eigenen zytologischen Befunden an den riesigen Perikardialzellen[2] von Termitoxenia mirabilis überein.


1. 2. 3. 4.
Fig. II.

[1] Vgl. *M. Duval*, Précis d'Histologie (2. éd., 1900), p. 25 et 31. Ferner G. Schlater, Der gegenwärtige Stand der Zellenlehre (Biolog. Zentralbl. 1899, S. 756).

[2] Als solche bezeichnet man eigentümliche, mit den Fettzellen verwandte Zellen, die das „Herz" der Insekten, d. h. ihr muskulöses Rückengefäß (vas dorsale), begleiten.

Die Zelle ist also weit davon entfernt, ein einfaches Gebilde zu sein, sie ist vielmehr aus mannigfaltig verschiedenen Teilen zusammengesetzt, denen auch verschiedene Funktionen im Zellenleben zukommen müssen. Nachdem wir in den folgenden Abhandlungen noch die hauptsächlichen Lebensthätigkeiten der Zelle und die Beteiligung ihrer morphologisch verschiedenen Elemente an diesen Funktionen näher untersucht haben werden, können wir dann an die Beantwortung der Frage herantreten, ob die Zelle die niederste Lebenseinheit bilde oder ob sie nur ein Aggregat aus einfacheren Elementareinheiten darstelle. Daraus wird sich dann ganz von selber ergeben, was wir von der berühmten „Urzeugung" der organischen Wesen vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus zu halten haben.

E. Wasmann S. J.

Zur Choralkunde.

Schon vor ein paar Jahren [1] haben wir einmal unter dieser Aufschrift auf eine litterarische Erscheinung aufmerksam gemacht, welche den gregorianischen Choral behandelte und auch zur Einführung in seine Melodien dienen sollte. Schon deshalb halten wir es für eine Art von Pflichtmäßigkeit, auf ein Werk hinzuweisen, das für die Choralkunde von entscheidendem Werte ist und sich zudem mit vollem Recht als einen Beitrag zur Musikgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts überhaupt bezeichnen kann. Es ist dies die allseitig sehr günstig aufgenommene Schrift des Beuroner Benediktiners P. Raphael Molitor über die nachtridentinische Reform des Chorals in Rom [2]. Die Schrift hat also einen ausgesprochen geschichtlichen Zweck und Charakter, und man wird anerkennen müssen, daß diese Tendenz vom Verfasser in lobenswerter Weise im Auge behalten wurde. Es ist dieses bei dem gegenwärtigen Stande der Choralfrage von um so größerem Belange, als es dem gebotenen Material in der schwankenden Kontroverse wie von selbst ein gewisses Gepräge von Verlässigkeit aufdrückt.

---

[1] In dieser Zeitschrift Bd. LII, S. 175, 289.

[2] Die Nach-Tridentinische Choral-Reform zu Rom. Ein Beitrag zur Musikgeschichte des XVI. und XVII. Jahrhunderts von P. Raphael Molitor, Benediktiner der Beuroner Kongregation. Erster Band: Die Choral-Reform unter Gregor XIII. Leipzig, Leuckart, 1901.

Jenes beständige Verwechseln und Verwirren der geschichtlichen, kirchenrechtlichen und ästhetischen Momente mußte in dieser Frage für viele ein unverständliches und unerquickliches Durcheinander schaffen. Gerade dieser historische Zug des Werkes bestimmte uns, auch die Choralfrage nochmals aufzunehmen.

Der Verfasser teilt uns in seinem bündig gehaltenen Vorworte gleich anfangs mit, daß er den Plan zu der vorliegenden Geschichte bereits vor mehreren Jahren während eines längeren Aufenthaltes in Italien gefaßt habe. Die jüngste Kontroverse über die vielumstrittene Autorschaft Palestrinas an der Editio Medicaea habe ihn zwar überrascht, konnte aber selbstverständlich in ihren Publikationen seinen Studien weder hinderlich sein, noch ihn veranlassen, in dem Streite Stellung zu nehmen. Daß P. Molitor hierbei ein gewichtiges Wort mitsprechen kann, erweisen ausgiebig die zwar wenigen Zeilen, worin er uns über die ihm erschlossenen Quellen orientiert. So eröffneten sich ihm die Nachlassenschaft der ehemaligen mediceischen Druckerei zu Florenz, das Staatsarchiv zu Simancas [1], die Schätze der Vaticana, die Bibliothek des Liceo musicale-Bologna u. s. w. Mit Fug und Recht konnte er deshalb seine Vorstudien soweit für abgeschlossen halten, daß er die gewonnenen Resultate weiteren Kreisen mitteilen durfte. Wir haben bereits angedeutet, mit welcher großen Anerkennung das Gebotene aufgenommen wurde.

Zur Einführung in seine weit ausholenden geschichtlichen Erörterungen bemerkt der Autor: „In den Jahren 1614—1615 erschien in der mediceischen Druckerei in Rom ein Graduale Romanum, das, unter Musikern schlechthin Editio Medicaea genannt, den auf Befehl Pauls V. reformierten Choral enthielt. Ein bescheidenes cum permissu Superiorum legitimierte die Ausgabe. Das war der Abschluß einer fast vierzig Jahre zuvor von Gregor XIII. [2] eingeleiteten Choralreform, deren Ausführung von drei Päpsten angestrebt wurde. Die Darstellung dieser Bemühungen bildet den Inhalt unserer Geschichte der nachtridentinischen Choralreform zu Rom.“ [3] Den äußeren Verlauf dieser Reform charakterisiert der Verfasser als — abgesehen von einigen interessanten Zwischenfällen — gehend im gewöhnlichen Geleise des römischen Geschäftsganges, in welchem die Vorkommnisse sich heute wie gestern bewegen und ablösen.

---

[1] Simancas liegt in Altkastilien. In seinem alten Schlosse ist seit Karl V. das Generalarchiv von Kastilien und Leon untergebracht, das zu den reichsten der Welt zählt. Philipp II., der auch in der Geschichte der Choralreform seinen königlichen Einfluß ausübte, legte dort seine eigene, enorme Korrespondenz nieder.

[2] Zur leichteren Orientierung des Lesers geben wir hier die Reihe der Päpste, welche in den Jahren des Reformwerkes den Stuhl des hl. Petrus inne hatten: Hl. Pius V. 1566—1572; Gregor XIII. 1572—1585; Sixtus V. 1585—1590; Urban VII., † noch vor seiner Krönung, 1590; Gregor XIV. 1590—1591, nur 10 Monate; Innocenz IX. 1591—1592, nur 2 Monate; Klemens VIII. 1592 bis 1605; Leo XI. 1605, nur 26 Tage; Paul V. 1605—1621.

[3] S. IX.

Aufgehalten durch eine zweimalige Unterbrechung schleicht sich die Aktion durch drei Zeitabschnitte hin, welche sich sogar durch eine Änderung in den leitenden Gedanken und Zielen unterscheiden. In den beiden ersten Perioden der Reform „blieb sie Papier"; erst am Schlusse der letzten Periode „trat sie mit einem Resultate vor die Welt". Sachlich war auch dieses ein Stückwerk, da nur das Graduale in gewissem Sinne vollendet war, und rechtlich? „Paul V. hat es nicht approbiert." [1] Selbst von geschäftlicher Seite lag das Los ungünstig. Raimondi, der geschäftstüchtige Leiter der mediceischen Druckerei, war tot, seine Ausgabe wurde kaum beachtet [2]. Das ist allerdings nicht viel, hindert aber nicht, die ganze Bewegung sowohl wegen ihrer Tendenz als auch wegen ihres Zusammenhanges mit andern Ereignissen höchst beachtungswert zu finden. Denn die Choralreform hat nicht nur Bedeutung für die Geschichte der nachtridentinischen Liturgie, und im besondern des Chorals, sondern auch für die Musikgeschichte überhaupt und im einzelnen für die Geschichte eines der bedeutendsten Musiker aller Zeiten, des Giovanni Pierluigi da Palestrina. „Die römische Choralreform ist also eine interessante Episode aus der Geschichte der künstlerischen Ideale, speziell auf dem Gebiete der Kirchenmusik, eine Krisis im Wettstreite zwischen der älteren und jüngeren Schule, ein Vorspiel zum Beginne der neuzeitlichen Musikgeschichte." [3]

Der vorliegende erste Teil des Werkes umfaßt nur die erste Periode der römischen Choralreform, die sich unter dem Pontifikate Gregors XIII. abwickelte. Der Charakter der Zeit und der Umstände, unter welchen die Reform in Angriff genommen wurde, mußte, wie der Autor selbst bemerkt, ihrer Darstellung nicht geringe Schwierigkeiten entgegenstellen, die er jedoch durch einen sicheren Griff in die Einteilung derselben glücklich zu beseitigen vermochte, so daß sie im ganzen scharf gezeichnet vor uns steht.

Schon die Überschrift der drei Hauptteile belehrt, daß der Autor eine eigentliche Genesis jener Reform geben will. Es ist ein logischer Zusammenhang, in welchem zielbewußt die in drei Hauptteile gruppierten Thatsachen in einer gewissen Steigerung vorgeführt werden. Der erste Hauptteil betitelt sich: Nach dem Tridentinum. Da der Autor die römische Choralreform einerseits als ein Nachspiel der liturgisch-tridentinischen Reform, anderseits als eine Krisis in der Geschichte des liturgischen Gesanges betrachtet, sucht er für seine Darstellung die entsprechend breite Basis zu gewinnen, indem er zunächst die liturgischen Reformen unter Pius V. bespricht, dann die einschlägigen Beschlüsse der Partikularsynoden behandelt, welche nach dem Willen des Trienter Konzils die eigentlichen Träger der kirchenmusikalischen Reform waren, und schließlich auf die römische Aktion zur Choralreform selbst übergeht.

Das Resultat der liturgischen Reformen unter Pius V., welche mit der Herausgabe des Missale von 1570 und des Breviers ihren zunächst intendierten Abschluß fanden, bezeichnet der Autor als eine thatsächliche Restauration, ein Wiederaufleben der alten Liturgie, einen Sieg der Tradition über die zu Anfang

[1] S. x. [2] Ebd. [3] S. xiii.

des 16. Jahrhunderts unter dem Einflusse des Humanismus versuchten Reformen. Die Folge habe gezeigt, wie glücklich und wohlbegründet dieser Rückschritt zum alten war. Neben rein praktischen Rücksichten einer leichten Ausführung habe man jedoch bei den Reformen die ästhetisch-formelle und disziplinäre Seite in Rom nicht außer acht gelassen, und die Ansprüche, welche man in dieser Hinsicht unter der gegen früher so sehr veränderten Zeitlage zu erheben berechtigt war, seien in Rom in reifliche Erwägung gezogen worden. Wenn auch die Uniformierung der verschiedenen Kirchen in Sachen der Liturgie in der Absicht der Reformen lag, so hielt man in Rom doch diese nicht in dem Grade fest, daß man eine ehrwürdige Tradition nicht höher zu stellen wußte, als eine durch positive Gesetzgebung herbeigeführte Einförmigkeit der Riten bis ins Detail [1]. Was die Reform der kirchlichen Choralgesänge anbelangt, liegt bis jetzt nichts vor, was zu der Annahme berechtigte, daß Pius V. überhaupt an eine solche gedacht habe. Mit dem priesterlichen Gesange beschäftigten sich seine Verordnungen nur einschlußweise und insoweit, als er im Missale seine Stelle findet, oder wenn, wie für Spanien, auch hierin Sonderheiten gestattet wurden [2].

Eingehender als Rom selbst befaßten sich die Provinzialsynoden jener Zeit mit der kirchenmusikalischen Reform. Allein, wie P. Molitor richtig bemerkt, als eigentliche Reformsynoden handeln sie in ihren Dekreten in der Regel mehr von Übelständen, welche zu beseitigen sind, als von dem Guten, das sich im Sturme der Zeiten unbesiegbar forterhielt [3]. Auch gilt ihre Arbeit vorwiegend dem kanonischen Chordienste und der notwendigen Reorganisation desselben.

Als Grundgedanke, welcher diesen konziliarischen Verordnungen so ziemlich gemeinsam ist, erscheint jener, die kirchlichen Gesänge dem neuen römischen Missale und Brevier gleichförmig zu gestalten. Es kommen dabei durchschnittlich zwei hindernde Momente in Betracht: das noch vorhandene gute und brauchbare Material und die großen Unkosten bei Anschaffung ganz neuer Chorbücher. Man läßt es demnach bei einer Korrektur der vorhandenen Antiphonarien und einer äußeren Anpassung der alten Bücher an die neue Ordnung der römischen Chorbücher bewenden. Eine solche Reform der Chorbücher im Anschlusse an das römische Missale und Brevier wird durchschnittlich strenge gefordert und auf ihre baldige Ausführung gedrungen: Bestimmungen über Korrekturen oder Kürzungen der Melodien finden sich nicht. Nur den allzuweit ausgesponnenen Neumen sind die eine oder die andere dieser Provinzialsynoden mehr oder minder abhold, jedoch,

---

[1] S. 13 u. 14.

[2] Die von Pius IV. kurz nach Beendigung des Konzils eingesetzte Kardinalskommission hatte sich eigentlich mit einer Reorganisation der päpstlichen Sängerkapelle zu befassen und beschränkte sich auf disziplinäre Änderungen und Verbesserungen. Dies schließt aber nicht aus, daß die Kardinäle auch an eine kirchenmusikalische Reform dachten, was zu der bekannten Sage von Palestrinas Marzellus-Messe führen mochte, deren geschichtlichen Hintergrund wir seiner Zeit in diesen Blättern Bd. XLVII, S. 124 darzulegen versuchten.

[3] S. 22.

wie aus ihren Bestimmungen hervorgeht, nicht so sehr wegen der Form als solcher, als darum, daß ein Übermaß in ihrem Gebrauche den Gottesdienst zu sehr in die Länge ziehe — also wegen Zeitversäumnis.

Eine doppelte Folgerung ergiebt sich unseres Erachtens aus diesen Thatsachen: 1) die in diesen Provinzen gebrauchten Chorbücher enthielten noch einen reicher neumisierten Choral; 2) ihre Adaption an das neue römische Missale und das Breviarium bezog sich offenbar mehr auf den textlichen als auf den musikalischen Teil, der mithin dieser Adaption keine zu großen Hindernisse bieten konnte. Wie er sich zu dem damaligen römischen Choral verhielt, ist ebensowenig aufgeklärt wie die andere Frage, ob und welche Choralweisen bei der Reform dieser liturgischen Bücher den mit ihrer Korrektur betrauten Männern vorgeschwebt haben und von ihnen berücksichtigt wurden. Sollten sie sich darum überhaupt nicht gekümmert haben, wie ihre Änderungen zur musikalischen Ausführung derselben sich verhalten mochten?

In die Länge ließ sich diese Frage jedenfalls nicht hinausschieben, und so darf es nicht wundern, wenn schon der Nachfolger des hl. Pius V., Gregor XIII.[1], sei es aus eigenem oder aus fremdem Impuls, sich mit ihr beschäftigte. Er wollte eine Choralreform. P. Molitor bemerkt dazu[2]: Doch was heißt Reform? — Restauration? Dann war dieser Entschluß eine Approbation der gregorianischen Melodien[3], wie eine höhere nicht leicht möglich war; — durchgreifende Umgestaltung, Gericht? Dann war über „diese Melodien jener Zeit“ ein Urteil gesprochen, wie es bisher nicht erhört war. Untersagte man den ferneren Gebrauch der herkömmlichen Choralgesänge beim Gottesdienste, so war diesen von nun an der Boden rechtlich entzogen, auf dem sie in der Kirche herangewachsen. Und hatte der Choral wirklich aufgehört, die einem Kunstwerke unentbehrlichen Eigenschaften zu besitzen, so war sein Recht verwirkt, „der Gesang der Kirche“ zu sein. Dies aut — aut in der Auffassung von Reform ist allerdings richtig getroffen, aber in seinen Folgerungen daraus geht P. Molitor doch etwas zu weit. Denn einmal konnte sich der Papst für eine totale Umgestaltung der herkömmlichen Weisen entschließen, ohne über sie zu urteilen in Bezug auf ihren ästhetisch-historischen Wert, ja selbst mit voller Anerkennung desselben. Sodann

---

[1] Gregor XIII., Kardinal Hugo Buon Compagno, wurde nach einem nur sechsstündigen Konklave einstimmig zum Nachfolger Pius' V. gewählt, wozu der mächtige Einfluß des Kardinals Granvella sein gutes Teil beitrug. Seit 1579 weilte dieser an der Seite Philipps II., der ihn zum Präsidenten des Rates von Kastilien erhoben hatte, in Madrid, wo er im Juli eingetroffen war. Sollte dieser Umstand ohne Einfluß in dem Choralzwiste gewesen sein?

[2] S. XI.

[3] Selbstverständlich nicht in dem Sinne, daß sie unbestreitbar die authentischen Weisen Gregors d. Gr. seien, sondern in dem Sinne, wie das Wort jetzt in einem gewissen Gegensatze zu den Melodien der Medicaea für jene der Ausgabe von Solesmes gebraucht wird. „Diese Melodien jener Zeit“ ist die richtige Bezeichnung.

ist doch zu viel behauptet, daß für den Choral sein Recht, Gesang der Kirche zu sein, schon verwirkt war, wenn er aufgehört hatte, die einem Kunstwerke unentbehrlichen Eigenschaften zu besitzen. Die Kirche hat doch das Recht, auch einen ästhetisch mangelhaften Gesang als den ihrigen anzuerkennen.

Übrigens nahm die Choralreform Gregors XIII. einen Verlauf, daß weder das eine noch das andere eintrat. Sie blieb ohne Erfolg. — Am 25. Oktober 1577 hatte der Papst ein Breve erlassen, welches die Mitglieder der päpstlichen Kapelle Joh. Petraloisius von Palestrina und Annibale Zoilo beauftragte, die Antiphonarien, Gradualien, Psalterien und alle übrigen Gesänge, welche in den Kirchen nach Gewohnheit der römischen Kirche, sei es in den kanonischen Horen oder bei der Messe, sei es bei andern Offizien, gebraucht werden, durchzusehen, und soweit es ihnen gut erscheinen sollte, zu reinigen, zu verbessern und zu reformieren, wozu ihnen kraft apostolischer Machtvollkommenheit unbeschränkte und freie Befugnis und Ermächtigung erteilt wurde. Zugleich wurde ihnen gestattet, nach ihrem Belieben noch einige andere Musikkundige zur Hilfe beizuziehen. Dies alles wurde ihnen zugesprochen, ungeachtet aller apostolischen und anderer Beschlüsse, welche etwa im Wege stehen sollten. — Veranlaßt war das Breve, wie der Papst zu dessen Anfang selber sagt, dadurch, daß man ihm Vorstellungen gemacht hatte, wie die Choralmelodien dieser liturgischen Chorbücher nach der vom Trienter Konzil vorgeschriebenen Herausgabe des Breviers und des Missale infolge der Unkenntnis, Nachlässigkeit undBöswilligkeit der Komponisten [1], Abschreiber und Drucker, angefüllt seien von einer Unzahl von Barbarismen, Unklarheiten, Widersprüchen und unnötigem Beiwerk. Diesen Mißständen gegenüber wünscht nun der Papst, daß die Chorbücher, wie es schicklich und geziemend sei, mit dem neuen Brevier und Missale in Übereinstimmung gebracht würden. Dabei sollte alles Überflüssige weggelassen, sollten die Barbarismen und Unklarheiten entfernt und diese Bücher so hergerichtet werden, daß aus ihnen der Name Gottes in Ehrfurcht, in verständlicher und frommer Weise verherrlicht werden könne. Den mit der Ausführung betrauten Männern erteilt der Papst sowohl wegen ihrer Fachkenntnisse als auch wegen ihrer völlig erprobten Ergebenheit, ihres Eifers und ihrer Frömmigkeit das höchste Lob und spricht die feste Zuversicht aus, daß sie in dieser schwierigen Aufgabe seinen Wünschen vollauf entsprechen würden.

Es ist klar, daß dieses Aktenstück als der Ausdruck des höchsten bestimmenden Willens von größter Bedeutung ist, und deshalb ist es ganz zur Sache, wenn der Autor seiner Interpretation alle Mühe und Sorgfalt zuwendet, wobei es freilich hin und wieder etwas gar spitz zugeht. Zwei Dinge wird aber jedermann zugeben müssen: 1) Der Papst hebt in seinem Breve allerdings mehrere Punkte hervor, auf welche die Reform Bezug nehmen sollte, die verschiedenen Ausdrücke gestatten aber, wie P. Molitor einräumt, eine sehr dehnbare Erklärung [2]. Um

---

[1] Es sind darunter (compositorum) wohl nicht so sehr Tonsetzer zu verstehen als Kompilatoren, welche die Gesänge nach der Ordnung der neuen liturgischen Bücher zusammenstellten. [2] S. 70.

ihnen eine bestimmtere, engere Grenze zu ziehen, weist er darum nach den Regeln der Interpretation auf die in ähnlichen Fällen konstatierte, streng konservative Gesinnung des Papstes hin, von der seinen römischen Musikern gegenüber abzugehen für ihn kein Grund vorgelegen habe. Das mag wohl richtig sein, aber sicher ist es nicht. Vielmehr wird es durch den zweiten Punkt ziemlich erschüttert. 2) Der Papst giebt den beiden Musikern für ihre Aufgabe, die er als purgandi, corrigendi et reformandi negocium bezeichnet, sozusagen unbegrenzte Aktionssphäre: revidendi prout vobis expedire visum fuerit . . . atque super his omnibus plenam et liberam facultatem tribuimus et potestatem. Dazu kommt, daß er in das Können und richtige Wollen der beiden Erwählten das vollste Vertrauen setzt für das Gelingen des ihnen gewordenen Auftrages. Wenn schon die als der Reform bedürftigen Punkte eine dehnbare Erklärung zulassen, so gilt das noch mehr für die dabei zu befolgende Methode, welche als negocium purgandi, corrigendi et reformandi bezeichnet wird. Jedenfalls scheint uns das negocium reformandi nicht auf den Text allein zu gehen, da er schon reformiert war, sondern auch das eigentlich musikalische Element zu betreffen. Es sind eigentliche Glanzstellen des Buches, wo der Autor das bedeutungsvolle Zusammentreffen Gregors XIII. und Palestrinas zur Reform würdigt: „Der Papst und ein Meister, dem sich in seiner Kunst wenige zur Seite stellen können, vereinigten sich zur Choralreform.“ [1] Sollte nun der Papst sich dieser Situation nicht bewußt geworden sein? Und wenn er wirklich von diesen Männern selbst sogar den Anstoß zu seinen Reformplänen bekommen hätte, sollte er ihre Ansichten und Absichten bei deren Durchführung nicht gekannt haben? Gregor XIII. war wohl weder selbst Musiker noch ein besonderer Gönner und Liebhaber der edeln Tonkunst; aber es ist schwer zu glauben, daß er sich bei der Wahl seiner Mandatare für die geplante Reform nicht vergewisserte, wie sich diese zu seinen Intentionen verhalten mochten. Daß man ihn über das Fatale von deren Vorgehen erst mahnen mußte, beweist wenigstens ebensogut, daß er mit diesem anfänglich und sachlich nicht unzufrieden war. Dem entsprach auch die spätere Auffassung an der römischen Kurie, wie P. Molitor bemerkt [2].

Soviel also von den Anfängen der ersten Pläne zur Choralreform in Rom; ihre weiteren Schicksale unter dem Pontifikate Gregors XIII. berichtet erst der dritte Hauptteil dieses ersten Bandes. Inzwischen behandelt der zweite Hauptteil einige zum besseren Verständnisse und zur vollen Abrundung der gesamten geschichtlichen Darstellung sehr zuträgliche Seitenfragen: 1. Zwei Kapitel aus der Choraltheorie des 16. Jahrhunderts. Nach einer interessanten Einleitung über die Aufgabe der älteren Choraltheorie und ihr Verhältnis zur

[1] S. XI u. 64 f.

[2] „Doch läßt sich nicht leugnen, daß seit 1592 das Breve Gregors XIII. mehr dahin erklärt wird, daß innere, ästhetische Mängel im gregorianischen Choral schon 1577—1578 eine Reform opportun gemacht hätten, ihre Entfernung oder Verbesserung aber der Weg zu einer von Gregor XIII. oder gar vom Konzil zu Trient und Pius V. ersehnten Uniformität im Kirchengesange gewesen wären“ (S. 55).

mündlichen Überlieferung folgen „zwei wichtige Kapitel“ von der Stellung des Chorals zur Mensuralmusik und der Lehre über die Choralnotation. Der Autor beschränkt sich hierbei auf die italienische Choraltheorie. Seinem Zwecke kann es genügen, die Anschauungen zu zeigen, welche in der Zeit der römischen Choralreform die italienischen Theoretiker über den Cantus planus vertraten. Auch bestand zwischen diesen und den Schriftstellern anderer Länder kein merklicher Unterschied. Speziell wurden deutsche Bücher auch in Italien verbreitet und verwertet. Einstimmig unterscheiden diese Theoretiker den Cantus planus von der Mensuralmusik dadurch, daß die letztere allein feste Zeitwerte der Noten kennt, der erstere dagegen entweder alle Noten einfach als gleichwertig behandelt oder der Einzelnote nach Belieben des Sängers beziehungsweise nach dem Gebrauche einer Kirche verschiedene Zeitwerte verleiht. Das Unisono und der Gleichwert der Noten an sich gelten diesen Theoretikern als die charakteristischen Elemente des Chorals. Eine weitere Frage ist nun, wie man sich dabei das rhythmisch bestimmende Element der Gesänge dachte. Für rein syllabische Gesänge ist es schon im Wort- und Satzaccent geboten, für melismatische Melodien bietet aber neben diesen noch der Accent der Neumen das rhythmisch bildende Element. „Inwieweit aber hatte sich der Neumenbegriff im 16. Jahrhundert erhalten?“ Vollständig richtig bemerkt P. Molitor, „daß von dieser Frage großenteils das Endurteil über Wert und Unwert der praktischen und theoretischen Tradition jener Zeit abhänge; denn mit dem Verschwinden der Neume als einer geschlossenen Form mußte wenigstens in reicheren Tongängen die rhythmische Einheit der Gesänge und dadurch auch ihr eigentümlicher rhythmischer Fluß schwinden“ [1].

Das Bild, welches nun der Autor aus den Äußerungen der bedeutendsten zeitgenössischen Theoretiker von ihrem Neumenbegriff zusammenstellt, zeigt uns folgende Züge: Der Begriff „Neume“ ist dieser Zeit noch nicht gänzlich entschwunden, ist aber jedenfalls ein sehr schwankender geworden, der nur mehr oder minder annähernd dem wirklichen Begriffe der Vorzeiten entspricht beziehungsweise ihm sogar widerspricht. Gerade in der unmittelbaren Vorzeit der römischen Choralreform tritt der Einfluß hervor, welchen die Mensuralmusik auf diesen so fundamentalen Lehrpunkt der Musica plana ausübte. Nicht nur die Terminologie der Einzelformen, auch deren Aufzählung, Beschreibung und Gruppierung verraten eine im Grunde mensurale Auffassung. Der Sache nach wurde der Unterschied zwischen Choral- und Mensuralnotation noch aufrecht gehalten, aber Art und Weise der Benennung und Beschreibung der Zeichen war dieselbe geworden, wodurch notwendig Mißverständnisse und Verwirrung veranlaßt wurden. Der Autor schließt mit der Bemerkung: „Für den Augenblick traten derartige Konsequenzen weniger hervor. Rechnet man zu den spärlichen Bemerkungen über die Notation, welche die Theoretiker in ihren Schriften geben, die Formen der Choraldrucke sowie der noch im Gebrauche sich erhaltenden älteren Manuskripte, so ist das Bild, das wir damit über eine wichtige Seite der Choralfrage gewinnen, nicht unbefriedigend. Klagen über formlose Tonfolgen im Chorale wurden laut,

[1] S. 85.

erst nachdem mit der Kürzung der Melodien eine Umdeutung der rhythmischen Grundelemente stattgefunden hatte." [1] Es wird aber auch gefolgert werden können, daß diese Kürzung in Wechselbeziehung zu der Umdeutung der rhythmischen Grundelemente gestanden hat.

2. Italienische Choralnotendrucke. Es würde uns zu weit führen, in die Details dieser wiederum sehr interessanten Abhandlung einzugehen, und wir müssen uns darum darauf beschränken, die für die Frage der Choralreform sich ergebenden Hauptzüge in einigen Punkten zu skizzieren. Anschließend an die Resultate Dr. Riemanns in der Röderschen Festschrift [2] wird festgestellt, daß im 16. Jahrhundert die Druckkunst in Italien sich ihrer Aufgabe gewachsen zeigte, solange ihr dieselbe erhalten blieb. Selbst für die Miniaturausgaben vermochte man die Neumen in ganz befriedigender Weise herzustellen. Die erste Periode des Notendruckes war im stande, selbst höhere Ansprüche vollkommener zu befriedigen, als die Druckereien gegen Ende des 16. Jahrhunderts es thaten. Wenn sich also bei älteren und ältesten Druckproben in den Choralbüchern in einzelnen weniger glücklichen Fällen Fehler und Unvollkommenheiten zeigen und Trübungen in der Tradition sich einstellen, so kann dabei doch nicht von merklicher Fälschung und Korrumpierung die Rede sein. „Die schülerhafte Ungeschicklichkeit der ersten italienischen Choralnotendrucker — von den deutschen Meistern sei ein gleiches gesagt — erweist sich als Legende. Eine Choralreform vermochte sie, wo eine solche im Sinne einer Restauration der Melodien in einzelnen Punkten wünschenswert erschien, weder zu erschweren noch auch als unerläßliches Remedium selbstverschuldeter Übel heraufzubeschwören." [3]

Es folgt nun die Beantwortung der Frage: Welche Gesichtspunkte wurden in Anwendung der Neumen und Noten befolgt? Die Antwort lautet: Im allgemeinen stellen die Drucke einfach die Version der Manuskripte des 15. und 16. Jahrhunderts mit deren relativen Vorzügen und Schwächen dar. Die Noten werden im allgemeinen als gleichlang behandelt. Die Neumen erscheinen meistens als geschlossene Formen, je nach dem Inhalte des Buches in mehr oder minder reicher Auswahl. In der überwiegenden Mehrzahl der Editionen sind die Zierformen nicht mehr enthalten. Haben also die Versuche einer Reproduktion der Choralmelodien durch den Druck den Zerfall der Tradition eigentlich herbeigeführt oder wenigstens in hohem Grade beschleunigt? P. Molitor glaubt, diese Annahme sei vielleicht mehr dem instinktiven Bedürfnisse entsprungen, für den

[1] S. 94.

[2] Diese geradezu brillante Leistung deutscher Buchdruckerkunst erschien 1896 unter dem Titel: Festschrift zur 50jährigen Jubelfeier des Bestehens der Firma C. G. Röder, Leipzig. Mit einem Anhang: Notenschrift und Notendruck. Bibliographisch-typographische Studie von Dr. Hugo Riemann. Besonders wertvoll sind die beigegebenen, XXVIII Tafeln füllenden Faksimiles, welche in schönster Wiedergabe der Originale, Notenschrift und Notendruck vom 10. und 11. bis ins 16. Jahrhundert vorführen.

[3] S. 113.

Mitte des 17. Jahrhunderts vielerorts vollzogenen Bruch mit der Tradition eine allmähliche Vorbereitung und mit ihr eine Erklärung zu finden, giebt aber zu, daß eine gewisse Rückwirkung auf die praktische Weiterführung der Tradition seit dem Erscheinen der Choraldrucke unleugbar sei. Es müsse auch zugestanden werden, daß dieser Einfluß nicht in allweg und immer ein segensreicher war. Für die Beurteilung später zu besprechender Thatsachen sind weitere, sehr richtige Bemerkungen des Autors nicht ohne Belang. Die Anwendung des Druckverfahrens habe hohe Anforderungen gestellt, wenn durch seinen Gebrauch die Choraltradition erhalten und gefördert werden sollte. Die Aufgabe mußte überdies in dem Grade wachsen, als der Kreis der Abnehmer über die Grenzen einer Diözese sich erstreckte. „Welcher Version — fragt der Autor — sollte ein allen genehmes Graduale folgen?" Die vorhandene Einheit muß sich also auch ihm bei seinen Erfahrungen nicht gar zu groß erwiesen haben. Wie die Thatsachen beweisen, war auch die Fügsamkeit, von dem seinen zu lassen, bei den Einzelkirchen nicht zu hoch zu schätzen. Die Schwierigkeit steigerte sich noch deshalb, weil zu einer Verbesserung und wirklichen Reformierung der Melodien auch ein fähiger Redaktor mußte gefunden werden, der Fleiß und Geschick genügend mitbrachte, um aus den vorliegenden Handschriften je nach ihrem Wert unter den zahlreichen Varianten das Richtige zu wählen, und „ein solcher Redaktor war nicht leicht zu finden" [1]. Gewiß, nicht einmal heutzutage, wie viel weniger in einer Zeit, wo die methodische Kritik noch sehr in Kinderschuhen lief und eine allgemeinere Erudition gerade bei den Musikern eine höchst rare Sache war. Wenn die Provinzialsynoden die Ausgabe der Choralbücher je für die zuständige Provinz und nur für sie anordneten, so hatten sie damit allerdings den besten Weg betreten, und auf solche engere Kreise beschränkt, gehörte eine Reform gerade nicht zu den Unmöglichkeiten, mußte aber dennoch auf bedeutende Hindernisse stoßen, denen gegenüber schließlich die Lage, die man verbessern wollte, nur noch verschlimmert wurde, da man über den gedruckten Büchern der Handschriften vergaß oder sie durch Korrekturen nach den gedruckten Exemplaren verdarb [2]. Endlich wird noch der Umstand berücksichtigt werden müssen, daß gleichen Schrittes mit dem Aufkommen der Reformen schon eine beklagenswerte Verschlechterung der Drucke ging, und dies nicht bloß in der technischen Herstellung und der äußeren Ausstattung der Bücher, sondern eine noch tiefer greifende, durch Konfusion im Gebrauche der Neumen, ungehörige Trennung ihrer Formen, Auflösung der Neumen in eine Folge von Breven und das gänzliche Verschwinden einzelner Neumenzeichen. — Für die Behandlung der Tonalität läßt sich in dieser Periode

---

[1] S. 114.

[2] S. 115. Derselbe Grund obwaltete in früheren Zeiten gegenüber den neumierten Codices älterer Provenienz und jenen der Guidonischen Redaktion, — ein Umstand, der bei der Beurteilung der faktischen Choraltradition nicht leicht zu hoch taxiert wird. Der Mensch wird sich immer im allgemeinen lieber und rascher zu jenem Hilfsmittel seiner Thätigkeit wenden, welches ihm diese, wenn auch nur äußerlich, erleichtert.

der Choraldrucke dagegen kaum eine bemerkenswerte Wendung erkennen. In Bezug auf den Gebrauch des Tritonus bestanden ebenfalls dieselben Meinungsverschiedenheiten wie früher [1].

Auch die Textbehandlung der Choraldrucke in der in Frage stehenden Periode wird als der vielleicht wichtigste Punkt zu ihrer Beurteilung gebührend behandelt. Sie folgt nach dem Autor in diesen Ausgaben denselben Anschauungen, welche in früheren Jahrhunderten den Komponisten der Melodien maßgebend waren und durch handschriftliche Überlieferung und tägliche Übung den Gesängen erhalten blieben [2]. Über den Wert und die Sicherheit dieser Vehikel wird man freilich geteilte Ansichten finden. Besonders das zweite derselben bietet unserer Meinung nach auch in diesem Punkte der Choraltradition eine mindere Garantie. Die Choraldrucke des 15. und 16. Jahrhunderts bis gegen 1570 folgen im allgemeinen den traditionellen, auch in der Theorie herrschenden Grundsätzen der Choralnotation. Die Drucke haben zwar die denkbar höchste Vollkommenheit nicht erreicht, genügen aber in der Mehrzahl billigen Anforderungen. Wenn auch die Geschichte der späteren Reformen nicht außer jedem Zusammenhange mit dem Niedergange des Choraldruckes steht und umgekehrt dieser selbst unter der Abnahme des Interesses für den Choralgesang beschleunigt wurde, so läßt sich doch eine solche destruktive Wechselbeziehung bis gegen die letzten Decennien des 16. Jahrhunderts nur in ganz geringem Maße nachweisen [3].

---

[1] S. 116 u. 117 Anm. [2] S. 117 d. [3] S. 121.

(Schluß folgt.)

Th. Schmid S. J.

Rezensionen.

Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts. Von Dr. **Johann Baptist Sägmüller.** Erster Teil: Einleitung, Kirche und Kirchenpolitik. Die Quellen des Kirchenrechts. gr. 8⁰. (VIII u. 144 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 2.

Mit diesem ersten Teile beginnt Sägmüller die Herausgabe eines Lehrbuches, dessen zweiter Teil die Verfassung und dessen dritter die Verwaltung der Kirche enthalten wird. Das Ganze soll nach etwa zwei Jahren vollendet sein. Die offenbaren Vorteile, welche ein Lehrbuch für die akademische Lehr- und Lernthätigkeit bietet, bestimmten den Verfasser zur Veröffentlichung des Buches. Damit entschuldigt Sägmüller sein Vorhaben, die Zahl der bereits vorhandenen, zum Teil ganz gediegenen Lehrbücher des katholischen Kirchenrechts um ein weiteres zu vermehren. Einer solchen Entschuldigung bedarf es wohl nicht, wenn auch der ansteckend wirkende Kritikerseufzer: „Schon wieder ein neues Kompendium!" die Vorsicht begreifen läßt. Die beständige Entwicklung in den verschiedenen Teilen des kirchlichen Rechts und die nötige Rücksichtnahme auf neuere Litteratur erheischen neue Lehrbücher. Beides kommt in dem vorliegenden zu seinem Rechte.

Einigen Ausführungen möchten wir eine andere Auffassung oder doch einen veränderten Ausdruck wünschen. Das ius divinum und das ius naturale wären besser zu trennen (S. 8), da ersteres das positiv-göttliche Recht anzeigt. In diesem Sinne wird wenigstens von manchen Autoren der Ausdruck gebraucht, wenn auch in den Quellen der Unterschied nicht immer hervortritt. Der knappe Ausdruck betreffs der Übertragung der Primatialgewalt von Petrus auf dessen Nachfolger (S. 26 u. 27) läßt nicht erkennen, inwieweit dieselbe in der göttlichen Offenbarung beruht, und was im positiven kirchlichen Recht seine Erklärung finden kann. In der Bestimmung der res mixtae (S. 35) hätten wir eine genauere Erklärung gewünscht, etwa wie bei Aichner, Comp. iur. eccl. (edit. 9), § 36. 37; Phil. Hergenröther, KR. n. 64. Dadurch würde dem Leser ein Urteil darüber ermöglicht, ob die Errichtung kirchlicher Anstalten an und für sich der Zustimmung des Staates bedarf. Ähnliche Bedenken haben wir hinsichtlich der Frage, wieweit das Oberhaupt der Kirche einem bürgerlichen Gesetz unterstehen kann (S. 36); über die Auffassung des Satzes 24 des Syllabus (S. 37); wie das Verhältnis der Kirche zum Staate aufzufassen ist (S. 89).

Das ganze Buch ist sorgfältig und mit dem Streben nach möglichst kurzem Ausdruck bearbeitet. Die eingehende Erklärung bleibt dem mündlichen Vortrag überlassen. Die angedeuteten Bedenken haben zum größeren Teil darin ihren Grund und würden bei einer weitläufigeren Darstellung von selbst gehoben. Gleichwohl sehen wir in dem Streben, dem Gedanken einen möglichst gedrängten Ausdruck zu geben, eine vorzügliche Eigenschaft des neuen Lehrbuches.

Jos. Laurentius S. J.

Ius decretalium ad usum praelectionum in scholis textus canonici sive iuris decretalium. Auctore ***Franc. Xav. Wernz*** S. J. Tomus III. Ius administrationis Ecclesiae catholicae. gr. 8°. (XVI et 904 p.) Romae, ex typographia polyglotta S. C. de Prop. Fide, MDCCCCI. Preis *Fr.* 13.

Das auf eine Reihe von Bänden angelegte Werk schreitet in erfreulicher Weise voran. Der jetzige Band (vgl. über die früheren Bände diese Zeitschrift Bd. LIV, S. 448; Bd. LVI, S. 472) behandelt, anschließend an das dritte Buch der Dekretalen, den größten Teil des kirchlichen Verwaltungsrechtes, nämlich die Verwaltung des Lehramtes, die Verwaltung des Gottesdienstes im engeren und weiteren Sinne, die Verwaltung der der Kirche unterstehenden zeitlichen Güter.

Es ist nicht thunlich, alle die verschiedenen zur Behandlung gezogenen Gegenstände hier auch nur zu berühren; es möge genügen, aus den einzelnen Abschnitten einige besondere Fragen von größerer Wichtigkeit herauszuheben.

Im ersten Abschnitte, über die Verwaltung des Lehramtes, wird zunächst die religiöse Unterweisung des christlichen Volkes durch Predigt, Katechese, Missionen u. s. w. besprochen und das geltende Recht in der unumgänglich notwendigen missio canonica klargelegt; dann aber in besonderer Weise das Recht der Kirche auf die Schulen besprochen. Es ist dies unzweifelhaft ein sehr wichtiger Gegenstand, und die dessallsigen Ausführungen sind überaus beachtenswert. Manchmal glaubt man das Recht der Kirche schon bis zur Grenze verteidigt zu haben, wenn man ihr die Oberaufsicht über den Religionsunterricht vindiziert, im übrigen dem Staate das Recht über die Schulen zuspricht. Die Ausführungen des Verfassers belehren den Leser eines andern: sie zeigen, daß der Kirche gerade als oberster Hüterin der Religion und des Glaubens auch auf die andern Wissenszweige in der Schule mindestens ein Aufsichtsrecht zufalle, und daß ihr das Recht, Schulen in vollem Umfange des Wortes frei zu errichten, offen stehen müsse.

Nicht unwichtig ist in diesem Abschnitte auch ein knapper, aber genauer Kommentar über das seit 1897 herrschende Recht des Bücherverbotes.

In dem Abschnitte über die Verwaltung der kirchlichen Güter oder des kirchlichen Vermögens, welcher auf den ersten Abschnitt folgt, braucht kaum darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß das natürlich-göttliche Recht der Kirche frei, d. h. unabhängig vom Staate, nach eigenem Rechte Vermögen zu erwerben, zu besitzen und unbeschränkt zu verwalten, verteidigt wird. Wir wollen nur nebenbei bemerken, daß die neuerlichen Bemängelungen der gebräuch-

lichen Behandlung der Moraltheologie den Verfasser nicht abgehalten haben, mehr noch, als die Moraltheologen zu thun pflegen, auf die Verträge nach dem römischen Rechte einzugehen. Er hat ebensowenig wie die Moraltheologen diese Behandlung als veraltet und unnütz angesehen. Mit Recht. Wenn Verträge nach kirchlichem Rechte beurteilt werden müssen — und das kommt doch unzählige Male vor — so ist für diese durchgehends das römische Recht maßgebend, das im großen und ganzen als die ratio scripta galt und von der Kirche meist rezipiert worden ist.

Weit umfassender als die genannten ist der Abschnitt über die Verwaltung des Gottesdienstes. Hier kommt zunächst das liturgische Recht in Frage, d. h. die rechtlichen Bestimmungen über die Kultgegenstände, über die Kultstätten, über die geltenden Festtage und -Zeiten; alsdann über die eigentliche liturgische Handlung, das heilige Meßopfer mit allem, was dazu gehört, und die andern liturgischen oder öffentlichen Andachtsübungen.

Später werden die kirchlichen Vorschriften über die Sakramente und Sakramentalien des näheren besprochen, insofern nicht über einzelne Sakramente, besonders das der heiligen Weihe und die Ehe, auf andere Bände verwiesen werden muß.

Der bedeutsamste Teil, welcher in der Behandlung der kirchlichen Verwaltung des Gottesdienstes zur Sprache kommt, ist das unter dem Titel des sozialen Kultus oder Gottesdienstes behandelte Ordensrecht. Heutzutage ist die Kenntnis desselben auch in weiteren als den zunächst beteiligten Kreisen von Wichtigkeit. Die allgemein gültigen rechtlichen Bestimmungen sind hier vom Verfasser in großer Vollständigkeit mitgeteilt und bündig erläutert. Zuerst kommen nach längerer Erklärung über das Wesen und den Ursprung des Ordenslebens die Rechtsbestimmungen über Einführung neuer Ordensgemeinschaften, über Errichtung neuer Häuser und Provinzen oder deren Unterdrückung, über Aufnahme, Prüfung und Weiterbildung neuer Mitglieder, über Verpflichtung und Recht der Ordenspersonen, über Entlassung und Austritt aus dem Ordensverbande, endlich Allgemeines über die innere und äußere Leitung und Regierung des Ordens zur Sprache.

Dieser nahezu 200 Seiten umfassende Abschnitt kann in dunkeln und zweifelhaften Fragen gar oft mit Nutzen zu Rate gezogen werden. Bezüglich der im Ordensstande zuständigen Autoritäten, welche den Ordensgliedern Vorschriften im strengen Sinne des Wortes geben können, nimmt der Verfasser (n. 652 u. 697) für den Papst und die römischen Kongregationen nicht nur die potestas iurisdictionis, sondern auch die potestas dominativa in Anspruch. Andere stellen diese potestas dominativa bei den römischen Kongregationen in Abrede. Wiederum andere zweifeln sie sogar beim Papste an, falls nicht bei den Gelübden speziell der Papst erwähnt werde, weil sonst alle Machtbefugnis, welche der Papst je ausübe, als ein Ausfluß seiner höchsten Jurisdiktionsgewalt erklärt werden könne. Der Verfasser stützt seine Ansicht besonders durch Hinweis auf die Dekrete des südamerikanischen Plenarkonzils von 1899. Allerdings wird dort dieselbe Anschauung vertreten, doch ist die Streitfrage dadurch nicht entschieden.

Was jedoch diesen Band gleich den vorhergehenden so wertvoll und lehrreich macht, ist vor allem die möglichst genaue Fixierung der disciplina vigens, dann aber auch die stete Angabe der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Rechtsverhältnisse, welche eine, wenn auch in groben Umrissen gehaltene christliche Kulturgeschichte bietet. Wir schließen mit dem Wunsche, daß es dem Verfasser vergönnt sein möge, in nicht gar langer Zeit die noch rückständigen Bände zu veröffentlichen. Die Vollendung des Werkes in der begonnenen Weise bedeutet eine wahre Bereicherung der katholischen Litteratur auf dem einschlägigen Gebiete.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Louis Veuillot. Par ***Eugène Veuillot.*** Tome deuxième (1845 à 1855). Troisième édition. 8⁰. (XII et 578 p.) Paris, Retaux, 1901. Preis *Fr.* 7.50.

Zwei Jahre sind es, seit in diesen Blättern (LVII, 343 f.) der erste Band zur Anzeige kam. Soweit aus der Anlage sich schließen läßt, wird es mehrerer weiterer Bände bedürfen, bis das Werk zum Abschluß kommt, und bis zur Vollendung wird noch geraume Zeit vergehen. Aber jeder Band hat seinen selbständigen Wert und verdient die Aufmerksamkeit katholischer Kreise auch außerhalb Frankreichs.

Es ist schon etwas, daß wieder einmal eine vortreffliche Biographie vorliegt. Sie war nicht leicht, sie ist geschickt gegriffen und litterarisch gelungen. Es handelt sich um einen Mann, der als Charakter höchst ehrenwert, als Christ Bewunderung verdient. Als französischer Stilist bleibt er mit Recht gefeiert, als der „große Polemiker“ hat er während der Hälfte eines Jahrhunderts in der Kirchengeschichte Frankreichs wie in der französischen Publizistik eine hervorragende Rolle gespielt.

Aber der Band handelt nicht von Louis Veuillot allein. Fast mehr noch als er selbst tritt sein Kampf- und Zeitgenosse, Graf Montalembert, hervor, hier noch sein Freund, später sein Gegner. Trotz dieser Gegnerschaft und trotz mancher herben Äußerungen und harten Urteile, die über Veuillot aus Montalemberts Feder gekommen, widmet Veuillots Bruder und Biograph dem Andenken des edeln Grafen in allem die pietätvollste Rücksicht, seinen Verdiensten und Talenten die sympathischste Würdigung. Vieles wird hier aufgeklärt, was sonst für den Fernstehenden im späteren Lebensgang dieses hochherzigen Vorkämpfers der Kirche unerklärlich bleibt. Man kann Louis Veuillot nach seinem ganzen Werte schätzen, ohne deshalb auf eine achtungsvolle Sympathie für seinen Gegner verzichten zu müssen.

Minder vorteilhaft entschleiert sich das Konterfei dessen, der neben Montalembert am meisten genannt werden muß und der fast wie dessen böser Genius erscheint. Schreibt doch (p. 377) ein ungenannter Freund an den Grafen selbst:

„Dupanloup hat Sie verdorben, das sage ich aus tiefster Überzeugung. Dieser mittelmäßige Geist, ganz verzehrt von dem Drange, in alles sich einzumischen, alles allein zu thun, alles zu beherrschen, aller Welt zu schmeicheln, aller Welt zu gefallen, hat über Sie eine solch tyrannische Gewalt erlangt, daß Sie sich selbst auf-

gegeben und Ihre glorreiche Vergangenheit von 20 Jahren verleugnet haben — eine Vergangenheit, gegen welche Dupanloup stets angekämpft hatte —, um sich ganz und gar in den Dienst seiner fromm-intriganten Eitelkeit zu stellen."

Außer Dupanloup erscheint auch de Falloux in ungünstigem Lichte. Vielleicht ist, dem Verfasser unbewußt, das Bild beider von Einseitigkeit nicht frei geblieben, eben weil es nicht nach ihrem ganzen Lebenswerke, sondern nur nach ihrer Stellungnahme im Parteigetriebe und nach ihrem persönlichen Verhältnis zu Veuillot und dem „Univers" zur Geltung kommt. Überaus lehrreich und aus dem Leben genommen ist es aber jedenfalls und verbreitet im voraus Licht auf die spätere Entwicklung der Dinge.

Um so wohlthuender berührt im Gegensatz zu den letztgenannten die edle Gestalt des spanischen Diplomaten und Schriftstellers Donoso Cortés, der gleichfalls zu Veuillot in mannigfache Beziehung getreten ist. Veuillots Verhältnis zu Guizot und seine Begegnung mit dem gestürzten Fürsten Metternich entbehren nicht des Interesses. Der einmalige Gesinnungsaustausch mit dem Grafen Chambord ist denkwürdig.

Für die Geschichtschreibung ist das Werk von Wert durch so manches, was zur Vorbereitung und zur Inszenesetzung des Staatsstreiches vom 2. Dezember 1851 beigebracht wird, ungleich mehr noch für die neuere Kirchengeschichte durch den Einblick, den es gewährt in die sich kreuzenden Strömungen innerhalb des französischen Episkopates. Ein Kardinal Gousset von Reims, Msgr. de Salinis von Amiens, Pie von Poitiers, Parisis von Arras, welch letzteren Veuillot selbst mit Emphase den „großen Bischof" nennt, sind als Kirchenfürsten wohl der Aufmerksamkeit wert. Ihnen gegenüber hat auch der Gallikanismus seine Vertreter, am konsequentesten und ehrlichsten in dem alten Msgr. Clausel de Montals, einer Charakterfigur, die unwillkürlich die Blicke fesselt.

Viele Partien des Werkes sind von vorwiegend prinzipieller Bedeutung; sie machen es zu einem lehrreichen Betrachtungsbuche für solche, die mit katholischer Parteiführung und Preßleitung sich zu befassen den Beruf haben. Die hier behandelte Periode umfaßt jenen begeisterten Kampf um die Freiheit der Kirche, vor allem die Freiheit des Unterrichts, durch welchen damals die Glaubensbrüder im Westen mit so leuchtendem Beispiel den Katholiken Deutschlands vorangegangen sind. Es war ein schöner, noch heute nachahmungswerter Wahlspruch, der 1846 als Kampfesparole ausgegeben wurde (p. 121): ardeur, confiance et pas de jactance!

Leider ist jene herrliche und an Hoffnungen so reiche Bewegung vor der Zeit zum Stillstand gekommen und in nichts zerronnen durch das Diplomatisieren der „Klugen". Von dem Augenblick an, da an Stelle des ritterlichen Glaubenskampfes die politische Intrigue trat, sank die frohe Zuversicht, floh die Einheit und entschwand die Kraft. Als Frucht ergab diese Parteizersetzung den allmählichen Zusammenschluß der liberal-katholischen Schule in Frankreich, die am Schluß dieser Periode am „Correspondant" ihr eigenes Parteiorgan gewann und bald als neue Macht in der Öffentlichkeit sich bemerkbar machen sollte. Diese tiefgreifende Spaltung an Stelle der einstigen Harmonie war nicht zum Segen für die ohnehin

so sehr bedrohte Sache des Christentums in Frankreich. Für Louis Veuillot bedeutete sie das Emporkommen einer ihm unversöhnlichen feindlichen Macht und einen Kampf auf Leben und Tod bis zum letzten Atemzuge.

Wie immer man zu Veuillots Richtung in den verschiedenen großen Fragen seiner Zeit sich übrigens auch stellen mag, man muß ihm zugestehen, daß er als erfolgreicher Redakteur, zumal als katholischer Zeitungsredakteur für Frankreich geradezu vorbildlich ist. Selbst seine Fehler waren notwendig zu seinem Erfolge. Einheitlich, unabhängig, schlagfertig, immer schneidig und immer elegant, immer streitbar und immer ganz katholisch: das war das Geheimnis seiner Machtwirkung.

Die große Schwierigkeit blieb es während dieser Periode für den Redakteur des „Univers“, die unentbehrliche Unabhängigkeit seines Organs mit der schuldigen Respektierung aller kirchlichen Autoritäten in Einklang zu bringen. Rom gegenüber war Veuillot stets der treue, ehrerbietige Sohn und der loyale Soldat, auch zu einer Zeit, da er von seiten Gregors XVI. nicht die volle Würdigung, sondern eher Mißtrauen und Einschüchterung erfuhr. Dafür verdankte er dem großen Staatssekretär dieses Papstes, dem Kardinal Lambruschini, eine Wohlthat für sein ganzes Leben. In dem einzigen offiziellen Schreiben, das unter diesem Pontifikate für die katholische Partei in Frankreich aus der Staatssekretarie erging, war mit klarem Blick und fester Hand die Linie vorgezeichnet, innerhalb welcher auch die bestgemeinte Hilfe aus Laienkreisen und aus dem Schoße der katholischen Völker sich halten muß, um dem Wohle der Kirche wirklich ersprießlich und vor verderblichen Irrungen bewahrt zu sein. Lambruschini sprach direkt nur von der Partei im Parlament, aber was er sagte, traf ebensowohl die katholische Presse, und Veuillot hat sich gewissenhaft an die hier bezeichneten Schranken gehalten, solange er lebte. Es war nicht zum Schaden der Kirche, aber noch weniger zum Schaden des braven katholischen Publizisten und seines damals in der ganzen Welt gefeierten Organs. Lambruschini schrieb (p. 96):

„Der Heilige Stuhl ist nicht willens, die Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften in der Ausübung ihres Mandates zu beurteilen oder zu beeinflussen (ni juger ni régler). Indem er dies ganz ihrem Gewissen anheimgiebt, kann er aber seinerseits mit Recht verlangen, daß auch sie nicht den Anspruch erheben, die Kirche zu beurteilen und zu leiten in Dingen, bei welchen diese allein — je nach der in Frage kommenden Rangstufe der Hierarchie — die Mission hat, zu prüfen, was für sie als das weiseste und richtigste Verfahren sich empfiehlt.

„Was katholische Abgeordnete auf staatlichem Gebiete zur Verteidigung der Religion durchzusetzen suchen, kann seinen vollen Rechtfertigungsgrund finden in ihrer guten Absicht und vielleicht auch in dem Resultate, das sie thatsächlich erzielen. Wenn sie aber den Anspruch erheben würden, der Kirche jene Bahnen anzuweisen, welche sie selbst für die staatliche Ordnung glauben vorziehen zu sollen, und wenn sie dann gar über diejenigen öffentlich absprechen wollten, welche sich weigern, ihnen hierin zu folgen, so hieße das verlangen, die Kirche müsse sich einem Einflusse unterwerfen, der von einer Seite ausgeht, die zur Ausübung eines solchen Einflusses keinerlei Mission erhalten hat. Die voraussichtlichen Folgen eines solchen Gebarens würden dann verderbliche Spaltungen innerhalb der Kirche selbst sein,

Spaltungen vielleicht zwischen Bischöfen und Bischöfen oder zwischen Bischöfen und dem Klerus, Spaltungen, bei welchen es nicht leicht sein würde, zu entscheiden, auf welcher Seite ausschließlich die Tugend, die Klugheit und die kirchliche Lehre sich fände."

Den Geist dieser Instruktion hat Veuillot trefflich erfaßt und ganz in sich aufgenommen, und nie hat Rom Ursache gehabt, sich über ihn zu beschweren. Der Leiter des „Univers" hinwieder hat von der höchsten kirchlichen Autorität stets Förderung, Ermutigung und glänzende Anerkennung gefunden.

Aber näher als Rom war dem rastlosen Zeitungsredakteur der französische Episkopat gerückt, und dieser war unter sich leider schroff in Parteien gespalten. Die einen wie die andern erhoben ihre Ansprüche auf die Spalten des „Univers" und auf die Dienstbarkeit des großen katholischen Journals. Es war nicht Veuillots Schuld, daß es zu peinlichen Konflikten kam. Das Verhängnis hatte ihm Erzbischof Sibour zum Diözesanobern gegeben. Bei einer ans Krankhafte streifenden Unberechenbarkeit der geistigen Verfassung war dieser ganz der Mann, jedes katholische Organ und jede katholische Partei zu Grunde zu richten.

Es scheint, daß überhaupt im damaligen Frankreich manche Oberhirten hinsichtlich ihrer Pflichten und Rechte gegenüber der katholischen Tagespresse nicht zur vollen Klarheit durchgedrungen waren. Soviel jünger und schwächer um jene Zeit der katholische Journalismus in Deutschland war, die Bischöfe, der große Kardinal von Köln an der Spitze, hatten ihre Stellung zur Presse richtiger erkannt und klarer abgegrenzt. Bei dem herrschenden Wirrwarr muß es Veuillot um so mehr zum Verdienste angerechnet werden, daß er die Grenzen, die ihm als Laien und als Leiter eines politischen Journals in kirchlichen Fragen gezogen waren, so ernst und gewissenhaft abmaß und oft so glücklich dabei die richtige Linie traf. Einmal in einer wichtigen kirchlichen Frage interpelliert, antwortet Veuillot (p. 316):

„Der ‚Univers' wird nie und nimmer diese Frage zuerst aufs Tapet bringen. Von Laien geschrieben, erklärt er sich inkompetent in einer solchen Frage. Sie werden bemerkt haben, daß unser Blatt eben jetzt darauf hinarbeitet, daß die Bischöfe auf Provinzialsynoden zusammentreten möchten, um zu den schweren Verwicklungen, die von allen Seiten im Anzuge sind, von vornherein Stellung zu nehmen. Wir von unserer Seite wollen nicht sprechen, wir wünschen nur, daß man den Heiligen Geist befrage, und zwar auf jene Weise, welche die Bürgschaft in sich trägt, daß er seine Antwort nicht verweigern werde. Mögen nur unsere Bischöfe die Lage der Dinge genügend würdigen, um der Notwendigkeit sich nicht zu entziehen, seine Erleuchtung anzurufen."

Der grundsätzlichen Ehrerbietung gegen die Träger der bischöflichen Würde, welche Veuillot zeitlebens sich zur heiligen Pflicht machte, war es auch allein zu danken, daß es selbst in den Kämpfen mit einem Erzbischof Sibour niemals zum Äußersten kam, und daß eine friedliche Beilegung zur Freude und Erbauung der Katholiken immer wieder möglich wurde.

Daß ein so gescheiter Mann wie Veuillot in die vom Abbé Gaume angezettelte Bewegung gegen den Gebrauch der klassischen Autoren im Jugendunterricht sich so stark hineinverstricken ließ, könnte auf den ersten Blick befremden.

Man darf indes nicht vergessen, daß er selbst Autodidakt war und einen geordneten humanistischen Bildungsgang nie durchgemacht hatte. Er befand sich hier auf einem ihm völlig fremden Gebiete, wo zu einem eigenen Urteil die nötigsten Voraussetzungen fehlten. Er war daher hier ausschließlich von Autoritäten bestimmt. Eine Anzahl angesehener Geistlicher und mehrere treffliche Bischöfe, die sonst in kirchlichen wie in politischen Dingen am meisten mit ihm übereinstimmten und ihm persönlich wohlwollend waren, neigten sich der Anschauung des Abbé Gaume zu, in welcher sie kurzsichtigerweise eine größere Liebe zum Christentum zu erkennen glaubten. Veuillots schärfster Antagonist hingegen, Dupanloup, warf sich zum Vorkämpfer der klassischen Studien auf. So geriet der geistreiche Mann auf die falsche Fährte, und die Erregung des sich daran anspinnenden Kampfes war nicht geeignet, den großen Polemiker für eine andere Anschauung zugänglich zu machen. Heute, da die gesamte humanistische Bildung ohnehin so schwer gefährdet ist und eine völlige Umwälzung des höheren Unterrichtes im realistischen, um nicht zu sagen, materialistischen Sinne droht, würden Louis Veuillot über die Verblendung des armen Abbé Gaume und über seinen eigenen Irrtum die Augen längst aufgegangen sein. Wohl aus Pietät sucht sein Biograph den damaligen Standpunkt des Bruders auch jetzt noch festzuhalten und zu verteidigen. Es wäre größere Weisheit gewesen, einfach den Irrtum zu gestehen und aus den Umständen zu erklären.

Häufig wird im Verlaufe dieses Bandes von den Klagen Akt genommen, welche gegen Veuillot und seinen „Univers“ auch innerhalb des katholischen Lagers laut geworden sind, und was Veuillots größter Gönner, Msgr. Parisis, selbst als ses torts et ses fautes bezeichnet hat. Der Biograph nimmt, ohne solche Fehler in Abrede zu stellen, als von selbst gegeben an, daß alle Feindseligkeit gegen den „Univers“ lediglich in dessen streng kirchlicher und ultramontaner Richtung ihren Ursprung gehabt, bei einzelnen Persönlichkeiten vielleicht auch in der Weigerung Veuillots, den „Univers“ einem im voraus unberechenbaren Einflusse Unqualifizierter blindlings zu überliefern. In allen andern Klagen sieht er geringfügige Nebendinge, die lediglich als Vorwand des Tadels und der Befehdung hätten dienen müssen. So gute Momente immer diese Annahme stützen und so sehr der Leser von ihrer Richtigkeit sich überzeugen mag, so überrascht es doch, daß über alle diese Klagen und Vorwürfe kavaliermäßig hinweggegangen wird. Ein deutscher Biograph hätte in ähnlichem Falle nicht nur seinen Lesern, sondern auch dem Andenken seines Helden es zu schulden geglaubt, zu solchen Anklagen ausdrücklich Stellung zu nehmen und sie wenigstens an einigen der eklatantesten Vorkommnisse auf den Grad ihrer Berechtigung zu prüfen.

Vielleicht handelt es sich indes nur um einen litterarischen Kunstgriff, denn auf anderem Wege und ganz ungezwungen hat der Verfasser seinen Leser doch in den Stand gesetzt, einigermaßen zu urteilen. Jene Vorwürfe gegen Veuillot lassen sich nämlich in der Hauptsache zurückführen auf eine zu maßlose, zu schonungslose und oft persönliche Polemik. Von solcher Polemik hat der Verfasser mit Auswahl hier und dort recht artige Proben eingestreut, wie gegen Eugen Sue oder Girardin, gegen Victor Hugo oder Lamartine, freilich auch gegen Dupanloups gelehrten Generalvikar Abbé Gaduel.

Es begreift sich, daß solche Abschlachtungen manche zarte Seele entsetzten, aber ebenso begreift sich, daß sie zu pikant waren, um nicht den Franzosen Vergnügen zu bereiten und dem Journal Leser zu gewinnen. Sie waren aber auch meistens gerecht und in vollem Maße verdient; sie trafen sicher und schlugen kräftig ein; sie haben gute Arbeit gethan. Inwieweit freilich ein geläuterter Geschmack und inwieweit die christliche Liebe zuweilen bei solchen Exekutionen Einbuße erlitten haben könnte, darüber hätte man gerne ein abwiegendes Gutachten des so wohl unterrichteten Biographen gehört.

O. Pfülf S. J.

Les Missions catholiques françaises au XIX^e^ siècle. Publiées sous la direction du Père ***J.-B. Piolet*** S. J. Avec le concours de toutes les Sociétés de Missions. Illustrations d'après des documents originaux. Tom. I: *Missions d'Orient.* 8°. (XCVI et 430 p.) Paris, Colin, 1901. Preis *Fr.* 12.

Der Ruhm kann den Franzosen nicht bestritten werden, daß sie in Bezug auf die Missionsthätigkeit im 19. Jahrhundert mehr geleistet haben als irgend ein anderes Volk. Noch heute besteht der größere Teil unserer Missionsarmee aus Söhnen und Töchtern Frankreichs. Insofern hat gewiß eine Sonderdarstellung der französischen Missionsarbeit ihre Berechtigung.

Der Plan des groß angelegten, auf sechs starke Bände in Großoktav berechneten Werkes ist eigenartig. Jede Missionsgesellschaft behandelt ihr Gebiet selber durch einen ihrer Leute oder sonst einen genauen Kenner der Verhältnisse. Beispielsweise stammen die Artikel des vorliegenden ersten, den Orient umfassenden Bandes teils aus der Feder des Pariser Kanonikus Paul Pisani, teils von Missionsobern und Missionsveteranen der betreffenden Gebiete. Um bei dieser Vielheit der Mitarbeiter eine gewisse Einheit zu erzielen, hat der Herausgeber P. Piolet S. J. einen Plan entworfen, der als Direktive dienen und die maßgebenden Grundsätze für die Darstellung an die Hand geben will. Die Hauptnormen sind folgende: Das Werk will wirklich Geschichte bieten. Daher sollen alle nichtssagenden, bloß auf Erbauung berechneten Züge vermieden und eine klare, knappe, anschauliche, treue Darstellung der wirklich vorhandenen Verhältnisse angestrebt werden mit Ausscheidung aller zweifelhaften, vagen, übertriebenen Behauptungen. Folgerichtig ist nach Möglichkeit auf die ersten Quellen zurückzugehen und soll keine bloße Kompilation geboten werden. Alle Weitschweifigkeit soll vermieden und auf möglichst knappem Raum möglichst viel gesagt werden, ohne jedoch durch eine einförmige Aufzählung trockener Daten zu ermüden. Das Werk richtet sich an ein gebildetes Publikum, das mancher für das Volk nötigen Erklärungen nicht bedarf, an ein zum Teil nicht ausgesprochen christliches Publikum, dem die Bedeutung der Missionen auch durch Hinweis auf deren Leistungen für die Länder-, Völker- und Sprachkunde u. a. nahe gebracht werden muß, an ein französisches Publikum, das mit Recht die besondern Beziehungen der Missionen zu Frankreich, ihre Wichtigkeit für seine Kolonien, den Einfluß seines Protektorates u. dgl. zu erfahren wünscht. Wo die Rede auf

die protestantische Gegenpropaganda kommen muß, soll man sich streng an die Wahrheit halten mit Vermeidung unberechtigter Verallgemeinerungen, verletzender Ausfälle und tendenziöser Citate. Die Arbeiten der Vorgänger oder anderer katholischen Missionsgesellschaften sollen eine gerechte Beurteilung erfahren ohne gehässige Vergleichungen, die eigenen Leistungen mit bescheidener Maßhaltung zur Geltung gebracht werden.

Im allgemeinen werde es nützlich und angebracht sein, eine kurze Schilderung des betreffenden Landes und Volkes, seiner Eigenschaften, Fehler, Vorzüge, der klimatischen, religiösen, kulturellen Verhältnisse vorauszuschicken. Daran soll sich ein knapper Rückblick auf die Missionsversuche älterer Zeit schließen, dann folgt die Geschichte der Mission im 19. Jahrhundert, ihre Gründung und Entwicklung, ihre bedeutsameren Wechselfälle und hervortretenden Männer, ihr aktueller Zustand mit statistischen Angaben und bibliographischen Notizen der einschlägigen Litteratur. Bei aller Freiheit, die er den Mitarbeitern läßt, behält sich der Herausgeber das Recht notwendig erscheinender Verbesserungen und Änderungen vor. Das ist in großen Zügen der Plan des neuen Werkes. Entspricht ihm die Ausführung, so wird unsere katholische Missionslitteratur eine wertvolle Bereicherung erfahren. Das Werk dürfte sich dann gleichzeitig als treffliches Hilfsmittel des geographischen Unterrichts empfehlen, um so mehr, als der Text durch eine Fülle (250—300 in jedem Bande) der besten, vorzüglich ausgeführten Illustrationen, die ausschließlich auf Originalaufnahmen an Ort und Stelle beruhen, unterstützt wird.

Im ganzen kann man sagen, daß der vorliegende erste Band den Erwartungen durchaus entspricht. Eine glänzend geschriebene, 96 Seiten lange Einleitung: L'Apostolat, aus der Feder von Etienne Lamy führt das ganze Werk ein. Sie schildert, bis auf die Urgeschichte der Völker zurückgreifend, die Erlösungsbedürftigkeit der heidnischen Welt und zeichnet dann, mit Christus und den Aposteln beginnend, in großen Zügen die weltmissionierende Aufgabe der Kirche, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte vollzogen. Natürlich wird auf die gesta Dei per Francos der gebührende Nachdruck gelegt. Karl d. Gr. wird ganz für Frankreich beansprucht, der Übergang der Kaiserwürde an die deutschen Könige als ein Unglück, die Politik der deutschen Kaiser als Hauptursache des Scheiterns der Kreuzzüge, Philipp der Schöne als französischer Hohenstaufe bezeichnet u. a. Wie sehr die gegen Österreich und gegen Spanien und Portugal gerichtete Politik eines Louis XIV. die Machtstellung des Islams begünstigt und den Niedergang der katholischen Seemächte zum Schaden des Missionswerkes beschleunigt hat, wird nicht gesagt. Die Abhandlung enthält übrigens sehr viele geistvolle und tiefe Ideen und fruchtbare Gesichtspunkte, scheint uns aber weit über den Rahmen des Werkes, das ja nur die französischen Missionen des 19. Jahrhunderts berücksichtigen will, hinauszugehen.

Da der erste Band den Orient, somit die zumeist unter dem Halbmond liegenden Länder behandelt, so schickt der Kanonikus Paul Pisani im ersten Kapitel treffend eine ganz vorzügliche Schilderung des türkischen Reiches, seiner in Abstammung, Religion und Sitten so buntgewürfelten Bevölkerung und der Stellung

zwischen Islam und Christentum voraus. Der Aufsatz ist eines der besten Kapitel des Buches. Es folgen der Reihe nach Abhandlungen über die Mission von Konstantinopel, die Assumptionistenmission in Bulgarien und Kleinasien, die Missionen von Saloniki und Macedonien, von Smyrna und dem griechischen Archipel, Klein-Armenien, Persien, Mesopotamien, Syrien, Palästina und Ägypten. Die Darstellung entspricht durchweg dem oben gezeichneten Plane und hat uns im allgemeinen recht befriedigt. Freilich zeigt sich an mehr als einer Stelle, wie schwer sich die säuberliche Scheidung von französischer Mission als solcher durchführen läßt in Ländern, wo doch auch andere Nationen am Apostolate teilgenommen. Für die statistischen Angaben sind wir dankbar, bedauern aber ihre Spärlichkeit. Ausführlichere, übersichtliche, nach einheitlichem Maßstabe ausgearbeitete Tabellen am Schlusse jeden Abschnittes hätten den Fluß der Darstellung nicht gehemmt, wohl aber das Urteil über den Wert und die Leistungen der einzelnen Missionen entschieden erleichtert. Indessen erkennen wir freudig die großen Vorzüge dieser wirklich schönen und wertvollen Publikation an und sehen den weiteren Bänden mit Spannung entgegen. Das Werk erscheint seit Januar 1901 in Wochenlieferungen von je 32 Seiten à 75 Cts. Der Nettopreis des einzelnen Bandes beträgt 12 Frcs., nach Abschluß des Werkes 15 Frcs. Daneben erscheint eine auf 150 Exemplare beschränkte Luxusausgabe, die auf 240 bezw. 300 Francs zu stehen kommt.

A. Huonder S. J.

Sturmflut. Historischer Roman von **Henryk Sienkiewicz.** Autorisierte Übersetzung von **Clara Hillebrand.** Zwei Bände. gr. 8°. (692 u. 670 S.) Leipzig, Gracklauer, 1900. Preis *M.* 10; geb. *M.* 12.

Sienkiewicz ist europäische Mode, nach einigen freilich hätte er seinen Höhepunkt schon überschritten. Auch in Deutschland erscheinen in den verschiedensten Verlagen mehr oder minder vollständige oder glückliche Übersetzungen seiner größeren und kleineren Werke. Die Buchhandlung von Gracklauer, welche auch den vorliegenden Roman veröffentlicht, kündet sogar in der letzten Stunde eine vollständige Ausgabe aller Werke des polnischen Dichters an. Ob die Mode noch so lange vorhalten wird, bis die beabsichtigten 80 Lieferungen erschienen sein werden? Wir leben heute so schnell, und schon hat Georg Brandes in seinem Buch über Polen Sienkiewicz kurzweg als Vielschreiber abgethan. Johannes Schlaf findet, daß es angesichts der internationalen Lobesposaune, die für den polnischen Romanschriftsteller geblasen werde, fast nützlich sei, sich seiner schroffen Ablehnung anzuschließen. Für die, die auf der Höhe ästhetischer Bildung stehen, habe Sienkiewicz kaum geschrieben, außer etwa in seinen ersten kleinen Erzählungen. Dennoch bleibe ihm der Ruhm, den dickleibigen und langstieligen Tendenzroman des Kraszewski und mit ihm den polnischen Realismus auf das höhere Niveau eines modernen Psychologismus gefördert und ihn in den großen Zusammenhang neuzeitiger Kunstwirkungen gebracht zu haben. Aber mit Flaubert, Jacobsen oder Tolstoi dürfe man ihn nicht vergleichen, dazu vertrete er zu sehr den beschränkten und philiströsen Standpunkt des Romanciers für die Familie. (Vergl. Litt.

Echo 1901, Sp. 1056.) Abgesehen davon, daß man diesen Zeilen leicht abmerkt, auf welche „Schwäche“ der Sienkiewiczschen Kunst sie hinaus weisen — scheinen sie uns ebenso ein Extrem wie die „internationale Lobesposaune“. Die Wahrheit wird auch hier wohl in der Mitte liegen. Das bestätigt der vorliegende Roman, der eine der traurigsten Zeiten aus der polnischen Geschichte behandelt. Man muß eigentlich Pole sein, um die ganze Tiefe dieser Erzählung auszukosten und sich durch das patriotische Gefühl auch über jene Stellen hinwegtragen zu lassen, wo das rein ästhetische keinen Boden mehr findet. Wir glauben, daß der Dichter bei der Konzeption dieses Romans selbst sich nicht genug Rechenschaft darüber abgelegt hat, inwieweit sein patriotischer und der ästhetische Zweck mit einander vereinbar waren, und daß er die Liebe zu seinem Vaterlande schließlich über die Poesie siegen ließ, so daß es ihm mehr auf die geschichtliche als auf die künstlerische Handlung ankam. Die künstlerische Handlung oder Aufgabe ist offenbar die Läuterung des Hauptcharakters, Kmiziz, durch die reine, hohe Liebe zu einem edlen Mädchen. Sehr geschickt hat der Dichter es nun verstanden, die Interessen dieser Liebe mit den Interessen der Freiheit des Vaterlandes zu verknüpfen. Nicht zum geringsten Teil entspringt der Kampf und die Verwicklung aus dem scheinbaren Zwiespalt, dem die beiden Interessen einen Augenblick zu unterliegen scheinen. Und gerade die Stellen, wo Kmiziz in die Wahl kommt zwischen dem Vaterland, das im Woiwoden Radziwill verkörpert scheint, und der im andern Lager stehenden Braut, wo er schließlich erkennt, mit einem Eid an den Vaterlandsverräter gebunden und der allgemeinen Verachtung preisgegeben zu sein, gehören zu den schönsten des Werkes. Ihnen tritt an Intensität unseres Erachtens nur jene an die Seite, oder übertrifft sie vielmehr, wo Kmiziz am Fuße des Kreuzes den Befehl erhält, unverzüglich wieder ins Feld zu ziehen, just wo er glaubte, am Ziele seiner Leiden und Kämpfe zu stehen. Hier wächst der Held zu einer wahrhaft klassischen Größe: er hat sich selbst, nicht mehr wie bisher in seinen schlimmen Leidenschaften überwunden, sondern er opfert der Pflicht hier auch das Teuerste und Edelste, den Lohn der Liebe. Überhaupt hat der Dichter diese künstlerische Aufgabe, aus dem Kmiziz der ersten Kapitel den geläuterten Helden der letzten vor unsern Augen wachsen zu lassen, mit einer staunenswerten Kraft und Abwechslung gelöst. Aber es läßt sich auch nicht verhehlen, daß doch der Abwechslungen im Detail zu viel sind und dadurch im großen wieder eine gewisse Eintönigkeit entsteht. Der Dichter wird nicht müde, uns den Helden immer wieder vorzuführen, wie er die waghalsigsten Abenteuer unternimmt, die er natürlich auch alle besteht. Das läßt sich der Leser zwei-, drei- oder auch viermal gefallen, da ja auch die ästhetischen, d. h. die Läuterungsmotive nicht ganz mit einer einzelnen That erschöpft werden. Aber wenn sich die Sache zu oft wiederholt, verliert sie ihren künstlerischen Wert. Man hat das Gefühl: der Dichter wird zum Erzähler von Abenteuern, er verfällt in den alten Romanstil des Amadis von Gaula oder der Neueren aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Schließlich wird die Sache sogar leicht komisch, da der kluge Leser zum voraus weiß, daß dem Helden etwas Ernstliches nicht geschehen darf, und sich das Interesse einfach ganz unkünstlerisch auf die Art beschränkt,

wie der Held sich aus der Affaire zieht. Wäre für den Dichter nur die künstlerische Aufgabe maßgebend gewesen, so hätte er die Abenteuer und damit die ganze Erzählung auf die Hälfte eindichten können. Aber dann wäre uns ein Teil der polnischen Geschichte vorenthalten geblieben, und das paßte dem Dichter nicht. Zum Schluß freilich scheint er selbst die Lust an der Sache verloren zu haben; denn den letzten Teil des Befreiungskampfes bis zum Jahre 1657 macht er summarisch auf zwei Seiten ab, und der aufatmende Leser ist ihm dankbar dafür. Es kann auch des Guten zu viel werden. Das gilt auch von den Charakteren. Sienkiewicz führt uns eine solche Reihe ureigenster, nur in Polen möglicher Charaktere vor, daß man anfangs und auch noch eine geraume Weile seine helle Freude an ihnen hat. Das ist Leben, ungebändigte Leidenschaft, Persönlichkeit und Nationalität. Von abgeschliffenen modernen Salonhelden keine Spur, ebensowenig von tendenziösem Idealismus. Und dabei welcher Reichtum an Figuren! soviel Personen, so viel Charakterköpfe! Aber auch hier wirkt die Länge des Romans störend und lähmend. Wer z. B. genösse nicht den polnischen Falstaff-Odysseus Sagloba, wie dieses Original mit seinen Rodomontaden es vollauf verdient? — aber wer wird nicht schließlich auch dieses Originals müde, wenn es immer und immer wiederkehrt? Und so geht es mit den Vorzügen und Schwächen Wolodyjowskis und aller übrigen. Die Geschichte dauert zu lang, und dieselben Kunststückchen wiederholen sich zu oft. Man ist schließlich geneigt, wenigstens bei diesem Roman „Sturmflut", trotz aller anfänglichen Freude an all den Schönheiten des Werkes und seiner herzerquickenden Kraft und Originalität in Einzelheiten, das schroffe Urteil Brandes' nicht mehr so ganz unbegründet zu finden. Dazu kommt, daß Sienkiewicz hier wie anderwärts sich als größeren Meister in Ausführung der Szenen denn in deren Anlage und Herbeiführung erweist. Man fragt sich nicht selten: sollte das wirklich noch wahrscheinlich sein? Nun ist ja in der vom Erzähler geschilderten Geschichte vieles möglich, mehr als man für andere Länder annehmen darf, aber der Leser möchte es auch glaubwürdig dargestellt finden. Die Übersetzung ist im allgemeinen nicht ungeschickt, um so auffälliger sind die nicht seltenen, kaum verständlichen Schnitzer. Ohne damit gerade sagen zu wollen, daß wir den Roman für ein Familienbuch halten, gestehen wir gerne, daß der Verfasser auf sittliche Ausschreitungen, die mit dem Stoff gegeben waren, durchgehends nicht mehr eingeht, als die Sache unbedingt erfordert, so daß kein ernster Leser sich gestoßen fühlen wird.

Wilh. Kreiten S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Die Sequenzen des römischen Meßbuches dogmatisch und ascetisch erklärt. Nebst einer Abhandlung über die Schmerzen Mariä. Von Nikolaus Gihr, Päpstl. Geheimkämmerer, Subregens am erzbischöflichen Priesterseminar zu St. Peter. Zweite Auflage. Mit fünf Bildern. 8°. (VIII u. 310 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 3.60.

Der Herr Verfasser beschäftigt sich mit den fünf Sequenzen des Meßbuches nicht vom Standpunkt des Litteraturhistorikers aus, sondern von jenem des Dogmatikers und Asceten. Dogmatisch ist seine Erklärung, insofern er den Gedankeninhalt der heiligen Gesänge des weiteren darlegt und erläutert; ascetisch, insofern er bei seiner Erläuterung deren praktische Verwertung im Auge hat. Unsere Zeitschrift hat das Buch schon bei seinem ersten Erscheinen empfohlen (Bd. XXXIII, S. 214); im übrigen ist die Eigenart des Verfassers als ascetischen Schriftstellers bereits so bekannt und anerkannt, daß es einer weiteren Empfehlung nicht mehr bedarf. — Dux vitae in der Sequenz Victimae paschali ist vielleicht eine andere Übersetzung für das auctor vitae unserer Vulgata Apg. 3, 15.

Die Gottesmutter in der Heiligen Schrift. Biblisch-theologische Vorträge von Dr. Aloys Schaefer, ord. Professor der kathol. Theologie an der Universität Breslau. Zweite, neubearbeitete Auflage. 8°. (VIII u. 260 S.) Münster i. W., Aschendorff, 1900. Preis *M.* 4.25.

In erster Auflage erschien die vorliegende Schrift als Festgabe zum Priesterjubiläum Leos XIII. im Jahre 1887. Der Verfasser hat nunmehr seine Arbeit noch einmal durchgesehen, sie durchgehends erweitert und in einigen Punkten neu gestaltet, so z. B. in dem Abschnitt über den Namen Maria und in jenem über die Hochzeit zu Kana. Das schöne Werk fand schon gleich bei seinem ersten Erscheinen in dieser Zeitschrift (Bd. XXXIV, S. 107) die verdiente Anerkennung und Empfehlung, auf welche wir neuerdings verweisen.

Summa Theologica ad modum commentarii in Aquinatis Summam, praesentis aevi studiis aptatam, auctore Laurentio Janssens S. T. D., Monacho Maredsolensi (Congr. Beuron.), Collegii S. Anselmi in Urbe Rectore, Sacrae Indicis Congregationis Consultore. Tomus III: Tractatus de Deo Trino (I.-Q. XXVII—XLIII). gr. 8°. (XXIV et 900 p.) Friburgi, Herder, 1900. Preis *M.* 10; geb. *M.* 12.40.

Man legt diesen Band mit großer Genugthuung aus der Hand. Über die Anordnung des Stoffes kann man gewiß anderer Ansicht sein; uns würde z. B. eine innigere Verschmelzung des historisch-traditionellen und spekulativen Elementes besser gefallen; — aber die Tiefe der Spekulation und die Fülle der Gelehrsamkeit imponiert jedenfalls. So schöne Exkurse, wie der über das Comma Iohanneum, über die Trinitätslehre vor dem Nicänum u. a. m., kann man nur mit Genuß lesen. Wünschenswert wäre gewesen eine kritischere Auslese aus den Schrift-

argumenten des Alten Testamentes für das Geheimnis der heiligen Dreifaltigkeit. Wir hätten es auch gern gesehen, wenn der Herr Verfasser betont hätte, daß es eine wahre und eigentliche missio an die Kirche giebt, insofern sie einen sozialen Körper darstellt und daß diese Sendung durch die Charismen geschieht. Übrigens sind alle einschlägigen Fragen mit Scharfsinn, Besonnenheit und Gründlichkeit behandelt. Keiner wird das Buch studieren, ohne den hl. Thomas besser zu verstehen und für die Tiefe des Geheimnisses der Trinität mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt zu werden. Die neueren irrtümlichen Ansichten über die Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit sind gebührend berücksichtigt.

Institutiones Philosophicae quas Romae in Pontificia Universitate Gregoriana tradiderat P. Joannes Josephus Urráburu S. J. Volumen octavum; *Theodiceae* secundum. gr. 8°. (XII et 1136 p.) Vallisoleti, Typis Jos. Emman. a Cuesta, 1900. Preis *Fr.* 12.

Mit diesem zweiten Band der Gotteslehre hat das philosophische Riesenwerk des hochw. P. Urráburu, welches über 9000 Seiten umfaßt, seinen vorläufigen Abschluß erreicht. In keinem neueren Buch findet man die philosophische Spekulation der Schule mit gleicher Tiefe und Ausführlichkeit dargelegt. Vermissen wird man allerdings ein näheres Eingehen auf die historische Entwicklung der philosophischen Fragen, wenigstens innerhalb der Scholastik, und eine größere Rücksicht auf neuere Ansichten und Gegner. So fällt es auch in diesem Bande auf, daß die historische Seite der Lehre über die scientia media zu kurz kommt. Eine liebevollere Behandlung der von P. Molina vertretenen Anschauungen hätte gewiß zum Resultat geführt, daß er sich nicht wesentlich von seinen späteren Ordensgenossen unterscheidet. Eigentümlicherweise berücksichtigt P. Urráburu, soviel wir sehen, auch nicht jene Erklärungsweise bedeutender Molinisten, wonach Gott die freien bedingten Handlungen in seinem Konkurs — natürlich nicht im Dekret, seine Mitwirkung zu verleihen — erkennt. Sonst besitzt dieser Band die Vorzüge der früheren. Er behandelt das Wissen, Wollen und die Macht Gottes, seinen Konkurs, seine Vorsehung und Weltregierung.

Institutiones theologiae moralis. Auctore Victorio Costantini, Antistite Urbano, Ecclesiae cathedr. Aquipendiensis Archidiacono. Editio tertia. 8°. Vol. I (146 p.); Vol. II (304 p.); Vol. III (294 p.). Romae, Desclée, Lefebvre et socii, 1900. Preis zusammen *Fr.* 8.

Das Werk hat trotz der bedeutenden Konkurrenz auf dem Gebiet der Moraltheologie in verhältnismäßig kurzer Zeit drei Auflagen erlebt. Es beweist dies jedenfalls seine Brauchbarkeit. Die Einteilung weicht von der gewöhnlichen nicht ab. Die Erörterung der Prinzipien ist kurz, aber meistens genügend, da der Verfasser wesentlich praktische Zwecke verfolgt; die Behandlung der Einzelfälle, ohne welche eine Moraltheologie stets tot und unbrauchbar bleiben wird, läßt den erfahrenen Professor erkennen. Leider bringt die erstrebte Kürze hie und da, allerdings nur ganz ausnahmsweise, recht mißverständliche Ausdrücke; so ist z. B. dasjenige, was über die Restriktion beim Schwur gesagt wird, in einer so allgemeinen Fassung ganz unhaltbar. Der Abschnitt über den Magnetismus beruht auf völlig ungenügenden Informationen und ist durchaus verfehlt. In einer künftigen Auflage werden solche schwache Partien gewiß verbessert, um die Brauchbarkeit dieses verdienstlichen Moralkompendiums zu erhöhen.

Notre Seigneur Jésus-Christ dans son Saint Évangile. Par H. Lesêtre, curé de St-Étienne du Mont. kl. 8°. Tome premier (XII et 338 p.). Tome second (316 p.). Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 5.

Lesêtre erzählt die evangelische Geschichte teils mit den Worten der Heiligen Schrift teils im Anschluß an Kirchenväter und Kirchenlehrer teils in einer gemütlich breiten, aber ansprechenden Paraphrase. So ersetzt der Text selbst die Erklärung. Wir schließen uns gern dem Lob Vigouroux' an, mit dem er das schöne Buch einführt: „Abbé Lesêtre erzählt das Leben des göttlichen Meisters mit voller Sachkenntnis, großer Klarheit und vornehmer Einfachheit, ohne unnütze Einzelheiten, ohne wissenschaftliche Erörterungen und ohne gelehrten Apparat. ... Sein Buch wendet sich nicht an Gelehrte und Kritiker, sondern an die einfachen Christenseelen, welche die Wahrheit unseres Herrn Jesus Christus zu kennen wünschen."

Soyons Apôtres. Par M. l'abbé Joseph Tissier, directeur de l'Institution N.-D. de Chartres. 18°. Paris, Retaux, 1901. Preis *Fr.* 3.50.

Der Verfasser, begeistert für seine Kirche und sein Vaterland, hat in diesem Buche eine Reihe wirkungsvoller Ansprachen an die verschiedensten Klassen der Gesellschaft zusammengestellt, deren Grundton die Aufforderung zum Apostolat ist, das heißt zu männlichem Eintreten für den Glauben an Christus und seine Kirche. Mut und Thatkraft sind seit den Tagen der Apostel Mittel gewesen, wodurch die einzelnen Seelen ebensowohl wie die Gesamtheit derselben nach innen und nach außen sich stets erneuerten im Kampfe gegen das Böse und zum Siegen der guten Sache. Man wird darum diese wertvollen Reden nicht nur mit eigenem Nutzen lesen, sondern auch in einer deutschen Verhältnissen angepaßten Umarbeitung für andere verwerten können. Nicht Klagen, träges Abwarten und Dulden des Bösen, sondern Charakterfestigkeit, Beweglichkeit und Leistungen werden hier für das 20. Jahrhundert mit Recht den Katholiken empfohlen.

Betrachtender Kommentar zur Nachfolge Christi des gottseligen Thomas von Kempen. Von A. Schmittdiel, Priester der Diöcese Paderborn. 12°. (1284 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1901. Preis *M.* 6.

Ein wissenschaftlicher Kommentar zur Nachfolge Christi würde zeigen, wie in derselben die Aussprüche der heiligen Väter, der mittelalterlichen Theologen und der Mystiker verwertet, weiterentwickelt und in kurzen, inhaltsreichen Sätzen dem Verständnis heilsbeflissener Seelen näher gebracht sind. Das vorliegende Buch sucht dagegen fast nur den Wortlaut zu umschreiben und das zu sagen, was bei aufmerksamer Lesung eine im geistlichen Leben erfahrene Person selbst finden könnte. Für Anfänger ist es dienlich, um sie in den Geist eines solchen Buches einzuführen, ihnen zu zeigen, wie sie es lesen sollen, und um sie zum betrachtenden Gebete anzuleiten. Auch derjenige, der weiter fortgeschritten ist, wird es nicht ohne Nutzen zur Hand nehmen in Stunden der Ermüdung und Abspannung, wenn der Geist zur anstrengenden Selbstbethätigung nicht aufgelegt ist und nach leichterer Belehrung verlangt.

Les manifestations du beau dans la nature. Par le R. P. Jules Souben, professeur au prieuré de Farnborough (Angleterre). 12°. (328 p.) Paris, Lethielleux, 1901. Preis *Fr.* 3.50.

Zwölf Kapitel beschreiben, wie Gottes unendliche Schönheit in den Geschöpfen, den großen und kleinen Spiegelbildern seiner Vollkommenheit, gleichsam strahlt.

Sie beginnen mit Licht und Farbe, Luft und Wasser. Dann folgt die ästhetische Würdigung der Bodenbeschaffenheit, der Krystalle, des Lebens, der Pflanzenwelt, der Tiere, der Jahreszeiten, des Menschen und seiner Rassen. Den Schluß bilden schöne Ausführungen über unser Verhältnis zur Natur und über deren Urheber. Die in der Vorrede besprochenen ästhetischen Werke Hegels und Vischers zeigen, daß der Verfasser auch die deutsche Litteratur nicht vernachlässigte, lassen aber bedauern, daß Kirstein, Ästhetik der Natur und Kunst, Hallier, Ästhetik der Natur, und besonders Gietmanns Ästhetik nicht verwertet wurden. Denkende Leser werden durch dies Buch auf den Reichtum an Schönheit, Größe, Verschiedenheit und Zweckmäßigkeit der sie umgebenden Welt aufmerksam gemacht und werden ihre Herzen emporgehoben fühlen zum gemeinsamen Herrn aller Geschöpfe.

Gesammelte Goldkörner für alle jene, die nach wahrer Heiligkeit und Vollkommenheit streben, für Vorgesetzte und Untergebene aus den besten ascetischen Schriftstellern zum Gebrauche für Exhorten, Exercitien und geistliche Lesungen. Zweite Auflage. Durchgesehen von P. Philibert Seeböck O. F. M. 12°. (704 S.) Innsbruck, Rauch, 1901. Preis *M.* 3.

Das brauchbare, mit guten Beispielen versehene Buch behandelt 1. die christliche Vollkommenheit im allgemeinen in 6 Kapiteln; 2. die Übungen derselben durch verschiedene Tugenden in 70 Kapiteln; 3. die Pflichten der Vorgesetzten und die Gewissenserforschung in 7 Kapiteln. Eine feste Gliederung fehlt also. Warum sind „die Schriften zweier der berühmtesten und gelehrtesten französischen Schriftsteller", aus denen das französische Original zusammengestellt wurde, nicht genannt? Sind sie vielleicht so willkürlich benutzt wie das S. 227 gegebene Testament des hl. Ignatius, das in wichtigen Wendungen mit dem Original (Acta SS. Iuli VII. Ed. nova 768) nicht übereinstimmt? Die wahre Vollkommenheit besteht nach S. 15 „in den Übungen der Seele, in den Akten des Glaubens, der Hoffnung, des Vertrauens, der Anbetung, der Danksagung, der Demut und Vernichtung und über alles ganz besonders in wahrer aufrichtiger Liebe zu Gott und dem Nächsten". Nach einer solchen Begriffserklärung versteht man, warum nicht in eigenen Kapiteln vom Stande der Vollkommenheit, vom Berufe zum Ordensleben und von den Gelübden gehandelt wird.

Der heiligen Gertrud der Großen **Gesandter der göttlichen Liebe.** Nach der Ausgabe der Benediktiner von Solesmes von J. Weißbrodt. Zweite, gekürzte Auflage. 12°. (XXXII u. 636 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 3.60.

Dieser Band der „Ascetischen Bibliothek" verdient in seiner neuen Ausgabe um so mehr Freunde, weil die Heilige, welche das Buch im Jahre 1289 im Kloster Helffede bei Eisleben in Sachsen begann, als Deutsche uns näher steht und durch dasselbe zu den ersten Boten der Herz-Jesu-Andacht gehört. Die Kürzungen wollen das Werk einem größeren Leserkreis zugänglich machen. Tieferes Verständnis des inneren übernatürlichen Lebens läßt sich meist am besten durch Heilige gewinnen, denen der Heilige Geist selbst reichere Erfahrungen verlieh und die er zur Aufzeichnung ihrer Erlebnisse anregt, um auch andern zu dienen.

Malerei, Bildnerei und schmückende Kunst. Von Johannes Sörensen S. J. gr. 8°. (XIV u. 334 S. mit zwei Farbendrucken und 92 Abbildungen auf 40 Tafeln.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 6; geb. *M.* 8.

Ziel dieses vierten Teiles der „Kunstlehre" von Gietmann und Sörensen ist, „nach Möglichkeit positive Anhaltspunkte zu geben zur Würdigung einer künstlerischen Leistung, und zwar Anhaltspunkte, die (im Anschluß an Alberti [† 1472] und Leonardo da Vinci) aus der Natur der Gegenstände selbst sich ergeben und möglichst zu einer systematischen Einheit zusammenschließen". Der Verfasser berücksichtigt besonders Kunstwerke der neuen Zeit, mit sichtlicher Vorliebe diejenigen Rembrandts, bleibt aber nicht stehen bei den Werken der großen Kunst; eingehend behandelt er auch den Schmuck der Wohnungen durch Tapeten, Malerei, Teppiche, Hausrat und Werke der graphischen Künste, die ästhetische Würdigung des Gartens, die Arbeiten der Goldschmiede und Stempelschneider. Er beschränkt sich also nicht auf die kirchliche Kunst. Den weitesten Kreisen wird seine verständliche und fesselnde Darstellung sehr dienlich sein, um dem heute so sehr verbreiteten Verlangen nach Einführung in das Verständnis älterer und neuerer Meisterwerke Genüge zu leisten. 92 auf 40 Tafeln verteilte Abbildungen erläutern den Text und zeigen, wie dessen Ausführungen anzuwenden seien. Möge das Buch als Einleitung und Vorstufe zum Studium größerer Kunstgeschichten sich zahlreiche Freunde erwerben und in katholischen Familien der heranwachsenden Jugend als Führer dienen.

Origines catholiques du théatre moderne. Par Marius Sepet. (Les drames liturgiques et les jeux scolaires. Les mystères. Les origines de la comédie du moyen-âge. La renaissance.) 8°. (576 p.) Paris, Lethielleux, 1901. Preis *Fr.* 8.

Schon vor 35 Jahren erwarb sich der verdienstvolle Historiker, dessen Namen dieser Band trägt, sein Diplom als Archivar und Paläograph mit einer Abhandlung über das mittelalterliche Drama. In den Jahren 1878 und 1879 veröffentlichte er dann in der Bibliothèque de l'École des Chartes (t. XXXIX et XL) weitere wertvolle Studien über denselben Gegenstand, 1878 einen kleineren Band Le Drame chrétien au moyen-âge. Trotz des Erfolges, den diese Arbeiten hatten, kam er nicht dazu, den hochinteressanten Stoff in einem umfassenderen Werke weiter zu verfolgen, wohl aber setzte er seine Studien darüber in zahlreichen kleineren Aufsätzen bis in das laufende Jahr fort. Diese Aufsätze hat er, ohne tiefergreifende Durcharbeitung, nur mit kleinen sachlichen und bibliographischen Zusätzen, in dem vorliegenden stattlichen Bande vereinigt und jedem die Jahreszahl der ersten Veröffentlichung hinzugesetzt. Bilden sie nun auch kein lückenloses Ganze, so schließen sie sich doch zu einer übersichtlichen Einheit zusammen und bieten zur Geschichte der mittelalterlichen Dramatik bis hinab in ihre neueren Ausläufer einen äußerst reichhaltigen und gründlichen Beitrag. Der I. Teil führt uns in 7 Abschnitten die bedeutendsten der älteren liturgischen Festspiele und Mirakelspiele vor; der II. in 10 Abschnitten die ganze Entwicklung der Mysterienspiele; der III. charakterisiert in 3 Abschnitten die sogen. Moralitäten und Narrenspiele (Soties); der IV. endlich zeichnet an den Komödien der Marguerite von Navarra und andern hervorragenden Beispielen den Einfluß der mittelalterlichen Dramatik auf jene der Renaissance und zum Schluß das Fortleben der ersteren in den Festvorstellungen von Oberammergau, in den Volksschauspielen der Vogesen (Ménil-en-Xaintois) und der Bretagne

(Ploujean). Teils auf eigenen Quellenstudien teils auf den verläßlichsten Spezialstudien anderer aufgebaut, besitzen die Ausführungen Sepets soliden wissenschaftlichen Wert, zugleich aber sind sie in leichter und fesselnder Darstellung geschrieben. Man kann hier, ohne zu ermüden, in der angenehmsten Weise von der Welt, eine sehr eingehende Kenntnis der mittelalterlichen Bühne und ihres Einflusses auf das moderne Schauspiel gewinnen.

Notkers Sequenzen. Beiträge zur Geschichte der lateinischen Sequenzendichtung. Aus Handschriften gesammelt von Jakob Werner. 8°. (130 S.) Aarau, Sauerländer u. Co., 1901. Preis *M.* 2.50.

Bis jetzt fehlt eine kritische Ausgabe der Sequenzen Notkers und so ist die Frage noch ungelöst, welche der ihm zugeschriebenen echt sind. Während nun P. v. Winterfeld damit beschäftigt ist, alle erreichbaren Handschriften für eine kritische Ausgabe (im V. Bd. der Poetae aevi Carolini) zu bearbeiten, hat es der Verfasser der vorliegenden Schrift unternommen, 31 Codices (aus St. Gallen, Einsiedeln, Rheinau, Muri, Zürich und Berlin) eingehend zu untersuchen und die Ergebnisse seiner Forschung bis ins Einzelste allgemein zugänglich zu machen. Es erhellt daraus, daß wenigstens 47 der vorhandenen Sequenzen mit einiger Sicherheit Notker zugeschrieben werden können, während für eine Anzahl anderer nur eine größere oder kleinere Wahrscheinlichkeit besteht. Dem Hymnologen bietet die fleißige und sorgfältige Schrift noch außerdem eine Menge wertvoller Aufschlüsse. Auf einen weiteren Leserkreis ist sie nicht berechnet.

Die Beziehungen des klassischen Alterthums zu den hl. Schriften des Alten und Neuen Testaments. Für die Freunde der antiken Litteratur aus den Quellen dargestellt von Michael Kröll, Pfarrer zu Hönningen am Rhein. 8°. (66 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1901. Preis *M.* 1.20.

Die Schrift ist in drei Kapitel geteilt: I. Die Beschäftigung der Theologie mit der klassischen Litteratur ist uralt. II. Die Heilige Schrift, zunächst die Genesis, ist das älteste und ehrwürdigste Buch der Welt. III. Die Bibel ist der klassischen Litteratur des Altertums nicht unbekannt geblieben. Daran reiht sich ein Anhang: Die Schriften Platos und ihr Verhältnis zu den Büchern des Alten Testaments — und ein Schluß: Lobgesang des Kleantes und Ermahnung des Orpheus. — Die These des II. Teiles schränkt der Verfasser durch eine Fußnote so ein, daß die Heilige Schrift im Grunde denn doch nur das „ehrwürdigste" Buch der Welt bleibt. Über vieles im III. Teil werden Philologen und historische Kritiker den Kopf schütteln; kann man aber auch den Aufstellungen und Folgerungen des Verfassers häufig nicht beipflichten, so ist die Zusammenstellung der Texte doch nicht ohne Wert. Sie wird anregend, daran mahnen, daß das wichtige Thema noch keineswegs erschöpfend behandelt ist.

Die liturgischen Reimofficien auf die hll. Franziskus und Antonius, gedichtet und komponiert von Fr. Julian von Speier († c. 1250), in moderner Choralschrift mit kritischer Abhandlung und 10 phototypischen Tafeln erstmals herausgegeben von P. Hilarin Felder O. M. Cap., Dr. u. Lect. Theol. 8°. (180 u. LXXII S.) Freiburg (Schweiz), Universitäts-Buchhandlung, 1901. Preis *M.* 5.60.

Die Reimoffizien Julians auf die zwei großen Patriarchen seines Ordens gelten als der Höhepunkt dieser Art liturgischer Kunstleistung und haben durch

Text wie Komposition auf Jahrhunderte einen unberechenbar mächtigen Einfluß geübt. Mit kritischer Sorgfalt wird der von P. Dreves bereits bekannt gegebene Wortlaut nochmals zum Abdruck gebracht; die Quellentexte, die der Dichtung als Grundlage gedient, sind geschickt nebenan gedruckt. Die musikalische Komposition wird zum erstenmale im Druck gegeben. Bei der Kürze der Zeit, welche die Abfassung der Offizien vom Tode der beiden Heiligen trennt, ist ihr Wortlaut auch von Wichtigkeit für die richtige Gruppierung und Beurteilung der ältesten Lebensbeschreibungen. Vor allem aber ist der Dichterkomponist selbst eine Persönlichkeit von solcher Bedeutung, daß sie die Aufmerksamkeit des Forschers vollauf verdient. All diese Momente machen vorliegende Publikation zu einer recht wertvollen. Die von außergewöhnlicher Sachkenntnis zeugende und tief eindringende kritische Untersuchung, welche die ersten 100 Seiten füllt, ist reich an Inhalt und Belehrung. Erst im Vorjahre hatte zwar Dr. Weis in München demselben Julian eine schöne Schrift gewidmet; dieselbe wird jedoch nicht entwertet, sondern glücklich ergänzt und gewinnt erst recht an Interesse.

Itinéraire d'un chevalier de Saint-Jean de Jérusalem dans l'île de Rhodes. Par le Bailli F. Guy Sommi Picenardi, Grand Prieur de Lombardie et Venise du même Ordre. 4°. (256 p.) Lille, Desclée, de Brouwer et Cie, 1900.

Rhodos unter den Johannitern oder „die monumentalen und historiographischen Erinnerungen an die Ritterherrschaft auf der heutigen Insel Rhodos", dies würde ungefähr den Inhalt richtig wiedergeben. Die Aufschrift Itinéraire bezeichnet nur die Entstehungsart des Buches. Ein für die Geschichte seines Ordens begeisterter und durch die Paradiesespracht der Insel bezauberter Ritter hat dieselbe zu wiederholten Malen nach allen Seiten hin forschend durchwandert, um von den einstigen Zuständen und Einrichtungen, Befestigungswerken und Monumentalbauten ein richtiges und sicheres Bild zu entwerfen. Der Eigenart des Landes nach Formation und Ertragsfähigkeit, der Bevölkerung nach Abstammung und Gesittung, Anlage und Gewerbthätigkeit wurde dabei eine Aufmerksamkeit geschenkt, welche das Verständnis für kulturhistorische Auffassung verrät. Ausgeschlossen blieb von der Darstellung die Rücksicht auf Überreste antiker Kunst und Kultur, welche die Insel noch reichlich aufweist. Das Werk sollte ausschließlich der Geschichte des Ordens dienen. Die Vorarbeiten, die für das speziell abgegrenzte Thema allerdings vorlagen, boten nur wenig sichere Anhaltspunkte, so daß der Verfasser fast ohne Unterlaß Irrtümer und Mängel richtig zu stellen sich genötigt sieht. Seinerseits weiß er durch Sorgfalt und besonnenes Urteil Vertrauen zu wecken. Reicher Bilderschmuck bei vornehmer Ausstattung, mehrfache Register und wertvolle bibliographische wie andere Beigaben zieren das Werk. Dasselbe liest sich recht angenehm; der Verfasser hat eine fesselnde Art, in seine örtlichen Beschreibungen die Schicksale und Thaten der Ritter zu verweben. Wer Sinn hat für eine bedeutungsvolle geschichtliche Erscheinung, wie der Johanniterorden es ohne Zweifel gewesen ist, wird hier reiche Anregung finden. Manches findet sich auch zur Geschichte der Reliquienverehrung wie der mittelalterlichen Kunst, zur Entwicklung des Kriegs- und Belagerungswesens, vor allem zur Geschichte der Falkenjagd. Rhodos war die Heimat der besten Falkenart. Hier spielte auch der durch Schiller so berühmt gewordene „Kampf mit dem Drachen". Steht unter den tapfern Rhodisern die deutsche Zunge gegen die übrigen Nationen auch zurück, so begegnet man doch auf diesen schönen

Seiten einem Erzherzog aus dem Hause Österreich, einem betriebsamen Nürnberger Künstler und einem Kriegshelden echter deutscher Art, dem Ordens-Komtur Christoph Waldener, beheimatet in Tirol, aber aus altem Elsässer Stamm.

Notre-Dame de Lourdes. Récits et Mystères. Par P. Jos.-Marie Cros S. J. 12°. (XXX et 620 p.) Paris, Lethielleux, 1901. Preis *Fr.* 4.

Der Verfasser, als Forscher und Kritiker auf hagiographischem Gebiete längst glücklich bewährt, hat seit nunmehr 25 Jahren der Entstehungsgeschichte der Wallfahrt von Lourdes sein besonderes Augenmerk zugewendet. Mit der begnadigten Bernadette Soubirous hat er persönlich verkehrt und ihre Aussagen entgegengenommen; die Akten der bischöflichen wie der kaiserlichen Behörden standen ihm offen und von hunderten von Augenzeugen hat er Aussagen gesammelt. Auf Grund von all diesem vollendete er eine monumentale Histoire Critique de l'événement de Lourdes, für welche er die Gutheißung der maßgebendsten kirchlichen Autoritäten erlangt hat, welche aber einstweilen noch der Veröffentlichung harrt. Einen Auszug aus diesem größeren Urkundenwerke bietet die vorliegende Schrift in ihrem ersten Teile auf 330 Seiten, eine klare und frische Darstellung jener merkwürdigen Vorgänge, fast immer mit den beglaubigten Worten der Hauptzeugen. Der zweite Teil fügt unter dem Titel Mystères eine Reihe von Betrachtungen bei über die verschiedenen Umstände der Personen, Zeiten und Örtlichkeit, unter welchen der Gnadenort seine Bedeutung erlangt hat. Es soll damit dem weiteren Kreise frommer Leser, für welche der volkstümliche Auszug bestimmt ist, ein Hilfsmittel zu andächtiger Gemütserhebung geboten, weit mehr aber noch soll die Konvenienz, der tiefere Sinn und die lehrhafte Bedeutung auch der kleinsten Nebenumstände ans Licht gestellt werden. Unter vielem Schönen findet sich dabei manches, was spezifisch französische Verhältnisse und Anschauungsweise zur Voraussetzung hat und kaum als allgemein gültig urgiert werden darf. Der einsichtige Leser prüfe alles und behalte das Gute; Nutzen ziehen kann er aus allem.

Kirchengeschichte für Schule und Haus. Von Jakob van Aerssen, Pfarrer in Asperden (gest. 1896). 4°. (340 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1901. Preis geb. *M.* 4.

Den Zweck, mit den wichtigsten Schicksalen und Einrichtungen des Reiches Christi auf Erden in Kürze bekannt zu machen, kann die hübsch ausgestattete Schrift erfüllen. Was dem Katholiken in der Geschichte seiner Kirche heilig und ehrwürdig ist, wird in schlichten, frommen Worten geschildert und durch die mannigfaltigsten Abbildungen dem Auge wie dem Herzen tiefer eingeprägt. Auf Nebensächlichkeiten darf man bei solchen Darstellungen nicht Gewicht legen; doch bei den Bildern wenigstens wären Ungenauigkeiten zu meiden. So giebt S. 128 der hl. Bernhard († 1153) dem hl. Ludwig (geb. 1214) den Segen zum Kreuzzug; S. 327 wird Bischof v. Ketteler irrtümlich unter „den fünf Begründern des Zentrums" abgebildet.

Wahl und Krönung der deutschen Kaiser und Könige in Italien (Lombardei). Von Dr. August Kroener, Priester der Diözese Straßburg. [Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br. VI. Bd.] 8°. (VIII u. 190 S.) Freiburg, Charitasverband, 1901. Preis *M.* 2.20.

Die fleißige und gelehrte Arbeit bietet den Beleg dafür, welchen Vorteil es gewährt, wenn eine Frage nicht stückweise und innerhalb einer abgegrenzten Periode,

sondern ihrer ganzen Ausdehnung nach und in ihrer gesamten historischen Entwicklung zur Untersuchung kommt. Denn es handelt sich in der Schrift keineswegs, wie der Titel vermuten lassen könnte, nur um deutsche Träger der Krone, sondern um die Lombardische Königskrönung überhaupt. Die Resultate sind nun zwar überwiegend negativer Art und gewähren nur selten etwas Festes und Abschließendes. Ein einziger neuer Fund könnte gar vieles wieder umstoßen. Allein es ist von Wert, alles, was auf die Lombardische Krönung Bezug hat, so fleißig zusammengestellt vor sich zu sehen. Manches, was bei früheren Einzeluntersuchungen undeutlich oder irreführend geblieben, erhält im Zusammenhang der Dinge erst die rechte Beleuchtung. Daß nicht Monza, sondern Pavia und an zweiter Stelle Mailand den Anspruch hat, die Krönungsstätte der Lombardenkönige zu sein, scheint ziemlich überzeugend dargethan. Die Untersuchungen über die eiserne Krone führen hingegen noch zu keinem ganz festen Ergebnis. Auch wird bei denselben zuweilen von einer Art von Argumentation Gebrauch gemacht, die leicht zu weit führen könnte.

„Les Saints." Saint Yves (1253—1303). Par Ch. de la Roncière, ancien membre de l'école de Rome. 12°. (204 p.) Paris, Lecoffre, 1901. Preis *Fr.* 2.

Das anziehende Leben eines großen Volksfreundes wird kurz und hübsch in seinen Umrissen gezeichnet. Die Darstellung steht auf festem historischem Boden. In dem charitativen Wirken des Heiligen spiegeln sich die Rechtszustände wie die sozialen Verhältnisse seiner Zeit. Besondere Beachtung verdient die Geschichte seines Kanonisationsprozesses (1330—1350), von welchem die Akten erhalten sind. Den Historiker wird vor allem die rasche und glänzende Entfaltung des Kultes fesseln, welcher dem Heiligen auch außerhalb der Bretagne und Frankreichs zu teil geworden ist. In Deutschland hielten die Universitäten von Basel, Freiburg und Wittenberg sein Andenken besonders in Ehren. Als Anhang ist nebst der Bibliographie auch die alte bretonische Legende des Heiligen zum Abdruck gebracht.

Einleitung in die Chronologie. Von Dr. B. M. Lersch. Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. II. Teil: **Der christliche Kalender,** seine Einrichtung, Geschichte und chronologische Verwertung. gr. 8°. (VIII u. 190 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 4.

Die Rezension des ersten Teiles im LVII. Bande dieser Zeitschrift schloß S. 82 mit dem Wunsche: „Möge der zweite Teil sich würdig an den ersten reihen." Er thut dies nicht nur, sondern übertrifft ihn schon darum, weil er in zutreffender Art alle jene chronologischen Angaben erklärt, denen man im Meßbuch, Brevier und Martyrologium täglich begegnet, deren Verständnis und geschichtliche Entwicklung also besonders für den katholischen Priester von Wert ist. Sehr lehrreich ist die gehaltvolle Darlegung der Mängel und Vorzüge des Gregorianischen Kalenders und langer, seine Einführung verzögernder Streitigkeiten. Der ernste Forscherfleiß des Verfassers, welcher noch in einem Alter, worin andere sich die wohlverdiente Ruhe gönnen, so schwierige Fragen behandelt, verdient hohe Anerkennung.

Maine de Biran und die neuere Philosophie. Ein Beitrag zur Geschichte des Kausalproblems von Dr. Albert Lang, Professor der Philosophie in Straßburg i. Els. 8°. (66 S.) Köln, Bachem (ohne Jahreszahl). Preis *M.* 1.20.

Das Hauptverdienst Maines de Biran, eines der bedeutendsten spiritualistischen Philosophen Frankreichs des 19. Jahrhunderts, besteht in der gründlichen

Widerlegung des Sensualismus, dem er in seiner ersten Periode angehört hatte, und der Verteidigung einer spiritualistischen Weltanschauung „in einer Zeit, welcher das Verständnis für das Übersinnliche gänzlich abhanden gekommen war" (S. 52). Bei seiner Bekämpfung des Rationalismus beging er den Fehler, daß er Metaphysik und Erkenntnistheorie ganz in der Psychologie aufgehen ließ. Maine de Biran selbst versprach sich am meisten von seiner „Entdeckung" des Prinzips der Aktivität. Die erste Thatsache, von der man auszugehen habe, sei das Bewußtsein der Kraft, mit welcher man in seinem Körper eine Bewegung hervorbringt. Man erkennt darin Wirkungen des Willens und steigt von hier aus durch Induktion zur Erkenntnis des Kausalgesetzes. — Dr. Lang hat dieses System aus seiner historischen Mitte heraus in seiner Entwicklung und seinem Wesen kurz, aber klar gezeichnet. Er betont die richtigen Bestandteile und kritisiert geschickt die Schwächen und Widersprüche. Bei der wichtigen Streitfrage, ob der Kausalbegriff a priori oder a posteriori ist, ist der Herr Verfasser zur Annahme einer empirischen Deduktion des Begriffes geneigt. Leider deutet er seine Gründe eben nur an. Unter der Litteratur wäre noch zu erwähnen gewesen: Pensées et pages inédites de Maine de Biran, publiées par M. Mayjonade . . . avec une préface par M. Jules Didiot (Périgueux 1897).

Geilers von Kaysersberg „Ars moriendi" aus dem Jahre 1497 nebst einem Beichtgedicht von Hans Folz von Nürnberg, herausgegeben und erörtert von Dr. Alexander Hoch. [Straßburger theologische Studien. IV. Band, 2. Heft.] gr. 8°. (XIV u. 112 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 2.40.

Ein bisher unbekanntes Schriftchen des berühmten Straßburger Dompredigers über die Vorbereitung auf den Tod, wovon der alte Druck (1497) nur in einem einzigen Exemplare noch auffindbar ist, kommt hier zum Abdruck nebst der kurzen Geschichte seines Entstehens. Es ist die Frucht der Predigten über den Tod, welche Geiler 1495—1497 bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten hat, weshalb auch diese Predigten in Bezug auf ihre Reihenfolge wie auf ihren oft höchst originellen Inhalt näher erörtert werden. Wie Geiler selbst hat der Verfasser zugleich mit dessen Schrift den gereimten Beichtspiegel des Barbiers und Meistersängers Hans Folz neu abgedruckt unter sorglicher Angabe der Varianten nach den verschiedenen alten Drucken. Was immer das religiöse Volksleben unmittelbar vor dem Hereinbruch der Glaubensspaltung zu beleuchten geeignet ist, verdient Beachtung, und alles, was den großen vorreformatorischen Volksprediger unserer Kenntnis näher bringt, ist des Dankes wert. Die Untersuchungen des Verfassers haben manche kleine Mißverständnisse gehoben und manches feste, neue Resultat zu Tage gebracht.

Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts. Auf Grund ungedruckter Quellen. Von Bernhard Duhr S. J. [Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludwig Pastor. II. Band, 4. Heft.] gr. 8°. (X u. 156 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 2.20.

Die Schrift bringt viel Neues zur richtigeren Kenntnis der katholischen Höfe des 16. Jahrhunderts und in hohem Maße Beachtenswertes. Sie ist durchaus sachlich gehalten, sehr stoffreich und knapp in der Form, dabei klar und angenehm zu lesen. Durch Schriften dieser Art werden hoffentlich auch gegnerische Forscher

noch mehr dahin gelangen, die Vergangenheit des Jesuitenordens wie die jeder andern geschichtlichen Erscheinung unbefangen, nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten und auf Grundlage von Vernunft und Billigkeit abzuschätzen. In der Überzeugung, daß die Geschichte des Ordens das Auge des tiefer blickenden Richters nicht zu scheuen habe, hat der Verfasser ohne jede Zurückhaltung auch scharfe — ohne Zweifel oft zu scharfe und ungerecht verallgemeinernde — Urteile über Persönlichkeiten und Vorkommnisse aus streng vertraulichen Schreiben mitgeteilt. Solche, die vom Ordensleben und der Bedeutung, welche scheinbar kleinliche Dinge für die Ordensdisziplin erlangen können, einen Begriff haben, werden alles richtig verstehen. Fast ausnahmslos handelt es sich um Punkte, die bei einem Weltpriester oder gar einem weltlichen Kavalier eine Beachtung gar nicht gefunden und einer Entschuldigung nicht bedurft hätten. Wo von Anklagen gegen verdiente Ordensglieder die Rede ist, darf daraus nicht sofort auf Feindseligkeiten oder Intriguenwesen geschlossen werden. Sie finden ihre volle Erklärung durch die Berichte, welche kraft der Ordenssatzungen pflichtmäßig einzuliefern waren und die eben unvermeidlich den Stempel des Subjektiven an sich tragen, oft um so stärker, je größer die Gewissenhaftigkeit und der gute Eifer des Berichtenden war.

Kardinal Karl August Graf von Reisach als Bischof von Eichstätt. Von Joh. B. Götz, Expositus in Roth a. S. Mit einer Widmung von Dr. Triller, Domkapitular und Generalvikar. Der Reinertrag ist zum Besten der kath. Missionsstation in Roth am Sand bestimmt. 8°. (VIII u. 128 S.) Eichstätt, Verlag der bischöflichen Ordinariats-Kanzlei (in Kommission der Ph. Brönnerschen Buchhandlung), 1901. Preis M. 2.

Die Schrift war als Festgabe gedacht zum goldenen Priesterjubiläum des gegenwärtigen Bischofs von Eichstätt, Frhrn. v. Leonrod, der zu seinem großen Vorgänger von Jugend an in nahen Beziehungen gestanden hat. Zugleich soll sie dazu beitragen, zur innern Vollendung eines Missionskirchleins an Reisachs protestantischem Geburtsort die Mittel aufzubringen. Aber auch an und für sich hat das Werk Anspruch auf freundliche Aufnahme. Reisach ist einer der bestverdienten Kirchenmänner im 19. Jahrhundert, eine der glänzendsten Erscheinungen des deutschen Episkopates. Seine thatsächlichen Verdienste um die in Fesseln schlummernde Kirche Bayerns wären unsterblichen Gedächtnisses wert. Der Verfasser hat nun nicht ein abgeschlossenes Lebensbild bieten, sondern lediglich über Reisachs Persönlichkeit und sein Wirken für die Diözese Eichstätt aktenmäßig berichten wollen. Die schwierige Münchener Zeit, für die allerdings Reisachs schwer verkanntes Andenken vor allen Dingen des Geschichtschreibers harrt, wird übergangen. Die acht Jahre vom Amtsantritt in München bis zur Erhebung zum Kardinalat sind auf weniger denn 8 Seiten abgemacht. Über die Jugendzeit, die Familie und die Umstände des Todes verbreitet sich die Schrift etwas eingehender. Es war nicht die Absicht, das bereits gedruckte Material von überallher zusammenzutragen; der Verfasser hat da auch für die Eichstätter Zeit vieles unbenutzt gelassen. Es handelte sich nur um gewissenhafte Verarbeitung dessen, was das Ordinariats- und Seminararchiv, die bischöfliche Registratur und die Familienpapiere verschiedener Freunde und Verwandten darboten. Namentlich die innere Seite der bischöflichen Verwaltung und zumal Reisachs Verdienst um Gründung von Seminar und Lyceum werden demgemäß bis in die Einzelheiten behandelt. Die Sorgfalt der Angaben läßt den historischen Forscher erkennen, der Ton, welcher die Darstellung durchdringt, den grundsatzfesten katholischen Priester. Beides gereicht der Schrift zur Empfehlung.

Un grand Rhetoriqueur Poitevin, **Jean Bouchet** 1476—1557. Par Auguste Hamon. 8°. (XXII et 430 p.) Paris, Oudin, 1901. Preis *Fr.* 12.

Als Annalist seiner Heimatsprovinz Aquitanien von nicht zu unterschätzender Bedeutung, ist Bouchet vor allem liebenswürdig als Charakter von unnachahmlicher Gutherzigkeit und Biederkeit, wie als braver Christ und Katholik, der gegenüber dem jähen Hereinbruch der Calvinischen Invasion treu zu seinem Glauben stand. Auf dem Gebiete der Litteratur ist er mehr Reimkünstler und Sprachgymnastiker denn eigentlicher Dichter. Stark ist er vor allem im Moralisieren und in satirischen Sittenschilderungen. Eine feine Naturempfindung unterbricht zuweilen — wenn auch selten genug — erlösend die Langeweile der endlosen Reimereien. Indes gehört er einer Schule an, welche in der Geschichte französischer Sprache und Litteratur ihren besondern Platz einnimmt, den grands Rhetoriqueurs, welche den Zustand der französischen volkssprachlichen Dichtung darstellen vom Einflusse der italienischen Renaissance durch Petrarca bis zu dem der altklassischen Renaissance, die seit Franz I. mehr und mehr an Boden gewinnt. In Deutschland würde man ihn und seine Freunde den „Meistersängern“ an die Seite stellen, mit welchen er, neben der Gleichheit der Zeit, noch manches andere gemein hat. Recht Bemerkenswertes enthält der Band zur Geschichte der Mysterienspiele, und zwar frisch aus dem Leben heraus. Das ganze Werk ist mit Liebe und Sorgfalt gearbeitet; für die Entwicklungsgeschichte französischer Sprache, Verskunst und Litteratur bedeutet es einen Gewinn.

Fräulein Uebermeer. Die Geschichte eines jungen Mädchens. Von Angelika Harten. 8°. (206 S.) Köln, Bachem, 1901. Preis geb. *M.* 4.

Unsere heutige Jugend, besonders die „höhere Töchter“-Welt, wird immer wählerischer in ihrer Lesung. Nur ja keine Kindergeschichten für diese jungen Damen! Dafür haben sie denn doch zu viel gelesen und kennen sie zu viel von der Welt. Gerade die Litteratur für ein solches Publikum, das ebenso anspruchsvoll und kritisch sich gebärdet, als es im Grunde noch recht unreif und blöde ist, hat daher ihre besonderen Schwierigkeiten. Wer nicht mit sentimentalen Fadaisen in pikanter Brühe aufwarten will, muß schon Ausgezeichnetes liefern, um angenommen zu werden. Es gilt, berechtigte Wünsche zu erfüllen, dabei den Schwächen Rechnung zu tragen und sich doch nicht auf Irrwege fortreißen zu lassen. Wir glauben, daß in dem vorliegenden jüngsten Buch Angelika Hartens dieses schwere Problem einer guten Mädchenerzählung nach allen Richtungen gelöst ist. Der Stoff ist ganz den Lebenskreisen der ins Auge gefaßten Leserinnen entnommen: Der Eintritt eines jungen Mädchens aus dem Pensionat in die Welt. Die Art der Erzählung voll Phantasie und Gemüt, abwechselnd in der Szenerie und der Handlung, reich an den verschiedensten Stimmungen und Personen; klar und lebendig erfaßte Augenblicksbilder von Landschaften und Charakteren wechseln mit temperamentvoll gehaltenen Unterhaltungen und Briefen. Dabei hat man das Gefühl, die Verfasserin nimmt ihre Personen und Erlebnisse aus dem wirklichen Leben, wie ja auch das ganze Buch wieder fürs Leben geschrieben ist. Mit Fräulein Übermeer, die wir schon aus den früheren Büchern A. Hartens kennen, stürmt auch die Mehrzahl der Leserinnen hoffnungsselig aus den Pforten der Pension ins Leben, um mit ihr bald genug die Nachtseiten desselben und die Dornen kennen zu lernen. Eine jede hat ihre ideale Heimat über dem Meer, von der sie geträumt hat als

von einem Paradiese — und kaum hat sie den Fuß hineingesetzt, so erkennt sie, daß auch das Leben nur wieder eine Schule der Selbstzucht und Vervollkommnung ist. Wie sich in Fräulein Übermeer aus dem vorlauten, eiteln, verzogenen, nur auf Äußerlichkeiten versessenen Wesen allmählig das gesetzte, demütige und innerlich reife Mädchen entwickelt, ist ebenso unterhaltend als lehrreich im Buch selbst nachzulesen. Denn trotz aller Heiterkeit, Ironie und Fabulierlust hat diese Erzählung, wie alle übrigen derselben Erzählerin, einen ernsten Grundton, der sich um so tiefer und widerstandsloser auch in der Leserin Herz schleicht, je weniger aufdringlich und lehrhaft dies geschieht. Der Verlagshandlung ist es gutzuschreiben, daß sie in der Ausstattung des Bandes ein Übriges gethan und die bunten Vollbilder durch eine große Anzahl kleinerer, künstlerisch wirkender Illustrationen im Text ersetzt hat, so daß auch das äußere Gewand schon auf den reiferen Leserinnenkreis hindeutet.

Miscellen.

Herbarien des 16. Jahrhunderts. Manchem Liebhaber der Botanik, der fleißig sammelt und preßt, dürfte eine Notiz über das Alter der Herbarien willkommen sein. Da ist denn zunächst zu beachten, daß das Wort Herbarium nicht von jeher den Sinn hatte, den heute schon der neun- oder zehnjährige Gymnasiast damit verbindet. Herbarium einfachhin hieß früher vielfach jedes mit Abbildungen versehene botanische Werk. Das Herbarium des heutigen Sprachgebrauchs führte hingegen in der ersten Zeit des Pflanzenpressens sehr oft den Namen herbarium vivum trotz der traurigen Pflanzenleichen, die es enthielt; auch herbarium siccum, ferner hortus siccus, hortus mortuus, hortus hiemalis waren gebräuchliche Bezeichnungen. Adrian Spigel wünscht z. B. in seiner Isagoge in rem herbariam, Pataviae 1606, daß man im Winter die hortos hiemales betrachte, und fügt bei, darunter verstehe er „Bücher, worin man getrocknete Pflanzen auf Papier geklebt verwahrt".

In dieser Weise sammelte und konservierte man Pflanzen schon vor dem Jahre 1540, vielleicht schon bald nach 1500. Es ist natürlich zweierlei, Mitteilungen besitzen, daß man zu einer bestimmten Zeit gepreßte Pflanzen auf Papier geklebt und in Buchform gesammelt habe, und diese Herbarien selbst besitzen.

Sehr alte Mitteilungen über die Anlage von Herbarien bringt Mathiolus, der bekannte Kommentator der Materia medica des Dioskorides. Er erwähnt z. B. in der Ausgabe dieses Werkes von 1554, daß ihm getrocknete Pflanzen von andern Botanikern geschickt worden seien, nach denen dann die Abbildungen seines Werkes von ihm gezeichnet wurden. Einer der Zusender war Luca Ghini, von 1534—1544 zu Bologna, von 1544 bis zu seinem Tode 1556 zu Pisa

lector simplicium (Professor der Heilmittellehre). Dieser Luca Ghini wird vielfach als Erfinder der Herbarien angesehen. Ein Herbarium von ihm ist indes nicht auf uns gekommen oder doch nicht bekannt geworden. Auch der englische Botaniker John Falconer hatte bereits vor 1550 ein Herbarium; er pflegte es auf seinen großen Reisen mit sich zu führen.

Im folgenden sei nun kurz auf die Herbarien hingewiesen, welche bereits im 16. Jahrhundert angelegt wurden und bis auf unsere Zeit erhalten blieben. Während des 16. Jahrhunderts waren nämlich die Herbarien noch große Seltenheiten, vom 17. Jahrhundert an besaß aber wohl jeder Fachbotaniker sein kleineres oder größeres Herbarium. Näheren Aufschluß über erhaltene Herbarien aus dem 17. und 18. Jahrhundert findet der Leser in einer Skizze „Über alte Herbarien", welche der Botaniker Gymnasiallehrer Franz Matouschek im letzten Bericht des Vereins der Naturfreunde in Reichenberg veröffentlicht hat. Auch die folgenden Angaben über die erhalten gebliebenen Herbarien des 16. Jahrhunderts entnehmen wir in etwas anderer Gruppierung der gleichen Skizze.

Von Herbarien, welche im 16. Jahrhundert in Italien angelegt wurden und erhalten blieben, kennt man vier; es befindet sich jetzt je eines in Florenz, Bologna, Bonn (?), Meran (?).

Einer der ehrwürdigen Väter der Botanik ist Andrea Cesalpini, Caesalpinus (1519—1603). Um die Mitte des Jahrhunderts hat er zwei Herbarien angelegt. Das eine, auf Befehl des Großherzogs von Florenz hergestellt, ist nicht erhalten. Das zweite erhielt der Bischof Tornabono und zwar mit einem Briefe Cesalpinis, der vom 14. September 1563 datiert ist und noch heute dem Herbarium beiliegt. Das Herbarium gelangte im Laufe der Zeit in den Besitz verschiedener italienischer Familien, konnte aber 1844 durch die Bemühungen des bekannten italienischen Botanikers Phil. Parlatore für das naturhistorische Museum zu Florenz gewonnen werden. Das ganze Herbarium bildete damals einen Pergamentband und zeigte gut erhaltene Pflanzen, die also vor etwa 350 Jahren und zwar meist in Etrurien wild gewachsen sind. Die 260 Folioblätter mit zusammen 767 Pflanzen, welche von Cesalpini mit griechischen, lateinischen und italienischen Namen versehen wurden, sind jetzt in drei rote Lederbände eingelegt.

Ulisse Aldrovandi (1522—1605), also ein Zeitgenosse Cesalpinis und wie dieser ein Schüler Ghinis, besaß ein Herbarium, für das er schon in seinem 16. Lebensjahr Pflanzen in Syrien gesammelt hat. Die Pflanzensammlung hinterließ er der Universität seiner Vaterstadt Bologna. Ein später verfaßter Index spricht von Pflanzen, quas (Aldrovandi) in 16 voluminibus diversis temporibus exsiccatas agglutinavit.

Des Ioannis Mariae Ferro Veneti theatrum vegetabilium aus dem Jahre 1574 ist das dritte italienische Herbarium aus dem 16. Jahrhundert. Dasselbe soll sich im Besitze des Buchhändlers Lempertz in Bonn befinden oder befunden haben. Näheres darüber scheint nicht bekannt zu sein.

Aus dem Jahre 1587 endlich stammt ein Herbarium, das von einem Mönche des berühmten Benediktinerklosters Monte Cassino angelegt worden ist. Der Sammler hat die Fundorte hinzugeschrieben und scheint dann die Sammlung

behufs Bestimmung der Pflanzen an einen Ordensbruder in Österreich geschickt zu haben. Der bekannte Botaniker Kerner sah das Herbarium in den 70er Jahren im Benediktiner-Gymnasium zu Meran.

Diesen vier in Italien angelegten Herbarien lassen sich vier im Laufe des 16. Jahrhunderts in Deutschland hergestellte und bis heute erhaltene Herbarien an die Seite stellen; sie befinden sich jetzt in Cassel, Leiden, Ulm und Wien.

Das Herbarium der fürstlichen Bibliothek in Cassel trägt den Titel: „Lebendiger Herbarius oder Kreuterbuch aller Gewechs, beum, stauden ... durch mich Casparum Ratzenbergern, Sallveldensem der Arztnei Doctorem und der stadt Naumburgk an der Sala Medicum Physicum eingesamlett." Eine Widmung vom 20. März 1592 an den Landgrafen Moritz von Hessen besagt: „Als will eure Fürstliche gnade inn unterthäniger betrachtung das eur F. g. gleichergestalt wie zu allenn andern löblichen Künnstenn, Also auch ad cognitionem rei herbariae eine sonderliche Lust und zu Neygunng tragen, ich Diß meinn Werk und Herbarios vivos unterthennigst teticiret und überschicket habenn &c." Ratzenburger studierte in den 50er Jahren in Wittenberg und Jena, wo er schon Pflanzen sammelte, und bereiste 1559 Italien. Er starb 1603 zu Naumburg als Inhaber der genannten Stelle. Ratzenburgers Herbarium enthält in drei mit Holzdeckel und Lederrücken versehenen Foliobänden im ganzen 746 Pflanzenarten. Manchmal hat der Sammler zunächst unvollständige Exemplare aufgeklebt, die fehlenden Teile der Pflanze aber später nachzutragen gesucht, wobei es ihm zuweilen passierte, daß Blätter, Wurzeln, Blüten verschiedener Pflanzen verbunden wurden. Das spricht natürlich nicht gerade für eine sehr gründliche Kenntnis. Man könnte in der Sitte, die eingelegten Pflanzen möglichst vielsprachig und zwar meist in sechs oder sieben Sprachen (lateinisch, deutsch, griechisch, französisch, spanisch, italienisch, auch tschechisch) zu benennen, eine staunenswerte Gelehrsamkeit bewundern, aber dies war, wie die alten Tier- und Kräuterbücher zeigen, damals eine vielverbreitete Liebhaberei. Ratzenburgers Herbarium war lange verschollen; 1859 wurde es auf dem Boden der fürstlichen Bibliothek in Cassel, wo es unter Mineralien, die als wertlos bezeichnet waren, lag, durch Inspektor Lenz aufgefunden.

Im Dreißigjährigen Krieg erbeuteten die Schweden u. a. auch ein der Bibliothek des Kurfürsten von Bayern angehöriges Herbarium. Königin Christine schenkte es Isaak Vossius, Professor in Leiden, nach dessen Tod es an die Universitätsbibliothek zu Leiden kam. Dieses Herbarium enthält 513 Pflanzen, welche durch den Augsburger Stadtarzt Leonhard Rauwolf auf seinen Orientreisen 1573–1576 — er bereiste z. B. Syrien, Mesopotamien, Kurdistan, auch Palästina — gesammelt wurden. In seinem Reisewerk „Aigentliche beschreibung der Raiß, 1583" erwähnt er sein Herbarium, indem er von zwei bei Tripoli in Syrien gefundenen Pflanzen spricht, „welche ich unter andern meine frembde Kreuter aufgeleimdt". Die Pflanzen des Rauwolfschen Herbariums wurden 1755 von Joh. Fr. Gronovius in dessen Flora orientalis bearbeitet.

Fast geschäftsmäßig scheint ein gewisser Hieronymus Harder etwa seit 1574 die Herstellung von Herbarien betrieben zu haben. In der Vorrede des einen

uns erhaltenen Herbariums, des in der Stadtbibliothek zu Ulm, berichtet er nämlich, wie er Herbarien mehrfach „bei großen Herren", z. B. bei Herzog Albrecht von Bayern, bei dem Bischof von Augsburg, dem von Knoringen, angebracht habe. Das Ulmer Herbarium hat folgenden Titel: „Kreuterbuch, Darinn: 746 löbendiger Kreuter begriffen und eingefast seynd. Wie sie der Allmöchtig Gott selbs erschaffen, vnd auff erden hat wachsen lassen. Das unmüglich ist, Ainem maler (auch wie kunstreich er sei) so leblich an Tage zuo geben. Neben den getruckten Kreuterbiechern die Kreuter zu erkennen ganz nutzlich. Zusamen getragen und in diß Werk geordnet durch Hieronymu Harderu Simpliciste zu Vlm. Anno 1594."

Ein zweites Herbarium Harders befindet sich jetzt in der botanischen Abteilung des k. k. Hofmuseums in Wien. Ein ganz ähnlicher Titel wie der eben angeführte zeigt auch dieses Kräuterbuch mit seinen „718 vnderschidlichen lebenndigen Kreutern" an und schließt mit dem Datum des 15. Juni 1599. Zu bemerken ist, daß Harder die fehlenden Teile der von ihm eingelegten Pflanzen durch Handmalerei ergänzte und auch die Standorte der Pflanzen durch Hinzumalen von Wald oder Wiese u. dgl. kenntlich machte, was überhaupt früher mehrfach geschah.

Das älteste in Frankreich hergestellte Herbarium befindet sich jetzt im Musée d'histoire naturelle in Paris als ein Teil des großen Herbariums von Andrien de Jussieu. Das alte Herbarium selber wurde 1558 zu Lyon von einem gewissen Greault, prieur des étudiants en chirurgie, angelegt.

Das sind neun Herbarien aus dem 16. Jahrhundert. Ihnen dürfte sich zunächst als ältestes in Österreich angelegtes Herbarium anschließen jenes, das 1876 vom Stifte Wilten dem Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum geschenkt wurde. Hippolytus de Guarinoni (1571—1654) ist sein Urheber. Vielleicht, daß auch dieses Herbarium schon im 16. Jahrhundert begonnen wurde; aber selbst der Anfang desselben dürfte wahrscheinlicher erst um 1610 anzusetzen sein. Guarinoni war 1607 Hausarzt des adeligen Damenstiftes in Hall bei Innsbruck und wurde später Hofmedicus des Erzherzogs Ferdinand in Innsbruck. Musterhaft ist die Anlage des Innsbrucker Herbariums gerade nicht. Auf 53 beiderseits beklebten Folioblättern finden sich Stücke, selten ziemlich vollständige Exemplare von 633 Pflanzen, die etwa 600 Pflanzenarten angehören. Alle Pflanzen stammen aus Tirol, auch Hochgebirgspflanzen sind darunter. Kerner hat das Herbarium näher studiert und konnte mehrfach die Flora Tirols von 1600 mit der heutigen Flora des Landes in lehrreicher Weise vergleichen.

Auch das zweitälteste österreichische Herbarium (von 1671) befindet sich im Tiroler Landesmuseum. Ein sehr altes Tiroler Herbarium, bei dem aber weder Zeit der Anlage noch der Verfertiger zu ermitteln sind, wird in der botanischen Abteilung des k. k. Hofmuseums in Wien aufbewahrt.

Aus dem 17. Jahrhundert seien noch kurz genannt das Herbarium von Monau (1592—1659), das sich im botanischen Museum der Universität Greifswald befindet, sowie das Herbarium von Burser (1583—1639), jetzt in Upsala. Auch das Herbarium des Joh. Franz Beckovský, der 1684 zu Prag in den Kreuzherrenorden trat und 1725 starb, dürfte noch dem 17. Jahrhundert angehören, es

wird in der Bibliothek des Ordens in Prag aufbewahrt. Ebenfalls dem ausgehenden 17. Jahrhundert können vielleicht noch zugerechnet werden das Herbarium von Tournefort, jetzt im oben genannten Jussieuschen Herbarium des Musée d'histoire naturelle in Paris, und eine kleine von Peter dem Großen angelegte Sammlung getrockneter Pflanzen, die im Besitze der Moskauer Gesellschaft der Naturfreunde ist.

Natürlich können diese ältesten Herbarien weder in der Auswahl der Pflanzenarten, die sie enthalten, noch in Bezug auf systematische Ordnung oder auf wissenschaftliche Verwendbarkeit ihres Inhaltes mit unsern heutigen großen Herbarien, die viele Tausende von Pflanzenarten umfassen, in Vergleich kommen.

Nach den Forschungen Matouscheks scheinen Sammlungen von Kryptogamen, die heute mit regstem Eifer gepflegt werden, kaum bis zum Jahre 1800 zurückzureichen.

Alter und Ursprung des sogen. Gabelkreuzes auf mittelalterlichen Kaseln. Für die Kasel ist in der zweiten Hälfte des Mittelalters, zumal seit dem 13. Jahrhundert, das sogen. Gabelkreuz charakteristisch. Gabelkreuz wird es genannt, weil die Querbalken statt wagrecht schräg zum Vertikalbalken stehen und mit dem oberen Teile des letzteren einen Dreizack oder eine Gabel bilden. Gewöhnlich setzt man die Entstehung des Gabelkreuzes in das 11. oder allenfalls das 10. Jahrhundert. Es ist richtig, daß uns um diese Zeit bereits auf dem Meßgewand die fragliche Verzierung begegnet. Sie findet sich z. B. auf der nach dem Muster des Stoffes so genannten Adlerkasel im Dom zu Brixen, auf der Meinwerkskasel in der Bußdorfkirche zu Paderborn und dem von Stephan d. H. und seiner Gemahlin Gisela der St. Martinskirche zu Stuhlweißenburg geschenkten Meßkleid. Bei den beiden ersten ist sie durch Borden, bei dem letzten durch Goldstickerei hergestellt. Indessen ist das Gabelkreuz entschieden älter, als die gewöhnliche Meinung will. Denn schon auf einer Miniatur der Bibel Karls des Kahlen sehen wir bei drei mit den priesterlichen Gewändern bekleideten Personen einen von der Brust schräg über die Schultern zum Rücken laufenden Zierstreifen, der durchaus an das Gabelkreuz erinnert. Ja wir finden schon auf den ravennatischen Mosaiken aus dem 6. Jahrhundert bei den Bischöfen ein klar und bestimmt ausgesprochenes Gabelkreuz auf dem Meßgewande. Seine Längs- und Schrägbalken sind freilich sehr schmal. Man könnte fast zur Annahme kommen, es handle sich bei denselben nur um eine Andeutung der Nähte des Gewandes. Nichtsdestoweniger haben wir in ihnen einen wirklichen Besatz und nicht bloß Nähte zu sehen. Denn erstens pflegen die Nähte niemals auf den Mosaiken angedeutet zu werden; zweitens ist nicht ersichtlich, weshalb da, wo wir die Schrägstreifen gewahren, Nähte sein sollen; drittens finden sich Darstellungen aus derselben Zeit, welcher die Mosaiken entstammen, auf denen das, was bei den ravennatischen Mosaiken allenfalls als Naht ausgegeben werden könnte, sich klar als Besatz kundgiebt. Von besonderem Interesse ist dabei der Umstand, daß die auf denselben abgebildeten Personen, welche eine Kasel mit einem Gabelkreuz tragen, Laien, ja nicht einmal immer Christen sind. Zu der-

artigen Bildwerken gehörte z. B. eine Elfenbeintafel mit der Szene der Blindenheilung im Museo archeologico zu Mailand, und eine Elfenbeinpyxis mit der Hinrichtung und Verehrung des hl. Menas im Britischen Museum, beides Arbeiten des 6. Jahrhunderts [1]. Die Tafel entstammt der Kathedra des hl. Maximian (546—556) im Dom zu Ravenna. Dort ist es der Blinde, welcher vom Heiland das Augenlicht zurückerhält, hier eine der Personen, welche den hl. Menas verehren, deren Kasel (Planeta, Pänula) mit dem Gabelkreuz geschmückt ist. Bemerkenswert ist auch, daß selbst noch im 10. Jahrhundert Besätze von auffallend geringer Breite vorkommen. So sind z. B. die Bördchen, mit denen die Adlerkasel zu Brixen verziert ist, kaum mehr als 5 cm breit. Eine ähnliche Breite hatte der gabelkreuzförmige Besatz, mit dem eine in den Stürmen der Revolution zu Grunde gegangene, gleichfalls mit Adlern gemusterte und um die Wende des Jahrtausends entstandene Kasel in St. Arnold zu Metz ausgestattet war.

Es kann also kein Zweifel sein, daß die als Gabelkreuz bezeichnete Verzierung der Kasel viel weiter zurückreicht, als man bisher angenommen hat.

Welches ist aber der Ursprung dieser Besatzweise des Meßgewandes? Nach Bock soll das Gabelkreuz eine beabsichtigte Nachahmung des erzbischöflichen Palliums sein. Was ihn zu dieser Meinung brachte, ist eine gewisse Ähnlichkeit beider in Bezug auf die Form. Allerdings beruft er sich auch auf eine Stelle in der „Geschichte der Bischöfe von Auxerre", worin eine Kasel beschrieben wird, welche „durch ihre handbreiten Besatzstreifen ein Bild des Schulterkleides und Richtschmuckes (im jüdischen Kultus) nach Weise des erzbischöflichen Palliums darstellte" [2]. Indessen liegt auf der Hand, daß hier lediglich und allein eine Ähnlichkeit des erwähnten Besatzes mit dem Ephod und Rationale einerseits und dem Pallium der Erzbischöfe anderseits hervorgehoben, von der Entstehung des Gabelkreuzes aber nicht im geringsten die Rede ist.

Eine andere Ansicht sucht den Ursprung des Besatzes in mystischen Erwägungen. Steht der Priester am Altare als Christi Stellvertreter, um das Kreuzopfer unblutigerweise zu erneuern, so lag es, meint man, nahe, zum Ausdruck dessen das Meßgewand mit einem Kreuze auszustatten. Und galt die Kasel als das dem Priester auferlegte iugum Domini, was war dann wiederum passender, als auf dem Rücken desselben ein Kreuz anzubringen?

Beide Hypothesen sind unzutreffend. Das beweisen die angeführten Bildwerke des 6. Jahrhunderts.

Es gab einen gabelförmigen Besatz auf der Kasel eine geraume Weile, bevor das Pallium die Y-artige Gestalt erhalten hatte. Er findet sich auf der Planeta von Bischöfen, wie auf derjenigen von Laien, ja selbst von Juden. Auf den ravennatischen Mosaiken treffen wir ihn sogar gleichzeitig mit dem Pallium an, das hier noch in seiner ältesten Form, d. i. als ein um die Schul-

[1] Vgl. die für die Geschichte der Elfenbeinskulpturen so wichtige Publikation von Dr. Hans Gräven: Frühchristliche und mittelalterliche Elfenbeinwerke in photographischer Nachbildung Ser. 1, Bl. 41; Ser. 2, Bl. 17.

[2] Hist. episc. Autiss. c. 49 (*Migne*, Patr. lat. CXXXVIII, 278).

tern, die Brust und den Rücken geschlungener Streifen erscheint. Auch in der Folge haben sich nicht nur die Bischöfe, sondern auch die Erzbischöfe, gleichviel ob mit oder ob ohne Pallium, der mit gabelförmigem Besatz versehenen Kasel bedient.

Als Nachbildung des Kreuzes dürfte die Verzierung schwerlich vor dem 14. Jahrhundert betrachtet worden sein. Jedenfalls galt sie als solche noch keineswegs im 6. Jahrhundert, wie wiederum aus den erwähnten Monumenten erhellt. Allein es müssen noch selbst im 11., 12. und 13. Jahrhundert die Y-förmigen Besätze als bloße Zierstreifen angesehen worden sein. Es ist beachtenswert, daß in dem angeführten Passus der „Geschichte der Bischöfe von Auxerre" die Besatzstreifen in keiner Weise als Kreuz bezeichnet, sondern ihre Ähnlichkeit mit dem Amtsschmuck des alttestamentlichen Hohenpriesters bezw. dem Pallium hervorgehoben wird. Noch bezeichnender ist, daß auch die Liturgiker des 12. und 13. Jahrhunderts nie von einem Kaselkreuz sprechen. Hätten damals die Besätze wirklich schon als Kreuz gegolten und wären sie als Nachbildung des Kreuzes Christi auf dem Meßgewand beabsichtigt gewesen, so hätte ganz gewiß wenigstens der eine oder andere derselben ihnen als solchem einige Worte der Deutung gewidmet. Daran kann niemand zweifeln, welcher die Weise kennt, in welcher dieselben die liturgischen Gewänder behandeln. In ihrem Ursprung sind also die gabelförmigen Besätze der Kasel nichts als bloße Zierstreifen ohne besondere Bedeutung. Das beweisen zur Genüge die altchristlichen Monumente.

Die Russen auf dem heiligen Berge Athos. Athos, die östlichste der drei chalcidischen Landzungen, hat seit mehr denn tausend Jahren ihrem heutigen Namen Hagion Oros, „der heilige Berg", alle Ehre gemacht. Seit der Gründung des ersten griechischen Klosters im 9. Jahrhundert bildete sich dort auf den herrlichen, bewaldeten Abhängen der kleinen Halbinsel allmählich eine großartige, griechisch-orthodoxe Mönchsrepublik, die selbst gegenüber den alles unterjochenden Türken eine gewisse Freiheit und Selbständigkeit und ihre eigene Verfassung bewahrt hat, natürlich nicht ohne den üblichen Bakhschisch von jährlich 37 000, nach andern sogar 87 000 Franken. Dafür ist und bleibt ihr Gebiet aber auch heiliger Boden. Kein weibliches Wesen, weder Mensch noch Tier, darf ihn betreten, und auch jedem Türken und treugläubigen Anhänger des Propheten, mit einziger Ausnahme des auf der Halbinsel in Karyäs residierenden Regierungsvertreters, ist der Eintritt in den heiligen Bezirk verwehrt.

Doch während die hellenischen Mönche diese unheiligen Gesellen vom goldenen Horn ihrem Heiligtum fernzuhalten verstanden, haben sie ihre orthodoxen Brüder von der Moßkwa und Newa mit offenen Armen in ihre Klostergemeinden aufgenommen. Ganz unbemerkt sind diese slavischen Gäste mittlerweile ihren griechischen Gastgebern schier über den Kopf gewachsen.

Solange der Mönchsstaat des Athos unter dem besondern Schutze des griechischen Kaisertums von Konstantinopel stand, waren seine Bewohner, wenn nicht ausschließlich, so doch weitaus der Mehrzahl nach hellenischer Abkunft. Aber als nach dem Falle des byzantinischen Reiches die slavischen Fürsten der be-

nachbarten Donaustaaten sich den besondern Schutz und die Unterstützung einzelner Klöster angelegen sein ließen, begannen allmählich die slavischen Elemente sich auf dem heiligen Berge immer mehr auszudehnen. Ihren Sammelpunkt hatten sie in dem vorwiegend serbischen Kloster von Chilandari und in dem bulgarischen von Zographo. Außerdem haben sie in einigen andern Klöstern festen Fuß gefaßt oder leben zerstreut in verschiedenen Skiten (Mönchsdörfer) und Einsiedeleien.

Aber neben diesen Rumänen, Serben und Bulgaren begannen, namentlich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, seit den Tagen des russischen Patriarchen Nikon († 1681) auch die Unterthanen des Zaren den Klöstern des heiligen Berges eine liebevolle Teilnahme zu widmen. Einzeln und in Gruppen zogen sie in das heilige Gebiet ein. Durch die großmütige Fürsorge des Beherrschers aller Reußen ward das alte griechische Kloster Sankt Panteleimon in neuester Zeit nach und nach so ausschließlich Russensitz, daß es gewöhnlich einfachhin Russikon genannt wird. Heutzutage beherbergt es, wie wir nebst den folgenden Mitteilungen den Échos d'Orient entnehmen (IV, 54—58), unter seinen 1400 Bewohnern etwa 40 Griechen, 15 Bulgaren, 10 Rumänen und 1335 oder 1340 Russen. Außer diesem großen Russikon sind noch zwei Dörfer ausschließlich von russischen Mönchen bewohnt: die schon 1759 gegründete Skite des hl. Elias mit 300 und Sankt Andreas mit 400 Asketen. Dazu kommen noch etwa 1800 Moskowiter, die in den Zellen (Kellia) und Einsiedeleien des Athos zerstreut leben. Somit ergiebt sich die ganz respektable Zahl von etwa 4000 Unterthanen des Zaren unter den Mönchen des heiligen Berges, denen die Hellenen mitsamt allen ihren orthodoxen Genossen vom Donaustrand nur etwa 3000 gegenüberstellen können.

Diese numerische Überlegenheit erscheint noch in einem ganz andern Lichte, wenn wir uns das Russikon etwas näher ansehen. Sankt Panteleimon gehört zu den 20 Klöstern, welche die athonische Mönchsrepublik bilden. Es hat in der heiligen Synode, die über alle gemeinsamen Angelegenheiten entscheidet, nur eine einzige Stimme, wie die übrigen 19. Aber es überragt alle andern durch seinen Reichtum und seine Einrichtungen. Mit seinen unerschöpflichen Mitteln hat es ungezählte kostbare Altertümer und wertvolle Handschriften seinen Sammlungen einverleibt. In kurzer Zeit hat sich die Zahl der Manuskripte seiner Bibliothek mehr als verzehnfacht. Jedes Jahr bringt ihm neue Schätze und alte, herrliche Werke byzantinischer Kunst. Von allem, was die Gelehrten und Forscher von Nord und West auf dem heiligen Berge suchen, werden sie bald drei Viertel im Russikon antreffen. Den Hellenen bleibt dann nur der Trost einer ruhmvollen Vergangenheit, die so Großes in Kunst und Wissenschaft geleistet hat.

Es ist leicht begreiflich, daß dies Emporblühen der Moskowiten auf dem Athos gar manchem Sohn des edeln Hellas nicht wenig Kummer und Sorgen bereitet. Manch einer sieht gar in dem großartigen Bau von Sankt Panteleimon nichts anderes als eine russische Kaserne. Die Mönche dieses Klosters, so kann man nicht selten aus griechischem Munde hören und in griechischen Blättern und Schriften lesen, sind oder waren alle Soldaten im Dienste des Zaren.

Sie erhalten alljährlich einen mehrwöchentlichen Urlaub nebst zehn Handvoll Rubel, um Frau und Kinder in der Heimat zu besuchen. Schon lange, so meint mancher besorgte Grieche, bereitet sich das Russikon auf die Rolle vor, die ihm in den Plänen des Generalstabs von Moskau und St. Petersburg zugedacht ist, im günstigen Augenblick als Arsenal und Operationsbasis für ein moskowitisches Invasionskorps zu dienen. Man wird über solche pessimistische Phantasien eines hellenischen Angstmeiers vielleicht lächeln; aber man wird gestehen müssen, daß die Russen auch auf dem heiligen Berge, wie im Heiligen Lande und anderswo, ganz unentwegt nach sichern Plänen mit mächtigen Mitteln einem großen Ziele zustreben.

Welche Macht und Pracht dabei die russische Orthodoxie zu entfalten vermag, zeigte sich im vorigen Jahre in recht augenfälliger Weise. Am 16./29. Juni v. J. wurde nämlich in dem schon erwähnten, ausschließlich von russischen Mönchen bewohnten Dorfe Sankt Andreas (sonst Serail genannt) eine neue prächtige Kirche eingeweiht. Ein in den Ruhestand getretener „ökumenischer“ Patriarch nahm die Weihe vor; der russische Gesandte Zinoviev von Konstantinopel und der Admiral der russischen Mittelmeerflotte, Birilev, wohnten der Festlichkeit bei. Mit großartiger Pracht wurde die liturgische Feier begangen, und in der ganzen orthodoxen Welt hallte der Jubel wieder, nur etwas getrübt bei den echten Hellenen durch die Gedanken, welche dieser neue Triumph der Moskowiten auf dem heiligen Berge nahe legte.

Sollte es da nicht etwas gewagt sein, mit einem neueren Schriftsteller zu behaupten, „die Energie des erwachten Hellenismus scheine die Hochflut der Slaveninvasion überwunden zu haben“?

Religion des Sonnenscheins.

„Der Protestantismus hat versucht, durch Subtraktion zu heilen.“ Dieses zutreffende Wort de Lagardes gilt nicht bloß für den Protestantismus der Vergangenheit, sondern auch für den der Gegenwart. Es wird immer weiter subtrahiert, bis vom Christentum bitter wenig mehr übrig bleibt.

Das neueste Produkt dieser Subtraktionsarbeit wird von seinem Urheber Friedrich Steudel, Pastor an St. Remberti in Bremen, „Religion des Sonnenscheins“ getauft.

Steudel war früher evangelischer Pfarrer in Maienfels bei Weinsberg (Württemberg) und gab in dieser Stellung in den Jahren 1895 und 1896 die beiden ersten Hefte seines Werkes „Der religiöse Jugendunterricht“ [1] heraus. Die darin geäußerten extremen Ansichten sowie eine im gleichen Sinne gehaltene Eingabe an die Landessynode nötigten ihn, seine Stellung aufzugeben. Seitdem ist Steudel Pastor an St. Remberti in Bremen und steht dort einer Gemeinde vor, der er nachrühmt, daß sie „zu freiem Denken erzogen“ ist und ihn von allen Rücksichten auf eine Kirche befreit. Er braucht deshalb jetzt seinem religiösen Schöpfungsdrang keinerlei Zwang mehr aufzulegen.

Betrachten wir etwas das neue Evangelium, das von Bremen seinen Ausgang nimmt. Eine solche Betrachtung ist wohl geeignet, uns Katholiken sozusagen mit Händen greifen zu lassen, welch unschätzbares Gut wir an der Kirche als der von Gott gesetzten Führerin auf dem Wege der religiösen Wahrheit haben.

---

[1] Der ausführliche Titel des Werkes lautet: Der religiöse Jugendunterricht. Auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Forschung für die Hand der Lehrer und Schüler sämtlicher evangelischer Lehranstalten bearbeitet von Friedrich Steudel. I. Hauptteil: Die geschichtlichen Grundlagen. 1. Heft: Die göttliche Offenbarung im Alten Testament. Stuttgart 1895. 2. Heft: Die christliche Verkündigung im Neuen Testament. Stuttgart 1896. II. Hauptteil: Der systematische Aufbau. Stuttgart 1900. Für uns kommt hier an erster Stelle der zweite Hauptteil in Betracht.

Doch Steudels Werk „Der religiöse Jugendunterricht“ ist noch unter einer andern Rücksicht bedeutungsvoll und symptomatisch. Daß das Christentum der großen Mehrheit der evangelischen Theologieprofessoren und Gebildeten nichts mehr ist als eine vollständig ausgepreßte Zitrone, ist längst offenkundig. Kaftan, Ritschl, Harnack und unzählige andere mit ihrem Anhang haben der Reihe nach ein Dogma nach dem andern aus dem Christentum gepreßt, und die Philosophieprofessoren Fr. Paulsen, Th. Ziegler, H. Spitta u. a. haben sich redlich bemüht, ihnen beizustehen.

Vor dem gewöhnlichen Volke und besonders vor der Jugend wurde jedoch dieser Sachverhalt möglichst verschleiert. Prof. Spitta bemerkt in seinem Werke „Mein Recht auf Leben“, zwischen vielen Predigern und ihren Gemeinden bestehe ein Abstand von mindestens einem Jahrhundert. Die Gemeinde hält vielfach noch an dem „massiven“ Glauben fest, wie er in den Bekenntnisschriften der Reformation niedergelegt ist; der Prediger dagegen hat den „kritischen Läuterungsprozeß“ an der Universität durchgemacht und die meisten christlichen Dogmen längst zum alten Plunder geworfen. Aber er darf vor der Gemeinde nicht offen von der Leber sprechen, wie er denkt. Er ist im „Amt“ und muß eine Maßregelung durch die Landessynode befürchten. Deshalb sieht er sich genötigt, vor der Gemeinde einen förmlichen Eiertanz aufzuführen. Er muß in der Sprache der Bekenntnisschriften reden und deswegen allen hergebrachten Ausdrücken eine andere Bedeutung unterschieben, die mit seinen „kritischen“ Anschauungen übereinstimmt. Daher das großartig entwickelte Verschleierungssystem, unter dem selbst viele Prediger schwer seufzen.

Doch giebt es auch andere, denen diese offizielle Heuchelei Ekel einflößt und die deshalb entschieden die Forderung erheben, man solle das unwürdige Doppelspiel endlich aufgeben und dem Volke und auch den Konfirmanden nicht länger mehr die Ergebnisse der modernen Forschung vorenthalten, d. h. ihnen offen und ungescheut sagen, daß das historische Christentum unhaltbar sei.

Auf diesem Standpunkt steht Steudel. Der erste Teil seines Werkes soll der Jugend in die Hand gegeben werden, der zweite ist für die Religionslehrer bestimmt, und dieser Umstand verleiht ihm seinen symptomatischen Charakter. Besehen wir jetzt die „christliche Religionslehre“, die der Jugend, insbesondere den Konfirmanden, vorgetragen werden soll.

1. Den Ausgangspunkt der ganzen Religionslehre bildet naturgemäß der Begriff der Religion. Was ist Religion? Darauf antwortet

Steudel: Religion ist zunächst ein „seelischer Zustand des einzelnen Menschen, worin er sich seiner Abhängigkeit von einer Macht bewußt wird, deren wahres und volles Wesen er mit seinen beschränkten Mitteln nicht wahrnehmen kann" [1]; sie ist „das Ahnen eines Übersinnlichen" [2].

Beim Anblick des Entstehens und Vergehens der Dinge wird der Mensch im Gemüte von der Frage ergriffen: Woher das alles? Insofern er „unwillkürlich nach einer wenn auch noch unbestimmten Antwort tastet, indem er sich sagt: es muß etwas dahinter stecken, ein großes, imponierendes Etwas, größer als ich — insofern ist er religiös, hat Religion". Dies ist ein weites Dach, unter das sich auch die Ahnungen der Spiritisten leicht unterbringen lassen. Es darf uns deshalb nicht wundern, daß nach Steudel alle Menschen Religion haben. Da „kein Menschenleben frei ist von religiösen Anwandlungen", so läßt sich behaupten: „wenn auch nicht jeder eine Religion hat, so hat doch jeder etwas Religion" [3]. „Auch im fanatischen Materialisten lassen sich leicht religiöse Elemente nachweisen." [4] Überall, wo der Menschengeist „in den Dingen und Erscheinungen etwas Höheres ahnt, ist er fromm" [5].

Aus diesem „ursprünglichen Erlebnis" (Religion im ersten Sinne) entsteht in uns eine „Summe von Vorstellungen", und das ist die Religion im zweiten und abgeleiteten Sinne. „Hier ist also die Religion eine bestimmte Weltanschauung und Lebensauffassung, d. h. ein in gewissen praktisch wirksamen Vorstellungen ausgeprägter Bewußtseinsinhalt des Menschen, hervorgegangen aus dem allen Menschen gemeinsamen ursprünglichen religiösen Erlebnis." [6] „Die Empfindung des Größeren, das über uns steht, ist das Wesentliche und Bleibende (in der Religion), die Erklärung derselben in Lehren und Anschauungen ist das Nebensächliche und ewig sich Wandelnde." [7]

Wie bilden sich nun diese religiösen Vorstellungen oder die Religionen? Sie entstehen aus dem unaustilgbaren Trieb nach Erhaltung und voller Befriedigung unseres Lebens. Der Trieb nach Glückseligkeit ist das Allesbeherrschende im menschlichen Sein. Derselbe nötigt uns „zur Bildung bestimmter Vorstellungen über das noch unerkannte Wesen, davon wir uns abhängig fühlen" [8], und bestimmt auch die Art und die Richtung dieser Vorstellungen [9].

---

[1] Der religiöse Jugendunterricht, II. Hauptteil, S. 1.
[2] Ebd. S. 2. [3] Ebd. S. 2. [4] Ebd. S. 91. [5] Ebd. S. 196.
[6] Ebd. S. 4. [7] Ebd. S. 113. [8] Ebd. S. 6. [9] Ebd. S. 7.

Wissen können wir nämlich nach Steudel über jenes unbekannte Wesen nichts. Alle begriffliche Arbeit „ist nur geordnete Erinnerung, ein abgekürztes Verfahren, mit Wahrnehmungen zu rechnen“. „Das logische Denken kann sich niemals in seinen Vorstellungen über das Wahrgenommene erheben . . ., der Versuch, etwas nicht Wahrnehmbares denkend zu erfassen, zu erkennen, ist aussichtslos.“

Hier hilft nun die Phantasie, welche „die im Gedächtnis haftenden Wahrnehmungselemente und Begriffsbildungen durch Kombination in nicht wahrgenommene Beziehungen zu einander“ bringt. Ob diesen Phantasievorstellungen eine Wirklichkeit entspricht, können wir nicht wissen, aber es ist doch möglich. Die Phantasie hat „jedenfalls auf dem religiösen Gebiet ihr Recht“. „Man kann es in religiösen Dingen niemals zu einem Wissen im strengen Sinne bringen“, sondern nur zu Wahrscheinlichkeiten, und deren Behauptung ist Glauben. Die Phantasie kann da, wo „exaktes Denken aufhört, Vermutungen anstellen. Das ist ihr Recht und ihr Vorzug“[1]. „Die Phantasie sucht, ‚mit kühnem Flug zum Ewigen sich erweiternd‘, auch das Unerkennbare zu beschreiben.“ „Wäre Gott wissenschaftlich erkennbar, so wäre er nicht mehr Gegenstand der religiösen Verehrung.“

2. Wie kommen wir dazu, die Vermutungen der Phantasie zu glauben? Durch die Offenbarung. Diese ist eine Synthese der Phantasie, die unerwartet in uns auftaucht. „Dem Geiste ‚kommt sie‘ eines schönen Tages, sie steigt aus dem ‚dunklen Urgrund menschlichen Geistes‘, d. h. aus dem Reich unbewußter geistiger Thätigkeit in ihm auf, er wendet sie an und vergleicht, und siehe: wie sie in ihm aufgeleuchtet ist, so leuchtet sie ihm nun ein. Daß die Sache sich so verhalten muß, ist ihm ‚offenbar‘ geworden.“[2] Diese Form, in der mit Hilfe der Phantasie eine subjektiv überzeugende Vermutung unwillkürlich in uns entsteht, nennen wir Offenbarung. Auch in der Kunst und Wissenschaft giebt es solche Offenbarungen. Der subjektive Assensus zu solchen Offenbarungen ist der Glaube. Der Glaube ist nur dann normal, wenn der Glaubende sich die Unbeweisbarkeit und zugleich die Unwiderlegbarkeit seines Glaubens klar gemacht hat. Der Autoritätsglaube ist nur blindes Nachbeten[3].

Das Offenbarwerden ist mithin etwas rein Natürliches, der Glaube an eine höhere Inspiration beruht immer auf Selbsttäuschung. „Ein übersinnliches Wesen kann sich doch nur auf übersinnliche Weise offenbaren.“[4]

---

[1] Ebd. S. 13. [2] Ebd. S. 16. [3] Ebd. S. 19. [4] Ebd. S. 23.

Steudel ist es nach dem Gesagten einleuchtend, „daß es eigentlich ebensoviele Religionen geben sollte, als es Menschen giebt". Jeder müßte seine eigene Religion haben. Aber hervorragende Geister, die sich für inspiriert hielten oder ausgaben (Propheten), wußten Einfluß auf unselbständige Naturen zu gewinnen; sie fanden Anhänger und Nachbeter. Das Hauptmittel der prophetischen Wirksamkeit war stets die Suggestion. „Am großartigsten hat sich die suggestive Kraft der prophetischen Autorität immer daran gezeigt, daß die unter ihrem Banne stehende Menge in der Thätigkeit des Propheten Wunder zu sehen geneigt ist (Elias, Jesus, Mohammed)." [1]

Ihrem natürlichen Ursprung entsprechend ist jede Religion einer beständigen Umbildung ihres ursprünglichen Ideengehaltes unterworfen. Diese „Umbildungen" vollziehen sich nach bestimmten Gesetzen. Die von einer Gemeinschaft gepflegte Lehre wird in Bekenntnisformeln fixiert und von der Menge mit Fanatismus als Dogma gehütet. Der Kult wird veräußerlicht. Es treten einzelne Persönlichkeiten (Priester) an die Spitze, welche die Pflege der Religion als Geschäft betreiben und ihren Zweck am besten durch einen äußerlichen Betrieb des Gottesdienstes erreichen [2]. „Im Priestertum liegt der Fluch der Religionen." Da die Priester „buchstäblich von der Religion leben", so wird diese „zu einem Mittel für persönliche Zwecke praktischer Art degradiert. Sie soll den Priesterstand nähren" [3]. „Wenn der Priester von dem Geschäfte leben will, muß er es in Schwung bringen. Das erreicht er durch Massenkonsum."

Das ganze Priestertum beruht also auf niedriger Selbstsucht und auf Betrug und Heuchelei, und man findet es begreiflich, wenn Steudel dazu auffordert, „allem Pfaffentum so energisch wie möglich entgegenzutreten" [4]. Weniger begreiflich wird man es finden, daß der Schreiber dieser Auslassungen trotzdem wohlbestallter und wohlbesoldeter Pastor von St. Remberti in Bremen bleiben kann!

3. Auf Grund der eben dargelegten Religionstheorie unterzieht Steudel nun die christliche Offenbarung einer radikalen Kritik, um sich dadurch für seine neue Religion reine Bahn zu schaffen.

Daß er das ganze Christentum im Sinne der katholischen Kirche mit souveräner Geringschätzung wegschiebt, wird nach dem bisher Angeführten

---

[1] Ebd. S. 35. [2] Ebd. S. 43. 44. [3] Ebd. S. 44.
[4] Ebd. S. 287.

niemand befremden. „Daß diese ganze Lehre von Kirche, Priester und Sakramenten in der Heiligen Schrift keine Stützpunkte hat, braucht nicht erst lange bewiesen zu werden.“ [1] Hier hat der Leser ein charakteristisches Beispiel von der Art und Weise, wie Steudel das Christentum und alle widersprechenden Ansichten kritisiert. Die fehlenden Beweise werden meist durch machtvolles Absprechen ersetzt.

Aber nicht bloß die katholische Kirche, auch die Reformation findet in seinen Augen keine Gnade. Hier redet er wenigstens von Dingen, die er versteht. Von der protestantischen Bibelverehrung sagt er: „An die Stelle des lebendigen ist der ‚papierene Papst‘ getreten.“ [2] „Daraus ergab sich der verhängnisvolle Widerspruch“, daß man die Bibel als über der Vernunft stehend ausgab und sie dann doch wieder bei der Auslegung durch die Vernunft mußte meistern lassen. Daher „die neuen Bekenntnisschriften, die ebenso wie die Bibel als Glaubensgesetze gelten sollten“. Das wurde der Reformation infolge der endlosen Glaubensstreitigkeiten zum Fluch. Das „allein aus dem Glauben“ war der schwerste Schlag gegen die Gnadenanstalt der römischen Kirche, aber eine „unhaltbare Stellungnahme, da sie nicht bloß der römischen Buß- und Werkheiligkeit, sondern jeder menschlichen Sittlichkeit ihren entscheidenden Wert abspricht“ [3]. „Theologisches Schulgezänk und sittliche Gleichgültigkeit unter Berufung auf den ‚rechten Glauben‘ waren die nächsten Folgen der Reformation.“ „Den Fluch des durch die neuen Bekenntnisse geschaffenen fanatischen Konfessionalismus bezeugen die Ketzergerichte der protestantischen Kirchen“: 1566 wird Hofprediger Funk wegen Ketzerei, und zwar weil er die „Rechtfertigung“ zugleich als Mitteilung einer inneren Gerechtigkeit auffaßte, enthauptet; Nik. Crell, Kanzler in Kursachsen, wird 1601 wegen heimlichen Calvinismus enthauptet u. s. w. [4] „Eine Verleugnung des protestantischen Prinzips der Gewissensfreiheit muß auch in dem von den Reformatoren eingeführten Territorialsystem (cuius regio illius religio) gefunden werden.“ [5]

Steudel giebt uns dann noch eine „kritische Rückschau“ auf die wichtigsten christlichen Offenbarungslehren, die sich „unmöglich widerspruchslos miteinander verbinden“ lassen und im Laufe der Jahrhunderte aus hundert Bächen zusammengeschwemmt wurden. Das biblische „Weltbild ist nach-

[1] Ebd. S. 73. [2] Ebd. S. 75. [3] Ebd. S. 76.
[4] Ebd. S. 76. 77. [5] Ebd. S. 77.

weislich von den Juden bei den Babyloniern entlehnt. Der Teufels- und Engelsglaube ist aus einer Aufpfropfung persischer Ideen auf jüdische Vorstellungen erwachsen.... Die Erbsündenlehre geht mit ihren Wurzeln auf die altsemitische Paradiessage, dann auf daran anknüpfende spätjüdisch-alexandrinische Ideen zurück, die zuletzt von Paulus und Augustinus weitergebildet wurden.... Die Dreieinigkeitslehre ist der Abschluß der Lehre von der Gottheit Christi. Diese entstand aus einer Verbindung der jüdischen Messiasidee mit hellenischen (alexandrinischen) Vorstellungen (Logosidee). Die Lehre von der übernatürlichen Geburt zum Teil auf Zufall beruhend: Deutung von Js. 7, 14 auf Grund der falschen griechischen Übersetzung im Sinne einer Jungfrauengeburt" [1].

Ganz im selben Stile wird auch die Entstehung der Versöhnungstheorie, der Lehre von der Höllen- und Himmelfahrt Jesu, der Wiederkunft Christi erklärt. „Mit der Abstammung aller christlichen Zukunftslehren aus den jüdischen Messiashoffnungen erklärt sich der ihnen innewohnende Widerspruch." [2] Der „Glaube an eine unsterbliche Seele" ist „der griechischen Wurzel entsprossen", „der Sakramentsbegriff (ist) unter Einwirkung der heidnischen Mysterien entstanden" [3].

Man sieht, der Bremer Seelenhirt giebt sich redlich Mühe, den Fehler Luthers und der übrigen Reformatoren gut zu machen, daß sie „auf halbem Wege stehen geblieben sind" [4].

Kann denn mit all den genannten Negationen noch eine Religion und gar eine christliche Religion bestehen? Das scheint unmöglich; aber Steudel weiß es möglich zu machen. Folgen wir ihm in dem, was er den „positiven Aufbau" seines Systems nennt.

4. Wissen können wir nach Steudel von Gott nichts. Mit Berufung auf Kant verwirft er alle Beweise für das Dasein Gottes. Wohl aber können wir etwas über Gott vermuten. Sehen wir, was er vermutet. Er nennt sein System „immanenten Theismus" [5]. Im Grunde ist es nur ein verschwommener Pantheismus im Sinne Schleiermachers, wenn er das auch nicht zugeben will [6].

Gott ist „das Ganze alles Seienden", das schlechthin Unbedingte, Absolute. „Gott muß als die Zusammenfassung alles Seienden, als das

---

[1] Ebd. S. 85. [2] Ebd. S. 86. [3] Ebd. S. 87.
[4] Ebd. S. 78. [5] Ebd. S. 144. [6] Ebd. S. 146.

wahre Sein gedacht werden." Der Begriff Gottes schließt die Persönlichkeit aus, weil zur Persönlichkeit „das Merkmal des sich selbst von anderem Unterscheidens" gehört. „Es kann und darf aber von Gott, wenn er nicht in das Dingliche, Endliche herabgezogen werden soll, nimmermehr angenommen werden, daß er sich von anderem unterscheidet. Er selbst muß ja in allem seiend gedacht werden. Unser ‚du' Gott gegenüber ist also nur von unserem Standpunkte aus berechtigt, da wir ein ‚Teil' sind." [1]

Mit E. v. Hartmann [2] bekennt er: „Der alleine, schrankenlose, allwissende und allweise Geist, erhaben über Raum, Zeit und Körperlichkeit, über Persönlichkeit und alle dem Werden anhaftenden Unterschiede, ist das Bleibende in allem Wechsel, das Wissende in allem Wissen, das Wirkende in allem Wirken, das ewige, allein wahrhaftig seiende, allem Dasein und Bewußtsein zu Grunde liegende, in seiner Wirksamkeit allgegenwärtige und allmächtige Urwesen, das sich in der Welt des äußerlichen Daseins und innerlichen Bewußtseins als in seiner räumlichen Erscheinung auswirkt und in ihr den einzigen Schauplatz seiner Bethätigung hat."

An einer andern Stelle nennt Steudel Gott die Weltseele. Gott kann „nicht neben oder über der Welt, sondern nur in ihr gedacht werden. Beide sind eins, aber nicht ein und dasselbe: Gott ist die belebende Einheit, die Welt die belebte Vielheit" [3].

Bei solcher Auffassung Gottes darf es uns nicht wundernehmen, daß Steudel die „biblische Schöpfungsgeschichte" ablehnt. Denn, argumentiert er, „aus nichts entsteht nichts, und von Gleichem kommt Gleiches, d. h. Gott konnte aus sich selbst nur wieder sich selbst hervorbringen". Da hätten wir also die Absurdität eines hervorgebrachten Gottes und die weitere Absurdität, daß ein Ding wirken kann, noch bevor es existiert.

Trotz seines Pantheismus behält Steudel die gewöhnliche christliche Ausdrucksweise in Bezug auf Gott bei. Er nennt Gott den „allmächtigen Schöpfer, Regierer und Erhalter des Alls". „Die Schöpfung kann nur als eine ewige (ohne Anfang und Ende) gedacht werden." [4] „Gott ist der alleinige Ordner des Alls, dessen Größe und Reichtum, Macht und Weisheit aus seinen Werken entgegenstrahlt." [5]

Hier fragt man sich unwillkürlich: Wenn uns Gottes Macht und Weisheit aus seinen Werken entgegenstrahlt, mit welchem Rechte behauptet

---

[1] Ebd. S. 145.
[2] Ethische Studien (1898) S. 240. [3] Ebd. S. 298.
[4] Ebd. S. 159. [5] Ebd. S. 161.

dann Steudel anderswo, daß wir von Gott nichts wissen können? Solche Widersprüche halten ihn übrigens nicht im geringsten ab, sich zu den „logisch Geschulten" zu rechnen.

Der Glaube an Gottes Allmacht schließt „den Wunderglauben völlig aus". Steudel hält es für notwendig, im Religionsunterricht „das kindliche Gemüt von jedem falschen, im Leben täuschenden Wunderglauben zu befreien"[1]. Der Wunderbegriff ist „eine contradictio in adiecto, insofern er das Geschehen dessen, was nicht geschehen kann, behauptet. Denn was geschehen kann, ist eben kein Wunder mehr". „Der vulgäre Vorsehungsglaube" ist „Wunderglaube"[2]. Eine besondere Vorsehung (providentia specialis) giebt es nicht[3]. „Jeder Eingriff in den gesetzmäßigen Gang des Naturgeschehens ist darum undenkbar, weil damit selbst bei den geringfügigsten Anlässen durch die tausend Fäden, die die Natur verknüpfen, eine Betriebsstörung eintreten müßte, die in der Konsequenz den Sturz des ganzen Weltensystems zur Folge haben müßte."[4]

Welch ein Glück für uns, daß der Steudelsche Gott seine Macht nicht überschätzt! Man denke doch, welch unberechenbare Folgen für ihn und seine Schöpfung ein leichtsinniger Ruck an den Weltfäden haben könnte!

5. Welchen Zweck hat der Mensch? „Fragen wir nach dem uns von Gott mitgegebenen Zweck unseres Lebens, so ist es abzulehnen, daß es in Gott seinen Zweck habe. Denn Gott bedarf niemandes." Unser Leben „muß vielmehr nach Gottes Willen seinen letzten Zweck in sich selbst haben, indem es von seinem Träger als Freude empfunden wird. Ist die Schöpfung auf das Selbstbewußtsein als die höchste Form des Seins angelegt, so kann der Zweck der selbstbewußten Wesen nur sein, sich als Könige, als Herren der Welt zu fühlen, darin das höchste Sein darzustellen und das Dasein als Glück zu empfinden (Religion des Sonnenscheins)"[5]. „Das Kulturideal höchster Lebensförderung ist gottgewollte Bestimmung aller Lebensentwicklung."[6] Steudel steht nicht an, die konsequente Ausgestaltung der „Idee der Gotteskindschaft", die vollkommene „Verwirklichung des göttlichen Ebenbildes" als die höchste sittliche Aufgabe des Menschen hinzustellen[7].

„Ich lebe, um mich meines Lebens zu freuen", das ist die sittliche Aufgabe des Menschen, aus der alle Sittenregeln abgeleitet sein müssen[8].

---

[1] Ebd. S. 164. [2] Ebd. S. 164. [3] Ebd. S. 183.
[4] Ebd. S. 165. [5] Ebd. S. 169. [6] Ebd. S. XII, Inhaltsverzeichnis.
[7] Ebd. S. 169. [8] Ebd. S. 175.

Der Mensch soll auf Erden möglichst glücklich werden, aber als Glied der menschlichen Gesellschaft. Was aber zu diesem Ziele führe, was also im einzelnen gut und bös sei, läßt sich nicht allgemein bestimmen, ist vielmehr der Entwicklung unterworfen[1].

Das Leben, dessen wir uns freuen sollen, ist das irdische Leben, denn ein Jenseits giebt es nach Steudel nicht. „Der Tod selbst ist ein Geheimnis, unser Zustand nach dem Tode etwas schlechterdings Unerkennbares, eine persönliche Fortexistenz als Verlängerung unserer jetzigen persönlichen bewußten Lebensform über den Tod hinaus rein undenkbar.“[2] „Darum ist es auch sinnlos, sich in diesem Leben durch irgendwelche Jenseitstheorie bestimmen zu lassen.“ Die gewöhnliche Beweisführung für die Unsterblichkeit „kann logisch Geschulten nur ein mitleidiges Lächeln abzwingen“[3]. Steudel denkt wohl: nur die Lumpen sind bescheiden.

Obwohl der Bremer Theologe die Freiheit des Willens für eine „Illusion“ erklärt und keinen persönlichen Gott anerkennt, so redet er doch recht erbaulich von Gewissen, Pflicht, Schuld, Frömmigkeit, Gottesliebe u. s. w.; natürlich werden diese Begriffe alle umgedeutet und umgebogen, bis sie ungefähr nichts mehr bedeuten oder in ihr Gegenteil verkehrt sind.

Das Gewissen ist ihm „erworbene Liebe zu gewissen Zielen, eine Liebe, die uns die Verletzung derselben bei andern im Schmerz der Entrüstung, bei uns selbst im Schmerz der Selbstverurteilung empfinden läßt“. Wie aber bei seinem deterministischen Standpunkte eine solche Verletzung und eine solche Verurteilung möglich sei, sagt er uns nicht. Er fügt dann auch selbst hinzu: „Wenn so der Inhalt unseres Willens nicht in unserer Gewalt steht, sondern durch innere und äußere Umstände unseres Lebens gebildet, uns anerzogen wird, so müssen wir einerseits alles Gute im Menschen als Gnade, anderseits alles Böse als verzeihlich betrachten.“ „Jede andere Auffassung der Gnade und Schuld ist widersinnig.“[4] „Das Böse ist immer nur das noch nicht entwickelte Gute.“[5]

Wenn alles Gute in mir Gnade ist, dann ist auch der Blutumlauf und die Verdauung eine Gnade. Und wessen Gnade? Gottes? Aber der Mensch ist ja ein „Teil“ der Gottheit, die in ihm zum Bewußtsein

---

[1] Ebd. S. 223. [2] Ebd. S. 189. [3] Ebd. S. 192.
[4] Ebd. S. 229. [5] Ebd. S. 276.

kommt und mit absoluter Notwendigkeit wirkt. Wie kann da noch von Gnade die Rede sein, mag man dieses Wort auch noch so oft drehen und umbiegen? Und wenn alles Böse verzeihlich ist, dann giebt es eben kein Böses, keine Schuld im wahren Sinne mehr. Steudel giebt auch offen zu, daß auf seinem deterministischen Standpunkte „eine Schuld im strengen, absoluten Sinne ausgeschlossen" sei [1]. „Eine Schuld im strengen Sinne wäre auch unsühnbar und könnte den Menschen nie mehr zum Frieden kommen lassen." [2] Warum denn nicht? „Sünden vergeben heißt also sich und andere bessern wollen. Eine Sündenvergebung im alten Sinne des Wortes kommt für uns gar nicht in Frage." Die Sünde erlaubt uns nicht, „die Person — ob wir selbst es sind oder andere — zu verwerfen und zu verdammen" [3]. Damit ist allen Sündern Generalabsolution erteilt. Jetzt können wir fröhlich singen:

Brüder, trinkt und stimmet ein:
Allen Sündern soll vergeben
Und die Hölle nicht mehr sein!

Eine kleine Schwierigkeit bereitet dem Bremer Religionsstifter das Problem des Leidens. „Gottes Wesen", sagt er, „ist in der Gesetzmäßigkeit und Entwicklungstendenz der Natur allein noch nicht völlig erschöpft. Er zielt darauf ab, Freude zu machen. Und das erst ist das letzte Wort." [4] Woher also die Übel und Leiden aller Art hier im Thale der Thränen? Antwort: Das Übel ist um des Lebens willen notwendig. „Gott hat in dem Endlichen den Gegensatz geschaffen, weil nur aus ihm und seinem Kampf Bewegung, Leben entsteht." [5] Viele Übel könnten auch, meint Steudel, als indirekt selbstgewollt nicht gegen die göttliche Gerechtigkeit ins Feld geführt werden. Aber wie? Der Mensch ist ja nur ein Teil der Gottheit und in seinem Verhalten unbedingt determiniert. Wie kann man also ihm die Übel zuschreiben, um Gott zu entlasten? Schließlich weiß Steudel den Übeln gegenüber keinen andern Rat als stumme Resignation. Das Gefühl für die Leiden stumpft sich allmählich ab und es bleibt doch die Hoffnung, daß mit dem Tode alle Erdenqual ein Ende hat [6]. Als letztes Mittel gegen die Leiden erwähnt er den Selbstmord. „Wo die genannten Gegenkräfte gegen die Macht des Leidens aus besondern Gründen versagen, schafft sich der Mensch Erlösung in der frei-

---

[1] Ebd. S. 279. [2] Ebd. S. 279. [3] Ebd. S. 280.
[4] Ebd. S. 176. [5] Ebd. S. 166. [6] Ebd. S. 208.

willigen Vernichtung seines Lebens. Wir dürfen darum den Selbstmörder nicht unter allen Umständen verurteilen, sondern haben ihn oft als das Opfer eines schweren inneren Unglücks zu betrachten." „Laßt uns doch nicht grausamer sein wollen als die Natur selbst und die in ihr wirkende Gottheit! Das ist eben das Große in der Weltordnung, daß einem einseitigen Druck die Möglichkeit der Ausgleichung durch den Tod — hier natürlich durch den freiwilligen — noch allezeit offen steht. Die unbedingte sittliche Verurteilung ist eine sittliche Roheit sondergleichen. Der Selbstmord unterscheidet den Menschen vom Tier, er ist begründet in der den Menschen vom Tier unterscheidenden Reflexionsgabe. Ob sein Leben noch etwas wert ist, muß jeder selbst am besten wissen." [1] „Der Selbstmord ist ein Unglücksfall." Auch die Obrigkeit tötet ja oft zur Sühne einen Menschen. „Ich glaube aber, daß man über sein eigen Leben doch immer noch etwas mehr Verfügungsrecht hat als die Obrigkeit." [2]

Das ist ganz konsequent vom Steudelschen Standpunkt aus. Wenn der Mensch nur zur Freude auf Erden geboren ist, warum dann das Leben noch weiterschleppen, wenn keine Aussicht auf Freude mehr vorhanden ist oder wenn man am Leben keine Freude mehr hat? Wir kehren ja durch den Selbstmord nur zurück „in den allgemeinen Lebensgrund" [3].

Ein charakteristisches Kapitel im Steudelschen Buche ist die Lehre von der Frömmigkeit. Man sollte meinen, von seinem pantheistischen Standpunkt könne von Frömmigkeit keine Rede mehr sein. Allein er bringt auch das Unmögliche zu stande, indem er den Worten einen vom hergebrachten ganz verschiedenen Sinn unterschiebt.

Die Frömmigkeit zeigt sich nach Steudel in dem Bedürfnis, jede Erfahrung des Lebens auf Gott zu beziehen, das Einzelne immer als notwendiges Glied im Ganzen, Ewigen, Unendlichen zu begreifen. Wenn wir zu Gott „du" sagen, ist das natürlich nur „bildlich" oder „poetisch" zu verstehen [4]. Die Erfahrung von Glück und Freude erzeugt in uns Gott gegenüber das Gefühl reiner Dankbarkeit. „Wir haben leider in der Christenheit es verlernt, auch in der offenen sonnigen Lebensfreudigkeit, die alles Schöne als köstliches Geschenk des ewig reichen Gottes zu schätzen weiß, ein Atmen der Frömmigkeit zu erkennen, und darum nicht ganz ohne Schuld den Fluch verdient, den ein Fr. Nietzsche über das

---

[1] Ebd. S. 209. [2] Ebd. S. 211. [3] Ebd. S. 190.
[4] Ebd. S. 197.

Christentum als über die schlimmste Lebensverdunkelung in seinen Schriften ausgestoßen hat. Bejahung des Lebens ist Liebe zu Gott, eine andere giebt es nicht."[1]

Also derjenige liebt Gott am meisten, der am gierigsten und ausgiebigsten das Leben genießt. Begreiflich, daß einem solchen Menschen die christliche Lehre vom Kreuz und von der Selbstverleugnung wenig behagt, ja daß sie ihn mit Ingrimm erfüllt[2]. Wer denkt da nicht an das Wort des hl. Paulus von den Feinden des Kreuzes, deren Gott der Bauch ist und die irdisch gesinnt sind![3]

Auch von bewundernder Anbetung, von Ergebung in Gottes Willen, von Vertrauen und Hoffnung, von Geduld, Demut redet Steudel, wie überhaupt von fast allen christlichen Tugenden mit Ausnahme der garstigen Selbstverleugnung. Natürlich muß man alle diese Ausdrücke im Steudelschen Sinne nehmen. Demut z. B. ist die „Ergebung in die Thatsache, daß Gott nur für das Allgemeine das Persönliche schafft"[4].

Interessant sind die Auslassungen Steudels über das Gebet. Kann überhaupt von seinem Standpunkte aus noch von Gebet die Rede sein? Freilich, antwortet er. Die eben genannten Gesinnungen des Vertrauens, der Demut u. s. w. schaffen sich unter Umständen bei starker Erregung in Worten Ausdruck (sie machen sich Luft!), und das ist Gebet, welches „zum einzigen Zweck unsere eigene Erbauung und Erleichterung" hat. „Auch das Bittgebet hat für uns nur als Ausdruck des Vertrauens einen Sinn."[5] Das Gebet ist Selbstgespräch. „Aber dieses Selbstgespräch ist durchaus nichts Notwendiges. Kühleren, nüchternen Reflexionsnaturen wird es immer weniger gut liegen. Sie sind darum nicht weniger fromm. Im Gebet ein Verdienst erblicken, wäre lächerlich. Diese Auffassung wollen wir doch lieber ganz den Römlingen überlassen."[6] Nicht um Verdienst handelt es sich beim Gebet. „Es schafft Erleichterung." Das wahre Gebet muß ferner wahres Bekenntnis sein, und jedes wahre Bekenntnis muß in Gebet umgesetzt werden können. Sonst hat es keinen Sinn. „Schon damit ist das ‚Apostolische Glaubensbekenntnis' gerichtet. Man bete einmal: Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben."

Sehr nachdrücklich macht Steudel auf die Gefahren des pflichtgemäßen Betens aufmerksam. Das Gebet erzeugt nach ihm leicht die

---

[1] Ebd. S. 198. [2] Vgl. ebd. S. 172 ff. [3] Phil. 3, 18.
[4] Der religiöse Jugendunterricht, II. Hauptteil, S. 204.
[5] Ebd. S. 212. [6] Ebd. S. 212.

Meinung, „Gott habe etwas von unseren Gebeten“, man könne ihn im Gebet sozusagen „poussieren“. „Aber Gott läßt sich nicht schmeicheln. Und auf Gott wirken, mit ihm ein profitables Privatverhältnis unterhalten wollen, ist ein Unding.“ Vieles Beten beruht meist auf dem Aberglauben, „man könne Gott täuschen“. Darauf beruht die Schmeichelei gegen die Menschen, und „instinktiv überträgt sich diese Spekulation beim Frömmler auf sein Verhältnis zu Gott“[1]. Ferner „macht sich im Beten allzu leicht eine gewisse Eitelkeit geltend. Menschen, die viel von sich reden, sind nicht die besten. Und was vor Menschen schon widerwärtig ist, ist es vor Gott erst recht“. „Endlich bleibt immer die Gefahr bestehen . . ., daß wir uns durch Beten in die Illusion einwiegen . . ., Gott müsse einem Menschen gegenüber, der so intim mit ihm steht, eben ein Auge zudrücken.“[2]

Man gewinnt den Eindruck, daß der Pastor von St. Remberti das Beten nie ordentlich gelernt oder gründlich wieder verlernt hat. Die vorgebrachten Bedenken gegen das Gebet sind derart, daß jedes in seinem Katechismus wohlunterrichtete Kind ihn darüber belehren könnte.

6. Das ist also der neueste Zweig am Baume der protestantischen, üppig wuchernden Systembildung. „Es müßte eigentlich ebensoviele Religionen geben, als es Menschen giebt.“ Das ist wahrhaft konsequent gesprochen vom Standpunkte des „Wortes Gottes in uns“. Wissen können wir ja von Gott und göttlichen Dingen nichts. Das sagen ja die Koryphäen des Protestantismus alle. Wir sind also auf Vermutungen angewiesen, und diese entsprechen dem Gefühle und den subjektiven Bedürfnissen des Menschen. Und da diese Gefühle und Bedürfnisse so unendlich verschieden sind, müßte es eigentlich so viele Religionen geben, als es Menschen giebt. Daß damit im Grunde jeder Unterschied zwischen wahrer und falscher Religion, zwischen Christentum und Heidentum aufgehoben wird, liegt auf der Hand. Auch der Buddhist, der Parsi, der Papuaneger und Feuerländer hat seine religiösen Vermutungen. Warum sollten wir Christen mit unsern „Vermutungen“ etwas vor ihnen voraus haben? Wissen können wir ja von Gott und übersinnlichen Dingen nichts. Uns scheint, nichts sollte geeigneter sein, einem die Wahrheit suchenden Protestanten die Augen zu öffnen, als diese nihilistische Konsequenz, zu welcher der protestantische Standpunkt unvermeidlich führt.

[1] Ebd. S. 215. [2] Ebd. S. 216.

Steudel[1], Paulsen[2] und viele andere Protestanten behaupten, die Vermutungen oder Glaubensurteile ließen sich zwar nicht beweisen, sie dürften aber doch der Vernunft nicht widersprechen. Das ist eine Korrektur Luthers. „Luther sagte: ‚Die Sorbonne hat die höchst verwerfliche Lehre aufgestellt, daß das, was in der Philosophie ausgemachte Wahrheit sei, auch in der Theologie als Wahrheit gelten müsse‘, und nimmt keinen Anstoß daran, daß theologisch etwas wahr und philosophisch zugleich falsch sein könne. Die Vernunft ist in allem, was das Heil unserer Seele betrifft, stockblind; höchstens in zeitlichen Dingen sollte sie genügen.“[3]

Die meisten neueren Protestanten haben diesen Standpunkt mit Recht aufgegeben; aber sie verwickeln sich damit in einen unlöslichen Widerspruch. Damit die Vernunft darüber urteilen könne, ob die Glaubensvorstellungen einen Widerspruch enthalten, muß sie Begriffe haben, die auch für das übersinnliche Gebiet gelten, die also über die Erfahrungswelt hinausgehen. Wie ist das aber möglich, wenn man zugleich behauptet, die Vernunft sei an die Erscheinungswelt gebunden, sie komme über dieselbe nicht hinaus; es gebe keine objektiven, allgemein gültigen metaphysischen Prinzipien? Entweder muß man also zugeben, die Vernunft sei im stande, übersinnliche Wahrheiten mit Sicherheit zu erkennen und zu beurteilen, und damit den protestantischen Standpunkt aufgeben, oder aber man muß der Vernunft das Vermögen absprechen, die Glaubensvorstellungen vor ihr Forum zu ziehen und über sie zu urteilen. Was überhaupt auf dem übersinnlichen Gebiete Wahrheit sei, können wir dann gar nicht wissen, ebensowenig als der Blindgeborene weiß, was die Farben sind.

7. Noch ein Wort über die Stellung Steudels zum Christentum. Steudel fühlt sich berechtigt, sich noch Christ zu nennen[4]. Allerdings fügt er hinzu: „Es ist reine Geschmackssache, ob man die Frage: ‚Sind wir noch Christen?‘ mit Ja oder Nein beantworten will.“ Uns scheint diese Haltung Steudels ein unwahrhaftiges, frevelhaftes Spiel mit religiösen Ausdrücken, ein Spiel, das um so mehr befremden muß, als er

---

[1] Ebd. S. 96 u. 19.

[2] Einleitung in die Philosophie: „Religion fordert nicht zu denken, was nicht gedacht werden kann, sondern zu glauben, was dem Gemüt, dem Willen entspricht, dem Denken nicht widerspricht.“

[3] Überweg-Heinze, Grundriß der Geschichte der Philosophie. 8. Aufl. 3. Tl., Bd. I, S. 23.

[4] Der religiöse Jugendunterricht, II. Hauptteil, S. 111.

so nachdrücklich die Pflicht der Wahrhaftigkeit betont und seinem Werke das stolze Motto vorsetzt: „Was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als die Wahrheit?"

Man denke doch: Steudel leugnet die Dreifaltigkeit, die Menschwerdung und Gottheit Christi, das Dasein eines persönlichen außerweltlichen Gottes, die göttliche Vorsehung, die Auferstehung und Himmelfahrt und sämtliche Wunder Christi, ja er leugnet die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung von gut und bös im Jenseits, so daß kaum eine christliche Wahrheit übrig bleibt: und dann will er doch berechtigt sein, sich noch Christ zu nennen und sich besonderer Wahrhaftigkeit zu rühmen! Ist das noch ehrlich? Giebt es nichts Größeres als die Wahrheit, so kann es auch keinen größeren Frevel geben als den, die Nebenmenschen durch solch unehrliches Spiel um die Wahrheit zu betrügen.

Victor Cathrein S. J.

Agrarstaat und Industriestaat.

(Schluß.)

Taine hat einmal vor dem „klassischen Geiste" gewarnt. Die Lehren der großen Denker üben schon ihres Ursprunges wegen eine machtvolle Herrschaft aus; sie werden zu einem traditionellen Wissensschatz, dessen Anerkennung ohne weiteres als gerechtfertigt, dessen Bekämpfung verwegen erscheint. Das galt und gilt auch heute noch in besonderer Weise für die Volkswirtschaftslehre. In der That giebt es auf ihrem Gebiete so manche Auffassungen, Sätze und Formeln, welche, auf „klassischem" Boden gewachsen, von den nachklassischen Ökonomisten lange Zeit hindurch wie feststehende Axiome angenommen wurden, obwohl eine eingehendere Prüfung, bezw. eine gründliche Modifikation recht wohl am Platze gewesen wäre.

Hatte der Physiokratismus die Überschätzung der städtischen Gewerbszweige in einer Weise bekämpft, daß Adam Smith sagen konnte, man scheine dabei der Maxime gefolgt zu sein, daß man einen verbogenen Stab, um ihn wieder gerade zu richten, ebenso stark auf die andere Seite biegen müsse, so zeigt sich im Industriesystem wiederum eine ähnliche Einseitigkeit

bei der Hervorkehrung der Arbeit als der wahren Quelle des Volkswohlstandes, in der Geringschätzung dessen, was die Natur ohne ihre Hilfe zu bieten vermag; das führte folgerichtig dazu, die industrielle Produktion über die agrarische Produktion zu stellen, in der industriellen Entwicklung mit Vorzug das Heil der Nation zu erblicken.

Wenn z. B. Senior schlechthin der vermehrten Aufwendung von Arbeit in Manufaktur eine erfolgreichere Wirksamkeit zuschreibt als dem Mehraufwande von Arbeit in der Agrikultur, so mag dieser Satz für gewisse Gegenden und unter bestimmten Voraussetzungen richtig sein. Aber so ganz allgemein und ohne Einschränkung hingestellt, entspricht das Axiom[1] keineswegs überall den thatsächlichen Verhältnissen. Es offenbart sich in demselben vielmehr die beliebte Überschätzung der produktiven Fähigkeiten des Menschen im Verhältnis zu den produktiven Leistungen der äußeren Natur.

Von dieser einseitigen Auffassung beherrscht kam man zu der Ansicht, daß, wo immer menschliche Kraft produktiv wirksam sei, in der Regel das Gesetz des wachsenden Ertrages gelte, wo aber die Fruchtbarkeit der Natur mit in Frage komme, umgekehrt das Gesetz des sich mindernden Ertrages[2]. Das führte von selbst eben zu jener bekannten Voreingenommenheit für die Industrie, welche bei der Beurteilung der Vorzüge und Nachteile einer agrar- oder industriestaatlichen Entwicklung irreführend wirken konnte und mußte.

Wir halten es darum für entsprechend, etwas näher auf jene Gegenüberstellung der Gesetze des wachsenden und des sich mindernden Ertrages einzugehen.

Ist es denn wirklich wahr, fällt unter der angegebenen Rücksicht auf die landwirtschaftliche Produktion nur Schatten und auf die Industrie nur Licht?

Das Bodengesetz — The great Law of Agricultural Production[3] — besagt, wie bereits dargelegt wurde, daß es auf jeder Stufe der landwirtschaftlichen Kunst eine Grenze gebe für die Menge von Arbeit und Kapital, welche mit Vorteil auf eine gegebene Fläche verwendet werden können. Bis zu dieser Grenze gilt also

---

[1] Additional Labour when employed in Manufactures is *more*, when employed in Agriculture is *less*, efficient in proportion (*Senior*, Polit. Economy [4. edit., London and Glasgow 1858] p. 81).

[2] *Senior* l. c. p. 82 ff.

[3] *Francis A. Walker*, Political Economy (3. edit., London 1892), p. 35. Das Gesetz der wachsenden Schwierigkeit oder des sich mindernden Ertrages ist nach Walker insofern „universell“, als seine Geltung sich nicht auf den Ackerbau beschränkt, sondern auch für die rein extraktive Industrie behauptet wird. Es gilt für Acker- und Weideland, für Bergwerke, Wald und See (Fischerei).

nicht das Gesetz des sich mindernden Ertrages, the law of *diminishing* returns, sondern umgekehrt das Gesetz der wachsenden Einträglichkeit, the law of *increasing* returns. Und dieses Gesetz tritt jedesmal von neuem in Kraft bei jedem bedeutenderen technischen Fortschritt, ebenfalls unter den bereits bezeichneten Bedingungen, durch Änderung der Kulturart. Es ist daher schon deshalb nicht genau, bei der Landwirtschaft nur und ausschließlich von der abnehmenden Einträglichkeit zu reden. Aber ebensowenig entspricht es anderseits den thatsächlichen Verhältnissen, wenn man für die gewerbliche Industrie lediglich und allein das Gesetz der steigenden Erträge kennt.

Auch für die Gewerbe der Stoffveredlung besteht nicht bloß ein Gesetz der steigenden, sondern von einem gewissen Punkte an ein Gesetz der sinkenden Erträge.

In einer Zeit glanzvoll aufsteigender Entwicklung mag es allerdings so scheinen, als ob für die Industrie nur das Gesetz der wachsenden Einträglichkeit gelte. Die Vermehrung des Reichtums, das Wachsen der Zahl und der Intelligenz der Bevölkerung, die durch die lebendige Kraft des Fortschreitens selbst vermittelte machtvolle Anregung zu neuen Erfindungen, ermöglichen eine immer vollkommenere Organisation und Ausnutzung der industriellen Arbeit, die stets bessere Ausnützung des fixen Kapitals. Je dichter dabei die Bevölkerung ist, um so mehr Arbeitskräfte stehen zur Verfügung und um so leichter wird es auch zunächst für dieselbe, ihren Lebensunterhalt zu erwerben, insofern mit zunehmender Intensität und vollkommenerer Organisation der Produktion die Erträge im Verhältnis zu den dadurch verursachten Kosten immer größer werden. „Man wolle aber im Auge behalten," mahnt Charles Devas [1], „daß dieses Anwachsen nur bis zu einem gewissen Punkte geht. Wie zahlreich die Bevölkerung auch immer sein mag und wie stark sich auch die Nachfrage nach den Erzeugnissen eines Produktionszweiges zeige, die Arbeitsteilung im Bereiche desselben kann nicht ins Unendliche gehen. Man kann vielmehr von jeder Arbeitsorganisation behaupten, daß sie bei immer höherer Entwicklung zuletzt so kompliziert wird, daß sie keinen größeren Vorteil mehr gewährt."

Hierhin gehört, was Julius Wolf über das „Gesetz der sinkenden Fortschrittsfähigkeit" oder der „sinkenden Fortschrittsquote" ausführt. Er weist an konkreten Beispielen nach, daß gewisse erste, zweite und dritte Fortschrittsleistungen sich später nicht mehr in der gleichen Größe, dem gleichen Umfange für ein gegebenes Feld industrieller Thätigkeit wiederholen oder durch andere Leistungen in der gleichen Richtung überboten werden können [2].

Der Verkaufspreis pro Pfund Garn Nr. 100 betrug in England [3]

1779	38 Shilling,
1882	1 Shilling 10 Pence.

Das besagt einen „Fortschritt", eine Produktionskosten- und dementsprechend Preisherabsetzung um 36 Shilling 2 Pence im Laufe eines Jahrhunderts. Offenbar kann aber im Laufe eines weiteren Jahrhunderts der Preis von 1 Shilling 10 Pence nicht abermals um 36 Shilling herabgesetzt werden. Die Möglichkeit eines gleichen Fortschrittes ist hier für alle Zukunft abgeschnitten.

[1] Political Economy (2. edit., London, New York and Bombay 1901) p. 63 f. — Übersetzung von Dr. Walter Kämpfe (Freiburg 1896) S. 50.

[2] Zeitschrift für Sozialwissenschaft, IV. Jahrg., Heft 4/5, S. 288.

[3] Wolf, System der Sozialpolitik I, 434.

Ferner war z. B. der Frachtsatz für ein Bushel Weizen von Chicago nach Liverpool (von Chicago nach New York per Eisenbahn, von dort nach Liverpool per Dampfer) 1868 56,42 Cents und 1896 17,87 Cents. Also innerhalb dieser Zeit eine Ermäßigung um 38,55 Cents. Ohne Zweifel ist die gleiche Ermäßigung, der 17,87 Cents um 38,55 Cents, für die Zukunft absolut ausgeschlossen. — Auch der Hinweis auf die mit wachsender Bevölkerung steigende Möglichkeit einer verbesserten Arbeitsteilung u. dgl. kann — ebenfalls nach Wolf — für die Gewerbe der Stoffveredlung ein Gesetz stetig und ins Ungemessene steigender Erträge nicht begründen[1]. Größere Bevölkerungsdichte erzeugt und garantiert noch keine Fortschrittsideen, und diese sind doch unmittelbar entscheidend für den Fortschritt. Allerdings ist die Arbeitsteilung durch eine gewisse Dichtigkeit der Bevölkerung bedingt. Daß aber mit zunehmender Dichtigkeit der Bevölkerung die Arbeitsteilung stets zunehmen müßte und daß dadurch die Produktivität der industriellen Arbeit ins Indefinite erhöht werden könnte, steht im Widerspruch mit offenkundigen Thatsachen. Ist eben einmal eine gewisse Grenze der Vollkommenheit in der Teilung und Organisation der Arbeit erreicht, dann kann auch durch größere Dichtigkeit der Bevölkerung eine intensivere Arbeitsteilung nicht mehr bewirkt werden. „Die Vereinigten Staaten mit 10 Menschen auf den Quadratkilometer haben in ihren Fabriken sicher keine geringere Arbeitsteilung als die Fabriken Bulgariens mit 35, Serbiens mit 50, Großbritanniens mit 128 und Ägyptens mit 290 Menschen auf den Quadratkilometer.“ [2]

Die Intensität der Produktion besitzt ihre Grenzen aber keineswegs bloß in Verhältnissen, Ursachen, Bedingungen, welche in mehr unmittelbarer innerer Beziehung zum Produktionsprozeß als solchem stehen; äußere Umstände können ebenfalls auf die Ertragsfähigkeit der Industrie von großem Einflusse sein.

Nicht alle Teile eines Landes weisen gleich günstige Bedingungen für den Erfolg der verschiedenartigen industriellen Unternehmungen auf. Wo z. B. reichliche Wasserkräfte zur Verfügung stehen, wo vortreffliche Transportverhältnisse eine billige Herbeischaffung des Rohmaterials, die bequeme und prompte Versendung der fertigen Fabrikate, deren vorteilhafte Unterbringung in Lagerhäusern, Docks u. s. w. ermöglichen, da werden die unter solch günstigen Verhältnissen arbeitenden Fabriken bei gleichen Preisen der Produkte zweifelsohne größere Vorteile erlangen können, als die unter minder günstigen Verhältnissen arbeitenden Unternehmungen. Die Möglichkeit der Ausnutzung derartiger günstiger Bedingungen ist aber in jedem Lande eine begrenzte. So kommt es, daß man mit fortschreitender Vermehrung und Ausdehnung der industriellen Etablissements sich immer mehr dem Punkte nähert, wo die günstigsten Chancen mehr oder minder ausgenutzt sind und daher, bei weiterer Ausdehnung, die neuen Unternehmungen mit abnehmender Einträglichkeit produzieren.

Sind derartige Erwägungen schon geeignet, die übergroße Begeisterung für eine industriestaatliche Entwicklung in etwa zu mäßigen, so ist doch heute ein anderes Bedenken in unserer Frage von weit größerer und unmittelbarer Wichtigkeit. Was von dem einzelnen Betriebe gilt, — daß

[1] Zeitschrift für Sozialwissenschaft a. a. O. S. 289.
[2] Wolf a. a. O.

nämlich nicht jede Ausdehnung, jede Steigerung der Intensität höhere Erträge sichert, — das findet auch seine Anwendung auf die ganze industrielle Entwicklung eines Landes. Der Betrieb bezw. die Entwicklung ist nur soweit rationell, als die Aufwendungen im rechten Verhältnis bleiben zu den begründeten und dauernden Aussichten auf lohnenden Absatz der Produkte. Durch diese Aussichten ist die Geltung des Gesetzes der steigenden Erträge für die Industrie wesentlich bedingt, und daher kann und muß mit Recht die ernste Frage gestellt werden, ob für uns — nach Preisgabe des gesicherten Absatzes an eine heimische kaufkräftige Landwirtschaft — der internationale Güteraustausch des Industriestaatssystems wirklich eine dauernde, sichere, ausreichende Beschäftigung und Ernährung der an Zahl und Ansprüchen emporsteigenden Bevölkerung zu garantieren im stande sei.

Brentano teilt allerdings die diesbezüglichen Besorgnisse Wagners, Oldenbergs u. a. nicht[1]. Er weist (mit Edward Atkinson) darauf hin, wie der Bedarf an industriellen Produkten bei den bereits civilisierten Völkern in solcher Steigerung begriffen sei, daß es der Produktion schwer werde, ihm zu folgen: „Den besten Maßstab, nicht nur um die Produktivkraft, sondern auch die Kauf- und Konsumtionskraft eines jeden Volkes zu messen, liefert heute der Verbrauch und Gebrauch von Eisen; denn in dem Maße, in dem die Verkehrsmittel, welche die Hauptkonsumenten von Eisen sind, sich entwickeln, entwickeln sich die Bedürfnisse, die Nachfrage nach Waren, um ihnen zu dienen, und die Produktionszweige, welche auf die Befriedigung dieser Nachfrage gerichtet sind. Nun betrug der durchschnittliche Eisenverbrauch in den Vereinigten Staaten im Jahre 1889 300 Pfund pro Kopf, während der damalige Verbrauch und Gebrauch von Eisen in Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Belgien sich auf nicht mehr als 175 Pfund pro Kopf bezifferte. Heute beträgt der Eisenverbrauch in den Vereinigten Staaten schon mehr als 350 Pfund pro Kopf und wird demnächst 400 betragen; die Produktion und der Verbrauch der übrigen Eisen produzierenden Länder hat gleichfalls zugenommen, wenn auch nicht in gleichem Maße. Sodann ist der Bedarf der heute civilisierten Staaten nur ein vergleichsweise minimaler im Vergleich zum Zukunftsbedarf, wenn einmal der Rest der heute noch uncivilisierten Welt civilisiert wird. Die hauptsächlichen Maschinen verwendenden oder indu-

[1] Vgl. „Hilfe" a. a. O.

striellen Nationen sind heute die Vereinigten Staaten, Großbritannien, Deutschland, Frankreich, Belgien, die Niederlande. Ihre Ausfuhr an Industrieprodukten bildet einen so großen Bruchteil der Gesamtausfuhr aller Länder, daß der ganze Rest im Vergleich zu ihm außer Betracht bleiben kann. Die Bevölkerung der genannten Länder beziffert sich auf weniger als 220 Millionen, während die Bevölkerung der ganzen Erde auf 1500 Millionen angegeben wird. Die Bedürfnisse von mehr als 1200 Millionen Menschen sind erst in ihren Anfängen, und mit jedem Dampfschiff, das nach den Gestaden, die sie bewohnen, fährt, mit jeder Schiene, die in ihren Ländern gelegt wird, wachsen die Bedürfnisse. Heute kommt auf diese mehr als 1200 Millionen Menschen nur erst ein Eisenverbrauch von 11 bis 12 Pfund pro Kopf."

Das wären ja in der That glänzende Aussichten für unsere Industrie! Und dabei sind diese Aussichten nicht einmal willkürliche Annahmen, wenigstens insofern nicht, als sie wesentlich zur — Theorie des Industriestaatssystems gehören! Dieses System muß notwendig mit der Voraussetzung eines sich steigernden und allzeit gewinnreichen Fabrikatenexports operieren, weil nur in dieser Voraussetzung der wachsende Bedarf an Agrarprodukten im Inlande durch ausländische Erzeugnisse gedeckt werden kann. Man nehme jene Voraussetzung weg, und der schimmernde Glanz der industriestaatlichen Entwicklung verwandelt sich sofort in Not und Schrecken! Wehe aber dem, der es wagt, an der praktischen Zuverlässigkeit jener theoretischen Voraussetzung zu zweifeln! Das ist ein Schwarzseher, ein Feind des kulturellen Fortschritts! Sind ja doch alle der industriellen Evolution entgegenstehende Bedenken in den Augen der Industriestaatler völlig unbegründet oder allenfalls nur für eine aschgraue Zukunft von Bedeutung. Auf die gegenwärtige Wirtschaftspolitik aber können und dürfen dieselben ebensowenig Einfluß ausüben, wie etwa die Rücksicht auf einen zukünftigen Weltuntergang.

Wenn wir nun auch mit Brentano vor dem physikalischen Gesetze der Entropie uns vorderhand nicht fürchten und der allgemeinen Erstarrung noch glücklich zu entgehen hoffen, so erregt doch, angesichts der rapiden Entwicklung auf industriellem Gebiete, die Analogie zwischen der langsam sich vollziehenden Entropie und den Schicksalen der rasch voranschreitenden industriellen Evolution wohl nicht so ganz mit Unrecht unser Bedenken. Dies um so mehr im gegenwärtigen Augenblicke, in einer Zeit der geschäftlichen Depression, wo das Bedürfnis und die Nachfrage nach manchen

industriellen Produkten sich erheblich vermindert hat, die Unsicherheit der Lage den Unternehmungsgeist lähmt, wo große, auf tollkühnen Spekulationen aufgebaute Unternehmungen in sich zusammenbrechen[1]. Glücklicherweise kann man die augenblickliche Krise noch nicht den agrarischen Zöllen zur Last legen. Der naheliegende Schluß aber, daß die industriestaatliche Entwicklung als solche in ihren Erfolgen sehr prekär ist, wird nicht allseitige Anerkennung finden.

Es ist eben im Grunde genommen der alte Optimismus des freiwirtschaftlichen Systems, dem wir hier in unserer Frage wieder begegnen. Den Hinweis auf die absteigenden Konjunkturen und die sie begleitenden mißlichen Erscheinungen hören die Industriestaatler nicht gerne. Fast nur die günstigen und günstigsten Möglichkeiten werden ins Auge gefaßt oder doch überstark betont. Das Ausland bedarf so viel an industriellen Produkten, daß wir seine Ansprüche jetzt und in Zukunft gar nicht alle befriedigen können! Die Möglichkeit aber, daß das Ausland durch eine sich mehr und mehr ausdehnende Eigenproduktion den Markt beschränkt und durch eine entsprechende Schutzzollpolitik seine eigene Industrie schützen kann und thatsächlich schützt (Nordamerika, Rußland), der Umstand ferner, daß die Zahl der konkurrierenden Länder eher in Zunahme als in Abnahme begriffen ist[2], — das wird nur in durchaus ungenügender

---

[1] Die Härten und Gefahren solcher Katastrophen — die innerhalb der Industrie, wenn auch nicht in fest umschriebenen Krisenperioden, so doch leider nur zu häufig sich wiederholen — würden zweifelsohne gerade für die Arbeiterklasse um so mehr gesteigert werden, wenn die große Masse der heute noch in der Landwirtschaft beschäftigten Personen oder auch nur ein beträchtlicher Teil derselben den industriellen Gewerben sich zuwendeten, den Lohndruck und die Zahl der Arbeitslosen vermehrten. Dann dürfte man sich wohl, wenn es zu spät ist, davon überzeugen, welch ein Segen für die Nation eine blühende und leistungsfähige Landwirtschaft ist, die einen großen Teil des Volkes lohnend beschäftigen kann, deren Erzeugnisse unter allen Verhältnissen Abnehmer finden, die nicht von jeder ungünstigen Weltkonjunktur über den Haufen geworfen wird und die der einheimischen Industrie einen sichern Markt bietet.

[2] „Wenn erst durch Übersiedlung europäisch-amerikanischen Industrie-, Handels- und Bankkapitals," sagt Prof. Dr. Adolf Wagner (Tägliche Rundschau Nr. 225, 15. Mai 1901), „in Ländern der Herkunft vieler Agrarprodukte mit wohlfeilen Arbeitskräften industrielle Konkurrenzunternehmungen geschaffen, den Japanern, Indiern, Chinesen Werkzeuge, Maschinen, Techniker, Betriebsleiter geliefert, Produktionsmethoden gelehrt, Eisenbahnen u. s. w. gebaut sein werden: was wird bei diesen Völkern die Folge sein? Daß sie unsere Fabrikate weniger brauchen, ihre Rohstoffe selbst im Lande verarbeiten, uns auf dritten Märkten, ja auf unserem eigenen heimischen Markte Konkurrenz machen, um so erfolgreicher, da sie mit viel

Weise beachtet oder anerkannt. Gleichzeitig freilich giebt man stillschweigend zu, daß die Industrie auf dem Weltmarkte einen schweren und nicht gerade unbedingt aussichtsvollen Kampf zu bestehen habe. Oder was soll denn sonst die Furcht, durch eine „verkehrte Mittelstandspolitik", durch Schutzzoll und „Verteuerung der Lebensmittel" unsere Industrie der Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte zu berauben? Liegt die Gefahr wirklich so nahe, daß sie auch durch einen mäßigen agrarischen Schutzzoll akut wird, dann muß es mit den Aussichten auf dem Weltmarkte doch nicht so überaus glänzend bestellt sein!

Trotz alledem weisen wir die weltwirtschaftlichen Gesichtspunkte nicht unbedingt zurück. Wenn die Länder mit extensiver Kultur den weiteren Thünenschen Kreisen, die Länder mit dichter Bevölkerung, mit intensiver Kultur und höheren Produktionskosten den engeren Thünenschen Kreisen verglichen, die ersteren bezüglich der agrarischen Produkte als Export-, die letzteren als Importländer bezeichnet werden, so wird man mit Rücksicht auf die augenblicklichen Verhältnisse den Kern von Wahrheit, der in dieser Auffassung enthalten ist, nicht zu verkennen brauchen. Auch für uns ist die internationale Arbeitsteilung sogar ein Ideal. Dabei muß aber wohl unterschieden werden zwischen dem, was hier dauernde und was nur vorübergehende Bedeutung hat. Insofern nämlich jede Nation nur mit den ihr eigenartigen, auf besondern Monopolverhältnissen beruhenden Produkten für den Austausch in Betracht kommt, hat die internationale Arbeitsteilung in der That eine feste, sichere Grundlage. Handelt es sich dagegen um Produkte, welche ebensowohl in

---

billigeren Arbeitskräften produzieren. Davon zeigen sich schon manche Spuren, besonders in Japan, Indien (Baumwoll-Industrie). Wenn selbst diese asiatischen Kulturvölker an Initiative und geistiger Originalität, technischer Erfindungsgabe hinter der europäischen Rasse bedeutend zurückstehen, was man vielleicht zu unbedingt als bewiesen annimmt; wenn selbst ihre Arbeiter bei schlechterer Bezahlung, Ernährung und Lebensweise erheblich weniger leisten als die unsern, und so nicht im Verhältnis ihrer niedrigeren Löhne wohlfeiler arbeiten, und bei der angedeuteten Entwicklung bald ihr Lohnniveau wohl stark steigern würde: eine starke Überlegenheit im Kostenpunkte der Produktion möchte ihnen gleichwohl bleiben, mindestens für lange. Das aber ist das Entscheidende! Und darin liegt die Grenze unserer ‚Industriestaats-Entwicklung': wir müssen dann auch billiger verkaufen, d. h. auf der Basis niedrigerer Löhne und geringerer Gewinne." Andere, wie z. B. der frühere Gesandte in China, von Brandt (Zeitschrift für Sozialwissensch., 1901, S. 28 ff.), schätzen dagegen die sogen. „gelbe Gefahr", die Möglichkeit einer großindustriellen Entwicklung in Ostasien, geringer ein.

dem einen wie in dem andern Lande erzeugt werden können, so fragt es sich vor allem noch, ob die etwaigen relativen Vorzugsverhältnisse des einen Landes dauernde und anderseits in Bezug auf Güte und Billigkeit des Produktes so hervorragende sind, daß das andere Land mit Sicherheit und ohne Schädigung der eigenen Volkswirtschaft, der nationalen Wohlfahrt, auf die Eigenproduktion verzichten kann und darf. Wenden wir dies nun auf unsere Industrie an: steht da nicht zu befürchten, daß bei einer wirklich konsequenten Durchführung solcher Arbeitsteilung ein „industriestaatliches" Deutschland auf die Dauer zu kurz kommen würde? Verfügen wir denn in der That über so viele Spezialitäten für die Gegenwart und die Zukunft, daß wir ohne weiteres und ohne Einschränkung mit vollen Segeln dem Industriestaate zustreben und die Brücken hinter uns verbrennen dürfen? Mögen auch die technischen Fortschritte innerhalb der deutschen Industrie auf manchen Gebieten uns mit berechtigtem Stolze erfüllen und zu großen Erfolgen geführt haben, wo sind die Garantien für die Zukunft? Werden wir immer und dauernd über die gleichen Fortschritte verfügen, niemals von andern Nationen hierin überholt werden können? — Und wenn wir heute der billigeren Fruchtpreise wegen unsere eigene Landwirtschaft durch die internationale Konkurrenz vernichten lassen, wird uns das Ausland in Zukunft, zur Zeit, wo wir vollständig von ihm abhängig sein werden, noch zu den gleichen niedrigen Preisen seine Produkte abtreten wollen und auf die Dauer abtreten können? Das sind doch wahrlich Erwägungen, über welche man nicht so leichten Herzens zur Tagesordnung übergehen kann!

Für viele ist heute England das Ideal. Ob mit Recht — wenigstens was das „industriestaatliche" England betrifft —, darüber kann man vielleicht anderer Meinung sein. Jedenfalls darf die in mancher Hinsicht glanzvolle industrielle Entwicklung Englands uns nicht irreleiten. England verfügte ehedem über weit günstigere Bedingungen als wir heutzutage, wo wir den Weltmarkt auf vielen Punkten durch machtvolle Konkurrenten bereits besetzt finden und voraussichtlich immer mehr Konkurrenten gegenüberstehen werden. Wenn England es verstand, Spanien, Portugal, Holland, Dänemark beiseite zu schieben und Frankreich als seinen great rival nach Kräften zu schädigen, so sind heutzutage die Aussichten für eine deutsche Suprematie im Welthandel nicht gerade günstig. Verwicklungen, die uns übermächtigen Koalitionen gegenüberstellen würden, könnten uns statt der industriestaatlichen Herrlichkeit den völligen Unter-

gang bringen; daß aber die Welthandelspolitik im industriestaatlichen Sinne die Gefahr solcher Verwicklungen thatsächlich näherrückt, liegt nur zu klar auf der Hand. Die Konkurrenz sucht eben ihre Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen, und die wirtschaftlichen Interessengegensätze führen im internationalen Verkehr gar leicht zur politischen Feindschaft.

Den Befürchtungen, die wir aussprachen mit Rücksicht auf eine eventuelle Beschränkung der Absatzmöglichkeiten durch ausländische Konkurrenz auf dem Weltmarkte, durch die Eigenproduktion unserer Importländer, wird man vielleicht entgegenhalten, daß es für die überseeischen Länder (z. B. Amerika) immerhin vorteilhafter sein würde, ihre unter den günstigsten Bedingungen äußerst wohlfeil erzeugten agrarischen Produkte gegen unsere Fabrikate einzutauschen, als dieselben Fabrikate durch eigene Industrie herzustellen. Wer so argumentiert, der muß, um noch einmal darauf zurückzukommen, vorerst noch mit siegreichen Gründen nachweisen, daß die angeblichen *Vorzugs*verhältnisse des Auslandes auch für die *Zukunft fortdauern werden*. Dieser Beweis ist aber keineswegs so leicht zu erbringen. Die nicht zum geringen Teil gerade durch Raubbau billige Produktion Amerikas und Argentiniens vermag wohl unsere heimische Landwirtschaft — bei ungenügendem Schutze — schwer zu schädigen. Allein eine solche Produktion kann doch nicht von Dauer sein. Daher wäre es schon deshalb allein thöricht, heute der überseeischen Konkurrenz unsere Getreidekultur zu opfern, da die eventuell später notwendig werdende Erneuerung des Weizenbaues bedeutend größere Kosten erfordern würde, als der Vorteil ist, den vorübergehend niedrige Getreidepreise gebracht hätten.

Charakteristisch ist ferner die Art und Weise, wie heute amerikanische Nationalökonomen (z. B. Prof. S. W. *Johnson*, of Yale College, Director of the Connecticut Agricultural Experiment Station) sich auf die fortschreitende Erschöpfung des Bodens berufend gegen den Export der Bodenprodukte kämpfen: Wenn die agrarischen Erzeugnisse in der Nähe der Farm konsumiert würden, so könne der Farmer dem Boden die ihm entzogenen Kräfte wieder zuführen und hierdurch dessen Fruchtbarkeit erhalten; würden dieselben jedoch in weite Distanzen entführt, dann sei die Möglichkeit, sie in den Boden zurückzuleiten, beträchtlich vermindert oder gar absolut zerstört. Der reichste Boden könne einen solchen Prozeß der Beraubung nicht lange ertragen, wobei die Eigentümer seinen natürlichen Reichtum über Land und Meer auf entfernte Märkte brächten. Eine solche

earth-butchery dürfe nicht geduldet werden, — so verlangen die amerikanischen Protektionisten. Das Bestreben, die neuen Länder gewissermaßen zu Magazinen zu machen, aus welchen die älteren Kulturländer ihren Bedarf an Getreide und Rohmaterialien beziehen, müsse unbedingt durch gesetzliche Maßregeln durchkreuzt werden, und zwar nicht so sehr durch Auflagen auf den Export der Rohmaterialien aus den ersteren, sondern auf den Import der fertigen Fabrikate aus den letzteren[1].

Eine Prüfung der einzelnen Momente dieser Beweisführung gehört nicht hierher. Es genügt uns die Thatsache, daß man in Amerika nicht so allgemein davon durchdrungen ist, daß der Austausch der eigenen Bodenprodukte gegen fremde Fabrikate von einer weitblickenden Wirtschaftspolitik gefördert werden müsse. Vielleicht dürfte man sich jenseits des Ozeans immer mehr davon überzeugen, daß das Bodengesetz auch für die amerikanische Erde gilt, und daß es klüger ist, die Vorteile, welche die einstweilen noch billig im Inlande erzeugten Rohmaterialien bieten, für die Entwicklung der eigenen Industrie auszunutzen, als dem Auslande die wohlfeilen Mittel zu seiner vollen industriellen Entfaltung darzubieten.

Alles in allem wird man daher die Besorgnisse Wagners und Oldenbergs doch nicht so ohne weiteres als unbegründet zurückweisen dürfen. Es bietet in der That Bedenken genug, daß unsere nationale Volkswirtschaft immer mehr die eigene Grundlage verliert, daß „das obere industrielle Stockwerk über den landwirtschaftlichen Grundstock in die Luft hinaus gebaut wird, frei in der Luft schwebend, über fremdem Grund und Boden, durch Pfeiler gestützt, die eines Tages durch fremden Willen weggezogen werden können, die Pfeiler des auswärtigen Handels“[2].

Will man aber auch von zukünftig immer mehr wachsenden Schwierigkeiten für den Export und den Absatz der Industriewaren nichts wissen, glaubt man, daß das Ausland stets fähig und geneigt sein werde, uns mit Getreide und Rohstoffen zu versorgen, so ist damit die Frage der agrarischen Schutzzölle noch lange nicht entschieden, die Zulässigkeit des Freihandels keineswegs erwiesen. Es bleibt vielmehr die Frage offen, ob unter volkswirtschaftlichem Gesichtspunkte der Schutzzoll zum Zweck der Erhaltung eines der wichtigsten nationalen Produktivstände nicht dennoch geboten sei, selbst auf die Gefahr einer Verteuerung des Lebensunterhaltes hin.

---

[1] *Francis A. Walker,* Political Economy (3. edit., London 1892), p. 40 ff.

[2] Vgl. die Verhandlungen des 8. evangelisch-sozialen Kongresses zu Leipzig am 10./11. Juni 1897. Göttingen 1897.

Man hat sich gegenüber dem Schutzzoll auf jenen unverkennbaren Zug unserer ganzen modernen Entwicklung berufen, der überall zur Überwindung der Schranken führe, welche die Entfernung im Raume dem Verkehre und der Wirtschaft gezogen. Der Gedanke hat durch Telegraph und Telephon die Entfernung überwunden; für die Ware wurde sie wenigstens durch Dampfschiffahrt und Eisenbahn gemildert. In der Voraussetzung unserer modernen Erfindungen nun sei diese Erleichterung des Verkehrs, die Überwindung der Distanzen eine „natürliche" Entwicklung innerhalb einer Volkswirtschaft, aber auch über die Grenzen des einzelnen Staates hinaus zu immer regerem Weltverkehre. Der unter den gegenwärtigen Bedingungen „natürlichen" Expansivkraft des Verkehrs trete nun der Schutzzoll hemmend entgegen; er sei daher unter den heutigen Verkehrsbedingungen „unnatürlich" und müsse sich, wie jede unnatürliche Einrichtung, wirtschaftlich an denjenigen rächen, die sie getroffen.

Es war kein Anhänger der klassischen, liberalen Nationalökonomie, der uns gegenüber also argumentierte, vielmehr der Freund und Schüler von Karl Rodbertus, Dr. Rudolf Meyer[1]. Eigentümlich — so meinte er —, daß fast jeder, der die Grenze eines europäischen Staates passiert, bei der Zollrevision unwillkürlich das Unnatürliche und Zopfige der ganzen Einrichtung herausfühlt. Der Zug führt uns in einer halben Stunde meilenweit, und der Zollrevisor hält den armen Reisenden eine halbe Stunde im Douanenhaus fest; selbst dort ist der freie Verkehr durch Stangen und Tische verwehrt, damit nur nichts eingeschmuggelt werde. Wer mit dem Orientzuge von Paris nach Konstantinopel fährt und unterwegs zollfrei ein Glas Wein trinken will, der muß mehrere Kisten solchen Getränkes mit sich führen. In Frankreich darf er französische Weine trinken; an der deutschen Grenze wird die Kiste mit französischen Weinen zugesiegelt, die mit deutschem Wein geöffnet; an der österreichischen Grenze wird jene wieder zugesiegelt und die österreichische Kiste geöffnet u. s. w. Der Zug spottet der Entfernung, aber der griesgrämige Douanier spottet des Zuges und des Reisenden zugleich.

Rudolf Meyer war kein konsequenter Denker, wenigstens in unserer Frage nicht. Er gab ja zu, daß — mit Ausnahme von Zöllen, welche den Lebensunterhalt des gewöhnlichen Volkes verteuerten — der Schutzzoll vorübergehend berechtigt sein könne in einem Lande, das seine Industrie

[1] Vgl. auch dessen „Emanzipationskampf" I (2. Aufl.), 476 ff.

noch erziehen und konkurrenzfähig machen müsse. Nur forderte er auch hier, es solle zugleich gesetzlich die Teilnahme des Arbeiters an den durch den Zoll den Unternehmern erwachsenden Vorteilen garantiert werden. Allein die Gründe, welche den Erziehungszoll für die Industrie rechtfertigen, beweisen bei wirklich folgerichtiger Anwendung nicht weniger auch die Berechtigung eines Erhaltungszolles für die Landwirtschaft; und wenn Friedrich List die heutigen dem Ackerbau schädlichen Wirkungen der internationalen Konkurrenz vor Augen gehabt hätte, sein Kampf gegen das kosmopolitische System des Liberalismus, seine Theorie der nationalen Produktivkräfte, seine Auffassung der wechselseitigen Bedingtheit der Blüte von Agrikultur und Manufaktur würde ihn mit logischer Notwendigkeit dazu geführt haben, für die Erhaltung der nationalen Landwirtschaft dasselbe Mittel zu fordern, dessen Anwendung er für die industrielle Erziehung der Nation verlangte. Der Schutzzoll für die agrarischen Produkte wird ja auch nicht um seiner selbst willen erstrebt, die Beschränkung der Freiheit nicht als eine absolute, unter allen Verhältnissen, für alle Zukunft gleich notwendige hingestellt. Man mag die Beschränkung als Mittel, die Freiheit als Ziel betrachten, heute ist die Zollschranke noch ein unentbehrliches Mittel, sind die kosmopolitischen Forderungen der Freihandelstheorie völlig unannehmbar für jeden, der auf dem Boden eines nationalen Systems der politischen Ökonomie steht. Darin kann uns der Hinweis auf die „natürliche" Expansivkraft des Verkehrs und das „Unnatürliche" jeder Hemmung durchaus nicht irre machen. Auch bei dem Brande, bei dem Sturme sind „natürliche" Kräfte thätig. Daß sie nicht „sinnlos walten", dafür sorgt der Mensch, dessen höheren Zielen, seiner Existenz, seiner Erhaltung und Vervollkommnung, die natürlichen Kräfte eben dienen müssen. Über der „natürlichen" Entwicklung steht der Beherrscher der Natur, dessen Vernunft befiehlt, dort Schranken zu errichten, wo die Freiheit Verderben wäre.

Gegen den Getreidezoll wird ferner eingewendet, derselbe begünstige und stärke lediglich den Großgrundbesitz. Um in Rudolf Meyers drastischer Ausdrucksweise zu reden: „Der kleine Bauer frißt sein Korn selbst; der große Grundbesitzer bringt das nicht fertig!" Der Kleinbauer produziert vorzugsweise Gebrauchswert, der Großgrundbesitzer Tauschwert. Er kann zwei Drittel der Produkte verkaufen. Für den kleinen Bauern, der sein eigenes Korn verzehrt, hat der Schutzzoll keine Bedeutung. Der mittlere Bauer, welcher 50 % seiner Produkte absetzen kann, hat Vorteil

vom Schutzzoll. Der Großgrundbesitzer aber noch viel mehr, nämlich für die 80—90 % der Produkte, die er verkaufen kann. Weil nun aber der Schutzzoll den Großgrundbesitz günstiger stellt, so befördert er wesentlich die Latifundienbildung und verhindert dadurch eine richtige Verteilung des nationalen Eigentums und Einkommens.

Die Beweisführung ist interessant. Sie behauptet die einseitige Stärkung des Großgrundbesitzes, muß aber zugleich doch zugeben, daß der Schutzzoll auch zur Erhaltung des mittleren Bauers diene und diesem nicht geringen Vorteil bringe. Beachtet man nun, daß wir glücklicherweise in vielen und großen Gebieten von Mittel-, Süd- und Westdeutschland, zum Teil sogar im Nordosten (nämlich im katholischen Ermland) noch einen bedeutenden agrarischen Mittelstand besitzen, so ist also schon dieserhalb die ganze Beweisführung hinfällig. In der That sehen wir denn auch, wie heute nicht bloß die Großgrundbesitzer des Nordostens, sondern ebensosehr der gesamte Bauernstand des übrigen Deutschlands mit allem Nachdrucke den Zollschutz fordert. Und dabei sind es nicht nur die mittleren, sondern ebenfalls die kleinen Bauern, die im richtigen Verständnis ihrer Lage und ihrer Interessen diese Forderung erheben. Denn auch die Verhältnisse der Kleinbauern sind direkt und indirekt durch den Stand der Getreidepreise beeinflußt. Die kleinen Leute werden das Korn vielleicht nicht einmal selbst verzehren, wenn es zu billig ist, sondern das Vieh damit füttern. Steht aber der Preis gut, dann verkauft auch der Kleinbauer sein Getreide ganz oder zum Teil und kauft sich mit dem Erlös andere Güter, und es wird dies um so eher und um so mehr geschehen, als durch die Erleichterung des Verkehrs u. s. w. die Möglichkeiten und Aussichten des Absatzes für ihn gehoben werden.

Was schließlich die Förderung der Latifundienbildung durch den Schutzzoll betrifft, so dürfte die gekennzeichnete Gefahr nach Beseitigung des Schutzzolles viel größer werden und dazu eine so eigenartige Form annehmen, daß die Erhaltung und Stärkung des alten Großgrundbesitzes unvergleichlich geringere Bedenken hervorrufen müßte. Friedrich List hat einmal gesagt, jede ruinierte Fabrik wirke „wie ein aufgehängter Kadaver, der alle lebendigen Wesen ähnlicher Art weit und breit verscheuche". Der ruinierte Bauer dürfte dagegen auf gewisse Kreise wirken wie der Baldrian auf die Katzen. Selbst wenn die Zölle nicht auch zur Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes beitrügen, handelte es sich in der That nur um die Wahl zwischen dem Latifundienbesitz des

alten konservativen Adels oder der modernen „Finanzbarone", könnte die Entscheidung kaum schwer fallen.

Der Schutzzoll, so heißt es ferner, schafft künstliche Werte, die sehr unsicher sind. Angenommen, ein Gut habe 1000 Mark Rente abgeworfen vor dem agrarischen Schutzzoll; der Schutzzoll vermehre, nach der Absicht des Gesetzgebers, das Einkommen um 10 oder 20 %; die Rente steige also bis zu 1100 oder 1200 Mark. War der Grundbesitz früher 20 000 Mark wert, dann ist er jetzt 22 000, bezw. 24 000 Mark wert. Jemand kauft das Gut mit 4000 Mark bar und 20 000 Mark auf Hypothek. Wird jetzt der Schutzzoll abgeschafft, dann hat der Herr Müller seine 4000 Mark an den Herrn Schulze verloren; sein Gut ist nur 20 000 Mark wert. In der Zwischenzeit hatte er auch keinen Nutzen vom Zolle; die vom Gesetzgeber beabsichtigte Steigerung des Einkommens war durch die Steigerung des Grundwertes vorweggenommen. Auch der Pächter gewinnt nichts durch den Zoll, weil die künstliche Hochhaltung der Getreidepreise eine entsprechende Steigerung des Pachtpreises zur Folge hatte.

In einem Lande, wo der Pachtbetrieb vorherrscht, hat diese Beweisführung eine ganz andere Bedeutung wie in einem Lande mit ausgedehntem Selbstbetrieb der Eigentümer. Die englische Landwirtschaft besteht zu 86 % aus Pächtern und nur zu 14 % aus Eigentümern. In Deutschland ist das Verhältnis geradezu umgekehrt. Die Erhöhung der Pachtbeträge beim Steigen der Renten durch Zölle kommt daher praktisch hier nicht in demselben Umfange in Betracht. Der Grund und Boden aber, der von seinen Eigentümern bewirtschaftet wird, weist viel stabilere Verhältnisse auf als der städtische Boden. Ein Besitzwechsel ist dabei seltener. Das Land vererbt sich meist in derselben Familie und Rentensteigerungen machen sich hier nicht so geltend.

Aber auch abgesehen hiervon, muß man wohl unterscheiden zwischen den Wirkungen des Zolles auf Rente und Bodenpreis bei einer maßlosen Hochschutzzollpolitik und anderseits bei vernünftiger, gemäßigter Schutzzollpolitik. Ein ungerechtfertigt hoher Zoll, der sich auf die Dauer doch nicht halten lassen würde, müßte in der That verderblich wirken. Ein Zoll dagegen, welcher lediglich dazu dient, dem Produzenten seine Kosten, die Mittel zum technischen Fortschritt, einen ganz mäßigen Gewinn zu sichern, wird keine Wert- und Preisveränderungen hervorrufen können, die nicht in den objektiven Wertverhältnissen ihre Stütze fänden

— selbstverständlich in Voraussetzung einer nationalwirtschaftlichen Betrachtungsweise.

Die einzig richtige Schlußfolgerung aus dem gegnerischen Argumente wäre darum wohl die, daß gesetzliche Garantien geschaffen werden müssen gegen eine Änderung und Veränderung des zur Erhaltung der einheimischen Landwirtschaft notwendigen Zolles, also ein Minimaltarif, der nicht durch Handelsverträge oder Verwaltungsmaßregeln, sondern lediglich durch Gesetz verändert werden könnte. Das ist aber gerade die Forderung, die auf Seiten der Freunde einer industriestaatlichen Entwicklung nicht gerade viele Sympathien finden dürfte!

Der letzte Einwand gegen die agrarischen Schutzzölle ist zugleich derjenige, welcher speziell in den Kreisen der Arbeiterwelt den kräftigsten Widerhall gefunden hat. Man sagt: der Getreidezoll macht dem Arbeiter das Brot teurer! Keine noch so gelehrten Entwicklungen würden die Massen des Volkes von der Vortrefflichkeit der Schutzzölle überzeugen, solange der Arbeiter auf die Verteuerung seiner Lebensmittel hinweisen könnte. Es würde ihm scheinen müssen, daß bei allem Vorteil, den andere immerhin haben mögen, er die Zeche zahlen solle!

Man mag erwidern, daß auf den Preis des Brotes noch andere Momente und Faktoren einwirken als der Preis des Getreides. Ebenso ist es wohl richtig, daß der Zoll nicht um seinen ganzen Betrag das verzollte Produkt verteuert. Offenbar hängt es von dem Verhältnis ab, in welchem der inländische Bedarf an Getreide durch den Import gedeckt werden muß, ob das Inland oder das Ausland den Zoll trägt. Je mehr ein Land abhängig vom Auslande ist, des Importes bedarf, um so mehr wird dasselbe genötigt sein, den Zoll selbst zu tragen. Andernfalls, bei günstiger Konjunktur, bei guten Ernteverhältnissen, zahlt man für das ausländische Erzeugnis weniger. Die ausländischen Produzenten und die Transportanstalten tragen den Zoll [1].

[1] Vgl. Dr. Joseph Grunzel, System der Handelspolitik (Leipzig 1901) S. 353: „Ist ein Land auf Getreide-Importe unbedingt angewiesen, so werden sich die Getreidepreise um den Betrag des Zolles erhöhen, in Ländern dagegen, welche über eine kräftige eigene Landwirtschaft verfügen, werden deren Verhältnisse ausschlaggebend sein. Bei guter Ernte werden den Zoll für das importierte Getreide die Exportländer, bei schlechter die Importländer tragen. . . . Der Einfluß des Zolles tritt am schärfsten bei hohen Getreidepreisen hervor, denn dann wird in den Importländern ein starker Bedarf nach ausländischer Zufuhr entstehen, und den inländischen Konsumenten trifft außer dem hohen Preis noch der volle Betrag des

Wenn nun auch unter den bezeichneten ungünstigeren Voraussetzungen der Getreidepreis durch den Zoll erhöht wird, so ist es doch geradezu lächerlich, deshalb von „Brotwucher" zu reden. „Wucher" liegt nur da vor, wo es sich um eine ungerechte Benachteiligung eines Dritten handelt; daß der Bauernstand aber für seine Produkte einen Preis fordert, welcher die Erzeugungskosten deckt, ist durchaus kein ungerechtes Verlangen. Man könnte viel eher denjenigen einen „Getreidewucherer" nennen, welcher dem Bauern den gerechten Preis seiner Produkte vorenthalten will. Doch solche Schlagworte werden auf beiden Seiten besser vermieden; sie bringen nur Aufregung, aber keine Klarheit! Die Frage bleibt schließlich die: ist es unter allgemeinen volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten besser, den vom Standpunkte des Konsumenteninteresses allerdings beklagenswerten Übelstand etwas höherer Getreidepreise zu ertragen, oder aber die inländische Landwirtschaft dem völligen Ruin zu überantworten? Man kann anerkennen, daß die Nahrungszölle den kleinen Mann stärker belasten als den großen, daß sie gewissermaßen umgekehrt progressiv wirken. Je geringer das Einkommen, ein um so größerer Bruchteil desselben fällt auf die Ernährung. Dafür darf aber auch nicht außer acht gelassen bleiben, daß die direkten Steuern den kleinen Mann weniger treffen und so einigermaßen wenigstens ein Ausgleich geschaffen ist für die relativ stärkere Belastung durch den Zoll. Ebenso lassen sich die Erträge aus den Zöllen für solche Ausgaben verwenden, die vorzugsweise den niederen Klassen zu gut kommen. Der Vorschlag z. B., auf diesem Wege die Arbeiterversicherung in der Richtung der Witwen- und Waisenversicherung auszubauen — sofern nur bei eventuellem Wegfall des Zolles in anderer Weise für den Fortbestand der Versicherung gesorgt wird —, läßt sich nicht ohne weiteres als unpraktisch zurückweisen.

Doch auch wir verschließen uns keineswegs gegen die Bedenken, die aus einer eventuellen Verteuerung der notwendigen Lebensmittel sich ergeben. Würde der Zoll nur dazu dienen sollen, die Landwirtschaft zu bereichern, dann wäre eine Rechtfertigung desselben kaum leicht zu erbringen. Aber nicht die Bereicherung, sondern die Erhaltung

Zolles. Bei niederen Preisen wird dagegen die Wirkung des Zolles ganz oder teilweise versagen, weil die Gebühr mehr vom Auslande getragen wird. Der Vorteil der Getreidezölle für die Landwirtschaft ist also nur ein bedingter." Gewiß, der Zoll schützt die Landwirtschaft eben zu Zeiten, wo sie des Schutzes gerade bedarf, und das genügt!

unseres vortrefflichen einheimischen Bauernstandes steht in Frage! Nicht um einen einseitigen Interessendienst, nicht um agrarische, sondern um wahrhaft nationale Politik, — nicht um das Wohl des einzelnen Standes auf Kosten des andern handelt es sich, sondern letztlich um das Wohl des ganzen Volkes, in welchem sich die Interessen aller Stände zusammenfinden! Mag auch der Industrie ein augenblickliches Opfer zugemutet werden, es ist ein Opfer, welches sie in gleicher Weise den andern Ständen auferlegt, da sie ja auch für ihre Produkte den Zollschutz fordert, es ist ein Opfer überdies, welches durch die Erhaltung einer kaufkräftigen inländischen Landwirtschaft reichlichst aufgewogen sein wird.

„Nach meiner Auffassung giebt es keine absoluten volkswirtschaftlichen Ideale", schreibt Brentano[1]. „Mir ist die ideale Wirtschaftsorganisation die, welche den konkreten Verhältnissen eines Volkes jeweilig entspricht." Der berühmte Nationalökonom will mit diesen Worten doch wohl nur falsche Ideale treffen, Ideale, die ohne Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse sich brutal durchsetzen wollen, Ideale, die nicht allgemein genug sind, um den verschiedensten, historisch wechselnden, konkreten Gestaltungen gerecht werden zu können, die in ihrer Spezialisierung als „absolute" Ideale hingestellt werden, anstatt den absoluten Charakter lediglich für ihren abstrakten, allgemeinen Inhalt in Anspruch zu nehmen und mit Rücksicht auf die konkrete Form, die lebendige Ausprägung als solche, eine lediglich relative Berechtigung, eine beschränkte Dauer, einen vorübergehenden und veränderlichen Bestand sich beizulegen. Nur wer annimmt, daß die konkreten Wirtschaftsverhältnisse sich „naturgesetzlich", „von selbst" regeln und durch diese ihre Selbstregelung „von selbst" zum Gesamtwohlstande des Volkes führen, kann auf jedes Ideal für Volkswirtschaftslehre und Wirtschaftspolitik verzichten. In dieser Voraussetzung allerdings genügt die bloße Anpassung an die gegebenen Verhältnisse als solche für sich allein; sie wird selbst zum höchsten Ideal! Wenn man aber nicht in einem bloßen Parallelismus der Wirtschaftsorganisation mit den Tendenzen einer angeblich „natürlichen" Entwicklung das Ideal erblickt, wenn man auf die Herrschaftsstellung des vernünftigen Menschen sich besinnt, an die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Leitung und Regelung eben jener Entwicklung glaubt, dann wird man allerdings ohne Ideal, bezw. ohne feste Grundsätze über die allgemeinsten und höchsten wirtschaftspolitischen

[1] „Hilfe", VII. Jahrgang, Nr. 23, 9. Juni 1901.

Ziele ebensowenig fertig werden, wie man anderseits ohne Berücksichtigung der historisch gegebenen Bedingungen und Verhältnisse eine glückliche Verwirklichung des Ideals nicht erhoffen kann.

In diesem Sinne und mit dieser Beschränkung treten wir heute für eine Mäßigung der industriestaatlichen Entwicklung ein, nicht als ob der Agrarstaat und vor allem der reine Agrarstaat ein absolutes Ideal, das unter allen Umständen allein Richtige sei und bleibe, sondern weil wir gerade in den obwaltenden Verhältnissen und mit Rücksicht auf die Eigenart der deutschen Volkswirtschaft den Zusammenbruch der einheimischen Landwirtschaft als das größte Unglück, das unsere Nation treffen könnte, bezeichnen müssen.

Heinrich Pesch S. J.

Die Harmonie der Sphären.

Aptavit numeros caelis, iussitque sonoros
Exercere modos, parilesque agitare choreas.
Licentius poëta [1].

Die Sternkunde vergangener Zeiten war voll von Dichtung und Poesie, während die unserer Tage sich immer mehr in ein trockenes Rechenbeispiel aufzulösen droht. Es ist die Prosa und der Ernst des Lebens, der sich selbst bis zu den höchsten Himmelsräumen hinauf fühlbar macht. Doch auch der Astronom unserer Tage, müde von seinen nächtlichen Beobachtungen und Messungen, erschöpft von der Berechnung seiner Forscherergebnisse, gönnt sich gerne den Genuß, im Geiste zu jenen guten, alten Zeiten zurückzukehren und einige Erholungsstunden den phantasiereichen Melodien seiner dichterischen Vorgänger zu lauschen. Selbst der Laie in der Himmelskunde, der seinen Blick scheu von dem Zahlengewimmel der Bahnberechnungen abwendet, der mit einem gewissen Bangen die nächtlichen, schwarz gefärbten Forscherinstrumente einer Sternwarte anschaut, spitzt gerne sein Ohr, wenn er aus jener Märchenwelt unserer guten Altvordern

[1] Cf. *S. Aug.* epist. 39. Licentius war ein Schüler des hl. Augustinus.

erzählen hört. Horchen wir also für heute ein wenig auf die Harmonie der Sphären.

Bekanntlich dachte man sich ehedem die Erde im Mittelpunkte des Weltalls, von den sieben im Altertum bekannten Planeten umkreist. Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn umschwebten sie in verschiedenen Abständen. Jeder dieser Himmelskörper ward von einer die Erde umspannenden Sphäre (einer Art Hohlkugel) getragen; alle diese Kugelschalen waren endlich von der größten und letzten Fixsternsphäre eingeschlossen. Jede Schale trug ihren Planeten in gesetzmäßiger Bewegung um die in der Mitte ruhende Erde herum. Die Sphären selbst dachte man sich natürlich aus durchsichtigem, krystallhellem Stoffe, so daß die innere den Anblick der äußeren Gestirne keineswegs hinderte, obschon jede einzelne den ganzen Raum bis zur nächstliegenden ausfüllte. Alle Sphären standen somit in mittelbarer oder unmittelbarer Berührung miteinander[1].

Nun ist es aber ein allbekanntes Naturgesetz, daß wenn mehrere derart sich berührende Kugelschalen durch ihre verschiedene Bewegungsart sich gegenseitig berühren und reiben, sie einen Ton von sich geben, und zwar hängt die Höhe oder Tiefe dieses Tones von der Größe der Schale, die Stärke desselben von der Heftigkeit der Bewegung ab. Auf diese Weise mußte also jede Himmelsschale ihren charakteristischen, musikalischen Ton haben, und die von sämtlichen tönenden Sphären hervorgebrachte Himmelsmusik war es, was man die Harmonie der Sphären nannte.

Wer hätte nicht schon den Versuch gemacht, ein Weinglas durch Reibung des Randes mit dem Finger in tönende Schwingungen zu setzen, und wer wüßte nicht, daß je von der Menge der Flüssigkeit, die das Glas füllt, die Höhe oder Tiefe des Tones abhängt? Hätte man also 7 derartige Gläser, so wäre man im stande, sie nach den bekannten 7 Hauptnoten der musikalischen Skala zu stimmen, man hätte ein Sphärenharmonium im kleinen.

Die ersten Anfänge dieser uns kindlich vorkommenden Anschauung gehen ins graueste Alter zurück. Es ist eben unserer Seele angeboren, in regelmäßigen, nach gewissen Zwischenräumen sich wiederholenden Bewegungen, zumal wenn sie von musikalischen Lauten begleitet sind, ein gewisses (rhythmisches) Wohlgefühl zu empfinden. Wie herzhaft tritt der vom Marsche

---

[1] Etwa nach Art der Schalen einer Zwiebel. Der Vergleich ist zwar sehr prosaisch, wurde aber der Anschaulichkeit halber nicht verschmäht.

ermüdete Soldat nicht wieder auf, sobald er die Trommel zum Begleiter seiner Schritte hat! Wie beflügelt sich nicht der Schritt der im Reigen sich bewegenden Tänzer beim Klange der Musik! Ja selbst die schwieligen Hände der Arbeiter fühlen sich in der Hebung schwerer Lasten, in der Handhabung schwieriger Instrumente gewissermaßen unterstützt, wenn rhythmische Laute ihre Bewegungen begleiten. Betrachte nur jene Schar junger Burschen: kaum haben sie sich zusammengeschart, um in kürzerer Zeit das Ziel ihrer Wanderschaft zu erreichen, da ist es ein lustiges Marschlied, das sozusagen von selbst ihrer Brust entsteigt und ihre Schritte beflügelt.

Es besteht so für uns eine unmittelbare Ideenverbindung zwischen regelmäßiger Bewegung und rhythmischem Wohlklang; wo wir die eine wahrnehmen, denken wir unmittelbar an den andern, setzen ihn voraus oder suchen das Fehlen desselben zu ergänzen. Die Lust an rhythmischer Wiederholung, selbst eintöniger Laute, wird nicht wenig gesteigert durch den Wechsel und den harmonischen Zusammenklang verschiedener Töne. Harmonie (*ἁρμονία*)[1], so lehrt uns schon Quintilian (I, 10), ist eben nichts anderes als die passende Übereinstimmung (consonantia) hoher und tiefer Stimmen in Gesang und Musik.

I. Pythagoras (im 6. Jahrh. v. Chr.) ist unseres Wissens der erste, der eine eigentliche Lehre der Sphärenharmonie aufstellte. Er und seine Schüler fanden, daß bei gleicher Spannung und Dicke einer musikalischen Saite die Höhe des Tones einzig von deren Länge abhing. Da man nun die betreffenden Saitenlängen harmonisch zusammenklingender Töne miteinander verglich, fand man in deren gegenseitigem Verhältnis sehr einfache Gesetze. So war z. B. bei dem Grundton und der Quinte das Längenverhältnis der betreffenden Saiten einfach wie 2 zu 3, und zwar schien die Konsonanz um so reiner, je genauer diese Verhältnisse hergestellt wurden.

Diese gewiß schöne Entdeckung mag den Anstoß zu jener oft in Spielereien ausartenden Zahlensymbolik gebildet haben, welche die pythagoreische Schule nunmehr auf das ganze Weltall auszudehnen versuchte. Selbst die Zahl der Himmelskörper mußte sich dieser Symbolik anbequemen[2].

---

[1] Von *ἁρμόζω*, anpassen.

[2] Vor allem spielte die aus vier Gliedern bestehende Summe (die heilige Vier = sacra tetrachys) 1 + 2 + 3 + 4 = 10 eine große Rolle. Ihretwegen mußte die Zahl der Himmelskörper von 8 (Erde und 7 Planeten) auf 10 erhöht werden, weshalb der Erde das sogen. Zentralfeuer und eine Gegenerde

„Nach Pythagoras“, so berichtet der Naturforscher **Plinius**[1] († 79 n. Chr.), „entspricht die Entfernung des Mondes von der Erde der Saitenlänge eines ganzen Tones; vom Mond bis zum Merkur und vom Merkur zur Venus je eine halbe Tonstrecke. Von der Venus bis zur Sonne haben wir $1^1/_2$ Ton; von der Sonne bis Mars haben wir wiederum (wie von der Erde zum Monde) eine Tonstrecke. Vom Mars zum Jupiter sowie vom Jupiter bis zum Saturn abermals je eine halbe, vom Saturn endlich bis zum Fixsternhimmel $1^1/_2$ Tonstrecke.“ Bildlich können wir also die Skala folgendermaßen darstellen:

♁ — — ☿ — ♀ — ⊙ — — — ♂ — ♃ — ♄ — — — ✱

1 $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$ $1\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$ $1\frac{1}{2}$

„So sollen“, fährt **Plinius** fort, „sieben Töne eine Harmonie des **Weltalls** (*διὰ πασῶν ἁρμονίαν*) hervorbringen, ein Lied des Universums, und zwar soll Saturn nach dorischer, Jupiter nach phrygischer, die übrigen in ähnlicher Weise ihre (tönende) Bewegung ausführen: ‚iucunda magis quam necessaria subtilitate‘,“ fügt der ernste römische Forscher bereits bei, d. h. hier haben wir es eher mit wissenschaftlicher Spielerei als mit notwendigen Schlußfolgerungen zu thun.

Dazumal kannte man noch kein Mittel, die gegenseitigen Entfernungen der Himmelskörper zu messen. Eine Widerlegung der pythagoreischen Ansicht durch wirklich ausgeführte Messungen war mithin unmöglich. Was sollte man also zu der neuen und geistreichen Auffassung sagen?

Die einfachste Widerlegung schien die, daß wir von einer solchen Harmonie nichts hören, daß sie also auch überhaupt nicht vorhanden sei. Doch auf diesen Einwurf gaben die Pythagoreer, wie **Aristoteles** († 322 v. Chr.) bezeugt[2], zur Antwort, der Grund unserer Unempfindlichkeit gegen diese himmlische Musik sei einfach der, weil wir dieselbe vom Augenblicke unserer Geburt an hören, sie mithin keinen Eindruck mehr auf uns mache, weil sie eben immerfort weitertöne. Was auf unser Ohr als Sinnesempfindung Eindruck machen solle, bedürfe des Gegensatzes von Tönen und Schweigen, der eben hier fehle.

Diese Ausrede der Pythagoreer schien auch manchen späteren Gelehrten noch immer zutreffend; bis ins späte Mittelalter wurde sie von den aus-

---

(*ἀντίχθων*) beigegeben wurden. Auch war die Reihenfolge, in der sich Pythagoras die Planeten von der Erde aus gruppiert dachte, etwas verschieden von der späterer Systeme, nämlich: Mond, Sonne, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn.

[1] Hist. nat. l. 2, cap. 22. [2] De caelo l. 2, text. 52.

gezeichnetsten Gelehrten wiederholt. Wie die Einwohner der Nilländer, erklärt uns eine früher Beda dem Ehrwürdigen zugeschriebene Schrift des 10. Jahrhunderts[1], von dem Tosen der gewaltigen Wasserfälle aus Gewohnheit nichts mehr hören, ebenso ergeht es uns mit jener Himmelsmusik, die von den höchsten Regionen zu uns herabklingt. Würde jemand, meint er, in einer andern Welt geboren und dann in die unsere versetzt, so würde er unzweifelhaft zu seinem größten Entzücken diesen Melodien lauschen.

Es war also nicht so leicht, jene pythagoreische Ansicht ohne weiteres in das Reich der Dichtung und der Einbildung zu verweisen. Zwar suchte bereits Aristoteles ihr auf indirektem Wege mit Vernunftgründen beizukommen[2]: „Wenn ein Ding auf einem andern, das sich fortbewegt, festsitzt, etwa wie die Ladung in dem dahingleitenden Schiffe ruht, so kann es keinen Ton von sich geben." — Vorausgeschickt hatte er bereits, daß nach seiner Ansicht die Himmelssphären sich zwar bewegen, die in ihnen haftenden Gestirne aber ohne jede Eigenbewegung sich nur durch die Verschiebung der betreffenden Sphäre fortbewegen[3]. Er leugnet deshalb auch jede Drehung dieser Himmelskörper um eine in ihnen liegende Achse.

Man sieht jedoch leicht ein, daß dieser Einwurf seine Kraft verliert, wenn man sich, wie wir dies von Anfang an bereits thaten, die Harmonie durch die Reibung der Sphären selbst verursacht denkt. Ja die himmlische Musik erhielt in der Einbildungskraft ihrer Anhänger nur um so mehr Reiz, da die Zahl der zur Erklärung der Planetenbewegung erforderlichen Himmelssphären sich immer mehrte. War sie doch von Aristoteles selbst bereits auf die Zahl von 56, im 16. Jahrhundert n. Chr. durch Fracastoro sogar auf 77 gestiegen[4].

So wurde das Konzert immer reicher und volltönender. Vor allem bemächtigten sich dichterisch und rednerisch begabte Gelehrte der geistreichen Auffassung und wußten derselben durch volkstümliche Darstellung immer mehr Anhänger zu bereiten. So steuerte selbst Cicero († 43 v. Chr.) in seinem Traume Scipios[5] seinen Beitrag zur Weiterverbreitung der

---

[1] Musica theoretica. Inter opera Bedae Ven. I (Basil. 1563), 406.

[2] L. c. text. 54. [3] L. c. text. 42.

[4] Vgl. hierüber unsere Schrift: Nik. Kopernikus, der Altmeister der neueren Astronomie (72. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach") S. 60.

[5] *Somnium Scipionis.* — Ähnliches findet sich im Buche Ciceros: De natura deorum lib. 2.

himmlischen Harmonielehre. Im 6. Buche „Über die Republik" (De republica) läßt er dem jüngeren Scipio Ämilianus (Africanus minor) im Traume den älteren P. Corn. Scipio (Africanus maior) erscheinen und diesem allerlei nützliche Weisungen geben: Vor allem zeigt er ihm die himmlische Seligkeit derer, die einst auf Erden dem Wohlsein des Staates (der respublica) all ihre Kräfte gewidmet haben. Der junge Scipio ist so entzückt davon, daß er gleich an den Ort der Seligen versetzt sein möchte. „Das geht nicht, mein Sohn, erwiderte der ältere, bis Gott, der Eigentümer dieses Himmelstempels, dich von den Fesseln des Körpers befreit hat. Übe emsig die Tugenden, vor allem der Unterwürfigkeit und Gerechtigkeit, dann wirst du um so eher und um so sicherer an den Ort ewiger Glückseligkeit gelangen."

Dabei sieht Scipio (der jüngere) sich inmitten des glänzenden und strahlenden Ringes der Milchstraße, von dort aus erblickt er die Gestirne in ungeahnter Nähe und Größe. Die Erde kommt ihm dabei so winzig und klein vor, daß er sich ihrer und des ganzen, damals so mächtigen römischen Reiches fast schämt. Dann beginnt der ältere ihm die einzelnen gewaltigen Sternkugeln zu erklären, zunächst die Fixsterne, dann die Sphäre des Saturn, dort zeigt er ihm den menschenfreundlichen, heilbringenden Jupiter, dann den in blutigem Rot erstrahlenden, unheilverkündenden Mars, dann die Sonne, die wie eine Königin und Führerin unter den übrigen erstrahlt, gewissermaßen die Seele und Leiterin ihrer Gefährten: Venus und Merkur, wie sie von ihren leuchtenden Strahlen dem zuletzt stehenden Monde reichlich zuteilt[1].

Unterhalb all dieser Herrlichkeit ruht die unbewegliche Erde[3]; schwerfällig sinkt auf sie alles Bewegliche zurück. Da unten ist alles vergänglich und sterblich (ausgenommen die menschliche Seele), hier oben hingegen ist alles in Bewegung, alles ewig und unvergänglich: „O welch himmlische Melodien berauschen mein Ohr!" ruft entzückt der all diese Herrlichkeit schauende Scipio aus. Das ist die Harmonie der Sphären, erklärt der ältere; ihr gegenseitiger Abstand ist so bemessen, daß sich die durch ihre Bewegungen hervorgebrachten Töne, hohe wie niedere, zu süßer Harmonie verschmelzen und so das Ohr des Zuhörers ergötzen. Die höchsten Töne bringt die Sphäre der Fixsterne, die tiefsten die des Mondes hervor. Im ganzen aber giebt es so 7 Tonunterschiede (septem effi-

[1] Stat vi terra sua, vi standi Vesta vocatur, singt Ovid (Fast. VI, 299).

ciunt distinctos intervallis sonos), wodurch die Zahl 7 sozusagen der Knotenpunkt aller Dinge geworden ist. Weise Männer haben diese Klänge mit Saitenspiel und Gesang nachzuahmen versucht und sich so gewissermaßen einen verstohlenen Zugang zu diesem Paradiese zu verschaffen gewußt. Im allgemeinen aber sind die Ohren der Menschen taub geworden gegen diese Harmonie der Sphären; es ergeht ihnen wie allen jenen, welche der Sonne ins Antlitz schauen: ihr Auge wird blöde und unempfindlich!

Der jüdische Schriftsteller Philo († in den 40er Jahren n. Chr.) war so überzeugt nicht bloß von der Wirklichkeit der Sphärenharmonie, sondern auch von ihrem Wohlklang und ihrer Pracht, daß er nicht ansteht zu behaupten[1], die Menschen würden, falls sie dieselbe wirklich vernähmen, einfachhin alle irdischen Bedürfnisse, selbst Speise und Trank, vergessen. So, meint er, habe Moses einst in Entzückung, dieser himmlischen Musik lauschend, 40 Tage und 40 Nächte ohne jegliche Nahrung zugebracht.

Makrobius, der gelehrte Kommentator des Somnium Scipionis (im 5. Jahrh. n. Chr.), sucht die Notwendigkeit nachzuweisen, weshalb die Sphären wirklich hell und in prächtiger Harmonie ertönen müssen. Es handelt sich hier, sagt er, um Himmelskörper (die nach der Alten Ansicht in jeder Hinsicht etwas vollkommenes, fast göttliches vorstellten); also müssen die erregten Töne notwendig eine melodisch vollkommene Harmonie bilden (in somnium Scipionis l. 2. cap. 2).

II. Christliche Gelehrte standen schon deshalb der ganzen Harmonie im allgemeinen ziemlich freundlich gegenüber, weil sie darin nur eine handgreiflichere Erklärung dessen sahen, was die Heilige Schrift an verschiedenen Stellen andeutet. Heißt es doch im Buche Job (Kap. 38, V. 37) bereits: „Wer vermöchte der Himmel Bau zu erklären, und wer wäre im stande, des Himmels Weisen zum Schweigen zu bringen?" (Quis enarrabit caelorum rationem et concentum caeli quis dormire faciet.) Dann läge den Worten des Psalmisten noch ein viel einfacherer, buchstäblicher Sinn zu Grunde, wenn er singt: „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit des Herrn und seiner Hände Werk verkündigt das Firmament" (Caeli enarrant gloriam Dei et opera manuum eius annunciat firmamentum. Ps. 18, 1).

---

[1] Lib. de somniis.

Der hl. Ambrosius († 397) schreibt in seiner Einleitung zu den Psalmen[1]: „Es loben den Herrn die Engel, es singen ihm die himmlischen Mächte; laute, immerwährend lieblich klingende Musik soll selbst des Himmels Umdrehung begleiten. Wohl mag an den Enden der Erde, wo noch so manches Naturgeheimnis uns verborgen ist, diese Harmonie vernommen werden."

Der hl. Augustinus († 430) hat nichts dagegen, die Möglichkeit einer wirklichen Harmonie der Sphären zuzugeben[2]; dennoch zieht er es vor (und mit ihm die große Mehrzahl sämtlicher Ausleger der Heiligen Schrift)[3], die betreffenden Stellen der Heiligen Schrift in bildlichem Sinne zu erklären.

In seiner Schrift De civitate Dei (l. 11, c. 18) hebt er ausdrücklich hervor, wie Gott die Weltordnung nach Art einer herrlichen Dichtung durch gewisse Gegenüberstellungen verschönert habe; „wie die Schönheit einer Rede durch Gegensätze hervortritt, so wird die Pracht des Weltalls ähnlich, nicht durch entgegengesetzte Redewendungen, sondern durch eine beredte Zusammenstellung der Geschöpfe, bewirkt"[4]. So faßt er auch die Sprache der unvernünftigen Geschöpfe in dieser bildlichen Weise auf. Wo er auf jene Psalmenstelle (Ps. 148) zu sprechen kommt: „Sein Bekenntnis ist über Himmel und Erde" (Confessio eius super caelum et

[1] Laudant Angeli Dominum, psallunt ei potestates caelorum . . . Ipsum axem caeli fert expressior sermo cum quadam perpetui concentus suavitate versari, ut sonus eius extremis terrarum partibus audiretur, ubi sunt quaedam secreta naturae: nec id ab usu naturae alienum videtur (In Psalm. 1. enarr. n. 2. *Migne*, Patr. lat. XIV, 921).

[2] Vgl. dessen Schrift: De musica.

[3] Es genüge hier, den hl. Chrysostomus († 407) noch anzuführen. Wo er dem Volke jene Worte des Psalmisten erklärt: „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit des Herrn" läßt er sich einwerfen: Wie erzählen die Himmel diese Herrlichkeit? Sie haben keine Stimme, sie besitzen keinen Mund, keine Zunge ist ihnen verliehen, wie können sie also erzählen? — Durch ihren bloßen Anblick. Während wir nämlich sehen, wie die Schönheit des Himmels, seine Größe, Erhabenheit, Gestalt und Form immerdar dieselbe bleibt, hören wir gewissermaßen eine Stimme, die uns einladet, den anzubeten, der so etwas Herrliches und Wunderbares geschaffen hat. Diese Stimme hören, diese Sprache verstehen alle: Skythen und Barbaren, Inder und Ägypter, kurz alle Erdbewohner" (In illud Isaia; ego Dominus n. 1. 2. *Migne*, Patr. gr. LVI, 143 sq.).

[4] Ordinem saeculorum tamquam pulcherrimum carmen ex quibusdam quasi antithetis honestavit Deus. . . . Sicut contraria contrariis opposita, sermonis pulchritudinem reddunt, ita quadam non verborum sed rerum eloquentia contrariorum oppositione saeculi pulchritudo componitur (l. c.).

terram) — ruft er fragend aus: Was ist dies Bekenntnis? Ist es etwa Gott selbst, der ein Bekenntnis ablegt? Keineswegs; ihn vielmehr bekennen alle Geschöpfe mit lauter Stimme: ihre Herrlichkeit ist gewissermaßen die Stimme, womit sie Zeugnis für Gott ablegen. So ruft der Himmel Gott zu: Du hast mich geschaffen, nicht ich; es ruft die Erde: Du bist mein Gründer, nicht ich u. s. w.[1]

Der bekannte Philosoph Boëtius († 524) hält sogar den gewaltigen Umschwung des Himmelsgewölbes mit lautloser Stille für unvereinbar[2].

Der hl. Isidor von Sevilla († 636) geht noch einen Schritt weiter. Für ihn giebt es überhaupt keine Thätigkeit, die nicht etwas Musikalisches in sich trage. „Ohne Musik", sagt er, „kann keine Disziplin zur Vollkommenheit gelangen, nichts giebt es ohne sie. Soll doch selbst das Weltall sich in musikalischer Harmonie zusammenfügen und der Himmel sich mit harmonischen Weisen um seine Achse drehen."[3]

Die Ansicht Pseudo-Bedas haben wir bereits vernommen. Mit ihm stimmt der hl. Anselmus († 1109) durchaus überein, indem er schreibt: „Die sieben Himmelssphären drehen sich mit süßester Harmonie und erzeugen durch ihre Umdrehung die angenehmsten Wohlklänge. Nur deshalb hören wir diese nicht, weil eine dichte Luftschicht uns von ihnen trennt und weil unser beschränktes Gehör die Großartigkeit dieser Klänge nicht zu fassen vermag."[4]

---

[1] Quid est Confessio eius in terra et caelo? Qua ipse confitetur? Non, sed qua illum omnia confitentur, omnia clamant, omnium pulchritudo quodammodo vox eorum est confitentium Deum. Clamat caelum Deo: tu me fecisti, non ego: clamat terra: tu me condidisti, non ego etc. (In Psalm. 148. n. 15. *Migne*, Patr. lat. XXXVII, 1946).

[2] Qui fieri potest, ut tam velox caeli machina tacito silentique cursu moveatur? Et si ad nostras aures sonus ille non pervenit, quod multis fieri de causis necesse est, non poterit tamen motus tam velocissimus ita magnorum corporum nullos omnino sonos ciere (De musica l. 1, c. 2. *Migne*, Patr. lat. LXVIII, 1171).

[3] Sine musica nulla disciplina potest esse perfecta; nihil enim est sine illa. Nam et ipse mundus quadam harmonia sonorum fertur esse compositus et caelum ipsum sub harmoniae modulatione revolvitur (Etymologiarum l. 3, c. 1. *Migne*, Patr. lat. LXXXII, 163).

[4] Septem caelorum orbes cum dulcissima harmonia volvuntur ac suavissimi concentus eorum circumitione efficiuntur. Qui sonus ideo ad aures nostras non pervenit, quia ultra aerem fit, et eius magnitudo nostrum angustum auditum excedit. — De imagine mundi lib. 1. (Es ist übrigens nicht ganz zweifellos, ob dies Buch wirklich vom hl. Anselmus herrührt; jedenfalls zeichnet die angeführte Stelle die Ansicht seiner Zeit.)

III. Trotz dieser vielen zustimmenden Zeugnisse wäre es verfehlt zu glauben, die Lehre von der Harmonie der Sphären sei von den christlichen Lehrern und Philosophen der Vorzeit unbesehen und kritiklos aus dem Altertum herübergenommen und der Neuzeit überliefert worden.

Schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung fehlte es nicht an entschiedenen Gegnern derselben, zumal wo allerlei Zuthaten verschiedener Irrgläubiger sie geradezu zur Ketzerei ausbildeten. An dergleichen Auswüchse der Himmelskunde dachte wohl hauptsächlich ein hl. Basilius († 379), als er schrieb: Astronomia adeo decantata, negotiosissima vanitas! Die so gepriesene Himmelskunde ist schließlich nur eine geschäftige Eitelkeit[1]. Die Sache war im übrigen ja an und für sich nicht unmöglich, sie hatte ihre Analogien in der irdischen Schöpfung; ihre Unhaltbarkeit nachzuweisen war deshalb nicht gerade so leicht, wie dies vielleicht scheinen könnte.

Selbst der hl. Ambrosius hatte seine Bedenken gegen die Gründe, durch welche man die Lehre zu stützen suchte. Die Ausreden, mit denen man erklären wollte, weshalb wir nichts von der Harmonie der Sphären hörten, schienen ihm wenig stichhaltig. „Wir vernehmen doch das Rollen des Donners, welches durch den Zusammenstoß der Gewitterwolken verursacht wird; weshalb sollten wir da das viel gewaltigere Getöse der riesigen Himmelskugeln nicht wahrnehmen, das doch um so heftiger sein muß, je rascher die Bewegung." [2] Im übrigen hält er die pythagoreische Lehre für etwas sehr Unschädliches; „es wird nicht leicht sein," sagt er, „jemand von dem wirklichen Vorhandensein der Sphärenharmonie zu überzeugen; immerhin mag man sie ihrer Lieblichkeit wegen voraussetzen" [3].

Entschiedene Bekämpfer fand die Lehre in der sogen. peripatetischen Schule des Mittelalters. Ihr Hauptvertreter, der hl. Thomas von Aquin († 1274), giebt sich nach dem Vorgange seines „Philosophen" (Aristoteles) alle Mühe, sie mit Vernunftgründen zu widerlegen, wenigstens ihre Unhaltbarkeit zu zeigen. In seinem Kommentar zum Buche des

---

[1] Homilia I in hexaemeron, cf. *Migne*, Patr. graec. XXIX, 10.

[2] Nam qui tonitrua audimus, nubium collisione generata: tantorum orbium conversiones, qui maiori utique sicut motu ferri aestimantur, ita vehementiores sonitus excitarent, non audiremus? (Hexaemeron lib. 2, cap. 2, n. 7. *Migne*, Patr. lat. XIV, 147.)

[3] Saltem propter gratiam suavitatis (Lib. de Isaac et Anima cap. 7, n. 63. *Migne*, Patr. lat. XIV, 526).

Aristoteles[1] billigt der Heilige durchaus die von diesem bereits vorgebrachten Gegengründe. „Wenn die Himmelskörper“, sagt er, „so gewaltige Laute verursachen, dann ist es nicht bloß ungereimt, daß wir von ihnen nichts hören sollen, sondern es ist ebenso unerklärlich, weshalb die irdischen Körper von diesem Getöse nichts leiden. Wir wissen doch, wie ein heftiger Schall nicht bloß unser Gehörorgan vernichtet, sondern selbst Felsen und Gestein zu spalten, ja selbst eisenfeste Gebäude zu zertrümmern vermag; zwar nicht unmittelbar, wohl aber durch die gewaltige Lufterschütterung, die er verursacht! — Man pflegt wohl einzuwenden,“ fährt er fort, „daß die Gewohnheit uns manchen Lärm überhören lasse, daß z. B. ein Kupferschläger nichts mehr von dem Getöse wahrnehme, welches sein beständiges Hämmern verursacht. Darauf erwidere ich, daß dies wohl der Fall sein mag, wenn ein solcher durch den fortwährenden Lärm überhaupt sein Gehör einbüßt, dann aber hört er überhaupt nichts mehr. Das ist aber in unserer Frage keineswegs der Fall.“

Die ganze Sphärenharmonie hat also nur Sinn, meint der hl. Thomas, wenn man dieselbe nicht im wörtlichen, sondern im übertragenen Sinne verstehe. Er meint zwar auch, wenn die Gestirne sich in einem widerstehenden Mittel (Luft u. dgl.) bewegten, so müsse ihr schneller Flug notwendig uns vernehmbare Töne hervorrufen, und wir könnten deshalb aus der Abwesenheit dieser Töne mit Recht den Schluß ziehen, daß die Gestirne sich nicht in einem solchen Mittel bewegten. Dies ist wenigstens der gesunde Grundgedanke, der den Auseinandersetzungen des hl. Thomas unterliegt.

Trotz all dieser Gegengründe lebte die Tradition von der Sphärenharmonie weiter. Dichterische Ausschmückungen suchten ihr neuen Reiz zu geben, und die größten Dichter verschiedener Nationen verschmähten es nicht, sie in ihre Gesänge zu verflechten. Wo Dante († 1321) sich in begeistertem Fluge von Sphäre zu Sphäre zum himmlischen Paradiese emporschwingt, da ist es die Harmonie derselben, die seine Aufmerksamkeit sofort fesselt:

Quando la ruota che tu sempiterni
Desiderato, a se mi fece atteso
Con *l'armonia* che temperi e discerni.

. . . .

La *novità del suono*, e'l grande lume
Di lor cagion m'accesero un desio
Mai non sentito di cotanto acume. (Paradiso I, 27.)

[1] De caelo et mundo l. 2, text. 53—56. — Lectio XIV.

Ein späterer Florentiner Gelehrter, Marsilio Ficino († 1499), weiß uns sogar die einzelnen Musen aufzuzählen, wie sie (ähnlich den Sirenen Platos) den einzelnen Sphären vorstehen: Urania der Fixsternsphäre, Polyhymnia der des Saturn, Terpsichore der des Jupiter, Klio der Marssphäre, Erato finden wir bei der Venus, Melpomena bei der Sonne, Thalia beim Monde, Euterpe beim Merkur; dem ganzen Konzerte endlich all dieser Sphären ist Kalliope als Kapellmeisterin vorgesetzt [1].

Selbst Goethe verschmäht es nicht, bei verschiedenen Gelegenheiten die Harmonie der Sphären in seinen Dichtungen zu verwerten:

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschrieb'ne Weise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag."
(Faust, I. Prolog im Himmel.)

Derselbe Gedanke kehrt in veränderter Form wieder zu Anfang des zweiten Teiles derselben Dichtung:

„Horchet! Horcht dem Sturm der Horen!
Tönend wird für Geistesohren
Schon der neue Tag geboren.
Felsenthore knarren rasselnd,
Phöbus' Räder rollen prasselnd,
Welch Getöse bringt das Licht!
Es drommetet, es posaunet,
Auge blinzt und Ohr erstaunet,
Unerhörtes hört sich nicht."

Wir finden hier sogar, wenn wir wollen, eine Anspielung auf jene Ausrede der Pythagoreer, wonach es nur bevorzugten Geistern wie Pythagoras gestattet ist, das Rauschen jener himmlischen Musik zu hören [2].

---

[1] Marsilius Ficinus in Platonis Ionem.

[2] Vgl. *Shakespeare*, The merchant of Venice V, 1.

There's not the smallest orb which thou behold'st
But in his motion like an angel sings,
Still quiring to the young-ey'd cherubins, —

IV. Eigentliche Astronomen standen der Lehre der Sphärenharmonie im ganzen, wenn nicht geradezu ablehnend, so doch ziemlich gleichgültig gegenüber. Zwar reden auch sie von einer Harmonie der Sphären, jedoch nur in dem Sinne einer harmonischen, gesetz- und planmäßigen Anordnung der Himmelskörper, zumal der Wandelsterne zu einander. Schon seit Platos Zeiten schieden sich die Vertreter der pythagoreischen Lehre in zwei Klassen: die einen, Organiker genannt, redeten einer eigentlich den Sinnesorganen zugänglichen Musik in dem bisher beschriebenen Sinne das Wort; die andern, Harmoniker genannt, deuteten die Lehre in der eben erwähnten Weise. Zu den letzteren gehören, wie gesagt, fast sämtliche Astronomen von Ptolemäus[1] bis auf unsere Zeiten. Manchem der letzteren schien sogar die Harmonie in dieser Hinsicht sich auf einen sehr geringen Grad zu beschränken. Nach P. Clavius z. B. bestand sie einfach in folgender Anordnung: Je näher ein Wandelstern dem Fixsternhimmel, um so weniger widersetzt sich seine (Eigen-) Bewegung dem täglichen Riesenumschwunge des letzteren, d. h. um so weniger bleibt er von einem Tage zum andern hinter den Fixsternen zurück; je entfernter hingegen der Planet von dem Fixsternhimmel, um so mehr widersetzt er sich der täglichen Bewegung. Allein selbst in dieser Beschleunigung oder Verzögerung, fügt Clavius hinzu, giebt es keine bestimmten Verhältnisse[2].

Nicht wenige Sternforscher suchten in der gegenseitigen Entfernung der Planeten bestimmte Zahlenverhältnisse herauszufinden. Plato hat uns schon in seinem „Timäus" eine solche Harmonie der Abstände hinterlassen, wie sie sich in folgender Reihe darstellt:

Such harmony is in immortal souls;
But whilst this muddy vesture of decay
Doth grossly close it in, we cannot hear it.

Sieh, wie die Himmelsflur
Ist eingelegt mit Scheiben lichten Goldes!
Auch nicht der kleinste Kreis, den du da siehst,
Der nicht im Schwunge wie ein Engel singt
Zum Chor der hell-geaugten Cherubim.
So voller Harmonie sind ew'ge Geister,
Nur wir, weil dies hinfäll'ge Kleid von Staub
Ihn grob umhüllt, wir können sie nicht hören.

[1] Ptolemäus hat uns selbst ein Buch Über die Harmonie hinterlassen. Kepler liefert einen Kommentar dazu als Anhang zu seiner eigenen Schrift: Harmonices mundi. Cf. *Frisch*, Kepl. Op. omnia V, 328 sqq.

[2] Commentarius in Sphaeram Io. de Sacro Bosco (Lugduni 1607) p. 42.

	☽	☉	♀	☿	♂	♃	♄
	Mond,	Sonne,	Venus,	Merkur,	Mars,	Jupiter,	Saturn
	1 —	2 —	3 —	4 —	8 —	9 —	27
oder	1 —	2 —	3 —	2^2 —	2^3 —	3^2 —	3^3.

Nach Plato versuchte es besonders Ptolemäus (2. Jahrhundert n. Chr.), der Schöpfer des „Almagest“, eine den Rechnungen und Beobachtungen entsprechende, der Willkür weniger unterworfene wissenschaftliche Harmonik der Wandelsterne aufzustellen; allein auch ihm gelang es nicht, die wirklichen Planetenabstände zu ermitteln, und so blieb vor wie nach die Planetenharmonie ein ungelöstes Rätsel.

Dem ernsten Domherrn von Frauenburg, Nikolaus Kopernikus, war es vorbehalten, das Rätsel, wenn auch noch nicht vollständig zu lösen, so doch der Lösung so nahe zu bringen, daß sein begeisterter Anhänger Johann Kepler mit der ihm angeborenen Zähigkeit und Ausdauer es bald dahin brachte, der Welt dessen endgültige Entwirrung triumphierend verkünden zu können.

Harmonices mundi, so nannte Kepler sein Werk, die Frucht zwanzigjähriger Studien. „Nach langen vergeblichen Anstrengungen“, so schreibt er, „erleuchtete mich endlich das Licht der wunderbarsten Erkenntnis. Hier habt ihr das Ergebnis meiner Studien. Mag mein Werk von den Zeitgenossen oder späteren Geschlechtern gelesen werden oder nicht, mich kümmert dies wenig. Es wird noch nach hundert Jahren seine Leser finden.“ Kepler hat recht behalten: nicht bloß nach hundert Jahren, nein heute noch, nach nahezu 300 Jahren, liest jeder Sternforscher immer noch mit Freuden die „Harmonie“ Keplers; ja was noch mehr sagen will, die Frucht dieser „Harmonie“, die sogen. Keplerschen Gesetze, kann auch heute noch kein Himmelskundiger entbehren.

Die Lösung war allerdings keine leichte gewesen. Nachdem es Kopernikus nach nahezu fünfzigjährigem angestrengtem Studium gelungen war, aus dem Planetensystem ein Sonnensystem zu machen, d. h. der Sonne den ihr gebührenden, bisher der Erde irrtümlich zuerkannten Ehrenplatz inmitten des Systems anzuweisen; nachdem er die wahre Natur der von den Alten erdachten Auf- und Nebenkreise (Epicykel) erkannt hatte; nachdem er gezeigt hatte, daß diese nichts anderes als das von unserer Einbildungskraft dem Planeten zuerteilte Spiegelbild unserer Erdbahn sei[1],

[1] Näheres hierüber findet man in unserer schon angeführten Schrift: Kopernikus, der Altmeister der neueren Astronomie.

— da war es endlich auch möglich geworden, sich von der gegenseitigen Entfernung der einzelnen Wandelsterne wenigstens eine annähernd richtige Vorstellung zu machen. Nach Kopernikus gruppierten sich nun die Planeten in ihren mittleren Abständen von der Sonne wie folgt:

☿ — ♀ — ♁ — ♂ — ♃ — ♄

0,39 — 0,72 — 1 — 1,52 — 5,20 — 9,54.

Diese von der angeführten platonischen sehr verschiedene Zahlenreihe bietet gewiß auf den ersten Blick durchaus keine harmonische Anordnung. Dennoch aus ihnen eine solche herauszufinden, das war die große Aufgabe, die Kepler sich stellte, und an deren Lösung er mit unverwüstlichem Fleiße arbeitete. Es würde uns hier zu weit führen, dem emsigen Forscher auf all seinen Pfaden zu folgen, all die Irrwege ihm nachzugehen, die er ablaufen mußte, bevor es ihm gelang, den wahren und einzig richtigen Weg zu finden. Dennoch dürfte es dem Leser nicht unangenehm sein, hier eine kurze Skizzierung des Keplerschen Ideenganges zu finden.

V. Nach Kopernikus war die Zahl der Planeten von sieben auf sechs gesunken, indem Sonne und Mond aus ihrer Zahl gestrichen, die Erde hingegen an die Zahl der gestrichenen eingerückt war. Zwischen diesen sechs Planeten gab es fünf Zwischenräume, von denen man eine harmonische Anordnung voraussetzte. Schon die Pythagoreer hatten die geometrische Bedeutung der Zahl fünf darin erkannt, daß es nur fünf sogenannte reguläre Körper gebe, d. h. solche Körper, die von vollkommen gleichen (selbst gleiche Winkel miteinander bildenden) Seitenflächen begrenzt sind[1].

Wie die Einführung materieller (d. h. aus festem, durchsichtbarem Stoffe bestehender, zum Herumtragen der Wandelsterne bestimmter) Himmelssphären eine Abirrung von der rein geometrischen Anschauungsweise der Alten war, so kehrte Kepler, nachdem er die Unhaltbarkeit dieser Irrlehre erkannt hatte[2], zu jener rein geometrischen Auffassung zurück, d. h. zur

[1] Es sind die folgenden: 1. Das Tetraeder oder die dreiseitige, von vier gleichseitigen Dreiecken (die Grundfläche mitgerechnet) begrenzte Pyramide; 2. der Würfel (auch Hexaeder genannt), begrenzt von sechs Quadraten; 3. das Oktaeder, begrenzt von acht gleichseitigen Dreiecken; 4. das Dodekaeder, begrenzt von zwölf regelmäßigen Fünfecken; 5. das Ikosaeder, von 20 gleichseitigen Dreiecken umschlossen.

[2] Sphaerae solidae nullae sunt, planetae in puro aethere, perinde atque aves in aere cursus suos conficiunt. So Kepler an verschiedenen Stellen. Vgl. *Frisch* l. c. VI, 309 et III, 177 etc.

Abgrenzung der mittleren Abstände der einzelnen Planeten denkt er sich ebenso viele konzentrisch um die Sonne gelegte Hohlkugeln. Zwischen die so rein gedachten sechs Hohlkugeln paßt er nun seine fünf regulären Körper so ein, daß von je zwei zunächstliegenden Kugeln die innere, vom regulären Körper umspannte dessen Seitenflächen, die äußere, den Körper umschließende Kugel dessen Kanten oder Winkel berühren, und siehe da, zu seinem nicht geringen Staunen findet er folgende Anpassung der einzelnen: zwischen Merkur und Venus paßt das Oktaeder, zwischen Venus und Erde das Ikosaeder, zwischen Erde und Mars das Dodekaeder, zwischen Mars und Jupiter das Tetraeder, zwischen Jupiter und Saturn der Würfel. Die Übereinstimmung war eine wirklich überraschende, und man begreift die Begeisterung, mit welcher Kepler in seinem Werke *Mysterium cosmographicum* dieses „Geheimnis des Weltbaues" seinen Fachgenossen verkündete; man begreift aber auch das Staunen der letzteren, die sich so plötzlich von dem jungen, kaum 25jährigen Astronomen überflügelt sahen, zu dem sie nunmehr schier wie zu einem Gesetzgeber der Natur aufblickten. Kepler selbst betrachtete seine Entdeckung als eine besondere Eingebung Gottes, als eine Frucht seiner Gebete [1]; er sagt sogar, wie er geradezu ein Gelübde gemacht habe, falls ihm seine Entdeckung gelingen sollte, dieses Werk göttlicher Weisheit sofort bekannt zu machen, wenngleich er sich dadurch der Gefahr aussetzte, daß andere vor ihm die noch verborgenen Schlußfolgerungen daraus ziehen könnten [2].

Wie überraschend nun auch dieses erste Ergebnis des Studiums der Harmonik war, so befriedigte es Kepler doch nicht vollständig. Die so gewonnenen, theoretisch konstruierten Entfernungsverhältnisse deckten sich nahezu mit jenen der kopernikanischen Weltanschauung, allein eine vollständige Deckung der Zahlen kam doch nicht zu stande. Wo lag der

---

[1] Divinitus id mihi contigisse arbitrabar, ut fortuito nanciscerer, quod nullo unquam labore assequi poteram: idque eo magis credebam, quod *Deum semper oraveram*, siquidem Copernicus vera dixisset, uti ista succederent (Op. omnia I, 108).

[2] Quodsi rem, uti esse putabam deprehenderem, *votum Deo Optimo Maximo* feci, me prima occasione hoc admirabile suae sapientiae specimen publicis typis inter homines enunciaturum: ut quamvis neque haec undequaque absoluta sint et forte restent nonnulla, quae his fluant principiis, quorum inventionem mihi reservare possem, tamen alii, qui valent ingenio, quam plurima *ad illustrationem nominis divini*, primo quoque tempore iuxta me proferrent et *laudem sapientissimo creatori uno ore accinerent.* L. c. p. 109.

Mangel? In den bis dahin vorliegenden, sehr unvollständigen Beobachtungsdaten oder aber in der geistreichen Theorie Keplers? Diesen Punkt wünschte er vor allem aufgeklärt zu sehen. Auch drängte es ihn, zu erforschen, ob nicht auch in den Geschwindigkeitsverhältnissen der einzelnen Wandelsterne eine bestimmte Harmonik vorhanden sei: mit einem Worte, was Kepler bedurfte, waren zuverlässige Beobachtungen. Nur sie konnten ihn über den wahren Weg der Wandelsterne um die Sonne belehren, nur an ihrer Hand war es möglich, neue harmonische Gesetze aufzustellen. Allein woher diese Beobachtungen nehmen?

Die Vorsehung fügte es, daß Kepler mit dem tüchtigsten astronomischen Beobachter jener Zeit, mit Tycho Brahe, bekannt wurde, ja sogar schließlich zu dessen Nachfolger als kaiserlicher Astronom in Prag ernannt wurde. Unter dem Nachlaß Tychos fand Kepler zu seiner größten Freude eine ganze Reihe von Beobachtungen des Planeten Mars. Wie ein Feldmesser mittels Winkelmaß und Meßstange jede beliebige Linie auf einer Ebene auszumessen im stande ist, so nahm Kepler in ähnlicher Weise seine idealen Standörter am Himmelsgewölbe, um die vom Planeten Mars um die Sonne beschriebene Linie genauer festzulegen.

Lange sträubte sich der widerspenstige Kriegsgott, dieser friedlichen Behandlung sich zu unterwerfen. Köstlich sind die Beschreibungen Keplers (in seiner *Astronomia nova*, de motu Stellae Martis), wie er uns seine lange vergeblichen, aber endlich gelungenen Versuche beschreibt, den unbändigen Planeten in Fesseln zu schlagen. Schon vermeinte er, gewonnenes Spiel zu haben, schon glaubt er den Rebellen im Kerker seiner astronomischen Tafeln sicher eingeschlossen, schon hat er ihm die Fesseln seiner mathematischen Gleichungen angelegt — da zerbricht und zerschlägt der Feind plötzlich alles: Ketten und Kerker, Tafeln und Gleichungen, und der Krieg entflammt schlimmer denn je! [1]

Kepler konnte gar nicht begreifen, warum der Planet, anstatt hübsch im Kreise zu wandeln, wie das die Altvordern stets gelehrt, einen elliptischen Weg einschlagen wollte. „O ich dummer Mensch," ruft er sich

[1] Dum in hunc modum de Martis motibus triumpho, eique ut plane devicto tabularum carceres et aequationum eccentrici compedes necto, diversis nuntiatur locis, futilem victoriam et bellum tota mole recrudescere. Nam domi quidem hostis ut captivus contemptus, rupit omnia aequationum vincula carceresque tabularum effregit (De motibus Stellae Martis cap. 51). — *Frisch* l. c. III, 366.

an die Stirne schlagend aus, „als wenn die Bahn des Wandelsternes nicht wirklich eine Ellipse sein könnte!“ [1]

Damit war ein neuer glücklicher Wurf gethan. Kepler konnte nun wirklich eine *Astronomia nova*, eine neue Sternkunde, ankünden: Zwei wichtige Gesetze hatte er entdeckt:

1. Die Planeten bewegen sich in einer elliptischen Bahn um die Sonne; die Sonne aber befindet sich in einem der sogen. Brennpunkte der Ellipse.

2. Der Radiusvektor (d. h. die jedesmalige Verbindungslinie von Sonne und Planet) bestreicht in gleichen Zeiten gleiche Flächen der von der Ellipse umschlossenen Ebene.

Waren dies nun auch die schönsten Früchte der Studien Keplers, so boten doch auch sie noch nicht das, was er suchte: die Harmonie des Planetensystems war noch nicht aufgeklärt. Rastlos setzte er deshalb seine Untersuchungen fort, von denen ihn weder die Not seiner Familienverhältnisse noch die Ungunst der Zeitläufe abzuhalten vermochte. Sein *mysterium cosmographicum* befriedigte ihn nicht mehr, er glaubte vielmehr eine Zeitlang auf einfachere, der Lehre des Pythagoras näherstehende Verhältnisse zurückgehen zu sollen. Durch die Entdeckung der Elliptizität der Bahnen hatten die Entfernungen der Planeten von der Sonne eine faßbarere Bedeutung erhalten: es gab ein Perihel (Sonnennähe) und ein Aphel (Sonnenferne), es gab für jeden Planeten eine größte und eine kleinste Entfernung, zwischen beiden lag die mittlere. Welche von all diesen sollte nun für die gesuchte Harmonik maßgebend sein?

So fand Kepler, daß z. B. die Apheldistanz des Saturn zur Periheldistanz des Jupiter sich nahezu verhielt wie 2 : 1, letztere wiederum zur Apheldistanz des Mars wie 3 : 1. Bezüglich der Geschwindigkeiten stellte sich heraus, daß beim Saturn die Aphelgeschwindigkeit zu der im Perihel sich wie 4 : 5 (gr. Terz) verhielt; bei Mars stellte sich das Verhältnis wie 2 : 3 (Quinte) u. s. w. Danach hatte es also den Anschein, als ob jeder Planet vom Aphel zum Perihel gewissermaßen ein musikalisches Intervall durchlaufe.

[1] Maximus erat scrupulus, quod iam ad insaniam considerans et circumspiciens invenire non poteram, cur planeta ... potius ire vellet ellipticam viam, aequationibus indicibus. O me ridiculum! perinde quasi libratio in diametro non possit esse via ad ellipsim! (Ibid. cap. 58.) — *Frisch* l. c. III, 400.

„**Probieren geht über Studieren**", sagt das Sprichwort. Kepler wußte beides glücklich zu vereinen. Nach vielen Fehlgriffen, die er uns alle aufrichtig mitteilt und erzählt, kam er endlich auf den Einfall, die Zahlen, welche die großen Achsen der Planetenbahnen darstellten, auf die zweite, dritte und vierte Potenz zu erheben und die so gewonnenen Ergebnisse mit den betreffenden Potenzen der Umlaufszeiten zu vergleichen. Siehe da, welch eine Überraschung:

Quadrata sunt temporum periodicorum
Ut cubi semiaxium transversorum!

Die Quadrate der Umlaufszeiten verhielten sich genau wie die Würfel (Kuben) der großen Achsen[1].

Das dritte und wichtigste Keplersche Gesetz ward entdeckt. Sein Entdecker war außer sich vor Freude[2]. „Die Würfel sind gefallen," ruft er aus, „jetzt schreibe ich ein Buch (*Harmonices mundi* libri quinque); ob man es jetzt oder später lese, darauf kommt wenig an, und müßte es selbst ein ganzes Jahrhundert auf seinen Leser warten, hat doch Gott selbst sich sechs Jahrtausende lang dieses Geheimnis vorbehalten![3]

Die Keplerschen Gesetze sind so die schöne Frucht, welche die Lehre von der **Harmonie der Sphären** im 16. Jahrhundert endlich gezeitigt hat. Kepler selbst war von deren Wichtigkeit so überzeugt, daß er Gott, dem Schöpfer aller Dinge, nicht genug Dank zu sagen weiß, daß er ihm, dem sündhaften Erdenwurm (vermiculo in volutabro peccatorum nato et enutrito), eine solche Entdeckung eingegeben habe. Indem er auf der einen Seite Gott um Verzeihung bittet, sollte er bei all diesen Forschungen nicht dessen Ehre allein, sondern hie und da auch ein wenig seinen eigenen Ruhm gesucht haben, so fordert er auf der andern doch ebenso entschieden seine Fachgenossen heraus, falls sie es vermöchten, eines dieser Gesetze als nichtig zu erweisen[4], etwas besseres an ihre Stelle zu setzen. Dann aber

---

[1] Die Achsen nennt man auch axes transversi, und dasselbe Verhältnis, welches zwischen den ganzen Achsen besteht, gilt natürlich auch für deren Hälften (semiaxes).

[2] Lubet indulgere sacro furori (Harmonices l. V proemium); cf. *Frisch* l. c. V, 269.

[3] Iaceo en aleam librumque scribo seu praesentibus seu posteris legendum, nihil interest; exspectet suum lectorem per annos centum, si Deus ipse per annorum sena millia contemplatorem praestolatus est (*Frisch* l. c.).

[4] Agite strenui vel unam ex harmoniis passim applicatis convellite, cum alia aliqua permutate (ibid. p. 320).

wendet er sich wiederum mit einem wahren Lobgesang an Gott: „Lobet ihn, ihr Himmel, lobet ihn, Sonne, Mond und Sterne . . ., lobet ihn, ihr himmlischen Chöre (laudate eum *harmoniae caelestes*)! Lobt ihn auch ihr alle, die ihr über die Entdeckung dieser Harmonien zu urteilen habt! . . . Gott sei Lob, Ehre und Ruhm von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ [1]

So schloß Kepler sein denkwürdiges Buch am 27. Mai 1618. Seine Gesetze aber sind Gottes Gesetze! Sie blieben in Kraft bis auf den heutigen Tag. Keiner der herausgeforderten Gelehrten vermochte es, an ihnen zu rütteln; im Gegenteil sollten dieselben einen neuen Triumph erleben, als es dem großen Briten Newton endlich gelang, die ganze Harmonie Keplers in einen Grundakkord zu vereinen: die verschiedenen Gesetze Keplers in dem einen Grundgesetz der allgemeinen Schwerkraft (attractio universalis) zu vereinen, und umgekehrt dieselben wiederum aus dieser selbst als notwendige Folge abzuleiten.

So ist die Lehre der Harmonie der Sphären, im Altertum als Samenkorn ausgestreut, im Mittelalter zur Knospe und duftenden Blüte ausgebildet, endlich durch Kepler und Newton zur reifen Frucht gelangt, zu einer Frucht, der die ganze neuere Sternkunde ihre großen Erfolge und ihre Lebenskraft verdankt. In welcher Form aber immer wir sie uns vergegenwärtigen mögen, immer wahr bleibt das Wort des Sängers:

„Gott hat sein heiliges Buch entrollt,
Geschrieben mit Blumen und Sternengold.“

Caeli enarrant gloriam Dei,
Et opera manuum eius annuntiat firmamentum.

[1] Ipsi laus, honor et gloria in saecula saeculorum. Amen (ibid. p. 327).

Adolf Müller S. J.

Schätze
merowingischer Könige und Kirchen.

(Schluß.)

Unterhalb Pesth entdeckte man 1859 in der Pußta Bakod bei den Leichen zweier Frauen und eines Mannes kostbare Kleinodien des 5. Jahrhunderts, worin Granaten oder rote Glasstücke in goldene Kapseln eingelassen sind, besonders zwei Armbänder, auf denen vorn zwei Schlangenköpfe sich gegenüberstehen [1].

Der zu Petrossa in der Walachei ausgegrabene Schatz wurde dem Könige Athanarich († 381) zugeschrieben [2]. Fünfzehn 30 Pfund wiegende, goldene Stücke desselben gelangten in den Besitz des Königs von Rumänien: reich verzierte Schüsseln, Teller und Becher, große Gewandnadeln in Gestalt krummschnäbeliger Vögel und mit Edelsteinen besetzte Reste eines Harnisches, worin orientalischer, römischer und altgotischer Stil sich mischt.

Dem Attila († 454) soll der Schatzfund von Nagy Szent in Ungarn gehört haben [3]. Dreiundzwanzig im k. k. Antikenkabinett zu Wien ausgestellte goldene Prachtstücke desselben sind getrieben, durch Schmelzwerk gehoben und reich geschmückt mit Figuren oder Ornamenten, worin sich wie bei merowingischen Funden antike Reminiscenzen mit morgenländischen Einflüssen und phantastischen Elementen germanischer Richtung paaren.

Bei keinem dieser großartigen Funde fehlen Rubine oder rote Glasstücke, die auch in zahllosen, den Gräbern entnommenen Schmuckstücken des 4. bis 8. Jahrhunderts dem Auge immer wieder entgegentreten, dagegen in antiken Denkmälern griechischer und römischer Kunst nicht zu finden sind.

Zur Herstellung der älteren Goldsachen dieser Art, z. B. für die Wertsachen des zu Petrossa gehobenen Schatzes, nahm der Goldschmied

---

[1] Mitteilungen der k. k. Centralkommission V (1860), 102 f.

[2] Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde I, 501, Taf. 36 f. Mitteilungen der k. k. Centralkommission XIII, 105 f. The treasury of Petrossa, Arundel Society; *de Linas*, Les origines de l'orfèvrerie cloisonnée III (Paris, Didion, 1887), 291 s. *A. Odolesco*, Le trésor de Petrossa, Paris (1889 s.). Rothschild, Kunstchronik. N. F. XII (1900 f.), 518 f.

[3] Hampel, Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklos, sogen. Schatz des Attila. Budapest, Kilian, 1886. Repertorium für Kunstwissenschaft XI (1888), 173 ff. Bonner Jahrbücher XCII, 10 f.

zwei goldene Platten, eine dickere als Unterlage und eine dünnere als Oberfläche. In letzterer machte er runde oder eckige, größere oder kleinere Öffnungen, wodurch die auf die untere Platte befestigten Edelsteine oder rubinfarbigen Glasstücke von drei- oder viereckiger, runder oder herzförmiger Form sichtbar wurden. Kleine, zwischen den beiden Platten um jene Steine senkrecht aufgelötete Stege gaben dem Werke seinen Halt.

Spätere Künstler, z. B. die Meister der Kleinodien von Pouan und mancher Grabesbeigaben Childerichs, bedienten sich nur einer Goldplatte, worauf sie an 4 mm hohe Kapseln löteten, welche die Edelsteine und Glasstücke umrahmten. Die oberen Ränder dieser Kapseln wurden dann umgebogen, so daß sie die roten Einlagen fest umklammerten. Diese Zellenglasverzierung (Verroterie cloisonnée) unterscheidet sich vom Zellenemail (Email cloisonné) dadurch, daß beim Email Glas mittels hoher Erhitzung in die Kapseln oder Zellen eingeschmolzen wird, während hier fertige Glasstücke auf kaltem Wege eingekapselt und mit Harz befestigt wurden[1].

Ein Kunstwerk dieser Art, das sicher im fränkischen Reiche entstand, war der während der französischen Revolution eingeschmolzene berühmte Kelch von Chelles. Die alten Abbildungen beweisen, daß die zu seiner Verzierung eingekapselten verschiedenfarbigen, meist roten Glasstücke in ihren wechselnden Formen nicht aus dem Ausland bezogen sein konnten; denn sie waren so verteilt, daß nicht ihre Form den Lauf der Stege bestimmte, sondern umgekehrt die dem Goldschmied zusagende Musterung der Stege über die Formung der Glasflüsse entschied. Man könnte immerhin noch behaupten, das herrliche, purpurrot leuchtende Glas, dessen fränkische, spanische und longobardische Goldschmiede sich bedienten, sei aus Byzanz oder aus einem andern Orte des Morgenlandes eingeführt und von den Barbaren zugeschnitten worden. Warum aber zu Handelsverbindungen seine Zuflucht nehmen, da ja feststeht, daß selbst kleinere Kirchen und Häuser des merowingischen Reiches Glasfenster hatten und die in Köln gefundenen Goldgläser auf eine blühende heimische Industrie während des 5. Jahrhunderts hinweisen? Blieb die Kunst erhalten, Glastafeln zu gießen und Glas zu schneiden, dann war es doch keine allzu große Aufgabe, dem Glase eine rote Farbe zu geben.

Eines der glanzvollsten uns erhaltenen Werke der Zellenglastechnik ist neben den sicher von spanischen Goldschmieden verfertigten Votivkronen

---

[1] *de Linas*, Orfèvrerie cloisonnée (Paris 1887), planches.

von Guarrazar das zu Monza gezeigte Diptychon, welches als Einband einer Evangelienhandschrift gilt[1]. Die äußere Seite seiner beiden Deckel ist mit einer Goldplatte versehen, deren breite Ränder einen doppelten, mit verschiedenartig getöntem rotem Zellenglas verzierten Rahmen bilden. Letzterer umschließt ein wiederum mit Zellenglas umsäumtes Kreuz. In jeden der vier Kreuzeswinkel stellte der Goldschmied kostbare antike Gemmen, bei denen er folgende niellierte Inschrift anbrachte:

De donis D(e)i offerit Theodelenda reg(ina) gloriosissema sco Johanni Bapt(istae) in baselica, quam ipsa fund(avit) in Modicia prope pal(atium) suum.

„Aus Gottes Gaben opfert die glorreichste Königin Theodolinda dies dem hl. Johannes d. T. in der Kirche, welche sie selbst begründete zu Monza neben ihrem Palaste."

Wie die mit roten Glaseinlagen reichlich versehenen Grabesbeigaben Childerichs zu Tournai ist auch dieser kostbare Einband von Monza trotz seiner Widmungsinschrift als importiertes byzantinisches Kunstwerk bezeichnet worden. Wird man aber glaublich machen können, eine longobardische Königin habe in Konstantinopel Auftrag gegeben, ein Werk zu vollenden, dessen lateinische Inschrift durch Stil, Orthographie und Buchstabenform sich als longobardisch ausweist? Gegen eine solche Inschrift sind kleine technische, an byzantinische Goldarbeiten erinnernde Einzelheiten für morgenländischen Ursprung nicht beweiskräftig. Daß Theodolinde fähige Künstler zur Verfügung hatte, thut der kostbare Becher dar, woraus bei ihrer Hochzeit getrunken wurde und worauf die ruhmvollen Thaten ihrer bayerischen Ahnen in Relief dargestellt waren[2]. Ihr eigener Trinkbecher bestand aus einem Saphir[3] und war wohl ein Werk der Antike. Eine von ihr zu Monza der Kirche des Vorläufers gewidmete Votivkrone hatte 158 Perlen und 65 Smaragde und trug das Bild des thronenden, von den Aposteln umgebenen Heilandes. Wie sehr indessen an ihrem Hofe die verschiedensten künstlerischen Einflüsse sich kreuzten, erhellt schon daraus, daß Gregor d. Gr. ihr bilderreiche syrische Ölfläschchen, ein in persischer Art gebundenes Evangelienbuch, ein Kreuz und Ringe übersandte[4].

---

[1] Abbildungen bei *Labarte*, Histoire, Album pl. 33. Bock, Kleinodien des Heiligen Römischen Reiches, Tafel 36. *de Linas*, Orfèvrerie III, planches.

[2] Sighard, Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern (München, Cotta, 1863), S. 10.

[3] Bucher, Geschichte der technischen Künste II, 183. *Pauli Diaconi* Hist. Langob. IV, 21, cfr. 47; l. c. p. 123. 136.

[4] *S. Gregorii* Epistola XIV, 12. *Migne*, Patr. lat. LXXVII, 1316. Mon. Germ. Epistolae II, 431.

Freilich waren die longobardischen Künstler jener Zeit keine großen Zeichner. Aber in ihrem Evangeliendeckel besteht die Zeichnung fast nur aus Linien und Querstrichen, die leicht mit einem Lineal herzustellen sind. Die Technik der Zellenglasverzierung aber ist verhältnismäßig einfach.

Da diese Technik bei den Schatzfunden fast aller Vertreter der Völkerwanderung auftritt, da sie wie in Spanien, Italien und England, so auch im fränkischen Reiche geübt wurde, sich aber bei den alten Griechen und Römern nicht nachweisen läßt, weil diesen der Glanz des Goldes und der funkelnden roten Einlagen nicht genügte, sondern sie an feineren, plastischen Gebilden sich erfreuten, muß sie aus dem fernen Osten stammen und mit jenen Völkern nach Europa gekommen sein. Sie hatten dieselbe nicht erfunden; denn ihr nationaler Stil liebte, wie wir wenigstens teilweise später sehen werden, andere Formen. Der Handel brachte sie ihnen in ihre Heimat, später schob er sie ihnen in ihre neuen Wohnsitze nach. Allmählich lernten aber die Barbaren solche Sachen nachahmen; denn es fehlte ihnen nicht an geschickten Goldschmieden, welche wagen durften, mit den byzantinischen Meistern ihrer Zeit einen Wettkampf wenigstens für diese Art der Kunst aufzunehmen.

Die älteste Nachricht über solche Goldschmiede der Barbaren verdanken wir dem Leben des hl. Severin († 482), worin erzählt wird, Gisa, die Gemahlin des Königs der Rugier, habe drei Goldschmiede aus dem Geschlechte der Barbaren in einen Kerker eingeschlossen, damit dieselben ihr königliche Geschmeide verfertigten. Die Meister hätten sich aber ihres Sohnes bemächtigt und gedroht, ihn zu töten, wenn man sie nicht freilasse [1].

Man hat daraus auf zweierlei geschlossen: auf das Geschick der Barbaren bei Herstellung von Goldarbeiten, und auf die Seltenheit guter Goldschmiede. Letzteres folgt indessen nicht aus jenem Bericht. Konnten doch jene drei Künstler zur Arbeit gezwungene Kriegsgefangene sein. Gegen die angebliche Seltenheit guter Goldschmiede zeugen die Bestimmungen der alten Gesetze der Barbaren. Freilich fordern diese beim Totschlag eines Goldschmiedes stets den höchsten Satz als Bußgeld, wodurch sie dessen Wertschätzung darthun; sie setzen aber voraus, jeder vornehmere Mann besitze einen solchen unter seinen Knechten [2]. So bestimmt das Gesetz der

[1] Vita S. Severini c. 8; Mon. Germ., Auctores antiqu. I, 2, p. 11.

[2] Mon. Germ., Leges nationum II, 1, p. 10. 60. 44. Geringer sind die Sätze in der Lex Burgundiorum Romana l. c. p. 127. 112. Vgl. Leges (Folio-

Burgunder im 5. Jahrhundert als Sühnepreis für die Ermordung eines Goldschmiedes 200, für einen Silberschmied 100, für einen Eisenschmied 50, für einen Schreiner 40 Solidi. Der Wert dieser Münze aber läßt sich daraus ermessen, daß für den Raub eines Pferdes 5—10, eines Ochsen 2, einer Kuh, eines Schweines oder Schafes nur 1 Solidus festgestellt ist.

Das Gesetz der Alemannen setzte im 7. Jahrhundert das Sühnegeld für einen Goldschmied auf 40 Solidi an, nicht höher als das für einen Hirten, Pferdeknecht, Koch oder Bäcker. Es taxiert ein Pferd auf 8, einen Stier auf 3 Solidi[1].

Die angezogenen Bestimmungen beziehen sich auf hörige Goldschmiede. Freie Männer waren dagegen jene, deren Namen sich auf merowingischen Zierstücken finden. So liest man auf einer in Rheinhessen gefundenen und entstandenen fränkischen Schnalle aus Bronze: Inceldus fecit. Die Runen einer andern Athaleubvinis werden gedeutet: „Arbeit (oder Besitz) des Leubvin.“[2] Der merowingische Reliquienschrein von St. Maurice wurde laut seiner Inschrift auf Befehl des Priesters Teuderich auf Kosten des Nordralaus und seiner Gemahlin Rihlindis durch die Goldschmiede Undiho und Ello angefertigt[3], ein goldenes Kreuz des Bischofs Perpetuus von Tours († 490) durch den Goldschmied Mabuinus[4]. Manche Schatz- und Münzmeister der merowingischen Könige waren freie Goldschmiede. Sie dürften jenen Siegelring gestochen haben, welchen man im Grabe Childerichs zu Tournai fand, und den freilich nur durch schriftliche Aufzeichnungen bezeugten Chlodwigs[5]. Solche Schatzmeister waren die frän-

---

Ausgabe) III, 538, wo wiederum andere Summen angesetzt sind. Für den Goldschmied 150 sol.

[1] Mon. Germ., Leges nationum V, 138 sq. Vgl. Leges (Folio-Ausgabe) III, 40. 73. 700, dann Revue de l'art chrétien VIII (1864), 401. Wackernagel in Haupts Zeitschrift für deutsche Sprache IX, 538 u. s. w.

[2] Lindenschmit a. a. O. S. 505. 489, Taf. 5. 17. 21.

[3] *Auber*, Trésor de St. Maurice p. 143. Ähnliche mit roten Glasstücken verzierte Reliquienkästchen merowingischer Zeit befinden sich zu Poitiers und Utrecht. Bonner Jahrbücher XCII, 39.

[4] Testamentum s. Perpetui, Acta SS. 8. April I, 747, ed. nova. *Migne*, Patr. lat. LVIII, 752; LXXI, 1149.

[5] Lindenschmit a. a. O. S. 69. 402. 403 Anm., Taf. XIV. *Cochet*, La Seine inférieure (2e éd., Paris 1866) p. 128 s. 171. 502. Vgl. die daselbst gegebenen reichen Nachrichten über gallische Münzen aus fränkischer Zeit und viele fränkische Namen der Münzmeister der Merowinger.

kischen Brüder Ado, Dado (Saint Ouen) und Rado, dann Abbo, der erste Lehrmeister des hl. Eligius, zu Limoges. Der genannte Heilige (Saint Eloi, † 659 oder 665) ist der berühmteste aller merowingischen Goldschmiede. Seine bei Limoges reich begüterten Eltern ließen ihn nach Vollendung der Lehrzeit auf „fränkisches" Gebiet ziehen, wo er beim königlichen Schatzmeister Bobbo sich in seiner Kunst vervollkommnete und zum Könige Klothar II. († 628) in Beziehungen trat. Als er für dessen Sohn und Nachfolger Dagobert I. († 638) einen kostbaren Thronsessel gefertigt hatte, gewann er durch die Vorzüge seiner Arbeit und auffallende Redlichkeit dessen Gunst. Mit Hilfe seines aus Sachsen stammenden Schülers Thillo (Ello) vollendete er für ihn viele goldene, mit Gemmen verzierte Geräte[1], wurde dessen Schatzmeister und Goldschmied, später Bischof von Noyon und Tournai. Anfangs liebte er reiche Kleidung, trug deshalb einen mit Gold und Edelsteinen besetzten Gürtel, woran ein nicht minder kostbarer Beutel hing. Einige seiner Gewänder waren von Seide, die Säume der Kleider mit Gold und Silber verziert und die goldene Mantelspange mit feinen Steinen besetzt[2]. Später legte Eligius allen Schmuck ab, gab ihn den Armen und bewog die Königin Bathilde, ähnliche Einfachheit zu lieben und nur goldene Armbänder anzulegen. Der König schenkte ihm aber seinen eigenen mit Gold und Edelsteinen verzierten Mantel und Gürtel, weil ein Hofbeamter sich nicht ohne goldene Geschmeide zeigen dürfe. Eligius sah es später als eine Hauptaufgabe seines Lebens an, die Grabstätten der Heiligen durch jene kostbaren, über ihnen errichteten Baldachine und um sie gestellten Schranken zu schmücken, von denen im ersten Artikel die Rede war (S. 364).

Leider hat sich keines der von ihm errichteten „Mausoleen" erhalten. Der in Paris gezeigte, ihm oft zugeschriebene Thronsessel ist nicht der von ihm für Dagobert hergestellte, sondern nach der Ansicht der meisten Kenner ein viel älterer. Hätte er dies Kunstwerk verfertigt, so würde es einen

[1] Die wichtigste Quelle über Eligius ist das von dem Franken Auboen, Bischof von Rouen († 683), geschriebene Leben (*Migne*, Patr. lat. LXXXVII, 477 sq. aus *d'Achery*, Spicilegium V, 156). Vgl. Mitteilungen der k. k. Centralkommission XIX (1874), 179. Bonner Jahrbücher XCII, 34. Revue l. c. VIII, vortreffliche Ausführungen de Linas'. Wattenbach, Geschichtsquellen I (5. Aufl.), 421. Die reiche Litteratur bei *Chevalier*, Répertoire p. 637. Die Werke des hl. Eligius zählt de Linas auf Revue l. c. p. 227 s. Vgl. *Cahier* et *Martin*, Mélanges I, 157 s. 239 s.; *Labarte*, Histoire I, 430 s.

[2] Vita s. Eligii I, 10 et 12. Über den Schmuck der Königin Vita II, 40.

überaus wertvollen Beweis dafür liefern, daß römische Technik und Stil sich bis ins 7. Jahrhundert bei den Goldschmieden der Franken fortpflanzten und in die Zeiten Karls d. Gr. weiter vererbten.

Der von der Überlieferung dem Meister wohl mit Recht zugeschriebene Kelch von Chelles, dessen Zellenglasverzierung wir bereits würdigten, ging leider unter. Ebenso verlor St. Denys ein von dem bischöflichen Künstler verfertigtes, 1,70 m hohes, mit Perlen, Edelsteinen und Glasflüssen besetztes Kreuz aus Gold und ein in Gold gefaßtes Gefäß aus grünem Stein. Zu Chartres zeigte man zwei goldene Geräte, die er vollendet haben soll. Auch Prag besaß Goldsachen, die seiner Werkstätte zugeschrieben wurden [1].

Fränkische Goldschmiede setzten auf jenes turmförmige, zur Aufbewahrung der heiligsten Eucharistie bestimmte Gefäß des Bischofs Felix von Bourges († nach 573) die von Venantius Fortunatus gedichteten Verse:

Quam bene iuncta decent, sacrati ut corporis agni margaritum ingens, aurea dona ferant etc.

„O wie schön es sich paßt, daß der Leib des göttlichen Lammes, Perle unendlichen Wertes, ruhe im goldenen Schrein" [2] u. s. w.

Ein Beweis ihrer ausgedehnten Thätigkeit liegt wohl auch im Berichte Gregors von Tours über jüdische Händler und Kaufleute, bei denen man kostbare Schmucksachen und Geräte erwerben konnte [3]; denn es läßt sich nicht annehmen, daß diese nur importierte Waren ausboten.

Aus den vorstehenden Nachrichten alter Quellen dürfte nun wohl hervorgehen, daß viele der nicht zur ersten Klasse gehörenden, also nicht von alten römischen Goldschmieden hergestellten Schatzstücke auch nicht zur zweiten Klasse, d. h. zu den aus Byzanz und aus dem ganzen Morgenlande eingeführten zu zählen sind. Wie viele von den zahllosen aus Gräbern und Schatzfunden gewonnenen Goldsachen einheimischen Arbeitern zugewiesen werden dürfen, hängt freilich zum großen Teile von der Auffassung ab, welche die einzelnen Forscher sich über die Völkerwanderung bildeten. Faßt man sie auf wie eine verwüstende Flutwelle, welche die gesamte römische Kunst und Kultur wegschwemmte und alles in Barbarei versenkte, dann

---

[1] Revue de l'art chrétien VIII, 237 s. 241 s.; 4e Série II (1891), 344. *Labarte* l. c. I, 435 s.; III, 563 s. *Mely*, Le trésor de Chartres (Paris, Picard. 1886). Acta SS. Juni VII, Appendix p. 677 (ed. nov.). Kunstgewerbeblatt II, 139.

[2] *Venantii* Carmina III, 20. Mon. Germ., Auctores antiq. IV, 71.

[3] *Gregor. Tur.*, Hist. Franc. IV, 35; VI, 5. 32; l. c. p. 169. 247. 273.

bleibt freilich kaum ein Ausweg übrig, und die Erklärung folgt: Alle guten Goldsachen der Merowinger, besonders die mit Rubinen und roten Steinen versehenen, sind aus dem Auslande, aus Byzanz, eingeführt [1].

Gegen diese engherzige Auffassung sprechen das Vorhandensein vieler guten Goldschmiede, die Menge solcher Schmucksachen, die Überlieferung, welche einzelne dem hl. Eligius zuweist, und die nicht griechischen Inschriften einiger derselben. Aber auch allgemeinere Erwägungen stellen sie als übertrieben dar. Keine Stadt hatte mehr durch wiederholte Zerstörungen zu leiden als das kaiserliche Trier. Nichtsdestoweniger blühte dort im 6. Jahrhundert unter Bischof Nicetius († 566) die Kunstthätigkeit so sehr, daß der Dom in guter römischer Technik hergestellt werden konnte. Gregor von Tours rühmte sich, ein Nachkomme der Römer zu sein, und bezeichnete die Franken einfachhin als Barbaren [2]. Chlodwig sah es als eine Ehre an, vom byzantinischen Kaiser zum Konsul ernannt worden zu sein. Selbst die fränkischen Könige sprachen lateinisch und ließen ihre Urkunden und Gesetze in dieser Sprache abfassen. Sieger und Besiegte wohnten friedlich zusammen, und die Unterworfenen zwangen ihre Herrscher, sich unter ihre Bildung zu beugen. „Wie Römer und Deutsche überall mit verschiedenem Recht nebeneinander lebten, so haben auch die verschiedenen Stämme germanischer Herkunft, die unter der Herrschaft der fränkischen Könige vereint wurden, ihr altes Recht bewahrt." . . . Das „Gesetz Chlotachars wird den Grundsatz, daß die Römer überall nach eigenem Recht leben sollten, nicht erst eingeführt haben." [3]

Falke bemerkt sehr gut [4]: „Wenn uns nicht in den ‚dunkeln' Jahrhunderten des Mittelalters die Fäden der Kulturgeschichte abgeschnitten wären, wenn unsere rückwärts gelenkten Nachforschungen sich nicht spurlos verlaufen, nicht auf einen Mangel jeglicher Nachricht über eine bestimmte Zeit hinaus stoßen würden, so kämen wir wahrscheinlich zu der Kunde, daß die im 16. und 17. Jahrhundert so blühende ‚Krugbäckerei' im Nassauischen sowie im Kölner Lande direkt auf die römische Thonwarenfabrikation der Kaiserzeit zurückzuführen wäre." In ähn-

---

[1] *Labarte* l. c. I, 460 s.

[2] Mon. Germ. SS. rerum Meroving. I, 935 ad vocem „barbari".

[3] Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte II, 1, 109.

[4] Geschichte des deutschen Kunstgewerbes: Geschichte der deutschen Kunst V, 12. 18.

licher Weise hat nach Falke die Technik der Goldschmiedekunst der Römer sich ins Mittelalter fortgepflanzt.

Kraus schreibt[1]: „Eine sichere Thatsache wird auch von Clemen unumwunden anerkannt: es ist die, daß die Figurenplastik des Frankenreiches (also auch wenigstens ein großer Teil des Goldschmiedehandwerkes) sich durchweg an die klassische Tradition anschließt. ‚Die ganze mitteleuropäische Kunst bis zum 10. Jahrhundert lebt von dem Erbteil der Römer.‘“

Lindenschmit setzt die ersten Versuche der germanischen Stämme, „die Traditionen der römischen Technik, wie sie von der Bevölkerung der Provinzen aufgenommen war, von dieser sich anzueignen und selbstverständig zu verwenden“ „bis in den Anfang des 5. Jahrhunderts“[2]. Der Anfang dieses 5. Jahrhunderts fällt mit der Zeit des Aufhörens der Römerherrschaft am Rhein zusammen; denn 418 ward die Präfektur von Trier nach Arles verlegt. Um jene Zeit werden römische Arbeiter, die vielleicht zu Leibeigenen geworden waren, ebensowohl als Männer aus den siegreichen Stämmen der Eingewanderten festgehalten haben an ihrem technischen Können und anfangs auch an ihren stilistischen Formen. Wie in der etruskischen Kunst[3], wie im 10. Jahrhundert in der Schreibstube zu Monte Cassino[4], lebte der Stil der Römer neben dem der Barbaren fort. Der Hof bevorzugte jene Goldsachen, in denen Zellenglasverzierung überwog. Die Goldschmiede beider Richtungen waren natürlich bereit, ihm zu dienen, und die durch die Mode bevorzugten, vorher vielfach importierten nachzuahmen. So entstand jene höfische Kunst, deren Hauptvertreter im Reiche der Franken der hl. Eligius war. Einen Übergang aus ihr zur volkstümlicheren, nationalen Kunst bilden alle jene Schmucksachen, worin die roten Einlagen nicht wie Mosaiksteine dicht nebeneinander gestellt sind, bei denen die obere Fläche nicht nur dünne Goldstreifen zeigt, wodurch die Steine umsäumt werden, sondern breitere Lagen von Gold. Die Edelsteine und Glasflüsse sind zur Verzierung des Randes benutzt und im inneren Raume in Form eines Kreuzes oder Rades, einer Rose u. s. w. angeordnet. Auf die zwischen den eingelegten Steinen sich ausdehnende

[1] Geschichte der christlichen Kunst II, 20.

[2] Handbuch S. 335; vgl. S. 510 f.

[3] v. Falke, Geschichte des deutschen Kunstgewerbes: Geschichte der deutschen Kunst V, 9.

[4] Stimmen aus Maria-Laach XLIII, 517 f.

Goldfläche lötete der Goldschmied einfache oder doppelt gedrehte Goldfäden, welche Kreise oder wurmartig gebogene Linien (Würmchenfiligran) oder Randleisten darstellen.

Ganz nationale, von einheimischen Künstlern hergestellte Schmucksachen sind alle jene, deren Unterlage durch eine dünne silberne Scheibe gebildet wird und auf deren Schmuckseite Verzierungen mit verschiedenen Stempeln eingeschlagen oder geprägt sind, bei denen Filigranornamente nachgeahmt und durch verschlungene, zuweilen geperlte Bänder ersetzt werden, Einsätze geschliffener Edelsteine jedoch fehlen.

Dem Volke lieferten die fränkischen Goldschmiede die auch in rheinischen Gräbern oft gefundenen, ziemlich barbarischen Gewandnadeln in Form eines stark geschnäbelten Vogels. Zwei größere derartige goldene, mit roter Zellenglasverzierung gefüllte, als Brustschmuck verwendete Vögel besitzt das Museum Cluny zu Paris. Diese zu Zierstücken des 5.—8. Jahrhunderts häufig verwendeten Vogelgestalten zeugen für die große Vorliebe, womit die freien Männer in Gallien und in den Rheinlanden die Falkenjagd pflegten [1].

Daß die in demselben Stil und in derselben Technik hergestellten Gewandnadeln, deren Vorderseite einen Fisch zeigt, auf den Sohn Gottes hinweisen sollen, den die Christen der ersten Jahrhunderte so oft und so gerne unter der Gestalt eines Fisches darstellten, weil das Wort ΙΧΘΥΣ, „Fisch“, die Anfangsbuchstaben der Haupttitel des Herrn: Iesus Christus, Theou Uios, Soter, „Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser“, bedeute, scheint unwahrscheinlich. Sie werden wohl an den Fischfang erinnern, welcher neben der erwähnten, den Griechen und Römern unbekannten Falkenjagd eine Lieblingsbeschäftigung der Germanen ausmachte. Die in diesen Fischen und Falken immer häufiger vorkommenden roten Edelsteine und Glasflüsse sowie deren Filigranverzierungen zeigen, wie die beiden Schulen der höfischen und der mehr volkstümlichen Meister allmählich verschmolzen.

Anders geartete Mischungen verschiedener Stile bieten viele merowingische Schmuckgegenstände aus Eisen mit Einlagen von Gold, Silber und Erz. Ihre Zeichnung liebt Bandverschlingungen, treppenförmig gebrochene oder im Zickzack geführte Linien, Bogen und Kreuze. Oft ist die Oberfläche des eisernen Kerns durch gekreuzte Meißelschläge rauh gemacht und mit einer dünnen silbernen Platte belegt, welche dann darauf

[1] Lindenschmit a. a. O. S. 445. Revue l. c. VIII, 416 s. planche.

festgehämmert wurde. Der Meister schnitt dann die Umgebung seines Musters so aus, daß der dunkle Grund des Eisens einen Gegensatz zum schimmernden Silber bildet. In andern Fällen ist die Zeichnung durch den Graveur aus dem eisernen Kern ausgehoben und dann in deren Vertiefungen Silber eingehämmert worden, so daß auch hier das Muster sich hell vom dunkeln Grunde abhebt. Nicht selten wurden die beiden genannten Arten der Tauschierung vereint, also innerhalb der ausgehobenen Stellen der Silberplatte neue Muster graviert und mit Erz oder Gold gefüllt, wodurch man prachtvolle Wirkungen erzielte[1]. Später traten Edelsteine und goldene Filigranfäden hinzu, um den Glanz noch zu steigern.

Die Eigentümlichkeiten der germanischen Goldschmiede zeigen sich am deutlichsten in den Beschlägen der Schuhe und des Gürtels[2]. In allen ihren Werken findet sich der größte Wechsel. Während die höfischen Kunstwerke sowie die vielleicht aus dem Morgenlande durch den Handel eingeführten runden Spangen untereinander wenig Verschiedenheit aufweisen und sich durch fabrikmäßige Einförmigkeit gleichen, herrscht in den echt germanischen, stark in die Länge gezogenen Geschmeiden solche Liebe zur freien Bewegung, daß zwei gleiche Stücke fast nie vorkommen. Dort bestimmt lange Gewohnheit massenhafter Produktion die einzelnen Erzeugnisse, hier vermählt sich ungebändigte Selbständigkeit mit frischem Streben.

Überdies nähern sich die Verzierungen dieser germanischen Metallarbeiter dem bei Flechtwerken und Holzarbeiten üblichen Stile. Viele ihrer Kleinodien wurden in hölzernen Formen gegossen und stimmen schon deshalb in ihren kerbschnittartigen Ornamenten zu denen der in den Gräbern nicht selten gefundenen hölzernen Totenschuhe, welche laut einer vom hl. Eligius an das Volk gerichteten Predigt als abergläubische Zeichen dienten[3]. Die neben diesen Kerbschnittmotiven gerne verwendeten Flechtwerkmuster stammen aus den germanischen Kleidungsstücken, Taschen und Teppichen, von wo sie zuerst auf thönerne und hölzerne Geräte, dann auf

[1] Lindenschmit a. a. O. S. 167. 292. 365. 370. 448 f.

[2] Ebd. S. 88. 344 f. 366 f. 428 f. 510.

[3] Vita s. Eligii II, 15. *Migne*, Patr. lat. LXXXVII, 529. Fratres omnes adinventiones inimici toto corde respuite et supradicta sacrilegia cum omni horrore fugite. . . . Arbores, quos sacros vocant, succidite, *pedum similitudines*, quos per bivia ponunt, fieri vetate et ubi inveneritis, igni cremate. Falke, Geschichte der deutschen Kunst V, 20, irrt also, wenn er meint, jene Schuhe oder Füße glichen, nach unten gewendet, eher Vogelköpfen und seien vermutlich Zierstücke von Bauteilen und Hausgeräten.

Metallsachen übertragen, seit dem 5. Jahrhundert in die Handschriften verpflanzt wurden. Die Initialen und Leisten merowingischer, karolingischer und irischer Bücher sind ja überreich an farbenprächtigen Flechtmustern, worin Rot und Gelb mit Vorliebe Verwendung finden. Ihre merkwürdige Verzierungsart wurde weder aus den Büchern auf die Metallsachen, noch aus Irland nach Deutschland übertragen, sondern ist älter als die frühesten irischen Manuskripte und zeugt für fleißige, durch geometrische Kenntnisse unterstützte Durchbildung eines Verzierungsgeschmackes, den die Germanen seit unvordenklichen Zeiten liebten [1]. Die Übertragung der den Goldschmieden geläufigen dekorativen Motive in die Schreibstube war um so leichter, weil oft ein Meister Schreiber, Maler und Goldschmied zugleich war, so z. B. Bischof Marius von Avenches und Lausanne († 594), Bischof Dunstan in England und Tutilo in St. Gallen [2].

Trotzdem daß die Flechtornamente alte deutsche Kunstformen sind, können die irischen und englischen Glaubensboten doch in Deutschland und Belgien fördernd auf deren Entwicklung eingewirkt haben, weil sie in ihrer Heimat fast ausschließlich herrschten und zu hoher Vollkommenheit gefördert worden waren. Es lag nahe, daß sie sich freuten, dies alte Erbteil germanischer Völker in Deutschland wiederzufinden und zu pflegen, wie die Schotten im Kirchenbau ihre heimischen, dem Holzbau günstigen Gewohnheiten im Gegensatz zu denen von Rom aus eingeführten zähe verteidigten und aufrecht hielten. Ebendeshalb ist vielleicht der kupferne, unter ihrem Einflusse entstandene, um 777 von Herzog Tassilo nach Kremsmünster geschenkte Kelch das bedeutendste Denkmal des alten germanischen Metallstiles. Clemen findet in ihm viele spezifisch irische Anzeichen [3], wogegen Falke meint, „seiner Technik nach könnte er den Grabstätten der Alemannen entstiegen sein, so sehr gleicht er ihren Fundstücken. Fragen wir nach dem Orte der Werkstätte selber, so haben wir sie auf altbayrischem Boden zu suchen". Seine Form ähnelt derjenigen des Kelches des hl. Ludgerus zu Werden. Unter der einem halben Ei ähnlichen Kuppe vermittelt ein wulstförmiger Knauf den Übergang zum konisch sich erweiternden runden Fuß. Alte römische Becher haben bei beiden Kelchen als Vorbild gedient. Während aber der westfälische Kelch, abgesehen von zwei einfachen In-

[1] Lindenschmit a. a. O. S. 504 f.

[2] Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I (5. Aufl.), 98. Frantz, Geschichte der christlichen Malerei I, 514.

[3] Bonner Jahrbücher XCII, 65.

schriften, glatt und ohne Zierde blieb, ist der bayrische von oben bis unten mit Ornamenten bedeckt[1]. Die gegossene Kuppe trägt in fünf Medaillons das Brustbild Christi und die Figuren der neben ihren Symbolen sitzenden Evangelisten, der getriebene Fuß die Brustbilder von vier Heiligen oder Propheten. Jedes dieser neun Medaillons ist von einem Kreise mit Flechtwerk umrahmt. In den neben den neun Kreisen entstehenden Zwickeln, auf dem Knauf und in dem breiten, den oberen Rand umsäumenden Ornament finden sich phantastische Verzierungen, bestehend aus geflochtenen Bändern und kerbschnittartigen Vertiefungen. Alle Figuren sind roh gezeichnet. Die Ornamente verraten deutlich, daß das für den Guß vorbereitete Modell in Holz geschnitten ward. Der Heiland macht den griechischen Segensgestus, zwei Figuren des Fußes zeigen den lateinischen; der Meister hat auf den kupfernen Grund für seine neun Medaillons ebensoviele Silberplatten aufgehämmert, dann die Konturen ausgehoben und sie mit Niello oder Gold gefüllt. Die Ornamente beschlug er an den tiefsten und höchsten Stellen mit Goldplättchen. Die kleinen Edelsteine des Knaufes befestigte er in breiten, mit zwei ringförmigen Erhöhungen versehenen Rahmen. Der unterste Rand nennt in vergoldeten Buchstaben auf silbernem Grunde den Herzog Tassilo und dessen Gemahlin Liutpirk als Stifter:

Tassilo dux fortis, Liutpirc virgo regalis.

Wahrscheinlich zeigten die meisten der um diese Zeit in Bayern angefertigten Kirchengeräte denselben Stil, also z. B. die auf Geheiß des Bischofs Geroch II. von Eichstätt im Jahre 781 angefertigten Goldsachen: ein Kelch, der Einband eines Evangelienbuches und eine Altarbekleidung[2]; ebenso vielleicht die silbernen Geräte auf der Tafel des Herzogs Grimuald, welche der hl. Corbinian († 736) herabwarf, weil der Gastgeber seinem Lieblingshunde gesegnetes Brot hinwarf[3]. Ob der vom Bischof Joseph von Freising († 754) dem Edeln Kauvo geliehene Metallarbeiter Aletus Goldsachen fertigte und in jenem Stile arbeitete, bleibt uns unbekannt[4].

[1] Geschichte der deutschen Kunst V, 22 f. Mitteilungen der k. k. Centralkommission IV (1859), 6 f.

[2] *Anonymus Haserensis*, De episcopis Eichstetensibus c. 6; Mon. Germ. VII, 256.

[3] *Aribo,* Vita s. Corbiniani c. 5, n. 39; Acta SS. (ed. nov.) 8. Septemb. III, 290.

[4] Artifex malleator Aletus, faber. Sighart a. a. O. S. 21.

Fassen wir die Ergebnisse dieser Untersuchungen zusammen, so gewinnen wir ein glanzvolles Bild, worin die wertvollsten Erzeugnisse dreier Kulturen sich zeigen: die Werke der griechisch-römischen, der morgenländischen und der germanischen. In der ersten herrscht hohe Formschönheit, in der zweiten glanzvolle Pracht, in der dritten geistreiches Linienspiel neben phantastischen Tiergestalten. Die Elemente dieser drei Strömungen vereinten und vermählten sich immer mehr, erzeugten den karolingischen Stil und ließen dann den romanischen langsam hervorwachsen, worin die Goldschmiedekunst Blüten hervorsprossen sah, die zum Besten gezählt werden, was je aus den edelsten Steinen und den kostbarsten Metallen gebildet wurde.

Wie hoch die Vertreter der Kirche in merowingischer Zeit die Arbeiten der Goldschmiede achteten, erhellt nicht nur daraus, daß, wie gezeigt wurde, hohe Prälaten deren Handwerk übten und Fürsten durch Schenkung goldener Kleinodien ihren frommen Sinn erwiesen, sondern auch aus den Bestimmungen des Konzils von Reims, das im Jahre 630 (oder 625) jede Veräußerung derselben verbot. Doch gestattete es eine Ausnahme bei der Notwendigkeit, alles hinzugeben zum Loskauf der ungerechterweise in Sklaverei Geratenen[1]. Dank dieser zum Gewohnheitsrecht gewordenen Verordnung haben sich viele Kirchenschätze erhalten, bis die Reformation, die seichte Aufklärerei des 18. Jahrhunderts und die ihr folgende Revolution fast alles vernichteten und uns zwangen, die Kenntnis der hohen Kunstfertigkeit merowingischer Goldschmiede durch Ausgrabungen auf Leichenfeldern und durch die dort entdeckten Grabesbeigaben in etwa klar zu gestalten.

[1] Concilium Rhemense c. 22; *Mansi* X (ed. Florent. 1764), 597. Hefele, Konziliengeschichte II (2. Aufl.), 483.

Stephan Beissel S. J.

Zur Choralkunde.

(Schluß.)

3. Wider den Barbarismus der alten Schule. Die Zeit der Renaissance macht sich in Italien überhaupt viel mit Barbarismus und Barbarismen zu schaffen. Verdankt ja doch der gotische Baustil diesem Phantom und der Schmähsucht der Renaissance-Italiener seinen heute geläufigen Namen. Es wäre also fast zu verwundern, wenn dort in den musikalischen Händeln von Barbarismen keine Rede gewesen wäre, und darum darf es auch nicht wundernehmen, wenn sich dieser terminus technicus in die Choralreform verirrt hat und sich sogar, als ein Echo erhobener Klagen, in dem Breve Gregors XIII. findet. Noch einige Jahrzehnte später schloß Paul V. die Beseitigung sämtlicher Barbarismen, welche in den Melodien überhaupt sich finden mochten, in die Choralreform ein. So war es dem Geschichtschreiber der römischen Choralreform offenbar geboten, mit dem in jener Zeit immer heftiger auftretenden Kampfe gegen den Barbarismus sich eingehender zu befassen, denn es war unmöglich, daß eine so allgemeine und nicht sine ira et studio geführte Kontroverse die Reformbestrebungen nicht berührt hätte. Man müßte mit dieser Voraussetzung rechnen, wenn auch nicht das Breve Gregors XIII. ausdrücklich davon Zeugnis gäbe, daß unter den Klagen über den kirchlichen Gesang die eingeschlichenen Barbarismen genannt wurden. P. Molitor hat übrigens die übernommene Aufgabe auch in diesem Punkte trefflich gelöst, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir diese Partie zu den besten und reellsten seines Buches zählen.

Daß die Textbehandlung bei den Komponisten der älteren Periode des polyphonen Satzes manches verschrobene und vergewaltigte an sich hatte, wird niemand leugnen können. Dazu kam noch, daß der imitierende musikalische Satz leicht ein wahres Wortgewirre mit sich bringen konnte, abgesehen von andern Geschmacklosigkeiten, die sich zum eigentlichen Unfug steigerten. Nehmen wir dazu, daß die Textunterlage für den Sänger oft nur angedeutet war und seinem ad libitum überlassen blieb, so konnte es nicht ausbleiben, daß auch bei besser und technisch gleich geschulten Chören leicht ein endloser Wortwirrwarr zu Gehör kam.

Eine klassische Schilderung von dieser Art kirchlicher Musik giebt uns die Stelle aus dem Klagebrief des Bischofs Cirillo Franco vom Jahre 1549, welche S. 144 u. 145 angeführt wird: „Die Komponisten setzen ihre ganze Seligkeit nur in das Eine, daß ihr Gesang genau die Regeln der Fuge befolge und der eine Sabaoth singt, während der andere noch Sanctus spricht und ein dritter schon Gloria tua beginnt. Dabei brüllen, heulen, jammern sie, daß ihre Zuhörer versucht sind, mehr an Katzen im Januar als an duftende Maiblumen zu denken." — „Also eine vollendete Katzenmusik, und das goldene Zeitalter der

Polyphonie so nahe!" bemerkt unser Autor zu diesem derben Herzenserguß des alten hochwürdigsten Herrn. Warum nicht? So etwas dergleichen konnte man sogar im 19. Jahrhundert, im zweiten goldenen Zeitalter der Polyphonie erleben.

Zunächst betreffen die Klagen über Mißstände in der Textbehandlung die Mißhandlung von Accent und Quantität des Wortes, seine verzerrte, unklare Aussprache und falsche Deklamation. Es versteht sich von selbst, daß hier Musiker und Humanisten in ein Horn stießen. Damit war aber der Einfluß der letzteren noch nicht erschöpft. „Der Gegensatz, der die jüngere Generation von der älteren trennte, war weiter und tiefer." „Die musikalische Auffassung wurde allgemein eine andere, und man wird kaum fehlgehen, wenn man den Kampf gegen den musikalischen Barbarismus auf diesen langsam sich vollziehenden Wechsel im musikalischen Denken und Fühlen als auf den letzten sachlichen und auf rein musikalischem Gebiete liegenden Grund zurückführt." [1] Es handelte sich eben um das Bestreben, Form und Inhalt in Einklang zu bringen, ein ganz natürliches Postulat, das sich aber immer erst dann geltend machen wird, wenn die Kunstform selbst einen gewissen Grad ihrer Entwicklung erreicht hat. Die Kunst der Polyphonie hatte diesen Grad ihrer Entwicklung im 16. Jahrhundert schon erreicht. Es hätte des humanistischen Enthusiasmus für hellenische Musik gar nicht gebraucht, um eine Wendung im musikalischen Denken und Streben herbeizuführen. Sie forderte der gesunde Menschenverstand. Der Unverstand lag auf Seite der Humanisten. Die formale Kunst des musikalischen Satzes hatte damals schon eine Höhe und Leistungsfähigkeit erreicht, die himmelweit ihre alte hellenische Schwester übertraf. Man könnte fragen: Was hat aber der kirchliche Choral mit all diesem zu thun? Daß der humanistische Dusel dieser Zeit sich auch an ihn — und wenn auch fast zuletzt — heranmachen würde, war zu erwarten, analog seinen Tendenzen für die Reform der liturgischen Bücher. Der von unserem Autor zitierte Klagebrief des Bischofs Cirillo Franco giebt klares Zeugnis dafür. Ihn können auch die Melodien des Chorals nicht befriedigen. Ihr Gehalt ist ihm nicht so reich und tief, daß er nicht um ein Bedeutendes könnte reicher und tiefer sein, wenn man sich einmal vornehmen wollte, diese Melodien der antiken Musik mehr anzupassen [2].

---

[1] Molitor, Die Nach-Tridentinische Choral-Reform S. 144.

[2] Ebd. S. 145, Anm. 1: „di ridurlo tanto bene alla Musica antica". Der gute Bischof ahnte nicht, daß in den Choralmelodien, wenn sie auch im Laufe der Zeit, besonders bezüglich der Tonalität, manche Verschiebung sich hatten gefallen lassen müssen, noch mehr antike, d. h. griechische Musik steckte, als in all den Wiedergeburten der humanistisch angehauchten Musiker seiner Zeit. Wenn sich unsere Leser über diesen Zusammenhang und die Entwicklung des kirchlichen Gesanges und der mittelalterlichen Musik orientieren wollen, weisen wir sie auf die mit ebenso großer Sachkenntnis und Freiheit der Forschung, wie kurz und klar geschriebene „Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik" von Dr. A. Möhler. Leipzig, Göschen, 1900; ein Bändchen der „Sammlung Göschen".

Wie Bischof Franco dachten aber auch noch manche andere, und wenn es ihnen die Antike nicht angethan hatte, so waren sie doch von dem sozusagen natürlichen Drange mitgerissen, die Form zu zerschlagen, damit die Glock' mag auferstehen. Wenn man bedenkt, wie Palestrina sich mehr und mehr bemüht, das Eckige, dem harmonisch gebildeten Ohre steif und hart Anklingende und dem Flusse des melodischen Gefüges Widerstrebende in den für seine polyphonen Kompositionen gewählten Choralmotiven abzurunden, zu glätten und zu schwächen: dann muß man doch die Folgerung daraus ziehen, daß dieses nicht ohne Rückwirkung bleiben konnte auf seine Vorstellung von den Choralmelodien selbst, und daß des Princeps musicae musikalisches Ohr hin und wieder dort barbarismi und mali suoni finden mochte, wo eigentlich keine waren. Wir werden später darauf zurückkommen. Für jetzt möchten wir nur noch darauf hinweisen, daß jenes Jahr (1577), welches als Ausgangspunkt der Choralreform gelten muß, schon jenseits der Zeit liegt, welche die Hochflut der Renaissance mit sich trug, und daß Ansichten, welche der Bischof Cirillo Franco über den Choral hegte, schon praktisch verwertet sein konnten, ehe man sich in Rom, bewußt oder unbewußt, ihrem Einflusse aussetzte. Einer der Klagen über die musikalischen Übelstände war man dort sicher schon nahe getreten, nämlich jener über die Verständlichkeit und Klarheit der Textaussprache.

4. Die kirchlichen Chöre im 16. Jahrhundert. Auch in diesem Teile bietet P. Molitor reichlichen Stoff zur Beurteilung der Zeitlage. Theorie und Praxis sind in der Geschichte jeder Kunst die entscheidenden Faktoren, bilden aber auch gerne einen gewissen Gegensatz. „Mochte aber auch das theoretische Verständnis des Chorals für die ununterbrochene Tradition der alten Melodien weniger notwendig scheinen als die korrekte Ausführung derselben und ihre Forterhaltung in der mündlichen Überlieferung, für die Dauer erwiesen sich doch beide unentbehrlich: das Wissen und das künstlerische Können, Verständnis und praktische Bildung.“[1] Darum werden auch die kirchlichen Chöre mit in den Kreis der Betrachtung gezogen, als die Organe, durch welche die Forderungen der Theorie verwirklicht wurden. Zunächst entwirft der Autor an der Hand des berühmten Musiktheoretikers der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, Johannes de Muris, ein recht anmutiges Bildchen von dem Bildungsgange, den Freuden und Leiden der Chorknaben jener älteren Zeit. Auf den Glauben an die Verlässigkeit der Choraltradition mag diese lichte Schilderung freilich einige Schlagschatten werfen. Je weiter sich aber die Notenschrift verbesserte und besonders je leichter die Vervielfältigung durch den Druck wurde, desto mehr schwanden die schwierigen Umständlichkeiten des Unterrichtes und des Erlernens der Melodien. Die Tradition des Einzelchores besaß schon mit Einführung der Notenlinien ein Hilfsmittel, das Generationen überdauerte und die Grundzüge der Gesänge sicherer bewahren half. Der Autor ist nun der Ansicht, gerade damit habe sich manche Gefahr für die Tradition ergeben. Weil nämlich der angehende Sänger der Beihilfe seines kundigen Meisters leichter und bälder entraten konnte, war der

[1] Molitor S. 150.

subjektiv willkürlichen Auffassung mehr Spielraum gelassen. Das ist sicher wahr in Bezug auf das technische und ästhetische Moment der Ausführung, aber nicht so sehr in Bezug auf die Melodie selbst. Je bestimmter sie schriftlich angedeutet, je leichter sie herauszulesen war, und je mehr sie den einzelnen Sängern vor Augen lag, desto gesicherter war sie vor der Unkunde und Willkürlichkeit der Sänger. Es ist wahr, das Herkommen brauchte nicht mehr erstes und fast einziges Kriterium zu sein. Es war dieses eigentlich nur mehr für die wirkliche Ausführung, für die Melodie selbst war ein Mittel der Kontrolle geboten, welches eher erschwerte als erleichterte, daß der einzelne Sänger oder Chor aus dem Gesamtverbande der Tradition sich herauslösen konnte. Der Autor giebt S. 154 eine drastische Schilderung von den Schwierigkeiten, mit welchen der Chorgesang des Presbyteriums in Kathedralen und Klöstern zu kämpfen hat, und wie leicht sich bei einem solchen Chore Gewohnheitsfehler einstellen, die nicht so leicht abzulegen oder auszurotten seien. Allein das bezieht sich alles auf das formelle Element, die Noten bleiben fix und fest, ob die Kanonici und Kapitulare auch noch so falsch und häßlich sie herabsingen. Anders lag es doch in noch früheren Zeiten, wo die ganze Tradition der Melodien nicht selten von der Kenntnis und der Mitteilung eines einzigen Mannes abhing, wo jung und alt, sangesbegabt oder nicht, schließlich doch das Ganze von dem Einen lernten, ihn nur mit dem Ohre kontrollieren konnten und wo er selbst zum großen Teil von dieser mündlichen Überlieferung und seinem guten Gedächtnis und noch besseren Willen abhing, wenn ihm sein Chorbuch mit seinen Neumen nicht ein verschlossenes Buch sein sollte.

Es ist dieses Kapitel unseres Buches auch kulturgeschichtlich sehr belehrend, weil es aus den Berichten der Zeitgenossen ein ganz anschauliches Bild des Könnens und Treibens der Kirchenchöre jener Zeit zusammenstellt. Freilich, diese alten Herren tauchen ihren Pinsel hie und da etwas tief in ihren grellen Farbentopf ein, und verstehen sich weidlich auf das Schimpfieren; aber, wie P. Molitor zutreffend bemerkt, es zeigt ihr Gesamtbild doch auch lichtvolle Züge, und mögen sich auch Manieren gebildet, Mißbräuche eingeschlichen und Abnormitäten eingestellt haben, der gesunde, natürliche Sinn, das ästhetische Gefühl waren kräftig genug, solche Verirrungen nach kürzerer oder längerer Zeit einmal abzuweisen oder Abhilfe zu schaffen. Für die Gestaltung des Choralgesanges als solchen war von diesen temporären Mißbräuchen und Unarten der Sänger von gefährlichem Einflusse eigentlich nur die Sucht, allüberall Koloraturen anzubringen. Auch war der Unfug des Diskantierens und des contrapunto alla mente noch nicht ausgestorben und wird sogar als ein Vorzug der päpstlichen Kapelle gerühmt, was dieses Corpus cantorum gerade nicht als einen ausgezeichneten Träger der Choraltradition erscheinen läßt. Die Frage über den Stand des Chorals im 16. Jahrhundert wird auf den gewonnenen Grundlagen im Schlußkapitel nun ex professo behandelt [1].

[1] Wir möchten hier unsere Leser auf die kleine Schrift von Dr. Andreas Schmid aufmerksam machen: „Der Kirchengesang nach den Liturgikern

Die Choralfrage im 16. Jahrhundert[1]. Die Verordnungen der Partikularsynoden betreffs einer kirchenmusikalischen Reform berühren sich zum Teil mit den Grundsätzen, welche nach dem Tridentinum mehr und mehr in der musikalischen Theorie und Praxis maßgebend wurden, und mit dem Reformbreve Gregors XIII. vom 25. Oktober 1577. Damit hing natürlich die Herausgabe neuer Choralbücher zusammen, da die Änderungen in der Liturgie auch eine Adaption der Chorbücher verlangten, neue Bücher sich aber zu diesem Zwecke mehr empfahlen, als die Korrektur der alten, bislang gebrauchten. Ob nun Gregor XIII. schon intendierte, seine Choralreform überall einzuführen, wo das reformierte Meßbuch angenommen wurde, kann nicht entschieden werden, da sein Breve hierfür keine Andeutungen enthält. Späterhin scheint Klemens VIII. allerdings an eine allgemeine Reform gedacht zu haben, doch muß auch damals, wo die liturgische Uniformierung mehr an Boden gewonnen hatte, die allgemein obligatorische Einführung reformierter Choralmelodien noch nicht als opportun gegolten haben. Übrigens ist nicht zu bezweifeln, daß das Beispiel Roms weiterhin Nachahmung gefunden hätte, auch wenn die nächste Bedeutung der Reform vorerst nur für Rom und den Kirchenstaat hatte gelten sollen. Daß in den Choralmelodien keine absolute Übereinstimmung mehr vorhanden war, wird als ein offenes Geheimnis zugestanden. Schon 1500 klagt man über Divergenzen, und scheinen diese nicht so unbedeutend gewesen sein. Es wäre, bemerkt P. Molitor[2], von Wichtigkeit, welche Verhältnisse jenen Männern vor Augen schwebten, welche das päpstliche Reformbreve inspirierten. In Italien waren in der kurzen Spanne Zeit von 1576—1577, vom Erscheinen des reformierten Meßbuches bis zum Erlaß des Breve Gregors XIII., nur wenige Choraldrucke erschienen, und die handschriftlichen Korrekturen, welche wohl zuerst versucht wurden[3], blieben auswärts unbekannt, wenn nicht ein korrigiertes Exemplar allen übrigen Kirchen zum Muster gegeben wurde, wie dies in einzelnen Fällen geschah. Es fehlt auch jede Nachricht, ob und woher die Verfasser des Breve von auswärts Berichte erhalten und darauf hin die Aufgabe der Reform bestimmt haben. Ebensowenig erhalten wir Kunde davon, ob Palestrina und Zoilo bei der Ausarbeitung des Graduale Direktiven von auswärts erhielten oder auswärtige Editionen zu Vergleichen beizogen, wie dies vor ihnen die liturgischen Kommissionen unter Pius V. gethan hatten. Wenn auch Gregor XIII. nur eine Akkommodation der alten Melodien an das reformierte Missale oder Brevier wünschte, so mußte sich doch bei der

---

des Mittelalters." Kempten, Kösel, 1900. Auf dem Raume von nur 29 Seiten ist nach den Quellen alles in dieser Sache wissenswerte kurz und klar zusammengestellt.

[1] Molitor S. 183 ff. [2] Ebd. S. 186.

[3] Vielleicht auch nicht, wenn sich die maßgebenden römischen Musiker schon mit dem Gedanken einer weitergreifenden Reform trugen. Möglicherweise gab dies gerade den Anstoß, daß die Männer einer radikaleren Richtung dem Papste die Sache näher brachten. Das Auftreten des Maëstro della Capella Pontificia alsbald nach dem Bekanntwerden des Breve legt eine solche Vermutung nahe.

Ausführung seiner Wünsche die Frage ergeben, ob die älteren Drucke und Handschriften als Vorlage dienen könnten, ob man ihre Melodien herübernehmen dürfe, ob auf diesem Wege der Zweck der Neuausgabe erreicht, und ob sie dann vermögen würde, die Kritik ihrer Zeit auszuhalten. Ging die Absicht des Papstes nur auf die Akkommodation der Melodien zum neuen Texte, so brauchte es freilich keiner eigentlich musikalischen Bearbeitung der Melodien, da man mit den alten Weisen in früheren Jahrhunderten auch „den Namen Gottes mit Ehrfurcht und Frömmigkeit und in verständlicher Weise lobte". Soviel aus dem in den vorhergehenden Kapiteln Gesagten erhellt, war auch in Bezug auf die Melodien selbst ein Widerspruch nicht zu fürchten, da sie, wenn auch da und dort divergierend, doch in der Grundhaltung mit jenen der älteren Zeit noch übereinstimmten und sich gewünschte Änderungen nur auf das quantitative Maß der Schlußneumen bezogen. Der Schwerpunkt der Choralfrage lag im 16. Jahrhundert vor 1577 nur in der Art der Textbehandlung der alten Melodien und, wie gesagt, in deren ausgedehntem Umfange. Selbst in Hinsicht auf die Textbehandlung kann nicht von einer Choralfrage im Sinne einer Krisis für den wesentlich unveränderten Fortbestand der traditionellen Choralmelodien die Rede sein. Für den Choral lagen ja die Verhältnisse überhaupt anders. Bei richtigem Vortrage entbehrte er der erschwerenden Umstände, welche in der Polyphonie die sogen. Barbarismen unerträglich machten. Polyphonie und Choral standen als zwei selbständige Stile neben- aber nicht gegeneinander. Von einer weitergreifenden Mißachtung der Choralmelodien kann in jener Zeit auch nicht die Rede sein und auch nicht von einer Stimmung, welche der Choraltradition und dem usuellen Gesange des Mittelalters durchaus ungünstig war. Wie eine Choralreform gerade am Ende des 15. Jahrhunderts, also bevor der Kampf gegen die Barbarismen die Geister beschäftigte, fruchtbar und im konservativen Sinne möglich war, zeigt der Autor an dem Beispiele der Reform des Graduale und Antiphonars des Franziskaners Franz de Brugis. Dagegen wird die Veränderung, welche sich unter dem Einflusse des Kampfes gegen die Barbarismen innerhalb eines halben Jahrhunderts vollzogen hatte, an einem Briefe des Poeten und Musikers Tomaso Cimello an den Kardinal Sirleto gezeigt, worin sich die radikalsten Reformideen breit machen. Der Mann soll allerdings „ein sehr mittelmäßiger Poet" gewesen sein und sind seine Expektorationen an die Eminenz kein Zeugnis großer Bescheidenheit, allein er wird mit seiner Reform nicht der passer solitarius unter seinen Kollegen gewesen sein. Daß er sich um die Choralreform interessierte und sogar zur Mitwirkung geeignet glaubte, bezeugt sein generöses Anerbieten, für den päpstlichen Hof „die Saiten seines Talentes erklingen zu lassen". Da seine Epistel vom 13. Dezember 1579 datiert ist, und er darin schon von dem Auftrage an Zoilo spricht, mit dem er in Händel geraten war, aber durch die Vermittlung des Kardinals wieder sich versöhnt hatte, so ist er der älteste bekannte Zeuge für die Anfänge der römischen Choralreform, die freilich Gregor XIII. jedenfalls anders verstanden hatte als er. — „Das Breve vom 25. Oktober 1577 verwehrte jedoch nicht, bei Ausführung des päpstlichen Auftrages, die kunstgeschichtliche Aufgabe einer Choralreform ins Auge zu

fassen." [1] Eine solche wäre auch nicht gegenstandslos gewesen, denn „unleugbar lag die Rhythmik der gregorianischen Melodien in den damaligen Chorbüchern nicht nach all ihren Elementen offen und unversehrt vor, und selbst die Lehre vom Gleichwerte der Noten entbehrte der Begründung und Erklärung" [2]. „Den Rhythmus der Musica plana in möglichster Reinheit wieder herstellen, seine Grundlagen und Gesetze systematisch entwickeln und in ihrer ästhetischen Bedeutung dem Verständnis der ausführenden Chöre näherbringen: das wäre gewiß eine zeitgemäße, dem konservativen Geiste des Tridentinums und der liturgischen Reformkommissionen Pius' V. nicht widerstreitende Aufgabe gewesen, eine Aufgabe zwar, die nicht von heute auf morgen zu erledigen war, die aber der Reform eine einflußreiche Stellung in der katholischen Kirchenmusik selbst dann noch sichern mußte, wenn ihre Resultate nicht allseitig befriedigend gewesen wären." [3] Sehr wahr! Aber — „hier hätte es vor allem gegolten, die einzelnen Neumen nach Form und Bedeutung klar zu bestimmen u. s. w." „Note oder Neume? — Das ist, mit kurzen Worten ausgedrückt, die Choralfrage am Ende des 16. Jahrhunderts." [4] Die Richtigkeit dieses Satzes ist die logische Folgerung aus der ganzen Darstellung des zweiten Hauptteiles. Uns scheint sie aber auch die Basis zur richtigen Beurteilung von Thatsachen, womit sich der nächste und letzte Hauptteil befassen wird. Nur eine Bemerkung möge schon hier noch gestattet sein. Aus einer Äußerung des Giovanni Guidetti in seinem Directorium chori von 1582 geht hervor, daß ihm neben den alten Chorbüchern — Antiphonarien und Psalterien — der vatikanischen Basilika auch neuere Ausgaben vorlagen. Es wäre nun von Interesse, wenn gerade diesen eine besondere Aufmerksamkeit noch zugewendet worden wäre: welche Bücher etwa damit gemeint sein könnten, und wie die neuen sich zu den alten mochten verhalten haben. — Es handelt sich ja um die Choralreform in Rom, und folglich wäre der Nachweis, inwiefern die trefflich gezeichnete Situation im allgemeinen eben gerade hier zutraf, von durchschlagender Bedeutung.

Die Reform. Dieser Hauptteil scheidet sich in zwei Abteilungen: 1. Giovanni Pierluigi da Palestrina, 2. Ausführung und Unterbrechung der Reform. Mit andern Worten: Der Reformator und sein Werk.

Über die Teilnahme des Princeps musicae an der gregorianischen Choralreform ist in jüngster Zeit viel hin und her geschrieben worden. Die Tendenz war dabei nicht immer dieselbe. Einerseits handelte es sich um die reingeschichtliche Thatsache, daß Palestrina mit der Herstellung der Ausgabe des Graduale beschäftigt war; anderseits, ob wir in der Medicäischen Ausgabe seine Arbeit besitzen. Mit der ersteren Frage befaßt sich hier P. Molitor. Sie kann einer Kontroverse an sich nicht unterliegen, sondern nur insoweit, als es sich um die erklärenden Ursachen handelt, warum der Meister, was er begann, unvollendet beiseite legte? Die andere Frage wird ihre Beantwortung von seiten des Autors erst im zweiten Bande erhalten. Soviel wir aus seinen Äußerungen im vorliegenden Bande schließen, scheint er der Ansicht zu sein, daß ein entscheidendes

[1] Molitor S. 213. [2] Ebd. [3] Ebd. S. 214. [4] Ebd.

Ja oder Nein nicht gegeben werden kann. Wir können nämlich den Handel nur bis zur Hinterlegung des umstrittenen Manuskriptes ad montem pietatis verfolgen. Ob es von da wieder los gekommen und bei der Ausgabe der Medicaea in die Öffentlichkeit gebracht worden sei und in welcher Weise — dafür fehlen bestimmte dokumentarische Anhaltspunkte. Wir haben uns früher in diesen Blättern, allerdings mit einiger Reserve, den Angaben von Dr. Haberl angeschlossen und neigen, offen gestanden, einstweilen noch zur affirmativen Annahme hin, weil es uns unwahrscheinlich scheint, daß bei der Wiederaufnahme des Unternehmens die Beteiligten sich nicht bemüht hätten, das vorliegende Material zur Benutzung zu erhalten. Und die montes pietatis werden auch nicht unübersteiglich gewesen sein. Die inneren Gründe, welche geltend gemacht wurden, um zu zeigen, daß Palestrinas Name mit der Medicaea nicht in Verbindung gebracht werden könne, haben uns nicht überzeugen können. Wir halten es hier mit dem sel. Haberl, der einmal schrieb: „Es fällt mir nicht ein zu tadeln, daß man den Gesang beschnitten hat . . . man hat dazumal von der Zusammensetzung der Gesänge nichts mehr verstanden, weil der Choral durch den Palestrinastil außer Übung kam. . . . Und wäre sie — die Medicaea — wirklich von Palestrina, so müßte man sagen, daß er, trotzdem er der große Kontrapunkt ist, vom Choral wenig verstand, was sehr leicht möglich ist, und was an seinem Ruhme nichts ändert." [1] Die polyphone Komposition, nicht umsonst Kontrapunkt — punctum contra punctum — genannt, war total verschieden von jener der alten Choräle, die man als neuma iuxta neuma bezeichnen könnte. Es wird heute noch, wo die theoretischen Kenntnisse sich bedeutend vermehrt und vertieft haben, schwer sein, einen Introitus, noch mehr ein Graduale nach der Solesmesschen, und selbst nach der Medicäischen Ausgabe so zu komponieren, daß kein Unterschied bemerkt würde. Noch eine andere Schwierigkeit mußte dem Princeps musicae aus seinem musikalischen Bildungsgange erwachsen. Anknüpfend an seine Bemerkungen in der Korrektur der Canti fermi für den Herzog von Mantua über die Transposition derselben, bemerkt P. Molitor mit Fug und Recht: „Die Transposition einiger Säße aus dem Ordinarium um eine Quinte oder Oktave wäre ein Beispiel einer ziemlich einschneidenden Reform; sie giebt dem vierten Modus etwas, was ihm, laut Palestrinas eigener Aussage, seiner Natur nach nicht zukommt, verleugnet also dessen Eigenart und charakteristischen Ausdruck [2]. In wie vielen Fällen mag eine analoge Remedur analoge Erfolge herbeigeführt haben? Man sieht, welche Tragweite dieses Schreiben für den Nachweis der Autorschaft Palestrinas an der Editio Medicaea von 1614 hat." Jedenfalls eine größere

---

[1] Hartl, Joh. Evang. Haberl S. 620. Die Haberlbiographie Hartls ist für die Geschichte der kirchenmusikalischen Reformbestrebungen der Gegenwart von entscheidender Wichtigkeit wegen ihres ebenso reichen als gewissenhaft und rein objektiv benutzten Quellenmaterials.

[2] Die Transposition nahm Palestrina vor, damit der Gesang freudiger klinge, che non porta di sua natura il quarto tono.

Tragweite[1] als diejenige, welche sich aus den langgezogenen Motiven und dem Gebrauch der Ligaturen in seinen Kompositionen für seine Kenntnisse vom alten Chorale und seinen Melismen und Neumen ergiebt. Das sind Manieren, die freilich aus dem Choral ins Ohr dieser alten Meister so tief gedrungen waren, daß es der schaffenden Phantasie nur ähnliches bieten konnte. Daß Pierluigi dem allgemeinen Empfinden nach mit beiden Füßen auf dem Boden des Chorals gestanden hat, wird niemand bestreiten können. Aber ebenso wird man nicht zu beweisen vermögen, welcher Choral ihm sozusagen im Ohre und Sinne lag, und daß dies nicht jener der Medicäischen Ausgabe gewesen sein konnte. Schreiber dieser Zeilen hat sämtliche Bände der neuen Palestrina-Ausgabe zweimal und zwar zu verschiedenen, von einander abstehenden Zeiten mit möglichster Aufmerksamkeit durchgegangen und kam jedesmal schließlich zu demselben eben gegebenen Resultate. Man darf auch nicht übersehen, daß ein großer Teil der von dem Meister dem Chorale entlehnten Motive liturgischen Gesängen, besonders den Hymnen, entlehnt sind, in welchen überhaupt die Differenzen der Choralausgaben nur im geringeren Maße sich zeigen. In andern Fällen läßt die freie Benutzung der Motive und ihre bald größere bald geringere Um- und Ausgestaltung einen sichern Schluß auf die Quelle nicht zu. Von andern, inneren Charakterzügen der Melodien ganz zu schweigen. Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß der Meister von Palestrina in erster Reihe ein Musiker und zwar ein Musiker seiner Zeit war. Die schon oben berührte Stelle Guidettis aus seinem Directorium chori gönnt uns in die kritische Methode der Musici dieser Zeit einen klärenden Einblick. Wenn ihn seine Codices nach seiner Meinung im Stich lassen und seinem Geschmacke nicht entsprechen, entscheidet für ihn das lebendige Wort Pierluigis. Wer könnte etwas anderes von dem päpstlichen Komponisten und Kapellmeister und Sänger fordern, wenn man daneben die Methode hält, womit Sixtus V. die Korrektur des Vulgatatextes vornahm?[2]

Folgen wir jetzt der pragmatischen Darstellung unseres Autors. Aus ihr stellt sich der Verlauf der sicheren Thatsachen einfach wie folgt dar: Nachdem Pierluigi und Zoilo den ehrenvollen Auftrag des Papstes erhalten hatten, machten sich beide ungesäumt ans Werk. Mit dem Graduale, das die wichtigsten Gesänge enthielt, sollte der Anfang gemacht werden. Palestrina beabsichtigte, erst das ganze Buch zu revidieren, sah sich aber bald genötigt, die Arbeit zu teilen, da der Papst eine rasche Vollendung derselben wünschte. Man teilte also das Pensum, und Palestrina übernahm das Dominicale, oder wie wir es nennen, das Proprium de tempore, dem Zoilo fiel das Sanctuarium oder Proprium de Sanctis zu.

[1] Übrigens könnte man noch anführen, daß Palestrina selbst in seinem Schreiben von seiner Unfähigkeit bezüglich der canti fermi spricht. Es mag dies etwas Bediententon sein, aber geschrieben bleibt's doch: più mi premeva il non poterla servire.

[2] Wetzer und Welte's Kirchenlexikon XII (2. Aufl.), 1139. Der Papst korrigierte die Druckbogen der Auflage selbst. „Dabei aber veränderte er manche von der Kommission gewählten Lesearten in solche, die ihm richtiger schienen" u. s. w.

Palestrina erhielt also den Teil, der die ehrwürdigsten, ältesten Gesänge des Graduale enthält und sie wohl auch am besten bewahrt hatte. Die Musiker arbeiteten getrennt und bedienten sich beide zur Reinschrift ihrer Korrekturen des Alessandro Pettorino, der jedoch bald den Anforderungen beider Korrektoren nicht mehr genügen konnte. Das beweist, daß diese ihre Arbeit nicht langsam betrieben. Es läßt sich nicht konstatieren, ob auch Palestrina, gleich Zoilo, einen weiteren Mithelfer beizog. Das Werk schritt jedoch unter ihren Händen rasch voran. Schon nach einem Jahre, im November 1578, spricht Palestrina in seinem Briefe an den Herzog von der Drucklegung des Graduale wie von einer nahe bevorstehenden Sache. Allein, wie schon bekannt, es blieb Palestrina und seinem Mitarbeiter Zoilo versagt, ihre Anstrengungen durch einen glücklichen Erfolg gekrönt zu sehen. Weder unter Gregor XIII. noch unter seinen nächsten Nachfolgern wurde das Ende 1578 druckfertig (?) gestellte Werk der Öffentlichkeit übergeben. Es war Manuskript geblieben, als Zoilo aus diesem Leben schied und Palestrina wenige Jahre später ihm im Tode folgte[1]. Wie erklärt sich diese Schicksalswende? P. Molitor führt alle die verschiedenen Vermutungen über die Beweggründe an, welche Palestrina mochten bewogen haben, das Werk liegen zu lassen. Aber auch abgesehen davon, daß Künstler-Verdruß und Laune einem päpstlichen Auftrage gegenüber schwache Gründe bieten, kann das Ausscheiden Pierluigis nicht auch den Rücktritt Zoilos und — sagen wir: das Einschlafen — die Einstellung der ganzen Aktion erklären. Es hätte in Rom wohl noch Männer gegeben, welche sich dem Papste zur Verfügung gestellt hätten, die Stelle der beiden spröde gewordenen Künstler einzunehmen. Es ist also sicher anzunehmen, daß die Vollendung des Werkes durch eine allerhöchste Verfügung, durch einen Willensentschluß des Papstes selbst verhindert wurde, wenn derselbe auch nur durch einen Wink und ohne alle Angabe von sachlichen oder persönlichen Motiven sich äußerte. Daß die Ursache in einem solchen alles abschneidenden Entschluß liegen mußte, geht auch daraus hervor, daß, wenn es sich nur um momentane Hindernisse gehandelt hätte, Palestrina ja später — es waren noch an 15 Jahre bis zu seinem Tode — seinen Plan, wenigstens für sich hätte wieder aufnehmen können. Einen Verleger hätte sein Name wohl leicht gefunden, wie sein Sohn noch später damit rechnete. Die beiden Männer hatten auch offenbar ihre Zusammengehörigkeit aufgelöst, und Palestrina erhob daher keinen Einspruch, als Zoilo 1584 mit seinem Teile von Rom abzog, ja er betrachtete diesen nicht mehr an sich gebunden, da er ihn an seiner Statt für die Kapellmeisterstelle in Mantua vorschlug.

Wie P. Molitor den Verlauf der Dinge dokumentarisch vorführt, ist auch gar kein Zweifel mehr möglich, daß der Papst selbst die Drucklegung verhindert hat. Es steht einmal fest, daß kurz nach ihrem Beginne die Choralreform in Rom selbst auf ernsten Widerspruch stieß. Derselbe ging von einem spanischen Priester, Don Fernando de las Infantas, aus. Er lebte eigentlich zu Cordoba in Spanien und „verfertigte auch Musicalia", derentwegen er eben nach Rom

[1] Molitor S. 239.

gekommen war. Unter der Künstlerschaft dortselbst zählte er auch Gegner. Bei seinem Könige scheint er in hohen Gunsten gestanden zu haben, vielleicht aber hatte er sich erst durch seine Gegnerschaft gegen die Choralreform bei diesem einzuschmeicheln verstanden. Seine Briefe spiegeln keinen allseitig schönen Charakter. Der erste in dieser Angelegenheit ist datiert vom 25. November 1577. Der Schreiber muß schon länger in Rom geweilt haben, denn er glaubt, es sei dieser Aufenthalt eine göttliche Fügung gewesen, „damit Ew. Majestät sich bei nächster Gelegenheit wie ein zweiter Simson einer so armseligen Kinnlade bediene, wie meine geringe Fähigkeit ist, und so die stolzen Philister vernichtet würden, die verstehen wollen, was sie nicht kennen, u. s. w." Bezeichnend ist für den Mann, daß er bei aller Begeisterung für die Melodien des hl. Gregorius, seinem König gleich anfangs noch eine weniger ideale Seite der römischen Bestrebungen zur Beachtung empfiehlt, nämlich die Nachteile, welche dem spanischen Buchhandel aus der römischen Druckerei in der Sache sich ergeben könnten, besonders auch jener Druckerei, die der König im Escurial zu errichten gedenke. Don Fernando suchte offenbar bei Philipp II. eine feste Position für seine Vorstöße, die er in Rom und zwar beim Papste selbst nicht ohne allen Erfolg versucht hatte. Er besaß übrigens an dem Rev. Maëstro der päpstlichen Kapelle, dem Kanonikus Boccapadule, einen einflußreichen Gesinnungsgenossen. Allein es ist kaum anzunehmen, daß die beiden Reformfaktoren von seiten des Papstes oder Boccapadules eine energische, klar bestimmende Einsprache erfuhren, denn sie gingen nach wie vor ihres Weges. De las Infantas setzte darum den Hebel auswärtiger Einflüsse ein. Seinem Schreiben vom 25. November 1577 folgte ein zweites vom 11. Januar 1578. Es gehörte zum Wesen des Ganges der spanischen Staatsgeschäfte, daß man mit den Bescheiden entsprechend zögerte, und so mußte sich Don Fernando schon etwas gedulden, bis endlich eine königliche Antwort (20. Januar 1578) an den spanischen Gesandten in Rom, Don Juan de Çuniga, erging, worin dem eifrigen Fernando der königliche Dank ausgesprochen, er an den Gesandten, dieser aber für seine Gegenaktion am päpstlichen Hofe an ihn gewiesen wurde. Endlich wandte sich der König noch persönlich an den Papst in einem Schreiben vom 20. Januar 1578. Am päpstlichen Hofe war die königliche Intervention nicht derart, daß sie überraschen konnte; man war dergleichen Dinge von diesem Schöpfer des Bureaukratismus dort schon längst gewöhnt, hatte nicht nur in Dingen der liturgischen Reform, sondern in noch viel wichtigeren, der Kirchendisziplin und des Kirchenrechtes, seine Geneigtheit zum Hineinregieren und auch zu aggressivem Vorgehen erfahren und wußte auch, was für Maßregeln von ihm zu erwarten seien [1]. In welcher Form Gregor XIII. seine Antwort gab, bleibt ungewiß. Wir wissen nur, daß de las Infantas beim Papste in der Angelegenheit Audienz erhielt und auch mit den Kardinälen Rücksprache nahm. Immerhin war man in Madrid darüber beruhigt. Nicht so Don Fernando. Er war in Rom und konnte in nächster Nähe den Verlauf der Reform beobachten. Da er der festen Überzeugung war, daß an die beiden Korrektoren die Weisung

[1] S. 267 ff. zählt der Autor eine recht interessante Reihe davon auf.

ergangen sei, keine Neuerungen in die reformierten Bücher aufzunehmen, so war er nicht wenig beunruhigt, zu erfahren, daß seine Absicht, das Breve rückgängig zu machen, noch nicht erreicht sei, und daß, wie man ihm sagte, nur einige Meinungsverschiedenheiten unter den Beteiligten den Beginn des Druckes noch zurück hielten. Da war nicht zu zögern. Er reichte also ein zweites Memorandum ein [1], um nochmals klarzulegen, wie die Reform in sich unbegründet sei, und nur ein gänzliches Mißachten des gregorianischen Chorals den Gedanken an eine solche Revision, wie die von den beiden Meistern geplante, habe eingeben können. „Don Fernandos Sprache kennt keinen Zwang" — bemerkt zu den Ergüssen und Forderungen des „heißblütigen Spaniers" der Autor. Uns scheint dessen Sprache ziemlich unverschämt zu sein. Sagt er doch dem Papste, daß es dessen Sache sei, anzuordnen, daß diese reformierten Bücher verbrannt würden, weil darin auf nichts anderes abgezielt sei, als unsern Herrgott um Zeit und Ehre zu betrügen, die ihm seine heiligen Päpste im Opfer heiligen Lobes geweiht haben. Ein starkes Memorandum! „Es war das letzte Wort, das in der Sache gewagt werden durfte, wohl auch alles, was Don Fernando zu sagen am Herzen lag" (S. 279). Ob das Memorandum eine Antwort erhielt? Einen schriftlichen Bescheid, wie es scheint, nicht [2], vielleicht einen mündlichen, vielleicht gar keinen nach dem Grundsatz: Keine Antwort ist auch eine. Oder sollte dem Papste die zwanglose Sprache Fernandos doch mißfallen und er auch auf diplomatischem Wege gesorgt haben, daß man dem heißblütigen Spanier eine kleine Abkühlung auf gleichem Wege zukommen ließ? [3] Sollte wirklich nur der Mangel an Zeit diesen abgehalten haben, den König nochmals um Intervention anzugehen? Kaum glaublich! Was vorher nicht geschehen konnte, mochte ja nachher noch versucht werden. Es hüllt sich eben von da an alles in Dunkel, und hell und klar steht nur die Thatsache vor uns, daß die Reform der Choralgesänge für jetzt und die nächste Zeit, wie man hier in Österreich sagt, aufgelassen wurde. Der Autor giebt sich redlich Mühe, den Schleier zu lüften, aber viel ist nicht erreicht. Dürfen wir unsere Meinung sagen, so geht sie dahin: Der Papst war durch die neue Einmischung Philipps II. unangenehm berührt, wollte aber doch wegen dieser Sache keinen ernsteren Konflikt herbeiführen. Auf der andern Seite scheint sein Vertrauen auf die Korrektoren nicht sehr erschüttert worden zu sein, und war er, wie es seinem Charakter entsprach, nicht so leicht umzustimmen, um die Männer seiner Wahl und seines Lobes durch Tadel und ausdrückliches Verbot zu kränken und bloßzustellen. Schließlich ersieht man aus der genauen, reellen Darstellung

[1] Dezember 1578 oder Anfang 1579.

[2] Molitor S. 279, Anm.

[3] Bei Philipp II. hat ohne Zweifel die finanzielle Seite des römischen Unternehmens mehr gezogen als die Gefahr für die traditionellen Melodien, wie aus seinem Vorgehen gegen die neuen liturgischen Bücher erhellt. Wie übrigens Don Fernando so abfällig von Palestrina zu sprechen wagte, ist unerklärlich gegenüber der Thatsache, daß dieser anno Domini 1667 den Liber secundus (Missa pro Papa Marcello) seiner Messen dem Könige widmete.

unseres geschätzten Autors, daß um die ganze Aktion sich auch manches rein persönliche Interesse gruppierte und Voreingenommenheit und Leidenschaft mit ins Spiel kamen. Dadurch mochte dem alten Juristen der klare Einblick erschwert worden sein. Selbst nicht Fachmann, wurde ihm über den ewigen Zänkereien die Sache verleidet, und er griff schließlich als Ausweg zum Mittel des Ausschweigens. Daß P. Molitor schon im ersten Bande ein tüchtiges, dankenswertes und spannendes Werk geliefert und die Geschichte nicht nur des Chorals und der Kirchenmusik, sondern auch der Musik überhaupt damit bereichert hat, brauchen wir eigentlich zum Schlusse nicht nochmals zu sagen. Erwähnen wir nur noch die flotte Diktion des Werkes und seine schöne, angenehme äußere Ausstattung.

Th. Schmid S. J.

Die Legende vom Ableben des hl. Johannes in der liturgischen Poesie.

Zu den verbreitetsten und beliebtesten Heiligenlegenden des Mittelalters ist zweifellos die des heiligen Apostels und Evangelisten Johannes zu zählen. Verschiedene anmutige und poetische Züge derselben haben sich in der Erbauungslitteratur bis heute zu behaupten vermocht. Nur ein Zug dieser Legende soll uns indes heute beschäftigen, ein Zug, der jetzt ebenso außer Kurs gekommen ist, als er im Mittelalter verbreitet und unbezweifelt war, ich meine die Legende von der leiblichen Aufnahme des Heiligen in den Himmel. Um uns von der Verbreitung und Bestimmtheit, mit der sie auftritt, einen Begriff zu machen, wird es genügen, auf die liturgische Poesie des Abendlandes und auf die mit ihr eng verbundene geistliche lateinische Dichtung einen flüchtigen Blick zu werfen. Um ihr Zeugnis in seiner Tragkraft zu würdigen, werden wir uns dabei in Erinnerung zu rufen haben, daß diese Poesie, bei der ihr eigenen, durch den Zwang äußerer Umstände auferlegten Kürze, meist nicht über den nötigen Raum verfügt, um Legenden in epischer Behaglichkeit auszuspinnen. Sie beschränkt sich vielmehr darauf, diese selbst als etwas Allbekanntes voraussetzend, einzelne Züge derselben mehr anzudeuten denn auszuführen, dieselben mit ein oder zwei Worten in das Gedächtnis zurückzurufen, so daß häufig genug die Poesie ohne Kenntnis der Legende kaum oder nur halb verständlich ist. Wir müssen uns deshalb mit Fingerzeigen genügen lassen, die bald mehr bald minder deutlich sind. Stellen wir die deutlicheren und nicht mißzuverstehenden voran.

Mit aller nur wünschenswerten Klarheit verkündet den Satz von der körperlichen Aufnahme des hl. Johannes das alte Brevier der Konstanzer Diözese. In dem Hymnus, welchen Morel [1] aus demselben mitteilt, heißt es:

Christo vocatus dulciter
Amatur specialiter,
Prima dotatur gloria
Inter sanctorum agmina.

Glorificatus corpore
Miro clarescit munere,
Locus qui erat vermium,
Cibum profert angelicum [2].

Wir stehen mit diesem Zeugnisse am Ausgange des 15. Jahrhunderts. Daß wir es nicht mit einer nach Ort und Zeit eng umgrenzten Legende zu thun haben, beweist uns ein anderes liturgisches Denkmal, das mit der gleichen Deutlichkeit redet und uns in die Mitte des Jahrhunderts hinaufführt. Ein Vallumbroser Brevier vom Jahre 1455 enthält im Hymnus zu den Laudes die Verse:

A morte factum extraneum
Impollutum non dubito [3],

ein Gedanke, den der Hymnus zur Vesper noch weiter ausführt:

Tu sicut carnis alius a labe,
Ita dolore necis alienus,
Christi dilecte, ceterisque felix
Quippe fuisti.

Non fuit sacrum digna corpus humus
Sumere tuum, ceterum in caelis
Gloriae stola creditur aeternae
Fore vestitum [4].

Höher noch ins Mittelalter hinauf führt uns der große Adam von St. Viktor. Seine unvergleichlichen Prosen sind aus dem Meßbuche von St. Viktor und Sainte-Geneviève in das der Kirche von Paris und aus diesem wieder in den

---

[1] Lateinische Hymnen des Mittelalters (Einsiedeln 1866) S. 164.

[2] Berufen von Christus, ward er von ihm besonders geliebt, mit der höchsten Herrlichkeit unter den Heiligen ausgezeichnet.

Verherrlichet dem Leibe nach strahlt er durch wunderbare Gabe, der Tummelplatz der Würmer erzeugt Engelspeise (das sogen. Manna).

[3] Nicht zweifle ich daran, daß der Unbefleckte vom Tode befreit worden.

[4] Du bist wie frei von Schuld, so auch frei vom Schmerze des Todes, denn Liebling Christi warst du und glücklicher als die andern.

Nicht war die Erde würdig, deinen heiligen Leib zu empfangen, von dem wir vielmehr glauben, daß er im Himmel mit dem Gewande der ewigen Herrlichkeit geschmückt sei.

Gebrauch zahlreicher Kirchen Frankreichs, Englands, Deutschlands übergegangen. Seine Festsequenz auf den hl. Johannes, die mit den Worten beginnt: Gratulemur ad festivum, finden wir in den liturgischen Büchern von Angers, Auxerre, Bayeux, Beauvais, Brioude, Chartres, Clermont, Coutance, Laon, Leon, Marmoutier, Meaux, Rouen, Saint-Denis, Saint-Malo, Saint-Martin de Tours, Saint-Nicolas des Champs, Thérouanne, Vannes u. a. Wir haben also gewissermaßen das Glaubensbekenntnis der französischen Kirche vor uns, wenn wir in dieser Sequenz die Verse lesen:

Invitatus ab amico
Convivari, Christum dico
Visum cum discipulis,
De sepulchro, quo descendit,
Redit vivus, sic ascendit
Frui summis epulis [1].

So Leon Gautier in seiner neuesten (dritten) Auflage der Prosen Adams S. 94. Andere Quellen lesen wohl den vorletzten Vers: Redivivus sic ascendit.

Behalten wir diese und ähnliche, keinerlei Umdeutung zulassende Stellen im Gedächtnis, so werden wir denselben Glauben auch in solchen Stellen wiederfinden, die, aus der lebendigen Tradition herausgerissen, sich dank ihrer Brachylogie auch anders auffassen ließen. Wenn also ein Lied bei Mone III, 116 die Stelle enthält:

Gaude, quod vocatus ore
Christi ac sine dolore
Mortis scandis aethera [2],

so würden wir die Meinung des Autors zweifelsohne verfehlen, wenn wir bei sine mortis dolore bloß an Befreiung von einer schmerzlichen Todesart statt an Befreiung von dem Schmerz des Todes, dem Todesschmerz, denken wollten. Dasselbe ist der Fall, wenn ein anderes, noch ungedrucktes Lied dem Heiligen zuruft:

Gaude, martyr ex agone,
Sine mortis passione
Translatus in gaudio [3],

oder wenn wir in einer Engelberger Handschrift des 13. Jahrhunderts lesen:

---

[1] Vom Freunde zum Gastmahl eingeladen, von Christus, sage ich, der ihm mit den Jüngern erschien, ging er aus dem Grabe, in das er hinabgestiegen, lebendig hervor und stieg so zum Himmel, am höchsten Gastmahl teilzunehmen.

[2] Freu' dich, daß du durch Christi Mund eingeladen, ohne den Schmerz des Todes zum Himmel aufgestiegen bist.

[3] Freu' dich, der du infolge deines Kampfes (deiner confessio ante portam latinam) ein Märtyrer, ohne den Tod zu erdulden, in die ewige Freude versetzt worden bist.

Vocat cum apostolis
Et caelorum incolis
Hunc de carne Dominus,
Mors morsu non tetigit
Ipsum, per quam attigit
Christi vultum cominus [1].

Lesen wir in einem andern liturgischen Hymnus (Anal. hymn. IV, 162):

Corporisque virginei,
A vae mortis extranei,
Sancti Iohannis caelitus
Glebam abscondit Dominus,

so ist hier nicht nur vae mortis in demselben Sinne aufzufassen wie vorhin mortis dolor, passio, morsus, nämlich gleichbedeutend mit Tod schlechthin, sondern wir werden auch den Ausdruck caelitus glebam abscondit Dominus nicht wiedergeben dürfen: der Herr vom Himmel verbarg die leiblichen Überreste des Heiligen, sondern: der Herr barg dieselben im Himmel. Wenn wir in einem weiteren, gleichfalls ungedruckten Reimgebete auf die Stelle stoßen:

Expleto cursus tempore
Coronam recepturus
Descendit sano corpore
In fossam moriturus,
Ut mundus est facinore,
Permansit sorde purus [2],

so hat der Dichter zwar nur behauptet, daß der Leib des Heiligen vor der Verwesung bewahrt worden sei, wir dürften ihn aber gleichwohl als Zeugen für die, wie wir bereits uns überzeugen konnten, durch das ganze Mittelalter verbreitete Meinung von der leiblichen Aufnahme des Heiligen in den Himmel anzusehen haben, da er auf eine bekannte Legende anspielt, die ganz zu wiederholen ihm der Raum verbieten mochte.

In einen interessanten Zusammenhang bringt der anonyme Verfasser eines umfangreichen marianischen Psalters die Aufnahme des hl. Johannes mit der Himmelfahrt der allerseligsten Jungfrau, an welch letztere er seinen Glauben in den Worten bekennt:

Itaque iam fide pia
Testantur viri probati

[1] Ihn rief mit den Aposteln und den Himmelsbewohnern der Herr aus dem Fleische ab, nicht mit seinem Bisse berührte ihn der Tod, durch welchen er Christi Antlitz in der Nähe schaut.

[2] Nachdem er die Zeit des Wettlaufs erfüllt hatte und die Krone erhalten sollte, stieg er gesunden Leibes in die Grube, darin zu sterben; wie er rein war von Sünde, so verblieb er auch frei von der Verwesung.

Assumptionem, Maria,
Corporis tui sacrati [1].

Nach ihm ist die Verbindung, in welche Maria und Johannes unter dem Kreuze treten, Grund und Vorbild der Ähnlichkeit, welche beider Schicksal in und nach dem Tode aufweist:

Ducem Iesum videns tecum
Iohannes in cruce mori,
Te in matrem cepit suam,
Adoptionis non thori.

Thori non hunc in filium
Iohannem habens, Maria,
Ab eodem obsequium
Percepisti fide pia.

Pia, pura, placens, pulchra
Haec vere copulatio,
Corrupta mortis sepulchra
Vitans vitalis unio [2].

Zahlreicher noch als jene Stellen, welche sei es direkt die Himmelfahrt des hl. Johannes aussprechen, sei es bloß behaupten, er sei nicht gestorben, sind andere, welche bloß berichten, er habe sich lebendig ins Grab gelegt, sei von einem Lichtglanz eingehüllt und dann nicht mehr gesehen, an Stelle des Heiligen im leeren Grabe aber sei Manna gefunden worden. Doch es würde uns unbedingt zu weit führen, diese zahlreichen Stellen im einzelnen vorzuführen; dieselben würden uns auch rücksichtlich des endlichen Resultates nicht weiter zu fördern vermögen. Nur eine Stelle verdient Erwähnung. Das Meßbuch von Avranches nämlich ist, soweit meine Kenntnisse reichen, das einzige, welches einen positiven Zweifel äußert, wie das Verschwinden des Heiligen aus seinem Grabe zu erklären sei:

Tumbam petit quasi stratum,
Manna supplet viri statum,
Sive corpus sit ablatum
Sive sit in gloria [3].

[1] Daher bezeugen erprobte Männer in glaubwürdiger Weise, o Maria, die Aufnahme deines heiligen Leibes.

[2] Als Johannes mit dir Jesus, seinen Führer, am Kreuze sterben sah, da nahm er dich als seine Mutter an, als Adoptiv-, nicht als natürliche Mutter.

Obwohl, o Maria, Johannes nicht dein natürlicher Sohn war, hast du doch getreuen Dienst von ihm empfangen.

Dies war in der That eine fromme, reine, liebliche und schöne Verbindung, eine lebendige Vereinigung, wert der Verwesung in den Gräbern zu entgehen.

[3] Er legt sich ins Grab wie auf ein Lager, Manna findet sich an Stelle seines Leibes, sei es daß dieser fortgenommen, sei es daß er in den Himmel aufgenommen.

Fragen wir, nachdem wir die Thatsache der allgemeinen Verbreitung der uns beschäftigenden Sage festgestellt, nach deren Ursprunge, so werden wir zunächst zu der großen Legenden-Fundgrube des späteren Mittelalters, der Legenda aurea oder Historia lombardica des Jacobus a Voragine, greifen. Dieselbe läßt uns denn auch hier nicht im Stiche; sie erzählt den uns beschäftigenden Hergang wie folgt: „Als er (Johannes) nunmehr 99 Jahre alt war und, nach Isidor, das siebenundsechzigste Jahr seit dem Tode des Herrn erreicht hatte, erschien ihm Christus mit seinen Jüngern und sprach: ‚Komm, mein Geliebter, zu mir, da es Zeit ist, daß du an meinem Tische mit deinen Brüdern speisest.' Und Johannes stand auf und begann auf ihn zuzugehen. Da sprach der Herr: ‚Nächsten Sonntag wirst du zu mir kommen.' Da nun der Sonntag angebrochen war, versammelte sich das ganze Volk in der Kirche, welche seinen Namen trug. Und er predigte ihnen vom ersten Gesange der Vögel an und ermahnte sie, standhaft zu sein im Glauben und eifrig in Erfüllung der göttlichen Gebote. Dann ließ er neben dem Altare eine viereckige Grube ausschaufeln und die Erde vor die Kirche werfen. Und hinabsteigend in die Grube sprach er zu Gott mit ausgebreiteten Armen: ‚Eingeladen zu deinem Gastmahle, Herr Jesu Christe, komme ich, siehe, dir Dank sagend, daß du dich gewürdigt hast, mich zu deinem Gastmahl einzuladen, da du wußtest, daß ich aus ganzem Herzen nach dir verlange.' Und nachdem er das Gebet vollendet, kam ein so großes Licht über ihn, daß niemand ihn anzusehen vermochte. Als aber das Licht nachließ, da fand sich die Grube mit Manna erfüllt, welches an jenem Orte noch heute vorkommt, so zwar, daß es auf dem Boden der Grube wie feiner Sand emporzusprudeln scheint, wie wir ähnliches in Quellen zu beobachten pflegen."

Diese Fassung der Legende bei Jacobus a Voragine enthält in der That mehrere Züge, welchen wir in den späteren Poesien zu begegnen pflegen, während die älteste Sage sie nicht kennt; so die Einladung des Apostels, mit den Brüdern am Gastmahle des Meisters teilzunehmen. Dennoch kann Voragine nicht als Quelle hierfür gelten, da, wie wir sahen, schon Adam von St. Viktor, lange bevor die Historia lombardica geschrieben wurde, den Zug kennt. Wir haben aber liturgische Dichtungen, welche die Johanneslegende verwerten und ebensoweit über Adam von St. Viktor hinausgehen, als dieser über Jacobus a Voragine. Denn es lassen sich nicht weniger als vier Hymnen aus Quellen des 10. Jahrhunderts nachweisen, in denen dies der Fall ist. Ein Hymnus, von dem nicht unmöglich wäre, daß er Paulin von Aquileja zum Verfasser hätte und somit noch dem 8. Jahrhundert angehörte, enthält folgende Strophen:

Huic salvator sanctis cum discipulis
Fulgenti vultu radiis apparuit:
Laborum fructus percepturus speciem
Post diem quintum ad me, inquit, venies,
Lucis aeternae consequeris requiem.

Iuxta altare dehinc fodi foveam
Iussit quaternis angulis dispositam,

In quam descendit palmas sursum elevans,
Precatus laudes fudit diutissimas,
Caelitus illum lux lustrat clarissima.

Postea vero inventa est fovea
Manna repleta virtute angelica,
Quod locus ipse gignit usque hodie,
Ibique fiunt virtutes innumerae
Ad laudem Dei magni et mirabiles [1].

Hier fällt die Schritt für Schritt zu verfolgende Übereinstimmung mit Voragine derart in die Augen, daß eine Quelle für den Dichter und den Legendensammler außer Zweifel steht. Welches aber diese Quelle ist, vermag ich nicht anzugeben.

Ebenso kurz als dieser Hymnus ausführlich ist die Andeutung, welche ein anderes Lied enthält, das spätestens dem 10. Jahrhundert angehört:

A quo procitus compar est effectus,
Coetui fratrum additus est sanctus
In aula poli, dudum ut optavit,
Ipse Iohannes [2].

Aus derselben Zeit stammt ein Abcdarius, der in süditalischen Quellen auftritt und zwei Strophen enthält, welche sich mit dem Abscheiden des Lieblingsjüngers beschäftigen:

Thesaurum sancti corporis,
Quod erat templum Domini,
Dum vellet requiescere,
Vivum sepulchro tradidit.

Vere post sui terminum
A discipulis quaeritur
Et non invento corpore
Manna redundat largiter [3].

---

[1] Ihm (Johannes) erschien der Heiland, umgeben von den Jüngern mit strahlenhellem Antlitz und sprach: Nach fünf Tagen wirst du, die Frucht deiner Arbeit zu genießen, zu mir kommen und in die Ruhe des ewigen Lichtes eingehen.

Daraufhin ließ er neben dem Altare eine Grube auswerfen, die vier (rechte) Winkel hatte, und stieg, die Hände erhebend, hinab, lange Lobgebete sprechend, vom Himmel her aber umhüllte ihn glänzendes Licht.

Hernach aber fand man die Grube angefüllt mit Manna, welches jener Ort bis heute hervorbringt; auch geschehen daselbst zahllose Wunder zum Lobe der Größe Gottes.

[2] Von ihm (Christus) zuvor eingeladen, ist er, Johannes, gleich geworden und zugesellt der Schar der Brüder, wie er es seit lange sehnlichst gewünscht hatte.

[3] Den Schatz seines heiligen Leibes, der da ein Tempel des Herrn war, übergab er, nach der ewigen Ruhe verlangend, lebendig dem Grabe.

Zwar ward er nach seinem Ableben von seinen Jüngern gesucht, aber sein Leib nicht gefunden, er aber (d. h. sein Grab) spendet reichliches Manna.

Ein dritter gleichalteriger Hymnus, der uns in Handschriften süditalischer und südfranzösischer Herkunft erhalten ist, enthält die folgende Strophe:

Ultimae praenotus horae
  scindere humum praecipit
Terream fossam ministris,
  quam reclinis inruit,
Mortis ad vicem quievit
  omne vivens saeculum [1].

So schwierig es sein dürfte, jene gemeinsame Quelle zu bezeichnen, aus der, wie wir sahen, der erste dieser vier Hymnen und die Legenda aurea schöpfen, so leicht ist es, die Urquelle aufzudecken, der die ganze Sage von der Aufnahme des heiligen Evangelisten ihre Entstehung verdankt. Wir finden dieselbe in der Apokryphenlitteratur, und zwar in jenen apokryphen Apostelgeschichten, welche von Tischendorf (Acta apostolorum apocrypha, Lipsiae 1851) mitgeteilt werden. Hier sehen wir den griechischen Urtext jener Acta sancti Iohannis vor uns, welche einen gewissen Leucius (discipulus diaboli apocryphi nennt ihn Papst Gelasius) zum Verfasser haben. Dieselben beschreiben das Begräbnis des heiligen Apostels wie folgt: „Und nachdem Johannes das Haus verlassen, befahl er der Mehrzahl, sich zu entfernen. Und nachdem er zu dem Grabmale eines unserer Brüder gekommen, befahl er ihnen, zu graben. Und jene gruben. Er aber sprach: ‚Tiefer muß das Grab sein.‘ Während nun jene gruben, wandte er sich zu denen, die ihn aus seiner Wohnung geleitet hatten, mit erbaulichen und erschütternden Worten über die Größe Gottes. Nachdem inzwischen die Jünglinge das Grab vollendet, wie er es wollte, zog er, wovon wir nichts zu sehen vermochten, die Kleider aus, welche er trug, und warf dieselben wie eine Decke in die Tiefe des Grabes, und im bloßen Unterkleide betete er mit erhobenen Händen." Hier folgt ein ziemlich umfangreiches Gebet, worauf in der Erzählung fortgefahren wird: „Und die Augen zum Himmel gerichtet pries er Gott, bezeichnete sich (mit dem Kreuze) und sprach aufrecht stehend zu uns: ‚Friede und Gnade sei mit euch, Brüder!‘ worauf er die Brüder entließ. Als sie des andern Tages zurückkehrten, fanden sie ihn nicht, wohl aber seine Sandalen und eine sprudelnde Quelle. Da erinnerten sie sich des Wortes, das der Herr über ihn zu Petrus gesprochen: ‚Was kümmert es dich, wenn ich will, daß er bleibe, bis ich komme?‘ Und sie priesen Gott um des Wunders willen, das geschehen."

Hiervon weicht schon im Wortlaute nicht unbedeutend der lateinische Text ab, den Fabricius, Codex apocryphus Novi Testamenti (Hamburgi 1703, p. 588) mitteilt. Andere müssen anderes geändert und ergänzt haben, bis die Sage jene Abrundung gewann, in der wir ihr begegnet sind.

---

[1] Vorherwissend seine letzte Stunde, befahl er den Dienern, den Boden aufzugraben, in der Erde eine Grube zu machen, in welche er rücklings sich hineinstürzt, im Tode ruhend, um ewig zu leben.

Zum Schlusse sei zweier Stellen Erwähnung gethan, welche auf unsere Sage Bezug haben. Die erste zeigt, wie dieselbe schon im christlichen Altertum weit verbreitet war und in nicht geringem Ansehen stand, da auch ein Geist wie Augustinus ihr seinen Tribut zahlt. Er kommt auf diesen Gegenstand zu sprechen in seiner Erklärung des Johannesevangeliums, tr. 23, cap. 21. Nachdem er erwähnt, daß Johannes selbst die Meinung jener widerlege, welche die bekannten Worte des Herrn über ihn dahin aufgefaßt hatten, daß er nicht sterben werde, fährt er fort: „Indes, wem es gefällt, der mag noch weiter widersprechen und sagen, es sei zwar richtig, was Johannes behauptet, daß der Herr nicht gesagt, jener Jünger werde nicht sterben, aber es werde doch ebendies durch jene Worte ausgedrückt, welcher sich der Herr nach der Erzählung des Apostels bedient habe; er mag behaupten, der Apostel Johannes lebe und schlafe vielmehr in seinem Grabe bei Ephesus, als daß er tot in selbem liege. Er mag einen Beweis davon hernehmen, daß die Erde daselbst trotzen und gleichsam sprudeln soll, und behaupte hartnäckig, daß dies von seinem Atem herrühre. Denn es kann nicht fehlen an solchen, die es ihm glauben werden, da es ja auch solche giebt, welche behaupten, Moses lebe, da geschrieben steht, daß sein Grab nicht bekannt sei.“ Etwas weiter unten fährt dann Augustin, zu Johannes zurückkehrend, fort: „Man sagt auch von ihm, was in einigen, ob zwar apokryphen, Schriften sich findet, er sei, als er sich sein Grab machen ließ, in voller Gesundheit dabei zugegen gewesen und habe sich, nachdem dasselbe vollendet und aufs sorglichste zugerüstet worden, in dasselbe wie in ein Bett niedergelegt und sei sogleich verstorben. Wie aber jene meinen, welche diese Worte des Herrn so verstehen, habe er sich nicht als ein Toter, sondern nur als ein einem Toten ähnlicher niedergelegt und sei, da man ihn tot glaubte, schlafend begraben worden und bleibe so, bis Christus kommen werde, und zeige sein Leben an durch das Sprudeln des Sandes, von dem man glaubt, daß er vom Grunde des Grabes an die Oberfläche emporsteige, angetrieben vom Atem des Schlafenden. Diese Meinung zu bekämpfen halte ich für überflüssig. Mögen die, denen der Ort bekannt ist, zusehen, ob er jenes daselbst thut, oder ob die Erde es zuläßt, da ich dies in der That nicht von leichtgläubigen Menschen vernommen habe.“

Eine andere bezeichnende Stelle, welche auf unsern Gegenstand Bezug nimmt, finden wir in der Legenda aurea Voragines zum Feste Mariä Himmelfahrt. Folgendes ist der Wortlaut: Hieronymus etiam dicit, quod XVIII Kal. Sept. Maria ad caelos ascendit. Quod vero dicit de Mariae corporali assumptione, ecclesia potius elegit pie dubitare quam aliquid temere diffinire. In sequentibus credendum esse sic probat: Si non desunt qui dicunt in his, qui cum Christo resurrexerunt, perpetuam resurrectionem iam esse completam et nonnulli credant custodem virginis Iohannem etiam glorificata carne gaudere cum Christo, cur id non magis est credendum de matre salvatoris? Diese Stelle ist in mehrfacher Hinsicht nicht ohne Interesse. Zunächst interessiert uns hier, daß von der leiblichen Aufnahme des Apostels ein Beweis hergenommen wird für ein gleiches Privileg der Gottesmutter, ein Beweis, bei dem notwendig jene für sicherer an-

gesehen wird als dieses, da es nicht zulässig ist, eine weniger gewisse Thatsache zur Grundlage für eine besser beglaubigte zu machen. Dann interessiert uns, wer sich dieses Argumentes bedient: Voragine oder Hieronymus? Wir müssen es ersterem zuweisen. Denn der unrechte Brief oder Sermo des Heiligen, auf den sich hier Voragine bezieht, enthält dasselbe nicht. Derselbe (er beginnt: Cogitis me, o Paula et Eustochium, immo caritas Christi me compellit) enthält zwar die Angabe, daß die Kirche bezüglich der leiblichen Aufnahme Mariens nichts lehramtlich entschieden habe, sowie auch jenes von den beim Tode Jesu Auferstandenen hergenommene Argument [1], so daß es wohl keinem Zweifel unterliegen kann, es sei dies die vom Verfasser der Legenda aurea citierte Stelle. Der Pseudo-Hieronymus aber macht sich nicht nur diesen von den Erstandenen des Karfreitags hergeleiteten Beweis nicht zu eigen, sondern schweigt auch völlig von einem analogen Privilegium des heiligen Evangelisten. Wir haben somit ein höchst ungenaues Citat vor uns, dessen Gedankengang weniger als der des unbekannten Pseudo-Hieronymus denn als jener des Jacobus a Voragine anzusehen ist. Wundern darf uns derselbe keineswegs, da wir sahen, daß die Überzeugung von der leiblichen Verherrlichung des hl. Johannes eine dem ganzen Mittelalter tief eingewurzelte war.

---

[1] Haec idcirco dixerim, quia multi nostrorum dubitant, utrum assumpta fuerit cum corpore an abierit relicto corpore; quomodo autem vel quo tempore et a quibus personis sanctissimum corpus eius inde ablatum fuerit vel ibi transpositum, utrumne resurrexerit, nescitur, quamvis nonnulli adstruere velint eam iam resuscitatam . . . plurimi asseverant, quoniam in sepulchro non nisi *manna invenitur, quod et scaturire cernitur.* Verumtamen quod horum verius sit ambigimus. Melius tamen totum Deo, cui nihil impossibile est, committimus, quam aliquid *temere diffinire* velimus auctoritate nostra, quod non probamus, sicuti et de his, quos cum Domino teste evangelio credimus resurrexisse. Sed utrum redierunt in terrae pulverem, certum non habemus. . . . De quibus nonnulli doctorum senserunt et etiam suis reliquerunt in scriptis, quod iam in illis completa sit resurrectio.

G. M. Dreves S. J.

Rezensionen.

Der Psalter Erzbischof Egberts von Trier, Codex Gertrudianus in Cividale. Historisch-kritische Untersuchung von **H. V. Sauerland**. Kunstgeschichtliche Untersuchung von **A. Haseloff**. (Festschrift der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier, zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens herausgegeben am 10. April 1901.) gr. 4°. (216 S. u. 108 Abbildungen auf 62 Lichtdrucktafeln.) Trier, Selbstverlag der Gesellschaft für nützliche Forschungen, 1901. Preis *M.* 75.

Eine große Gruppe reich illustrierter Prachthandschriften des 10. und 11. Jahrhunderts zog schon vor Jahrzehnten die Augen der Forscher auf sich, ohne jedoch eingehende und gründliche Behandlung zu finden. Den ersten entscheidenden Schritt zu wissenschaftlicher Klarstellung der sie betreffenden Fragen that Fr. X. Kraus durch Veröffentlichung der „Miniaturen des Codex Egberti in der Stadtbibliothek zu Trier in unveränderlichem Lichtdruck" (Freiburg, Herder, 1884). Die Bedeutung dieses in der Reichenau ausgemalten Perikopenbuches des Trierer Erzbischofs Egbert (977—993) wurde noch klarer gestellt durch die von Kraus besorgte Veröffentlichung der „Wandgemälde der Georgskirche zu Oberzell auf der Reichenau" (Freiburg, Herder, 1884). An diese Publikationen schlossen sich dann an die vom Rezensenten herausgegebenen „Bilder der Handschrift des Kaisers Otto im Münster zu Aachen in 33 unveränderlichen Lichtdrucktafeln" (Aachen, Barth, 1885). Ottos Handschrift trat an die Spitze der ganzen Gruppe, wurde allgemein der Reichenau als Ursprungsstätte zugewiesen und dann vom Rezensenten mit fast gleichzeitigen Prachtbüchern zu Utrecht, Brüssel, Berlin, Bamberg und München verglichen in „des hl. Bernward Evangelienbuch im Dome zu Hildesheim" (Hildesheim, Lax, 1891). In dem ebengenannten Jahre veröffentlichte dann W. Vöge in dem 7. Ergänzungsheft der Westdeutschen Zeitschrift eine eingehende und vortreffliche Arbeit: „Eine deutsche Malerschule um die Wende des ersten Jahrtausends", worin er nicht nur für die stilkritische Kenntnis der großen Gruppe grundlegende Ergebnisse mitteilte, sondern auch von vierzehn derselben behauptete, sie seien wahrscheinlich zu Köln im Domkloster entstanden. Später änderte er seine Ansicht und suchte darzuthun, Trier sei deren Ursprungsort. Trotz aller Anerkennung des Wertes

seiner Arbeit hat der Rezensent sich bereits vor längerer Zeit gegen beide Aufstellungen gewendet, jüngst in der Schrift: „Das Evangelienbuch Heinrichs III. aus dem Dome zu Goslar in der Bibliothek zu Upsala" (Düsseldorf, Schwann, 1900). Swarzenski schied dann in seinem in dieser Zeitschrift LXI (1901), S. 317 f. besprochenen Buche die Regensburger Arbeiten aus jener großen Gruppe schärfer aus und bestimmte deren Verhältnis zu den in der Reichenau und angeblich in Trier entstandenen.

Um die Frage nach Triers Bedeutung für die Buchmalerei des 10. und 11. Jahrhunderts zu lösen oder wenigstens aufzuhellen, entschloß sich die dortige Gesellschaft für nützliche Forschungen in der Festschrift zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens die eingehendste Prüfung des in Cividale befindlichen Psalters ihres Erzbischofs Egbert zu veranlassen. Sauerland stellte durch scharfsinnige Untersuchung die äußere Geschichte des Psalters fest. Er zeigte zuerst, daß derselbe nicht, wie behauptet worden war, von dem Trierer Chorbischof Ruodpreht geschrieben oder ausgemalt sei. Dieses ablehnende Urteil wird bestätigt durch die Kleidung des im Codex dargestellten Ruodpreht; denn sie ist nicht die eines Bischofs oder Priesters, sondern eines Mönches. Ruodpreht reicht dort in der 1. Miniatur dem in der 2. thronenden Erzbischofe Egbert das Buch, welcher es dann in der 3. und 4. dem hl. Petrus als Vertreter des Domes von Trier übergiebt. Vierzehn weitere ganzseitige Bilder stellen Trierer Bischöfe dar, auffallenderweise nicht in chronologischer Folge, sondern nach dem Grade der ihnen damals gezollten Verehrung. Der ursprüngliche Text giebt die Psalmen, die Litanei aller Heiligen, Gebete und eine liturgische Unterweisung über das Chorgebet. Nach Egberts Tode kam sein dem Dome entfremdeter Psalter in die Hände einer Gertrud, der er den Namen Codex Gertrudianus verdankt. Sie, eine Enkelin des an der Mosel reich begüterten Pfalzgrafen Ezzo, Tochter des polnischen Königs Boleslaw I. und Gemahlin des russischen Großfürsten Isjaslaw, ließ dem Psalter eine Anzahl Gebete beifügen, worin sie meist für das Heil ihres Sohnes Jaropolk († 1087) fleht, sowie fünf russisch-byzantinische Bilder, worin sie wiederholt mit ihrem Sohne dargestellt ist. Wahrscheinlich wurde auf ihre Veranlassung auch der Kalender am Anfang des Buches geschrieben (vgl. S. 198). Um das Jahr 1140 gelangte das durch Gertrud vergrößerte Psalterium ins Kloster Zwiefalten, wo man die Namen hervorragender Wohlthäter in dessen Kalender eintrug. Der Abt schenkte den Psalter um 1160 der Grafenfamilie von Andechs. Durch Erbschaft kam er an die Enkelin des Grafen Berthold IV. von Andechs, die hl. Elisabeth von Thüringen. Diese überließ ihn ihrem Oheim Berthold, Patriarchen von Aquileja, der ihn in seine Residenz Cividale niederlegte, wo er seitdem ruht.

Sauerlands historisch-kritische Untersuchung wird durch die kunstgeschichtliche Haseloffs ergänzt. Mit Hilfe scharfsinniger Stilkritik weist er nach, daß einerseits frühere, anderseits spätere Handschriften der Reichenau dem Psalter sehr nahe stehen. Da überdies die im Codex Gertrudianus gegebene Litanei ihm auf die Reichenau hinzuweisen scheint, schließt er, derselbe sei dort, nicht aber in Trier entstanden. Der Nachweis der Ähnlichkeit der Miniaturen und Initialen des

in Rede stehenden Codex mit Erzeugnissen der Reichenau wird mit Aufwand staunenswerter Kenntnis der einschlägigen Handschriften und ruhiger Umsicht geführt. Haseloff zeigt, der Psalter sei von der Hand desselben Künstlers gemalt, welcher das Perikopenbuch (Evangelistar) aus der Abtei Poussay in Paris anfertigte, und ein Geschenk des Bischofs Bruno von Toul, der als Leo IX. den päpstlichen Stuhl bestieg, an das Benediktinerinnenkloster seiner Diözese. Durch die Verbindung dieses Perikopenbuches mit dem Psalter ist für die Untersuchung eine breitere Grundlage gewonnen. Beide Denkmäler sind durch Initialen, Ornamente und Miniaturen aufs engste verwandt mit dem Codex Egberti und mit der Gruppe der von Vöge, wie bereits bemerkt, zuerst nach Köln, dann nach Trier „lokalisierten" Handschriften. Haseloff zeigt, sie seien in der Reichenau nach Vollendung des Psalters Egberts entstanden. Anderseits ist Egberts Psalter mit dem Evangelistar von Poussay, dem Codex Egberti und allen jenen genannten späteren Handschriften hervorgewachsen aus der berühmten karolingischen Schule, deren bekannteste Leistung der Adacodex zu Trier ist. Von letzteren leiten zu Egberts Psalter über Sakramentare zu Florenz, Heidelberg (aus Petershausen) und Solothurn (aus Hornbach), das Evangelistar des Erzbischofs Gero von Köln in Darmstadt und zwei Handschriften zu Karlsruhe, die nach Haseloff alle der Reichenau entstammen. „In diesen Zusammenhängen erweist sich der Egbertpsalter als das Mittelglied zwischen den älteren Handschriften in karolingischer Tradition und den jüngeren ottonischen ‚Renaissance'-Codices der Reichenau. Die Übergangshandschriften wie der Gerocodex (karolingische Bildfolge, aber ottonische Initialen) scheinen in der Spätzeit Ottos I. entstanden zu sein" (S. 163).

Trotz aller Wertschätzung der bahnbrechenden Untersuchungen Haseloffs können wir Bedenken gegen den Ursprung des Egbertpsalters in der Reichenau nicht unterdrücken. Wichtige Gründe sprechen dafür, er könne aus St. Gallen stammen. Den ersten derselben liefert seine Fassung der Litanei aller Heiligen. Diese Litanei giebt im Reichenauer Sakramentar zu Florenz und in dem wohl in der Reichenau für Trier geschriebenen Sakramentar zu Paris (Bibl. nat. lat. 18 005. Vgl. S. 157, 165 u. 195) die Anrufungen: Sancte Pirmini, Sancte Galle, Sancte Otmare, stellt also den Patron der Reichenau an die erste Stelle. Im Egbertspsalter lauten dagegen die Anrufungen: Sancte Galle, Sancte Pirmini. Hier findet sich also der hl. Gallus vor dem Patron der Klöster Reichenau und Hornbach. In letzterem starb Pirmin und ward er bestattet. Er wurde aber auch in andern Benediktinerklöstern verehrt, so daß die Nennung seines Namens in der Litanei keineswegs stets auf die Reichenau hinweist. (Gerbert, Monumenta veteris liturgiae Alemannica I, 479, nota 9; Acta SS. 3. Nov. p. 25; Ebner, Quellen zur Geschichte des Missale Romanum im Mittelalter S. 354 u. 370.)

Wird hingewiesen auf Beziehungen des Psalters zur Adagruppe, zur italienischen und morgenländischen Miniaturmalerei altchristlicher Zeit, so erklären diese sich in St. Gallen noch leichter als in der Reichenau. Von den später, d. h. im 11. Jahrhundert entstandenen Handschriften unserer Gruppe gehören aber, wie bekannt, mehrere nach St. Gallen. (Vgl. das Evangelienbuch Heinrichs III.

zu Upsala Sp. 15, n. 22 u. 23.) Liegt schon in der Litanei und in den zu St. Gallen entstandenen Büchern jener großen Gruppe eine Mahnung, nicht schnell für den Ursprung des Egbertpsalters in der Reichenau zu stimmen, so muß man um so vorsichtiger sein, weil ein in den Libri confraternitatum genannter St. Gallener Mönch Ruadpreth (Mon. Germ. p. 169, col. 47, al. 17 und p. 132, col. 396, al. 3) der Schreiber und Maler desselben sein könnte. Etwas sicheres läßt sich nicht behaupten, weil dieser Name sehr verbreitet war und sich auch öfter in der Reichenau findet. Die Künstler des Codex Egberti, Kerald und Heribert, findet man a. a. O. p. 161, col. 26, al. 15 und 18.

An die äußeren, auf St. Gallen hinweisenden Gründe reihen sich innere an. Haseloff betont mit Recht die stilistischen Unterschiede zwischen dem sicherlich in der Reichenau ausgemalten Codex Egberti und dem Egbertpsalter sowie dessen nächstem Verwandten, dem Evangelistar aus Poussay. „In der Technik liegt der Gegensatz schroff zu Tage. Die Bilder des Egbertpsalters sind eher kolorierte Zeichnungen als eigentliche Gemälde; alles ist dort strichelnd, linear gegeben. Der Umriß ist die Hauptsache, Modellierung und Rundung sind nur in Ansätzen da. Der Codex Egberti dagegen ist ein Beispiel der sorgfältigsten und feinsten Deckmalerei der ottonischen Zeit. So zeichnerisch auch hier schon mit der Deckfarbe umgegangen wird, so ist es doch die Malerei und nicht die Zeichnung, auf der das Bild beruht. Der grundsätzliche Unterschied in dem Malverfahren beider Handschriften ist somit so groß, daß es kaum verlohnt, auf Einzelheiten einzugehen" (S. 66). Würde jemand auf eine Seite den in seiner Deckmalerei wohl in der Reichenau ausgeführten Aachener Codex des Kaisers Otto legen, auf die andere die durch Rahn bekannten Miniaturen von St. Gallen und dann bitten, Egberts Psalter und Evangelienbuch auf die eine oder andere Seite zu bringen, so würde man den Codex Egberti mit der Aachener Handschrift vereinen, hinsichtlich des Psalters aber, worin sich viele den Erzeugnissen von St. Gallen ähnliche Züge finden, in Verlegenheit geraten. Es fällt nicht leicht, anzunehmen, die bereits im Aachener Buche eingeschlagene, im Codex Egberti fortgesetzte Richtung, sei wenige Jahre vor Vollendung des letzteren im Egbertpsalter verlassen und gleich darauf wieder aufgenommen worden.

Von Wichtigkeit werden die nach Rahn (Psalterium aureum von St. Gallen S. 34) „augenscheinlich unter dem Einfluß fremder, byzantinischer Werke illustrierten Codices Nr. 340 und 341" der St. Gallener Stiftsbibliothek sein, welche sicher im dortigen Kloster entstanden. In beiden findet man nach gütiger Mitteilung des Stiftsbibliothekars, Herrn Fäh, die Kreuzigung, die Frauen am Grabe (Osterbild) und die Sendung des Heiligen Geistes. Im älteren (Nr. 340), dessen Farbenauftrag dünn ist, steht als viertes Bild die Himmelfahrt, im jüngeren, feiner ausgeführten, die Geburt Christi mit der Botschaft der Engel an die Hirten. Da Rezensent sie indessen nicht selbst sah, kann über deren Bedeutung hier nichts Entscheidendes gesagt werden und muß ein Hinweis darauf einstweilen genügen.

Zur Herstellung der Festschrift bot die Hoffnung Veranlassung, den Nachweis zu erbringen, Egberts Psalter sei in Trier entstanden. Ist sie nicht erfüllt,

so weist doch Haseloff der Trierer Diözese zwei wichtige Gruppen reich illustrierter Handschriften zu, von denen die eine aus Trier, die andere aus Echternach hervorgegangen sei.

An die Spitze der Trierer Erzeugnisse stellt er die mit einer Darstellung des thronenden Papstes Gregor d. Gr. gezierten Titelblätter des Registrum Gregorii in der Trierer Stadtbibliothek. Dem Meister des Registrum schreibt er einen Teil des zu Paris ruhenden Evangelienbuches der Sainte Chapelle zu. Nahe kommen diesen beiden Werken ein Sakramentar aus Lorsch, und dessen „Schwesterhandschrift", ein Sakramentar, indessen Kanon fünf Trierer Bischöfe genannt sind, freilich auch die heiligen Gallus und Columban. Delisle (Mémoire sur d'anciens Sacramentaires 222) meint, dasselbe habe sich zeitweilig in der Abtei des hl. Symphorian zu Metz befunden. Indessen kann das an diesen Märtyrer in dem Buche gerichtete Gebet auch für die Kirche des hl. Symphorian zu Trier, die Grabstätte dreier Trierer Bischöfe, bestimmt gewesen sein. (Beissel, Geschichte der Trierer Kirchen I, 216, 220, 223, 233.) Vielleicht stammen aus der Schreibstube, welcher man die ebengenannten vier Codices verdankt, auch ein Evangelienbuch aus St. Martin am Ufer der Mosel bei Trier, jetzt in der Abtei Strahow bei Prag, ein Psalter der Trierer Stadtbibliothek, eine Miniatur zu Würzburg und zwei reich ausgestattete Urkunden Ottos III.

Für die Schule von Echternach nimmt Haseloff, außer der bekannten Gothaer Prachthandschrift, Evangelienbücher zu Brüssel, Bremen und Paris (aus Luxeuil) sowie ein Sakramentar zu Darmstadt in Anspruch.

Der Bibliothekar der Stadt Trier, Herr Max Keuffer, der sich um das Zustandekommen der hochbedeutsamen Festschrift wesentliche Verdienste erwarb, schreibt darum in deren Vorrede, die Behauptung von der hervorragenden künstlerischen Bedeutung des Registrum Gregorii und des Pariser Evangeliars der Sainte Chapelle, der höchsten Hervorbringungen der Trierer Schule, deren Sitz wohl St. Maximin war, sei durch die hier vorliegenden Forschungsergebnisse mehr als bestätigt. Nach Haseloff aber sind „Reichenau und Trier-Echternach die beiden Mittelpunkte der deutschen Malerei der Ottonenzeit, neben denen alle andern Schulen wie Köln, Fulda, Regensburg nur eine beschränkte Bedeutung haben" (S. 171).

Die fünf russisch-byzantinischen Miniaturen des Egbertpsalters dürfen sich rühmen, wegen ihrer Ausführung, Erhaltung und Darstellung die bedeutendsten Denkmäler russischer Buchmalerei des 11. Jahrhunderts zu sein, das beste, was um jene Zeit für Angehörige des dortigen Fürstenhauses geleistet wurde. Die mit Hilfe großer Belesenheit gelieferte Erklärung derselben durch Sauerland und Haseloff bietet neue Gesichtspunkte für die Kenntnis sowohl der Geschichte als der Kunst.

Die Gesellschaft für nützliche Forschungen schließt den Abschnitt ihres hundertjährigen Bestehens durch ihre Festschrift in bedeutsamer Weise ab und beginnt ihr zweites Jahrhundert, indem sie der Wissenschaft einen wertvollen Baustein liefert.

Steph. Beissel S. J.

Biblische Studien. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1901.

VI. Band, 3. u. 4. Heft: **Die griechischen Danielzusätze und ihre kanonische Geltung.** Von Dr. theol. **Caspar Julius**, Stiftsvikar an der St. Kajetanskirche in München. (XII u. 184 S.) Preis *M.* 4.

VI. Band, 5. Heft: **Die Eschatologie des Buches Job**, unter Berücksichtigung der vorexilischen Prophetie. Dargestellt von Dr. **Jakob Royer**, Pfarrer in Sulzbach. (VIII u. 156 S.) Preis *M.* 3.50.

Die „Biblischen Studien" nehmen einen recht erfreulichen Fortgang und bringen in edler wissenschaftlicher Form sehr viel des Interessanten, Anregenden, Belehrenden.

1. Mit wahrem Bienenfleiße hat Dr. C. Julius die Zeugnisse über das Ansehen der Danielzusätze zusammengestellt. Vom Zeugnis eines Apostelschülers bis zum Beschluß des Tridentinums werden von Jahrhundert zu Jahrhundert aus den Schriftwerken und Kunstdenkmälern des Orients und Occidents Belege in reicher Fülle uns vorgeführt zum Erweise des Ansehens und der kanonischen Geltung der im jetzigen hebräisch-aramäischen Danieltexte nicht vorfindlichen Stücke (Geschichte der Susanna — Loblied der drei Jünglinge im Feuerofen — Geschichte des Bel und Drachen). In der Einleitung zeigt der Herr Verfasser, daß diese Stücke kein ursprünglicher Bestandteil des hebräisch-aramäischen Danielbuches gewesen seien — giebt aber doch zu, daß sich „möglicherweise jene Perikopen im semitischen Idiom sogar in vereinzelten hebräisch-aramäischen Danielexemplaren vorfanden" (S. 30, 33). Ursprüngliche Bestandteile waren selbe im alexandrinischen Danielbuch und gehörten zum heiligen Schrifttum der Hellenisten, wogegen das Schweigen Philos und Josephus' keinen kräftigen Einwand bieten kann (S. 4—24). Und als heiliges Schrifttum galten sie in allen Kirchen — hierfür hat der Herr Verfasser aus der kirchlichen Litteratur, der Liturgie und zahlreichen Darstellungen der christlichen Kunst den glänzendsten Beweis geliefert. Reiche Litteraturangaben zeugen von den vielseitigen und ausgebreiteten Forschungen, mit denen ausgerüstet der Herr Verfasser an die Lösung der Aufgabe herantrat.

2. Eine sehr anregende und neue Gesichtspunkte darbietende Studie liefert Dr. J. Royer. Er sucht u. a. auch den Verfasser des Buches Job ausfindig zu machen und verbreitet sich deswegen über das Verhältnis dieses Buches zu den Psalmen, den Sprüchen, zu Isaias, Jeremias, Ezechiel, Habakuk (S. 31 bis 73). Das Ergebnis dieser Untersuchungen ist, daß der Verfasser lebhaft beteiligt war an den geistigen und religiösen Strömungen des jüdischen Volkslebens, die dem Exil unmittelbar vorausgingen und es begleiteten (S. 35); ferner: „demnach bleibt wohl kaum etwas anderes übrig, als die Abfassung beider Bücher (Klagelieder — Job) demselben Verfasser, oder wenigstens demselben Kreise von Gottesmännern zuzuschreiben" (S. 47), und schließlich „scheint es nicht

ungerechtfertigt, das Buch Job als das letzte, reifste und großartigste Produkt jenes Riesengeistes zu betrachten, den die göttliche Vorsehung in den Mittelpunkt der denkwürdigsten Ereignisse und Erlebnisse des Volkes gestellt hat" — des Jeremias (S. 69). Aber vielleicht haben andere den Eindruck, das Buch Job sei sprachlich und stilistisch so eigenartig, daß vom selben Verfasser sonst nichts uns überliefert sei; auch scheint der poetische Schwung in vielen Schilderungen Jobs hoch über alles hinauszugehen, was Jeremias an Poesie bietet.

„Gerade für den Propheten Jeremias lagen alle geschichtlichen Anlässe vor zur Erörterung der im Buche Job ventilierten religiösen und ethischen Fragen" (S. 67); in den politischen Unglücksfällen und im Zusammenbruch des jüdischen Staatswesens, in der Einäscherung des Tempels und der Gefangennahme des Königs u. dgl. sieht der Herr Verfasser „den geschichtlichen Untergrund, auf dem sich notwendigerweise für ein Gemüt, das noch an Gott festhielt, Fragen von der Art und Leidenschaftlichkeit erheben mußten, wie sie im Buche Job erörtert werden" (S. 68). Allein da ist doch ein wesentlicher und durchgreifender Unterschied zu beachten. Die Schicksalsschläge, die über König und Volk hereinbrachen, waren verschuldet, eine gerechte und im voraus öfters angedrohte Strafe für mannigfache, schwere Verschuldigungen in religiöser und politischer Hinsicht — nichts dergleichen bei Job; hier ist ein durchaus vollkommener Gerechter, der das allerschlimmste Leiden erfährt (S. 67) — hier ist das Problem: schwerstes Leiden trotz höchster, von Gott selbst anerkannter Gerechtigkeit (S. 77); außerdem wird der Held Gottes als außerhalb des Rahmens des mosaischen Gesetzes lebend dargestellt (S. 12); „um ganz und ungehemmt Anthropologe zu sein, möchte der Job-Verfasser sich mit seinem Helden der Theologie, dem Rahmen der Offenbarung Gottes ganz entziehen, begiebt sich in das ferne Uz und in die graue Vorzeit" (S. 40; vgl. S. 66).

Als Vorfragen behandelt der Herr Verfasser Begriff, Notwendigkeit und Allgemeinheit der Eschatologie und speziell die Eschatologie des vorexilischen Israels (S. 1—23). Treffend wird bemerkt: „Wer von den jeder etwas entwickelten Religion eigentümlichen Wahrheiten eine dem Volke Israel absprechen will, hat zuerst den Beweis zu bringen, daß die heiligen Bücher des Volkes die betreffende Wahrheit leugnen und mit Erfolg ausgerottet haben" (S. 3). Daß sich in den vorexilischen Büchern genug Stellen finden, in denen die Lehre von der Unsterblichkeit sich als vorhanden bekunde, wird klar nachgewiesen und passend auch darauf hingewiesen, wie ungereimt es sei, den Israeliten der ältesten Zeit diesen Glauben absprechen zu wollen, da sie Landsleute der Chaldäer (durch Abraham) seien und Jahrhunderte hindurch bei den Ägyptern lebten — beide Nationen aber recht ausgebildete Kenntnisse und lebhafte Vorstellungen vom Jenseits bekundeten (S. 18 ff.). Mit großem Interesse wird man S. 73 ff. Plan und Gedankengang des Buches Job lesen, ebenso die Darstellung der Lehre des Buches über Seele, Leben, Tod, Scheol, jenseitige Vergeltung und Auferstehung (S. 93—154). Überall bekundet der Herr Verfasser eine große Vertrautheit mit den behandelten Gegenständen und der einschlägigen Litteratur.

Jos. Knabenbauer S. J.

Das Testament unseres Herrn und die verwandten Schriften. Von Dr. **F. X. Funk**, Professor der Theologie an der kgl. Universität zu Tübingen. (Forschungen zur christlichen Litteratur- und Dogmengeschichte. Herausgegeben von Dr. A. Ehrhard, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der k. k. Universität zu Wien, und Dr. J. P. Kirsch, o. ö. Professor der Patrologie und christlichen Archäologie an der Universität Freiburg [Schweiz]. II. Band, 1. u. 2. Heft.) 8⁰. (XII u. 316 S.) Mainz, Kirchheim, 1901. Preis *M.* 9.

Nachdem über das von Msgr. Rahmani entdeckte und veröffentlichte „Testament unseres Herrn" eine Reihe von Berichterstattern und Forschern in einzelnen Aufsätzen sich geäußert haben, erhalten wir nunmehr aus der Feder von Professor v. Funk über dasselbe die erste ausführliche Monographie. Da der genannte Gelehrte auf dem Gebiet der ältesten kirchenrechtlichen Litteratur unbestritten der erste Kenner ist, so liegt darin eine Bürgschaft, daß seine Schrift uns ungefähr die Zusammenfassung dessen bieten wird, was bei dem jetzigen Stand unseres Wissens über das Testament sich sagen läßt. Wir möchten deshalb einen kurzen Überblick über die Hauptergebnisse derselben vorlegen.

So wenig bisher von dem Testament bekannt war, so erfreute es sich dennoch ehemals einer ziemlich weiten Verbreitung. Außer der von Msgr. Rahmani veröffentlichten syrischen Übersetzung besitzt man noch arabische und äthiopische Übertragungen der Schrift; in koptischer Sprache ist das Testament sicher, in lateinischer vielleicht vorhanden gewesen, die Urschrift, aus der laut Unterschrift der syrischen Übertragung diese im Jahre 686—687 hergestellt wurde, war griechisch abgefaßt. Zahlreiche Abschnitte aus dem Testament sind in andere Schriften übergegangen, so z. B. in den Nomokanon des Barhebräus, die arabische Didaskalia der Apostel u. s. w. Außerdem stehen besonders zwei alte kirchenrechtliche Schriften zu dem Testament in naher Verwandtschaft, es sind dies die sogen. ägyptische Kirchenordnung und das achte Buch der apostolischen Konstitutionen. Die Verwertung des Testamentes in syrischen Schriften und Handschriften nachgewiesen zu haben, ist besonders das Verdienst eines katholischen Orientalisten, A. Baumstark.

Die belangreichste unter den vielen Fragen, welche sich an die neuentdeckte Schrift knüpfen, ist diejenige nach ihrer Entstehungszeit, ihrem Alter. In dieser Beziehung hatten nun schon fast alle früheren Berichterstatter sich in dem Sinne ausgesprochen, daß in seiner jetzigen Form das Testament nicht aus vorkonstantinischer Zeit stammen kann. Die vorliegende Untersuchung begründet von neuem diese Folgerung aus vielen Eigentümlichkeiten der Schrift, die deutlich eine spätere Zeit verraten. Kap. 3, „Zeit und Ort des Testamentes nach seinem Selbstzeugnis", führt aus, daß, nach inneren Merkmalen zu urteilen, dasselbe „frühestens am Anfang des 5. Jahrhunderts und wahrscheinlich in Syrien" entstanden ist (S. 87). Da um 500 eine jüngst veröffentlichte theosophische Schrift (des Aristokritos?) ein Testament des Herrn erwähnt und damit wohl das nunmehr wiedergefundene Testament gemeint ist, so wäre also die Frage nach der Entstehungszeit

der jetzigen Form des Testamentes ziemlich gelöst. Zu beantworten aber bleibt noch die Frage, ob nicht wenigstens einzelne Teile des Testamentes aus früherer Zeit stammen.

Ein Mittel, um in der genannten Beziehung die Forschung weiterzuführen, ist in dem Vergleich des Testamentes mit den schon genannten verwandten kirchenrechtlichen Schriften gegeben. Professor v. Funk versucht sozusagen einen Stammbaum derselben herzustellen. Die älteste der bezüglichen Schriften ist nach seiner Ansicht das achte Buch der apostolischen Konstitutionen. Aus diesem ging zunächst ein Paralleltext zu eben diesem achten Buch, aus diesem wiederum die ägyptische Kirchenordnung hervor. Aus letzterer endlich entwickelten sich einerseits das Testament, anderseits die sogen. Kanones des Hippolyt. Dem Beweis der Richtigkeit dieses Stammbaums ist der weitaus größte Teil des vorliegenden Buches gewidmet. Die genannten Schriften werden eingehend miteinander verglichen, um festzustellen, welche von ihnen als die ältere, welche als die jüngere sich darstelle, ob die kürzere ein Auszug aus der längeren, oder die längere eine Erweiterung der kürzeren sei. Dem Verfasser in diesen gelehrten und verwickelten Untersuchungen zu folgen, kann hier unsere Absicht nicht sein. Es genüge auf seine Ergebnisse hinzuweisen. Die apostolischen Konstitutionen datiert v. Funk auf etwa 380 oder 400, das ums Jahr 500 bereits citierte Testament kann später als etwa 475 nicht entstanden sein; zwischen diesen beiden Endpunkten ist also die Entwicklung des ganzen Schriftencyklus zu verlegen, nur die Kanones des Hippolyt, die von anderer Seite als das älteste Glied derselben betrachtet werden, weist v. Funk einer späteren, nicht näher bestimmbaren Zeit zu. Spuren von Nestorianismus oder Monophysitismus finden sich in der Schrift nicht, ebensowenig scheint der Verfasser darauf auszugehen, die genannten Häresien zu bekämpfen, obschon seine Christologie antinestorianisch, d. h. orthodox ist. Auch die stark betonte asketische Richtung der Schrift ist nicht montanistisch. Was den Zweck angeht, den der Verfasser des Testamentes und die Verfasser der genannten kirchenrechtlichen Schriften sich vorsetzten, so liegt er auf theoretischem Gebiet. Die Absicht war nicht, die bestehende Kirchenordnung schriftlich zu fixieren oder eine neue Kirchenordnung einzuführen, sondern das Ideal einer solchen zu zeichnen. Mit der Zeit ging freilich manches an diesen Ordnungen in die wirkliche Gesetzgebung über.

Wie man sieht, sind diese Ergebnisse einer besonders hohen Wertung des neugefundenen Testamentes nicht eben günstig. „Die Schrift ist ein Produkt des 5., nicht des 2. Jahrhunderts, nicht ein Originalwerk, sondern die Überarbeitung einer Schrift, die uns selbst noch erhalten ist" (S. 307). Trotzdem bleibt ihr ein hoher Wert gesichert. Sie wirft auf den ganzen Schriftenkreis, dem sie entstammt und den sie abschließt, ein neues Licht, besonders dadurch, daß sie sich ziemlich genau datieren läßt.

Mit dem Wunsch, daß auch andere Gelehrte an den so schwierigen Untersuchungen über den genannten Schriftencyklus sich beteiligen möchten, schließt der Verfasser seine gelehrte und sorgfältige Arbeit.

C. A. Kneller S. J.

Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben. Von Dr. **Joseph Vochezer.** Im Auftrage Sr. Durchlaucht des Fürsten Franz von Waldburg zu Wolfegg-Waldsee. I. und II. Band. Lex.-8°. (VIII, 1002 u. XVI, 888 S.) Kempten, Kösel, 1888 u. 1900. Preis à Band *M.* 15.

Das üppige Emporwuchern eines Hofadels, Beamtenadels und gar des Geldadels während der letzten Jahrhunderte hat dahin geführt, die wahre Bedeutung der alten, tief in der Geschichte unseres Volkes eingewurzelten adeligen Stämme mehr und mehr verkennen, die Vorrechte an Ehre und Einfluß, welche ihnen auch unser Zeitalter des Sozialismus und Anarchismus noch nicht völlig rauben konnte, kaum mehr verstehen zu lassen. Wie in so vielem andern ist auch hier die Geschichte die weise Lehrmeisterin. Wenn in der Vergangenheit eines edeln Hauses nicht nur ausgedehnter Herrschaftsbesitz, Ansehen und Einfluß auf einen fast tausendjährigen Bestand zurückweisen, sondern seit grauer Vorzeit eine hervorragende Gestalt an die andere sich reiht, Heldenkühnheit im Kampfe, Weisheit im Rat, Ehrenhaftigkeit im Thun und Treue in der Pflicht von Geschlecht zu Geschlecht mit dem Namen und Stammsitz sich weitererbt, so giebt solche Thatsache wohl zu denken. Sie zeigt den durch ruhmreiche Überlieferung gefestigten und geheiligten Familiensinn neben der berechtigten Pflege der Standesehre als eine auch für Volk und Vaterland im großen wohlthätig wirkende sittliche Macht.

Ein schönes Beispiel dieser Art gewähren die vorliegenden beiden gewaltigen Bände, denen ein dritter, mindestens gleichstarker Schlußband über die neuere Geschichte des fürstlichen Hauses noch nachfolgen soll. Jedermann kennt den ritterlichen „Bauernjörg", Georg III., Truchseß von Waldburg, dessen Umsicht und Thatkraft der Sturmflut des Bauernkrieges, fast wider die Hoffnung, noch rechtzeitig Einhalt geboten hat. Jeder kennt auch den großen Kardinal Otto von Augsburg, der mit nicht geringerem Weitblick und Mut einer andern Sturmflut, den Verheerungen der neuen Irrlehren, sich entgegenwarf. Wenige aber haben eine Vorstellung, auf welch glänzende Reihe von Ahnen die beiden hochverdienten Männer bereits zurückblicken konnten, wie viele aus dem Stamme der Truchsessen längst zuvor hohe kirchliche Würden in Ehren bekleidet, von den Zeiten der Staufen und Welfen an auf den Schlachtfeldern und Tournieren Heldenruhm erlangt, den Habsburgern wie den Wittelsbachern als Freunde und Vertraute zur Seite gestanden hatten. Die ganze Sonnenbergische Linie war ein hochbegabter Stamm gewesen, sie hatte dem zerrütteten Bistum Konstanz in Otto (1452—1491) einen seiner größten Bischöfe gegeben. Die Linie der Tanne von Winterstetten, welche derselben Konstanzer Kirche zwei Bischöfe und mehrere hohe Würdenträger geschenkt, pflegte neben dem Waffenwerke auch Gesang und Poesie; sie weist in Ulrich Schenk von Winterstetten einen zu seiner Zeit gefeierten volkstümlichen Liedersänger auf. Das Mäcenat der Wissenschaften war dem Hause der Truchsessen gleichfalls nicht fremd geblieben, lange bevor der Kardinal von Augsburg mit soviel Würde und Glanz es übte. Wohlthätigkeit und Freundschaft gegen die Klöster waren im Hause erblich.

Unter diesem Gesichtspunkte ist die Lesung des umfangreichen Werkes wirklich eine wohlthuende. Nicht als ob nicht zuweilen auch ein Truchseß von Waldburg ein schlechter Haushälter gewesen, oder in anderer Weise der Schwäche des menschlichen Herzens seinen Tribut erlegt hätte. Aber im ganzen hatten sich die von Waldburg lange vor den Ruhmesthaten des Bauernjörgs und den herrlichen Gründungen des Kardinals als ein vorzüglich tüchtiges, biederes und menschenfreundliches Geschlecht bewährt.

Die Geschichte eines solch weit zurückreichenden adeligen Stammes zu schreiben, ist immerhin nicht leicht. Die sich wiederholende Verzweigung der Familie in mehrere Linien, die Vielheit der Gestalten, die gleichzeitig und nebeneinander in Betracht zu ziehen wären, das Überwiegen der auf die Gutsverwaltung, Erwerbungen, Rechtsstreitigkeiten und Heiratskontrakte bezüglichen Urkunden machen den Stoff für eine durchsichtige Anordnung oder gar eine künstlerische Gestaltung ausnahmsweise schwerfällig und spröde. Vielfach hat man es daher vorgezogen, auf eine geschichtliche Darstellung überhaupt zu verzichten und die historischen Erinnerungen eines erlauchten Stammes lieber in Urkunden- und Regestensammlungen niederzulegen. Beispiele dafür sind das prächtige „Asseburger Urkundenbuch“ von 1876 und 1887 und neuerdings die „Öttingischen Regesten“, mit welchen 1896 Dr. Grupp einen hübschen Anfang gemacht hat.

Viele andere edle Häuser jedoch haben einer eigentlichen Geschichte ihrer Familie oder der Reihe ihrer Ahnen den Vorzug gegeben, und kann man da sehr eleganten, auch äußerlich glänzend ausgestatteten Darstellungen begegnen, wie etwa der Geschichte der freiherrlichen Familie von Hammerstein oder der des Meißnischen Stammes derer von Schönberg u. s. w.

Eine solche Darstellung, soviel Reiz und Anziehung sie bietet, hat aber, wenn nicht durch eine Urkundensammlung ergänzt, den Nachteil, daß viele namentlich auf Gütererwerb und Rechtsverhältnisse bezüglichen Dokumente unbenutzt beiseite gelassen werden müssen, während doch diese nicht nur für die Glieder des Hauses, sondern vor allem für den Lokalforscher des Wertes nicht entbehren. Ja selbst solche Urkunden, welche die Kleinode eines Familienarchivs und den Ruhm und Stolz eines alten Geschlechtes bilden, kommen, wo die Sorge für den gefälligen äußeren Rahmen der Erzählung in den Vordergrund tritt, nicht immer genügend zur Geltung.

Der fleißige Verfasser der vorliegenden Bände hat nun seinen eigenen Weg eingeschlagen. Er sah seine Aufgabe nicht in der diplomatisch genauen Veröffentlichung der Urkunden des Familienarchivs, sondern in der Aufspürung und Verarbeitung aller urkundlichen Nachrichten, welche in Bezug auf das Waldburgische Haus in den Archiven von fern und nah, in Kloster- und Stadt-, in Privat- und Staatsarchiven sich irgend entdecken ließen. Der alte Bauernjörg selbst hatte ihm hierin durch Sammlung und Abschrift von Urkunden und chronistischen Nachrichten schon wacker vorgearbeitet. Eine bewunderungswürdige Emsigkeit ist in dieser Richtung von dem Verfasser entfaltet worden. Aber auf ein Urkundenbuch mußte deshalb schon wegen des ungeheuern Umfanges, den ein solches beansprucht hätte, von vornherein verzichtet werden.

Um dessenungeachtet nichts von dem Wissenswerten, was die unermüdliche Nachforschung irgendwo in einer Urkunde entdeckt hatte, wieder verloren gehen zu lassen, war es des Verfassers Bemühen, alle derartigen Nachrichten, auch kleines und unbedeutendes, lediglich auf Recht oder Besitz sich erstreckendes, in die Darstellung zu verarbeiten und mit Anmerkungen zu belegen. Eine leicht übersichtliche, künstlerisch abgerundete Darstellung war dabei natürlich nicht möglich. Allein es ist so eine Fundgrube von außerordentlicher Ergiebigkeit geschaffen worden, ein ungeheuerer Reichtum sonst unzugänglicher archivalischer Notizen, welche dank dem jedem Bande beigegebenen ausführlichen Register sich dem Forscher mit Leichtigkeit erschließen. Den Angehörigen und Befreundeten des fürstlichen Hauses aber ist aufbewahrt und jederzeit zugänglich gemacht, was immer über die Vergangenheit ihres erlauchten Geschlechtes aus ferner Vorzeit sich erhalten hat.

Auch die gedruckte Litteratur ist zur Ergänzung und Erläuterung fleißig herbeigezogen worden, was zuweilen auch die Gelegenheit bot, grobe Irrtümer in derselben zu berichtigen. Im ganzen aber hat der Verfasser, und das mit vollem Recht, auf die Sammlung und Verwertung von Urkundenmaterial den vorzüglicheren Nachdruck gelegt.

Auf zwei kleine Notizen mag beiläufig noch aufmerksam gemacht werden. Als Bericht über die Pilgerfahrt des Hans Truchseß 1483 wird II, 393 f. von dem Dominikaner Felix Fabri nur das Evagatorium erwähnt. Fabri selbst hat jedoch auf Begehren der beteiligten Ritter diesen seinen Bericht auch deutsch niedergeschrieben, und derselbe ist 1556 zu Ulm und 1557 nochmals zu Baußen in den Druck gekommen: „Eigentlich beschreibung der hin und wider farth zu dem Heiligen Landt gen Jerusalem und furter durch die grosse Wüsten zu dem Heiligen Berge Horeb vnd Sinay“ ꝛc.

In der Bibliothek des in den letzten Jahren verstorbenen hochverdienten Erforschers der Kreuzzugsgeschichte, des Grafen Riant, fand sich auch ein Manuskript, das die Pilgerfahrt eines andern Hans von Truchseß beschreibt, welcher 27. Juni 1449 von Venedig absegelte und 24. November desselben Jahres wieder landete. Der Bericht, in modernes Deutsch umgesetzt, hebt an:

„Ich, Jörg Mülich von Augsburg, zog aus zu meinem Herren Herr Hansen Truchseß zu Waldburg und hätten Sinn zu fahren über Meer. Da kamen zusammen 4 Herren und 5 Knechte. Es war Hans Truchseß zu Waldburg selbdritt und Hans Stauffe zu Ehrnfels selbander und Martin Satelpoger zu Liechteneck und Jörg von Seyboltsdorf, und zogen aus von Landsberg, da man zählt von Christi Geburt . . . 1449 Jahr. An dem andern Tag des Monats April“ . . . (vgl. Germon et Polain, Catalogue de la Bibliothèque de Feu M. le Comte Riant, deuxième partie [Paris 1899] I, LV).

Daß die beiden Bände nicht nur mit zahlreichen schönen Initialen und Abbildungen von Wappen und Siegeln, sondern auch mit 17 Vollbildern und 30 in den Text gedruckten bildlichen Darstellungen geziert sind, die zum größten Teil alten Vorlagen entnommen wurden, sei nebenbei erwähnt.

Otto Pfülf S. J.

Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe. Von **Reinhold Steig.** gr. 8°. (VIII u. 708 S.) Berlin und Stuttgart, Spemann, 1901. Preis brosch. *M.* 12.

Montag Abend den 1. Oktober 1810 erschien die erste Nummer der „Berliner Abendblätter", die zum Unterschied von den wenigen übrigen damals bestehenden Berliner Zeitungen abends statt morgens und (mit Ausschluß der Sonn- und Feiertage) täglich statt dreimal in der Woche ausgegeben wurden. Ihr Umfang betrug einen Viertelbogen oder vier Oktavseiten mit fortlaufender Pagination. — Am 30. März 1811 meldet eine Anzeige am Schluß der fälligen Tagesnummer, daß die „Abendblätter" aus „Gründen, die hier nicht angegeben werden können", mit dieser Nummer ihr Erscheinen einstellen. Der Geschichte dieses Zeitungsunternehmens, deren Wichtigkeit mit dessen Dauer im umgekehrten Verhältnis steht, hat der Berliner Litteraturforscher Professor Reinhold Steig den vorliegenden Riesenband von 708 Seiten gewidmet und sich dadurch wieder den Dank nicht bloß einer ganzen Reihe von Spezialforschern, sondern auch von vielen einfachen Litteraturfreunden verdient. Durch ihren Inhalt greifen die „Abendblätter" ein in fast alle berlinischen öffentlichen Verhältnisse, in die Hardenbergsche Reformpolitik, in die Theaterfragen, die Universitätsgeschichte, die Berliner Kunst, das Erziehungswesen, die Litteratur u. s. w. Durch die Hauptmitarbeiter werden wir so ziemlich mit allen hervorragenden Männern jener Tage bekannt, und wie der Zeitungsinhalt oft sehr bezeichnende Streiflichter auf die Zeitgeschichte wirft, so bietet die Behandlung der Personen nicht unwesentliche Beiträge zur Biographie mancher litterarischen Berühmtheit. Den Löwenanteil des Interesses beansprucht natürlich der Gründer und Redakteur der Zeitung, Heinrich von Kleist. Das Buch stellt eigentlich nur die letzten Kapitel seiner so tragisch endenden Lebensgeschichte dar und giebt in etwa psychologischen Aufschluß über die schreckliche That des 21. November 1811 an den Ufern des Wannsees, indem es uns des Dichters Lage in einem ganz andern Lichte zeigt als die romantisch angehauchte Legende landläufiger Litteraturgeschichten. Die den Selbstmord Kleists behandelnden Kapitel des Buches können denn auch in erster Linie auf allgemeinstes Interesse Anspruch erheben, und es freut uns, gerade auch hier die ehrliche Objektivität und den hohen sittlichen Ernst wiederzufinden, die wir an Steigs Arbeiten gewohnt sind. Ebenweit entfernt von der leichtfertigen Wichtigthuerei des ungewollten Testamentsvollstreckers Peguilhen wie von der persönlichen Gehässigkeit des Juden Ascher, erzählt uns Steig nach den lautersten Quellen die ganze traurige Geschichte, soweit sie noch zu erkennen ist. Nebenbei gesagt, fühlt sich der Leser eigentümlich berührt von der Wandlung, den die öffentliche Meinung seit dem Jahre 1811 in Bezug auf den Selbstmord durchgemacht hat. Eine That, die damals die ganze gebildete Welt in Aufruhr brachte, den König sogar zu energischen Handschreiben veranlaßte, ist heute mit zwei oder drei Zeilen im „Vermischten" abgethan, wenn nicht gerade ein Sensationsblatt sie finanziell ausschlachtet. Von der späteren romantischen Verhimmelung war damals noch keine Spur. — Für die ästhetische, philologische und litterarhistorische Kritik

Kleists bietet das Buch eine Überfülle von anscheinend kleinem, fast kleinlichem Material, das aber in Wirklichkeit nicht hoch genug geschätzt werden kann. Es ist kaum möglich, uns besser und tiefer in die Schaffensweise des Dichters einzuführen, als Steig es hier an hundert Beispielen thut. Wer daher über Kleist den Mann und Politiker und Litteraten schreiben will, kann des vorliegenden Buches nicht mehr entraten. Neben Kleist sind es dann wieder, um hier nur die hervorragendsten zu nennen: Adam Müller, Achim von Arnim, Klemens Brentano, die Brüder Grimm. Die Bekanntschaft mit den meisten derselben machen wir in der „christlich-deutschen Tischgesellschaft", in der sich so ziemlich alles sammelte, was Berlin damals an feudal-konservativen Patrioten besaß, die deshalb ein Dorn sowohl in den Augen des liberalen Hardenberg als in jenen der rationalistischen Philosophen und nicht zuletzt der ausgeschlossenen Juden war. Erst aus den Tendenzen dieser Tischgesellschaft und ihrer Gegner wird uns die klassische Satire ganz verständlich, die Brentano uns unter dem Titel „Der Philister vor, in und nach der Geschichte" hinterlassen hat. Der Antagonismus gegen Hardenberg hebt an mit dem Geplänkel Müllers und seiner Freunde, welche durch Anpreisung und Verbreitung Burkescher Ideen die im damaligen Preußen offiziell vertretenen und in die Reform aufgenommenen Ideen Smiths zu untergraben suchten. Durch das Auseinanderplatzen der beiden Systeme zu der für Preußen so äußerst wichtigen Zeit wird uns der Untergrund so mancher Maßregel und Thatsache erklärt, die sonst nicht ganz verständlich wären. Dazu kommt dann die abweichende Stellung der Regierung und der Patrioten zu Napoleon, die schließlich dahin führte, daß „des Königs beste Freunde in Gefahr gerieten, an den Galgen zu kommen". Ein Opfer dieses Kampfes wurden denn auch die in weitesten Kreisen bald beliebten und wirksamen „Abendblätter", nachdem Versuche Hardenbergs, sie zu einer offiziösen Zeitschrift zu machen, mißglückt waren. Wir können unmöglich auf die einzelnen Wechselfälle dieses Scharmützels eingehen, wie wir es uns auch versagen müssen, eine annähernde Idee der Fülle verschiedenster Fragen zu geben, die hier zur Behandlung kommen. Dahin gehört z. B. die an verschiedenen Stellen wiederkehrende Charakteristik der spezifisch märkisch-preußischen Kunst und Litteratur, die damals ihren Anfang nahm und sich erst nach nahezu einem Jahrhundert voll auswuchs. Wir begegnen dem Satze Kleists, es sei eine „mit Friedrichs (des Malers) Geiste zu bewältigende Aufgabe, eine Quadratmeile märkischen Sandes darzustellen, mit einem Berberitzenstrauch, worauf sich eine Krähe einsam plustert" (S. 267). Mit einer andern Bemerkung über Kunst sind wir nicht ganz mit Steig eines Sinnes. Wir meinen, Arnims Bemerkung, eine Madonna müsse „überhaupt mehr als reizend und andächtig sein", könne auch nach dem Zusammenhang noch einen andern Sinn haben, als daß Arnim mehr Frauenhaftigkeit für die Madonna verlangt habe. Es will uns scheinen, als liege der Nachdruck darauf, daß dem Madonnenbilde auch der Charakter des Hohen, Großen zukomme, der sie als die Gebenedeite unter allen Weibern und die Mutter Gottes bezeichne. Da der Verfasser nie eine, auch nur die kleinste Thatsache behauptet, ohne dem Leser das nötige Aktenmaterial zur Selbstbeurteilung vorzulegen, ist dieser meistens in der Lage, nach

voller Kenntnis der Dinge dem Verfasser beizustimmen, so gewagt ihm auch zu Anfang dieser oder jener Ausspruch scheinen mochte. Dabei hat er fast auf jeder Seite Gelegenheit, den Riesenfleiß, den glücklichen Findersinn, die volle Beherrschung disparatester Litteraturgebiete und eine auf reichsten Kenntnissen beruhende Kombinationsgabe zu bewundern. Auch muß man staunen, wie Steig es verstanden, sein Kleinmaterial unter leitende Gesichtspunkte zu ordnen und so die Früchte philologischer Akribie dem großen Ganzen der Kulturgeschichte nutzbar zu machen. Er selbst sagt im kurzen Vorwort: „(Das Buch) will ein Stück vom geistigen Leben Berlins darstellen. Verschiedene Ausgangspunkte sind für den Eintritt in die Vergangenheit möglich. Indem ich vom Litterarischen ausging, empfand ich die Hinzunahme des Politischen als eine Unerläßlichkeit für mich. Wer umgekehrt vom Politischen ausginge, würde nicht ohne das Litterarische fertig werden. Deswegen wendet sich das Buch nicht an den Litterarhistoriker allein, sondern auch an den politischen Historiker, an den Historiker schlechthin: an den, der geschichtlichen Sinn hat für die nationale Entwicklung unseres Volkes und Vaterlandes." Dieser allgemeine Standpunkt machte es notwendig, daß Steig sein Quellenmaterial ebensowohl im preußischen Staatsarchiv und den Berliner Polizeiakten zu suchen hatte als in dem Handschriftennachlaß der beteiligten Persönlichkeiten und den einschlägigen Druckwerken. Ohne seinen persönlichen Standpunkt zu verleugnen, den er auf seiten der Kleistgruppe, der Patrioten und Feudalen, einnimmt, wahrt Steig doch immer eine edle Objektivität, die auch dem Gegner Verständnis entgegenbringt. Wo religiöse Fragen zur Sprache kommen, wird der katholische Leser sich wohl seine Zustimmung hie und da vorbehalten, sich aber niemals auch nur im geringsten gestoßen fühlen. Und so empfehlen wir denn die echtdeutsch gründliche und gelehrte Arbeit allen, die es angeht, d. h. allen, die sich mit den folgenschweren Ereignissen beschäftigen, welche sich in die Jahre 1810 und 1811 zusammendrängen, oder sich weiterhin für die Rollen interessieren, die den preußischen Dichtern in dem Drama der Jahre 1806—1813 zugewiesen waren.

Wilh. Kreiten S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

De sacramentalibus, disquisitio scholastico-dogmatica. Auctore Guillelmo Arendt, Soc. Iesu sacerdote. (Ex Biblioth. Romanae ephemeridis Analecta Eccles. Nr. 10.) Editio altera, emendata. 8°. (VIII et 416 p.) Romae, apud Analectorum editorem, 1900. Preis *L.* 5.

Diese Arbeit war zuerst in den Analecta Ecclesiastica erschienen. Der Verfasser wollte kein abschließendes Werk über die Sakramentalien schreiben, sondern

bloß eine Reihe von Untersuchungen über den Gegenstand unter besonderer Berücksichtigung der Lehre des hl. Thomas. Das Buch zeugt von viel Studium und angestrengter Denkthätigkeit. Der Hauptzweck P. Arendts war, den Traktat über die Sakramentalien nach seinen theologischen Grundlagen genauer zu erforschen und dogmatisch zu vertiefen. Er hat diese Aufgabe zum Teil schön gelöst. Insofern ist dieses Werk eine Ergänzung zur Studie des Dr. Franz Schmid, Die Sakramentalien der katholischen Kirche (1896).

Institutiones Theologiae dogmaticae. Tractatus de sacramentis. Pars II: De poenitentia, de extrema unctione, de ordine, de matrimonio. Auctore Petro Einig, S. Theolog. et Philos. doctore, eiusdem S. Theolog. in Semin. Treverensi professore. 8°. (XII et 228 p.) Treveris, ex officina ad S. Paulinum, 1901. Preis *M.* 3.

Auch dieser sechste Band des theologischen Werkes Dr. Einigs stellt das Muster eines Lehrbuches für Seminarien dar. Er ist ausgezeichnet durch Kürze, Klarheit und Gründlichkeit. Die historischen Bemerkungen setzen natürlich das lebendige Wort des Lehrers voraus. Die Ausstattung ist vollkommen entsprechend.

Tractatus de gratia divina. Auctore P. Sancto Schiffini S. J. gr. 8°. (X et 704 p.) Friburgi Brisgoviae, Herder, 1901. Preis *M.* 8.40.

Wie alle Werke P. Schiffinis zeichnet sich auch die vorliegende Monographie über die Gnade durch Klarheit aus. Leider läßt die Einteilung in sechs Disputationen — Ursprüngliche Gerechtigkeit, Notwendigkeit der Gnade, Natur der Gnade, Wirksamkeit der Gnade, Gnadenverteilung, Verdienst — den inneren Zusammenhang des Traktates und die Einheit des Ganzen nicht recht erkennen. Sonst ist die Behandlung des Stoffes, wenn man von der dogmenhistorischen Seite absieht, recht vollständig; auffallend ist unter anderem, daß der Abschnitt über die Einwohnung des Heiligen Geistes gar zu kurz wegkommt. Die dogmatische Ausführung läßt überall den selbständigen Denker erkennen, welcher den Schwierigkeiten nicht aus dem Wege geht und die dornigen Fragen wirklich zu fördern sucht. Wir machen unter anderem aufmerksam auf die Ansicht des Verfassers über den Unterschied zwischen den natürlichen und eingegossenen Tugenden. Hier ist allerdings die Unterscheidung zwischen dem objektiven Motiv, welches bei übernatürlichen Akten nicht übernatürlich zu sein brauche, und der übernatürlichen formalis ratio obiecti nicht genügend klar. Sehr lesenswert ist die Abhandlung über die Notwendigkeit der Gnade zur Beobachtung des Gesetzes. P. Schiffini hält es mit Recht für sicher, daß für den jetzigen Menschen eine übernatürliche Gnade nötig ist, um auf die Dauer die Gebote zu halten und die schwere Sünde zu meiden. Aber dasjenige an dieser Gnade, was einfachhin nötig ist, um die sogen. moralische Unmöglichkeit zu überwinden, ist jetzt ebenso, wie in einem hypothetischen Zustand der reinen Natur eine Hilfe, welche zu geben Gott seiner Vorsehung schlechthin schuldet. Diese Hilfe ist aber in unserer Ordnung thatsächlich immer in irgend einem Sinne übernatürlich; betrachtet man sie demnach als ein Ganzes, so muß man sagen, daß die Gnade im strengen Sinne nötig ist, um auch nur die schwere Sünde auf die Dauer zu meiden. So sind noch manche Seiten bei Schiffini sehr anregend. Jedenfalls ist das Werk für eine theologische Bibliothek von Wert.

Iuris publici ecclesiastici elementa. Auctore F. Solieri, SS. D. N. Leonis XIII. cubiculario ad honorem etc. 8°. (382 p.) Romae, Pustet, 1900. Preis *M.* 3.20.

Die römischen Anstalten für philosophisch-theologische Studien pflegen das öffentliche Recht der Kirche in eigenen Vorlesungen, zuweilen ist dafür sogar eine besondere Professur vorgesehen. Diese Eigenart des Studienplanes ist bei Beurteilung des vorliegenden Buches zu berücksichtigen; es will einen kurzen Überblick über das öffentliche Recht der Kirche als Grundlage zu Vorlesungen geben. Eine genauere Umschreibung und tiefere Begründung der schwierigen Begriffe des öffentlichen und privaten Kirchenrechts wäre wünschenswert gewesen. Solieris Arbeit nimmt einen mittleren Platz ein zwischen den Lehrbüchern Tarquinis und Cavagnis; das Skizzenhafte des ersteren wurde vermieden; die gründlichen Ausführungen des letzteren ergänzen Solieris Darstellung in vielen Punkten.

Les grâces d'oraison. Traité de théologie mystique par le R. P. Aug. Poulain de la Compagnie de Jésus. 18°. (XII et 414 p.) Paris, Retaux, 1901. Preis *Fr.* 3.50.

Je mehr Mißtrauen in unsern Tagen herrscht gegen mystische Zustände, Offenbarungen und alles, was damit zusammenhängt, desto notwendiger wird gründliche Kenntnis solcher Dinge. Der Verfasser dieses Buches hat durch vierzig Jahre die Schriften und das Leben der im mystischen Verkehr mit Gott stehenden Personen als Theolog und exakter Forscher studiert, bereits mehrere geschätzte Schriften über seinen Gegenstand veröffentlicht und bietet hier ein Handbuch, mit dessen Hilfe man in den meisten Fällen ziemlich rasch zu unterscheiden vermag, ob Gottes Geist wirke und welche Mittel zur Heilung oder Heiligung anzuwenden seien. Er giebt klare Beschreibungen und wirksame Verhaltungsmaßregeln in kurzer, übersichtlich geordneter Anlage trotz der Dunkelheit des Stoffes und der Schwierigkeit, die historischen und litterarischen Quellen zu verwerten. Wollten jene, die sogar in Zeitungen über verwickelte Fragen des inneren, übernatürlichen Lebens „unbeirrt durch jede Detailkenntnis“ urteilen, diese tüchtige Arbeit studieren, so würde ihr Urteil sich maßvoller gestalten. Priestern, welche höher begnadigte Personen zu leiten haben, finden hier einen trefflichen Leitfaden. Für den Geschichtsforscher ist er wichtig zur Beurteilung der quietistischen Bewegung des 17. Jahrhunderts und der wahren Mystik sowohl der zweiten Hälfte des Mittelalters als der neuen Zeit.

Recht, Naturrecht und positives Recht. Eine kritische Untersuchung der Grundbegriffe der Rechtsordnung. Von Victor Cathrein S. J. 8°. (IV u. 184 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 2.50; geb. *M.* 3.50.

Der Jurist, welcher auf eine Rechtsphilosophie, auf eine wissenschaftliche Behandlung der Rechtsbegriffe etwas giebt, wird dieser Arbeit das regste Interesse entgegenbringen. Die Untersuchungen des Verfassers über die Methode der Rechtsphilosophie, die Zergliederung des Rechtsbegriffes und seiner Definition sind klar, allgemeinverständlich und dennoch tief und gründlich. Bei Erörterung der Frage nach den Quellen des Rechts kann man sich der überzeugenden Kraft der Beweisführung für die Existenz eines Naturrechts und für den Zusammenhang von Recht und Sittlichkeit unmöglich entziehen. Sehr dankenswert sind die Einblicke in die neuere Litteratur über den Gegenstand.

Die Kunst zu leben. Von Fr. Albert Maria Weiß O. Pr. 8°. (XVI u. 542 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 3; geb. *M.* 4.

In geistreichem, zeitgemäßem, dem modernen Menschen angepaßtem Vortrage lehrt der Verfasser der „Lebensweisheit in der Tasche“ die „Lebenskunst“; denn „am Thun und am Leben, da zeigt sich der Künstler“. In 28 Abschnitten leitet er an zur „Kunst, zielbewußt, neu, menschenwürdig, gesund, gebildet, charaktervoll, innerlich, natürlich, übernatürlich, thätig, künstlerisch und starkmütig zu leben, mit den Menschen, in der Zeit, mit der Zeit und mit der Natur, glücklich und für die Ewigkeit zu leben“. Gebundene Rede wechselt mit ungebundener, tiefer Ernst mit dem Tone leichterer Unterhaltung, um die Aufmerksamkeit rege zu halten und in verschiedener Form desto wirksamer zur Ausführung des erkannten Wahren, Guten und Schönen zu führen. Das treffliche Buch wird zweifelsohne seinen Leser anregen, „daß er mit dem, was not thut, Ernst mache“.

Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft in Wien. III. Band: Das Wirken der katholischen Kirche auf dem Erdenrund, unter besonderer Berücksichtigung der Heidenmissionen. 4°. Wien, Allgemeine Verlagsgesellschaft, 1901. 20 Lieferungen à *M.* 1.

Der I., Rom behandelnde Band wurde in dieser Zeitschrift Bd. LIV, S. 220 f. und Bd. LV, S. 456, der II., worin Deutschland, die Schweiz, Luxemburg und Österreich-Ungarn beschrieben sind, Bd. LVII, S. 92 f. empfohlen. Der III., von dem acht Lieferungen vorliegen, wird über die übrigen Länder und besonders über die Missionen unter den Heiden berichten. Die Herausgeber versprechen sich, für ihn gesteigertes Interesse zu finden, weil er weniger Bekanntes enthält und das großartige Wirken der katholischen Kirche klarer offenbart. In der Einleitung giebt Paul Maria Baumgarten eine gedrängte Übersicht über den Besitzstand der Kirche auf der ganzen Erde. Dann schildert ein Allgemeiner Teil auf 76 Seiten die Geschichte der Missionsthätigkeit der Kirche, zählt die jetzt bestehenden Missionsgesellschaften auf und macht mit der Römischen Kongregation zur Verbreitung des Glaubens bekannt. Der zweite Abschnitt giebt Nachrichten über die Diözesen Europas. Zahlreiche statistische Tabellen vermitteln in gedrängter Übersicht eingehende Kenntnisse, viele schöne und verschiedenartige Bilder zeigen Porträts, Kirchen, Kunstschätze und andere beachtenswerte Gegenstände.

Bibelstudien, Bibelhandschriften und Bibeldrucke in Mainz vom achten Jahrhundert bis zur Gegenwart. Von Franz Falk. Mit Abbildungen. 8°. (VIII u. 336 S.) Mainz, Kirchheim, 1901. Preis *M.* 4.50.

Wo immer man dem Namen des Herrn Verfassers begegnet, und wäre es nur bei einer kurzen Mitteilung, darf man sicher sein, Neues und Wissenswertes zu erfahren. Ein größeres Werk von ihm darf man daher von vornherein mit Freuden begrüßen. Das vorliegende ist in der That eine wahre Goldmine. Nicht nur über die Hochschätzung der Heiligen Schrift in der ganzen katholischen Vergangenheit und die Pflege der Theologie im katholischen Deutschland enthält es vieles Wichtige, auch die Geschichte des Buchdrucks, die Bücher- und Bibliothekskunde, die Bischofs-, Kloster- und Schriftstellergeschichte, vorab der Stadt und Diözese Mainz, erfahren kostbare Bereicherungen. Ansehnliche Autoren, wie der tüchtige Minorit Andreas Placus, ein Schüler des Nikolaus Herborn, kommen hier

eigentlich zum erstenmal zur Geltung. Das Buch geht nicht Mainz allein an, wenn es gleich diesem vorzüglich zur Ehre gereicht, es ist ein Schatzkästlein für jeden, der mit der wissenschaftlichen und religiösen Entwicklung unseres Volkes sich beschäftigt, und enthält nach allen Seiten hin eine Fülle unschätzbarer Angaben. Dabei liest es sich ganz angenehm, vergleichbar der Wanderung durch eine Kuriositätensammlung, unbeschadet seines gediegenen Gehaltes. Ein gutes Register erleichtert die Benutzung. Als kleine Notiz sei nachgetragen, daß schon der erste Jesuit in Mainz, der sel. Peter Faber, seinen dortigen Aufenthalt auf Wunsch des Kurfürsten im Dezember 1542 mit Vorlesungen über die Heilige Schrift begann. Im theologischen Hörsaale las er über das Buch der Psalmen unter großem Zulauf ita ut fieret miraculum intelligentibus frigiditatem istius civitatis. Seine dictata in Psalmos wurden auch niedergeschrieben; ein Karmelit brachte sie im Dezember 1545 für Canisius nach Köln (Cartas y otros escritos del B. Pedro Fabro [Bilbao 1894] I, 167 sq.). Canisius erwähnt wiederholt diese Vorlesungen (*Braunsberger*, Epistulae etc. I, 43. *Serarius*, Mogunt. rer. l. V, p. 894). Auch Fabers eigene Aufzeichnungen aus jener Zeit (*Bouix*, Memoriale B. P. Fabri [Paris 1873] p. 271) deuten einigermaßen auf diese Thätigkeit hin.

Arbeiterfrage und Sozialismus. Vorträge von Dr. Franz Meffert. 8°. (IV u. 386 S.) Mainz, Kirchheim, 1901. Preis *M.* 4.50.

Wenn auch auf katholischer Seite derselbe Stoff bereits wiederholt behandelt wurde, so würden wir dieses vortreffliche Buch doch nicht gern entbehren. Die Eigenart des Verfassers, seine lebendige Darstellungsweise, die ausführliche Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung, die vielen und geschickt ausgewählten Citate, die sichere Beherrschung der gesamten einschlägigen Litteratur, das philosophisch und nationalökonomisch gebildete und begründete Urteil — das sind in der That Vorzüge des Werkes, welche die wärmste Empfehlung als gerechtfertigt erscheinen lassen.

Die Arbeiterfrage und die Bestrebungen zu ihrer Lösung. Nebst Anlage: **Die Arbeiterfrage im Lichte der Statistik.** Von Dr. F. Hitze. 13.—14. Tausend. 8°. (IV u. 252 S.) Berlin, „Germania", 1901. Preis *M.* 1.

Der Name des Verfassers, die äußerst rasche Verbreitung der Schrift machen eigentlich eine neue Empfehlung überflüssig. In der That wird man kaum ein Buch finden, welches so sicher, so kurz, klar und doch mit aller nur wünschenswerten Gründlichkeit über die Arbeiterfrage in allen ihren Details orientiert, wie das vorliegende Werk. Nicht nur die Ergebnisse, sondern auch die Entwicklung der sozialen Gesetzgebung und ebenfalls die positiven, noch zu erstrebenden Ziele finden eingehende Berücksichtigung und eine stets den praktischen Bedürfnissen angepaßte erschöpfende Behandlung. Auch in der kleinsten Spezialfrage erkennt man sofort den Meister der Theorie und der Praxis.

Geschichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgartner S. J. I. Die Literaturen Westasiens und der Nilländer. Dritte und vierte, verbesserte Auflage. 8°. (XX u. 638 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 9.60; geb. in Originaleinband *M.* 12.

Daß binnen vier Jahren eine neue Herausgabe dieses groß angelegten Werkes erforderlich wurde, ist hoch erfreulich. Im Zusammenhang mit den Anerkennungen,

welche von den verschiedensten und berufensten Seiten dem Werke zu teil geworden sind, erbringt dies den Beweis, daß für wahrhaft Gebildete, wie weit sie sonst in den Lebensanschauungen auseinandergehen mögen, doch noch ein gemeinsamer Boden und gemeinsames Interesse gefunden werden kann. Die Neuauflage ist jedoch auch insofern zu begrüßen, als dem Verfasser dadurch Gelegenheit geboten wurde, auch die neuesten Litteraturerscheinungen nachzutragen und das Werk völlig auf der Höhe zu halten. Er ist dabei nicht abgegangen von der weisen Beschränkung, die er in Bezug auf Litteraturangaben schon in den früheren Auflagen einzuhalten verstand. Dieses Maßhalten, das mit dem Wesentlichen, Wichtigen, Dienlichen sich begnügt, von prunkender Überladung aber sich frei erhält, macht das Buch dem Gelehrten wertvoll, ohne deshalb dem Laien in der Wissenschaft den Geschmack zu verderben. Die 18 Seiten neuer Zusätze verteilen sich auf zahlreiche Stellen über den ganzen Band hin. Erfreulich aufgefallen sind die neuen Textproben aus dem Bereich der türkischen Litteratur.

Dix-neuvième siècle. Esquisses littéraires et morales par P. G. Longhaye S. J. I^er^ Vol. kl. 8°. (422 p.) Paris, Retaux, 1900. Preis *Fr.* 3.50.

In einer deutschen Kritik aus nicht katholischer Feder wurden zwei Bände von P. Longhayes mittlerweile von der französischen Akademie preisgekrönter Hist. de la litt. franç. au 17^e^ siècle „als Muster seiner stilistischen und häufig auch psychologischen Zergliederung und als eine reifdurchdachte, ernstlich erwogene Arbeitsleistung durchaus willkommen geheißen". Mit gleichem Lob kann der erste Band eines neuen Werkes empfohlen werden, das die Hauptzüge der französischen Litteratur des 19. Jahrhunderts darstellen wird. Einstweilen überwiegt die philosophisch-psychologische Betrachtung. Eine ebenso gründliche wie anziehend geschriebene Einleitung legt die Ursachen der neuesten Litteratur Frankreichs dar. Es ist eine Zusammenfassung der Ausführungen, die der Verfasser in seiner trefflichen Théorie des Belles lettres (3^e^ éd., Paris 1900) niedergelegt hat. Die folgenden Skizzen zeichnen Lebensgang und geistige Entwicklung von sechs Hauptrepräsentanten des ersten Drittels des Jahrhunderts. Eröffnet wird die Reihe natürlich vom Autor des Génie du Christianisme, geschlossen von Lamartine, wenn er auch als Dichter des Jocelyn und später nicht mehr zu diesem Kreise gehört. Größe und bleibenden Ruhm verdankt er seinen von christlichem Geiste eingegebenen Méditations und Harmonies; will man sich den Genuß daran nicht verderben, so muß man ungelesen lassen, was ihm später Unklarheit in religiösen Dingen, Geldnot und eitle Selbstverherrlichung eingab, namentlich seine Kommentare. Chateaubriands von und seit Sainte-Beuve so oft entstelltes Bild gewinnt. Man freut sich, neben wirklichen, großen Schwächen seine großen edlen Züge hervortreten zu sehen. In der Studie über Frau von Staël wird vielleicht mancher Leser angenehm überrascht werden, trotz der unglücklichen Erziehung und der Fülle verkehrter Ideen, bei ihr so manches gesunde Urteil z. B. über eigentliche Wirkung und sittlichen Wert eines Buches zu finden. Mit besonderer Liebe und Verehrung wird die edle Gestalt des prinzipientreuen J. de Maistre gezeichnet und gegen Entstellungen, z. B. Faguets, in Schutz genommen. Bonald lernt man als so trefflichen Schriftsteller kennen, daß man mit dem Verfasser eine Ausgabe von pages choisies wünscht. Die litterarische Seite tritt namentlich in der Darstellung Lamennais' zurück, aber man ist dem Verfasser auch dankbar für den Einblick, den er uns thun läßt in die Um-

wandlung eines einst für die Kirche leidenschaftlich begeisterten, hochbegabten und hochverdienten Priesters, der als ihr unversöhnter Feind starb und ohne Kreuz ins Grab gesenkt wurde. P. Longhayes Buch wendet sich an Leser, die denken wollen. Solche sind sicher, in ihm Genuß und reiche Belehrung über das Geistesleben zur Zeit der christlichen Wiedergeburt in Frankreich zu finden.

Geschichte der Pfarreien des Dekanates Münstereifel. Von Joh. Becker, Pfarrer in Bochem. [Geschichte der Pfarreien der Erzdiözese Köln. Herausgegeben von Dr. Karl Theodor Dumont, weiland Domkapitular zu Köln. Nach den einzelnen Dekanaten geordnet. XXXIV.] 8°. (XXII u. 356 S.) Bonn, Hanstein, 1900. Preis *M.* 5.

Jeder neue Band dieses bedeutsamen, in der großen Öffentlichkeit viel zu wenig gewürdigten Unternehmens ist für die Erzdiözese Köln und ihren Klerus eine Ehre, für den Freund unserer kirchlichen Vergangenheit eine Freude, für den Forscher ein willkommenes Hilfsmittel. Der Fleiß, der auch hier wieder auf die Erkundung der Vorzeit nach allen Richtungen hin, oft bis ins Kleinste hinein, aufgeboten wurde, verdient alle Anerkennung. Auch die große Aufmerksamkeit, welche den zahlreichen Römerfunden dieser Gegend zugewendet wird, ist dem Gegenstande keineswegs fremd. Besonders hervorzuheben sind das schöne Lebensbild des um Münstereifel so hochverdienten Direktors Katzfey und die beiden Karten des früheren Dekanates (Zülpich) und des jetzigen. Die übersichtliche Stoffanordnung und die gefällige Ausstattung sind wie bei den früheren Bänden mustergültig. Der Inhalt spiegelt im ganzen — im Vergleich zu andern Landstrichen — wohlgeordnete und glückliche Verhältnisse, ein gutes, betriebsames und friedliches Volk, das treu an seinem Glauben hängt. Lehrreich und namentlich für den Seelsorgepriester vielseitig anregend bleibt es auch so. Das Namen- und Sachregister läßt an Vollständigkeit und Sorgfalt viel zu wünschen übrig. Dagegen wird an dem zuweilen etwas muntern Ton kein Vernünftiger Anstoß nehmen können. Der Verfasser, dem schon das Dekanat Blankenheim seine historische Beschreibung verdankt, hat sich auch durch diesen neuen Band vollen Anspruch auf Anerkennung verdient.

1. **L'Attitude de la Russie dans la Question du Calendrier.** Par Cés. Tondini de Quarenghi, Représentant de l'Académie des sciences de Bologne pour l'unification dans la mesure du temps. [Extrait de „La Quinzaine" du 1er Janvier 1901.] 8°. (24 p.) Paris, Picard, 1901.

2. **La Question du Calendrier au point de vue social.** Par le P. Cés. Tondini de Quarenghi, Barnabite, Représentant etc. [Extrait des comptes rendus de l'Académie des sciences morales et politiques de l'Institut de France. Séance du 30 Mars 1901.] 8°. (32 p.) Paris, Picard, 1901.

1. Die höchst interessante Darlegung gewährt Einblick in die Wünsche und Bestrebungen, welche in Bezug auf Einführung eines allen Völkern gemeinsamen Kalenderjahres auch im orthodoxen Osten Europas sich immer mehr bemerkbar machen. Es wird festgestellt, daß der entscheidende Widerstand seit mehr als drei Jahrhunderten fast ganz von Rußland ausgegangen sei, heute jedoch nicht mehr unüberwindlich scheine. Der Verfasser neigt zu der Ansicht, daß durch eine Nach-

giebigkeit der religiösen Gemeinschaften des Westens hinsichtlich der Fixierung des Ostertages zur Beseitigung desselben die beste Vorbedingung geboten sei. Er ist überzeugt von der Geneigtheit der Protestanten Deutschlands und Englands wie der Vereinigten Staaten; die entgegenkommende Gesinnung von seiten des Heiligen Stuhles ist dokumentiert durch das Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Rampolla an Professor Dr. Förster vom 6. Mai 1897.

2. Dieser zweite Aufsatz betont noch mehr die günstige Stimmung, welche in den geistig höher stehenden Kreisen des griechisch-orthodoxen Bekenntnisses in Bezug auf Vereinheitlichung des Kalenders sich kundgebe. Früher gehegte politische Bedenken seien heute geschwunden, die im schismatischen Fanatismus der niedereren Schichten noch immer vorhandenen bedeutenden Schwierigkeiten würden durch volkstümliche Belehrung und kluge Propaganda sich allmählich vermindern lassen. Viele wertvolle Belege und wissenschaftliche Erläuterungen zum besseren Einblick in die Natur der Frage sind beigegeben.

Hagiographischer Jahresbericht für das Jahr 1900. Zusammenstellung aller im Jahre 1900 in deutscher Sprache erschienenen Werke, Übersetzungen und größerer oder wichtigerer Artikel über Heilige, Selige und Ehrwürdige. Im Vereine mit mehreren Freunden der Hagiologie herausgegeben von L. Helmling aus der Beuroner Benedictiner-Congregation. 8°. (44 S.) Mainz, Kirchheim, 1901. Preis 70 *Pf.*

Die Einleitung entwickelt auf 10 Seiten die Grundsätze, welche für das hier beginnende Unternehmen maßgebend sein sollen; der zweite Teil giebt die Werke oder Artikel in Bezug auf einzelne Heilige (20 Seiten); der dritte Teil solche über ganze Klassen (7 Seiten). Den Titeln ist jedesmal ein summarisches Urteil über wissenschaftlichen Wert oder populäre Brauchbarkeit beigefügt. Alljährlich soll fortan über die im Laufe des Vorjahres veröffentlichten Arbeiten hagiographischen Inhaltes ein entsprechender Bericht folgen; je fünf Jahresberichte bilden einen Band mit gemeinsamem Register. So wäre das, was seit 1891 die Analecta Bollandiana für die gesamte Heiligenlitteratur geleistet, nunmehr, eingeschränkt auf den Bereich deutscher Zunge, auch in einem besondern Organe dargeboten in der Absicht, dadurch fördernd auf die Pflege dieses Litteraturzweiges in Deutschland einzuwirken. Ein Wegweiser durch das, was der Büchermarkt alljährlich auf diesem Gebiete praktisch Brauchbares zu Tage fördert, kann manch guten Dienst leisten; eine Zusammenstellung dessen, was wissenschaftlich Neues zum Vorschein kommt, hat Wert für den Forscher. Daß in der Verbindung beider Elemente eine gewisse Schwierigkeit liege, wird jeder erkennen, der mit Interesse die Broschüre prüft. Hinsichtlich des Unternehmens selbst wie einzelner Aufstellungen bleibt manches diskutierbar.

Hermann von Mallinckrodt. Die Geschichte seines Lebens. Von Otto Pfülf S. J. Zweite, inhaltlich bereicherte Auflage. Mit v. Mallinckrodts Bildnis in Lichtdruck und zehn andern Abbildungen. gr. 8°. (XII u. 572 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 8; geb. *M.* 9.60.

Die erste Auflage 1892 ist in diesen Blättern zur besondern Anzeige nicht gekommen, da der Name Hermann v. Mallinckrodts zur Empfehlung des Werkes bei den Katholiken völlig auszureichen schien. Heute gehören, bei dem großen Umschwung in den Parteiverhältnissen Deutschlands, Mallinckrodt und der Kulturkampf der Vergessenheit an, kaum weniger als die heißen und heldenmütigen Kämpfe

der „Katholischen Fraktion" aus den fünfziger Jahren. Um so mehr muß auf dieses Lebensbild hingewiesen werden als das eines ganzen Deutschen, der zugleich ein ganzer Katholik war. Mallinckrodt ist wahrhaft vorbildlich für den gebildeten katholischen Mann in öffentlicher Laufbahn; die Verhältnisse, unter welchen er zu seiner Größe emporgestiegen, sind gar sehr lehrreich auch für unsere Tage. Wiewohl an Umfang um 70 Seiten verringert, nennt sich die neue Auflage mit Recht „inhaltlich bereichert". Zahlreich und mannigfaltig sind die Zusätze, z. B. zur Erfurter und zur Münsterer Bürgermeistersache, über Florencourt, Eugen Richter, Windthorst, Zusammenstöße mit Bismarck zur Kulturkampfszeit. Neu sind insbesondere das Brieffragment v. Düesbergs, die Briefe Schorlemer-Alsts und das hübsche Urteil Dr. Haffners über Mallinckrodt 1859. Neben dem sachlich Neuen scheint die Sorgfalt darauf gerichtet, das Buch noch flotter lesbar zu machen. Anmerkungen sind fast ganz verschwunden, Programme, Wahlaufrufe u. dgl. weggelassen, Nebensachen, auch wo nicht ohne Interesse, geopfert, neue Kapitel sind abgezweigt, die Gruppierung an manchen Stellen zum Vorteil geändert. Noch deutlicher und alles beherrschender als früher tritt jetzt überall der Held und sein eigenstes Seelenleben hervor.

Joseph Kehrein, der Germanist und Pädagog. Nebst einer Auswahl seiner Gedichte. Aus Anlaß der Enthüllungsfeier seines Denkmals in Montabaur am 16. September 1901 herausgegeben von Dr. Valentin Kehrein, Professor am Kaiserin-Augusta-Gymnasium in Koblenz. 8°. (290 S.) Münster, Schöningh, 1901. Preis brosch. *M.* 3; geb. *M.* 4.

Auf 130 Seiten dicht zusammengedrängt findet sich der Bericht über Lebenslauf, Arbeiten, Tugenden und litterarische Leistungen eines tüchtigen katholischen Gelehrten und Pädagogen. Der eigene Sohn hat diese Erinnerungen pietätsvoll zusammengesammelt und mit aller Bescheidenheit den Verdiensten eines ausgezeichneten Vaters Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es war dies ein unleugbares Verdienst, denn wir Katholiken kennen unsere Reichtümer oft gar so wenig. In der Zeit, die einen Dr. Kellner, Dr. Bone, Ohler und Kehrein nebeneinander wirken sah, brauchen wir das glaubensfremde Lager um seine Diesterweg, Dittes und Konsorten wahrlich nicht zu beneiden. Auch die kleine Sammlung von Kehreins ausgewählten Gedichten ist willkommen. Sie läßt eine tiefe, wahre, aber durch nichts angekränkelte Empfindung erkennen und zeigt den Mann der echten Ideale. Nicht nur im Nassauerlande, das er mit seinem Volke und seinem Fürsten so sehr geliebt, sondern weithin über ganz Deutschland war Kehreins Name bekannt. Seine vortrefflichen deutschen Lesebücher waren in zahlreichen Schulen eingeführt und gewannen ihrem Verfasser die Wertschätzung vieler. Um so mehr werden solche fernstehende Verehrer mit dem Referenten sich freuen, ihn als das näher kennen zu lernen, was er war, als einen reich bevorzugten Geist und einen wahren, musterhaften Katholiken.

Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München und Freising. Von Dr. Martin von Deutinger. Fortgesetzt von Dr. Franz Anton Specht, Domkapitular. Siebenter Band. Neue Folge. Erster Band. 8°. (VIII u. 316 S.) München, Lindauer, 1901. Preis *M.* 4.

Die Fortsetzung der Deutingerschen „Beiträge", fast unverhofft nach einem halbhundertjährigen Stillstande, ist gewiß eine sehr erfreuliche und vielverheißende

Erscheinung. Die Bedeutung jenes ersten Unternehmens, auf welchem sie weiterbaut, wie die Namen, die heute an der Spitze stehen, können nur Vertrauen erwecken. Der Inhalt dieses ersten Heftes ist ein reicher und wertvoller, der auch über den Rahmen des Diözesangeschichtlichen hinaus sich Beachtung zu sichern geeignet ist. Gleich die ausgezeichnet kundige und fleißige Zusammenstellung über die Klöster, die neuen Bausteine zur Geschichte Tegernsees, die beiden Originalberichte über die Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges haben Wert für jeden Historiker. Die neurevidierte Chronologie zum Leben des hl. Korbinian kann gute Dienste thun. Auch alles andere sind willkommene Gaben. Man kann nur wünschen, daß das Unternehmen jene Teilnahme und Unterstützung finde, deren es würdig ist. Es wird dann ohne Zweifel noch vieles Neue zu Tage fördern, hierdurch aber ein liebevolles Eingehen auf die kirchliche Vergangenheit und eine richtige Würdigung des historisch Gewordenen namentlich unter dem Klerus mächtig anregen.

Friedrich Spe. Von Johannes Diel S. J. Zweite, umgearbeitete Auflage von Bernhard Duhr S. J. Mit Titelbild und Faksimile. 8°. (X u. 148 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis brosch. *M.* 1.50; geb. *M.* 2.

Die anmutige Lebensskizze, welche einst J. Diel von P. Spe entworfen hat, ist hier einer durchgreifenden Neubearbeitung unterzogen und auf die Höhe der heutigen Forschung erhoben. Für die Kenntnis der Lebensschicksale wie der Bedeutung Spes sind die letzten 30 Jahre nichts weniger als unergiebig gewesen, und ein namhafter Teil des Verdienstes kommt hierbei gerade dem Neubearbeiter zu. Diel als Dichter und Litterarhistoriker hatte sich vorzugsweise dem Dichter Spe und dessen idealer, liebenswürdiger Sinnesart zugewendet, und die schöne Darstellung der ersten Auflage nach dieser Richtung hin hat der Neubearbeiter mit zarter Hand zu schonen gewußt. Dagegen hat er selbst mit Vorzug demjenigen sich zugewendet, was Spe seine fast welthistorische Bedeutung giebt, seinem kühnen Sturmlauf gegen den noch alles in seine Bannkreise zwingenden Hexenwahn. Was Diel auf 12 knappen Seiten kaum eben berührt hatte, füllt jetzt fast die Hälfte des Buches, 70 Seiten, darunter auf 48 Seiten ein Auszug aus der Cautio Criminalis. Zu den enge zusammengedrängten reichen Daten aus Spes bewegtem Lebenslauf gesellen sich tiefgreifende Erörterungen über die Entwicklung und Bekämpfung der Hexenpanik, und wird die frühere leicht fließende Lebensskizze zu einem recht ernsten, inhaltreichen Beitrag zur Geschichte der Hexenprozesse. Die ausnehmende Kürze bei so umfassendem Gebiet, zu welchem der äußere Rahmen der Arbeit nötigte, ist für die Sache nicht immer günstig, dem kundigen Forscher aber wird sie angenehm sein.

Biographisches Lexikon für das Gebiet zwischen Inn und Salzach. Von Max Fürst. 8°. (242 S.) München, Lentner, 1901. Preis *M.* 3.

Es wäre schade, wenn die Bezeichnung als „Lexikon" von der Anschaffung oder Lesung dieses prächtigen Werkchens abschrecken würde. Aufgabe desselben ist, über die beachtenswerteren Persönlichkeiten des Chiemgaues, soweit ihr Andenken geschichtlich erhalten ist, biographische Daten kurz zusammenzustellen und auch von auswärtigen Berühmtheiten, die durch längeren Aufenthalt oder eingreifendes Wirken zu jenen Gegenden in nähere Beziehung getreten sind, Nachricht zu geben. Das nächste Interesse beansprucht diese Zusammenstellung natürlich für den heimatliebenden Bayern, kann aber, zumal als Nachschlagewerk, auch sonst treffliche Dienste leisten. Es ist nicht alphabetisch geordnet, sondern mit dem 8. Jahrhundert beginnend, folgt es dem Laufe der Zeiten und läßt eine recht namhafte Zahl merk-

würdiger Persönlichkeiten, namentlich verdienter Priester und Künstler, in bunter Reihe am Blick vorüberziehen. Die Lesung des Buches ist angenehm und die Schlüsse, die es auf das geistige Leben in diesen gesegneten Landstrichen gestattet, sind keineswegs ungünstig. Nachträge werden ja später wohl noch manche zu machen sein. In der Passauer „Theol.-prakt. Monatsschrift" 1896 (VI, 325 f.) findet sich ein Lebensbild des P. Ignatius Sträßl S. J., der aus Altötting stammt. Eine genaue Durchsicht von Sommervogels großem bibliographischem Werk Bibliothèque de la Compagnie de Jésus würde zweifelsohne allein schon mehrfache Ergänzungen liefern. Auch Huonder, Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts, wußte noch manchen wackern Sohn des Chiemgaues aufzuzählen, der hier nicht genannt wird.

Durch Skandinavien nach St. Petersburg. Von Alexander Baumgartner S. J. Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 161 Abbildungen und einer Karte. Dritte Auflage. [Nordische Fahrten. Skizzen und Studien. II.] 8°. (XXII u. 620 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 10; geb. in Originaleinband *M.* 12.

Mehr und mehr wird Skandinavien der Zielpunkt solcher, welche inmitten einer wunderherrlichen Natur und eines urwüchsigen gesunden Volkslebens für Geist und Leib Erfrischung suchen. Die jährlichen Erholungsfahrten des deutschen Kaisers lenken ohnehin die Blicke immer wieder auf das norwegische Hochland. Jahre, bevor dies begonnen, hatte P. Baumgartner jene gleichen Fahrten *beobachtend*, zeichnend und studierend zurückgelegt und zum großen Teil in dieser Zeitschrift beschrieben. Seine Schilderungen haben im skandinavischen Norden selbst wegen der Gründlichkeit der Kenntnisse und der Feinheit des Urteils ungewöhnlich freundliche Aufnahme gefunden, in Deutschland aber durch ihren reichen Gehalt so viele Freunde erworben, daß nun bereits eine dritte Auflage notwendig geworden ist. Die neu vorgenommenen Änderungen des Textes beschränken sich fast ganz auf Ergänzung oder Präzisierung statistischer Angaben; hinsichtlich der Illustrationen dagegen ist eine außerordentliche Bereicherung zu verzeichnen, nicht nur was die Zahl, sondern auch was Wahl angeht. Schon der farbenprächtige, gestaltenreiche Originaleinband kündet ein Prachtwerk an. Der Verfasser schreibt nicht lediglich als Geograph oder Naturfreund, sondern stets mit bevorzugendem Eingehen auf Geschichte und Geistesleben der Völker. Seine Vorliebe gilt den kernigen Norwegern, doch ist auch Rußland nicht zu kurz gekommen. Besondere Anziehung gewährt das letzte Kapitel, welches den Leser in den Baltischen Provinzen heimisch werden läßt, jenem Stück Deutschlands jenseits der russischen Grenze, das bei uns niemals vergessen werden dürfte.

Neuheiten aus Kühlens Kunstverlag in M.-Gladbach folgen sich in fast ununterbrochener Reihe, weil groß und klein nach Bildern verlangt, ältere Sachen aber durch ihr Bekanntsein den Reiz verlieren und bald nicht mehr auf der Höhe der stetig sich vervollkommnenden Technik bleiben. Die jüngsten Kanontafeln des Verlages gewinnen das Auge durch deutlichen, schwarzen Druck mit romanischen Anfangsbuchstaben und farbigem Bilde des Gekreuzigten, das im Notfalle ein Altarkreuz ersetzen kann. (Die drei Tafeln *M.* 4; kartoniert zum Zusammenklappen und lackiert *M.* 6.50.) Das Herz-Jesu-Schild, ein 13 cm hohes und breites, in einen Vierpaß eingezeichnetes, auf dickes Papier befestigtes, durch M. von Oer entworfenes Brustbild des Herrn eignet sich trefflich, ohne weitere Einrahmung, auf eine Wand befestigt zu werden. Es empfiehlt sich durch einfachen, jedoch geschmackvollen farbigen Reliefdruck für arm und reich, ist als Geschenk zur

Verbreitung der Herz-Jesu-Andacht geeignet und nicht teuer (15 *Pf.*). Ähnliches gilt von dem Heilig-Geist-Schild, dem Marien-Schild und dem St. Joseph-Schild. Eine zweite Serie von sechs durch M. von Oer entworfenen Bildchen (in kleinem Format 100 zu *M.* 1.60, in größerem *M.* 2.40) vereint moderne Auffassung mit Anlehnung an ältere Stilisierung. Besonders wirkungsvoll sind die in Weiß gehaltenen, vom farbigen Hintergrunde kräftig sich abhebenden und vornehmen Gestalten des thronenden Heilandes und der hl. Agnes. Die unter dem Titel: „Unserer Lieben Frauen Myrrhen- und Rosengärtlein" zusammengefaßten Bildchen der Serie 1002 (zu *M.* 1.20; 100 zu *M.* 2.40) stellen die Freuden und Schmerzen der Gottesmutter in fester Konturzeichnung und farbenprächtiger, goldglänzender Ausstattung dar. Ähnliche Ausführung findet sich in der etwas kleineren Serie 1070 (100 zu *M.* 1.80). Sie zeigt Christus als guten Hirten und Kinderfreund, an der Thüre des Herzens klopfend und am Kreuze, dann die Anbetung des heiligsten Sakramentes durch Engel, die Gottesmutter und den hl. Joseph. Weicher in der Zeichnung und Farbengebung sind die Bilder der Serie 14 und 14½ (100 zu *M.* 1.80, kleiner zu *M.* 1.20). Der große Wechsel in den vielen, ziemlich gleichartigen Erzeugnissen ist anerkennenswert, zeugt er doch für ernstes Streben und hochentwickelte Fertigkeit des Leiters und der Angestellten dieser Kunstanstalt, die in Zeichnung und Farbengebung einen bestimmten Stil festhält, wodurch sie nach allen Seiten hin zu gefallen sucht, aber nie einförmig oder trivial wird, stets saubere und im Verhältnis zu den Leistungen billige Sachen bringt. Zwei ihrer jüngst erschienenen Werke wenden sich an die Freunde mittelalterlicher Kunst. Das erstere giebt in 21 Lichtdrucken die von Jan Joest gemalten Flügelbilder des Hochaltars zu Kalkar so vortrefflich wieder, daß deren Wert erst jetzt für weitere Kreise erkennbar wird. (Das Leben Jesu Christi von Jan Joest geschildert auf den Flügeln des Hochaltares zu Kalkar. Herausgegeben und beschrieben von Stephan Beissel S. J. M.-Gladbach, Kühlen, 1900. Preis *M.* 8.) Das andere Werk ist für Fachgelehrte nicht so wichtig, weil es nur Nachbildungen der Strixnerschen Lithographien bietet, empfiehlt sich aber dadurch, daß es hervorragende Meisterwerke der alten Niederländer, der Kölner Maler und anderer deutschen Schulen aus dem Ende des Mittelalters und dem Beginne des 16. Jahrhunderts in klaren, feinen Drucken bringt, welche den Wert der Zeichnung weit besser darthun und die Einzelheiten deutlicher erkennen lassen als Photographien nach den Originalen. Als Musterbuch für Maler sowie als Geschenk für solche, welche die alte deutsche Kunst des ausgehenden Mittelalters lieben, verdient es warme Empfehlung. (Aus der Sammlung Boisserée. Vierzig Lichtdrucke zum Leben Jesu und Mariä mit einer Einleitung von Stephan Beissel S. J. M.-Gladbach, Kühlen, 1901. Preis *M.* 12.) Aus derselben Boisserée-Galerie veröffentlicht Kühlen drei nach den Strixnerschen Lithographien phototypisch hergestellte Serien kleinerer Bilder einzelner Heiligen. (Serie 902 mit 100 Bildern zu *M.* 1.80, Serie 901 und 903 in etwas größerem Format zu *M.* 2.) Vortreffliche Gemälde der frommen alten Zeit werden hier zum Gemeingut gemacht, und es steht zu hoffen, daß sie eine gute Aufnahme finden. Echt religiöse Bilder füllen die Phantasie mit edeln Vorstellungen, bringen die Personen und Ereignisse der heiligen Geschichte dem Gemüte näher, festigen den Glauben und erwärmen das Herz. Es ist darum erfreulich, daß ein ernster Wettstreit zwischen sehr bedeutenden katholischen Firmen und Gesellschaften in deren Herstellung eingetreten ist, wodurch minderwertige Ware hoffentlich allgemein ausgeschlossen wird, welche selbst jüdische Fabrikanten zu vertreiben suchten.

Miscellen.

Ein Bismarck-Brief. Gegenüber von Poschingers vielfachen Publikationen aus den Papieren des Altreichskanzlers ist gelegentlich der Tadel laut geworden, daß auch amtliche Schreiben, die ja in den meisten Fällen, wie immer inspiriert, doch der Form nach nicht von Bismarck konzipiert seien, in die Sammlung seiner Briefe Aufnahme gefunden hätten. Es giebt jedoch auch amtliche Schreiben, welche so sehr das eigenste Gepräge Bismarcks tragen und welche aus Verhältnissen erwachsen sind, die Bismarcks persönliche Beteiligung auch selbst bei der Wahl des Ausdrucks so sehr zu erheischen scheinen, daß sie als Briefe Bismarcks im vollen Sinne anzusehen sind. Ein Schreiben dieser Art, nicht ohne Interesse in Bezug auf Bismarcks persönliche Denkweise und Sinnesart, wurde vor nunmehr 34 Jahren erlassen in Angelegenheit einer zu Schrimm (Provinz Posen) von seiten der galizischen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu eröffneten kleinen Niederlassung. Der an sich unbedeutende Anlaß hat damals wie später auf seiten der Klosterstürmer einigen Staub aufgewirbelt. Das Urteil Bismarcks, das zu Gunsten der Niederlassung entschied, ist jedoch niemals bekannt geworden. Der Brief ist gerichtet an den damaligen Minister des Innern, Grafen zu Eulenburg, und lautet wörtlich:

Berlin, den 17. Novbr. 1867.

Ew. Exzellenz beehre ich mich auf das gefällige Schreiben vom 5. v. M. ganz ergebenst zu erwidern, daß ich mich den in diesem und Ew. Exzellenz geehrtem Votum vom 20. Juni d. J. entwickelten Ansichten über das den ausländischen Jesuiten in der Provinz Posen gegenüber zu beobachtende Verfahren aus rechtlichen und politischen Gründen nicht anzuschließen vermag.

Ew. Exzellenz geben in Übereinstimmung mit dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten dem Immediatberichte vom 2. Juni 1854, dessen Grundsätze durch die Allerhöchste Ordre vom 23. Juni 1855 ihre Bestätigung erhalten haben, die Auslegung, als habe dadurch nur ausgesprochen werden sollen, daß einem Ausländer nicht grundsätzlich schon um deshalb der Aufenthalt in der Provinz Posen zu versagen sei, weil er dem Jesuitenorden angehöre.

Diese Auslegung scheint mir jedoch mit dem Wortlaute des gedachten Immediatberichtes nicht im Einklang zu stehen. Die damaligen Minister des Innern und der geistlichen Angelegenheiten geben darin die Absicht zu erkennen, daß „den gehörig legitimierten und politisch unverdächtigen ausländischen Mitgliedern des Jesuitenordens der Aufenthalt in der Provinz Posen zu gestatten und die Abhaltung außerordentlicher Missionsandachten ihnen zu erlauben sei", und in diesem Sinne ist auch der damalige Oberpräsident der Provinz Posen mit Allerhöchster Genehmigung instruiert worden.

Auf Grund dieser Allerhöchsten Bestimmung bin ich der Ansicht, daß keinem „gehörig legitimierten und unverdächtigen ausländischen Mitgliede des Jesuiten-

ordens zur Zeit der Aufenthalt in der Provinz Posen versagt werden darf", und ich werde in dieser Auffassung durch die von Ew. Exzellenz in dem geehrten Votum vom 20. Juni und von dem Oberpräsidenten von Horn in seinem Berichte vom 15. Mai d. J. bestätigte Thatsache bestärkt, daß danach in der Praxis bisher stets verfahren worden ist.

Bei dieser Sachlage ist es mir aber auch nicht zweifelhaft, daß ein verändertes Verfahren gegen die ausländischen Jesuiten in der Provinz Posen nicht auf Grund eines Ministerial-Reskriptes erfolgen kann, daß es vielmehr zu diesem Zwecke eines die Allerhöchste Ordre vom 23. Juni 1855 abändernden Erlasses Seiner Majestät des Königs bedarf. Eine solche Maßregel würde mir aber zur Zeit aus politischen Grundsätzen kaum ratsam erscheinen.

Der Oberpräsident von Horn erkennt in seinem erwähnten Berichte vom 15. Mai d. J. an, daß die Jesuiten in der Provinz Posen sich daselbst von allen politischen Agitationen, selbst in den Jahren 1863 und 1864, ferngehalten haben, ein Lob, welches bekanntlich der katholischen Pfarrgeistlichkeit dieser Provinz keineswegs erteilt werden kann. Überdies räumt aber der Oberpräsident von Horn ein, daß die von ihm befürwortete Maßregel, daß den ausländischen Jesuiten nur in einer beschränkten, dem bisherigen Zustande entsprechenden Anzahl der Aufenthalt und die geistliche Wirksamkeit in der Provinz gestattet werden solle, dem lebhaftesten Widerspruche des Erzbischofs Ledochowski begegnen werde. Es würde aber bei der bekannten politischen Haltung dieses Prälaten gegenüber den preußenfeindlichen Bestrebungen der polnischen Agitationspartei meiner Überzeugung nach ein politischer Fehler sein, wenn die Königliche Regierung ohne dringende Notwendigkeit einen Konflikt mit demselben heraufbeschwören wollte.

Jedenfalls ist zur Rechtfertigung eines solchen Schrittes eine mehr theoretische Besorgnis in betreff der Mitglieder des Jesuitenordens, von welcher sich der Oberpräsident von Horn, wie aus dem mehrfach erwähnten Briefe vom 15. Mai d. J. hervorzugehen scheint, bestimmen läßt, nicht ausreichend, es bedarf dazu vielmehr meiner Ansicht nach bestimmter Thatsachen, aus denen sich ergiebt, daß die Wirksamkeit jener Ordensgeistlichen in politischer oder sittlicher Hinsicht für die Bevölkerung der Provinz Posen in der That eine nachteilige ist.

Solange sich dies nicht erweisen läßt, scheint es mir geboten zu sein, von dem in betreff der ausländischen Jesuiten in der Provinz Posen bisher beobachteten Verfahren nicht abzuweichen, und ich erlaube mir daher, die in dem Schreiben, welches ich unter dem 13. August d. J. an Ew. Exzellenz zu richten die Ehre hatte, ausgesprochene Bitte zu wiederholen, daß Ew. Exzellenz, wenn Sie sich meiner Auffassung nicht sollten anzuschließen vermögen, diese Angelegenheit in Verbindung mit dem Herrn Minister der geistlichen 2c. 2c. Angelegenheiten zur Beratung im Königlichen Staatsministerium geneigtest vorbereiten wollen.

(gez.) von Bismarck.

An den Königl. Staats- und Minister des Innern,
Herrn Grafen zu Eulenburg, Exzellenz
(St. M. Nr. 3557).

Zur 100jährigen Gedächtnisfeier von Schillers „Jungfrau von Orleans“. Unsere Bühnen, die großen und die kleinen, haben Festaufführungen zur 100jährigen Gedächtnisfeier der „romantischen Tragödie“ Schillers veranstaltet. Mag auch die Begeisterung für das Stück nicht mehr so hoch gehen, wie sie sich an dem 17. September 1801 in Leipzig dem Dichter selbst gegenüber äußerte, bei unsern jugendlichen Zuschauern aus den oberen Klassen der Mittelschulen dürfte nachgerade das richtige Verständnis der Tragödie jener damaligen ersten und frischesten Auffassung wohl kaum nachstehen. Daß ja unsere sogen. klassischen Dramen nur noch zumeist für die studierende Jugend ab und zu auf den Brettern gegeben werden, ist leider eine zugestandene Thatsache; und da hat die Schule in der allerjüngsten Zeit zur idealen Würdigung des vielangefeindeten Stückes ihre Schuldigkeit gethan, indem sie Goethes Urteil wieder zur Geltung brachte, das er dem Freunde mit der Rücksendung des Manuskriptes geschrieben hat: „Es ist so brav, so gut, so schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß.“ Wie trotz dieses höchsten Lobes dennoch unsere gefeiertsten Litteraturgeschichten — von Gervinus mit seiner „Somnambule“ angefangen, Vilmar und Scherer mit einbegriffen, bis zur jüngsten vornehmen Verweisung des Stückes „in die kirchliche Weltanschauung hinein“ durch O. v. Leixner — so abschätzig über „die Jungfrau von Orleans“ urteilen konnten, erregt gerechtes Befremden, wenn es auch dem Eingeweihten deutbar erscheint. Woher aber jetzt der auffallende Umschwung in den Meinungen? Dies Verdienst wird dem in Schulkreisen wohlbekannten V. Valentin zugeschrieben. In seinem 1894 zur Feier von Schillers Geburtstage über „Das künstlerische Hauptproblem in Schillers Jungfrau von Orleans“ gehaltenen Vortrage faßt der Gelehrte seine Grundanschauung in den Satz zusammen: „Eine reine Seele, wie sie auf dem Boden einer bestimmten Weltanschauung sich gestaltet, unterliegt zeitweilig den Verlockungen des eitlen Trachtens ihres Herzens und arbeitet sich, durch eine schwere Strafe getroffen und geweckt, zu dem erneuten Zustand höchster Seelenreinheit durch, der nun aber erhöhten Wert hat: was ursprünglich Naturanlage war, wird schließlich das Ergebnis eines sittlichen Handelns.“

V. Valentin wußte seine edel aufgefaßte Ansicht nicht nur siegreich gegen gelehrte Bedenken und scharfe Angriffe zu verteidigen, er hat ihr auch die weiteste Verbreitung gesichert, indem er sie in seiner Schulausgabe der „Jungfrau von Orleans“ veröffentlichte. So geht E. Müllers sehnlichster Wunsch, „es möchte doch allmählich überall diese Auffassung sich Bahn brechen“, immer mehr und mehr in Erfüllung.

Doch muß bei aller dankbaren Anerkennung von Valentins Verdienst die Priorität der neuen Auffassung einem andern gelehrten Schulmanne zuerkannt werden, dem P. Chr. Stecher S. J.

Schon im Jahre 1881, also 13 Jahre vor Valentins berühmtem Vortrage, hat Stecher in seine vielbändige Sammlung „Deutsche Dichtung für die christliche Familie und Schule“ auch „Die Jungfrau von Orleans“ aufgenommen und zu seiner Ausgabe eine Vorrede geschrieben. Darin legt er seine Ansicht über das herrliche Gedicht unseres großen Dramatikers in schlichter und einfacher Weise

dar. Ihm ist der Grundgedanke des Stückes folgender: „Gott wirkt Wunderbares in und durch Werkzeuge, die nichts sind in ihren eigenen Augen und in den Augen der Welt, aber nur so lange, als sie eben dieses Nichts sind in ihren Augen und in den Augen der Welt.“ Dieser Satz wird durch eine gedrängte Inhaltsangabe der Dichtung dargethan. Dabei sieht Stecher naturgemäß die Schuld und Versündigung der Jungfrau in geistlichem Stolz und in Selbstüberhebung; „ihre Verliebung in Lionel ist Folge und Strafe dieses ersten Falles“. Die Scene mit dem schwarzen Ritter sowie die Sühne der Schuld weiß Stecher mit seiner Auffassung in besten Einklang zu setzen. Zudem versteht es der katholische Priester und Ordensmann aus theoretischer und praktischer Kenntnis des höheren Seelenlebens seine Ausführungen an der Hand der Dichtung tief zu begründen.

Ob V. Valentin Stechers Schulausgabe gekannt hat? Leider können wir den Toten nicht mehr fragen. Es läßt sich aber stark vermuten, ohne dadurch den Ruhm des verdienstvollen Schulmannes zu schmälern. Dann hat nämlich Valentin die nur kurz, fast nachlässig ausgedrückten Gedanken Stechers in ein wissenschaftlich schönes Gewand gekleidet und sie aus dem der idealen Schaffensweise Schillers zu beleuchten versucht, am meisten durch den Hinweis auf die Ballade „Der Kampf mit dem Drachen“.

Freilich ist auch der letztere Hinweis nicht neu; er findet sich schon in einem Schulprogramme des Benediktiner-Stiftes Maria-Einsiedeln aus dem Jahre 1867.

Indessen der Benediktiner und der Jesuit und der moderne protestantische Schulmann, sie alle drei sehen in der „romantischen Tragödie“ Schillers brillanteste Dichtung, und dafür gebührt ihnen allen dreien gleicherweise unser wärmster Dank. N. Sch.

Ein hochmoderner Totenacker. Der Pariser Kirchhof Père-Lachaise hat einen Nebenbuhler bekommen, der jene an Denkmälern und geschichtlichen Erinnerungen so reiche Sehenswürdigkeit bei der modernen Welt in Schatten zu stellen droht. Im vorigen Jahre (1900) ist nämlich, wie die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ (27. Juni 1901) berichtet, in Paris ein neuer Friedhof eröffnet worden, eine nach der Versicherung des Potsdamer Schriftstellers Otto Hassellampf so originelle Schöpfung, daß sie den Besuchern der Seinestadt zur Besichtigung empfohlen zu werden verdient.

Eine wüste Insel in der Seine bei Asnières, eine halbe Stunde unterhalb Paris, wurde mit unsäglicher Mühe in herrliches Gartenland umgeschaffen. Ein monumentales Eingangsthor versperrt Unberufenen den Zutritt und öffnet sich nur gegen den Tribut von mindestens einem halben Frank. „Gleichmäßig abgeteilt, geschmückt mit entsprechenden Metall- und Steinplatten, selbst mit Vogelbauern“, liegen die Grabstätten dieses Totengartens in bunten und doch monotonen Reihen da, hochmoderne, ziemlich profane Gräber. Einige Monumente stechen allerdings durch Größe und originelle Ausführung hervor. Prunkvoll ist besonders ein Sandsteinmonument, das eine große Fürstenkrone trägt und, wie uns berichtet wird, auf Veranlassung der Fürstin de Cerchiara-Pignatelli errichtet wurde (für

wen, ist nicht gesagt). Die genannte Zeitung widmet demselben eine besondere Abbildung. Aber erst einige Angaben über Ursprung und Zweck dieses „Kirchhofs“ und seine Begräbnisordnung geben Aufschluß über den eigenartigen Geist, der hier weht.

Eine Aktiengesellschaft mit 350 000 Fr. Kapital, gegründet von Madame Durand, Besitzerin der Pariser Zeitung „La Fronde“, und Monsieur Harmois, hat die Einrichtung ins Leben gerufen. „Bedauerlicherweise“ ist dieselbe ziemlich kostspielig. Einmalige Benutzung eines Massengrabes ohne äußere Bezeichnung kostet 5 Fr., dann steigen die Taxen gleich auf 15, 25, 50 Fr. und höher; besondere Grabstätten kosten 500 bis 1000 Fr. Hochmodern ist der Transport der Leichen.

„Die Verwaltung des Kirchhofs läßt dieselben auf Verlangen abholen und zwar mittels eines Dreirades, auf dem sich ein Kasten mit einem Sarg befindet. Der galonnierte Fahrer stellt sich im Trauerhause ein, waltet seines Amtes und fährt mit der Bürde von dannen. Als ausdrücklich geltende Vorschrift wäre noch zu erwähnen, daß bei der Beerdigung keinerlei Zeremonien stattfinden, ebensowenig ein Kreuz aufgestellt werden darf.“

Die letzte Bestimmung ist jedenfalls das Vernünftigste an der ganzen Anstalt; es ist nämlich kein Begräbnisplatz für Menschen, sondern für — Hunde, Katzen, Vögel und anderes Hausgetier. Natürlich tragen die Grabsteine dieses Friedhofes auch Inschriften, wenigstens der größere Teil derselben, und das Studium solcher Inschriften ist, wie der Bericht hervorhebt, „nicht ohne Interesse“. Da heißt es z. B.: Je n'ai eu qu'un véritable ami. Il repose ici („Ich habe nur einen wahren Freund gehabt. Hier ruht er“); oder: Plus on voit les gens, plus on aime les bêtes („Je besser man die Menschen kennt, desto mehr liebt man die Tiere“); Elle était depuis dix ans une amie chérie („Seit 10 Jahren war sie mir eine liebe Freundin“).

Ähnliche Tollheiten blasierter oder schwachsinniger Tierliebhaber sind ja nicht ganz unerhört, und der empfehlende Artikel der „Illustrierten Zeitung“ hat vielleicht die Folge, daß man in Berlin, Hamburg oder Leipzig die Narretei mitmacht, vorausgesetzt daß der Paragraph vom groben Unfug nicht im Wege steht. Wenn man aber einmal einem „dringenden Bedürfnis“ auf diesem Felde abhelfen wollte, so sehen wir nicht ein, warum man nicht gleich ein Krematorium, einen Leichenofen, für die Überreste dieser edlen Lieblinge einer entarteten Gesellschaft gründete. Durch obige Schilderung könnte der Verdacht entstehen, als sollte mit diesem „Hundefriedhof“ und seiner Begräbnisordnung „sine crux et sine lux“ das sogen. enterrement civil, in Frankreich auch enterrement chien genannt, ins rechte Licht gestellt werden, was doch schwerlich die Meinung der Madame Durand und des Monsieur Harmois war.

Urteilen wir nicht zu streng und bezeichnen wir die ganze Aktiengesellschaft samt ihrem galonnierten Totengräber als einen mißglückten Versuch, auf Grundlage des Darwinismus das Abdecker- oder Schindergewerbe zeitgemäß zu reformieren.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064173907

Digitized by Google

Digitized by Google

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cathrein, Victor, S. J., **Philosophia moralis** in usum scholarum. Cum approbatione Revmi Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. *Editio quarta ab auctore recognita.* 8°. (XX u. 498 S.) *M.* 4.40; geb. in Halbfranz *M.* 5.60.

Bildet einen Bestandteil des Sammelwerkes: „*Cursus philosophicus. In usum scholarum.*"

Fraknói, Wilhelm (Titular-Bischof), **Papst Innocenz XI.** (Benedikt Odescalchi) **und Ungarns Befreiung von der Türkenherrschaft.** Auf Grund der diplomatischen Schriften des Päpstl. Geheim-Archivs. Aus dem Ungarischen übersetzt von Dr. Peter Jekel. gr. 8°. (VIII u. 288 S.) *M.* 4.50.

Franz, Adolph, Die Messe im deutschen Mittelalter. Beiträge zur Geschichte der Liturgie und des religiösen Volkslebens. gr. 8°. (XXII u. 770 S.) *M.* 12.

Will man einen tieferen Einblick in das religiöse Leben des Mittelalters gewinnen, so wird man erforschen müssen, wie das Volk von den kirchlichen Gnadenmitteln Gebrauch machte und wie es die das moralische Streben unmittelbar beeinflussenden Glaubenssätze auffaste und betätigte. Von diesem Gesichtspunkte aus hat der Verfasser die Messe in ihren Beziehungen zum Volksleben und zur Literatur des Mittelalters darzustellen versucht. Die erste Abteilung des Buches stellt sich die Aufgabe, zu zeigen, welche Bedeutung das heilige Opfer für das religiöse Denken und Tun des Volkes hatte, wie das Volk dasselbe bewertete und wie die kirchliche Praxis bezüglich der Messe sich gestaltete. Die zweite Abteilung trägt wesentlich einen literar-historischen Charakter. Der Verfasser bietet darin eine Geschichte der mittelalterlichen Meſserklärungen der lateinischen Kirche und hofft damit Liturgikern wie Literarhistorikern einen Dienst zu erweisen.

Gihr, Dr. **Nikolaus, Die heiligen Sakramente der katholischen Kirche.** Für die Seelsorger dogmatisch-aszetisch dargestellt. Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Zwei Bände. gr. 8°.

I. Band: **Allgemeine Sakramentenlehre. Die Taufe, die Firmung und die Eucharistie.** Zweite, verbesserte Auflage. (XVIII u. 674 S.) *M.* 8.40; geb. in Halbsaffian *M.* 10.80. — Früher ist erschienen:

II. (Schluß-) Band. **Die Buße, die letzte Ölung, das Weihesakrament und das Ehesakrament.** (VIII u. 560 S.) *M.* 6.50; geb. *M.* 8.50.

Gehört zur zweiten Serie unserer „Theologischen Bibliothek".

Hoberg, Dr. **Gottfried, Die älteste lateinische Übersetzung des Buches Baruch.** Zum ersten Male herausgegeben. *Zweite Ausgabe.* Lex.-8°. (VIII u. 92 S.) *M.* 3.

Pruner, Dr. **Joh. Ev., Katholische Moraltheologie.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Dritte, neubearbeitete Auflage.

I. Band: gr. 8°. (XVI u. 596 S.) *M.* 7.80; geb. in Halbsaffian *M.* 10.

Gehört zur ersten Serie unserer „Theologischen Bibliothek".

Die neue Auflage, welche eine bedeutende Umarbeitung erfahren hat, erscheint in zwei Bänden, wovon der zweite im Frühjahr 1903 folgen wird. Nachdem im ersten Bande die allgemeine Moraltheologie und die Sittengesetze für das übernatürlich-religiöse und christlich-soziale Leben sowie die Rechts- und Pflichtverhältnisse in Ansehung des leiblichen und ehelichen Lebens behandelt worden sind, wird der zweite Band die Rechte und Pflichten in Ansehung der irdischen Güter nach allen Beziehungen unter beständiger Berücksichtigung des deutschen, österreichischen und französischen Gesetzbuches darlegen, ferner die Rechte und Pflichten in Ansehung der Ehre und des guten Namens, sowie die pflichtmäßige Ordnung des inneren Seelenlebens und den Gebrauch der Gnaden- und Heilsmittel nach göttlichem und kirchlichem Gesetze würdigen.

Rundschreiben, erlassen am 19. März 1902 von Unserem Heiligsten Vater Leo XIII., durch göttliche Vorsehung Papst, beim Eintritt in das 25. Jahr seines Pontifikates. — Sanctissimi Domini Nostri Leonis divina providentia Papae XIII litterae encyclicae occasione anni XXV. Pontificatus sui. Lateinisch und deutsch. gr. 8°. (52 S.) 60 *Pf.*

Weis-Liebersdorf, Dr. **J. E., Christus- und Apostelbilder.** Einfluſs der Apokryphen auf die ältesten Kunsttypen. Mit 54 Abbildungen. gr. 8°. (XII u. 124 S.) *M.* 4.

Digitized by Google